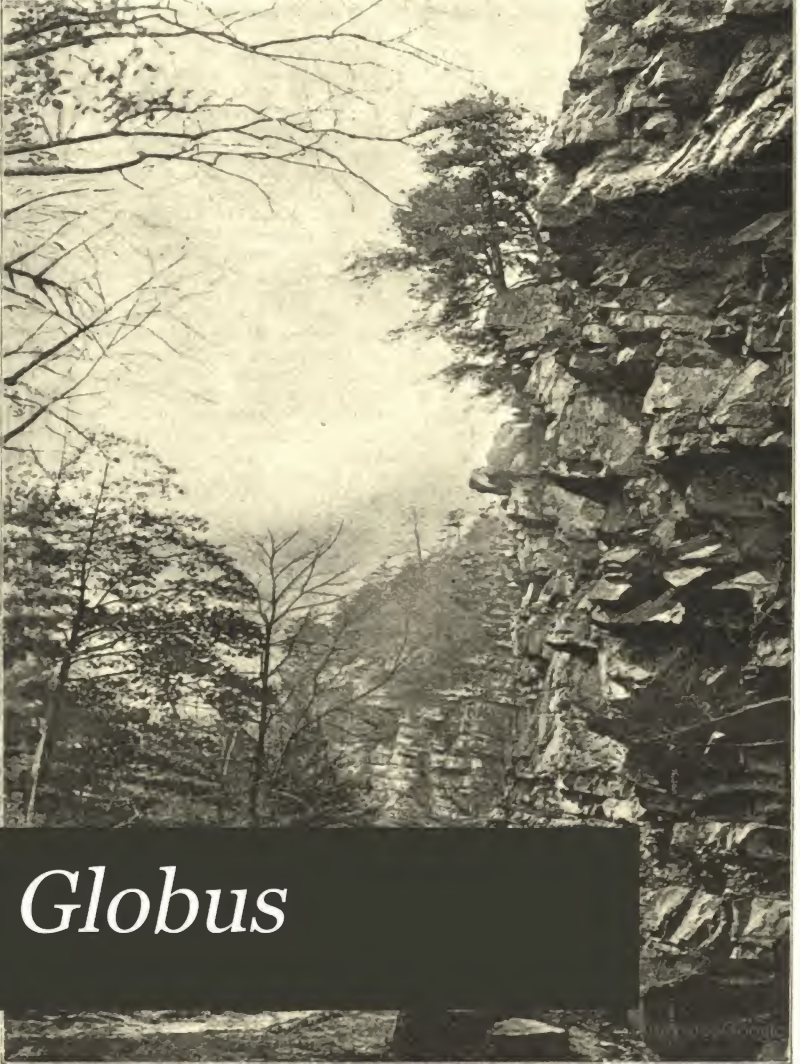
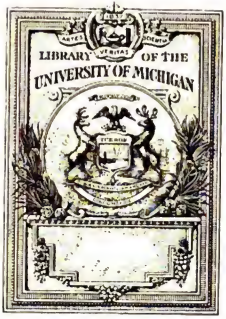

Globus



Digitized by Google

9
'88

Digitized by Google

Digitized by Google

Globus.

LV. Band.

Digitized by Google

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Fünfundfünfzigster Band.

L. Mau
Neukalen

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1889.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

1. Größere Aufsätze.

Europa.

Die Entwickelungsgeschichte des Kaspischen Meeres und seines Thierbestandes. Von F. Warthe 1. Ein Besuch auf der Hohen Königsburg 53. Rumänische Brautwerbung und Hochzeit. Von Robert Pregl 59. Bunte Bilder aus der südöstlichsten Ecke des europäischen Rußland. Von Alfred Christoph 84. 106. 122. Ein Ausflug nach Anderso. Von Dr. G. Dierck 103. 117. 134. 150. Der Stand der Karstarbeiten 1888. Von Franz Kraus 173. Die Insel Wardeina 257. 273. 293. La-Tène-Gräber in der Pfalz. Von Dr. C. Mehlis 330.

Asien.

Das Neujahrsfest in Buchara. Von Dr. O. Heyfelder 27. Indische Felsentempel und Felsenskulpturen 70. Negara, ein Industrie-Centrum in Südost-Borneo. Von F. Grabowsky 90. Der Schmuck im Gebrauche der asiatischen Völker von der Urzeit bis zum heutigen Tage. Von Dr. O. Heyfelder 141. A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien. Von Adrian Jacobsen 161. 182. 200. 213. 224. 244. 261. 279. 299. Aus Persien. Von A. J. Cepp 186. 218. 331. Die chinesische Frau 381.

Afrika.

Die Hafenplätze von Deutsch-Ostafrika 10. Kurt von Francois' Reise von Hamburg nach Malange. Von Hermann von François 33. 49. 65. Erzählungen der Suaheli-Neger in Zanzibar. Von O. Toeppen 42. P. Reichmann's Kassai-Expedition. Von H. Seidel 96. 113. Professor R. Virchow über Land und Leute in Aegypten 124. Dr. Hans Meyer's Ukamdara-Expedition 128. Die Araber in Ost- und Mittelafrika. Von H. Seidel 145. 168. Die hauptsächlichsten Küstenplätze des Galla- und Somali-Landes. Von Dr. Emil Deckert 176. 193. H. Stanley's Reisebericht 266. 284. Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien 309. 324. 340. 357.

Nord- und Mittelamerika.

Ein Eisenbahnbrückenbau über die südlichen Alleghanies. Von Dr. Emil Deckert 3. Die Hemennay-Expedition. Von Dr. Gustav Brühl 11. Die bevorstehende Vermehrung der Sterne im Banner der Nordamerikanischen Union. Von Dr. H. Toeppen 81. Von Santa Fe nach Taos. Von Dr. Gustav Brühl 129. Die virginische Sumpfcypresse und ihre wirthschaftliche Bedeutung. Von Dr. F. Moewes 235. Reiseeindrücke und Studien aus Mexiko. Von Dr. Emil Deckert. 305. 337. 373.

Südamerika.

Pampas-Leben 19. 37. 57. Zur Erforschung Brasiliens und seiner Nachbargebiete 29. Für den Haushalt der Bewohner des Inka-Reiches wichtige Säugethiere und Vögel. Von Dr. R. Brehm 75. Zur Kolonisation und Kartographie der Republik Chile. Von Dr. H. Polakowsky 281. 297.

Australien und Polynesien.

Der Bergbau in Australien. Von Dr. R. v. Lendenfeld 24. Reisebilder aus Queensland 200. 248. Zur Bevölkerungsverhältnisse Inner-Westaustraliens. Von Dr. Franz Diederich 289. 313. 321. 347. 361. Die Gletscher Neuseelands. Von Dr. R. v. Lendenfeld 369.

Ozeane.

Die Staubfälle im Passatgebiete des Nordatlantischen Ozeans. Von J. von Goerne 241.

Polarregionen.

H. Rink über das grönländische Binnen-Eis 234.

Allgemeines.

Geographische Homologien. Von Professor Dr. Albrecht Penck 17. Neue prähistorische Eisenbarren. Von Dr. C. Mehlis 40. Gebotene und verbotene Speisen bestimmter Tage. Von Karl Haberland 155. 171. 188. 204. Friedrich Ratzel's Völkerkunde. Von Dr. G. Leipoldt 269. Die Verhandlungen des Achten Deutschen Geographentages 315. 349.

2. Kürzere Mittheilungen und Notizen.

Europa.

Deutsches Reich. Die deutsche Auswanderung 222. Der Bestand der deutschen Flotte und Küstenschutze 368.

Schweiz. Die angebliche Jadefundstätte am Piz Longin 174. Eine Tropfsteinhöhle bei Reckere 222.

Frankreich. Der Außenhandel Frankreichs 158.

Großbritannien. Englische Seefischereien 79. Englische Seefischereien 127. Der Außenhandel Großbritanniens 156. Die irische Auswandererstatistik 239. Der englische Bergbaubetrieb 295.

Norwegen. Archäologische Untersuchungen im nördlichen Norwegen 383.

Rußland. Herr Fedorof über den Nordural 79. Die Zerstörung der Meeresküsten Rußlands 79. Oberst Michailof über die salutare Hebung der finnischen Küste 94. Die Finnen der murmanischen Küste 94. Russische Waldwirthschaft 94. Nickelerz bei Jelaterinenburg 127. Eine meteorologische Station auf dem Tschatyr-Dagh 127. Volkszählungen in St. Petersburg 158. Ein Krimscher Gebirgsschuh 222. Die Abnahme des Fischreichthums im Kaspischen Meere 255. Wissenschaftliche Expeditionen im europäischen Rußland 255. 335. Dr. A. Regel über die Veränderungen der Flora Rußlands 304. Die Zahl der Blinden in Rußland 368.

Spanien und Portugal. Der Handel Portugals 335. Spanische prähistorische Funde 253.

Asien.

Asiatische Türkei. Prof. Schweinfurth's Reise nach Arabien 79. 271. W. Tylor über die Hittiten 207. Die Insel Cypern 252. Korallenfesten im Rothen Meere 286.

Asiatisches Rußland. Gipfelhöhen des Kaukasus 48. Eine Kasbelbefestigung durch Ossetien. Von R. v. Seidlitz 63. Ein neuer Mammuth-Fund in Sibirien 79. A. F. Katanof's Forschungen unter den Turkstämmen 94. Das Ungthal der Engländer Donkin und Fox am Keschtan tau. Von R. v. Seidlitz 111. Ein Text mal Prshewalski's 159. Douglas Freshfield's Kasbelbesteigung 159. Geplante Fortsetzung der transkaspischen Eisenbahn 159. N. v. Pestowalski über die

402275

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

transkaspische Bahn 175. G. N. Kusnetzoff's Forschungen im Kaukasus 207. Handelspolitische Erfolge Rußlands in Asien 208. Douglas Freshfield über das Unglück der Herren Fox und Dantin 272. Die Mineralschätze von Pandschalend 223. Transkaspien und seine Kulturbedeutung 252. Die Stadt Prshewalsk 272. Radorzi's Beobachtungen im Ussuri-Lande 335.

Centralasiatische Khanate. B. J. Grombtschewski's Expedition in Centralasien 79. 175. Grombtschewski's neue Reise nach Centralasien 303.

Persien. Eine Kulturgesellschaft in Persien 271. Die Hauptarterien des persischen Handels 271.

Britisch-Indien. Die Andamanen 126. Geographische Aufnahmen in den indischen Grenzdistrikten 127. Jadelundstätten in Birmah 127. Die Kautschukproduktion Oberbirmahs 127. Die Opiumausfuhr Indiens 159. Die Silber- und Bleierzgrubenstätten der Shan-Staaten 175. Die Chinesen in Singapore 237. Die Rubinminen von Oberbirmah 255. Waldverwüstung auf Ceylon 271. Geheime Gesellschaften im Chinesenviertel Singapore 286. Eine Art Jigsurer auf Ceylon 303. E. Hartert über Assam 384.

Siam. Der Ausfuhrhandel Siams 31. J. Taupin's Reise im Laos-Lande 320.

Französisch-Hinterindien. Fourneau's Expedition in Französisch-Hinterindien 15.

Niederländisch-Indien. Tigernoth auf Java 31. Der Hafen von Tandjent Priok auf Java 78. Die Reise Platen's und Wertheim's in Niederländisch-Indien 95. 303. M. Weber's und A. Wichmann's Reise in Süd-Flores 286. 384. Anuk und Mataglap 303.

China. Prjewjoff's Expedition nach Tibet 15. 79. 111. 190. J. Martin's Reise nach Centralasien 48. Hungersnoth in China 79. Eisenbahnbau in China 111. Dr. E. Bunker über den Lamaismus in der Mongolei 159. Die Goldfelder des Mey-jiang-Flusses 159. Der Opiumbau in China 159. H. Dauvergne's Reise in Centralasien 174. Dr. Merz's Reise in Fo-kien und Kiang-si 190. Die Stopfung des Hoanghe-Dammbruches 191. Le Vacquerie über die Tientschen 191. Wasserlauf über die Durchforschung der Mantschurei 207. Bons Agow's Reise nach Südost-Tibet 207. Pollok-Turner's Reise an der tibetanischen Grenze 335. Die Expedition der Brüder Grum-Grshimailo nach dem östlichen Thian-schan rc. 335. Der Theebau in China 366. Protestantische Missionsgesellschaften in China 384.

Japan. Die Kohlenlager Japans 15. Buddhistische Propaganda 159.

Afrika.

Aegypten. Der Wasserstand des Nil 176. Der Verkehr durch den Suezkanal im Jahre 1888 336.

Tripolis. Der Handel von Tripolis 80.

Marokko. G. Daul's Reisebericht aus der westlichen Sahara 208. Die wirthschaftliche Erforschung Marokkos 336. Eine deutsch-marokkanische Dampferlinie 336.

Oberguinea. Mitson's Bericht über Lagos 128. M. Foa's Reise auf dem Mbweme-Flusse 191. Hauptmann Binger's Reise im Westsudan 191. 368. Die britische Kolonie Sierra Leone 367. Treich-Laplene's Reise nach Kong 368. (S. auch Deutsche Schutzgebiete.)

Kongoland. Eine Karte der projektirten Kongo-Eisenbahn 48. Lieutenant Barttelot über Stanley und die Lage am Kongo 175. Ingenieur Jacob über die Herstellung einer Kommunikation zwischen Chilu und Kongo 299. Der Handel des Kongostaates 303. Die Lage am Kongo 384. Der Tod Swinburne's 384.

Südafrika. Die Thekultur in Natal 239. Eine neue Kabelleitung nach Kapstadt 320.

Portugiesisch-Afrika. A. Cardoso's Mpoha-Expedition 223. Die Reise Serpa Pinto's nach Südostafrika 239. Ein schiffbarer Mündungsarm des Zambesi 320. 384. Cardoso's Mpoha-Expedition 320.

Ostafrika. L. A. Brémond's Reise nach Schoa 64. O. E. Ehlers Besteigung des Kilimandscharo 95. Robert Harvey's Fahrt auf dem Tana-Flusse 127. A. Merensky über den afrikanischen Sklavenhandel 128. Dr. Peters und die deutsche Emin-Pascha-Expedition 128. 272. Die Swaine'sche Expedition in British-Ostafrika 159. W. G. Porter ist über den Lorian-Ukafrika 160. J. Borelli's Reise im Süden von Abessinien 191. Die Eisenbahn von Massaua nach Saati 208. Die italienische Flaggenhissung in Obbia 272. F. G. Selous über Mashona-Land 351. (S. auch deutsche Schutzgebiete.)

Inneres. Stanley 15. 48. 64. Emin Pascha 15. 48. 64. 272. F. S. Arnot's Reisen in Südafrika 95. Die Gefangenen des Mahdi 111. Der Tod von Lupton-Pascha 111. Ein Brief Stanley's an Tippoo-Tib 112. Eine neue Reise F. S. Arnot's 239.

Inseln. R. Baron über den geologischen Bau Madagaskars 272.

Nord- u. Mittelamerika.

Kanada. W. S. Green's Forschungen in den Selkirk-Mountains 160. Cgilvie's und Mc Conner's Ueberwinterung am Yukon 191. Die Indianer Kanadas 191. Das Mackenziebecken 221. A. T. Drummond über die Entstehung der großen kanadischen Seen 223. Die Bevölkerung Manitobas 255. Der Fang eines neuen Fisches in den Gewässern von Britisch-Columbia 336. Lord Lonsdale's Reise im arktischen Nordamerika 384.

Vereinigte Staaten. Indianerzählung 80. Kushing's Ausgrabungen bei Zuni 95. Artesischer Brunnen bei Denver 143. Die chinesische Einwanderung in Kalifornien 160. Die Bevölkerung und Einwanderung der Vereinigten Staaten 160. Jadefundstellen in Alaska 208. Die neue Zeitschrift der Geographischen Gesellschaft zu Washington 208. Ethnologische Arbeiten über die Indianer 239. Die Gletscher Alaskas 302. Einbürgerung europäischer Wildschweine in Amerika 303. Die Freigebung Oklahomas für die Kolonisation 303. Oklahoma 304. Wetterprognosen und Sturmwarnungen in Amerika 352.

Mexiko. F. Schwatka's geplante Reise nach Mexiko 143. Die mexikanische Republik 221. Die Niederschlagsverhältnisse Mexikos 351.

Mittelamerika und Westindien. Niederländisch-Westindien 45. Hearn über die kleinen Antillen 143. Die Halbinsel Yukatan 285. Die Inangriffnahme des Nicaragua-Kanales 384.

Südamerika.

Columbia. Vom Panamakanale. Von H. Seidel 237.

Venezuela. J. Chaffanjon's Reise nach Maracaibo 112.

Guyana. G. Brousseau's Reise am Maroni 16. Der Grenzstreit zwischen Französisch- und Holländisch-Guyana 223.

Brasilien. Dr. R. Ehrenreich's Reise in Brasilien 16. 255. Das Projekt einer interozeanischen Bahn in Brasilien 192.

Argentinien. Die wirthschaftlichen Verhältnisse Argentiniens 93. J. Page's neue Reise nach dem Pilcomayo 192. Die Eisenbahnen Argentiniens 223. Die Mission auf Feuerland 270. Der Gran Chaco 319.

Chile. Die Aegennenge in Valparaiso 255.

Bolivia. Ein Bergsturz in Bolivia 16.

Australien und Polynesien.

Festland. Südaustralien als Weinland 64. Die Goldproduktion Queenslands 96. Ein Kohlenlager in Westaustralien 128. Die Kaninchenplage in Australien 143. W. H. Tietken's geplante Reise in das Innere Australiens 208. Der Regierungsgeolog Brown über die Gegend von Alice Springs 224. Die reichste Goldmine Australiens 224. Westaustralien 238. Die australischen Kabel 239. Petroleumquellen in Südaustralien 239. Neue Goldfelder in Südwest-Queensland 287. Das australische Eisenbahnnetz 288. Dav. Lindsay über einen thätigen Vulkan in Centralaustralien 288. Rob. Wallace's Reise nach Australien 304.

Tasmanien. Erzlagerstätten in Tasmanien 287.

Neuguinea. P. Berins' Reise am St. Josephs-Flusse 31. Lieutenant Ellis über die vorgeblich Wasserstraße zwischen Mt Clure-Golf und Geelvink-Bai 80. F. Bevan's Reise am Papua-Golfe 208. Fischi-Inseln. Ueberschwemmungen auf den Fischi-Inseln 304.

Samoa-Inseln. Ed. Graeffe über das samoanische Klima 287.

Andere Inselgruppen. Anutua und Aimatua 96. Die Annexion Futunas durch die Franzosen 176. Zinnerzlundstätten auf der Stuart-Insel 239. Die Flora der Kermadec-Inseln nach T. F. Cheeseman 287. Annexion des Suwerofi-Archipels durch England 320.

Ozeane und ozeanische Inseln.

Die Expedition des Prinzen Albert von Monaco nach den Azoren 80. Professor Hensen's Fahrt auf dem Atlantischen Ozeane 143. Die floristischen Verhältnisse der Südinseln nach Guppy 288.

Polarregionen.

Gh. Rabot's Forschungen in Grönland 32. Reise des Herren Hatthey und Aufenthal nach Spitzbergen und Nowaja Semlja 240.

Allgemeines.

Das Projekt eines kanadisch-australischen Kabels 16. Jahresbericht geographischer Gesellschaften 31. Zur Ethnologie der Juden 63. A. v. Zittel über die mittlere Höhe der Kontinente und die mittlere

Digitized by Google

Tiefe der Ozeane 96. Prof. Günther über die Reichenkunst im Lichte der Völkerkunde 96. Die Zahl der geographischen Gesellschaften 96. Einfluß der Thiere und Pflanzen auf die Bodenbereitung 144. Professor W. Förster über die Krakatoa-Phänomene 208. Der internationale Geographenkongreß zu Paris 224. Eine schnelle Fahrt zwischen Brindisi und Bombay 224. Die mittlere Höhe Asiens und Asiens nach F. Heiderich 224. Erforschung der Jigurenlagen 238. Fundstücke aus der Steinzeit 238. Programm des Achten Deutschen Geographentages 96. 240. Geographische Positionsbestimmungen in Japan und Australien 256. Professor Börnstein über die Frage der atmosphärischen Ebbe und Fluth 256. Der Einfluß des Waldes auf die Gewitter nach Professor Ebermayer 288. Verjüngung von Pflanzen und Thieren durch die Meeresströmungen 288. Die Perlsucht der Bohne 304. Ein Bericht über die englischen Kolonien 304.

Deutsche Schutzgebiete.

Dr. Ernst Henrici's zweite Togo-Reise 1883. Dan. H. Seidel 14. Dr. A. Schenk über Deutsch-Südwestafrika 15. H. Meyer's und C. Baumann's Reise in Ostafrika 16. 80. 223. C. François' Reise nach Togo-Land 48. Dr. Zintgraff am oberen Kalabar-Flusse 64. Lieutenant Kling's Reise von Bismarcksburg zur Küste 64. H. Zöller's Reise in Kaiser-Wilhelmsland 64. 112. Bericht des Hauptmanns v. d. Francois aus Togo-Land 95. Dr. Henrici's neue Togo-Reise 111. Die britischen Indier in Ostafrika 126. H. Wißmann 127. 159. 272. Ein Besuch des deutschen Kommissars auf Wolfe 176. Die wissenschaftlichen Sammlungen aus den deutschen Schutzgebieten 240. Einbeziehung Deutsch-Südwestafrikas in den Telegraphenverkehr 320.

3. Bücherschau.

Rich. Andree, Ethnographische Parallelen 160. R. Andree und R. Schillmann, Berliner Schulatlas 224. J. v. Benko, Reise S. M. Schiffes „Albatros" 320. R. Bergner, Ungarn 144. E. Budde, Erfahrungen eines Hadschi 80. C. H. Carnill, Entstehung des Volkes Israel 336. Hans Fischer, Die Aequatorialgrenze des Schneefalls 160. M. Geistbeck, Leitfaden der mathematischen und physikalischen Geographie 288. Siegmund Günther, Johannes Kepler und der tellurisch-kosmische Magnetismus 32. Handkarte der deutschen Schutzgebiete in Ostafrika 288. Handtke's Karten von Afrika und Australien 336. J. Hirschberg, Von New-York nach San Francisko 16. R. Hirth, Geographische Bildertafeln 368. Dr. W. Junker's Reisen in Afrika 32. D. Kaltbrunner und C. Kaltbrunner, Der Beobachter 128. Dr. A. Keller, Die Blüthen alpiner Pflanzen 32. A. v. Kleinpaul, Sprache ohne Worte 80. J. L. de Lanessan, L'Indo-Chine française 224. v. Langegg, Bei Dodo 240. C. v. Lavelaye, Die Balkanländer 176. A. v. Schweiger-Lerchenfeld, Das Mittelmeer 192. W. Marshall, Die Tiefsee 80. Meinecke, Koloniales Jahrbuch 384. J. Money, The Funeral Customs of Ireland 256. Aegypten, Palästina und Syrien (Meyer's Reisebücher) 192. Dr. H. Noad, Beiträge zur Kenntniß der Säugethierfauna von Süd- und Südwestafrika 320. P. Pajig, Am Nil 176. H. Ried, Anleitung zur Kultivation subtropischer Gebiete 304. M. Schuck, Brasilianische Reisefizzen 48. E. Schar, Die Arznei- und Genußmittel 304. Dr. R. Sieger, Die Schwankungen der hydrometrischen Area 48. W. Sombart, Die römische Campagna 144. P. Staudinger, Im Herzen der Haussa-Länder 352. J. Wenger, Unglücksschnal 192. H. v. Wissel, Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachsen 304.

4. Illustrationen.

Europa.

Deutschland.

Eisenluppe von Weißenheim 40.
Borfaal der Hahen Königsburg 53.
Die Hohe Königsburg 54.
Das Innere der Hahen Königsburg 55.
La-Tène-Gräber-Funde 330. 331.

Rußland.

Die Stadt Astrachan 85.
Russifizierte Kalmücken 86.
Ein Kirgise 87.
Eine Kalmückin 88.
Tataren 89.

Spanien.

Der Saumpfad von Puymorens 104.
Alt-Andorra und sein Thal 105.
Alt-Andorra und der Mont-Nuclar 118.
La Basilica de Cerdina 119.
Ein Bayle 120.
Andorraner 121.
Der Regierungspalast in Andorra 134.
Die Kathedrale von Seo de Urgel 135.
Eine Bitura 136.
Andorra'sche Mühle 137.
Der Segre de Carol 151.
Salden 151.
San Joan 152.
Der Mancanp-Fall 153.
Las Escaldas 153.
Canilla 154.

Madeira.

Die fünfundzwanzig Quellen 258.
Das Curral 259.
Die Nordspitze von Madeira 260.
Cabo Girão 260.
Die Penha d'Aguia 274.

Der Wasserfall von Rabagal 275.
Der Riesenkastanienbaum von Campanaria 276.
Der Ribeira de Metade 277.
Ein Carro 278.
Ein Tunnel durch den Küstenfelsen 278.
Insulaner von Madeira 293.
Die Kapelle von São Vincente 294.
Funchal 294.
Der Stadtpark zu Funchal 295.

Asien.

Türkisch-Asien.

Ein syrisches Mädchen 212.

Britisch-Indien.

Säulenhöhle 71.
Die Felsen von Mahapalipuram 72.
Ein skulpirter Berg 73.
Ein Tempelmonolith 74.

Niederländisch-Indien.

Kastengebäude und Blockhaus aus Negara 91.
Celebesische Strandlandschaft 162.
Celebesische Gebirgsscenerie 163.
Das Haus des Gouverneurs in Makassar 164.
Haus eines wohlhabenden Makassaren 166.
Palast des Königs von Goa 167.
Braut-Tondee der Prinzessinnen von Goa 167.
Ein Kaffergarten auf Celebes 214.
Frauentypus von Lette 215.
Frauentypus von Luang 216.
Frauentypen von den Key-Inseln 226.
Frau mit Dienerin auf den Key-Inseln 227.
Junger Papua von den Key-Inseln 228.
Papua-Krieger von den Aru-Inseln 229.
Waffen und Geräthe der Timoresen 245.
Eingeborene von Timor 262.
Hütten auf Timor 263.
Die Frau der Jacobsen'schen Expedition 264.
Hütten der Eingeborenen zu Dilly 265.

Japan.

Japanische Ackergeräthe 211.

Afrika.

Tunesien.

Durchfuhrung der Medscherda 309.
Gesammtansicht von Schemtu 310.
Das Theater von Schemtu 311.
Die Trajansbrücke von Schemtu 312.
Mitt durch tunesischen Korkeichenwald 325.
Die Thermen von Tabarca 326.
Fort Tabarca 327.
Der Triumphbogen von Bulla Regia 328.
Ansicht von Belcha (Beja) 342.
Ansicht von Tugga 344.
Arabische Töpferei 354.
Römisches Haus zu Henschir-Schetti 355.
Der Tempel von Kin-Tunga 356.
Arabisches Weib von Kin-Tunga 357.
Ansicht des Bardo 358.

West und Centralafrika.

Sattelzeug eines Fürsten von Baghirmi 210.

West-Afrika.

Neugierige Negerinnen 66.
Quinzenge 67.
Die Muserra-Küste 68.
Bunga a Mvongo 69.
Kalemba-Mukenge 98.
Kriegswaffen der Baluba 99.
Die Station Mukenge 100.

Digitized by Google

Zusammentreffen mit Lukengo-Muana 101.
Difuma dia Dikonga 114.
Bakongo-Pfeile 115.
Kassai-Landschaft 116.

Ostafrika.

Dar-es-Salaam 10.
Siwi 178.
Lamu 178.
Ein Haus in Kiunga 179.
Fahrzeuge der Somali und Bayuns 180.
Portal der Moschee von Kikoni 181.
Fischerlager bei Kui 182.
Kiama 194.
Alte Gräber bei Kiama 194.
Kismayu 195.
Ein Medschurtinen-Gurgi bei Kismayu 195.
Brawa 197.
Dschilip 198.
Eine Medschurtinenfrau 198.
Makdischu beim Lab-Feste 199.

Nordamerika.

Vereinigte Staaten.

Painted Rock bei Warm Springs 6.
Round Knob, am Swannanoa-Gap 7.
Warm Springs 7.
Der French Broad River 8. 9.
Ausgegrabene Gefäße der Hemenway-Expedition 12.
Ausgegrabenes Pfahlwerk 13.
Ein Indianer von Ildefonso 131.
Penitentes 132.
Der Pueblo von Taos 133.

Mexiko.

Der Rio Grande del Norte bei Painted Cave 306.
Der Rio Grande von Painted Cave aus 307.
Am Aguanaval 338.
Chihuahua und Umgebung 339.
Die Plaza von Chihuahua 374.
Die Gegend von Zacatecas 376.
Zacatecas 377.

Südamerika.

Eine Estancia 20.
Ein Pampas-Fuhrwerk 20.
Pampas-Indianer 21.
Gauchos in einer Pulperia 22.
Eine Rinderheerde in den Pampas 23.
Der Kazike Catriel 24.
Wollniederlage bei Olavierra 37.
Eine Pampasschule 38.
Die „Carneada" 38.
Straußenjagd 39.
Durchfurtung des Salado Segundo 39.
Pferdebändigung im Corral 57.
Das Einbrennen der Zeichen bei den Rindern 58.

Australien.

Queensland.

Der Fitzroy-Fluß 230.
Rinderweide in Queensland 231.
Queensländer Naturleben 232.
Eingeborene von Nord-Queensland 249.
Wallaby-Jagd 250.
Rast im Schatten des Pferdes 251.

Neuseeland.

Waldbild am Südostabhange der Neuseeländischen Alpen 370.
Stirn des Franz-Josefsgletscher 372.

5. Karten und Profile.

Der Eisenbahnübergang zwischen Marion und Asheville 4.
Die Vertheilung der Eisenbarren am Mittelrhein 41
Das äquatoriale Ostafrika 147.
Die hinterindischen Inseln 165.
Die Verbreitung der Staubfälle im Passatgebiete des Nordatlantischen Ozeans 242.
Hypsometrisches Profil v. Nordmexiko 340.

Mitarbeiter-Verzeichniß.

(Soweit sich dieselben genannt haben.)

Dr. R. Brehm 75.
Dr. Gustav Brüht 11. 129.
Professor A. Ceyp 186. 218. 331.
Alfred Christoph 84. 106. 123.
Dr. Emil Deckert 3. 177. 193. 305. 337. 373.
Dr. F. Diederich 289. 313. 321. 346. 361.
Dr. Gustav Diercks 103. 119. 134. 150.
Premierlieutenant Hermann von François 33. 39. 65.
J. von Goerne 241.
F. Grabowsky 90.
Karl Haberland 155. 171. 188. 204.
Staatsrath Dr. O. Heyfelder 27. 141.
Adrian Jacobsen 161. 182. 200. 413. 225. 244. 261. 279. 299.
Regierungsrath Franz Kraus 173.
Dr. Gustav Leipoldt 209.
Dr. R. v. Lendenfeld 24. 371.
Professor Dr. F. Marthe 1.
Dr. C. Mehlis 37. 330.
Dr. F. Moewes 235.
Professor Dr. Albrecht Penck 17.
Dr. H. Polakowsky 281. 296.
Robert Prext 59.
H. Seidel 14. 97. 113. 145. 168. 237.
R. von Seidlitz 62. 110.
Dr. Hugo Toeppen 81.
O. Toeppen 42.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Die Entwickelungsgeschichte des Kaspischen Meeres und seines Thierbestandes.

Von F. Marthe.

Daß das größte Binnengewässer der Erde — der Kaspische See, den die Völker stets ein Meer nannten — noch in geologisch junger Zeit über den Araksee und die Obniederung mit dem Eismeere verbunden war: diese schon im vorigen Jahrhundert von Pallas aufgestellten Ansicht galt bis vor wenigen Jahren noch ziemlich allgemein. Neuerdings ist dieselbe aber als so wenig begründet erkannt worden, daß sie mehr und mehr aufgegeben wird, während die Seeverbindung der kaspischen Gewässer über den Pontus und das Mittelmeer nach Westen hin sich als immer gewisser und wichtiger herausstellt. Es sind theils geoplastische, theils biologische Verhältnisse der Vergangenheit und der Gegenwart, welche von den kaspischen Gegenden aus den Blick des Geologen nach Westen lenken. Diese beiden Gesichtspunkte sind denn auch die leitenden in der Abhandlung eines russischen Forschers, welche diesem Thema gewidmet ist, und deren Hauptgedanken im Folgenden wiedergegeben werden sollen[1]).

Das große Seebecken zerfällt in zwei Theile von ungleicher Größe; die Scheidewand beider ist eine unterseeische Bank, welche sich von der Halbinsel Apscheron quer über das Meer auf Krasnowodsk hinüberzieht und nirgends tiefer als 200 m unter dem Meeresspiegel liegt, wogegen nördlich und südlich von ihr die Tiefen sofort zunehmen. Die größte Tiefe fällt auf den kleineren südlichen Theil, sie beträgt 1098 m, oder da der Spiegel des Kaspischen Meeres 26 m unter dem des Schwarzen liegt, absolut 1124 m. Die Stelle liegt ungefähr unter 39° nördl. Br. und 1° östlich von Baku. Die Marimalliefe des nördlichen Beckens — nahe dem westlichen Ufer und etwa in einer Linie mit dem Gipfel des Schach-dagh — beläuft sich auf 898 resp. 924 m. Jene Querbank knüpft offenbar an den Kaukasus jene Linie geringerer Erhebungen, die sich vom Kuba-Dagh bei Krasnowodsk über den großen und kleinen Balchan, den Kinren-Dagh bis zum Kopet-Dagh, und weiter nach SO verfolgen läßt, und die auf der anderen Seite vom Westende des Kaukasus über das Krimsche Gebirge, den Balkan, die Karpaten und die Alpen — nach Süß — sich fortsetzt. Auch im Schwarzen Meere läßt sich eine untersceische Verbindung von der Südküste der Krim zum Ostende des Balkan feststellen, in Gestalt einer steil abfallenden Stufe des Seegrundes, die den tieferen südlichen Theil von dem flacheren nördlichen abscheidet. Betrachtet man nun die Linie vom Kuba-Dagh bei Krasnowodsk bis zum Ostende des Balkan, so sieht man einen nach Norden gewölbten Gebirgsbogen vor sich, dessen Schichten von meist mesozoischem Alter und nach außen, d. h. nach NO, N und NW, geneigt sind, während ihn nach innen Senkungsfelder und Verwerfungen begrenzen. Einzelne Theile dieser Linie wurden in der Jura-Zeit (Krim) gehoben, sodann im Anfang (Krim)

[1]) Vergl. Andrussof, Abriß der Entwickelungsgeschichte des Kaspischen Meeres und seiner Bewohner in den „Iswestja" ꝛc. Bd. 24, S. 91 bis 119.

Digitized by Google

und in der Mitte (Kopet-Dagh) der Kreidezeit. Im Anfange des Tertiär vollzieht sich eine bedeutende Hebung auf der ganzen Linie, in der mittel-miocänen Epoche geht die Entwickelung der Brüche und der großen Versenkungen auf der Südseite vor sich. Besonders nach Ablagerung der sarmatischen Stufe erfolgen intensive orokeltonische Prozesse, die sich an beiden Enden des Kaukasus und überall auf seinem Südhange kundgeben; am östlichen Ende (Halbinsel Apscheron) setzen sich die Schichtenstörungen auch während der Pliocänzeit noch fort.

Der bezeichnete Gebirgshogen zertheilt das ganze ponto-kaspische Gebiet in zwei verschiedene Bereiche. Der nördliche hat bedeutende Schichtenstörungen nicht aufzuweisen und besteht aus kretaceischen und tertiären Ablagerungen, die zu großen, sanft geneigten Mulden eingekrümmt sind, wie man z. B. nördlich vom Krimschen Gebirge zwei solche Mulden unterscheiden kann. In diesen Gegenden tritt nun ein Uebergangsglied von der sarmatischen zur pontischen Stufe hervor, welches Andrussof als die mäotische Stufe bezeichnet. Diese mäotischen Niederschläge finden sich im Nordbereiche des ponto-kaspischen Beckens den tieferen Stellen desselben angelagert, so um die Dnesster Bucht her (in der Moldau, in Bessarabien, im Gouvernement Cherson) und wiederum am Asowschen Meere (in der Halbinsel von Kertsch und am Nordgestade des Asow). Zwischen diesen beiden Stellen fehlen die mäotischen Ueberreste, lagern vielmehr stets die pontischen unmittelbar den sarmatischen auf, ebenso wie dies am Mangysch geschieht, wo pontischer Kalk einem zuvor erodirten sarmatischen auflagert. Dafür hofft Andrussof seine mäotischen Befunde noch an dritter Stelle, nämlich irgendwo an der dritten und umfangreichsten Einsiefung des Nordbereiches, am Kaspischen Meere (natürlich in der nördlichen Hälfte) auffinden zu sehen. Wie wir also mäotische Strecken mit nichtmäotischen hier abwechseln sehen, so wechseln ähnlich in der langen gebogenen Gebirgslinie Stellen, wo die Miocänschichten gefaltet sind, mit solchen ab, wo dieselben ungestört und ungefaltet geblieben sind; und nun ist es interessant, daß die beiden Erscheinungen sich im allgemeinen gegenseitig zu entsprechen scheinen, nämlich wo die mäotischen Ablagerungen fehlen, fehlen südlich auch die Faltungen, während wenigstens an einer Stelle die gefalteten Miocänschichten gerade südlich von den mäotischen Vorkommnissen und der davon umfaßten Einsiefung gefunden werden; diese Stelle bilden südlich vom Asowschen Meere die Halbinseln Kertsch und Taman. Zu der Süßschen Theorie von dem Seitendruck würden die eben berührten Coincidenzen sehr gut stimmen.

Der Süddereich des ponto-kaspischen Gebietes wird durch große Senkungsfelder charakterisirt, als da sind Rumelien im Süden des Balkan, das Schwarze Meer (Südtheil), die Südkaukasusländer, der Südtheil des Kaspischen Meeres. Es ist klar, daß die beiden durch die vorbergene Bank geschiedenen Becken des letzteren nicht gleichwerthig sind; denn das nördliche, das dem Asowschen Meere und dem flacheren nordwestlichen Grunde des Schwarzen entspricht, bildet eine der tiefen Stellen einer seit alten Zeiten bestehenden Geosynklinale; das südliche verdankt seinen Ursprung dem Einbruche eines beträchtlichen Stückes der Erdrinde. Beide Becken sind, wie sich noch weiter ergeben wird, verschiedenaltrig.

Neue Fragen stellt dem Geologen die Fauna des Kaspischen Meeres. Andrussof stellt in einer langen Tabelle 187 bis jetzt dort bekannt gewordene Formen von den Protozoa bis zu den Pisces zusammen und gruppirt dieselben nun in folgender Weise:

1. Formen, die dem Kaspi und seinen Zuflüssen speziell eigenthümlich sind.

2. Formen, die auch außerhalb des Kaspi und seiner Zuflüsse vorkommen.

Die letzteren sind wieder in Formen A) mit weiterer und B) mit engerer Verbreitung zu zerlegen.

A) Weitverbreitete:

a) im Meere sind Beispiele: Botolia roseta Ld., Bowbankia densa Forre, Cardium edule L., Orchestia littorea, Glyptonotus entomon L., Mysis relicta Lov.

b) in Flüssen und süßen Gewässern: Dreissena polymorpha, Silurus glanis, Erox lucius und andere Fische.

B) Weniger verbreitete:

c) Formen, die außerhalb des Kaspi nur im Schwarzen Meere und besonders in den Limanen des letzteren auftreten; so verschiedene Cardium- und Fischarten (namentlich vom Acipenser).

d) Formen, die nur vom Aralsee und Kaspi bekannt sind, z. B. Cardium vitreum.

e) Formen, die außerhalb des Kaspi in Flüssen, welche sich in das Nördliche Eismeer ergießen, zu finden sind: Lucio trutta leuciehys.

f) Formen, die in Flüssen der Ostsee leben: Acipenser ruthenus.

Hier ließe sich ja wohl die Gruppe b durch Ueberschreitung aus den zum Kaspi einmündenden Flüssen, wie umgekehrt c und f durch Uebergang aus Flüssen des kaspischen Beckens in baltische und nördliche erklären, aber die drei übrigen, a c und d, setzen eine Verbindung mit dem Pontus und Aralsee und einen direkten oder indirekten Zusammenhang mit dem Ozean in nicht zu ferner geologischer Zeit unzweifelhaft voraus. Unter den autochthonen Formen (1) könnte ein Theil als Produkt der Differenzirung neuerer Einwanderer aus Flüssen oder der vom Pontus einst empfangenen Formen aufgefaßt werden, daneben jedoch bleibt ein erheblicher Prozentsatz von solchen übrig, für welche sich weder in den einmündenden Flüssen noch in den benachbarten Meeren die nächsten Verwandten finden; hierher gehören z. B. die sämmtlichen Dreissenae mit Ausnahme der Dr. polymorpha P., die Arten von Micromelania und Caspia, Zagratica Brusiniana, mehrere Amphipoda, Clupeonella Grimmi Kessl. Wie erklären sich alle diese Verhältnisse? Die geologische Geschichte vermag hier allein Antwort zu geben, und so entwirft unser Gewährsmann in den Hauptzügen eine solche seit jenen Zeiten des mittleren Miocän, in denen die Isolirung der aralo-kaspischen Niederung begonnen hat, während diese noch um die Mitte des Eocän sowohl mit dem Atlantischen, wie mit dem Arktischen und dem Indischen Ozean Verbindung hatte.

Eine wichtige Rolle spielt auch in dieser Darstellung das zuerst von Süß in seiner ganzen Bedeutung erkannte Sarmatische Meer resp. Zeitalter. Dieses Meer war vom Mittelmeere und damit wahrscheinlich überhaupt vom Ozean abgeschnitten, seine Gewässer waren weniger salzig, seine Fauna eine eigenartige, in der die Isolirung sich auch daran zu erkennen giebt, daß die Fauna der im tiefen Wasser abgesetzten Schichten nur aus Abarten der litoralen, die unter dem Einfluß des Tiefseelebens sich bildeten, zusammengesetzt ist. Noch mehr ausgesüßt waren die Gewässer der einzelnen Becken, in die das Sarmaten-Meer später zerfiel, und deren Absätze oben als die mäotischen erwähnt wurden. Hier vermengten sich die Typen der sarmatischen Fauna mit den Bewohnern der Flußmündungen, und so entwickelte sich schließlich eine Reihe von Formen, die dann in den Halbbrackwasserbecken der folgenden pontischen Stufe zu leben vermochten. Die Mollusken aber dieser Zeitstufe gehören schon denselben Typen an, wie die jetzigen kaspischen, namentlich die Dreissenae, während einige sogar noch völlig identisch mit den gegenwärtigen sind, wie Dreissena rostriformis und Micromelania caspia Eichw. Auch unter den Fischen ist die Verwandtschaft

Digitized by Google

mit den jetzt im Kaspischen Meere vorkommenden vielfach ausgeprägt; so ist im pontischen Kalk bei Odessa ein Silurus nahe verwandt dem kaspischen Sil. glanis der Gegenwart, ein Acipenser verwandt dem A. huso, es sind ferner Cyprinus Frisii, Pelerus und Cobitis dort gefunden worden. Gegenüber den vorangegangenen Faunen zeigt sich die pontische klar als deren leibliche Erbin; so sind z. B. verschiedene ihrer Cardiden den sarmatischen nahe verwandt (C. planum Desh.; C. Dongingkii Bins.; C. Steindecknori Brus.; C. Fittori; C. carinatum Desh.; C. Fischerianum Dong.); Arten von Micromelania und Neritina sind ebenso für die mästischen Schichten charakteristisch.

Jedenfalls war in den nachsarmatischen Zeiten die kaspische Senke vom Schwarzen Meere abgeschnitten, und es ist sehr wahrscheinlich, daß in ihrem südlichen Theile ein Wasserbecken existirte, das vielleicht mit dem Aralsee zusammenhing, und in welchem sich die derzeitige kaspische Fauna herausbilden konnte. Ebenso wissen wir, daß von der sarmatischen bis zum Ende der Tertiär-Periode das Schwarze Meer vom Mittelmeer geschieden war. Da vollziehen sich am Anfang der nach-tertiären Epoche die Ereignisse, durch welche das Kaspische und das Schwarze Meer, sowie dieses und das Mittelmeer — mithin das Kaspische und der Atlantische Ozean — in Verbindung gebracht werden. Die Gewässer des Kaspischen Meeres steigen, dringen über die Manytsch-Niederung (Maximalhöhe über jenem 36 m, über dem Asowschen Meere sogar über 10 m) in das Bereich des Asow, ferner in den Nordwestwinkel des Pontus und bringen die kaspische Fauna mit sich, deren fossile Ueberreste im südlichen Bessarabien, wie auf der Halbinsel Kertsch beobachtet werden. Bald auch erhalten die salzreichen Gewässer des Mittelmeeres, als das ägäische Land dem ägäischen Meere Platz gemacht hat, über das Marmarameer Zutritt zum Pontus und drängen die kaspische Fauna in die Limane zurück, während mehrere schmiegsamere Formen der Mittelmeerfauna über den Manytsch-Kanal bis in das aralo-kaspische Becken vorrücken (so Cardium edule, einige Fische ꝛc.). Dann fallen die Gewässer, das Schwarze Meer verliert die Straße zum Aralo-Kaspischen, und endlich zerfällt auch dieses in besondere Becken. Vielleicht brachen die kaspischen und die Mittelmeer-Gewässer fast gleichzeitig über den Pontus Euxinus herein, aber die mediterrane Fauna konnte weder in das Asowsche noch in den nordwestlichen Winkel des Pontus eintreten, und zwar infolge des starken Süßwassergehaltes derselben, der andererseits dort der Verbreitung der kaspischen Organismen Vorschub leistete, gerade wie jetzt z. B. die pontischen Mollusken nur im südlichen Theile des Asow vorkommen, den nördlichen dagegen nicht zu erobern vermögen.

Die sogenannten nördlichen Typen im Kaspischen Meere, deren Dasein hier so lange als Beweis für den Zusammenhang mit dem Nördlichen Eismeere dienen mußte, können entweder mit den Flüssen dahin gelangt sein (Glyptonotus entomon, Lucioirutta leucichtys), oder auf dem Umwege über das Mittelmeer, der auch die entsprechenden Formen in das Schwarze Meer gebracht haben wird.

Eine bedeutende Abkühlung traf die nördliche Halbkugel am Ende der Pliocänzeit und führte eine nördliche Fauna in südliche Gewässer; ihren Höhestand bezeichnet die Eiszeit, in der nördliche Mollusken bis in das Mittelmeer vordrangen. Mit ihnen sind zweifellos auch andere nördliche Organismen nach Süden gewandert und in das Schwarze und Kaspische Meer eingezogen. Mit dem Eintritt des besseren Klimas starben die Nördlinge aber im Mittelmeere wieder aus, nur einige erhielten sich an geeigneter Stelle, wie Nephrops norvegicus im Golf von Quarnero, und andere in den noch kühleren Gewässern des Schwarzen und Kaspischen Meeres. Das oben berührte Aufschwellen dieser beiden Wasserbecken war durch die Eiszeit gleichfalls bedingt, denn damals, als Rußland auf weite Strecken hin vergletschert war, mußte der von hier gelieferte Wasserzufluß das Maß der Verdunstung in jenen Meeren weit überhöhen.

Wenn also die nördliche Hälfte des Kaspischen Meeres schon in der mittleren Miocänzeit vorhanden war, so ist die südliche erst in der oberen — der sarmatischen — durch die erwähnten großen Senkungsprozesse entstanden. In der sarmatischen Epoche erscheinen die ersten charakteristischen Elemente der kaspischen Fauna, die Hauptzeit ihrer Bildung ist jedoch die pontische Periode. Aus dieser und den folgenden Epochen stammen die alten Autochthonen, gewissermaßen die Patriarchen der kaspischen Thierbevölkerung; zu ihnen kommen die Einwanderer theils aus den Flüssen (zu denen auch einige der nördlichen Typen zu rechnen sind), theils aus dem Schwarzen Meere; aus den beiden ersteren haben sich nach definitiver Isolirung des Kaspi-Sees die neueren Autochthonen entwickeln können.

Ein Eisenbahn-Uebergang über die südlichen Alleghanies.

Von Dr. Emil Deckert.

(Mit einer Karte und fünf Abbildungen.)

Die Eisenbahn, welche von Salisbury nach Morristown führt, um die großen Hauptbahnen der atlantischen Niederung Nordamerikas mit den Hauptbahnen des sogenannten „Großen Thales“ und des östlichen Mississippi-Beckens in Verbindung zu setzen, und welche zwischen Marion und Newport den höchsten Theil der Alleghanies übersteigt, gilt in technischer Hinsicht für die großartigste aller nordamerikanischen Gebirgsbahnen — die Felsengebirgsbahnen, bei deren Herstellung man es bekanntlich im allgemeinen mit ziemlich zahmen Naturverhältnissen zu thun hatte, nicht ausgenommen. Man nennt sie den „amerikanischen Brenner“, man staunt über sie als über ein „Wunder des Eisenbahnbaues“, man preist ihren Schöpfer — J. W. Wilson — als einen der genialsten amerikanischen Ingenieure, und nicht ohne Grund.

Von Salisbury, das 232 m über dem Meeresspiegel liegt, bis zum Catawba-Flusse, dessen Wasserspiegel an der Stelle, wo er überschritten wird, noch nicht ganz 233 m hoch ist, durchschneidet die Bahn in beständigem Auf und Ab nur das stark wellige Hügelland, zu dem sich das Alleghany-Gebirge im Osten abdacht. Jenseits des genannten Flusses aber tauchen im Norden und Süden die Vorketten der Alleghanies selbst auf, und zwischen diesen hin gelangt man über mehrere Bodenschwellen von gegen

Digitized by Google

Mile
engl. Fuss
Sovereign Cr.
Mill Cr.
Mt. St. Bernard
Mill Cr.
Henry Station
Stroud
Mill Cr.
Mill Cr.
Mill Cr.

400 m Höhe nach dem Städtchen Morganton, das 347 m hoch liegt. Hier beginnt die eigentliche Gebirgbahn, die wir auf Grund der Anschauungen, welche wir davon gewonnen haben, in ihren allgemeinen Charakterzügen schildern wollen.

Anders als die Mehrzahl unserer deutschen Gebirgsbahnen und anders auch, als die Mehrzahl der Gebirgsbahnen des nordamerikanischen Nordens, die sich immer mit merkwürdiger Treue an die Flußläufe halten, meidet und flieht die nordkarolinische Alleghany-Bahn von Morganton bis Marion die Nähe des Catawba-Rivers so viel als immer möglich, und sie windet sich lieber seitab von dem weißgelben Strome über Bergrücken dahin und durch künstliche Felsendurchstiche hindurch. Gleich den anderen karolinischen, virginischen und georgianischen Strömen, die den Alleghanies entquellen, um dem Atlantischen Ozeane zuzueilen, ist nämlich der Catawba, der mit dem Congaree-River zusammen den Santee-River bildet, ein ungemein wildes und launisches Gewässer, dem in seinen ekstatischen Momenten Alles — nur nichts Gutes für die Eisenbahn-Anlage und für den Eisenbahnbetrieb — zuzutrauen ist. Die Regengüsse, die den Fluß schwellen, stürzen gar zu ungestüm und plötzlich auf die südöstliche Alleghany-Gegend herab, die Schneeschmelzen treten gar zu unvermittelt ein, und zu Seen, die den Ablauf reguliren könnten, wird der Catawba nirgends gestaut, da es alte Moränen-Dämme in den südlichen Alleghanies nicht giebt, und da andere natürliche Dämme, die etwa gelegentlich durch Bergrutsche in dem Flußthale entstehen, immer rasch wieder von den Fluthen weggewaschen werden. Es waltet eine ungeheure Energie in der südlichen Alleghany-Natur, und diese Energie, die selbst in den europäischen Alpen nicht ihres Gleichen hat, muß der Techniker am zweckmäßigsten dort zu bekämpfen suchen, wo sie sich noch nicht konzentrirt hat. Man bedenke vor allen Dingen, daß in dem Gebiete des Catawba jährlich über 120 cm Regen fallen, und daß bisweilen bei einem einzigen Gusse mehr als 20 cm niedergehen, sowie daß der absolute Unterschied zwischen dem Hochwasser und dem Niederwasser in den südlichen Alleghany-Strömen vielfach mehr als 20 m beträgt.

Lachende Berg- und Thalwiesen, wie wir sie entlang unseren deutschen Gebirgsbahnen gewöhnt sind, fehlen entlang der Alleghany-Bahn vollkommen, und die düstere Monotonie des Gelbkiefern-Waldes, der die Landschaft weit und breit bekleidet, wird nur hie und da von einer aus rohen Pfählen zusammengezimmerten Farmhütte nebst einer kleinen Strecke Mais- und Tabakfeld oder von etwas immergrünem Lorbeer-, Stechpflechen- und Kalmien-Gebüsch unterbrochen. Augenscheinlich wird das Gedeihen geselligen Graswuchses ebenfalls in erster Linie durch die gewaltige Denudations- und Erosionsarbeit des niederstürzenden und fließenden Wassers zur Unmöglichkeit gemacht. Daß die Gegend eine arme ist, sieht man ihr auf den ersten Blick an; der zerlumpten Schwarzen, die an den Stationen den Zug umdrängen, bedürfte es kaum zur Illustration dieser Thatsache.

Bei der Station Old Fort, hinter Marion, ändert sich die Scenerie. Während bis dahin der allgemeine Anstieg der Gebirgslehne nur ein ganz allmählicher und sanfter war — Marion liegt 434 m über dem Meere —, so daß unsere Schienenstraße dem Flußlaufe ohne übergroße technische Anstrengungen aus dem Wege bleiben konnte, strebt jetzt die Kette der Black Mountains vor uns jäh himmelaufwärts, und es hätte wohl ein Riesentunnel von der Art unseres Gotthardtunnels dazu gehört, hätte man die Bahn noch fernerweit abseits von dem Flußthale fortführen und den genannten höchsten Gebirgsrücken der Alleghanies in derselben Weise überwinden wollen, wie seine östlichen Vorhöhen. Der höchste Gipfel der Black Mountains — der Black Dome — ist zwar nur wenig höher als 2000 m[1]), die Gesammterhebung des Kammes ist aber eine außerordentlich gleichförmige und massige.

Da öffnet sich westlich von Old Fort eine enge, tiefe Schlucht, aus der der junge Catawba und sein Quellstrom Swannanoa-Creek, gegen Osten fließen, der junge Swannanoa-River aber — ein Tributärstrom des French-Broad-River — gegen Westen, und deren engste und höchste Stelle als Swannanoa-Gap bezeichnet wird. Dieselbe ist von den genannten Flüßchen in den archaischen Gneiß und Glimmerschiefer, der die Black Mountains zusammensetzt, hineingegraben worden. In dieser Schlucht, oder in diesem Engpasse, windet sich die Bahn nun rasch zu der Höhe von 765 m aufwärts, auch hier aber die Sohle der Schlucht und die Nähe des fließenden Wassers mit sichtlicher Aengstlichkeit meidend, und lieber an steilen Felswänden emporklimmend, durch zahlreiche lange Tunnels und künstliche Felsbefeilen hindurchführend, wiederholt scharfe Krümmungen und Kehrwieder machend, und auf lustigen Brücken und Viadukten über schwindlige Abgründe hinwegsegend (S. d. beigegebene Karte). Die Landstraße, welche durch das Swannanoa-Gap hindurchgeht, überwindet den Anstieg von Henry-Station bis zur Paßhöhe auf einer Strecke von 4,8 km, die Eisenbahn dagegen braucht dazu 16 km. Von den sieben Tunnels ist der längste — der Swannanoa-Tunnel, durch den ein weiteres Emporsteigen von 45 m vermieden wird — reichlich einen halben Kilometer lang, die stärkste Steigung beträgt 1 : 45,5, und die schärfste Krümmung hat nur 175 m Halbmesser. Hier bietet sich also allerdings reiche Gelegenheit, über das amerikanische Bahnbauergenie und die amerikanische Kühnheit zu staunen.

Angesichts gewisser Punkte empfinden wir geradezu ein Grausen, so wie wir es beim Passiren einer Alpenbahn niemals empfunden haben, und unsere Unterhaltung mit dem Zugführer ist nicht gerade dazu angethan, dieses Grausen zu vermindern. Der Mann sagt uns mit besorgter Miene, es sei dies die böseste aller amerikanischen Eisenbahnstrecken — und das will viel heißen, da es in Amerika manche andere Eisenbahnstrecke giebt, die man von europäischem Standpunkte „sehr böse" zu nennen befugt ist —, und wie seinen vier Vorgängern im Dienste, so werde sie aller Wahrscheinlichkeit nach auch ihm bald einmal das Leben kosten. Was ihm widerfahren kann, das kann aber natürlich jedem Fahrgaste, der bei ihm steht, auch widerfahren.

Was den an europäische Verhältnisse Gewöhnten zu allermeist in Staunen erhält, das ist auch an dieser Stelle die Intensität und Vehemenz der Naturkräfte, mit der es die Eisenbahnanlage zu thun gehabt hat, und mit der es der Eisenbahnbetrieb noch tagtäglich zu thun hat. Die Luftgeister — Sonnenschein und Regen, Hitze und Frost — arbeiten in den südlichen Alleghanies eifriger und energischer an dem Abtragen und Versetzen der Berge als selbst in den Alpen, das sieht man allerwärts deutlich vor Augen. An einer Stelle hinter Round Knob ist die ganze oberflächliche Schicht der Berglehne bis zu 20 m Mächtigkeit in deutlich wahrnehmbarem Rutschen gegen das Bahngeleise hin begriffen, indem wir daran vorüberfahren, und die Zuggeschwindigkeit ist daselbst diejenige eines Leichenzuges, damit das Rutschen durch die Erschütterung nicht etwa beschleunigt werde. Die betreffende Stelle ist auf der Karte als „Mud Cut" („Schlamm-Durchstich") bezeichnet und sie

[1]) Nach den Aufnahmen der „United States Coast & Geodetic Survey", 6688 Fuß (2037 m).

Digitized by Google

hat dem Bahnbaue, sowie dem Bahnbetriebe unendlich viel zu schaffen gemacht, bis J. W. Wilson endlich den ganzen Hang durch einen Gewaltstreich künstlich in den Mill-Creek — den Quellfluß des Catawba — hinabwaschen ließ.

Dabei haftet der Bahnanlage dieselbe Rohheit und Flüchtigkeit an, die der großen Mehrzahl der amerikanischen Bahnanlagen anhaftet. Die Gesellschaft, die sie hat herstellen lassen, hat zu ökonomisiren gesucht, und mit verhältnißmäßig geringen Mitteln gearbeitet. Die Brücken, so hoch sie auch sind, bestehen fast sämmtlich aus

Painted Rock bei Warm Springs.

hölzernem Balkenwerk, die Felsdurchstiche und Tunnels sind so eng, daß der Zug eben gerade durch sie hindurch kann, und das Ganze macht den Eindruck, als sei es nur für den Tag gebaut, an dem man es sieht. Das ist bei den europäischen Alpenbahnen ohne Zweifel ganz anders. Wir möchten aber kaum behaupten, daß die Methode, nach der man in den europäischen Gebirgen Eisenbahn-Uebergänge schafft, auch die richtige sei für die amerikanischen Gebirge. Die meteorischen Kräfte würden wohl auch viel festeren und definitiveren Kunstbauten, als die vorhandenen sind, übel genug mitspielen, und die Zusammenbrüche wären vielleicht nur desto schlimmere. Das leicht gebaute „trestle work“ der

Digitized by Google

Brücken und Viadukte läßt sich füglich auch leichter wieder ersetzen.

Was die Landschaftsbilder zwischen Old Fort und dem Swannanoa-Tunnel angeht, so sind dieselben an vielen Orten wahrhaft großartige. Die Ruhe und Gleichförmigkeit der Bergformen — es handelt sich meist um langgezogene

Round Knob, am Swannanoa-Gap.

Warm Springs in Nord-Karolina.

Rücken —, die Enge und Tiefe der Fluß- und Bachthäler, der Mangel an grünen Matten und Wiesen, und der dunkle Föhrenwald, der Alles bekleidet, verleiht ihnen nur etwas ungemein Ernstes und Feierliches. Es ist beinahe, als blicke man in ein melancholisches Indianer-Angesicht. Freundliches Kalmien- und Rhododendron-Gesträuch, das sich im Mai und Juni über und über mit rothen Blüthen bedeckt, blickt nur aus der Tiefe der Schluchten zu uns herauf.

Digitized by Google

Den Glanzpunkt der in Frage stehenden Strecke bildet in naturästhetischer Beziehung Round Knob, von wo aus man die über einander liegenden Spiralen der Bahn sowie die Bergrücken und Schluchten am allerbesten zu überschauen vermag. Die Eisenbahndirektion hat hier neben dem Stationshotel einen großen Park anlegen lassen, um den Punkt womöglich zu einem Haupttouristen-Ziele zu gestalten (S. Abbildung 2). Zum Besteigen der Hauptgipfel der Black Mountains — des Grey Beard, des High Pinnacle, des Mount Mitchell, des Black Dome ꝛc. — erscheint der Punkt wie geschaffen, nur ist der Aufstieg von Osten her auf diese Höhen viel steiler und schwieriger als von Westen her, und nach gebahnten Pfaden auf diese Berge schaut man sich zuvörderst noch vergebens um. Dabei hat natürlich der Bergsteigesport in den südlichen Alleghanies zum Theil auch mit ganz ähnlichen Naturgewalten zu rechnen wie der Eisenbahnbetrieb.

Unfern von dem westlichen Ausgange des Swannanoa-Tunnels stoßen wir auf den Swannanoa-River, an dessen Laufrichtung wir erkennen, daß wir bei der Fahrt durch den Tunnel die Wasserscheide zwischen dem Santee und dem Mississippi sowie zwischen dem Atlantischen Ozeane und dem Mexikanischen Golfe hinter uns gebracht haben. Bis gegen Asheville, wo sich der Swannanoa in den French-Broad-River ergießt, verfolgen wir nun diesen Strom, dann geht es an dem French-Broad-River hinab zum Nolechucky und Houston und endlich zum Tennessee — dem unmittelbaren Tributärstrome des „Vaters der Gewässer". Der Typus dieser Ströme, die gewaltiger und gewaltiger werden, je weiter wir uns an ihnen abwärts bewegen, ist ein ganz anderer, als derjenige, welchen wir von dem atlantischen Hange der Alleghanies her kennen. Ihr Wasser ist nicht so weißgelb und trübe, wie bei dem Catawba, sondern klar und grün, und ihr Thal und Bett erscheint im allgemeinen viel regelmäßiger und bestimmter ausgefeilt. Zum Theil hat dies hypsometrische, zum Theil geologische und zum Theil klimatische

Der French-Broad-River.

Gründe. Wir befinden uns ja nunmehr auf dem kontinentalen „slope" des Gebirges, und derselbe dacht sich auch hier viel sanfter und allmählicher ab als der ozeanische. An der Vereinigungsstelle des Swannanoa und French-Broad befinden wir uns noch immer 602 m über dem Meeresspiegel, obgleich wir vom Swannanoa-Tunnel bis dahin eine Strecke durchmessen haben, die mindestens doppelt so lang ist, als die von Old Fort bis zum Tunnel; und Marshall, das reichlich die gleiche Distanz weiter stromabwärts liegt, hat wenigstens noch eine Höhe von 502 m. Sodann ist die Aufrichtung der Gesteinsschichten keine so wilde und regellose wie entlang dem Catawba, und in der Gegend von Painted-Rock — der von angeblichen Felsenmalereien der Indianer so benannt ist — ist ihre Lagerung sogar vollkommen horizontal (S. Abbildung 1). Und endlich beträgt die jährliche Niederschlagshöhe im Gebiete des French-Broad nur etwa 70 cm, da die Gegend im Regenschatten der Hauptketten des Alleghany-Gebirges gelegen ist.

Wie harmlose Gewässer sehen der Swannanoa und French-Broad aber deshalb keineswegs aus. Es liegen allerwärts mächtige Steinblöcke in ihrem Bette, es ziehen zahlreiche Felsschwellen quer durch sie hindurch, auf manchen Strecken sind sie aus lauter Kaskaden und Stromschnellen zusammengesetzt, die Spuren ihrer Hochwasser reichen an den Ufern zu beträchtlicher Höhe hinauf, und wenn man die Ströme von dem Eisenbahnzuge aus auch immer in Sicht behält, so hütet sich der Schienenstrang doch immer noch sorgfältig, gar zu tief zu ihnen hinabzusteigen. Aehnlich halten sich auch die wenigen menschlichen Ansiedelungen, die wir entlang den Flüssen gewahren, an die höheren Lagen der Gehänge. Für den French-Broad finden wir den indianischen Namen „Tahkiosti" — „jagendes Wasser" — durchaus bezeichnend. Schiffbar ist derselbe nicht, dagegen sehen wir ihn an vielen Orten zum Flößen von Baumstämmen benutzt, und die argen Lichtungen und Verwüstungen, die wir an dem Waldkleide seiner Ufer wahrnehmen, haben wir uns wohl zum

Digitized by Google

Theil daraus zu erklären. Die Eisenbahn unterstützt ihn bei dem Zerstörungswerke nach Kräften, denn die raubmäßig betriebene Waldwirthschaft ist ja die einzige nennenswerthe Hülfsquelle, die in dem Gebirge fließt.

Hinsichtlich ihrer ästhetischen Wirkung nennen wir die Landschaft westlich von dem Swannanoa-Gap schön, stolz, ernst, wild — eine Landschaft in großen, einfachen, einförmigen Zügen, so wie es die amerikanischen Landschaften in der Regel sind —, und in unseren Reiseerinnerungen aus Europa suchen wir vergebens nach einem Bilde, das dem, das wir hier sehen und bewundern, irgendwie ähnlich wäre. An das ernste Indianer-Antlitz müssen wir bei ihrem Anblick immer wieder denken, und zugleich auch an den schwermüthigen amerikanischen Naturschilderer Thoreau, der nach unserer Meinung in seinen Schriften den Grundton der amerikanischen Naturscenerie auf das vortrefflichste wiedergiebt. Der herrschende Waldbaum ist auch hier die Gelbkiefer (Pinus mitis), und nur unmittelbar am Flußufer steht ab und zu eine Gruppe von Ahornbäumen. Ein sehr hübsches dekoratives Moment in der Landschaft bilden unsere alten Bekannten vom Catawba her: Kalmien, Rhododendrons, Stechpalmen, wilder Epheu und anderes Immergrün, das unmittelbar am Wasser wuchert und seine Zweige über dasselbe hinweghängen läßt. Den schmächtigen Rindern, die hie und da am Ufer weiden, stehen auch hier keinerlei gesellige Gräser als Futter zur Verfügung, sondern nur einzeln wachsende Kräuter verschiedener Art.

Unterhalb Marshall tritt uns der zweite Hauptkamm der Alleghanies entgegen, der hier den Namen Bald Mountains führt, und der in dem Big Bald Mountain die Höhe von 1692 m erreicht. Um ihn zu überwinden, hat die Eisenbahntechnik aber nicht einen ähnlichen abenteuerlichen Kunstbau nöthig gehabt wie bei den Black Mountains. Der French-Broad-River hat ihr hier genügend vorgearbeitet;

French-Broad-River.

er hat das Gebirge im Laufe langer geologischer Zeiträume mitten hindurchgetragt, und an der einen Wand des Cañons, das auf diese Weise entstanden ist, konnte der Schienenstrang fast allenthalben verhältnißmäßig bequem angeheftet werden. Das Cañon gilt mit gutem Grunde für das schönste Cañon außerhalb der Rocky Mountains, und es unterscheidet sich von den Rocky-Mountain-Cañons im wesentlichen nur durch das dichte Vegetationskleid seiner Wände. Die letzteren bestehen in der Hauptsache aus huronischen Sandsteinen und Schiefern, und sie steigen zum Theil gegen 800 m jäh aus dem Strombette heraus.

Warm Springs und Painted Rock sind die berühmtesten Punkte in dem imposanten Durchbruchsthale, und Warm Springs ist zugleich auch neben Asheville die Hauptstation an der Bahn. Dem grauen Kalkstein entfließt daselbst, nur wenige Meter vom Flußufer entfernt, eine warme Mineralquelle, und die Direktion der Eisenbahn möchte dieselbe gern dazu benutzen, ein nordkarolinisches Baden-Baden oder Teplitz zu gründen, um dadurch die Rentabilität ihres Unternehmens zu steigern. Die Naturumgebung der Quellen ist sehr schön, und die kleinen Seitenthäler, welche in der Nähe in das Hauptthal münden, müßten sich zur Anlage von Pfaden zum Lustwandeln ganz prächtig benutzen lassen — wenn nicht etwa die menschenfeindlichen Atmosphärilien auch den Kurgästen und dem Kurorte schlimme Streiche spielen. Zuvörderst sehen wir von solchen Pfaden nichts, und an die Bestimmung des Platzes erinnert nur das Riesenhotel aus Fachwerk, das die „Richmond & Danville-Railroad-Company“ hat aufführen lassen.

Mittwegs zwischen Warm Springs und Newton betritt der French-Broad das Große Thal von Ost-Tennessee, jenseits dessen in der Ferne die Höhen des kohlenreichen Cumberland-Plateaus aufragen, und hier hat unser Eisenbahnübergang über die Alleghanies sein Ende erreicht.

Digitized by Google

Die Hafenplätze von Deutſch-Oſtafrika.

(Mit einer Abbildung.)

Unter den geographiſchen Eigenſchaften, die Afrika zu einer uneinnehmbaren Hochburg der Barbarei oder — um mit Hegel zu reden — zu dem ewigen „Kinderlande“ der Welt und ihrer Geſchichte zu prädeſtiniren ſcheinen, iſt ſeine ungegliederte horizontale Geſtalt unbedingt die hauptſächlichſte. Der Golf von Guinea im Weſten, das Syrtenmeer im Norden und die flache zanſibariſche Einbuchtung im Oſten können nur als ſehr unvollkommene Anfänge von Binnenmeerbildung betrachtet werden, und die Ungegliedertheit des Welttheils im Allgemeinen iſt für Kultivationsverſuche, welche von Europa aus gemacht werden, um ſo bedenklicher, als mit ihr auch eine große Ungegliedertheit ſeiner Küſten im Einzelnen Hand in Hand geht. Wie an großen Baien und Binnenmeeren, ſo iſt Afrika auch überaus arm an gut nahbaren und ſicheren Naturhäfen. An die Herſtellung von Kunſthäfen, bezw. an die künſtliche Amelioration vorhandener ſchlechter Naturhäfen kann aber ſelbſtverſtändlich erſt gedacht werden, wenn ſich das wirthſchaftliche Leben der betreffenden Gegend zu einer gewiſſen Bedeutung entfaltet hat.

Dar es-Salaam.

Was Deutſch-Oſtafrika betrifft, ſo macht daſſelbe von der allgemeinen Regel keine Ausnahme, und ſeine Armuth an guten Ankerplätzen für größere Seeſchiffe muß als einer der Hauptgründe davon betrachtet werden, daß der allbekannte Angriff, den die afrikaniſche Barbarei auf den vielverſprechenden deutſchen Kulturverſuch gemacht hat, ſo große Dimenſionen annehmen konnte. Ein Bombardement der Küſtenpunkte, welche ſich in den Händen der Aufſtändiſchen befinden, iſt ja wohl mit den weittragenden Geſchützen der Gegenwart aus den Fernen, in denen ſich die deutſchen Kriegsſchiffe halten müſſen, ganz gut möglich; ein Landungsverſuch in größerem Maßſtabe aber ſtößt bereits auf ſehr erhebliche Schwierigkeiten; und ein Halten der in dieſer Weiſe gewonnenen Poſitionen iſt an den meiſten Orten geradezu unmöglich — nicht bloß weil die Küſtenpunkte in der Regel auf einem Terrain ſtehen, das durch ſeine Sumpfumgebung für europäiſche Mannſchaften ſehr ungeſund iſt, ſondern auch, weil die Kommunikation zwiſchen dem Lande und dem ein bis zwei Seemeilen von der Küſte entfernten Schiffe zumeiſt nur in kleinen Booten bewerkſtelligt werden kann. Schon in ruhigen Zeiten, wenn ſeine mit den Naturverhältniſſen vertrauten Feinde hinter den Dünen und Strandgebüſchen lauern, iſt die Landung an den meiſten Punkten nur bei gewiſſen Winden ausführbar.

Die Hauptpunkte, welche bei der Dämpfung des Aufſtandes, ſowie bei der Wiedererſchließung des Innern und bei der Wiederaufnahme des begonnenen deutſchen Kulturwerkes — dem wir trotz aller begangenen Mißgriffe und trotz aller Schwierigkeiten das Wort reden — in Frage kommen, ſind in der Reihenfolge von Süd nach Nord Mikindani, Lindi, Kiswara, Kilwa, Dar-es-Salaam, Bagamoyo, Saadani und Pangani.

Die Mikindani-Bucht als Ganzes iſt offen gegen Wind und Seegang, aber zwiſchen den Korallenriffen, die ſie umſäumen, finden ſich ſchmale und tiefe Eingänge zu drei Zweigbuchten, die wohlgeſchützte Häfen bilden. Der nächſte darunter iſt der weſtlichſte, innerſte — der eigentliche Mikindani-Hafen, der von Höhen umgeben iſt, die gegen 100 m anſteigen. Als Angriffspunkt der Kultivation erſcheint er ſeinen natürlichen Eigenſchaften nach als einer der geeignetſten. Freilich ſcheint gerade hier der Aufſtand durch die Nähe der Nyaſſa-Araber am allerheftigſten zu ſein.

Digitized by Google

Die Lindi-Bucht ist nur die breite Mündung des Ukerebi-Flusses, und obwaar in ihrem Innern tief, durch eine lästige Barre gesperrt. Die Rhede außerhalb der Barre gilt für eine der besten in Ostafrika und wird auch von den hier regelmäßig verkehrenden Postdampfern benutzt. Der Ort Lindi, der etwa aus 500 Häusern besteht, liegt sehr niedrig inmitten von Sümpfen und ist infolgedessen sehr ungesund. Das ihm gegenüber befindliche rechte Ufer ist aber viel höher, und seine Hügel erheben sich gegen 50 m.

Die weite Kiswara-Bucht ist so seicht, daß selbst Boote nur bei Hochwasser an ihre Ufer hinan gelangen können.

Auch bei Kilwa-Kiwindje ist das Meer der Rhede so seicht, daß sich Schiffe dem Strande nur auf $1^1/_4$ Seemeilen Abstand nähern können, und bei Niederwasser hat man selbst vom Boote aus noch einen vollen Kilometer weit durch flaches Wasser und Schlamm zu waten, um an den Strand zu kommen. Nichtsdestoweniger ist Kilwa-Kiwendje ein wichtiger Ausgangspunkt von Karawanenstraßen, und ein bedeutender Ausfuhrplatz von Elfenbein. An Vieh und Landesprodukten ist der Distrikt sehr reich.

Der beste Hafen von Deutsch-Ostafrika dürfte in jeder Beziehung Dar-es-Salaam sein (S. die Abbildung). Die Bucht ist geräumig und vorzüglich geschützt, und nur die Einfahrt ist eng und gewunden und durch Riffe sowie durch eine starke Strömung erschwert. Bei sorgfältiger Ausstattung mit Schiffszeichen wäre dieser letztere Umstand aber wenigstens für Dampfer von keinem erheblichen Belange. Schiffe von fünf Meter Tiefgang können bei jedem Wasserstande in den Hafen gelangen. Der Ort Dar-es-Salaam liegt an der Nordseite des weiten Beckens auf zehn bis zwölf Meter hohem Steilufer, und erscheint in seiner Palmen-Umgebung als ein außerordentlich freundliches und anziehendes Bild. Der Sultan Said-Medschid ließ daselbst in richtiger Würdigung seiner natürlichen Vortheile große Waaren- und Zollniederlagen sowie auch einen Palast für sich bauen, um Dar-es-Salaam zum ersten ostafrikanischen Handels- und Karawanenplatze sowie zu seiner Residenz zu machen, Said Bargasch hat diesen Plan aber nicht weiter verfolgt.

Bagamoyo hat seine Bedeutung lediglich dadurch, daß es der Inselstadt Sansibar zunächst gelegen ist. Sein Strand ist flach und offen und jedem Seegange ausgesetzt, und die Schiffe haben in einer Entfernung von $1^1/_2$ bis 2 Seemeilen zu ankern, um ihre Löschung und Ladung zu bewirken. Bei ruhigem Wetter ist die Landung vermittelst Boot mit keinerlei Schwierigkeit verbunden, bei Seewind dagegen ist sie unmöglich. Die Bänke, welche im Norden und Süden vor der Rhede liegen, gewähren nur einen sehr ungenügenden Schutz.

Aehnlich wie bei Bagamoyo liegen die Verhältnisse auch bei Saadani. Die Rhede liegt auch hier offen und schutzlos da, und der Seewind erzeugt eine starke Brandung, durch die die Boote nur schwer hindurch kommen.

Bei Pangani handelt es sich wieder um die Mündungsbucht eines Flusses, mit einer davor gelagerten Sandbarre, die nur von kleineren Fahrzeugen passirt werden kann. Durch die Fruchtbarkeit seines Hinterlandes ist Pangani aber ein wichtiger Ausgangspunkt des Karawanenverkehrs, und bislang diente es außer zur Verschiffung von Elfenbein namentlich auch zur Verschiffung von Sklaven.

Die Hemenway-Expedition.

Von Dr. Gustav Brühl.

Da ich auf meiner jüngsten Reise nach Central-Amerika mich in San Francisco einzuschiffen gedachte und in Santa Fé von meinem Freunde Bandelier, der dort seit Jahren Dokumente und Material für eine gründliche Geschichte und Ethnologie der Pueblo-Indianer sammelt, erfuhr, daß Herr Fr. H. Cushing, der Direktor der archäologischen Expedition, die auf Kosten der Frau Hemenway im südwestlichen Arizona unternommen wird, methodische Ausgrabungen veranstalte, so machte ich von Maricopa, einer Station der Südpacific-Eisenbahn, einen Abstecher dorthin, um das wichtige Unternehmen persönlich in Augenschein zu nehmen. Eines freundlichen Empfanges konnte ich gewiß sein, da ich Herrn Cushing vor Jahren als Kriegshäuptling der Zuñis — bei denen er wissenschaftlicher Studien halber weilte — hatte kennen lernen, und er den regen Antheil kannte, den ich stets an seinen Forschungen genommen. Zudem hatte Herr Bandelier meinen Besuch telegraphisch angemeldet.

Die Fahrt durch die 54 englische Meilen lange und 15 Meilen breite, rings von einem Kranze vielgezackter Berge umgebene Ebene, durch welche der Rio Salado seine Fluthen schlängelt, bietet — auch abgesehen von dem archäologischen Interesse, welches sich an dieses Centrum einer untergegangenen Kultur knüpft — für jeden Reisenden des Sehenswerthen genug, weil es ihm den bewundernswerthen Unternehmungsgeist des Amerikaners so recht vor die Augen führt. Wo noch vor kurzem Cottonwood, wilder Salbei, Cacteen und Mesquite die alleinige Herrschaft führten, pflanzt man heute — nach Anlage von acht Bewässerungskanälen, die eine Länge von ungefähr 150 Meilen haben — Cerealien, Alfalfa, Obst- (namentlich Pfirsich-) Bäume, Hanf, Flachs, Jute und Baumwolle, ja selbst Südfrüchte und Wein. Auch der Vieh- und Pferdezucht wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Obwohl von den 480 000 Ackern erst 50 000 in blühende Gefilde umgewandelt worden, sind Dank dem spekulativen Pauker wie durch einen Zauberschlag mehrere kleinere Städte dort emporgeblüht, und die bedeutendste derselben — Phönix, die mit Maricopa seit dem 6. Juli 1887 durch eine Zweigbahn in Verbindung steht — zählt bereits über 5000 Seelen, hat mehrere Kirchen und öffentliche Schulen, ein Opernhaus, vier Zeitungen, eine Anzahl Landagenturen, und Spielhöllen genug für eine große Stadt. Das östlich gelegene Mormonen-Dorf Mesa und die Zwischenstation Tempe, in deren Nähe Herr Cushing seine Ausgrabungen begann, weisen eine Einwohnerzahl von über 800 auf.

Das Klima ist im ganzen mild und selbst im Winter nicht kalt, und obwohl das Quecksilber im Sommer zuweilen über 100° F. im Schatten steigt, kennt man infolge der reinen Luft die Gefahr der Sonnenstiche nicht. Die Mitteltemperatur beläuft sich im Juli und August — den heißesten Monaten — auf 85, im Dezember und Januar — den kältesten — auf 52 Grad. Der nordwestliche Theil der Counties ist reich an Gold- und Silberminen, von denen

Digitized by Google

Vulture, Phönix und Silver King die bedeutendsten sind und einen guten Theil zu der Ausbeute an Edelmetallen im Territorium beitragen. Dieselbe bezifferte sich letztes Jahr auf 5½ Millionen Dollars. Dieses weite, einst fruchtbare und zahlreich bevölkerte Thal ist der Schauplatz der Ausgrabungen.

Als wir in den von eingefriedigten Alfalfa-Weiden umgebenen, meist aus Bretterhäusern bestehenden Tempe einfuhren, erwartete mich Frau Cushing mit ihrem Zweispänner, da ihr Gemahl durch Krankheit verhindert war, mich selbst abzuholen. Bald sausten wir durch die mit blühenden Mimosen, Cereen und bunten Blumen geschmückte Ebene, an vereinzelten Indianerzelten und Pionirhütten vorbei, und ich bewunderte die kühne Rosselenkerin, die ihr Gespann so ausgezeichnet zu leiten verstand.

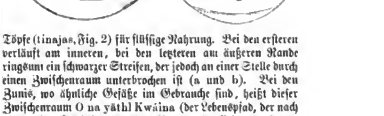
Sogleich nach unserer Ankunft in Camp Hemenway ließ Herr Cushing ein Zelt zum Gebrauch für mich aufschlagen, da alle übrigen Zelte — ein Dutzend an Zahl — theils als Wohnungen für die Beamten und ihre Bedienung, theils als Vorrathskammern, Speisezimmer und Küche, theils zur Aufbewahrung der aufgefundenen Alterthümer bestellt waren. Die werthvollsten der letzteren bewahrte Frau Cushing in ihrem eigenen Zelte auf.

Als Direktor der Expedition fungirt Herr Cushing, der zu den hervorragendsten amerikanischen Ethnologen zählt, seine Gemahlin hilft die Sammlungen ordnen, und deren Schwester, Fräulein Magill, besorgt die artistischen Arbeiten. Herr Hodge ist Privatsekretär und Sylv. Barter, der mehrere Jahre auf deutschen Universitäten den Studien obgelegen, Generalsekretär des Unternehmens, Herr Bandelier, Historiograph, Dr. Ten Kate, der augenblicklich in Mexiko weilt, Anthropologe, Dr. J. S. Wortman Anatom und spezieller Delegat des Medical-Museum in Washington, um die Skelette zu präserviren und die Duplikate an diese Anstalt einzusenden. Mr. Garlick, ein erfahrener topographischer Ingenieur, leitet die Ausgrabungen, und Don Ramon Castro endlich beaufsichtigt die Arbeiter.

Den Nachmittag nach meiner Ankunft verbrachte ich mit Besichtigung der reichlichen Funde und der in der Umgegend bloßgelegten Pueblo-Häuser. Der Abend bot uns eine unerwartete Scene. Cigarrenrauchend hatten wir uns um ein großes Feuer gelagert, das man zum Schutze gegen die empfindliche Nachtluft angezündet. An einem anderen Feuer nebenbei saß stumm und einer Statue gleich ein alter Medizinmann der Pimas mit seiner Squaw, in bunte Decken gehüllt. Er war gekommen, um Herrn Cushing, dem die Indianer sehr zugethan sind, mit Zaubergesängen sein Leiden wegzubannen. Um den gutmüthigen Greis nicht zu beleidigen, hatte dieser seine Einwilligung gegeben. Gegen 10 Uhr begann die Beschwörung in Herrn Cushing's Zelte. Leider war es uns nicht vergönnt, bei der Zeremonie gegenwärtig zu sein, weil sonst die heilenden Geister nicht erschienen wären. Vor dem Zelte stehend hörten wir also nur den eintönigen Gesang, der bald leise, bald schrill, bald in langsamem, bald in schnellem Tempo geisterhaft durch die stille, mondhelle Nacht hallte. So wiederlich er uns erschien, so hatte er doch für meinen Wirth das Gute, daß er nach seinem Verstummen in einen erquickenden Schlaf versiel und sich am nächsten Morgen derart gestärkt fühlte, daß er mich bei meinen Ausflügen in die Umgegend begleiten konnte. Dabei theilte er mir mit, daß der Medizinmann 28 Strophen, aus 196 Versen bestehend, gesungen habe, und daß in allen Versen ein gleiches Wort vorgekommen, mit Ausnahme des letzten, der an die Götter der vier Himmelsgegenden gerichtet gewesen sei.

Die Ausgrabungen hatten bis dahin eine reiche Ausbeute an Alterthümern geliefert. Obwohl über 20 Kisten schon nach Boston versandt worden, waren noch alle Räume des großen Zeltes damit angefüllt. Eine hervorragende Rolle darunter spielten die ein- und zweischneidigen Aexte (etwa 700) von verschiedenen Typen, theils zu friedlichen, theils zu kriegerischen Zwecken. Eine derselben von T-Form stellte eine Zierwaffe vor, die bei den Zaubergesängen vor beginnendem Kriege gebraucht wurde. Die Geräthe für häusliche Zwecke waren vertreten durch platt ovale Cantinen mit langem Hafte, Krüge mit Handgriffen, Mahlsteine, Bratpfannen zur Bereitung der Maisfladen, Kochnäpfe, hölzerne Löffel zum Umrühren, gerippte Thongefäße, Gefäße für Gebetmahle, ein Gefäß in Vogelgestalt mit symbolischen Figuren bemalt, perforirte Steine, ein hohnenförmiges Messer aus Schiefer, mit Figuren verzierte Näpfe für trockene (Fig. 1), und größere, bauchige

Fig. 1. Fig. 2.



Töpfe (tinajas, Fig. 2) für flüssige Nahrung. Bei den ersteren verläuft am inneren, bei den letzteren am äußeren Rande ringsum ein schwarzer Streifen, der jedoch an einer Stelle durch einen Zwischenraum unterbrochen ist (a und b). Bei den Zuni's, wo ähnliche Gefäße im Gebrauche sind, heißt dieser Zwischenraum O na yäthl Kwäina (der Lebenspfad, der nach oben und außen führt, der obere Ausgang der Lebensquelle) — der Streifen selbst O na pathl ton ne (die Theilungslinie des Lebenspfades). Diese Benennungen finden ihre Erklärung in der Eigenthümlichkeit indianischer Ideenwelt. Jeden Gegenstand hält der Indianer für beseelt, auch den Topf. Mit jenem Streifen fesselt er die Seele in demselben. Zerbricht aber der Topf, so entweicht diese. Um ihr nun einen Ausgangspfad anzudeuten, läßt er den Zwischenraum im Streifen. Interessant war eine Gruppe von Terracotta-Figuren; welche Jagdthiere — wie Coyotes, Füchse, Bergschafe und Hirsche — vorstellten und nach Cushing's Ansicht für diese bei den heiligen Opfern substituirt werden.

Von kupfernen Gegenständen enthielt die Sammlung nur Schmuckgegenstände, wie Ohrgehänge und Glöckchen, aber nur wenige Geräthe, was die Annahme erlaubt, daß sie nur von steinernen Gebrauch machten. Ueberhaupt wurde nichts entdeckt, was auf eine Berührung mit den Weißen hindeutete. Bereits waren an die 100 Skelette, meist von kleiner Statur, ausgegraben worden, aber nur die brachycephalen Gehirnkapseln waren gut erhalten, und dieselben zeichneten sich wie die personifizirten durch häufiges Vorkommen des Incaknochens aus.

Am zierlichsten und werthvollsten war die unter besonderer Aufsicht der Frau Cushing stehende Sammlung, Darunter befanden sich eine bemalte Maske mit Adernaht, ein kleiner Löffel, dessen Griff einen Pogel vorstellte, Fetische aus Serpentin und Perlmutter (zwei derselben von Froschgestalt), Schnallen zur Befestigung der Gewänder und ein fressender Vogel aus Muschelschalen, ein Halsband mit Gehänge und ein anderer Schmuck aus Perlmutter, Armbänder für Erwachsene und Kinder, die man an den entsprechenden Skeletten gefunden, sowie endlich ein Armband, mehrere Finger- und Ohrringe und ein Frosch, sämmtlich aus Muscheln und mit Türkisen eingelegt. Die Edelsteine waren in kleine viereckige Vertiefungen eingesenkt und mit Kitt befestigt. Abgesehen von dem künstlerischen Werthe,

Digitized by Google

der für die technische Fertigkeit der alten Bevölkerung zeugt, deuten diese Gegenstände auf eine Handelsverbindung mit dem kalifornischen Golfe hin, da die Muscheln, aus welchen sie angefertigt sind, den in diesem Golfe vorkommenden Arten angehören.

Das geübte Auge des Herrn Cushing weiß sogleich die für die Ausgrabungen geeigneten Stellen, welche meist durch zusammenhängende Gruppen von niedrigen, breitbasigen und mit Topfscherben bedeckten Tumulis angedeutet werden, zu erspähen. Zur Zeit meines Besuches hatten die Ausgrabungen eine Anzahl alter Ansiedelungen bloßgelegt, die, den heutigen Pueblo-Häusern ähnlich, aus einer Reihe von Gemeinhäusern (communal houses) bestanden, deren jedes von einer Sippe bewohnt wurde. Zur Erleichterung der Beschreibung hat sie Herr Cushing mit willkürlichen Namen, wie Los Muertos, Los Hornos, Los Pueblitos ꝛc., bezeichnet. Die Wohngebäude, die, der Anhäufung des Schuttes nach zu schließen, drei bis vier Stockwerke hoch gewesen sein mögen, obwohl abgesehen von einer Ausnahme nur noch die Grundmauern stehen, haben eine ungefähre Breite von 100 und eine Länge von 300 bis 400 Fuß. Meist sind sie aus Lufiziegeln (adobe) erbaut, doch hat Herr Cushing noch eine andere Konstruktion der Mauern im Pueblo Los Muertos entdeckt, die an die 50 Sippenhäuser enthielt. Zwischen zwei einige Fuß von einander verlaufenden und vorhäuhlich

Fig. 3.

durchflochtenen Parallelreihen von Pfahlwerk (Fig. 3) war nämlich weiche Erde eingestampft, die sich nachher mauerartig verhärtete. Die Pfähle sind zwar großentheils verschwunden, aber die Löcher nebst Resten des Holzes noch deutlich erkennbar.

Im Mittelpunkte dieses Pueblos — auf einem niedrigen Hügel — erhob sich ein umfangreiches, von einer Ringmauer umschlossenes Gebäude. In einem oberen Geschosse — dem einzigen, das in sämmtlichen Räumen noch erhalten ist — entdeckte man fünf Adobe-Särge. Zwei derselben, welche der Mitte nahe standen und verziert waren, enthielten die Gebeine von Männern in vorgerücktem Alter. Infolge der erhöhten Lage und der Mauerumschließung hält Cushing dies Gebäude für einen Tempel, der, wie in Mexiko und Central-Amerika, zugleich als Festung diente.

Außer den viereckigen Sippenhäusern fand man in allen Pueblos ein rundes Gebäude von 120 bis 150 Fuß Umfang, welches in der Mitte einen mit Cement bedeckten Feuerplatz, aber mit Ausnahme von Topfscherben keine andere Gegenstände enthielt. Außerhalb der eigentlichen Pueblos wurden kennenarlige Fußboden, mit cementirten Feuerplätzen in der Mitte, aber ohne umgebende Grundmauern, bloßgelegt. Vermuthlich waren über denselben Hütten von Holz- oder Rohrstäben errichtet, welche der arbeitenden Klasse (macegnales) als Wohnungen dienten. Aus ihnen stammen manche interessante Funde.

Die Bestattung der Todten geschah, wie in Mexiko, auf verschiedene Weise, theils durch Verbrennen, theils durch Begraben. In Verbindung mit jedem Sippenhause entdeckte man nämlich einen acht bis zehn Fuß hohen Tumulus, an dessen Fuße eine Anzahl von Urnen, zuweilen 400 bis 500, mit Asche und verkohlten Knochen gefüllt, eingegraben waren — ein Fund, der für die Leichenverbrennung zeugt. Andererseits fand man unter dem Boden der Wohnhäuser Gruben, in welchen, von einer Lehmschicht umgeben, Skelette, oft zwei oder drei zusammen, nebst Gefäßen für feste und flüssige Nahrung und Figuren und Waffen lagen, was wohl anzudeuten scheint, daß man Männern von Rang diese Begräbnißart zu Theil werden ließ. Die Leichen scheinen erst in eine dicke Lage von Baumwollenzeug eingehüllt worden zu sein, bevor man sie mit der Lehmschicht umgab, denn nicht nur haben sich Reste des Gewebes erhalten, sondern auch Abdrücke desselben lassen sich in dem umgebenden Lehm deutlich unterscheiden. Bei den Gebeinen eines alten Mannes fand man Ueberbleibsel eines mit Stickereien verzierten langen Gewandes. Die Knochengerüste sind meist nicht gut erhalten und zerfallen beim Zutritt der Luft — ein Umstand, der bei dem trockenen Boden und Klima Arizonas zu Gunsten ihres hohen Alters spricht.

Bewundernswerth ist das ausgedehnte Bewässerungssystem, das nicht nur der alten Bevölkerung Trinkwasser, sondern auch den Feldern das befruchtende Naß lieferte. Spuren von Kanälen führen zu allen früheren Niederlassungen. Eine genaue Untersuchung hat die Thatsache ermittelt, daß dieselben terrassenförmig aufgeführt und Boden und Wände mit einem harten Lehme bekleidet waren, der kein Wasser durchsickern ließ. Die untere Breite beträgt etwa fünf, die obere an die 30 Fuß, und zuweilen erweitern sie sich zu großen Becken oder Teichen, die vermuthlich bei andauernder Dürre einen genügenden Vorrath von Wasser halten sollten. Cushing glaubt übrigens, daß sie nicht blos zu Irrigationszwecken, sondern auch zur Schifffahrt verwandt worden seien. Er stützt seine Vermuthung auf die Thatsache, daß man Ueberreste von Flößen gefunden hat, und daß die bei der Errichtung der Häuser benutzten Fichtenstämme nur aus den viele Meilen entfernten Bergen herbeigeschafft werden konnten. An Zugthieren fehlte es, und Menschenkräfte reichten zu ihrem Transporte nicht aus. Es ist daher wahrscheinlich, daß jene Flöße als Träger der schweren Massen dienten. Das ist wohl auch der Grund für die große Breite der Kanäle.

Von hohem Interesse sind die Inschriften, die man an den Felsen der die Ebene umgebenden Gebirge entdeckt hat. Obwohl sie keine geschichtlichen Thatsachen, sondern nur religiöse Zeremonien und Bilder aus dem Leben zum Ausdruck bringen, so erscheinen unter den dargestellten Thieren sonderbarer Weise auch solche, welche den Lamas ähneln und wie diese an Stricken von einem Manne geleitet werden. Enthusiastische Ethnologen haben sich durch diese Abbildungen zu dem gewagten Schlusse hinreißen lassen, daß die frühere Bevölkerung mit ihren Lamas, die bei ihr die Stelle der Hausthiere einnahmen, nach Süden gezogen und sich schließlich im Lande der Incas niedergelassen habe. Sie stützen sich dabei auf die spanischen Berichte, daß zur Zeit Coronado's die Pueblo-Indianer wollene Kleider getragen, wozu vielleicht jene Lamas den Stoff geliefert hätten. Abgesehen davon, daß Marcos de Niza von solchem Tuche, was die Indianer von Totonteac besäßen, nur durch Hörensagen erfuhr, konnte es ja auch, worauf schon Castañeda hinweist, von den gekräuselten Haaren der Büffel oder der Wolle der Hammel, welche die Spanier auf ihrem Zuge nach Cibola heerdenweise sahen, fabrizirt worden sein. So lange nicht osteologische Funde die frühere Existenz des Lamas in jenen Gegenden außer allen Zweifel stellen, sollte man sich durch die Petrographen nicht zu voreiligen Schlüssen verleiten lassen.

Wahrscheinlicher ist es, daß die Ureinwohner gen Norden zogen und, wie Cushing vermeint, die Cibola-Dörfer gründeten, die nach Bandelier's Beweisen mit den Zuñi-Pueblos identisch

Digitized by Google

sind. Hat doch schon Castañeda auf diese ethnische Verwandtschaft — obwohl in umgekehrtem Verhältnisse — hingewiesen. Mehr Licht über diese Frage werden wohl die Ausgrabungen verbreiten, die Herr Cushing augenblicklich westlich vom Dorfe Zuñi anstellt. Obwohl die Zeit der Wanderung kaum errathen werden kann, so fällt sie unstreitig in die präcolumbianische Periode, da die Berichterstatter des Zuges Coronado's mit keiner Silbe Ansiedelungen in jener Gegend erwähnen, während die Cibola-Dörfer damals in voller Blüthe standen.

Kürzere Mittheilungen.

Dr. Ernst Henrici's zweite Togo-Reise 1888.

Ueber das kleinste deutsche Schutzgebiet, die Togokolonie, hat sich in jüngster Zeit, dank der energisch betriebenen Erforschung des Landes, ein weit günstigeres Urtheil gebildet, als man noch unlängst über dies afrikanische Besitzthum hegte. Hugo Zöller's Berichte sind durch die Reisen Dr. Henrici's und die im Auftrag des Reiches arbeitende Expedition von Francois-Wolf glänzend widerlegt worden! Daraufhin ist zu Anfang vorigen Jahres (1888) eine mit größeren Mitteln wirkende „Deutsche Togo-Gesellschaft“ ins Leben getreten, welche umfangreiche Landankäufe und damit die Anlage von Stationen, Pflanzungen und Schulen in der Kolonie bezweckt. Von dieser Gesellschaft wurde vor sechs bis sieben Monaten Dr. Henrici zum zweiten male nach Afrika entsandt, diesmal, um die wirthschaftliche Lage, die Ackerbauerhältnisse und den ganzen Handel und Wandel in Togo eingehend zu untersuchen, sowie womöglich Grund und Boden zu erwerben und eine Station anzulegen. Als Begleiter des Führers ging der Landschaftsmaler Franz Leuschner mit, der gegenwärtig noch in Togo weilt und dort ebenso mit Pinsel und Palette thätig ist wie in der Ausführung kolonisatorischer Geschäfte. Die Reisenden landeten am 20. Juli 1888 in Porto Seguro, bisher dem Hauptseeplatze der Kolonie, der aber, wie Dr. Henrici treffend bemerkte [1]), weder „Porto“ noch „Seguro“ ist, sondern lediglich eine offene, allen Unbilden des Ozeans ausgesetzte Rhede mit schwerster Brandung an dem Gestade. Binnen drei Tagen war die Karawane geordnet, und Dr. Henrici setzte sich, zunächst auf dem früher begangenen Pfade, nordwärts in Marsch. In Dallawé schwenkte er von der alten Straße ab und zog durch eine herrliche Landschaft, den Spuren der Wolf'schen Expedition folgend, nach dem noch unbekannten Moatschó. Unterwegs gelang es ihm, bei einem freundlichen Dorfhäuptling einen bedeutenden Kompley für die Togo-Gesellschaft zu erwerben. Hier ist später die Station angelegt worden, die zur Zeit von Herrn Leuschner geleitet wird und die nach den anfangs Dezember in Berlin eingetroffenen Nachrichten sich friedlich und hoffnungsreich entwickelt. Die Hauptstadt von Moatschó, gewöhnlich mit gleichem Namen bezeichnet, war lange für Fremde unbetretbar, und selbst die umwohnenden Neger durften sich nicht ohne weiteres dem Orte nahen, weil sich daselbst ein besonders heiliger Fetisch befindet. Nach Henrici's Einzuge im Platze entstand auch bald eine ziemlich drohende Bewegung unter der Bevölkerung, und der greise Oberpriester des Fetisch wollte die Reisenden nicht vor sechs Tagen fortlassen. „Der Fetisch hätte das so bestimmt.“ Indeß, der „Fetisch“ ließ mit sich reden, und als ihm schließlich noch eine Branntweinpfeife angeführt wurde, durften die Forscher sogleich — am 1. August — nach dem Akposso-Gebirge abziehen. Dieser Erfolg war um so schätzbarer, als Moatschó das alte Stammesheiligthum des Ewe-Volkes ist und ein hochgehrtes Orakel besitzt, das sogar der König von Dahome allüblich vor Beginn seiner Kriege um Rath fragt. Nach Beendigung des Feldzuges spendet er regelmäßig dem Orakel vier Sklaven, die, so weit in Erfahrung gebracht, dem Fetisch feierlich geopfert werden. Der Oberpriester darf, sobald er mit dieser Würde bekleidet ist, bis zum Lebensende sein Haus nicht mehr verlassen.

Der Marsch gen Norden gestaltete sich äußerst beschwerlich; Lebensmittel, Feuerung und Trinkwasser mußten mitgenommen werden, und dazu watete man beständig durch tiefen Sumpf. Obendrein dauerte auch die Regenzeit, deren Ende längst herbeigesehnt wurde, noch ununterbrochen fort. Karge Leuschner bekam das Fieber und mußte sich in der Hängematte weiter tragen lassen. Auf schwimmendem Grunde und unter strömendem Regen schlug man das Lager auf. Der Hunger peinigte Weiße und Schwarze, und schon am 5. August entwichen zehn der letzteren, der Mühsale überdrüssig. Endlich am folgenden Tage besserte sich der Weg; eine Hütte wurde erreicht und etwas Nahrung beschafft, und auch die Ausreißer kehrten reuig zu ihrem Herrn zurück.

Jetzt näherte man sich dem Akposso-Gebirge, das von einem in vieler Beziehung merkwürdigen Volke unwohnt wird, welches seine eigene Sprache und Kultur hat, das Feuergewehr noch nicht kennt, seine Speere und Pfeilspitzen mit Gift salbt und im Kriege sehr geschickt werden kann. Das Land ist reich an Naturschätzen, namentlich erscheint die Gummi-Liane in erstaunlicher Menge, und das Mohgummi gilt hier, wie anderwärts in Afrika, als Zahlungsmittel. Jenseits der Berge, in Kobu, traf Dr. Henrici wieder auf ein neues, von den Akposso durchaus verschiedenes Volk, in dessen Hauptstadt er das erste Pferd sah — ein Zeichen für die Ausbreitung der Lehre Mohammed's, denn der West-Sudan und die Hinterländer von Ober-Guinea haben das Pferd erst mit dem Islam erhalten. Das nächste Ziel, die deutsche wissenschaftliche Station auf dem Abodo-Berge, kam am 18. August in Sicht. Nur zwei Tage rasteten Dr. Henrici und Fr. Leuschner daselbst bei den deutschen Freunden, um dann über Ñ und NW in das Akele-Gebiet mit seinen heiligen und unnahbaren Fetischwalde einzudringen. Die etwa 3½stündige Oberpriesterin des Fetisch sah schon seit dem 17. Jahre wie eine Gefangene fest in ihrem Amtsbaute und beklagte sich unter bitteren Thränen über dies jammervolle Loos. Stirbt sie endlich, so tritt ein anderes weibliches Glied aus der geheiligten Priesterfamilie an ihre Stelle.

In dem benachbarten Reiche von Salaga findet eine lebhafte Handelsbewegung statt, da hier die Karawanenzüge von Timbuktu, Sokoto ꝛc. zusammenlaufen, deren Weg entweder nach dem englischen oder deutschen Küstenterritorium weiter führt. Es wird Aufgabe der Togo-Gesellschaft sein, den Verkehr möglichst auf unser Besitzthum hinüberzuleiten, und der Rückmarsch ging von Kotmtai — dem nördlichsten Punkte — westwärts in sieben Tagen zum Volta-oder Anu-Flusse und von hier aus weiter über Kratschi, Buém, Akunya, Apandu ꝛc. nach schon bekannten Gegenden. Besondere Schwierigkeiten machte die Ueberschreitung des

[1]) In einem Vortrage am 6. Dezember 1888.

Digitized by Google

Agome-Gebirges, zumal Dr. Henrici von Dysenterie befallen war. Doch erreichte er glücklich die Station, wo Franz Lenschner zurückblieb, indes der Chef nach der Küste reiste, um die aus Europa mitgebrachten Materialien nach der Niederlassung zu befördern. Die verschiedne Bodenbeschaffenheit, welche die verschiedensten tropischen Kulturen begünstigt, sowie die vegetabilischen Reichthümer des Landes sichern dem Unternehmen einen gedeihlichen Fortgang. Auch gehört das Klima zu den besseren im heißen Afrika, obschon die bekannten Uebel nicht ausgeschlossen sind. Die Neger südlich vom Gebirge zählen sämmtlich zum Ewe-Volke, dessen grammatisch fein durchgearbeitete Sprache — sie ist agglutinirend — Dr. Henrici näher untersucht hat. Hauptsächlich entwickelt ist das Verb, das nicht weniger als neun Konjugationen besitzt und vier Tempora kennt — nämlich Präsens, Präteritum, Futurum und eine dem griechischen Aorist sehr ähnliche Zeit. Präteritum und Futurum werden durch Lokalpräfixe, der Aorist dagegen durch ein Suffix aus dem Präsens gebildet. Ebenso kommen Imperative und Infinitive vor, letztere sogar für jede der vier Zeiten. Die Negative ist doppelt wie im Französischen. Dem Unterrichte bringen die Ewe Lust und Verlangen entgegen, besonders, weil sie ihr Fetischglaube direkt an die Europäer als die begünstigten Kinder der Gottheit verweist. Bedenklicher sieht es dafür in dem vom Islam beeinflußten Hinterlande aus, wo neuerdings auch der Sklavenhandel ganz in dem barbarischen Sinne der Araber betrieben wird, während die Ewe noch an dem alten patriarchalischen Verhältnisse hängen und für Sklave und Sohn ein und dasselbe Wort brauchen. Man merkt aber, wie selbst in Togo der Islam droht, und die Togo-Gesellschaft sowie die mit ihr vereinigte Nachtigal-Gesellschaft haben daher allen Grund, sich mit der Festigung und Ausbreitung des deutschen Einflusses in der Kolonie zu beeilen.

H. Seidel.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die durch den Tod des Generals v. Prshewalski in Frage gestellte russische Expedition nach Tibet soll unter der Führung des Generalstabsobersten Pjewzoff, der bereits zwei erfolgreiche Reisen durch die Mongolei unternommen hat, fortgesetzt werden. Auch der bisherige Gefährte Prshewalski's, Lieutenant Roborowski soll an der Expedition theilnehmen. Ob man als Hauptziel des Dalai-Lama-Sitz Lhassa, im Auge behalten wird, bleibt aber einstweilen dahin gestellt.

— Ueber die Fournereau'sche archäologische Expedition in Französisch-Hinterindien entnehmen wir dem „Compte rendu" der Pariser Geographischen Gesellschaft (1888, S. 411) die folgenden Mittheilungen: Die Unternehmung vertieft im Nordwesten des großen Sees Tonly Sap auf das beste, das Programm konnte vollständig zur Erledigung gebracht werden und die wissenschaftliche Ausbeute an Denkmälern der alten binterindischen Kultur war eine sehr reiche. Anders war es aber, als man sich gegen Osten in unerforschte Gegenden wandte. Dort wurden dem Reisenden Führer und Transportmittel verweigert, und er sah sich schließlich genöthigt, nach Siemreap zurück zu gehen, wo er wieder seine hinreichende Zahl Boote fand, um die mit den Sammlungen angefüllten 82 Kisten weiter zu befördern; er mußte dieselbe also in den Händen des siamesischen Gouverneurs zurücklassen. Auf einer zweiten Tour, die er von Pnom-Penh aus unternahm, mußte er seine Arbeiten der furchtbaren Hitze halber einstellen.

— An dem ungeheuren Kohlenreichthume, den das festländische Ostasien besitzt, hat das Inselreich Japan nur einen geringen Antheil. Indeß sind die Kohlenlager der Insel Kiu-siu doch von hoher Bedeutung, und infolge ihrer leichten Zugänglichkeit von der Seeseite her hat ihr Abbau auch bereits eine große Ausdehnung gewonnen. Die Hauptminen liegen bei Takashima, Katatsu und Miki (in der Gegend von Nagasaki), und die bei Takashima gelegenen fördern einen Brennstoff von sehr hoher Qualität (alljährlich etwa 370000 Tonnen). Die Insel Jeso besitzt bei Poronai ein großes Kohlenlager, das namentlich seit Eröffnung der Eisenbahn nach Otaru höhere Wichtigkeit erlangt hat, und das gegenwärtig eine Jahresausbeute von 80000 Tonnen aufweist. Die gesammte Förderung der japanischen Kohlenbergwerke beläuft sich heute auf rund eine Million Tonnen.

Afrika.

— Emin-Pascha und Stanley in den Händen des Mahdi, und als Gefangene desselben aller Wahrscheinlichkeit nach ähnlichen Demüthigungen ausgesetzt wie Lupton-Bey und seine Gefährten! Das ist die neueste Unglücksbotschaft aus Afrika, die wir zu verzeichnen haben. Dieselbe enthammt einem Briefe, den der Mahdisten-Führer Osman-Digma, der den Engländern bei Suakin seit lange schwer zu schaffen macht, an den dortigen Oberbefehlshaber General Grenfell gerichtet hat, und ihrer unlauteren Quelle wegen wäre sie wohl sicherlich sehr anzuzweifeln, wenn sie nicht von gewissen Belegen begleitet wäre — von einer Anzahl Snider-Patronen, wie sie Stanley's Zanzibarleute führten, und von der Kopie eines Schreibens des ägyptischen Khedive, das Stanley an Emin überbringen sollte. Beide Gegenstände könnten ja allerdings auch in die Hände des Mahdi gerathen sein, ohne daß die beiden Afrika-Helden seine Gefangenen geworden wären. Es liegt aber in dieser Annahme nur ein geringer Hoffnungsschimmer. Daß die Lage in dem Innern von Afrika — im Kongo-Staate wie in Deutsch- und Britisch-Ostafrika — als eine sehr bedenkend verschlimmerte anzusehen sein würde, wenn sich die Nachricht bestätigen sollte, ist selbstverständlich. Die betreffende verhängnißvolle Niederlage Emin's soll im vergangenen Oktober zu Lado stattgefunden haben, und die Kunde davon wäre demnach sehr rasch und prompt an Osman-Digma gelangt.

— In dem Verein für Erdkunde zu Halle entwarf Dr. Adolf Schenk vor kurzem eine Charakteristik von Deutsch-Südwestafrika. Der Süden, das Nama-Land, ist im allgemeinen ein Tafelland, der Norden, das Damara- oder Herero-Land, gestaltet sich aber im Innern zu einem wirklichen Gebirgslande. Junge Brakwasserablagerungen deuten auf ausgetrocknete Binnenseen, vielleicht infolge einer fortgeschrittenen Trockenheit des Klimas. Gegenwärtig ist das Klima sehr trocken, und im übrigen sind die Nächte kalt bis zur Eisbildung, die Tage aber heiß. Im Sommer sind im Inneren heftige Gewitergüsse häufig, im Winter in der Küstengegend Nebel und Sprühregen. In der Küstenzone ist die Vegetation ähnlich spärlich wie im westlichen Kapland durch Mesembryanthemen und Geraniaceen ausgezeichnet, im Innern, namentlich gegen Nordost, ist das Pflanzenkleid reicher imit Akazienbäumen in den trockenen Flußthälern,

Digitized by Google

und sonst mit Gras- und Buschsteppe). Der Wildstand ist bereits arg gelichtet. Henschrecken sind eine schlimme Landplage, und der Hauptwirthschaftszweig wird wahrscheinlich immer die Viehzucht bleiben.

— Ueber die durch den ostafrikanischen Aufstand zum Scheitern gebrachte Malui-Expedition der Herren Dr. H. Meyer und Dr. C. Baumann, verlautet gegenwärtig, wo die beiden Reisenden in ihre Heimath zurückgekehrt sind, Näheres. Von ihrem Ausgangspunkte Pangani waren die Herren mit einem Theile ihrer Karawane zunächst in das gegen 2000 m hohe und sehr unwegsame Gebirge von Usambara eingedrungen, um dasselbe bis zu seinem Nordwest-Ende zu durchziehen. Dann waren sie in die Rita-Steppe gelangt und hatten auf der Route K. v. d. Decken's Gonja, am Fuße des Pare-Gebirges, erreicht. Statt hier gemäß ihrer Anordnung den Hauptkörper ihrer Expedition zu treffen, erhielt sie daselbst die Nachricht, daß die Karawane auf einen Brief des Wali von Pangani hin von dem in Süd-Usambara herrschenden Häuptlinge Sembodja zur Umkehr nach der Küste veranlaßt worden war. Die Reisenden gingen daher nach Masinde, wo Sembodja seinen Wohnsitz hat, auf dem Wege dahin verloren sie aber durch Desertion 54 ihrer Leute (von 60!). Mit nur fünf Trägern setzten sie dann ihre Untersuchungen im Usambara-Gebirge fort. Zum zweiten male nach Masinde gekommen, fanden sie Sembodja's Verhalten entschieden feindlich, und in Ermangelung von Trägern mußten sie ihr ganzes Gepäck in seinem Dorfe zurücklassen. Nur ihre Instrumente und Sammlungen mit sich nehmend, traten sie also den Rückweg nach Pangani an, und unterwegs erfuhren sie von den seit ihrer Abreise ausgebrochenen Unruhen. Unsern der Küste, in Pinguc, gerieten sie dann in die Hände des Arabers Buschiri, den sie als die Seele des Aufruhrs bezeichnen, und der sie vollständig ausraubte, mißhandelte und in Ketten legte, bis er sie endlich gegen das Lösegeld von 20000 Mark wieder frei gab.

Südamerika.

— Der Reisegefährte Dr. K. von den Steinens, Dr. P. Ehrenreich, hat seine Fahrt den Tocantins hinab glücklich beendet, und ist in Para, an der Mündung des Amazonenstromes angekommen.

— Ebenso ist Georges Brousseau von seiner Reise im Gebiete des oberen Maroni nach Cayenne zurückgekehrt. Das Hauptergebniß seiner Forschungen besteht darin, daß er die Materialien zu einer geologischen Skizze des genannten Flußgebietes und Niedergunanos gewonnen hat. Sobald er sich mit seinen Begleitern erholt und seine Sammlungen nach Frankreich gesandt haben wird, gedenkt der Reisende zur Fortsetzung seiner Untersuchungen wieder nach dem Tumac-Humac-Gebirge aufzubrechen.

— In einem Briefe an die Pariser Geographische Gesellschaft berichtet M. E. Salinas Vega von einem großen Bergsturze, den man im April vorigen Jahres bei Cochabamba, in Bolivia, beobachtet hat. Eine der Spitzen des Tunari verschwand dabei vollkommen, und das Getöse ihrer stürzenden Felsmassen setzte die Bevölkerung meilenweit im Umkreise in Schrecken. Die betreffende Anden-Kette ist seit längerer Zeit der Schauplatz solcher Katastrophen, und in den letztvergangenen Jahren haben mehrere ähnliche Bergstürze stattgefunden.

Allgemeines.

— Das Projekt eines kanadisch-australischen Kabels, von dem wir bereits einmal gesprochen haben (Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 192), findet in England immer mehr Freunde, so daß seine Ausführung vielleicht schon in einer sehr nahen Zukunft bevorsteht. Man verspricht sich davon in englischen kolonialpolitischen Kreisen namentlich eine weitere Festigung der neuerdings so viel besprochenen „Imperial Federation". Die gegenwärtig bestehenden unterseeischen Telegraphenlinien nach Indien und Australien können bei Suez oder Konstantinopel von irgend einem Feinde (Rußland oder Frankreich) immer einmal zerschnitten werden, sagt man, und die Vertheidigung der verschiedenen Provinzen des britischen Weltreiches hängt in einem viel höheren Grade als die jedes anderen Reiches von einem ununterbrochenen und raschen Nachrichten-Dienste ab. Einem kanadisch-australischen Kabel droht die Gefahr des Zerschnittenwerdens viel weniger, und in jedem Falle ist es gut für den Nothfall eine Reserve zu haben. — Die technische Ausführbarkeit des Projektes bezweifeln die sachverständigen Techniker nicht im geringsten, und wenn das Legen des Kabels bei den großen Meeres-Tiefen, um die es sich handelt, auch gewisse Schwierigkeiten bietet, so verspricht es infolge eben derselben Umstandes zugleich auch eine um so größere Haltbarkeit und eine nm so zuverlässigere Junction.

Bücherschau.

— Professor J. Hirschberg, Von New York nach San Francisco. Leipzig 1888. Veit u. Co. Verfasser hat in den Monaten August und September des Jahres 1887 eine Reisefahrt auer durch die Vereinigten Staaten gemacht und dabei Alles, was in der „Neuen Welt" für einen gebildeten Touristen von Interesse ist, so genau als möglich in Augenschein genommen — die Schlachthäuser und Korn-Elevatoren von Chicago, die Mühlenwerke von Minneapolis, die Geyser und Cañons des Yellowstone-Park, das Chinesenviertel von San Francisco, das Yosemite-Thal, den Mormonentempel des Neuen Jerusalem am großen Salzsee ꝛc. Dabei hat er über die gewonnenen Eindrücke ein sorgfältiges Tagebuch geführt, und auf dieses hat er den vorliegenden Reisebericht basirt. Nun ist die Zeit, die auf die Fahrt verwandt worden ist — fünf Wochen — natürlich auch für ein scharfes Auge zu kurz, als daß dabei ein tieferes Eindringen in die Mysterien der amerikanischen Kultur und Natur denkbar wäre. Immerhin ist das Buch sehr lesenswerth, und bezüglich der Angaben und Urtheile, die es enthält, stellen wir es höher, als die Berichte mancher Amerikafahrer, die Jahre lang in dem Lande herumgestreift sind. Was bei einem solchen flüchtigen Besuche, der ohne bestimmte Studienzwecke unternommen wird, in Amerika immer in allererster Linie droht, ist der Enthusiasmus für alles in der alten Welt Unerhörte, und diesen Enthusiasmus ist auch Professor Hirschfeld trotz allem Bemühen nicht entgangen. Manches spezifisch Amerikanische erscheint in seinem Buche goldener, als es erscheint, wenn man es etwas länger und von seinen verschiedenen Seiten betrachtet — auch wenn man nicht zu den professionellen „Fehler-Findern" zählen möchte, die dem patriotischen Durchschnitts-Amerikaner so sehr verhaßt sind.

Inhalt: F. Marthe: Die Entwickelungsgeschichte des Kaspischen Meeres und seines Thierbestandes. — Dr. Emil Deckert: Ein Eisenbahn-Uebergang über die südlichen Alleghanies. (Mit einer Karte und fünf Abbildungen.) — Die Halenpflanze von Ostafrika. (Mit einer Abbildung.) — Dr. G. Brühl: Die Hennemann-Expedition. — Kürzere Mittheilungen: Dr. Ernst Henriel's zweite Togo-Reise 1888. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Südamerika. — Allgemeines. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 16. Dezember 1888.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Geographische Homologien.

Von Prof. Dr. Albrecht Penck.

Erst ein vollständiger Ueberblick des hypsometrischen Aufbaues der Erdoberfläche ermöglicht die ganze Würdigung der Umrisse des Landes und des Meeres. Dieselben laufen bald an Steilabfällen entlang, bald aber bildet der Küstensaum die Scheide zwischen Flachsee und langsam aufsteigendem Tieflande. Diese beiden Extreme lassen erkennen, von welch' verschiedener Werthigkeit die einzelnen Strecken der Grenzen von Wasser und Land sind: bald erscheinen sie als feste und steile Ufer, welche bei wechselndem Stande der Gewässer keine merkliche Verschiebung der Gestade ermöglichen, bald aber treten sie als sanfte Abböschungen auf, welche bei einem geringen Steigen oder Sinken der Gewässer eine namhafte Ausbreitung oder Einengung des Meeres ermöglichen. Der Spiegel des Meeres aber ist veränderlich; klimatische Einflüsse bewirken, daß sich nur ein schwankender Theil der irdischen Wasser in den Meeresbecken aufhalten, welche von ihnen daher bis zu wechselndem Niveau eingenommen werden. Ferner ist das Volumen der Meeresräume nicht als konstantes zu betrachten, so daß also in wechselndem Gefäße eine wechselnde Wassermenge entgegentritt, deren Spiegel dementsprechend kein unbedingt festes Niveau innehalten kann. Er kann anschwellen, und wird sich dann über Tieflander verbreiten, er kann wiederum sinken, wodurch die Flachsee trocken gelegt wird, darüber wird daher der Umfang der Meere, namentlich an Tieflandküsten im Bereiche der Flachsee sein, und hier wird der jemalige Verlauf der Küste keine jener wichtigen Höhenabstufungen der Erdkruste bezeichnen, welche sonst gern die Grenzen der Oceane darstellen, sondern er wird nicht mehr als die Bedeutung einer zufälligen Isohypse haben.

Es erhellt hieraus, daß die Umrisse der Länder in geomorphologischer Hinsicht durchaus nicht jene Bedeutung besitzen, welche ihnen für andere geographische Zwecke innewohnt, und sie können namentlich ohne weiteres nicht dazu dienen, um spekulativen Erörterungen zu Grunde gelegt zu werden. Aber immer von neuem werden Versuche gemacht, aus den Umrissen der Länder irgend welche große Folgerungen auf die Entstehung des Erdganzen herzuleiten, Versuche, welche nicht anders zu beurtheilen sind, wie das Unternehmen, aus dem Horizontalschnitt irgend eines Gebäudes Schlüsse auf dessen Totalität zu machen. Wie man aber aus der Gleichheit des Durchschnittes einer Kirchenkuppel und eines Gasometers nicht die geringste Verwandtschaft zwischen beiden Bauwerken herzuleiten vermöchte, so berechtigen Aehnlichkeiten der horizontalen Gestaltung zweier Inseln zu keiner Folgerung über die Aehnlichkeit in der Beschaffenheit beider.

Die Aehnlichkeiten in den Umrissen mancher Länder und Inseln bilden, seitdem Baco von Verulam „similitudines physicae in configuratione mundi" aufgedeckt hat, immer von neuem den Vorwurf von Erörterungen, und wenn auch A. v. Humboldt entschieden davor warnte, in solchen Analogien Gesetze der Form zu erblicken, so haben dieselben durch Peschel eine eindringliche Darstellung gefunden, und indem derselbe sie mit Agassiz geographische Homologien nannte, legte er ihnen eine Bezeichnung zu, die leicht zu Mißverständnissen Veranlassung giebt. Denn wenn auch wahr ist, wie die Redaktion des „Ausland" in einer Fußnote zu dem Aufsatze von S. Roth bemerkte, daß homolog „gleichliegend" bedeutet, und in dieser Bedeutung

Digitized by Google

in der Mathematik angewendet wird, so schreibt doch Peschel selbst, daß „die Bezeichnung der vergleichenden Anatomie entnommen sei, die damit ideale Aehnlichkeiten bezeichnen will, welche sich auf die allmählich fortschreitende Umbildung von Körperbestandtheilen und Gliedmaßen begründen. Hierzu hat bereits S. Roth sehr treffend geäußert, daß man in der Anatomie diejenigen Organe als homolog bezeichne, welche bei entsprechender Lage und gleichem Ursprunge gewöhnlich verschiedene Form besitzen, weswegen die Peschel'sche Bezeichnung gewiß als eine unglücklich gewählte hingestellt werden muß. Aber selbst dann, wenn man das Wort homolog in seiner mathematischen Bedeutung faßt, und neben den Aehnlichkeiten der Umrisse auch die Lage einzelner Glieder an entsprechenden Seiten damit bezeichnen will, so ergiebt man damit nur Vergleiche zufälliger Umrißverhältnisse. Man faßt dabei mit Karl Ritter die Erdtheile meist als Individuen gleichen Ranges auf, deren entsprechende Seiten hervorgehoben werden, allein im morphologischen Sinne kann man nicht die Erdtheile als Individuen betrachten, und namentlich muß man sich von der Vorstellung befreien, als ob die einzelnen Erdtheile nach bemselben Schema gebaut sein müßten. Unter allen Umständen" also bildet die Lehre von den geographischen Homologien einen wenig fruchtbringenden Zweig der Morphologie der Erdoberfläche.

Reinh. Forster machte darauf aufmerksam, daß östlich der Südspitzen der Festländer Inseln gelegen seien. Diese Thatsache offenbart keine innere Beziehung. Denn die Falkland-Inseln liegen in der Flachfee, gehören also der Kontinentaltafel an, während Madagaskar sicher, Neuseeland wahrscheinlich — orographisch gesprochen — „Rückfaltkuppen" der Festlandböschungen darstellen. Steffens hat eine ganze Reihe von geographischen Homologien bemerkt. Er findet, daß die südlichen Erdtheile durch schmale — bei Australien sogar unterbrochene — Isthmen an die nördlichen angehängt sind, welche Isthmen auf der einen Seite einen Archipel, auf der anderen eine Halbinsel besitzen. Kalifornien, Arabien und Border-Indien, die Antillen, der griechische und ostindische Archipel erscheinen hier als homologe Glieder — sinkt aber das Meer um 200 m, so ist die gesammte Homologie verschwunden, denn Arabien hat aufgehört Halbinsel zu sein, und zwischen Sicilien und Tunis ist eine neue Brücke geschlagen, welche Afrika mit Europa verbindet, während eine solche zwischen den übrigen Erdtheilen nicht zu Stande kommt.

Besondere Aufmerksamkeit aber erregten die Aehnlichkeiten der Süd-Erdtheile unter einander. Peschel findet dieselben wie nach einer Schablone gearbeitet: Sie richten ihre Spitzen nach Süden, und haben auf der Westseite eine Einbuchtung, was alles schon Forster bemerkt hatte. Daß bei verkehrt Peschel freilich nicht, daß Südamerika seine Hauptschwelle auf der Westseite, Australien sie aber auf der Ostseite hat, so daß von der ganzen „pedantischen Wiederholung" im Niveau von 200 m bereits nichts mehr zu spüren ist. Selbst eine namhafte Anschwellung des Meeresspiegels würde Afrika's Südspitze nicht wesentlich umgestalten, während das amerikanische Gegenstück bald in eine schmale Landzunge verwandelt werden würde. Freilich leitete Peschel daraus her, daß der vertikale Aufbau eines Landes unabhängig vom horizontalen sei, und verwahrte sich hierdurch gleichsam gegen diesen Entwurf. Aber indem er Borneo, Celebes und Tschiloło vergleicht, sieht er nicht an, Celebes als ein abgemagertes Borneo zu bezeichnen und zu sagen, daß, wenn sich die Ostküste Borneos senken würde, diese Inseln dann mit dem benachbarten Celebes größte Aehnlichkeit haben würden. Derartige Aehnlichkeiten wiederholen sich gelegentlich auf der Erde. Wettstein findet z. B., daß Italien und Neuseeland von fast genau gleicher Form wären, natürlich wenn man von der Cook-Straße absieht. Auch findet er die Gestalt des Kaspisees — allerdings in 15facher Verkleinerung — am Golfo Dulce in Mittelamerika wieder, wenn man nämlich davon absieht, daß letzterer mit dem offenen Meere zusammenhängt, während die Isolirtheit dem Kaspisee zu einem wesentlichen Merkmal gereicht. Bei der Fülle von Küstenumrissen, welche die Erdoberfläche bietet, darf es in der That nicht Wunder nehmen, wenn sich ähnliche Umrisse gelegentlich wiederholen, aber nicht die Häufigkeit dieser Wiederholungen ist es, welche überrascht, sondern deren Seltenheit. Die Mannbeoberfläche bietet entschieden einen viel größeren Reichthum ähnlicher Oberflächenformen, als die Erde, denn hier gelingt es vielfach nur unter Anwendung eines gewissen Zwanges, Aehnlichkeiten herauszufinden, und namentlich bieten hier die nördlichen Erdtheile reiche Gelegenheit zu Spekulationen. Reclus zeigt, das Nordamerika, Europa und Asien in gleicher Weise je drei Halbinseln nach Süden senden, nämlich Kalifornien, Mittelamerika, das als verkümmerte Halbinsel gelten möge, und Florida; die Pyrenäen-, Apennin- und Balkanhalbinsel; Arabien, Border- und Hinter-Indien; und führt weiter aus, daß die Länder rings um den Großen Ozean gelagert seien, unter welchem Gesichtspunkte die beiden Ufer des Atlantic als analog zu betrachten wären, weswegen Grönland und die Skandinavische Halbinsel analoge Gebilde seien, und Afrika und Südamerika sich verhielten, wie ein rechter und linker Handschuh, welche Ansicht direkt der oben mitgetheilten Peschel'schen zuwiderläuft. Ullrich hat den Gedanken von einer symmetrischen Lage der Alten und Neuen Welt zu beiden Seiten des Atlantic aufgegriffen, und findet jeden Theil Europas mehr oder weniger modificirt in Nordamerika wieder. Yucatan, das Mississippi-Delta und Florida entsprechen der pyrenäischen, apenninischen und Balkan-Halbinsel. Ganz anderer Ansicht ist Wettstein. Er erblickt in Nordamerika ein nach Westen gewandertes Asien, dessen drei große südliche Halbinseln zu Honduras, Yucatan und Florida verkümmert sind. Verwandt hiermit ist die Ansicht von Th. Fuchs, welcher eine vollkommene Aehnlichkeit zwischen Alter und Neuer Welt dann findet, wenn er sich Europa-Asien und Australien um 90 Grad nach West um die Südspitze Spaniens gedreht denkt. Der westöstliche streichende Zug der Erhebungen der Alten Welt läuft dann gleichwie jener der Neuen nordsüdlich. Asiens Ostküste entspricht der amerikanischen Nordküste. Anderes verfährt Karpinsky. Er verfolgt einen meridionalen Landring von Südamerika über Nordamerika, den Komplex Europa-Asien-Australien zur Antarktis. Er erachtet einzelne Glieder dieses Ringes einander ähnlich. Die Nordküsten von Süd- und Nordamerika finden ihr Homologon in der Südküste von Eurasien und Australien.

Zu welchen Ergebnissen derartige Bemühungen führen, möge aus folgender Tabelle erhellen, welche eine Zusammenstellung der genuthmaßten Analogien zu den amerikanischen Halbinseln enthält:

Ullrich	Wettstein	Fuchs	Karpinsky	Reclus
Yucatan = Pyrenäenhalbinsel	= Hinterindien	= Italien.		
Florida = Balkanhalbinsel	= Hinterindien	= Kleinasien.		
Labrador = Großbritannien		= Arabien	= Arabien	
Grönland =		Australien	= Afrika	= Skandinavien.
Kalifornien =				
		Frankreich und Pyrenäenhalbinsel	= Skandinavien	= Japan-Korea.

Digitized by Google

Diese Liste dürfte wohl eine Kritik dieser und mancher anderer einschlägiger Versuche überflüssig erscheinen lassen. Denn nur ein einziges mal ist bei den verschiedenen Ansichten eine Uebereinstimmung im Ergebnisse zu verzeichnen. Als homolog im Sinne der vergleichenden Anatomie ist aber keines der verglichenen Gebilde erwiesen. Hierzu wäre nöthig, die Entwickelung derselben zu kennen.

Das Bestreben in gänzlich verschiedenen Theilen der Erdoberfläche auf Grund einer oft herzlich geringen Aehnlichkeit der Form verwandelte Gebilde zu erkennen, klärt nach seiner Richtung die räumliche Anordnung der Erdkruste auf, weil sie eben vielfach durchaus zufällige Linien verfolgt. Aber indem solche Versuche als erfolglos hingestellt werden, soll damit keineswegs geleugnet werden, daß in der Anordnung der erhabenen und vertieften Räume der Erdoberfläche eine gewisse Regelmäßigkeit besteht; dieselbe spricht sich in der südlichen Zuspitzung der Kontinentalmasse und in der Neigung der Halbinseln, sich südwärts zu richten, deutlich aus. Es ähnelt die Erdkruste der Schale einer Orange, die im Zickzack rings um die Achse zerschnitten, und dann dermaßen eingedrückt ist, sodaß neben den hochliegenden Zacken der einen Hälfte die der anderen in tiefer Lage erscheinen. Diese Thatsache muß bei Theorien über die Bildung der Erdkruste entsprechende Würdigung finden, nur wolle man sie nicht ohne genaue Kenntniß des Aufbaues, der Zusammensetzung und Geschichte der Erdoberfläche aprioristisch unter Zuhilfenahme außergewöhnlicher Kräfte erklären wollen, wie dies vielfach geschehen ist. Forster und Pallas führten z. B. jene Regelmäßigkeit auf die Wirkung einer von Süden kommenden Fluth zurück, und ihnen folgte jüngst noch Weinberg, welcher eine von Südosten kommende Strömung annahm, die allerdings nicht als eine solche aufgefaßt werden soll, sondern nur „als Formel für eine Kraft oder Vereinigung von Kräften, welche auf den Kontinent gewirkt haben". Auch Streffleur führt jene Anordnungen auf Strömungen zurück, die unter dem Einflusse der Erdrotation bestimmte Bahnen einschlugen. Auch in den Ansichten von Karl Friedrich Klöden, von Wettstein, des Grafen von Pfeil, von R. Toorr und vieler Anderer können keine beachtenswerthe Versuche zur Lösung des Problems erblickt werden, weil sie lediglich von der Form, nicht auch von der Struktur der Länder ausgehen. Geologische Untersuchungen allein werden zur Klärung des Problems führen können.

Pampas-Leben.

(Mit sechs Abbildungen.)

Zur Vervollständigung und Illustrirung unserer in den beiden letzten Globusbänden veröffentlichten Studien über das außertropische Südamerika (Vergl. Bd. 53, Nr. 4 ꝛc.) führen wir unseren Lesern an dieser Stelle die lebendigen Schilderungen auszugsweise vor, die der wohlbekannte französische Argentinien-Kenner E. Daireaux in „Tour du Monde" (27e Année, Nr. 1418 und 1419) vom argentinischen Pampas-Leben entwirft.

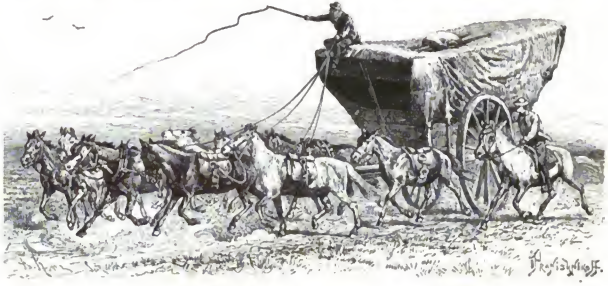
Einst war es das Pferd, auf dessen Rücken man die Pampas durchquerte, und der gesammte Frachtverkehr, welcher durch die Steppe ging, wurde durch die schwerfälligen tucumanischen Karren bewerkstelligt (S. Abbildung 1). Jetzt hat die Eisenbahn und der Kurierzug beide Verkehrsmittel in einem sehr bedeutenden Umfange ihres Dienstes enthoben.

Das Pferd, das vor der spanischen Invasion vollkommen unbekannt in dem Lande war, ist nach Mendoza's Landung (1535) rasch sehr zahlreich daselbst geworden, und während die Kriegsleute, welche dieser Conquistador mit sich führte, durch die Entbehrungen und Strapatzen sowie durch die Ueberfälle der Querandi-Indianer zu Grunde gingen, entwichen ihre Thiere hinaus in die weiten Grasebenen und vervielfältigten sich daselbst in einem unerhörten Maßstabe. Als die Spanier ihre zweite Expedition (1580, unter Juan de Garay) nach dem Laplata sandten, um Buenos-Ayres nunmehr definitiv zu begründen, schätzten sie die Zahl der Pferde, die die Pampas bevölkerten, bereits auf 50 000. Die Indianer hatten sich ebenfalls rasch mit ihnen befreundet, theils indem sie sich auf ihren Rücken schwangen und Centauren-Gewohnheiten annahmen, theils indem sie sie wie anderes Pampaswildpret erlegten und verzehrten. Es war dies eine sehr starke Umwandlung im Verlaufe von einem halben Jahrhundert. Mit Hilfe der Kavallerie und der überlegenen Bewaffnung, die dieselbe trug, wurden dann auch die Indianer erfolgreich bekämpft und vernichtet, oder in Gegenden zurückgeworfen, in denen sie der aus Europa eingeführten Kultur nichts mehr schadeten. Es geschah dies freilich nur durch einen 140jährigen ununterbrochenen Krieg, und bis gegen das Jahr 1880 hin bildeten die Wilden einen Faktor in den Pampas, mit dem man zu rechnen hatte. Vor 1740 war das Verhältniß zwischen den beiden Bevölkerungselementen ein friedlicheres gewesen, um dieses Jahr herum aber begannen die Reibereien dadurch, daß sich die Kolonisten den vordem allgemein gebuldeten Viehdiebstahl seitens der Eingeborenen nicht mehr gefallen lassen wollten, und daß sie gleichzeitig auch auf eine mehr europäische Deutung des Landeigenthumsbegriffes bedacht waren. Im Anfange war der einmal aufgenommene Kampf bedrohlich genug für die Weißen, und selbst in Buenos-Ayres hatten sie sich gelegentlich hinter die festen Kirchenmauern zu flüchten. Am Ende aber führte er zu der beinahe vollständigen Zerstörung und Ausrottung alles Indianischen. Wiederholt wurden Grenzlinien zwischen dem Kulturgebiete und dem Indianergebiete gezogen, aber immer nur, um alsbald von der einen oder anderen Seite her versetzt zu werden. Der letzte heftige Ansbruch von Feindseligkeiten hatte im Jahre 1876 statt, unter dem Kazifen Catriel, dem es gelang, die Mehrzahl der Pampasstämme unter seiner Führung zu vereinigen. Das Ergebniß war die gänzliche Niederwerfung der Indianer und die Gefangennahme Catriel's, der heute auf der kleinen Laplata-Insel Martin Garcia über sein und seiner Stammesgenossen tragisches Geschick nachdenken kann (S. Abbildung 3 und 6).

Nach dem Indianer ist der Gaucho die Hauptfigur in den Pampas geworden. Ursprünglich nur eine bestimmte Berufsklasse bezeichnend, hat dieser Name allmählich zur Bezeichnung einer ganz besonderen Art Menschen ge-

Digitized by Google

geführt, — der Menschen, die in der Steppe geboren worden sind, die dort gelebt haben, und die durch die eigenthümliche Steppennatur so zu sagen in eine ganz neue Form gegossen worden sind. Zum Theil fließt arabisches Blut in ihnen — von der Maurenzeit Spaniens her —, wie denn auch ihr Name arabischen Ursprungs ist. Er bedeutet so viel als „Führer der Heerden“,



Ein Pampas-Fuhrwerk.

Eine Estancia.

und das Hüten der Heerden war von Anfang an das einzige Gewerbe, das in den Pampas getrieben wurde. Dadurch, daß die argentinischen Gauchos das Viehhüten in der Steppe durch Generationen und Jahrhunderte hindurch getrieben haben, haben sie eine Reihe von Eigenthümlichkeiten angenommen, die sie zu einem ethnischen Typus für sich gestalten.

Digitized by Google

Der Wohnsitz des Gaucho war immer fern von den Städten, auf dem Grenzgebiete zwischen den Weißen und Indianern, und dadurch, daß er sich mit Indianerinnen verheirathete, und daß er den Indianern seine Waffen — den Lasso und die Bolas — entlehnte, wurde er selbst ein Mittelding zwischen Kulturmensch und Barbar. Christ war er, weil Christ gleichbedeutend war mit Europäer, im Grunde genommen kümmerte er sich aber um Religion so gut wie nicht, und nur, wenn er in Gefahr war, schlug er das Zeichen des Kreuzes. Dagegen hat er seine Traditionen und seine Poeten — die payadores —, die seine Geschichte, sein Leben, seine Kämpfe, seine Liebesabenteuer in improvisirten Versen besingen, wenn er sich am Abend mit seinesgleichen beim Glase Branntwein in der Steppenschenke — der pulpería — versammelt.

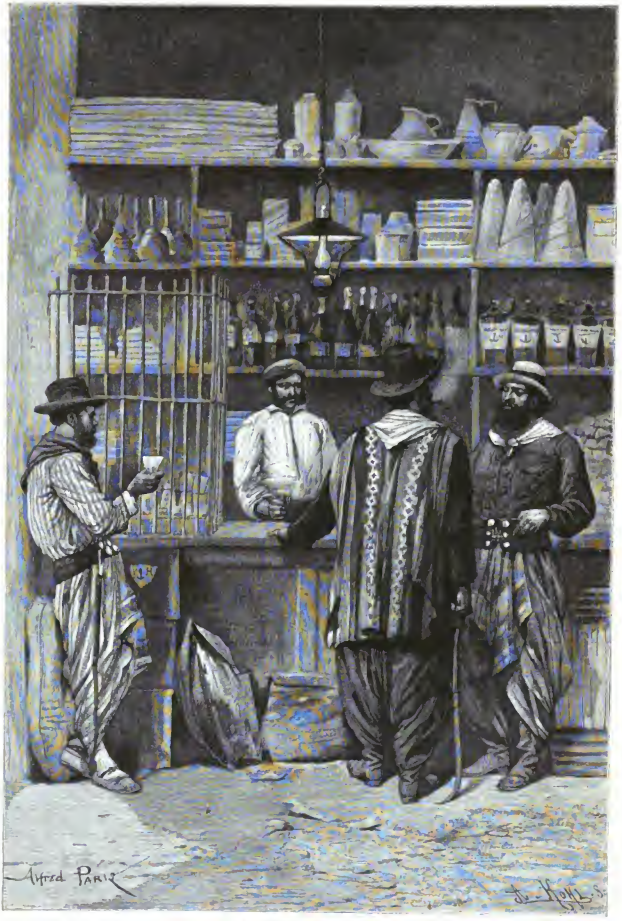
Um den Gaucho in seinem Thun und Treiben zu beobachten, begeben wir uns hinaus in die Gegend der großen

Pampas-Indianer.

Estancien, wo jedes Grundeigenthum mehrere Quadratmeilen umfaßt, und wo die riesigen Rinder-, Schaf- und Pferdeheerden den alleinigen Reichthum der Estancienbesitzer ausmachen. Sie liegt in unserem Falle bei der Station Tigra, jenseits von Olavierra, an der argentinischen Südbahn. Dort sprechen wir in der Estancia eines französischen Basken vor, dessen drahtumzäunte Besitzung volle 360 qkm mißt, und dessen Bestand an Großvieh sich auf 22 000 Häupter, an Schafen aber auf 64 000 Stück beziffert.

Das Wohnhaus des Estancieros liegt ziemlich genau in der Mitte des ungeheuren Landkomplexes, etwa zwei Stunden von der Station, und der Weg dahin wird vermittelst eines Vierergespannes rasch zurückgelegt. Nach Heerdenthieren blicken wir uns aber dabei vergebens um. Es ist dies eine der Merkwürdigkeiten der Pampas. Obgleich die Statistik viele Millionen von Rindern und Schafen darin nachweist, so stößt der Reisende auf der endlosen Grasebene doch nur ab und zu auf eine der zahlreichen Riesenheerden (S. Abbildung 5). Auch die unscheinbaren Hütten der

Digitized by Google



Gauchos in einer Pulperia.

Digitized by Google

Eine Rinderherde in den Pampas.

Digitized by Google

Hirten sind schwer zu erblicken, am besten noch bei Nacht, wenn ihr Laupenlicht in etwas größere Ferne leuchtet. Sie heißen „puestos“ (Posten) und liegen in der Regel an den Grenzen oder auf etwas höher erhobenen Punkten der Besitzung, etwa in einem Abstande von einem Kilometer von einander.

In dem Herrenhause stoßen wir auf jede Art europäischen Komfort, denn die Kommunikation mit Buenos Ayres ist leicht, und der Eisenbahnzug bringt in wenigen Stunden alles herbei, was der Herr oder die Frau vom Hause begehrt, namentlich auch Zeitungen, Briefe, Bücher ꝛc. Als Centralpunkt eines großen Wirthschaftsbetriebes bietet das Haus auch sonst mancherlei Interessantes zu beobachten. Alle Hauptwirthschaftsgebäude befinden sich ja in der nächsten Nachbarschaft; namentlich auch die Schuppen für die Schafe, die anders als die Rinder zeitweise eines Obdaches bedürfen, und — was selten bei den Estancien vorhanden ist — eine große Molkerei, in der die Milch von 400 Durham-Kühen zu Käse verarbeitet wird. Die Schafzucht und die Wollgewinnung bildet aber den Hauptbetrieb der fraglichen Estancia, und für die Züchtung einer guten Rasse und die Erzeugung reichlicher und kostbarer Wolle sind deshalb die Vorrichtungen ganz besonders sorgfältige und systematische. Insbesondere wird die Schur immer unmittelbar bei dem Herrenhause vorgenommen; die dazu ausersehenen Thiere werden in einem besonderen Parke untergebracht, und in dem großen Schuppen dabei sind 60 Leute damit beschäftigt, sie durch große Scheeren (forces) ihres Kleides zu berauben. Natürlich kostet es harte Arbeit, ehe das mit sämmtlichen 64 000 geschehen ist. An Regentagen und nach Regentagen muß das Werk unterbrochen werden, und wenn etwa unmittelbar nach der Schur ein kalter Wind hereinbricht, so drohen dem Besitzer schlimme Verluste. Ausreichend sind ja die Schutzdächer für solche Fälle nicht, denn die Zucht soll in den Pampas vor allen Dingen billig sein.

Der Kazike Catriel.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bergbau in Australien.

Von Dr. R. v. Lendenfeld.

III. Süd-Australien, das Nord-Territorium, West-Australien, Queensland, Tasmanien und Neu-Seeland[1]).

Die Kolonie Südaustralien nimmt den ganzen mittleren Theil des australischen Festlandes ein, indem sie sich von der Torres-Straße im Norden bis zur Südküste erstreckt. Doch erscheint es angemessen, den nördlichen und südlichen Theil dieser Kolonie, die durch den unwirthlichen Centraltheil des Kontinents von einander getrennt sind, für sich zu besprechen. Der bei weitem wichtigste und volkreichste Theil ist der südliche Theil: das eigentliche Südaustralien. Im Süden wird es vom Meere, im Westen vom 129. und im Osten vom 142. Längengrade östl. v. Greenwich begrenzt.

Südaustralien wurde im Jahre 1627 von dem Kapitän des „Gulde Zeepart“ entdeckt und Nuyts-Land genannt. Jedoch trug diese Entdeckung keine Früchte bis zu Anfang unseres Jahrhunderts. Eine Aufnahme der Südküste wurde 1802 von Flinders ausgeführt.

Die ersten Kolonisten landeten in Südaustralien im Jahre 1836, und ein Jahr darauf wurde Adelaide, die Hauptstadt gegründet.

In den vierziger Jahren wurden sodann einige Kupfer-

[1]) Vergl. „Globus“ Bd. 54, Nr. 17.

Digitized by Google

erze in der Nähe von Adelaide, und 1844 die ausgedehnten Kupfererzablagerungen in Burra-Burra entdeckt.

Südaustralien wird von zwei Gebirgsketten durchzogen, welche aus paläozoischen und azoischen Sedimentgesteinen bestehen. Die eine derselben zieht von Adelaide nach Westen, gegen Westaustralien hin, während die andere, in nordsüdlicher Richtung verlaufend, von Kap Jervis (südöstlich von Adelaide) bis in das Innere des Landes verfolgt werden kann, wo sie unter jüngere, mesozoische, wenig gefaltete Schichten hinabtaucht. Doch auch hier erheben sich ab und zu noch einzelne Köpfe paläozoischen oder azoischen Gesteines über das jüngere Flachland — die nördlichen Ausläufer dieser Bergkette.

Die große Kupfermine von Burra-Burra liegt in dieser Bergkette, 100 engl. Meilen nördlich von Adelaide, in einer Seehöhe von nahezu 500 m.

Noch ausgedehntere Kupferablagerungen wurden 1860 in York's Peninsula entdeckt, und es wird jetzt Kupfer an vielen Orten Südaustraliens gewonnen, doch scheint es, daß die Kupfererze auf die erwähnten alten Gebirgsketten beschränkt sind. Das tiefste Kupferbergwerk ist Moonta, dessen Hauptschacht bis zu 400 m hinabgeht.

Gold ist ebenfalls an mehreren Orten gefunden worden und wird bergmännisch vorzüglich aus Quarzgängen gewonnen. Es ist jedoch die Quantität des Goldes eine verhältnißmäßig geringe. Kleine Mengen von Silber und Antimon werden ebenfalls gewonnen.

Im Jahre 1886 wurden exportirt:

			Pfd. St.
Gold	8825 Unzen	im Werthe von	32535
Kupfer	3600 Tonnen	„ „ „	172330
Kupfererz	14782 „	„ „ „	58538;

Bleierz, Magneteisenerz und Zinn in geringen Quantitäten.

Südaustralien steht, was den Mineralreichthum anbelangt, weit hinter den anderen Kolonien zurück.

Der nördlich vom 26. Breitengrade gelegene Theil der Kolonie Südaustralien führt den Namen „Northern Territory“ und wird gewiß, sobald er hinreichend bevölkert ist, als eigene Kolonie mit selbständiger Regierung anerkannt werden. Die Hauptstadt des Northern Territory, Port Darwin, wurde erst 1869 gegründet, so daß es nicht zu verwundern ist, daß die ganze Ansiedelung noch in den Kinderschuhen steht.

Temison-Woods hat den Distrikt bereist, und seinem Berichte über den Mineralreichthum desselben entnehme ich Folgendes: Das Gold ist in den Quarzgängen in denselben Verhältnissen vorhanden wie in anderen Kolonien — 1 Unze 12 Pennyweights per Tonne, und mehr — doch sind Tagelohn und Verfrachtung so kostspielig, daß an eine bergmännische Ausbeute desselben im größeren Maßstabe nicht gedacht werden kann. Von 1880 bis 1885 sind 127797 Unzen Gold im Werthe von nahezu 433000 Pfd. St. aus dem Northern Territory exportirt worden. Dies ist eine hohe Ziffer, wenn man bedenkt, wie gering die Zahl der Werke und Bergarbeiter ist. Das Gold ist in den meisten Gängen besonders rein und frei von Beimengungen, wie Schwefel und Arsen. Einige der Gänge sind besonders an der Oberfläche goldreich, und weiter findet man goldreiche „Nester“ vorzüglich an jenen Stellen, wo Dioritgänge die Quarzgänge traversiren. Die alluvialen Goldbaue sind fast alle in den Händen der Chinesen.

Silber kommt an vielen Orten, in der Regel als Bleisilber, vor. Auch mit Gold ist es an einzelnen Stellen vergesellschaftet. Hornsilber und andere Silbererze, wie sie in Silverton (Neu-Süd-Wales) und anderwärts vorkommen, scheinen in dem Northern Territory zu fehlen. Silberführender Bleiglanz ist dagegen sehr verbreitet. Das Silber kommt vorzüglich an der Grenze zwischen dem Granit und den paläozoischen bezw. azoischen Schichten vor. Eines der wichtigsten Silberbergwerke ist jenes von Evereen, wo Kupfer, Blei, Silber, Eisen und Nickel zusammen in einem Gange vorkommen.

In großen Mengen soll Zinn auftreten, und zwar in Gängen, nicht im Alluvium der Flüsse. An vielen Orten wird dieses Metall bereits bergmännisch gewonnen.

Wichtig sind auch die Kupfererze, besonders jene, welche in der Nähe des Daly-Flusses eine kurze Strecke vom Ankerplatze der Schiffe entfernt vorkommen. Die Erze werden von hier zu Wasser nach Newcastle in Neu-Süd-Wales transportirt und dort verarbeitet.

Jener Theil des australischen Festlandes, welcher westlich vom 129. Längengrade (östlich v. Gr.) liegt, bildet eine Kolonie für sich: Westaustralien. Dieselbe ist eine Kronkolonie und hat keine solche autonome politische Stellung wie die übrigen australischen Kolonien. Die Hauptstadt ist Perth.

Westaustralien wurde im Jahre 1527 von dem portugiesischen Kapitän Menezes entdeckt. Er nannte die Inseln westlich von Champion Bay Abrolhos, und fuhr, nachdem er auf einigen derselben gelandet war, eine Strecke weit der Küste des Festlandes entlang. In den Jahren 1598 und 1629 scheiterten Schiffe an den Küsten dieser Inseln. Im Jahre 1616 fuhr das Amsterdamer Schiff „Endracht“ in Sharks Bay an der Nordwestküste ein, und eine der dortigen Inseln führt heute noch den Namen des zweiten Offiziers des „Endracht“, Peter Doore. Kap Leeuwin an der Südwestspitze des australischen Festlandes, der Exploreer von Westaustralien, wurde 1622 entdeckt. Viele Schiffe schienen im 17. und 18. Jahrhundert Theile von Westaustralien berührt zu haben. Außer den genannten wären noch besonders zu erwähnen die „Gelwink“, unter Kapitän Blaming, welcher den Swan-River entdeckte (1695); und der „Investigator“ unter Kapitän Flinders, der den wichtigen Hafen König George's Sund an der Südküste entdeckte (1801). Im Jahre 1828 nahm Kapitän Stirling die Küstenlinie zwischen der Mündung des Swan-River und König Georg's Sund geographisch auf und gab einen so günstigen Bericht über das Land, daß die englische Regierung dadurch bestimmt wurde, eine Ansiedelung an jener Küste zu gründen. Schon zwei Jahre vorher war eine kleine Abtheilung Militär mit 75 deportirten Verbrechern von Sydney aus nach Albany (König Georg's Sund) geschickt worden, und hatte sich dort niedergelassen. Im Jahre 1829 wurde die Kolonie an der Mündung des Swan-River etablirt und im selben Jahre die Hauptstadt Perth gegründet. Die Kolonie entwickelte sich aber sehr langsam und besaß nach 20 Jahren kaum 5000 Einwohner. 1850 suchten die Kolonisten bei der englischen Regierung um Deportirte nach. Ihr sonderbarer Wunsch wurde sogleich erfüllt, und die Bevölkerung nahm etwas rascher zu, doch belief sie sich beim letzten Census im Jahre 1881 noch immer nicht ganz auf 30000: 17000 Männer und 13000 Weiber.

Dem Berichte des Gouverneurs Sir F. Weld über Westaustralien entnehme ich, daß der ganze bewohnte Theil der Kolonie nahezu so groß als Frankreich, eben oder hügelig, aber nirgends gebirgig ist. Die westliche Küste ist größtentheils flach und sandig und besteht aus dem Detritus alter Korallenriffe. Weiter landeinwärts finden sich Conglomerate. Die Darling-Bergkette, bis zu welcher nach Weld seinergzeit das Meer gereicht haben soll, besteht aus solchen Conglomeraten. Das ganze Land war ursprünglich bewaldet.

C. G. Nicolai sagt, daß die ganze Kolonie auf einem Fundament von Granit ruht, der vielerorts in Gneiß übergeht, und dessen Oberfläche undulirend ist. Die demselben

Digitized by Google

auflagernden Sedimentgesteine sind horizontal gelagert und bilden kleine Plateaus mit ebener Oberfläche und ziemlich steilen, stufenartigen Flanken. Gegen Osten finden sich bedeutende Silur-Ablagerungen, in welchen Hardman zahlreiche und mächtige Quarzgänge aufgefunden hat. An einigen Orten kommen 20 bis 30 Quarzgänge auf die englische Meile. In den alluvialen Ablagerungen des Elvira-, Panton- und Ord-Flusses, welche von jener an Quarzgängen so reichen Gegend herabkommen, ist alluviales Gold aufgefunden worden. Als dies bekannt wurde — Ende 1885 — glaubten Viele, daß ein neues Eldorado aufgefunden worden sei, und zahlreiche Diggers und andere Abenteurer strömten in der Gegend, welche Kimberley-Distrikt genannt wurde, zusammen. Obwohl nun ziemlich viel Gold gefunden wurde, so zeigte es sich doch bald, daß die zu erlangenden Quantitäten weit hinter den Erwartungen zurückblieben und es verließen daher Viele das verheißene Land enttäuscht wieder. Gegenwärtig sind nur mehr 500 Leute mit Goldgewinnung im Kimberley-Distrikte beschäftigt. Es steht jedoch zu erwarten, daß die erwähnten Quarzgänge größere Mengen von Gold liefern werden, und in der That sind die bis jetzt gemachten Proben sehr viel versprechend. Doch es fehlt an Kapital, und niemand scheint ein besonderes Vertrauen in die Quarzgänge zu setzen.

In der Nähe von Northampton giebt es jetzt zwei Kupferbergwerke und elf Bleibergwerke. Im Jahre 1886 wurden 611 Tonnen Bleierz und 246 Tonnen Kupfererz exportirt. Blei ist in der Kolonie weit verbreitet. In dem Champion Bay-Distrikte sind auch schon Hütten zur Gewinnung von Blei aus den Erzen errichtet worden. In der Nähe von Perth ist auch Zinn aufgefunden, jedoch bis jetzt noch nicht bergmännisch gewonnen worden.

Wichtig ist die Perlmuschelfischerei an der Nordwestküste. Im Jahre 1886 wurden Perlmuscheln im Werthe von nahezu Pfd. Sterl. 100 000 und Perlen im Werthe von Pfd. Sterl. 15 000 exportirt.

Die Kolonie Queensland nimmt den nordöstlichen Theil Australiens, nördlich vom 29. Grad südlicher Breite, und östlich vom 138. Grad östlicher Länge ein.

Obwohl anzunehmen ist, daß holländische und portugiesische Schiffe schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Küste von Queensland berührten, so muß doch Kapitän Cook als der eigentliche Entdecker des Landes angesehen werden. Im Jahre 1770 fuhr er der Küste entlang, fixirte die wichtigsten Punkte auf der Karte und nahm Besitz von dem Lande im Namen Seiner Majestät des Königs Georg's III.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts untersuchte Flinders die Küste von Queensland; später Oxley und Miller, welche an der Mündung des Brisbane-River im Jahre 1825 eine kleine Deportirten-Kolonie gründeten. Im Jahre 1839 wurde diese Deportirten-Kolonie aber wieder aufgelassen. Damals bildete Queensland einen Theil von New-South-Wales, und die Regierung in Sydney begünstigte den Erwerb von Ländereien in der Nähe des Brisbanestusses. Im Jahre 1842 fanden die ersten Landkäufe statt. 1859 wurde Queensland von New-South-Wales abgetrennt und in der Hauptstadt Brisbane, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, die Regierung etablirt. Die Kolonie gedieh seitdem sehr gut und zählte 1886 gegen 323 000 Europäer, etwa 10 000 Chinesen, ebenso viel Polynesier und 20 000 Eingeborene.

Die erste Entdeckung größerer Quantitäten von Gold wurde 1858 in Canoona, 35 englische Meilen von Rockhampton (an der Küste), gemacht. Aber schon vorher waren kleinere Mengen des edlen Metalles an verschiedenen Orten aufgefunden worden.

Später wurde das Goldfeld von Gympie, 120 englische Meilen von Brisbane, aufgeschlossen, wo ein Klumpen im Werthe von 4000 Pfd. Sterl. gefunden wurde. Gegenwärtig giebt es mehr als 20 Goldfelder in der Kolonie, welche zusammen eine Ausdehnung von 6744 englischen Quadratmeilen haben. Die Anzahl der Goldgräber belief sich Ende 1886 auf nahezu 6000 Europäer und 1000 Chinesen. Der überwiegende Theil derselben ist mit der Gewinnung des Goldes in den Quarzgängen beschäftigt. Nur wenige, vorzüglich die Chinesen, arbeiten im Alluvium. Die Gesammtmenge des gewonnenen Goldes betrug im Jahre 1886 341 000 Unzen im Werthe von 1 193 500 Pfd. Sterl. Davon entfielen auf die alluvialen Werke bloß 15 000 Unzen. Die Gewinnung des Goldes aus Quarzgängen ist in stetiger Zunahme begriffen, während die Ausbeute des Alluviums abnimmt.

Per Tonne Quarz wurden durchschnittlich 1 Unze 11 Pennyweights 7 erlangt. Die Kosten des Zerstampfens des Quarzes belaufen sich per Tonne von 7 Schillings 6 Pence in Ravenswood bis 1 Pfd. Sterl. 10 Schillings in Rockhampton. Der Werth des Rohgoldes ist von 3 Pfd. Sterl. bis 4 Pfd. Sterl. 3 Schillings per Unze. Ende 1886 waren 306 Dampfmaschinen mit 4120 Pferdekräften beim Quarzstampfen in Thätigkeit. Es gab damals 236 Goldminen-Aktien-Gesellschaften.

Die Gesammtmenge des von 1867 bis Ende 1886 in Queensland gewonnenen Goldes repräsentirt einen Werth von über 360 Millionen Mark.

Kupfer wird an vielen Orten, vorzüglich in Clermont, Mount Perry und Cloncurry gefunden. Die Erze sollen 50 Prozent und mehr Metall geben. Im Jahre 1886 wurden 900 Tonnen Kupfererz im Werthe von 7000 Pfd. Sterl. gefördert. Antimonerz findet sich in Tiaro und anderwärts, doch wurden 1886 bloß 110 Tonnen dieses Erzes gefördert. Seit 1872 ist Zinn in großen Mengen in Stanthorpe, an der Grenze von New-Süd-Wales, in Gladstone und vorzüglich an den Ufern des Wild-River im Norden der Kolonie gefunden worden. Manganerze und Eisen sind ebenfalls verbreitet. Kohlen sollen einen Flächenraum von 24 000 engl. Quadratmeilen einnehmen und von vorzüglicher Qualität sein. 1886 wurden gegen 230 000 Tonnen im Werthe von mehr als 95 000 Pfd. Sterl. gewonnen.

Der Gesammtertrag des Bergbaues von 1860 bis 1887 ist folgender:

	Tonnen			Pfd. Sterl.
Kupfererz .	54 695	im	Werthe von	1 975 399
Silbererz .	15 577	„	„ „	234 465
Antimonerz	2 493	„	„ „	25 756
Kohlen . . .	1 478 238	„	„ „	709 758
Zinnerz . .	57 497	„	„ „	3 080 146.

Tasmanien wurde 1624 von dem berühmten Seefahrer Abel Jans Tasman entdeckt und von ihm nach dem damaligen Gouverneur der holländischen Besitzungen in Ostindien Van Diemens Land genannt. In den Jahren 1772 und 1773 besuchten Du Fresne und Kapitän Furneaux das Land und hielten es, ebenso wie seiner Zeit Tasman, für einen Theil des australischen Festlandes. 1798 entdeckte Dr. Bass, daß Tasmanien eine Insel sei und befuhr in einem kleinen Segelboot die später nach ihm benannte Meerenge, welche Tasmanien von Australien trennt.

1803 nahm Lieutenant Bowen Besitz von der Insel im Namen der englischen Regierung und gründete daselbst eine kleine Deportirten-Kolonie. 1824 wurde Tasmanien als selbständige Kolonie mit der Hauptstadt Hobart (Hobart Town) anerkannt.

Digitized by Google

Die Bevölkerung von Tasmanien betrug Ende 1885 nahezu 134000.

Im Jahre 1872 wurden ausgedehnte Zinnerzablagerungen in Mount Bischoff und später auch in anderen, nördlichen Theilen der Kolonie entdeckt. Das Erz von Mount Bischoff liefert 70 bis 80 Prozent Zinn. Der Werth des 1886 geförderten Zinnerzes betrug über 363000 Pfd. Sterl. Das Zinn findet sich vorzüglich in Gängen im Granit und anderen alten Gesteinen.

Der Gesammtwerth des 1876 bis 1886 geförderten Zinns betrug über 62 Millionen Mark. In der Kolonie selbst wurden 3475 Tonnen metallischen Zinns in dieser Periode erzeugt.

Gold ist an vielen Orten gefunden worden, besonders im nördlichen Theile der Insel. Die reichlichsten Funde sind in der Nähe des Tamar-Flusses gemacht worden. Im Jahre 1886 wurden gegen 28000 Unzen Gold im Werthe von über 155000 Pfd. Sterl. gewonnen. Davon entfallen auf alluviale Baue 31000 Pfd. Sterl. Der Durchschnittspreis des alluvialen Goldes ist 3 Pfd. Sterl. 17 Sh. 11 P., jener des Gang-Goldes 3 Pfd. Sterl. 14 Sh. $8^1/_2$ P. Von 1876 bis 1886 wurde Gold im Werthe von nahezu 30 Millionen Mark gewonnen.

Silbererze kommen bei Hazlewood an der Westküste der Insel vor.

Bismuth ist in Mount Ramsay gefunden worden, und außerdem kommen auch noch Kupfererze, Bleisilber (silberhaltiger Bleiglanz) und Asbest vor.

Berühmt sind die Bausteine, die Tasmanien liefert und die besonders nach Victoria exportirt werden. Der neue Justizpalast in Melbourne ist aus tasmanischem Stein gebaut.

Der Entdecker Neuseelands ist ebenfalls der holländische Kapitän Tasman, welcher Ende 1642 die Westküste berührte und den Inseln ihren gegenwärtigen Namen gab. Der Nächste, der Neuseeland besuchte, war Kapitän Cook, der im Jahre 1769 in Poverty Bay landete. Er nahm auch im Namen der englischen Regierung Besitz von der Nordinsel. 1814 wurde eine christliche Mission errichtet — die erste permanente europäische Ansiedelung in dem Lande. Die Kolonie wurde jedoch erst 1839 gegründet und zählte 1886 gegen 600000 Europäer. Da Deportirte nie nach Neuseeland gebracht worden sind und die ersten Ansiedelungen unter Leitung der Kirche und philanthropischer Vereine entstanden, so sind die Neuseeländer im allgemeinen mehr „respectable“ — um einen unübersetzbaren englischen Ausdruck zu gebrauchen — als die Einwohner der übrigen australischen Kolonien. Die eingeborenen Maoris, die seinerzeit sehr zahlreich waren, haben bis vor kurzem rasch abgenommen. Neuerlich nimmt ihre Zahl aber jährlich um 1000 bis 2000 wieder zu.

Gold ist in Neuseeland in größerer Quantität 1861 entdeckt worden, und seither wird an mehreren Orten das edle Metall bergmännisch gewonnen. Die wichtigsten Gruben sind in Taupeta (Proving Otago) und in Hokitika an der Westküste der Südinsel. Im Jahre 1886 wurden über 232000 Unzen im Werthe von 922000 Pfd. Sterl. gewonnen, und zwar in

	Tonnen		Pfd. Sterl.
Auckland	32051	im Werthe von	127390
Marlborough	477	„ „ „	1723
Nelson	2658	„ „ „	9966
West Coast	116908	„ „ „	462946
Otago	79850	„ „ „	319406

Mit Goldbergbau beschäftigt waren Ende 1886 11782 Mann, davon 3029 Chinesen, die übrigen Europäer.

Auf den Mann kam ein Verdienst von 78 Pfd. Sterl. 6 Sh. 7 P. im Jahre.

Kupfererze kommen in D'Urville Island und anderen Orten vor.

Silber ist auch vorhanden und wird an vielen Orten bergmännisch gewonnen. Im Jahre 1886 wurden 12108 Unzen Silber im Werthe von 2946 Pfd. Sterl. exportirt. Zinn kommt vor, ist aber bis jetzt noch nicht in größerer Quantität gewonnen worden.

Eisen wird in Onehunga gewonnen.

Kohlen sind sehr verbreitet, aber von schlechter Qualität. In der Nordinsel gab es Ende 1886 sieben, in der Südinsel 72 Kohlengruben. Im Jahre 1886 wurden über eine halbe Million Tonnen Kohle gefördert. Im ganzen sind bis Ende 1886 in Neuseeland gegen vier Millionen Tonnen Kohle gewonnen worden.

Chrom-Erz, Graphit und Antimon kommen ebenfalls in größeren Mengen vor, und an der Westküste giebt es schönen weißen Marmor.

Das 1853 bis 1887 gewonnene Erz ist folgendes:

			Pfd. Sterl.
Silber	476656 Unzen	im Werthe von	121268
Kupfer-Erz	1392 Tonnen	„ „ „	13787
Chrom-Erz	5666	„ „ „ „	13736
Antimon-Erz	855	„ „ „ „	9515
Mangan-Erz	12351	„ „ „ „	44419;

sammt Gold Kohlen und Kauri-Harz (Bernstein): 49750508 Pfd. Sterl.

Das Neujahrsfest in Buchara.

Von Dr. O. Heyfelder.

An demselben Tage, wo der gregorianische und der julianische Kalender Frühlingsanfang feststellen — am 9./21. März — begehen die Mohammedaner das Neujahrsfest und beginnt nach ihrer Rechnung ein neues Jahr. Es ist also ihre Jahreseintheilung ebenfalls auf genaue astronomische Beobachtungen gegründet. Daß sie aber das Jahr da anfangen lassen, wo wirklich der Jahreskyklus der Erscheinungen von Werden und Wachsen, Blühen und Reifen, Welken und Absterben in der Natur beginnt, scheint auf einen direkten Zusammenhang ihres Lebens und Fühlens mit der Natur, auf einer feinen und richtigen Beobachtung der Gesetze alles Seins zu deuten. Denn mit diesem Zeitpunkte beginnt für unsere Erde eine neue Phase, wann die Sonne ihr wieder näher kommt, ihre belebenden und erwärmenden Strahlen länger auf ihr weilen, so daß das pflanzliche und thierische Leben neu sich zu regen anfängt. Diesen Beginn

Digitized by Google

des Frühjahres oder des Sonnenjahres begehen alle Völker auf ihre Weise festlich. Bei den Mohammedanern fällt es, wie gesagt, zusammen mit dem offiziellen Anfang des Jahres, dessen Beziehung vielfach an das Frühlingsfest, besonders aber an gewisse Gebräuche der christlichen Ostern erinnert.

Die Mohammedaner schlachten zum Neujahr ein Lamm oder Schaf, wie die Juden und orientalischen Christen insgesammt das Osterlamm schlachten. Dieser Gebrauch ist aber nicht spezifisch für die beiden genannten Feste, sondern für alle orientalischen Festtage. Denn erstens ist es das in Asien am meisten verbreitete Herdenthier, also stets zur Hand, zweitens die gebräuchlichste Fleischspeise. Wenn ein Kind geboren ist, so gratulirten die Nachbarn durch hausenweise Besuche des Hauses sowie durch Tänze und Feste. Wenn der Vater hierauf dankbar seine Nachbarn einladet, so schlachtet er ihnen nach ihrer Zahl und seinem Reichthum ein oder mehrere Schafe. So haben wir es in Buchara selbst erlebt und mitgemacht. Kommen Gäste an, so wird ihnen zu Ehren im Kaukasus wie in Mittelasien ein Schaf geopfert, dessen Kopf und Fettschwanz als besondere Ehrenstücke den Vornehmsten unter den Gästen geboten werden. Das fette Kalb, welches bei der Heimkehr des verlorenen Sohnes geschlachtet wurde, war vielleicht in Wirklichkeit auch ein Lamm oder Hammel. Ein Geschenk an die persischen Eisenbahnarbeiter der Kaspi-Bahn ist meistens ein Schaf, der Preis für die bucharischen Bettrennen ein schwarzer Hammel; das alljährliche Quellenopfer bei den Tele-Turkmenen ein schwarzes Lamm. O fons Bardusino splendidior vitro eras doraberis hoedo. Ueberall im Osten und im Süden, in der Alten und der Neuen Welt kehrt das Opfer eines Lammes oder Hammels wieder. — Andere Ostergebräuche der Bucharen erschienen eigenthümlicher. Vor allem eigenartig muthete uns die Sitte an, den Kindern aller Altersstufen und beider Geschlechter mit Lehmlösung die Stirne und beide Wangen zu betupfen und den vertrockneten Erdsleckn unabgewischt während des ganzen Tages bestehen zu lassen. Wohl erinnerte es uns einerseits an den christlichen Gebrauch, nach welchem der Aschermittwoch gemeint ist, nämlich die Stirn der Gläubigen in der Kirche mit Asche zu betupfen und sie an die Asche zu erinnern, zu welcher sie wieder werden müssen. Aber die Bedeutung ist eine andere. Andererseits hat dieser fingerspitz-große Lehmfleck auf der unteren Stirnhälfte fast zwischen den Augenbrauen eine gewisse Analogie mit dem gelben oder goldenen Oval oder Flämmchen, welches die Indier an derselben Stelle auf der Stirne tragen, aufgemalt, aufgeklebt oder aufgebrannt, wie einzelne behaupten. Je nach der Gestalt und Größe (Ring, Strich, Eirund, Flamme) bezeichnet es verschiedene Grade ihrer Dignität und entspricht wohl ursprünglich dem Symbol des Lichtes oder Feuers, das die Anhänger Zoroaster's verehrten. Ein alter, erfahrener und nicht ungebildeter Kirgise belehrte mich auf meine Frage dahin, daß allerdings allen Kindern am Neujahrsmorgen diese Betreichnung mit besonderer Erde an Stirn und Wangen gemacht, und sie dabei erinnert werden, daß die Erde alles Gute und Nützliche ihnen bringe: das Getreide, die Obstfrüchte, die Bäume, die Gewächse überhaupt. Die Bucharen selbst erwiderten auf mein wiederholtes Fragen nach der Bedeutung dieser Sitte nur, das werde immer so gemacht, wie sie in Beantwortung unserer Fragen nach ihrem Sein und Treiben stets große Zurückhaltung beobachten.

Vollkommen in Uebereinstimmung mit den christlichen Ostergebräuchen ist ihr Feilbieten und Anstellen von gefärbten Eiern, deren vorwiegend rothe, aber auch weiße und roth gefleckte wir auf dem Bazar an allen Ecken und Enden trafen. Auch vielen Bucharen begegneten wir, die ein solches rothes Ei in der Hand trugen. Dabei darf wohl daran erinnert werden, daß das Ei zu allen Zeiten und bei allen Völkern als Symbol des Frühlings und des Werdens, als Mikrokosmus der Welt und der Erde betrachtet und verwandt worden ist. — In den zahlreichen Lichterbuden hingen am Neujahrsmorgen und auch schon am Vorabend bunte Lichter, d. h. kleine Talglichter mit rother Farbe und Flittergold verziert. — Der Blumenschmuck in verschiedenen Läden und Garküchen war theils ein künstlicher, theils ein natürlicher. Theils zum Verkauf, theils als Schmuck im Fruchtladen oder in der offenen Speisewirthschaft waren große runde Bouquets oder einzelne Zweige von Papierblumen ausgestellt. An den Farben der Blumen sah man, daß es ihr eigenes Kunstprodukt war, denn sie trugen durchaus die an ihren Teppichen und Seidenstoffen vorherrschenden Nüancen: Krepproth, Indigoblau, Safrangelb. Die Bouquets sind große runde Rabbouquets, wie sie zur Zeit des „Second Empire“ in Europa Mode waren und wie sie die bucharischen Gärtner im Sommer aus wirklichen Blumen zusammenstellen. In einzelnen Läden standen in großen irdenen Töpfen blühender Goldlack und große, perennirende Levkojen. Auch in vielen Auslagen in den Läden von Viktualien oder Obstbuden waren künstlich entwickelte Getreidekörner in Gestalt runder Kuchen oder Körbchen ausgestellt. Man fällt einen Teller oder ein Körbchen mit Weizen oder Gerste und läßt sie unter dem Einfluß von Nässe und Licht treiben. Die Wurzelfasern bilden einen verfilzten Kuchen von der Gestalt des Gefäßes und die Oberfläche ist ein Rasen en miniature. Das Ganze wird zum Feste aus seiner Schale gehoben und auf einem Dreifuß oder einer Metallplatte zwischen dem Konfekt oder anderen Dingen ausgestellt. Diese symbolische Darstellung der verjüngten Erde wird von den orientalischen Christen des Kaukasus zu Ostern ebenfalls angewandt und dient zuweilen als Unterlage für die Osterei.

In einzelnen Garküchen bemerkten wir einen Aufbau von schichtenweise übereinander gelegten, fein geschnittenen gelben, weißen und rothen Städen, dessen Spitze ein bunter Papierblumenstrauß bildete. Die Spaziergänger aber trugen theils in der Hand, theils hinter den Ohren, theils im Turban einen Blüthenzweig — bald rosenrothe Mandel- und Pfirsichblüthen, bald weiße Aprikosen- oder Pflaumenzweige.

Die Menschen selbst waren geputzt und trugen sich noch bunter als gewöhnlich. Die Frauen freilich, die in unseren Ländern das Vorrecht heller, freundlicher Gewänder haben, erscheinen wie immer mit der schwarzen Schleiermaske und den Umhängen von gedämpften Farben. Die Männer dagegen hatten außer den glänzend weißen Turbans, so weit sie es vermochten, neue Chalate in lebhaftem Gelb, Grün, Roth an. Besonders festlich waren die Kinder gekleidet, einzelne sogar in Goldbrokat und während sie gewöhnlich nur das kleine tatarische Käppchen (eine Art von Cerevisiumlichen) tragen, so hatten viele ungeheure Turbans — rothe, blaue oder weiße — auf dem Kopfe, was allerdings manchem etwas grotesk steht. Kleine Mädchen, mit blauschwarzgemalten Augenbrauen, rothen Stirnbändern und Blüthenzweigen an jeder Schläfe, in rothen Hosen und Hemden sahen sehr festtäglich aus.

Vom frühen Morgen an füllten die geputzten Menschen die Gassen und die aufs Land führenden Straßen. „Aus dem dunklen finstern Thor dringt ein buntes Gewimmel hervor.“ Vor den Thoren hielten Hunderte von gesatteten Eseln. Man miethete solche, um an einen Wallfahrtsort, auf ein Dorf oder an die 14 Werst entfernte Eisenbahnstation zu reiten. Man feilschte erst lange mit dem Besitzer oder Treiber. Endlich ward man einig und bestegelte

Digitized by Google

den Handel durch Handschlag. Eine Gruppe von Leuten reitet dann mit einander in bedächtigem Schritt oder lebhaftem Trab, der Eselstreiber, meist ein junger Bursche, den Stock in der Hand, läuft wie ein Merkur im gleichen Tempo nebenher. Auf den erhöhten Steinen zwischen den grünenden Saatfeldern sieht man abseits vom Hauptstrome Frauengruppen umherwandeln. Unter grünen Weidenbäumen oder vor einem Landhause sitzen auf ihren Fersen beschauliche Turbanträger und schauen ins Blaue. — Besonders malerisch ist das Bild der am Abend zur Stadt zurückströmenden Menge. Reiter, Fußgänger, ledige Saumthiere kommen einzeln oder in Haufen vom Lande zurück, fast alle den Blüthenzweig in der Hand oder auf dem Turban. Manchmal sitzt Vater, Mutter und Kind auf einem ihrer großen weißen Esel oder auch auf einem schmächtigen Gaul, der im Paßgang oder Trabschritt ruhig und leicht seine Last trägt.

Die Arbeit ist nicht ganz eingestellt. Wir sahen Kamelkarawanen und Lastthieren auf den großen zweirädrigen Arben sich durch den vom häufigen Regen aufgeweichten Lehmboden arbeiten. Maurer und Tüncher, mit ihren Werkzeugen und den Spuren ihrer Beschäftigung, schreiten zwischen den Spaziergängern zur Stadt. Die Bagare sind nur zum Theil und meist nur Morgens geöffnet gewesen, und zum ersten male innerhalb von acht Monaten sehen wir sie menschenleer. Die Garküchen, die Theeläden, die Kondotoren hatten nicht geschlossen; aber die Dienstboten hatten ganz wie in Europa darauf bestanden, den Festtag durch Nichtsthun oder einen Spaziergang zu heiligen. Auch die persischen Erdarbeiter an der transkaspischen Eisenbahn hatten einen halben Tag Befreiung von der Arbeit erhalten.

Im Ganzen hatte Stadt und Umgebung von Buchara an diesem Neujahrstage einen festlichen, bunten und angenehmen Eindruck auf uns Europäer gemacht.

Es verdient übrigens hervorgehoben zu werden, daß die primitivsten Dinge, wie Frühlingsfeste, Kinderspiele, Volksabergläuben u. dergl. am unveränderlichsten durch die Tradition auf unsere Zeit gekommen sind und bei allen Nationen eine gewisse Aehnlichkeit bewahren.

Zur Erforschung Brasiliens und seiner nördlichen und westlichen Nachbargebiete.

Abgesehen von Afrika giebt es wohl keinen größeren Theil der Erde, in dem noch so zahlreiche und wichtige Aufgaben geographischer Natur ihrer Lösung harrten, als Südamerika, im Speziellen das Innere Brasiliens nebst den daran grenzenden Nachbargebieten. Außer der eigentlichen Entdeckungsarbeit, die bisher theils nur oberflächlich betrieben, theils noch nicht in Angriff genommen ist, sind es fünferlei Hauptleistungen, die ausgeführt werden sollten, 1. die Feststellung des Flußnetzes sowie die Untersuchung desselben bezüglich der Branchbarkeit der einzelnen Wasseradern für die Schiffahrt, 2. die kartographische Aufnahme, 3. die Erforschung bezüglich der natürlichen Bodenschätze (Mineralien und Pflanzenwelt) sowie bezüglich der Ansiedelungsfähigkeit, 4. das Studium der Eingeborenen in Verbindung mit ethnologischen Sammlungen, und 5. die Feststellung der Grenzen der betheiligten Staaten, über deren Ausdehnung noch vielfach völlige Unklarheit herrscht.

Nachdem derartige Arbeiten, früher begonnen, längere Zeit geruht hatten, sind dieselben in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten mit regem Eifer und vielfach günstigen, theilweise sogar überraschenden Erfolgen wieder aufgenommen worden. Und zwar sind es jetzt nicht nur, wie früher, Europäer und Nordamerikaner, deren Forschungseifer sich nach den ungeheuren Gebieten richtet, sondern auch die Angehörigen der einheimischen Staaten haben, theils auf eigene Faust, theils von ihren Regierungen unterstützt oder veranlaßt, manchen schätzenswerthen Beitrag zur Geographie und Wirthschaftskunde des inneren Südamerika geliefert. Diese neueren Leistungen wollen wir im Folgenden etwas näher fixiren.

Beginnen wir damit im Nordosten Brasiliens, so war es der Franzose H. Coudreau, der im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums die Grenzstreitte zwischen dem französischen Guyana und Brasilien sowie die brasilianischen Provinzen Pará und Amazonas bereiste. Wie er in einem kürzlich erschienenen Werke, betitelt „La France équinoxiale“, berichtet, liegt zwischen Guyana und Brasilien ein mehrere Hundert Kilometer breiter und stellenweise über den Aequator hinausreichender Landstreifen, über den man sich gelegentlich der letzten Grenzverhandlungen in den Jahren 1853 bis 1856 nicht einigen konnte, so daß er eigentlich herrenlos wäre, wenn nicht Brasilien im Jahre 1860 in den Distrikt Apurema, zwischen den Flüssen Tartarugal und Araguary, eine Militärkolonie, namens Pedro II., angelegt und dadurch faktisch Besitz davon ergriffen hätte. Die Atlanten schreiben nun zwar das Land bis zu den Flüssen Oyapok und an das Tumuc-Humacgebirge dem Kaiserreich Brasilien, speziell dessen Provinz Pará zu, aber thatsächlich kann man selbst auf genaueren Karten keine brasilianische Niederlassung mehr vorfinden, vielmehr besteht am Flusse Canany eine Art unabhängiger Republik, die nach Coudreau bald an Frankreich fallen dürfte. Was die beiden brasilianischen Provinzen Pará und Amazonas anbetrifft, so haben sie auf ihrem ungeheuren Areal (1 149 712 und 1 897 020 qkm, also beinahe viermal größer als das Deutsche Reich) eine äußerst schwache Bevölkerung. Jedoch ist letztere, wie die folgenden Angaben zeigen, in einer allmählichen, wenn auch schwachen Zunahme begriffen. Der Census vom 1. August 1872 ergab nämlich für Pará 247 779, für Amazonas 56 631 Bewohner (an Brancos, Pardos, Pretos und Cabonos, also ohne Einschluß der wilden Indianer); 1879 bezw. 1882 zählte man 343 511 und 80 942 Seelen; Coudreau endlich rechnet für 1883 450 000 und 150 000 Köpfe, wobei jedoch nicht gesagt ist, ob mit oder ohne die wilden Indianer; wahrscheinlich hat man aber das erstere anzunehmen. Jedenfalls ist die Bevölkerung äußerst dünn gesäet, denn auf je 100 km kommen in Pará 31, in Amazonas aber gar nur acht Bewohner! Immerhin aber ist es charakteristisch, daß selbst in diesen menschenarmen Gegenden ein nicht unbeträchtlicher Betrag von Nichtbrasilianern vorhanden ist; im Jahre 1872 waren es zusammen 8728, darunter 69 Deutsche, 223 Franzosen, 149 Engländer, 49 Italiener u. s. w. Nach Coudreau würde sich bis 1883 die Zahl der Franzosen auf

Digitized by Google

600 gehoben haben, die meist als Kaufleute, aber auch als Ackerbauer und Industrielle thätig sind. Auch in wirthschaftlicher Beziehung hat ein entschiedener Fortschritt stattgefunden; das zeigt schon der Werth der Ausfuhr, die im Jahre 1885 gegen 200 Millionen Mark betrug (gegen 20 Millionen Mark anfangs der sechziger Jahre). Wie früher, bildet auch gegenwärtig den Hauptgegenstand der Kautschuk, mit dessen Gewinnung von der in allen Lagen vorkommenden Siphonia elastica (Hevea guianensis) sich etwa 80000 Menschen beschäftigen. Man macht dabei Einschnitte in die Bäume, und mittelst darunter befestigter Gefäße fängt man die ausfließende Milch auf. Diese wird dann in einem großen Behälter gesammelt, in den ein mit Thon oder Lehm bestrichenes Holz getaucht und dann über einem stark qualmenden Feuer getrocknet wird. Durch Wiederholung dieses Prozesses entsteht Lage über Lage, bis schließlich die ganze Masse aufgeschnitten und vom Holze entfernt wird. Die Provinz Pará, deren Ausbeute in den Jahren 1857 bis 1882 von 16700 auf 102000 Millionen Centner stieg, liefert die reichste Hälfte alles in den Handel kommenden Kautschuks und erzielte im Jahre 1882 dadurch einen Verkaufswerth von 75 Millionen Mark.

In der Provinz Amazonas liegt das Arbeitsfeld des Brasilianers J. B. Rodrigues, der in den Jahren 1883 und 1884 das Gebiet des Rio Jauapery, eines nördlichen Zuflusses des Rio Negro, bereiste und ermittelte, daß derselbe nicht aus Nordosten, sondern genau aus Norden kommt, und daß dessen Mündung in den Rio Negro beinahe einen Grad weiter nach Westen, als unsere Karten angeben, zu liegen kommt. Zugleich gelang es ihm, die Crichanas-Indianer, welche früher einer venezuelanisch-brasilianischen Grenzkommission den Eintritt in ihr Gebiet verwehrt hatten, zu besuchen und sie zur Wiederanknüpfung der früher bestandenen Handelsbeziehungen mit den Weißen zu veranlassen. Das von J. B. Rodriguez veröffentlichte Werk führt den Titel: „Rio Jauapery, Pacificaçao dos Crichanas“ (Rio de Janeiro, 1885).

So sind wir dem Forschungsgebiete des böhmisch-deutschen Reisenden Richard Pauer, des Bruders des berühmten Polarfahrers Julius Payer, nahe gekommen. Richard Payer, der bereits vor Antritt seiner letzten großen Expedition (1882 bis 1887) eine dreijährige Reise am Amazonas, Rio Negro und Rio Purus ausgeführt hatte, verfolgte ursprünglich den Plan, den Orinoko hinaufgehend, zunächst die Lage von dessen Quellen astronomisch festzustellen und dann in die unbekannten Gegenden zwischen Venezuela und Brasilien einzudringen. Er gab aber diese Absicht bald auf und wandte sich im Jahre 1882 zuerst nach Manaos. Ueber diese Stadt, die nahe der Mündung des Rio Negro in den Amazonas liegt, hat er in seinen Briefen mehrfache und zwar nicht eben erfreuliche Mittheilungen gemacht. „Die Bevölkerung von Manaos“, heißt es unter anderem, „wird schon seit Monaten durch Krankheiten dezimirt. Es grassiren Blattern und Fieber, selbst noch in den bestsituirten Urwaldstrecken; einzelne Nebenflüsse sind vollkommen verdorbt, denn die Ueberlebenden laufen davon. Es ist lächerlich, wenn die Regierung da noch Kolonisationsgedanken hegt; diese nördlichen Provinzen Brasiliens können nie Ackerbau treiben, und deutsche Kräfte würden sich umsonst hier abmühen.“ Von Manaos aus ging R. Payer zunächst den Rio Negro hinauf und gelangte in 23 Tagen auf einem von acht Makuschi-Indianern gerauderten Fahrzeuge nach Porto de Carboeira, das an der Mündung des von Norden herkommenden Rio Branco in den Rio Negro liegt; auch in diesen Gegenden herrscht die Gummi- und Kautschukgewinnung (15 kg bringen 40 Mk.) dermaßen vor, daß andere Beschäftigungen, zumal der Ackerbau, darüber vernachlässigt werden. „Hierdurch steigen die Lebensmittel zu unerschwinglichen Preisen; Fanatismus decimiren die Bevölkerung.“ Von Porto de Carboeira befuhr R. Payer erst mit kleinem Dampfer, später mit Kanu und Indianern vom Stamme der Purucutu den Rio Branco und erreichte als äußersten Punkt im Norden den Rio Tacutu an der Grenze des britischen Guyana. Nach beendeter Aufnahme der Situation lehrte er in das Flußthal des Parime und Uraricuera zurück, unter den halbwilden, nackten Purucutus sich aufhaltend und mit dem Gedanken beschäftigt, über die zahlreichen Kaskaden der westlichen Zuflüsse des Rio Branco nach deren Quellen hin an den Ursprung des Orinoko vorzudringen. Aber die Schwierigkeiten, welche sich einem solchen Unternehmen entgegenstellten, waren zu groß, und es blieb daher nichts übrig, als über den Rio Branco und Rio Negro nach Manaos zurückzukehren, wo wir den Reisenden Anfangs 1884 vorfinden.

Nun wandte R. Payer seine Aufmerksamkeit dem Westen zu, mit der Absicht, aus dem schwollen Luftozean des Stromnetzes des Amazonas der Bergwelt der Anden zuzustreben. Auf der großen Wasserstraße des Marañon und des Ucayale sich vorwärts bewegen, erreichte er am 29. Januar 1886 den Fluß Tamaya in Peru, der, von Osten kommend, bei etwa 8°30′ l. Br. in den Ucayale fällt. In diesen Gegenden leben die gefährlichen Cashibos-, die Remos- und die Sibibos-Indianer, letztere sind zwar zugänglich, bieten aber dem Europäer einen schaudererregenden Anblick dar. „Diese gelben grinsenden Gestalten malen Gesicht und Hände blau, verzieren die Arme und Hände mit Thierzähnen und Glasperlen, und das darüber zusammenwachsende Fleisch, sowie die in der Nasenscheidewand klimpernde Silberplatte verleihen der Menschenfigur, die noch obendrein an fast allen Körpertheilen mit Arabesken bemalt ist, einen diabolischen Anstrich von Scheußlichkeit.“ Ihre Sprache ist lebhaft, ihr Benehmen zudringlich, ihre Kleidung besteht aus einem ponchoartigen langen Hemde von grobem, selbstgewebtem Baumwollenstoff. Interessant, wenn auch nicht erfreulich, sind R. Payer's Mittheilungen über die vereinzelnte deutsche Kolonie Pozuzo, am Rio Palcazu etwa unter 10° südl. Br. gelegen. Für diese armen Deutsch-Oesterreicher hat Pura gar nichts gethan; seit 25 Jahren, ohne jede Verbindung von der Schalle Erde lebend, auf denen man ihnen goldene Berge versprochen hatte, „sind sie auf den eigenen Verbrauch ihrer Erzeugnisse angewiesen, gegenwärtig von der Gelbnoth des Landes heimgesucht und von revolutionären Banden umschwärmt.“ Aus diesem Grunde machten sich in neuerer Zeit Angehörige der Kolonie Pozuzo nach dem Ucayale auf, um Geld durch Kautschukgewinnung zu verdienen, aber viele starben unterwegs. Von Pucealpa am Ucayale setzte R. Payer seine Reise auf den Quellflüssen des Amazonas fort; besonders interessant war die Fahrt, welche ihm Gelegenheit gab, aus dem Rio Pachitea, einem westlichen Zufluß des Ucayale, in dessen Tributär Rio Palcazu, und zwar bis zur Mündung des in letztere sich ergießenden Chuchuroz, vorzudringen. Es gelang ihm, den Lauf der bereiten Flüsse aufzunehmen, die vorhandenen Namen sicher zu stellen, sowie bisher lebende Zuflüsse und alle Inselgruppen nebst den gefährlichsten Strömungen zu notiren. Der Grund, warum dies Gebiet von Forschern bisher gemieden wurde, ist in dem Vorhandensein der gefährlichen, wegen ihres Kannibalismus verrufenen Cashibos-Indianer zu erblicken, die längs dem Rio Pachitea ihre Wohnstätte haben. Außer diesen verdienen noch die Lorenzos- und Pampas-Indianer Erwähnung, von denen die letzteren den Eindruck der Harmlosigkeit machen.

Von den Quellenflüssen des Amazonas reiste R. Payer nach Lima. Auf der Rückreise von da nach Brasilien gelang es ihm zum zweiten male, auf leicht gezimmerten Balsen die

Digitized by Google

Strömungen der Flüsse mit Erfolg durchschneidend, das Gebiet der Cassibas weiter zu erforschen, mehrere heiße Quellen zu entdecken und die bei der Auffahrt begonnenen Karten zu vollenden. Bei der Reichhaltigkeit und vielfachen Neuheit des durch die eben skizzirten, so umfangreichen Reisen gewonnenen Materiales wird man den endgültigen Veröffentlichungen des Herrn R. Payer mit großer Spannung entgegensehen dürfen.

In dem oberen Stromgebiete des Amazonas sind außer R. Payer noch zwei andere Männer thätig gewesen. G. P. James, ein englischer Zuckerplantagenbesitzer von Chanchamayo in Peru, hat ungefähr auf demselben Wege wie R. Payer Südamerika durchquert. Von San Louis im Cerro de la Sal ging er längs des Laufes des Rio Pancartambo zum Rio Palcazu, folgte diesem bis zur Einmündung des Pichis, wo er den Namen Pachitea empfängt, und gelangte so zum Ucayale. James bestreitet übrigens die Schiffbarkeit des Palcazu, hält dagegen den Pichis auf weite Strecken für befahrbar. M. Monnier, der von Trujillo aus quer über das Gebirge bis zum Huallaga vorgedrungen war, untersuchte im Jahre 1886 die Zuflüsse des oberen Amazonas von der Faktorei San Lorenzo bis zur Grenze der Schiffbarkeit bei Borga. Den Pastaßa verfolgte er weiter, als dies Ch. Wiener seiner Zeit gethan hatte, nämlich bis zum Huagaza; auch nahm er den See Rimachuna und mehrere der ihn speisenden Gewässer auf. A. O.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die neuesten „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde" zu Halle enthalten eine Reihe von interessanten Beiträgen zur deutschen Landeskunde, so namentlich eine geologisch-geographische Charakteristik des Saalthales bei Halle von B. Steinecke; eine ebensolche sehr eingehende der Mansfelder Seen von W. Uhle; eine topographische Beschreibung des Helmegau von K. Meyer und R. Rackwitz ꝛc. Aehnlich hat vorwiegend landeskundlichen Inhalt der letzte „Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald", in dem von Dr. A. Gültzau die Temperaturverhältnisse von Putbus, von Professor Rudolf Credner das Seebärphänomen der westlichen Ostsee, und von Professor Rudolf Virchow das altrügianische Haus behandelt worden. Nur Dr. W. Deecke's Abhandlung über den Lukriner See bezieht sich auf einen außerdeutschen Gegenstand. Die „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft zu Jena" enthalten in ihrem landeskundlichen Theile eine Abhandlung von K. Hassert über den Oberlauf der thüringischen Schwarza, und in ihrem missionsgeographischen Theile einen Reisebericht von R. Baran aus Madagaskar, einen solchen von H. Sundermann aus Nias und zoologische Miszellen aus der Südsee" von W. W. Gill.

Asien.

— Nach dem Berichte des englischen Konsuls in Bangkok, E. B. Gould, war der Ausfuhrhandel des Königreichs Siam im Jahre 1887 viel bedeutender als in den Vorjahren, namentlich was den Reis — den Hauptausfuhrartikel des Landes — betrifft. 1884 verschiffte man bis jetzt den höchsten Betrag, nämlich 274 000 Tonnen, 1887 beförderte sich die Ausfuhr aber auf 402 000 Tonnen (im Werthe von mehr als 38 Millionen Mark). Teakholz war der zweite Haupt-Exportartikel. Von der Gesammtausfuhr des Hafens von Bangkok (im Jahre 1887 circa 52 Millionen Mark gegen 35 Millionen Mark im Jahre 1886 und 32 Millionen Mark im Jahre 1885) richtete sich der weitaus größte Theil nach Hongkong (57 Prozent) und Singapore (gegen 30 Prozent).

— Tigernoth auf Java. Nachdem schon im Jahre 1882 die Bevölkerung eines im Südwesten der Provinz Bantam gelegenen Dorfes wegen der von den Tigern erlittenen Belästigung auf eine der Küste nahe gelegene Insel verzogen war, scheint jetzt die Lage der Eingeborenen in einzelnen Theilen der genannten Provinz — wie der den Generalstaaten kürzlich vorgelegte Kolonialbericht mittheilt — ganz unhaltbar zu werden. Nicht weniger als 61 Menschen (die Bevölkerung beträgt nicht ganz 600 000 Seelen) sind im Laufe des Jahres 1887 ein Opfer der Tiger geworden, und wegen der von diesem Raubzeug drohenden Gefahr ist bereits der Vorschlag gemacht worden, die Bevölkerung der am meisten heimgesuchten Dörfer nach Gegenden zu versetzen, wo man weniger Tiger trifft, und wo Gelegenheit besteht, Reis auf Sawas (künstlich bewässerten Feldern) zu bauen, während sie jetzt durch den von ihr an der Grenze der Wildniß getriebenen Raubbau selbstverständlich mehr blosgestellt ist. Die Bewohner scheinen übrigens wenig geneigt zu sein, oder nicht den Muth und die Mittel zu besitzen, etwas zur Ausrottung der Tiger zu thun, trotzdem daß die auf Vertilgung der Raubthiere gesetzten Prämien ansehnlich und was einen Königstiger betrifft, 1888 aufs neue und zwar bis auf 200 fl. erhöht sind. Die Abneigung der Bevölkerung, die Tiger zu bekämpfen, hängt wohl zum großen Theile mit ihrem Aberglauben zusammen, der ihnen verbietet, diese Thiere anzugreifen, so lange dieselben noch keinen Schaden angerichtet haben; überdies aber ist es auch schwer, da Schußwaffen in jenen abgelegenen Gegenden zu den Seltenheiten gehören oder vielmehr jetzt, nachdem der Aufruhr in Tjilegor kürzlich dort stattgefunden hat, ganz verschwunden sind.

Australien und Polynesien.

— In Gesellschaft von zwei englischen Goldsuchern hat der Missionar P. Verius im Oktober 1888 eine dritte Reise in dem Gebiete des St. Josephsflusses in Britisch-Neuguinea unternommen. Von der Yule-Insel aus begab sich der genannte Herr zunächst nach dem östlichen Mündungsarme des Flusses (dem Butsa), und dann ging er an seinem Nebenflusse Droi aufwärts, um über den Hilda-River zum Hauptflusse zu gelangen. Auf diesem weit stromauf vorzudringen, um sein Quellgebiet zwischen der Owen-Stanley- und der Yule-Kette kennen zu lernen, erwies sich als unmöglich, und deshalb wurde auf einem Bambusflosse die Rückreise angetreten. Dieselbe war zum Theil durch Stromschnellen sehr gefährlich. Gold wurde an verschiedenen Stellen im Flußsande gefunden, und einer der beiden Goldsucher, namens Cameron, versuchte infolgedessen eine zweite Fahrt,

Digitized by Google

litt aber dabei Schiffbruch und stieß auch zugleich auf Feindseligkeiten bei den Eingeborenen, so daß er sich gezwungen sah, den Plan aufzugeben.

Polarregionen.

Der den Lesern des „Globus“ wohlbekannte französische Reisende Ch. Rabot, über dessen Lapplandfahrten wir unlängst berichtet haben (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 38 ff.), hat im verflossenen Sommer Gletscherforschungen in Grönland angestellt, und dabei die von den skandinavischen Forschern allgemein vertretene Ueberzeugung in sich befestigt, daß die gegenwärtigen lappländischen Gletscher nur sehr dürftige Ueberreste des ehemaligen skandinavischen Inland-Eises sein können. Am eingehendsten beobachtete er den Gletscher von Jakobshavn, der in den letzten Jahren in beständigen Vorrücken begriffen war, und der heute mit seinem unteren Ende 3 km weiter abwärts reicht als 1878, wo Lieutenant Hammer ihn besuchte. Bezüglich des Treibeises konstatirte Rabot die häufig beobachtete Thatsache, daß dasselbe nur in sehr seltenen Fällen Gesteinsschutt auf seiner Oberfläche fortträgt. Er beobachtete solchen nur in einem einzigen Falle. Nebenbei wandte der Reisende auch dem Leben und Treiben der heutigen Eskimo seine Aufmerksamkeit zu.

Bücherschau.

— Dr. Robert Keller, Die Blüthen alpiner Pflanzen, ihre Größe und Farbenintensität. Basel 1887. B. Schwabe. (Oeffentl. Vortr. IX. Heft 7.)

Jedem Besucher der Alpenmatten fällt die Farbenpracht im großblumigen Rasen auf; die biologische Wissenschaft fordert dafür vergleichende Belege und Zurückführung auf maßgebende Ursachen. Hiermit beschäftigt sich Verfasser, der in der Schweiz zu Hause ist, auf Grund der Literatur und eigener Studien. Letztere zeigen, daß viel weniger die absolute als die relative Größe der Blüthen in der Alpenregion sich steigert: während Blätter und Stengel zusammenschrumpfen, behalten die Blüthen im allgemeinen die Größenverhältnisse der tieferen Regionen bei und werden dadurch nun so auffälliger. Dies schreibt Verfasser dem züchtenden Einfluß der Insekten zu, deren Artenzahl zwar auf den Alpen mannigfaltig, aber deren Individuenmenge und Sammelzeit doch ungleich spärlicher ist als im Thale. Hinsichtlich der Farbe zeigt sich eine Zunahme von Roth, eine Abnahme von Weiß und Gelb in der Alpenregion.

— Dr. W. Junker's Reisen in Afrika. Lieferung 1 und 2. Wien und Olmütz 1889. Eduard Hölzel. — Durch die Lektüre dieser ersten Lieferungen des Junker'schen Reisewerkes haben wir den Eindruck gewonnen, als handele es sich dabei um eines der bedeutendsten Reisewerke, die in den letzten Jahrzehnten erschienen sind. Junker bekundet darin nicht bloß eine scharfe Beobachtungsgabe, sondern auch eine ungewöhnliche wissenschaftliche Vorbildung, und die Art seiner Darstellung ist elegant und packend zugleich. Da der in dem Buche behandelte Stoff durch die Stanley- und Emin-Pascha-Frage von dem höchsten aktuellen Interesse ist, so bedauern wir nur, daß dasselbe nicht gleich fertig vorliegt, sondern daß wir auf seine Vollendung zwei volle Jahre warten sollen.

— Siegmund Günther, Johannes Kepler und der tellurisch-kosmische Magnetismus. Wien und Olmütz 1888.

Einer der genialsten Männer aller Zeiten war ohne Zweifel Johannes Kepler. Seine bahnbrechenden astronomischen Arbeiten sind allgemein bekannt. Minder bekannt ist jedoch, daß der große schwäbische Gelehrte auch andere Wissenschaften, z. B. die Meteorologie und Geographie, in hervorragender Weise gefördert hat. Nachdem ein Franzose, Major Henri Brocard in Grenoble, die meteorologischen Leistungen Kepler's gebührend gewürdigt hat (Essai sur la météorologie de Kepler), ist es mit Freuden zu begrüßen, daß auch die bedeutsamen Aeußerungen Kepler's über den tellurisch-kosmischen Magnetismus in das rechte Licht gesetzt werden. Es geschieht dies in der vorgenannten Arbeit, welche in dem dritten Bande der von Prof. A. Penck herausgegebenen „Geographischen Abhandlungen“ enthalten ist. Sie zerfällt in drei Abschnitte. Der erste behandelt die Lehre vom Erdmagnetismus in der Zeit vor Kepler und giebt einen Ueberblick über die Anschauungen, welche die Chinesen, sowie die europäischen Gelehrten vor Kepler über den Erdmagnetismus hatten. Kepler kannte von den Schriften der letzteren kaum mehr als die des Petrus Peregrinus (1558) und William Gilbert's berühmte „Physiologia Nova“. — Der zweite Abschnitt bezieht sich auf Kepler's Studien über die erdmagnetischen Elemente und über die Lage der Magnetpole. Kepler hat den Begriff des magnetischen Meridians mit Schärfe definirt. Obwohl er über die Inklination noch nicht zu völliger Klarheit gelangt war, lieferte er doch ein zweckmäßiges Inklinatorium nebst einer Anweisung zum Gebrauch desselben. Ferner brachte er zu Deklinationsmessungen die alte Wasserbussole wieder zu Ehren, indem er sie durch mannigfache Verbesserungen auch zu genaueren Bestimmungen brauchbar machte. Seinen Versuch, durch theoretische Erörterungen die Lage der Magnetpole ausfindig zu machen, verwarf Kepler später selbst wieder und gelangte so zu der richtigen Erkenntniß, daß die Lage der Magnetpole nur durch direkte Beobachtung, besonders mit Hilfe der Inklinationsnadel, ermittelt werden könne. — Der dritte Abschnitt gewährt uns einen klaren Einblick in Kepler's Theorie der magnetischen Planeten-Achsen und der allgemeinen Anziehung. Obwohl dieses Problem in jener Zeit noch nicht spruchreif war, hat es doch Kepler mit großem Eifer verfolgt und durch seinen Scharfsinn in bedeutungsvoller Weise gefördert. Kepler kam dabei allerdings zu der irrigen Annahme, daß zwischen der allgemeinen Schwere und dem tellurisch-planetarischen Magnetismus kein wesentlicher Unterschied bestehe, weshalb er z. B. den freien Fall der Körper, sowie Fluth und Ebbe auf die magnetischen Anziehungskräfte zurückführte. Dabei hat jedoch Kepler das Wesen der Massenanziehung so richtig erfaßt, daß man vielfach seinen Anschauungen völlig zustimmen könnte, wenn er statt des Magnetismus die Schwere, und statt der Magnetnadel das Pendel in seine Arbeiten eingeführt hätte. So stand Kepler den großen Entdeckungen sehr nahe, welche 60 Jahre später Newton machte.

Wir schulden dem Verfasser, der zum Theil aus wenig bekannten Quellen schöpft und diese stets auf das sorglichste verzeichnet, Dank dafür, daß er uns ein so getreues Bild von Kepler's Leistungen auf dem Gebiete der Erdphysik entworfen hat. Des Verfassers reiche Belesenheit und völlige Vertrautheit mit dem hier behandelten Gegenstande tritt uns auf jeder Seite dieser Schrift auf das angenehmste entgegen.

G. L.

Inhalt: Dr. Albrecht Penck: Geographische Homologien. — Pampas-Leben. (Mit sechs Abbildungen.) — Dr. R. v. Lendenfeld: Der Bergbau in Australien. — Dr. O. Heyfelder: Das Neujahrsfest in Bucharа. — Zur Erforschung Binnisiens und seiner nördlichen und westlichen Nachbargebiete. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Australien und Polynesien. — Polarregionen. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 24. Dezember 1888.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Curt von François' Reise von Hamburg nach Malange.

Mitgetheilt von Hermann von François.

Das rege Interesse, welches seit der Entdeckung des Kongo, diesem gewaltigen Stromriesen zugewendet wurde, führte zur Entsendung zahlreicher Expeditionen, welche namentlich die Bervollständigung des hydrographischen Netzes Centralafrikas zum Ziele nahmen.

Stanley's unermüdlicher Thätigkeit gelang es im besondern, die Mündungen und einen Theil des Unterlaufes der linken Nebenflüsse des Kongo zu erforschen; andere Reisende passirten südlich desselben große Flüsse, die zweifelsohne dem Kongo tributpflichtig waren.

So waren Bruchstücke für das südliche Becken des afrikanischen Amazonas von vielen Seiten zusammengetragen, es fehlten aber noch die verbindenden Glieder, die mächtigen Lebensadern eines Putumayo, Caquetu und Rio Negro. Wollten Kultur, Wissenschaft und Handel jemals Erfolge im dunkeln Erdtheil erreichen, dann war es nöthig, diese Verkehrslinien zu öffnen und zu ebnen. In diesem Sinne hatte der König der Belgier eine Expedition zur Erforschung des Kassai unter Leitung des Lieutenant Wißmann entsendet, deren Erfolge vor kurzem unter dem Titel „Im Innern Afrikas. Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885" der Oeffentlichkeit übergeben wurden.

Im Anbetracht des bedeutenden Materials, welches die dreijährige Thätigkeit im Innern Afrikas lieferte, konnte das Reisewerk aber nur in möglichst knapper Form die Erlebnisse wiedergeben und mußte besonders der erste Theil der Reise von Hamburg bis Malange stiefmütterlich behandelt werden, obwohl er sehr viel Interessantes bot und den Reisenden einen klaren Blick in die Verhältnisse der portugiesischen Provinz Angola gestattete. Diese Lücke des Reisewerkes soll durch die nachfolgenden Zeilen ausgefüllt werden. Sie sind den Erzählungen und Tagebüchern des Geographen der Kassai-Expedition Curt von François entnommen.

Lassen wir den Reisenden selbst erzählen:

Der Abend des 14. November 1883 vereinte uns im Restaurant Dressel in Berlin das letzte mal mit den nächsten Anverwandten. Es war kein Freudenfest. Ein schwermüthiger Schatten der Trauer lagerte auf dem anscheinend heitern Deckmantel freundlicher Worte und froher Hoffnungen, und selbst zwischen aufheiternden Scherzen klang stets das treugemeinte und ernste „Gott befohlen!" der Zurückbleibenden hindurch. Sicher empfanden sie lebhafter die Trennung und gaben sich ernsteren Gedanken hin als wir, die wir in unseren Reisevorbereitungen und in der Spannung dessen, was wir erleben würden, einen hülfreichen Gedankenableiter fanden, und die wir wohl alle das zuversichtliche Vertrauen in uns trugen: Wir werden siegen!

Von Berlin ging es nach Hamburg, der Dampfer „Professor Woermann" nahm am 16. November uns und unsere Sachen an Bord, und bald sandten wir den Thürmen Hamburgs und bald auch dem vaterländischen Boden den letzten Gruß.

Meine nächste Beschäftigung galt einer Orientirung auf dem Schiffe, und dann ging ich daran, meine Kajüte möglichst angenehm einzurichten. Acht Wochen hindurch sollte ich ja hier Körper und Geist zur Ruhe betten, sage volle acht Wochen. Der Gedanke heimelte mich keineswegs an und ich fühlte so etwas von dem, was der Sträfling empfinden

Digitized by Google

muß, wenn er die ungebundene Freiheit mit dem Zwang seiner Zelle vertauscht.

Um 5 Uhr wurde zum Essen geschellt, die Passagiere fanden sich ziemlich vollzählig ein. Von den Herren der Expedition fehlte nur Lieutenant Franz Müller, welcher mit dem Rest unserer Sachen im Dezember nachkommen sollte.

Am 18. kamen wir in Sicht des stolzen Albion. Flüchtig ging die Fahrt an seinen Gestaden entlang. Bei Dover waren wir dem Lande so nahe, daß ich die Häuser deutlich unterscheiden konnte. Eine große Zahl Schiffe begrüßte uns in eilender Fahrt und war für mich gleichsam eine lebendige Illustration zu den staunenswerthen statistischen Ausstellungen des europäischen Welthandels. Beim Eintritt in dem Ozean empfingen uns als Sendboten Neptuns die ersten Delphine. In lustigem Reigen umkreisten sie das Schiff und schienen uns durch ihre drolligen Sprünge, die sie oft meterhoch vom blauen Element trennten, den Willkommengruß des mächtigen Meeresgottes darbringen zu wollen. Als das Wetter ungünstig wurde, verließen uns auch diese Wesen. Gegen 6 Uhr abends verschwand Holyhead unseren Blicken und mit ihm der letzte Zipfel Europas — für Jahre! — Ich war mit Himmel und Wasser allein.

Die folgenden Tage vergingen in jener vollkommenen Einsamkeit, wie sie nur Meer und Wüste kennen, ich war zum Nichtsthun verdammt und empfand ein lebhaftes Mitleid mit dem Beruf des Seemanns. Am 28. rief mich der Stewart, den ich mir zum Freunde hielt, auf Deck. Am Horizont wurden dunkle Bergmassen sichtbar. Allmählich traten sie deutlicher aus ihrem Nebelschleier hervor, und bald konnte ich die Contouren zweier Inseln unterscheiden: das vielzackige Eiland Porto Santo und Madeira. Wie verjüngt und neu gekräftigt steuerte „Professor Woermann" in voller Fahrt der Insel zu. Je näher wir kamen, desto lebendiger wurde das Interesse, desto erhebender das überwältigende, wahrhaft großartige Panorama. Gekrönt mit wildzerrissenen Bergen, deren Kuppen von Wolken umspielt wurden, und gehoben von den schmeichelnden Wogen des Meeres, scheint Madeira Himmel und Meer gleichzeitig anzugehören. Ein wildes Chaos von hohen Felskuppen und tiefen Schluchten, von Wald und Wolken, schien die Insel nur der Wohnsitz von Kobolden und Unholden zu sein. Doch bald zeigte sich die fleißige Hand des Menschen. Zwischen Baum und Strauch lugten weiße zierliche Häuschen, wie Nester an den steilen Felswänden hängend, hervor. In den Thälern und auf den anmuthigen Hügelreihen zeigten sich üppige Mais- und Rebenfelder. Das schöne Bild gewann einen besonderen Reiz durch seinen Rahmen — das tiefblaue Meer, auf dem die Silberkuppen der gepeitschten Wellen in reizender Farbenharmonie spielten. Jetzt fuhren wir um einen scharfen Landvorsprung herum, und vor uns lag Funchal, die viel gepriesene schöne Kapitale Madeiras. 800 m vom Land ab gingen wir vor Anker. Noch ehe die Anker Boden faßten, näherten sich vom Strande in Blitzesschnelle eine Anzahl größerer und kleinerer Boote, um das Passagiergepäck in Empfang zu nehmen. Da aber die Zollbeamten wahrscheinlich gerade sehr wichtige Abhaltungen hatten, so mußten die vielen Boote, wie auch wir, in Geduld ausharren. Die jüngeren Boot-Insassen fanden deshalb den Zeitpunkt für geeignet, uns die Langeweile durch Tauchproduktionen, die sie wirklich meisterhaft vorzuführen verstanden, zu kürzen.

Nachdem denn endlich die Zollbeamten ihre Schuldigkeit gethan, gingen wir an Land, wo eine buntgemischte Menschenmasse Aufstellung genommen hatte, um ihre Neugierde zu befriedigen. Das ganze Treiben am Strande war in der That originell. Zwischen dem Menschengewühl bewegten sich Schlitten, von Ochsen gezogen, Damen in weißen Gewändern ließen sich in Sänften spazieren tragen, und Herren auf kleinen Ponys trabten, die Füße oft am Boden schleifend, die Promenaden entlang, hinterher in unermüdlichem Laufschritt der Rossebändiger. In unserm schönen Harz sind wir ja an solche Reiterfiguren hinreichend gewöhnt, sie gebören aber einmal zu den Bildern, die, wenn auch alt, stets neue Komik mit sich bringen. Die Thiere stehen mit ihren Reitern weder in Größenharmonie noch in Willenseinigkeit und sollen für Meister und Stümper reitbar sein. Auch ich saß bald auf einem solchen Opfer menschlicher Tyrannei. Die Umgegend Funchals steht dem vom Meere aus genossenen Panorama nicht nach; voll Blüthenpracht und Sonnenschein, voll duftender Gärten und heilgrün blinkender Plantagen könnte man hier in einem Meer von Wonne schwimmen, wenn die Bevölkerung dem Naturschauspiel einigermaßen angewessen wäre. Hunderte von barfüßigen zerlumpten Burschen lungern aber nichtsthuend auf den Straßen umher und belästigen den Fremden durch aufdringliches Betteln. Es that mir leid, daß ich mich nicht mit Kupfer versehen hatte, um schneller von dieser Landplage loszukommen.

Noch an demselben Abend mußten wir an Bord zurück, und unter bengalischer Beleuchtung und Raketenregen, den uns die Deutschen der Stadt nachsandten, verließen wir abends 11 Uhr das herrliche Madeira. Am 30. näherten wir uns den Kanarischen Inseln und dem stolzen Aschenkegel des Pic von Teneriffa. Umgeben von zahlreichen Trabanten glitzerte der spitze Vulkankegel, einem mächtigen Eisblock gleich, durch die niedrig ziehenden Wolkenschichten hindurch, und lange zeigte er seine bläulichweiße Alloncepartikels dem weiterreisenden „Woermann". Der Abend war wunderschön. Der feurige Sonnenball tauchte am Horizont unter, der Himmel wechselte in den seltsamsten Farbenspielen, und das Meer ahmte in schmeichelndem Wellentanz seinem Geliebten nach. Die See ist in Wahrheit des Himmels Braut, sie trägt stets die Farbe des Geliebten in sich. Stundenlang saß ich und bewunderte den Zauber der Natur. Unter mir, das Schiff unwogend, das Leuchten des Meeres, über mir das Azurblau des Himmels mit seinem noch röthlich schimmernden Horizonte. Je weiter wir nach Süden fuhren, desto tiefer sank der Polarstern am nördlichen Horizonte, und das schöne Sternbild des südlichen Kreuzes stieg über dem dunkeln Spiegel des Ozeans empor. Der Fahrt folgte der mattsilberne Schweif unserer Bahn, in dem die Wellen lustig tanzten. Was Menschen sinnreich erschaffen und erdacht, nie wird es der göttlichen Schöpfung gleichkommen an fesselnder Anmuth und erhabener Schönheit. Was ist der Mensch der Allgewalt der Natur gegenüber? Wie schnell vergehen Generationen, wie schnell ist das Vergangene im Schoß der Vergessenheit begraben! Was bleibt von der Lebensarbeit des Einzelnen? Im besten Fall wenig! Etwas Familieninteresse in der nachkommenden Generation, bei Bevorzugten vielleicht noch in der zweiten, aber schon die dritte hört nur den Namen und empfindet ebenso wenig dabei, wie der Kannibale, dem Moral gepredigt wird.

Eine Welle sagt's der andern,
Ach so kurz ist dieses Wandern,
Und die zweite sagt der dritten:
Kurz gelebt, ist kurz gelitten.

Diese Strophe wollte mir nicht aus dem Sinn. Es war die höchste Zeit, daß ich meine Kajüte aufsuchte, die Allgewalt der Natur hatte mich tüchtig sentimental gestimmt.

Der 2. Dezember führte uns in die Tropenzone hinüber. Die Temperatur war erheblich gestiegen; indessen wirkte sie nicht ermattend auf mich, es stellte sich vielmehr ein vermehrter Appetit ein, den ich denn auch mit einem Durch-

Digitized by Google

einander von Obst: Bananen, Mangos, Apfelsinen, Aepfel u. dgl., die wir in Masse von Madeira mitgenommen hatten, befreudigte. An diesem Tage bemerkte ich die ersten fliegenden Fische. Vor einem raubsüchtigen Verfolger flüchtend, fanden sie in der Luft nicht immer Rettung, so mancher fiel den stets wachsamen und gierig zugreifenden Möven zur Beute. Da während der Nacht einzelne der seltsamen Fische auf Deck geworfen waren, so kam ich zu dem Vergnügen, mit ihnen nähere Bekanntschaft zu machen, und dann wanderten einzelne Flossen als erste Reisereliquie in den nächsten für die Heimath bestimmten Brief.

Am 3. Dezember gegen Mittag näherten wir uns der ziemlich einförmigen Küste Senegambiens. Sanft zum Meere abfallend, wird sie durch den gelblichen Streifen der Dünung von diesem getrennt und zeigt nichts als die gleichförmigen Blüthen der hellgrünen Savanne, die nur hin und wieder von dem lebhafteren Dunkelgrün der Baobabbäume unterbrochen werden. Bortheilhaft allein hebt sich Kap Verde mit seinem etwa 50 m hohen und scharf in das Meer vorspringenden Felsstreifen ab. Auf seinem höchsten Punkte, hart am Meer gelegen, thront der Leuchtthurm. In der Nachbarschaft, leicht auf dem Höhenrücken zerstreut, liegen einige zu Dakar gehörende Baulichkeiten, die sich nicht unsichön ausnehmen; aber erst bei Dakar selbst gewinnt das ganze Bild wieder menschliches Leben. Hier konzentrirt sich der afrikanisch-französische Handel der Westküste. Der Hafen, der den größten Schiffen Schutz bieten soll, macht einen wohlgeordneten Eindruck.

Um 4 Uhr nachmittags rasselten die Anker auf der Rhede von Goré in die klare Wasserfieje, und ich freute mich, die kleine Basaltinsel — den Wachtthurm der französischen Macht in Senegambien — kennen zu lernen.

Goré liegt 1200 m östlich von Dakar, ist vulkanischen Ursprungs und hat von Norden nach Süden eine Länge von 1 km und eine Breite von 400 m. Auf dem südlichen Theile der Insel befindet sich ein kleines Fort, welches den Ort um ca. 30 m überhöht, und im tiefer gelegenen Nordtheile steht die alte, mit 12 Geschützen armirte Citadelle, die neuerdings fortifikatorisch verstärkt worden ist.

Als ich am Spätnachmittag die Straßen der Stadt durchschlenderte, fällt plötzlich ein schäbig aussehender Muselmann mit Ostentation vor mir nieder und beginnt stammelnd den Boden zu küssen. Ich vermuthe eine hartnäckige Bettelei, greife schnell in meine linke Rocktasche, wo ich seit den Erfahrungen von Madeira stets Kupfermünze trug, und reiche dem unermüdlich die Lippen bewegenden einen Sou hin. Dieser sieht mich anfangs erstaunt an, greift dann hastig nach dem Mammon und sinkt schnell wieder zum Knäuel zusammen, um die vermeintlichen Bettellaute in größerer Hast fortzusetzen. Einigermaßen empört über die Unbescheidenheit will ich mich überzeugen, ob denn noch ein anderer Spendelustiger in meiner Nähe steht, dem die Huldigung gelten könnte, da wird mir plötzlich alles klar. Allenthalben basselbe Schauspiel: hier zwei, dort drei nebeneinander, beten sie ihr salzreuchiges Gewand im Staube, und dort vor einer offenen Ladenthüre liegt ein ganz Fanatischer mit dem Gesicht nach Mekka gewendet, auf einer Kiste, wie das Schaustück auf dem Pfefferkuchenpacket — ob aus Rücksicht für sein neues Kleid oder um seinem Meister näher zu sein, lasse ich dahingestellt. Der Prophet hatte seine Gläubigen zur Andacht gerufen.

Nächst den Negern, die hier in allen Typen vertreten sind, ist der Mooleur wohl am zahlreichsten, er ist das kaufmännisch und spekulativ belebende Element und überall am Platz, wo es zu handeln oder Geschäfte zu machen giebt. Tag für Tag sind die Handlungen geöffnet, es giebt keinen Sonn- oder Ruhetag; nur die Nachtruhe läßt sich keinen rauben, und dies war für uns um so mehr empfindlich, als wir am anderen Morgen nach Dakar übergesetzt sein wollten, um von dort die Bahn nach Rufisque zu benutzen. Leider war aber niemand bereit, uns in der frühen Morgenstunde hinüberzuführen. Die französische Regierung beabsichtigte damals den Schienenweg bis zur Gouvernementsstadt Senegambiens St. Louis zu verlängern. Der Bau sollte von St. Louis und Dakar gleichzeitig in Angriff genommen werden. Dort sollten 500 Italiener, hier ebenso viele Kru-Neger gegen einen Tagelohn von 6 Francs die Arbeit beginnen.

Unsere Bahnfahrt unter den Tropen war also frommer Wunsch geblieben, und so hieß es denn nach einer kurzen Morgenpromenade von neuem: an Bord. Bald dampften wir wieder an der langweiligen Küste, die in ihrer Monotonie nichts Fesselndes bot, entlang nach dem 4 Meilen südöstlich gelegenen Rufisque.

Der gute „Wormann" war sicher froh, heute mit einem so kurzen Tagewerk loszukommen; willig ließ er sich in dem schützenden Hafen zur Ruhe bringen, und schon eine Stunde später fand ich auf afrikanischem Boden, um mich her ein seltsames Gemisch schwarzer Gestalten. Es ist eine schwierige Sache, sich in dem Typen-Wirrwarr, der durch den regen Handel mit dem Inlande entstanden ist, zurecht zu finden, deshalb war es mir erwünscht, in der Person des Land und Leute kundigen Herrn Keller, einen ebenso liebenswürdigen wie interessanten Mentor anzutreffen. Unter der 5000 bis 6000 Köpfe starken Bevölkerung war der Negerstamm der Lebons vorherrschend. Neben dem muskulösen, breitschulterigen Krumeger sah ich den hochgewachsenen, schlanken, meist dürftigen Mauren, neben der hellbraunen, wohlgebauten und oft schönen Mulattin die tiefschwarze Schönheit des Innern. Durchweg fiel mir die stattliche Größe des weiblichen Geschlechts auf.

Mannigfaltig und interessant war die Bekleidung. Die Europäer, von denen sich etwa 30 bis 40 in Rufisque aufhalten, tragen zumeist Beinkleid, Hemd und Korkhut, die Mauren einen großen Talar, Turban und Sandalen, während der Neger sich mit einer Tuchbekleidung von den Hüften an abwärts begnügt. Kinder bis zu sechs Jahren gehen ganz wie sie Mutter Natur geschaffen hat. Auffallend waren die starken Leiber derselben, eine Erscheinung, die ich mit der vorzugsweise vegetabilischen Nahrung, die bei der kümeren Bevölkerung in Hirse, Maniok, Erdnüssen, Bataten, Tomaten und Bananen besteht, in Zusammenhang zu bringen geneigt bin. Ist das Negermädchen 12 Jahr geworden, dann darf sie das wollige Haar flechten, was mit besonderer Sorgfalt ausgeführt wird. Sieben und mehr Zöpfe, jeder so lang und so stark wie ein Federhalter, werden dem krausen Kopf mit Mühe entlockt und lagern wie starke Pechstränge auf den nackten Schultern. Ueberhaupt legen die Schönen — und auch die männlichen Neger — einen großen Werth auf äußeren Schmuck. Um den Hals Ketten von Bernstein, Perlen oder Kauriumschalen, an Armen, Beinen, Fingern und Zehen silberne oder messingene Ringe, und um die Hüften bunte Bänder, wie die Neger oft überladen, aber nicht unschön aus. Bei einzelnen fielen mir kleine, um den Hals hängende Säckchen auf. Sie enthalten Gebete, sagte man mir; in denselben befanden sich nämlich Sprüche aus dem Koran.

Nachdem ich im Hause Manuel frères, wo wir durch den Vertreter Herrn Keller gastfrei aufgenommen wurden, geruht und mich gestärkt hatte, nahm ich gern die Führung des genannten Herrn zu einem Gange durch die Stadt und Umgegend an.

In Rufisque sind innerhalb 12 Jahren neun Geschäftshäuser etablirt worden, zu deren ältesten Firmen Manuel

Digitized by Google

Prom und Mamret frères gehören. Größere Besitzungen hat ferner die Kompagnie vom Senegal (Hauptaktionär ein Deutscher Namens Bohn aus Mainz). Die Bauslichkeiten sind meist massiv aus dem in der Gegend vertretenen Sandstein hergestellt und mit marseiller Ziegeln gedeckt. Die Wohnungen der Eingeborenen bestehen in Bretterbuden, und nur außerhalb der Stadt, in den Dörfern findet man Hütten. Der Weg durch die tiefsandigen Straßen war bei der tüchtigen Hitze recht beschwerlich. Doch, warum gehen? Rustique ist tropische Großstadt und hat, wie wir Pferdebahnen, seine Negerbahn, die jedenfalls ebenso stark frequentirt ist, wie die Straßenbahn in Potsdam. Immer ein Passagier nimmt in einem Wagen, der mit unseren Packetkarren auf den Bahnhöfen eine frappante Aehnlichkeit hat, ganz stolz Stehplatz ein, und dann geht es auf dem Schienenstrange vorwärts; ein stämmiger Neger giebt das Geleit und ist Kondukteur, Kutscher und Pferd zugleich. Diese vorzügliche Einrichtung ist dem Hause Mamret Prom zu danken, welches schon vor Jahren das Monopol erhalten hat, Schienenwege in der Stadt anzulegen und seitdem mehrere Straßen in der beschriebenen Art mit der Landungsbrücke verbunden hat. Auf dem gänzlich schattenlosen Marktplatz der Stadt war die Hitze und Schwüle der Luft entsetzlich. Ich glaube, ein römisches Bad kann nicht die gleiche Wirkung erzeugen, trotzdem fand ich hier das Bild eines bewegten Markttreibens. Neben den Körben lagen genial hingegossen die schwarzen Marktweiber, leider zum größeren Theil ältere und alte, was die Aesthetik der Stellungen nicht erhöhte. In ihren Körben lagen Salz, rother Pfeffer, getrocknete Fische, Palmöl, dann Vegetabilien aller Art, die bestaubt und begriffen, keineswegs meinen Appetit reizen konnten, und dazwischen standen Ochsen, Ziegen und Schafe, Enten und Hühner ebenfalls zum Verkauf. Auch Esel sah ich und kleine struppige Pferde, die als Transportmittel Dienste verrichteten.

Der Reiz des belebten Bildes wird erhöht durch Kameelkarawanen, die hier ein- und auszogen. Sie bringen Arachit — den einzigen Exportartikel von Rufisque — aus der näheren und weiteren Umgebung. Die männliche Begleitung ist vollkommen in Waffen geharnischt, in der Hand Pistole, Messer und den Säbel am Gurt, schreiten die hohen Gestalten gravitätisch neben ihren Thieren einher und nehmen sich in ihrem zahlreich betaschten Kriegerhelm höchst originell aus. Die merkwürdigen Taschen sind nicht für Preciosen, Toilettengegenstände oder Taschentücher bestimmt, sondern sie enthalten wieder Gebete aus dem Koran.

Eine ähnliche Reichhaltigkeit an Waaren wie hier auf dem Markte sieht man auch in den Verkaufsläden der Straßen. Schnaps und Schmucksachen, darunter echte Goldwaaren aus Afra und der Sierra Leona, sind die hauptsächlichsten Verkaufsartikel. Kaum ein Neger nicht gleich bezahlen, so erhält er unter Zurücklassung eines Pfandes den weitgehendsten Credit. Bei meinem Wirth sah ich hunderte von solchen Pfändern lagern.

Wenn auch von der Hitze geplagt, so trieb mich der Reiz der Neuheit weiter aus der Stadt hinaus nach dem Negerdorf Kannon. Lange folgte ich einem schmalen Pfade durch ein weites Hirsefeld hindurch. Der fahrelange Wechsel von Regen und Sonnengluth hatte den lehmhaltigen Boden stellenweise derart geborsten, daß mir meine ganzen Sprunggelenke über Spalten und Risse hinwegheilen mußten. Bei einem solchen Salto bemerkte ich unter mir die kleine, aber sehr giftige Solenoglypha, die glücklicherweise nicht kampflustig war, sondern schnell seitwärts flüchtete. Aus dem Hirsefeld heraus führte der Weg in eine schöne Savannenlandschaft, die reich mit Bäumen aller Art geschmückt war. Im regellosen Gemisch standen hier die Riesen der Pflanzenwelt, mächtige Baobabbäume.

Kannon, welches ich endlich erreichte, ist ein kleiner, unter Bäumen anmuthig gelegener Weiler von zehn bis zwölf ringförmig angelegten Hütten, die durch eine leichte Cactushecke eingezäunt sind. Die Schönen des Dorfes brachten bald an Stelle von Stühlen Mamiok-Mörser, Palmwein konnte ich käuflich erstehen, und so feierte ich unter dem Schatten eines Baobabbaumes eine wohlthuende und durch meine Umgebung animirte Rast. Einzelne der Familien speisten gerade zu Mittag, saßen und lagen um eine mit Reis gefüllte Kürbisschale und führten die gewiß schmackhafte Speise mit der Hand dem Munde zu. Daneben dampfte noch ein eiserner Kessel, der wohl zur Zubereitung gedient hatte. Vor einer anderen Hütte lagerten Gruppen von Eingeborenen und daneben stand ein junger Neger, eifrig bemüht, seine blendend weißen Zähne mit einem weichen Holz zu reinigen. Nicht nur hier an der Küste, sondern auch überall im Innern habe ich die Beobachtung gemacht, daß die Neger nach jedem Essen mit großer Sorgfalt ihre Zähne reinigen.

Als ich das Dorf verließ, lockte mich ein Geier, seiner Spur zu folgen, ich konnte aber leider nicht zu Schuß kommen, da ich mich plötzlich durch einen größeren Pfuhl von meinem Ziele getrennt sah, und ein Versuch, durch das mannshohe Gras vorzudringen, so geräuschvoll ausfiel, daß das Thier flüchtete. Als Entschädigung für mein Pech befam ich einen kleinen Vogel zu Gesicht, der nicht größer wie unser Staar, mit feinem leuchtend grünen Gefieder wohl zu den schönsten Tropenvögeln gehört und deshalb mit Vorliebe von hier für 30 Francs nach Paris auf die Hüte der schwarzäugigen Beauties wandert. Auch Pfefferfresser und kleine buntgefiederte Vögel traf ich auf meinem Wege.

Der Gesundheitszustand in Rufisque ist kein günstiger, Fieberkrankheiten hören nie ganz auf und sollen in den Jahren 1878 bis 1882 besonders heftig gewesen sein. Ein hier angestellter Marinearzt, der sich zur Zeit meiner Anwesenheit wegen unberechtigter Annahme des in Philadelphia käuflich erworbenen Doktortitels vor den Assisen in Goré zu verantworten hatte, soll in dieser Zeit recht Gutes geleistet haben. Eine andere eigenthümliche Krankheitserscheinung sollte gerade damals in dem 60 km südlich Rufisque gelegenen Nianing als Epidemie herrschen. Ein großer Theil der Negerbevölkerung war dort von Schlafsucht befallen. Die französische Regierung hatte 20 bis 30 Aerzte zur Untersuchung der Krankheit hinbeordert. (Fortsetzung folgt.)

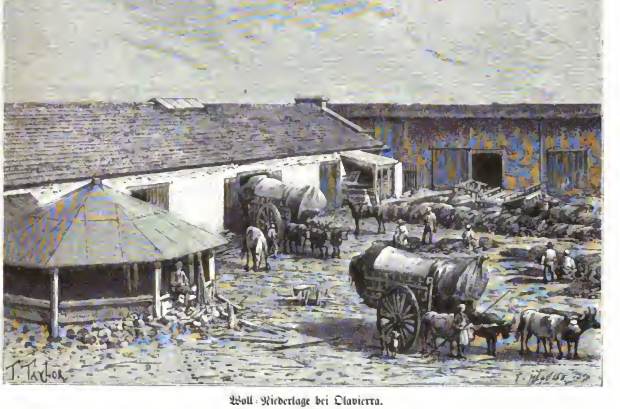
Digitized by Google

Pampas-Leben.

(Fortsetzung.)

(Mit fünf Abbildungen.)

Die Hirtenhäuser, welche wir von unserer Estancia aus besuchten, tragen alle dieselbe Physiognomie. Es sind niedrige Bauten, inmitten einer Anzahl von Ombu-Bäumen, mit einem von Pfahlwerk umzäunten großen Viehpark und einer mit Mais, Luzerne, Kürbissen und Wassermelonen bepflanzten Gartenanlage daneben. An einen Pfahl gebunden harrt ein schmächtiges Pferd seines Herrn, der in der Hütte haust, und auf dem Boden liegen Schafsfelle zum Trocknen ausgebreitet. In der Hütte, oder in der Küche, die in einiger Entfernung davon steht, empfängt uns der Gaucho, nach dem wir uns bisher vergebens umgeschaut haben, der unser Nahen aber schon aus weiter Ferne bemerkt hat. Er heißt



Woll-Niederlage bei Olavierra.

uns auf einer niederen Bank Platz nehmen, oder wohl auch auf einem mit einem Hammelfell überhangenen Ochsenschädel, und nun beginnt eine etwas schwerfällige Unterhaltung über den Stand der Heerden und das Hirtenleben. Dieselbe Scene wiederholt sich dann allenthalben, wir mögen eindringen in welchen Winkel der ungeheuren Besitzung wir wollen. Auch die Weide hat an allen Orten dasselbe Aussehen. Ab und zu folgt ein von der Heerde verirrtes Lamm unserem Wagen, um in der folgenden Nacht einsam zu erfrieren oder zu verschmachten, wenn es der Gaucho nicht etwa auf seinem Pferde zurückholt.

Ein interessantes Thier, das die Pampas ursprünglich als ein Haupt-Wildpret belebte, und das seiner Zeit von den Indianern mit besonderer Leidenschaft gejagt wurde — der Pampas-Strauß oder Nandu — ist heute gleich dem Schafe zum Hausthiere geworden. Es kann sich ebensowenig wie dieses aus der allgemeinen Drahtumzäunung des Grundstückes entfernen, es hat sich an den Anblick der Hirten und Heerden gewöhnen müssen, es hat ruhig in der Nähe der vorüberfahrenden Wagen seine Nahrung suchen lernen, und wenn die Zeit kommt, wo seine Federn auszufallen drohen, so läßt es sich ohne große Mühe einfangen und rupfen, und dem Besitzer der Estancia fließt dadurch, daß er die „plumos de vautour" nach Paris verkauft, eine weitere Hilfsquelle. Der Jahresertrag, den der einzelne Strauß durch sein Gefieder liefert, beziffert sich auf etwa 25 Francs.

Der kleine Pampashirsch, der sich noch vereinzelt auf dergleichen Riesen-Domänen findet, ist schwer vor dem Aussterben zu bewahren, sobald das Grundstück einmal eingezäunt ist, und das Schaf und Rind die besten Weide-

Digitized by Google

strecken für sich in Anspruch genommen haben. — Allerwärts auf unseren Wegen umschwärmt uns aber noch der kleine Pampasgeier, der von seinem Rufe Tero-Tero genannt wird.

Um das Pampas-Leben noch weiter kennen zu lernen, kehren wir zunächst zurück nach Olavierra, das das bedeutendste Bevölkerungscentrum des Distriktes ist, und das außer über seine Eisenbahn auch noch über andere Pampas-Kommunikationen verfügt — insbesondere über die Diligencen, die wir zu benutzen haben, um nach den jungfräulicheren Gegenden der Pampas, die westlich vom Rio

Eine Pampas-Schule.

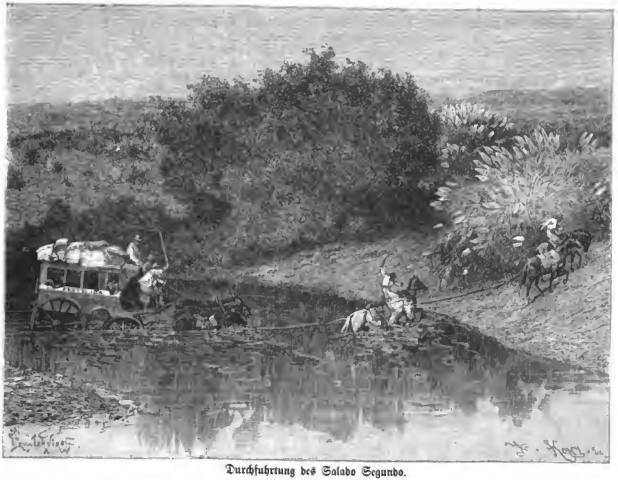
Salado liegen, vorzudringen. Nicht bloß um ihre Produkte auf den Markt zu bringen — in unserem Falle vor allen Dingen die Wolle nach der Niederlage neben dem Stationsgebäude (S. Abbildung 1) — begeben sich die Bewohner der umliegenden Estancien gern nach dem genannten jungen Orte, sondern auch, um sich einmal für einige Stunden Abwechselung in ihrem einsamen und monotonen Leben zu schaffen, und dadurch entfaltet sich in seinen

Die „Garneada".

Straßen, sowie in seinen Gast- und Kaffeehäusern ein viel regeres Treiben, als man von der Zahl seiner ständigen Bewohner erwarten sollte.

Die Diligencen, welche uns in die wilderen Pampas hinein und durch den brückenlosen Rio Salado hindurch tragen (S. Abbildung 4), nennt der spanische Argentinier „Galeeren", und in ihnen sitzend, hat der Reisende sich in der That mit seinem ganzen Körper bis zu gänzlicher Erschöpfung über das Grasmeer hinweg zu rudern. In früheren Zeiten, wo die Galeeren die einzigen Fahrzeuge

Digitized by Google



Durchfuhrtung des Salado Segundo.

Strauß-Jagd.

Digitized by Google

waren, die einen bis an den Fuß der Anden beförderten, hielten sie mit einer gewissen Pietät auf die Originalität ihrer äußeren Erscheinung, und oft genug wurden sie von 12 bis 20 Paar Rossen gezogen. Jedes Paar trug einen besonderen Postillon, der es antrieb. — Außer dem Durchrüttelte- und Durchschüttetelwerden war der von den Pferden aufgewirbelte Staub, der das Ganze einhüllte, eine große Unannehmlichkeit der Steppenreise, und soweit man die Fahrt gegenwärtig noch in der Tilligence zurücklegen hat, so bietet sich immer noch reiche Gelegenheit, diese Plage zu kosten. Eine Unterbrechung bot nur der Halt am Mittag und Abend, wo bei dem einsamen Rancho ein Hammel zum Mahle geschlachtet und eine Siesta oder eine Nachtruhe gehalten wurde. Die Straßen nach dem Westen sind ausnahmslos alte Indianerpfade, die die Wilden bei ihren Raubzügen benutzen, weil sich ihnen entlang in gewissen Entfernungen von einander Wasserplätze fanden.

Jenseits des Rio Salado erreichen wir die wüsten Pampas, in denen der Gaucho mit seinen Rinder- und Pferdeherden noch bis zu einem gewissen Grade in alter Weise sein Wesen treibt, als erster Pionier der europäischen Kultur den Weg bereitend, aber nicht ohne der Wildniß und ihrem Leben die weitgehendsten Zugeständnisse zu machen. Hirt vor allem, nebenbei aber auch Jäger, treibt er seine Thiere vor sich her, wie die biblischen Patriarchen, und befindet sich auf einer beständigen Wanderschaft. Nicht immer ist die Heerde aber sein Eigenthum, sondern oft ist sie ihm nur von einem Rescheren anvertraut, und er hat dann diesem die Hälfte des Ertrages abzuliefern. Im übrigen bilden seine ganze Ausrüstung und seinen Reichthum: einige Pferde, ein Sattel, auf dem er sitzt und schläft, ein Lasso, ein Eisenstab zum Rösten des Fleisches und ein Kocher zur Bereitung des Maté-Aufgusses. So treibt er sein Gewerbe vom Vater auf den Sohn, und durch Jahrhunderte hindurch. Wovon er dabei aber träumt, das ist: sich durch seine Heerde ein kleines Vermögen zu erwerben, um dann in die Stadt zu ziehen und sein Leben in der Weise zu genießen, wie er es zu thun pflegt, wenn er einmal auf lange Zeit dahin kommt — in den Kaffeehäusern, Billardsälen und Winkelschenken. Leider verwirklicht sich der Traum aber nur ausnahmsweise, weil die einsame Pampasschenke näher ist, und weil es auch dort Genüsse giebt, die der Gaucho nicht verschmäht, und für die er nach der Schafschur eine hohe Rechnung zu zahlen hat. Der Pulperia entkommt er alles und jedes auf Kredit, endlich kommt aber die Zeit, wo er es zu zahlen hat — nicht in Geld, aber in den Erzeugnissen seines Hirtengewerbes.

Einzelne Gauchos machen die Jagd zu ihrem Hauptberufe, und die Straußenjäger — hier im Westen ist der Nandu bislang noch ein wildes und scheues Thier geblieben — sind durch die abenteuerlichen Ritte, die sie auf der Spur ihres Wildes machen, dermaßen jedes vorbergenden Pfades kundig, daß sie als die besten Pampasführer gelten müssen. In dem Aufspüren und Auffagen der Beute leisten ihnen ihre Hundemeuten, die ihre ständige Begleitung bilden, die beste Hilfe (S. Abbild. 5). Noch besser würde das Ausbraushecken des Grases wirken — das alte Indianermittel —, aber dadurch können unter Umständen auch die Heerdenthiere in ernste Gefahr gebracht werden. (Schluß folgt.)

Neue prähistorische Eisenbarren[1]).

Von Dr. C. Mehlis.

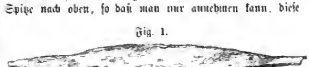
Prähistorische Eisenbarren, d. h. Eisenluppen von der Gestalt zweier an den Basen zusammenstoßenden vierseitigen Pyramiden ans Schmiedeeisen waren bisher aus dem Mittelrheinlande 42 Stück bekannt geworden. Nach des Verfassers „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande" (X. Abth., S. 108) stammen dieselben von folgenden Oertlichkeiten her (Vergl. Fig. 2):

Monzernheim in Rheinhessen	26	Stück
Mainz auf dem Küstrich . .	2	„
Bockenheim bei Grünstadt . .	1	„
Studeruheim bei Frankenthal	1	„
Limburg bei Dürkheim . .	1	„
Wachenheim „ . .	1	„
Forst „ . .	3	„
Deidesheim „ . .	2	„
Heidelberg	2	„
Ramstein bei Landsthal . .	2	„
Ebernburg bei Münster a./Stein	1	„
	42	Stück

Diese Anzahl wird durch einen neuen Fund in der Pfalz bedeutend vermehrt.

In Weisenheim a. Berge, einem freundliche Weinorte der Vorderpfalz, 6 km nördlich von Dürkheim, ward in dem westlich im Hartgebirge gelegenen Woogthal (von Woog = Weiher) ein neuer Weg angelegt. Oberhalb dem alten, neben dem Woogbache ziehenden Wege und zwar 8 m nach Osten stießen vor vier Jahren die Arbeiter in einer Tiefe von 1 m am geneigten Hange des Mönchberges auf zwei solcher Eisenbarren. Sie standen mit der Spitze nach oben. Im vergangenen Herbste fand man bei Wegbesserung an derselben Stelle noch vier Stück dieser Eisenbarren, so daß im ganzen sechs von dieser Stelle herrühren. Auch die letzteren vier lagen beisammen und zwar mit der Spitze nach oben, so daß man nur annehmen kann, diese

Fig. 1.



Eisenluppe von Weißenheim a./B. ($^1/_6$ der natürlichen Größe.)

Eisenbarren sind hier vor Zeiten absichtlich vergraben worden. Anfang Mai ließ der Verfasser durch den Finder — Waldhüter Maufuß — an genannter Stelle nachgraben. In $^1/_2$ Fuß Tiefe stießen! wir auf den vom Oxyd der Eisenbarren herrührenden Rost, der sich dem Sande mitgetheilt hatte. Von weiteren, Anhalt gebenden Befunden ward jedoch nichts angetroffen.

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 49, Nr. 21.

Digitized by Google

Diese Eisenbarren, von denen die vier letzten vom Gutsbesitzer Georg Messer zu Weißenheim als Geschenk dem Kantonalmuseum zu Dürkheim a. d. Hart zugewendet wurden, sind von ganz gleicher Gestalt, die in der Mitte viereckig nach den beiden Enden sich in ziemlich langen Spitzen verjüngt. Die Länge dieser Barren beträgt 44 bis 46 cm (Vergl. Fig. 1), die Stärke der vier Seiten mißt in der Mitte 4 bis 6 cm, beträgt aber den Enden zu, welche 9 bis 10 cm Länge haben, nur noch 0,4 bis 1 cm. Die Differenz in den Längen ist auf Rechnung des verschiedenen Grades der Verwitterung zu setzen. Das Gewicht der vier noch vorhandenen Barren wechselt von $2^1/_{10}$ bis $2^5/_{10}$ kg. Als Vollgewicht der frischen unoxydirten Barren ist wohl 3 kg anzusehen. Die Weißenheimer Barren stimmen in Form, Größe und Gewicht genau mit den 1888 zu Dardesheim in Vergesellschaftung mit La-Tène-Gefäßen gefundenen zwei Barren überein (Vergl. „Studien", X. Abth., S. 107 bis 108).

Daß die Gegend von Weißenheim a./Berge bereits zur vorgeschichtlichen Zeit stark bevölkert war, dafür liefern zahl-

Fig. 2.

Vertheilung der Eisenbarren am Mittelrhein.

reiche hier gefundene, geschliffene Steinwerkzeuge den unumstößlichen Beweis. Auch Römermünzen kommen zahlreich hier vor; Herr Messer übergab dem Verfasser erst dieser Tage ein Mittelerz vom Kaiser Vespasianus, welches sich am Ostabange des genannten Mönchberges — am sogenannten „Forst" — beim Ackerbau vorfand.

Auch nach der Römerzeit fand der ergiebige Boden der Weißenheimer Gemarkung baldigst wieder Liebhaber. Zeuge dessen sind die Studien eines fränkischen Grabfeldes, welches 1876 vom Verfasser oberhalb des jetzigen Friedhofes festgestellt wurde (Vergl. „Studien", IV. Abth., S. 95 bis 96). Der Ort kommt urkundlich als Wizinheim und Wizenheim bereits unter Karl dem Großen vor (Vergl. Codex Laureshamensis, Nr. 946 und 1140).

Für die Zeit dieser prähistorischen Eisenbarren ist nach Beigaben die La-Tène in die Römerperiode in Anspruch genommen worden. In welche dieser zwei Epochen die Weißenheimer sechs Barren fallen, läßt sich aus Mangel begleitender Artefakte nicht feststellen (Vergl. oben).

Sicherer steht ein zweiter Punkt: woher kamen diese Eisenbarren? Der Weg am Woogbache liegt in der direkten Richtung nach Altleiningen und Eisenberg. Letzteres ist bekannt durch seine Eisenindustrie zur vorgeschichtlichen und römischen Zeit. Es ist identisch mit dem Ausiana des Ptolemäus, der es ins Land der Vangionen, in die Nähe von Borbetomagus-Worms, versetzt.

In seiner oben angeführten Abhandlung über mittelrheinische Eisenbarren („Studien", X. Abth., S. 107 bis 113) hat der Verfasser den Beweis erbracht, daß die zahlreichen Schlackenhalden und Schmelzöfen des vorgeschichtlichen Eisenberges den Mittelpunkt für die prähistorisch gelegenen Fundplätze dieser prähistorischen Eisenbarren bilden. Weißenheim a./Berge mit seinen sechs Stück Eisenbarren, nur 10 km von Eisenberg gelegen, bildet einen weiteren Ring in dieser Beweiskette. Der Weg führt über eine alte Opferstätte, den Weißenheimer Krummholzer Stuhl, hinab, zum Ungchener See über Altleiningen ins Eisthal. In einer Linie am Ostrande des Gebirges liegen jetzt folgende Fundplätze von prähistorischen Eisenbarren und zwar in ziemlich gleicher Entfernung von Eisenberg:

Monzernheim	26 Stück
Bockenheim	1 „
Weißenheim	6 „
Limburg	1 „
Wachenheim	1 „
Forst	3 „
Deidesheim	2 „
	40 Stück

Von 46 Eisenbarren gehören demnach 40 (87 Prozent) der nächsten Nähe von Eisenberg an.

Auch durch diesen Fund steigt die archäologische Bedeutung der alten Eisenstadt Eisenberg-Ausiana für die Kulturgeschichte der Eisenverbreitung.

Schließlich erinnert der Verfasser daran, daß nach seiner Beweisführung diese Eisenbarren mit bestimmten Gewichten und gleicher Form identisch sind mit den von Caesar de bell. gall., V. 12, erwähnten:

„taleae ferreae ad certum pondus examinatae", —

mit den zu einem bestimmten Gewichte ausgewogenen Eisenbarren.

Nur bei gleicher Form und gleichem Gewichte konnten diese „pro nummo" als Münzwerth dienen.

Diese gallische Erinnerung in Verbindung mit der Thatsache, daß die Eisenbarren auf der Limburg und zu Deidesheim sich in Vergesellschaftung mit La-Tène-Sachen vorfanden, läßt den Analogieschluß zu, daß auch die Weißenheimer Eisenbarren der La-Tène-Zeit angehören und wohl den Metallschatz eines Ansiedlers der vorrömischen d. h. gallischen Periode bildeten, welcher im Woogthale vor zwei Jahrtausenden seinen Kohl pflanzte. Jetzt blühen Kirschbäume an dieser Stelle in üppiger Schönheit, und die Schosse junger Weinberge recken wenigstens ihre Köpfe hervor, um die ersten Sonnenstrahlen des „wunderschönen Monats Mai" in sich aufzusaugen. An dieser Stelle aber, wo die Natur über der Menschen hinfällige Werke beständig neue Siege feiert, wo von neolithischer Zeit bis auf die jagdlustigen Grafen von Leiningen Funde und Reste vorhanden sind, da hat in den sechs Eisenbarren wohl ein alter Ansiedler im Woogthale einst seinen „Schatz begraben — und verloren". Und wenn seine „taleae ferreae" im Museum zu Dürkheim auch nicht mehr nach Caesar „pro nummo" gelten, so stehen sie den Archäologen noch höher, sie gelten mit Tacitus „pro dignitate".

Digitized by Google

Erzählungen der Suaheli-Neger aus Zanſibar.

Aus der Erinnerung niedergeſchrieben von O. Töppen.

IV [1]).

Die Löwin und die Antilope.

Es war einmal eine alte Löwin, die hatte Junge, und als ſie die Jungen geboren hatte, litt ſie ſieben Tage lang Hunger. Da ſprach ſie zu ſich: Nun will ich ausgehen und mir Nahrung ſuchen — und ſie ging aus und fand eine Antilope, die graſte. Und ſie ſchlich ſich heran und machte ſich zum Sprunge bereit. Da bemerkte die Antilope ſie und ſagte: „Guten Tag, Freundin!“ Da ſchämte ſich die Löwin und packte die Antilope nicht, weil ſie ſie durch den freundlichen Gruß zur Verwandten gemacht hatte.

V.

Der Haſe und der Löwe.

Der Haſe erhob ſich und ging ins Holz, um Eſſen zu ſuchen, und er ſah einen großen Affenbrotbaum, und ſah hinauf und bemerkte eine Wabe Bienenhonig. Er ging in die Stadt zurück, um ſich Geſährten zu ſuchen, die mit ihm eſſen ſollten. Und er kam an der Thür einer großen Ratte vorbei, dieſe ſind ihn zum Eintreten ein, und er ging hinein, ſetzte ſich hin und ſagte: „Mein Vater iſt geſtorben, er hat mir eine Wabe Honig gelaſſen; komm! laß uns mit einander eſſen.“ Und ſie gingen hin, kletterten beide hinauf und aßen. Sie hatten Stroh mitgenommen, das brannten ſie an, die Bienen flogen fort und ſie thaten ſich an dem Honig gütlich. Auf einmal kam ein Löwe unter dem Baume hervor; er ſah nach oben, bemerkte, daß Leute dort aßen und rief: „Wer iſt da?“ Der Haſe ſagte zur Ratte: „Sei ſtill, der Alte dort unten iſt verrückt.“ Der Löwe fragte wieder: „Wer iſt da, wollt ihr nicht ſprechen?“ Die Ratte fürchtete ſich und ſagte: „Wir ſind hier!“ Und der Haſe ſprach zur Ratte: „Nimm mich, und lege mich ins Stroh und ſage zu dem alten Löwen: Geh weg, ich werfe das Stroh hinunter und komme.“ Die Ratte that es, der Löwe ging zur Seite, und als das Stroh fiel, ſprang der Haſe heraus und lief fort. Der Löwe, der noch immer nach oben ſah, rief: „Komm doch herunter.“ Und die Ratte kam und er ergriff ſie und fragte: „Mit wem warſt Du da oben?“ Die Ratte ſprach: „Mit dem Haſen.“ Der Löwe ſagte: „Ich ſehe ihn nicht.“ Dabei fraß er die Ratte, und dann ging er aus, den Haſen zu ſuchen, er fand ihn aber nicht. — Drei Tage ſpäter ging der Haſe, rief die Schildkröte und ſagte: „Komm, laß uns gehen und Honig eſſen.“ Und ſie fragte: „Von wem?“ Der Haſe antwortete: „Von meinem Vater.“ Und ſie kamen hin, kletterten hinauf, nahmen Stroh mit ſich, brannten es an, und die Bienen flogen fort, und ſie ſetzten ſich hin und aßen. Auf einmal kam wieder der Löwe heraus, und dieſem gehörte der Honig, und er fragte: „Wer iſt wieder dort oben?“ Der Haſe ſagte zur Schildkröte: „Schweig!“ Und der Löwe fragte wieder. Die Schildkröte fürchtete ſich und ſagte zum Haſen: „Ich werde ihm ſagen, du erzähleſt mir, der Honig gehöre dir, und iſt er nicht dein, ſondern gehört dem Löwen.“ Der Löwe fragte wieder: „Wer iſt dort oben?“ Sie ſagte: „Wir ſind hier.“ Der Löwe rief: „Gut, kommt herunter!“ Und die Schildkröte ſprach: „Wir kommen.“ Der Löwe hatte ſchon viele Tage nach dem Haſen geſucht, und jetzt ſagte er ſich: „Heute werde ich den Haſen kriegen.“ Dieſer aber ſprach zur Schildkröte: „Lege mich ins Stroh, wirf es hinunter und ſage zum Löwen: Gehe zur Seite, ich werfe das Stroh, und dann komme ich! nachher warte du auf mich.“ Und ſie ſagte: „Gut!“ bei ſich aber dachte ſie: Der Haſe will weglaufen und mich dem Löwen laſſen, aber er ſoll zuerſt aufgefreſſen werden. Und ſie nahm das Stroh, wickelte den Haſen ein, warf ihn herunter und rief: „Der Haſe kommt.“ Der Löwe fing ihn, hielt ihn mit ſeiner Tatze feſt und ſagte: „Was werde ich heute mit dir thun?“ Und der Haſe ſprach: „Wenn du mich ißt, mein Fleiſch iſt hart; nimm mich aber beim Schwanze, drehe mich herum, ſchlage mich auf die Erde, und dann iß mich.“ Der Löwe ließ ſich betrügen, drehte ihn herum, und als er ihn auf die Erde ſchlagen wollte, entſchlüpfte der Haſe und lief davon. So verlor er den Haſen. Nun ſagte er zur Schildkröte: „Komm herunter!“ und ſie kam. Und er fragte: „Was ſoll ich mit dir thun?“ Sie ſprach: „Lege mich in den Schlamm, und reibe bis meine Schalen abgehen.“ Und der Löwe ging ans Waſſer und rieb; die Schildkröte lief aber davon, ohne daß er es merkte, und er rieb ſeine Tatzen wund, und es ſchmerzte ihn; und als er hinſah, lief Blut heraus, und die Schildkröte war fort. Da ſagte er: Das hat der Haſe mir gethan, und er ging und ſuchte ihn. Er fragte überall: „Wo iſt des Haſen Haus?“ Und man ſagte ihm überall: „Wir wiſſen es nicht.“ Die Höfin aber ſprach zum Haſen: „Komm, laß uns aus dieſem Hauſe weggehen“; und ſie zogen aus. Der Löwe aber fragte weiter, und man ſagte ihm endlich: „Dort oben auf dem Berge iſt des Haſen Haus.“ Der Löwe ging hin; der Haſe war nicht daheim, und der Löwe ſagte zu ſich ſelbſt: „Ich werde warten, bis der Haſe mit ſeiner Frau heimkommt, dann freſſe ich ſie alle beide auf.“ Und der Haſe kam mit ſeiner Frau; ſie hörten nichts, aber ſie ſahen die Spuren von des Löwen Tatzen, und der Haſe ſagte zur Häſin: „Geh zurück! der Löwe iſt hier geweſen, er ſucht mich.“ Sie weigerte ſich zuerſt, ſie wollte bei ihrem Manne bleiben, aber er hieß ſie zu ihren Verwandten gehen, und ſo ging ſie. Der Haſe folgte den Fußſpuren und merkte, daß ſie bis zum Hauſe führten. Da rief er: „He, Löwe! biſt du drinnen?“ Der Löwe ſchwieg wohlweislich. Der Haſe ſtellte ſich vorſichtig von ferne und rief drei mal: „Gegrüßt ſeiſt du, mein Haus.“ Keine Antwort. Da ſagte er laut: „Wie iſt das? Jeden Tag, wenn ich hier auf der Straße bin und mein Haus ſehe, dann antwortet es mir, und heute nicht? Du wohl jemand drinnen iſt?“ Der Löwe ließ ſich verleiten und rief: „Ich grüße dich!“ Da ſprach der Haſe: „O! das biſt du Löwe! Du biſt drinnen und willſt mich freſſen? Woher weißt du denn, daß das Haus ſpricht?“ Der Löwe antwortete: „Warte du nur!“ Der Haſe lief davon, und der Löwe jagte ihn, bis er müde war, konnte ihn aber nicht fangen. Da ſprach er zu den Leuten: „Der Haſe hat mich beſiegt, nun will ich ihn nicht mehr.“ Damit ging er ruhig heim, und er hat den Haſen nie mehr verfolgt.

[1]) Fortſetzung aus Bd. 54, S. 60 f.

Digitized by Google

VI.

Der Hase, die Hyäne und der Löwe.

Ein Löwe, eine Hyäne und ein Hase machten sich einmal zusammen auf und beschlossen, aufs Land zu gehen und sich einen Garten anzulegen. Sie gingen also hin, machten den Garten, pflanzten darin alles Eßbare und kehrten dann nach der Stadt zurück. Als die Zeit der Reife für ihre Früchte und Gemüse kam, sagten sie zu einander: „Nun wollen wir einmal nach unserem Garten sehen.“ Es war ein weiter Weg, und der Hase machte seinen Gefährten folgenden Vorschlag: „Während unseres Ganges müssen wir uns nicht aufhalten, und wer stehen bleibt, wird von den anderen aufgefressen.“ Seine Gefährten willigten ein, und sie machten sich auf den Weg. Als sie eine Strecke gegangen waren, blieb der Hase stehen, weil er müde war; da sagten die anderen beiden: „Der Hase steht still, nun müssen wir ihn verzehren.“ Doch der schlaue Hase sprach: „Ach, ich denke nur nach.“ Seine Gefährten fragten ihn: „Worüber denkst du nach?“ Er antwortete: „Ich betrachte diese beiden Steine am Wege; einer ist groß, der andere ist klein; der kleine wird nie höher, der große nie kleiner!“ Seine Gefährten sprachen: „Er hat recht.“ So gingen sie weiter; nach einer kleinen Weile blieb der Hase wieder stehen und die Anderen sagten: „Der Hase steht, wir müssen ihn jetzt auffressen.“ Doch dieser sagte wiederum: „Oh, ich denke nur nach!“ und auf die Frage, worüber er zu denken habe, sagte er: „Ich denke dieses: wenn Leute neue Kleider anziehen, wo bleiben denn die alten?“ Löwe und Hyäne sagten: „Seine Worte sind wahr.“ — Sie gingen weiter, da blieb die Hyäne stehen, und die anderen sagten: „Die Hyäne ist stehen geblieben, wir müssen sie fressen!“ Die Hyäne aber sprach: „Oh! ich denke nach!“ Auf die Frage, an was sie denke, wußte sie aber keine Antwort und sagte: „Oh! — über nichts!“ Da zerriß sie der Löwe und verspeiste sie mit dem Hasen. Nun gingen die beiden allein weiter. Nach einer Weile kamen sie an eine Höhle; da blieb der Hase stehen und der Löwe sprach: „Jetzt freße ich dich!“ Doch der Hase sagte: „Oh! ich denke nach!“ Der Löwe fragte: „Worüber denn?“ Und er sprach: „Ich denke über diese Höhle nach; in alten Zeiten pflegten unsere Vorfahren hier hineinzugehen und auf der anderen Seite wieder heraus; ich will versuchen, ob das noch geht.“ Und er ging hinein und herauf — viele mal, dann sprach er zum Löwen: „Du alter Löwe, versuche doch auch einmal.“ Der Löwe ging hinein und blieb stecken, so daß er weder aus noch ein konnte. Da sprang der Hase auf seinen Rücken und biß ihn ins Fleisch. Der Löwe sagte: „Komm doch von der anderen Seite und beiße mich ins Gesicht!“ Doch der Hase war schlau genug, es nicht zu thun und sagte nur: „Du müßtest dich zu schämen, mir ins Gesicht zu sehen!“ Damit ging er davon, überließ den Löwen seinem Schicksale, lief zu dem Garten, und erlabte sich dort an den reifen Früchten.

VII.

Der Geist, der von des Sultans Sohn betrogen wurde.

Es lebte einmal ein Sultan, der wünschte sich schon seit vielen Jahren einen Sohn, ohne daß sein Wunsch in Erfüllung ging. Er hatte viel Geld und viele Städte. Er sah voraus: Wenn ich sterbe, wird alles verloren sein, denn ich habe ja keinen Sohn und Erben. Und ein böser Geist kam, machte sich zum Menschen, ging zum Sultan und sprach: „Was versprichst du mir, wenn ich dir eine Medizin mache, daß du einen Sohn bekommst?“ Der Sultan sagte: „Die Hälfte von meinem Besitzthum!“ „Das ist mir nicht genug.“ „Die Hälfte meiner Städte.“ „Das ist noch nicht genug.“ „Nun, was willst du denn?“ „Wenn du zwei Kinder bekommst, mußt du mir eins davon geben!“ „Es ist gut, ich bin einverstanden.“ Und der Geist brachte Medizin und sagte: „Gieb deiner Frau davon zu essen.“ Und er gab ihr, und sie bekam erst einen Sohn, dann noch einen, und endlich noch einen dritten. Und jener Freund, der die Medizin gegeben hatte, kam und sagte: „Wohlan, laß uns theilen!“ Der Sultan antwortete: „Noch nicht; erst müssen die Kinder lesen lernen!“ Da sprach der Geist: „Gieb sie mir, ich werde sie lehren!“ Der Sultan erlaubte ihm, sie mitzunehmen, und er ging mit ihnen nach seinem großen, schönen, wohleingerichteten Hause; und er unterrichtete sie in allem, was nöthig war, und als sie Buchstaben lesen konnten, brachte er sie zu ihrem Vater zurück. Einer von den Knaben war sehr klug. Der Geist sprach zum Vater: „Nun laß uns theilen!“ Und jener antwortete: „Theile du!“ Und der Geist nahm zwei der Knaben und stellte sie allein und den klugen stellte er auch allein und sagte dann zum Sultan: „Nun wähle du!“ Der Sultan nahm natürlich die beiden Knaben, und der Geist ging mit dem anderen davon. Zu Hause angelangt, gab er dem Knaben alle Schlüssel und sprach: „Oeffne, was du willst!“ Dann ging er einen Monat lang auf Reisen. Der Knabe blieb allein, und ging im Hause umher, und als er ein Zimmer aufschloß, sah er darin Gold, das war wie Wasser. Er faßte es an, und als er die Finger wieder herauszog, wollte das Gold nicht davon abgehen; er wusch es, es ging aber nicht ab, da nahm er einen Lappen und wickelte ihn um den Finger. Der Geist kam heim und fragte ihn: „Was ist's mit deinem Finger?“ Er sprach: „Ich habe mich geschnitten.“ So blieb es, bis nach zwei Tagen der Geist wieder auf Reisen ging. Da nahm der Knabe die Schlüssel und ging in alle Zimmer. Im ersten sah er Knochen von Ziegen, im zweiten Knochen von Schafen, im dritten Knochen von Ochsen, im vierten Knochen von Eseln, im fünften Knochen von Pferden, im sechsten Menschenschädel und im siebenten endlich ein lebendiges Pferd. Dieses sprach: „Oh, du Sohn des Menschen, wo kommst du her?“ Er antwortete: „Dein Herr ist mein Vater.“ Das Pferd sprach: „Seine Arbeit ist Menschen, Pferde, Esel, Kühe, Schafe, Ziegen — alles, alles zu fressen; jetzt sind nur noch wir beide übrig. Was sollen wir thun? Komm, mach mich los!“ Der Knabe band es los, und es sprach: „Jetzt mache das Zimmer auf, in dem alle Schätze sind, dort will ich alles verschlucken. Wenn dein Vater nach Hause kommt, wird er Leute einladen, um uns zu verzehren, und zu dir wird er dann sagen: „Laß uns Holz holen!“ Dann wirst du ihm antworten: „Ich verstehe solche Arbeit nicht“; und wird selbst gehen; wenn er dann zurückkommt, wird er einen großen Kessel aufsetzen und dir sagen, du sollest Feuer anmachen; dann mußt du entgegnen: „das kann ich nicht“, und er wird es selbst thun. Dann wird er Fett in den Kessel gießen, und wenn das heiß ist, wird er eine Schaukel über dem Kessel anbringen und dir sagen: du sollst dich schaukeln, und du wirst ihm antworten: „Ich kenne das Spiel nicht, zeige du mir, wie man es macht.“ Dann wird er dirs vormachen wollen, und wenn er über dem Kessel schwebt, mußt du ihm einen Stoß geben, daß er ins heiße Fett fällt, und dann lauf schnell davon und komm zu mir, ich werde dort unter jenem Baume auf der Straße dich erwarten.“ Damit ging das Pferd davon und ließ den Knaben allein, und alles geschah, wie das Pferd vorher gesagt hatte; und als der böse Geist in dem heißen Fett ertrunken und gestorben war, lief der Knabe davon und kam

Digitized by Google

zu dem Baume; das Pferd lief ihm schon entgegen, nahm ihn auf und setzte ihn auf seinen Rücken, dann lief es mit ihm fort. Unterdeß kamen die Freunde des Geistes zu dem versprochenen Mahle; da sie den Mann nicht finden konnten, wurden sie ungeduldig und hungrig, und als sie in den Kessel sahen, bemerkten sie, daß das Mahl bereitet war, und sie legten es auf und aßen es; dann suchten sie wieder nach dem Geist, fanden ihn aber nicht. Da gingen sie durch das ganze Haus und nahmen, was sie fanden, Eßwaaren und Reis, und bereiteten es zu und aßen es.

Der Knabe und das Pferd gingen weit, weit, bis zu anderen Städten, und am Ende einer großen Stadt hielten sie an und das Pferd sprach: „Hier laß uns bleiben, hier wollen wir ein Haus bauen.“ Und sie blieben und bauten ein großes Haus, und setzten Pferde, Kühe, Esel, Schafe, Ziegen und viele Sklaven hinein und wohnten dort. Der Sultan jener Stadt hörte davon und fragte, ob es wahr sei. Die Leute sagten ihm ja, es ist wahr, dort ist ein großes Haus. Und der Sultan schickte Leute zu fragen, wer der Mann sei, und dieser gab zur Antwort: „Ich bin ein Mann wie andere Männer!“ Da fragte man, wo er herkomme, darauf antwortete er: „Aus meiner Stadt, ich bin hergereist.“ Und die Leute gingen und sagten es ihrem Herrn; dieser sprach: „Laß jemand hingehen ihm zu sagen, daß ich morgen kommen werde ihn zu sehen.“ Also bereitete jener eine Menge Essen vor, und am nächsten Morgen kam der Sultan mit seinen Leuten, und er ging ins Haus und sah, daß es groß und schön war, und daß es viele Sklaven darin gab, und er setzte sich und aß und sprach mit seinem Gastgeber. Endlich fragte er: „Warum kommst du nie in die Stadt?“ Der Knabe, der jetzt ein Mann geworden, antwortete: „Ich habe niemand, der mich hineinführt.“ Da sagte der Sultan: „Komm, laß uns zusammen hingehen.“ Und sie gingen hin. Der Sultan liebte den Fremden sehr, und dieser blieb lange Zeit bei ihm, bis er ihn eines Tages fragte: „Willst du nicht eine Frau haben?“ Und der Jüngling sagte: „Ja, ich will.“ Und der Sultan gab ihm seine Tochter, und sie machten eine große Hochzeit und heiratheten sich. Und er wohnte mit seiner Frau in seinem Hause, und sie hatten ein Kind, und sie wohnten dort bis an ihr Ende, er und seine Frau und das Kind und das Pferd, das er wie seine eigene Seele liebte. — —

VIII.

Der Dattelbaum.

Es war einmal ein Sultan, der hatte sieben Söhne. Sechs davon liebte er sehr, kleidete sie schön und hielt sie, wie Prinzen gehalten werden müssen; aber den siebenten und jüngsten Sohn liebte er nicht, weil er schwächlich war und sich immer zu den Frauen hielt. Als die Söhne anfingen heranzuwachsen, kaufte der Sultan sich einen großen Garten vor der Stadt, darin waren viele Blumen und Bäume mit allerhand Früchten; besonders aber war ein großer Dattelbaum darin, und da diese in jenem Lande selten sind, wurde besondere Pflege darauf verwandt, und der Sultan freute sich schon im Voraus auf den Genuß der seltenen Früchte. Als die Zeit der Reife nahte, kam der Wächter des Gartens zum Sultan und sprach: „Herr, die Datteln fangen an zu reifen, du mußt nun einen Wächter für den Baum setzen, damit man dir nicht die Früchte stiehlt, oder damit nicht der große Vogel kommt und sie auffrißt, ehe du davon gekostet hast.“ Der Sultan berief seine Söhne zusammen und hielt Rath mit ihnen. Die Söhne sagten: „Laß einer von uns hingehen, die Wache zu halten“, und so wurde beschlossen, daß der älteste Sohn hingehen sollte, die erste Wache zu nehmen. Er ging davon und sprach zu seinem Vater: „In drei Tagen mit Sonnenaufgang sollst du die ersten Datteln essen.“ Im Garten, nahe dem Baume, war ein schönes Haus gebaut, und der Sohn ging hin, rief alle Sklaven zusammen, machte Feuer an, ließ Trommeln schlagen und die Leute mußten tanzen, um ihm die Zeit zu vertreiben. So hielt er sich bis gegen vier Uhr munter, dann wurde es fühl und eine unüberwindliche Müdigkeit überkam ihn. Er kämpfte dagegen an. Die Sklaven sprachen zu ihm: „Lege dich doch nieder, Herr, siehst du denn nicht, der Morgen naht ja schon, wer soll jetzt nach deinen Datteln kommen! Geh' und schlafe in Ruhe!“ So that er er denn, und bald lag alles in tiefem Schlafe; und sie schliefen bis in den hellen Morgen hinein. Da kam einer der Diener, weckte ihn und rief: „Oh Herr! komm und sieh den Baum, es ist nicht eine Frucht mehr darauf.“ Voll Schrecken erhob sich der Jüngling und siehe da! — es war nicht eine einzige Dattel mehr oben. Unter Jammern und Weinen verbrachte er den Tag, bis er sich endlich entschloß, zu seinem Vater zu gehen und ihm das Ergebniß seiner Wache mitzutheilen. Der Sultan wurde sehr zornig und sagte: „Wozu soll ihr denn noch gut, wenn ihr nicht einmal wachen könnt! Nun muß ich ein ganzes Jahr warten, bis der Baum wieder Früchte trägt.“ — Als das Jahr um war, und die Zeit der Reife kam, wurde nach gehaltenem Rath der zweite Sohn ausgesandt. Dieser legte sich zuerst nieder und schlief bis eine Stunde nach Mitternacht; darauf sieht er, daß die Datteln noch hängen, und ihnen nur wenige Stunden bis zur Reife fehlen. Er setzt sich nieder und liest mit lauter Stimme im Koran, doch als es Morgen werden will, kommt die Müdigkeit über ihn, er kann nicht widerstehen, schläft ein, und als er nach kurzem erwacht, ist der Baum vollständig leer. Es geht ihm wie seinem Bruder, er erregt den Zorn seines Vaters und wird mit Spott und Schande davon geschickt. — Als wiederum ein Jahr verflossen ist, erbietet sich der dritte Sohn zur Wache und wird zugelassen. Er thut wie sein Vorgänger, schläft die Mitternacht, dann setzt er sich unter den Baum, und um sich die Zeit zu vertreiben, spielt er Karten; er hört noch wie man gegen Morgen zum Gebete ruft, aber dann schläft er ein, und als er wieder aufwacht, hört er nur noch das Flügelrauschen des großen Vogels, der wieder alle Datteln, bis auf die letzte Frucht, verzehrt hat. — Natürlich wird der Vater noch zorniger als alle anderen male. Endlich verspricht er demjenigen, der ihm die ersten Datteln bringt, eine wunderschöne Frau zur Gemahlin zu geben.

Das Jahr vergeht, der vierte Sohn kommt an die Reihe. Er will es klüger anfangen als alle anderen, besteigt ein Pferd, nimmt Flinte, Pulver und Kugeln und reitet im Garten umher. Nach Mitternacht hört er irgendwo den Schrei eines Waldhuhnes, er geht ihm nach, weiter und weiter, durch den ganzen Garten, und als er endlich zurückkehrt, findet er den Baum leer. — Der Sultan weiß sich vor Zorn kaum zu fassen, und sagt, sie sollten sich nur alle sammt in Frauenkleider kleiden und in den Harem gehen, zu etwas anderem taugten sie doch nicht. Das Jahr verging — als es um war, war guter Rath theuer. Man kam endlich überein, daß die beiden letzten Söhne, den jüngsten zählte man gar nicht, mit einander auf die Wache ziehen sollten. So geschah's denn. Der fünfte und sechste Sohn machten sich auf und gingen zum Garten. Sie riefen alle Sklaven, machten bunte Feuer an und sachten und schwatzten bis eine Stunde nach Mitternacht. Da kam plötzlich ein großer Wind auf, dieser brachte dicke Wolken, diese ließen sich nieder und hüllten alles in dichten, feuchten Nebel ein. Dabei wurde es so finster, daß sich alle fürchteten. Die Sklaven liefen alle eilends davon, und

Digitized by Google

endlich, nachdem sie lange angekämpft, gingen auch des Sultans Söhne unter Dach, um Schutz gegen das Unwetter zu suchen. Als sie des Morgens hervorkamen, war zu ihrem Schrecken der Baum leer. — Der Sultan weinte vor Zorn und sagte: „Nun werde ich wohl nie von den Datteln essen, ich habe keinen Sohn mehr hinzusenden, ich selbst bin zu alt, und meinen Wächtern kann ich nicht vertrauen.“ So klagte er wieder; als das Jahr um war, da kam sein jüngster, siebenter Sohn und sprach: „Vater, laß mich ziehen, ich will Wache halten, und so wahr mir mein Leben lieb ist, dieses Jahr sollst du Datteln essen.“ Der Sultan lachte ihn aus und sagte: „Du willst vollbringen, was deine Brüder nimmer konnten; geh Kind! geh zu deinen Weibern zurück, wo du hingehörst.“ Der Knabe aber ließ nicht mit Bitten nach, und seine Mutter unterstützte ihn darin, so daß der Sultan endlich ausrief: „Gut denn, geh hin, Datteln bekomme ich ja doch nicht, so ist's ja gleich, ob du auf der Wache bist, oder nicht.“

So ging er denn hin; im Garten angelangt, schickte er alle Sklaven fort, denn er wollte ganz allein die That vollbringen. Dann legte er sich hin und schlief sich und ruhig bis ein Uhr. Da sah er nach dem Baume und fand alles in Ordnung. Da setzte er sich nun unter den Baum, und fing an, geröstetes indischen Weizen zu kauen, den er mit grobem Sand vermischt hatte; wenn ihm nun der Schlummer nahe kam, biß er fest auf den Sand, das weckte ihn schnell wieder. Gegen vier Uhr endlich sah er den Vogel kommen; dieser sah sich um und sprach: „Da ist Niemand“, denn er hatte sich verborgen; als der Vogel sich dem Baum näherte, erhob sich der Jüngling, und als er den Schnabel nach den Datteln ausstreckte, ergriff er ihn am Flügel und hielt ihn fest. Der Vogel flog davon und der Jüngling hing an ihm; so erreichten sie eine große Höhe, da rief der Vogel: „Oh! Sohn der Erde, bist du mir bis hier gefolgt? Wenn du hinunterfällst, wirst du todt sein, ehe du nur die Erde erreichst. Laß mich also in Frieden, so will ich dich auch lassen.“ Der Knabe antwortete: „Ich lasse dich nimmer, wo du nur hingehst, gehe ich mit dir.“ Der Vogel erwiderte: „Ich habe deine Datteln nicht gegessen, so kannst du mich doch lassen“; aber der Knabe ließ nicht ab und sprach: „Ich will dich halten, so lange ich Kraft habe. Mein Vater hat sechs Söhne verstoßen, um deinetwillen; er soll dich sehen, und meine Mutter, und meine sechs Brüder, und alle Menschen, Groß und Klein, Männer und Weiber, Freie und Sklaven, alle, alle werden dich sehen.“ So fuhren sie fort zu streiten; es fing an Tag zu werden, da flog der Vogel noch viel, viel höher und fragte: „Siehst du dein Heim?“ Der Knabe sprach: „Ja, wie einen Stern!“ Da drohte der Vogel: „Ich werde dich da hinunterwerfen, dann bleibt nichts von dir übrig.“ Der Knabe antwortete furchtlos: „Ich will lieber sterben als dich lassen.“ Da flog der Vogel endlich zum Garten zurück und sagte: „So, nun habe ich dich unverletzt heimgebracht, laß mich nun gehen; ich will nie, nie wiederkommen, nie mehr deine Datteln essen, nur laß mich gehen! Rette mich vom Verderben; hüte mich vor der Sonne, sonst bist um mich geschehen! Der Tag naht, laß mich ziehen; ich will dir nützlich sein, wenn du mich brauchst, so werde ich kommen und sei es noch so fern.“ Der Jüngling sprach: „Wie das? Ich verstehe dich nicht!“ Der Vogel gab ihm eine Feder und sagte: „Wenn du diese ans Feuer hältst, werde ich kommen, wo du auch sein magst, auf die Höhen der Berge, in die Tiefen des Ozeans, nur laß mich gehen, schnell, die Sonne naht!“ So ließ der Jüngling sich erbitten und ließ ihn ziehen. Dann sah er auf den Baum, da hingen die Datteln unversehrt und er legte sich nieder und schlief. Als es voller Tag war, kamen die Sklaven, die Gärtner, und alle standen und staunten den Baum an, auf dem drei Büschel der herrlichsten, reifsten Früchte hingen, und sie beglückwünschten den Knaben, schlugen Trommeln und begleiteten ihn unter Singen und Jauchzen zur Stadt. Auf dem Wege schloß sich ihnen immer mehr Volk an, und man trug den Jüngling und begleitete ihn mit Flöten, Trommeln, Händeklatschen und Jubelgeschrei. Als der Sultan den Lärm hörte, ging er zu sehen, was es gäbe, und er sah die Sklaven mit großen Körben, in denen die frischgeschnittenen Dattelbüschel lagen, und die Volksmenge, und über Allen seinen Sohn, den man herantrug, und er rief: „Weib, Weib, heute werde ich Datteln essen!“ Und er sandte seinem Sohne Soldaten entgegen und die brachten ihn im Triumph heim. Und der Knabe nahm eine Dattel und steckte sie seinem Vater in den Mund, und eine andere in den Mund seiner Mutter und sprach: „Ich habe mein Versprechen gehalten.“ Und der Sultan umarmte ihn und sagte: „Du mein Sohn, bist mein einziges Kind, — Deine Brüder sind Narren, Dummköpfe, Taugenichtse — was hast du nur mit dem Vogel gethan?“ Der Sohn antwortete: „Den Vogel habe ich gesehen, mit ihm gestritten, und er wird nie, nie mehr wiederkommen, so lange du, oder ich, oder unsere Nachkommen leben.“ Und der Sultan sprach: „Fünf Jahre habe ich vergeblich auf die Datteln gewartet, und du, den ich einen Narren gescholten, du hast mir davon gebracht.“ Und der Knabe wurde von allen Seiten mit Geschenken überhäuft, und wurde sehr geliebt von seinem Vater und seinem ganzen Volk. Er söhnte seinen Vater mit seinen Brüdern wieder aus. Er zeichnete sich aber vor ihnen durch große Thaten aus. Der Vogel hielt Wort — er ließ sich nie wieder blicken, und der Knabe hat nie seiner Hilfe bedurft. Der Sultan gab ihm eine schöne Frau, wie er versprochen hatte, mit dieser lebte er in großem Reichthum, geliebt und geehrt von Allen, glücklich bis ans Ende seines Lebens.

Kürzere Mittheilungen.

Niederländisch West-Indien.

(Notizen aus dem Kolonial-Bericht von 1888.)

Die wenigen Besitzungen, welche den Niederländern von ihrem einst großen und mächtigen Kolonialreiche im Westen übrig geblieben sind, zerfallen in zwei Gouvernements: das von Suriname und von Curaçao, deren ersteres das niederländische Guyana, letzteres den Inselbesitz — Curaçao, Bonaire, Oruba, den niederländischen Theil von St. Martin, St. Eustatius und Saba — umfaßt; die Hauptstädte sind Paramaribo und Willemstad.

Wir betrachten beide Gouvernements nach einander.

I. Suriname.

Früher eine reiche, blühende Provinz, ist dasselbe seit der Sklavenemancipation (1863) sehr zurückgegangen, und wiewohl wiederholt ein Anlauf genommen ist, um dort neues Leben zu erwecken, ist dies bis jetzt noch nicht geglückt. Aufs

Digitized by Google

neue wurde die Aufmerksamkeit vor kurzem durch die vom früheren Gouverneur der Kolonie, Herrn Smidt, in den Generalstaaten gehaltene Rede auf dieselbe gelenkt; wir werden weiter unten auf dieselbe zurückkommen, nachdem wir einige sachliche Angaben über den augenblicklichen Zustand vorausgeschickt haben werden.

Die Oberfläche beträgt etwa 120 000 qkm, von denen 26 000 qkm zwischen Lava und Tapanahony bestrittener Besitz sind. Auf diesem Gebiete lebten 1887 57 141 Seelen — Buschneger und Indianer, deren Zahl unsicher ist, nicht eingerechnet. Die Bevölkerung hat im genannten Jahre um 408 Seelen durch Geburten zugenommen, zeigt aber eine Abnahme um 136 Seelen durch Abreise, im ganzen also nur eine Zunahme von 272 Seelen. Die Bevölkerung besteht aus Europäern und Farbigen — incl. der in der Kolonie geborenen Neger und sogenannten Immigranten (der seit 1853 aus China, West-Indien und Englisch Ost-Indien importirten Arbeiter); letztere zählten 3927 Männer und 1779 Frauen; die Zahl der Europäer und Farbigen zusammengenommen betrug 24 272 Männer und 24 125 Frauen, wovon auf die Stadt Paramaribo 12 048 Männer und 15 374 Frauen kommen; die Zahl der Europäer ist nicht besonders angegeben, beträgt aber nach anderen Berichten 700 bis 800. In den letzten 10 Jahren übertraf die Zahl der Todesfälle 6mal die Zahl der Geburten im ganzen um etwa 1600 Fälle. In Ermangelung genauer Angaben über die Rassenangehörigkeit der Einwohner können folgende, übrigens auch nicht ganz zuverlässige Mittheilungen über die Religion derselben einigermaßen dienen: Die reformirte Gemeinde hatte (in Zauſenden) 6,6, die evangelisch-lutherische 3,0, die römisch-katholische 9,0, die mährische Brüdergemeinde 23,6, die israelitische (portugiesisch-israel, und niederländisch-israel.) Gemeinde 1,4 Mitglieder. 213 Personen gehörten der Episcopalkirche an, 1629 waren Mohammedaner, 4731 Hindus, 114 Anhänger des Confucius, so daß für einen ansehnlichen Betrag der Bevölkerung die Zugehörigkeit zu einer der erwähnten Kategorien nicht angegeben ist. Die Militärmacht in der Stärke von 20 Officieren und 359 Mann hielt größtentheils in Paramaribo und dem Fort Neu Amsterdam Garnison, nur hatte außerdem sechs Posten, von denen Militäre der bedeutendste ist, besetzt. Die Stärke der Bürgermiliz betrug gegen 500 Mann. Die Gesundheitsverhältnisse waren günstig; es kamen im Hospital in Behandlung 256 Militärpersonen und Matrosen, welche alle genasen, und 1295 Civilpersonen, von denen 105 starben. Im ganzen wurden 1503 Todesfälle darunter 328 Kinder unter einem Jahre), außerdem 133 todtgeborene Kinder verzeichnet. Bei der hohen Bedeutung, welche die Immigration für die Entwickelung der Kolonie besitzt, dürfte es gerechtfertigt scheinen, über dieselbe etwas ausführlichere Angaben mitzutheilen.

Die Anfragen um Arbeiter vermehrten sich und wurden auch von drei Cacao-Plantagen, welche vorher nur Creolen als Arbeiter verwendet hatten, laut. Am 1. Januar 1887 waren 5830 englisch-indische Arbeiter, deren Kontraktsverhältniß noch nicht abgelaufen war, vorhanden darunter 3281 Männer, 1234 Frauen, 710 Knaben und 605 Mädchen); es kamen weiter an 216 Männer, 85 Frauen 27 Knaben und 28 Mädchen; geboren wurden 94 Knaben und 81 Mädchen; einen neuen Kontrakt schlossen 39 Männer, 7 Frauen, 1 Knabe und 8 Mädchen; und 2 Männer, die deserтirt waren, stellten sich. Dagegen nahm die Zahl ab durch Tod um 53 Männer, 23 Frauen, 18 Knaben und 13 Mädchen; durch Ablauf des Kontraktes um 253 Männer, 141 Frauen, 81 Knaben und 73 Mädchen; durch Desertion 10 Männer, vermißt 2 Männer und 1 Frau; durch Auflösung des Kontraktes nach gütlichem Uebereinkommen um 8 Männer, 5 Frauen, 4 Knaben und 5 Mädchen; als untauglich wurden 10 Männer, 12 Frauen und 4 Knaben nach Indien zurückgeschickt; ein Mädchen verheirathete sich; 7 Knaben und 13 Mädchen, welche das 15. Jahr erreicht hatten, traten in die Kategorie der Männer und Frauen. Demnach betrug am 31. December die Zahl der Immigranten aus Englisch-Indien: 3203 Männer, 1156 Frauen, 718 Knaben und 618 Mädchen, zusammen 5695 Köpfe.

480 Kulis, welche nach Indien zurückkehrten, hatten etwa 38 000 fl. exſport, während sie an baarem Gelde und Juwelen noch 10 333 fl. bepowirt hatten; 1033 im Lande befindliche Kulis hatten 155 683 fl. bei der Sparbank hinterlegt. Trotz der kleinen Anzahl Frauen (369 auf 1000) haben die Geburten die Todesfälle um 68 übertroffen; erstere betrugen 14,64 auf 100 Frauen (1886: 16,38 auf 100. Die totale Sterblichkeit betrug nur 1,86 Prozent, oder nach Abzug von 18 Unglücksfällen ꝛc. 1,54 Prozent.

Im allgemeinen ist die Sterblichkeit unter den Kulis viel geringer, als unter den zu den Creolen gehörigen Arbeitern. Nach den Angaben des Kolonialberichtes von 1886 war das Verhältniß:

im Jahre	1877	wie	3,73 : 6,16
„ „	1878	„	2,71 : 4,07
„ „	1879	„	2,08 : 3,32
„ „	1880	„	1,81 : 3,59
„ „	1881	„	3,26 : 4,25
„ „	1882	„	2,60 : 2,70
„ „	1883	„	2,57 : 3,84
„ „	1884	„	2,60 : 5,00
„ „	1885	„	2,40 : 3,26
im Durchschnitt			2,64 : 4,02.

Der durchschnittliche Lohn betrug in den letzten Jahren für die im Kontrakt arbeitenden Kulis: für Männer 0,70 bis 0,75 fl., für Frauen 0,60 bis 0,65, für Kinder 0,60 bis 0,65; für Creolen: Männer 0,90, Frauen 0,60, Kinder 0,45; für fremde Einwanderer, die nicht im Kontrakt arbeiteten: Männer 0,90, Frauen 0,65, Kinder 0,60.

Seit 1881 hat die Arbeit der Creolen fortwährend abgenommen, im ganzen um mehr als 1000 Arbeitstage per Tag, dagegen hat die Arbeit der Immigranten um mehr als 500 Arbeitstage per Tag zugenommen; die Abnahme der Creolenarbeit ist den Goldfunden im Innern, dann aber überhaupt dem schlechten Zustande, in dem die Landwirthschaft sich befindet, zuzuschreiben.

Im Jahre 1887 allein wurden 250 Concessionen für die Gewinnung von Metallen gewährt, während die Zahl der bis dahin ausgegebenen Concessionen im ganzen nur 145 betrug. Nach den gemachten Angaben betrug der Goldertrag ca. 859 kg im Werthe von 1 176 636,14 fl.

Im Jahre 1887 wurden auf 19 Plantagen 2079 ha (792 ha weniger als 1886) mit Zuckerrohr bepflanzt; auf 83 Plantagen war Cacao die Hauptkultur, auf 313 kleineren Plantagen wurden neben Cacao auch andere Produkte gepflanzt, während auf 3 größeren und 183 kleineren Plantagen ausschließlich andere (nicht für die Ausfuhr bestimmte) Produkte angebaut wurden. Außer dem mit Zuckerrohr bepflanzten Terrain waren noch 9892 ha bebaut (114 ha weniger als 1886); der Ertrag an Zucker war um etwa 1,5 Million kg größer als 1886, Cacao zeigte eine Zunahme von 70 000 kg; auch die Baumwollernte war etwas größer, ebenso zeigten Kokosnüsse und deren Produkte eine ansehnliche Zunahme. Abgenommen hat die Produktion an Kaffee (4300 kg), Reis (20 000 kg), Erdfrüchte (250 000 kg), Korn (193 000 kg). Auch die Viehzucht zeigt einen Rückschritt. Nur wenige der Kulis, deren Dienstzeit abgelaufen war, ließen sich im Lande nieder. Die Bevölkerung der

Digitized by Google

1854 aufgehobenen europäischen Ackerbaucolonie an der Saramacca fieng von 1022 auf 127 Seelen.

Es betrug	die Einfuhr:	die Ausfuhr:
1883	5 158 660 fl.	4 054 846 fl.
1884	5 286 135 „	3 662 895 „
1885	4 808 603 „	3 113 270 „
1886 „	4 592 714 „	3 036 633 „
1887	5 052 621 „	3 539 509 „

1887 besuchten 2844 Knaben und 2542 Mädchen die Schulen zu Paramaribo und in den Districten (literarum nicht begriffen die Schulen und Bewahranstalten bei den Buschnegern).

Von den 27 Schulen zu Paramaribo wurden fünf ganz von der Regierung unterhalten, 3 Privatschulen, 4 Schulen der mährischen Brüder und 3 römisch-katholische Schulen von derselben unterstützt; außerdem bestanden noch 12 selbständige Privatschulen. In den Districten zählte man 14 Regierungsschulen, 5 Schulen der mährischen Brüder und zwei römisch-katholische Schulen, welche von derselben unterstützt wurden.

Seit Jahren erfordert die Kolonie einen Staatszuschuß, derselbe betrug nach der Abrechnung von 1887 117 000 fl. und nach dem Voranschlag für 1888 272 171 fl., für 1889 171 628 fl. Die wichtigsten Einnahmequellen haben thatsächlich 1887 ergeben: Einfuhrzölle 541 935 fl., Ausfuhrzölle 134 140 fl., Accise auf im Lande fabricirten Branntwein 103 025 fl., Personalsteuer 105 774 fl., Patenttecht 76 947 fl., Hausticner 28 924 fl., Grundsteuer 111 446 fl., Tonnengeld 22 427 fl., Stempelabgabe 33 455 fl., Erbschaftssteuer 11 456 fl.

Noch wäre zu erwähnen, daß der „Pedro Segundo-American Telegraph and Cable Company“ zu New York eine auf 60 Jahr lautende Concession für eine Telegraphenlinie zwischen Paramaribo, Bizen und Curaçao gegeben worden ist, wofür ihr 20 Jahr lang eine jährliche Subsidie von 24 000 fl. bezahlt werden soll.

Zum Schluß lassen wir noch einige der oben erwähnten Rede des früheren Gouverneurs Smidt entnommene Betrachtungen folgen. Daß vieles in der Kolonie nicht so ist, wie es sein sollte, ist sicher, aber man sollte lieber suchen das Gute, was da besteht, zu unterstützen und das Schädliche zu entfernen, als die Zeit mit Klagen hinzubringen. Hieran gehört namentlich, daß man die gegen die Regierung bestehende Unzufriedenheit einzuschränken, die Thätigkeit der religiösen Gesellschaften zu unterstützen sucht, ohne dieselben zu einer Parteisache werden zu lassen. Dem Landbau fehlen die Arbeitskräfte, und es ist jedenfalls ein ungeeigneter Zustand, nur von der Zufuhr englisch-indischer Arbeiter abzuhängen; die von anderer Seite empfohlene Einwanderung aus Niederländisch-Ostindien scheint weniger rathsam; dagegen empfiehlt er niederländische Arbeitskräfte; im Vaterland giebt es Arbeitslose, dort Arbeit, die nicht durch Schnee und Eis unterbrochen wird; auch würden dadurch die Interessen der niederländischen Industrie befördert werden und da drüben über dem Ocean könnte ein tropisches Holland entstehen. Was ferner über die in der Verwaltung wünschenswerthen Verbesserungen gesagt wurde, glauben wir übergehen zu müssen, da die Beschreibung der bestehenden Einrichtungen zuviel Raum erfordern würde.

II. Curaçao.

Alle Inseln der Curaçao-Gruppe sind, wenn nicht hügelig, doch niedriger als die Antillen; während letztere größtentheils vulkanischen Ursprunges sind, bestehen erstere aus Kalkfelsen und sind trocken und ungeeignet für die Anpflanzung tropischer Produkte für den europäischen Markt; die wichtigste Nahrungspflanze ist der afrikanische Mais; die Antillen (St. Eustatius, Saba und ein Theil von St. Martin), die früher für den Handel sehr wichtig waren, haben diese Bedeutung ganz eingebüßt. Man hat sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß durch den Bau und namentlich durch die Eröffnung des Panamakanals diese Besitzungen sich zu neuer Blüthe erheben würden, weil sie ein relativ gesundes Klima besitzen und daher als Aufenthaltsort für Reconvalescenten dienen könnten, dann aber weil die St. Anna-Bai auf Curaçao einen der besten und sichersten Hafen West-Indiens bietet. Zur Verbesserung derselben sind auch schon Pläne gemacht, die aber immer noch der Ausführung harren.

Die Zahl der Bewohner wird folgendermaßen angegeben (1887):

	Total	Es waren geboren: auf der Insel	in West-Ind.	in Holland	in anderen Ländern
Curaçao . .	25 667	24 518	250	291	608
Bonaire. . .	4 259	4 237	2	13	7
Aruba . . .	6 990	6 798	119	15	58
St. Martin (niederl. Theil)	4 198	4 066	118	11	3
St. Eustatius.	2 335	2 225	90	5	15
Saba . . .	2 505	2 405	76	3	21
	45 954	44 249	655	338	712

Unter diesen Zahlen ist die 9 Officiere und 231 Mann starke Truppenmacht einbegriffen.

Die Bevölkerung betrug:

	1849	1865	1875	1885
Curaçao	16 530	19 864	23 972	25 362
Bonaire	2 159	3 579	4 470	4 008
Aruba	2 760	3 484	5 670	6 407
St. Martin (niederl. Theil).	2 790	2 771	3 101	3 926
St. Eustatius . .	1 945	1 936	1 809	2 286
Saba	1 674	1 809	2 002	2 421
Total	27 858	33 443 (ohne Truppen).	41 024	44 410

Der Religion nach vertheilte sich die Bevölkerung, wie folgt (1887):

	Reformirte	Methodisten	Röm. Katholiken	Israeliten
Curaçao . . .	1 895	—	23 040	742
Bonaire . . .	140	—	4 119	—
Aruba	429	—	6 560	1
St. Martin (niederl. Theil)	3 241	—	957	—
St. Eustatius .	1 500	585	250	—
Saba	1 755	—	750	—
	8 950	585	35 676	743.

Die Zahl der Geburten übertraf in den letzten Jahren die der Sterbefälle auf allen Inseln, 1887 betrug:

	die Zahl der Geburten		der Sterbefälle	der Ueberschuß der ersteren
Curaçao . . .	1029	(724)	498	531
Bonaire. . . .	218	(109)	88	130
Aruba	282	(166)	78	204
St. Martin (niederl. Theil)	166	(114)	79	87
St. Eustatius .	59	(41)	36	23
Saba	68	(15)	25	43
	1822	(1169)	804	1018.

Die Zahl der Heirathen war nur klein (251), der Ueberschuß der unehelichen Geburten (die oben in Klammer beigefügt sind) bedeutend.

Außer den Truppen, deren Zahl oben schon angegeben ist, befand sich auf Curaçao noch eine etwa 260 Mann starke

Digitized by Google

„Schutterv" (Bürgermiliz), auf den anderen Inseln war eine derartige Einrichtung noch nicht zur Ausführung gelangt.

Die zu Curaçao bestehenden Schulen wurden von 3002 Kindern besucht, wovon etwa drei viertel auf die Schulen der barmherzigen Schwestern kamen; auf den andern Inseln besuchten im ganzen 1281 Kinder die Schulen, darunter mehr als 600 die der barmherzigen Schwestern zu Bonaire und Aruba.

Die Ausfuhr von phosphorsaurem Kalk, die namentlich für Aruba eine sehr große Bedeutung besitzt, nahm wiederum ab; auf der genannten Insel wurde untersucht, ob die Goldgrube dort mit Vortheil zu bearbeiten sein würde; auf Saba sind nach empfangenen Berichten Metallager in Privatpersonen gehörigen Ländereien gefunden worden. Der Landbau hat wenig Bedeutung und findet größtentheils für eigenen Bedarf statt. Die Aloe-Cultur litt unter den sinkenden Preisen in Europa und Nord-Amerika; die Zucker-Cultur war sehr unbedeutend. Der Handel war ebenfalls gedrückt, und die Einfuhr zu Curaçao werthete nur 3 290 000 fl.; der Betrag der Ausfuhr für diese Insel ist nicht angegeben. Für Bonaire belief sich dieselbe auf 48 307,20 fl., für Aruba auf 311 869,70 fl., für den niederländischen Theil von St. Martin auf 112 694,62½ fl., für St. Eustatius auf 56 498,60 fl. und für Saba auf 10 832,50 fl.

Um Ausgaben und Einnahmen des Gouvernements in's Gleichgewicht zu bringen — 702 094,99½ fl. — mußte der Ueberschuß voriger Dienstjahre mit 98 573,32½ fl. in Anspruch genommen werden. Fehlbeträge hatten Curaçao 132 929,57½ fl., Bonaire 22 148,81½ fl., St. Martin 30 214,65½ fl., St. Eustatius 25 164,16 fl. und Saba 15 445 fl. Einen Ueberschuß ergab nur Aruba mit 147 623,68 fl.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Der französische Reisende J. Martin steht im Begriffe, eine Reise nach Centralasien zu unternehmen, um insbesondere die unbekannteren Theile des östlichen Tibet zu durchforschen.

— Wie uns Herr N. v. Seidlitz mittheilt, sind die russischen Geographen im letztvergangenen Jahre wieder eifrig damit beschäftigt gewesen, die Topographie und die hypsometrischen Verhältnisse des Kaukasus in zuverlässiger Weise festzustellen, und die demnächst zu erwartenden Veröffentlichungen werden in dieser Beziehung mancherlei Neues bringen. Als die sechs höchsten Gipfel des Gebirges nennt unsere Quelle:

1) den Elbrus	18 572' unter	43° 21' 29,9"	n. Br. und	60° 6' 17,3"	e. L.
2) den Dychtau	17 091'	„	43° 3' 19,9"	„	„	60° 47' 24,8"	„	„
3) einen unbenannten	16 941'	„	43° 3' 14,1"	„	„	60° 52' 47,8"	„	„
4) den Kasbek-Stock	16 925'	„	43° 3' 12,9"	„	„	60° 59' 54,5"	„	„
5) den Ararat	16 916'	„	39° 42' 11,6"	„	„	44° 18' 1,1"	„	„
6) den Koreh	16 646'	„	42° 41' 56,1"	„	„	42° 31' 13,2"	„	„

— „Le Mouvement Géographique" enthält in Nr. 26 des Jahrganges 1888 eine Karte der projektirten Kongo-Eisenbahn von Matadi nach Leopoldville, gemäß der Cambier'schen Aufnahme. Die Bahn wird sich danach konsequent in viel größerer Ferne von dem Stromlaufe halten, als die bisherige Karawanenstraße, und — abgesehen von der nächsten Nachbarschaft von Matadi — durch Gegenden führen, in denen es europäische Handelsniederlassungen noch gar nicht giebt. Das Plateau von Bamba wird in weiten Bogen südwärts umgangen. Daß die technischen Schwierigkeiten auf dieser Linie geringere sind als auf einer dem Strome näher gelegenen, ist nicht zu bezweifeln, dagegen dürften die wirthschaftlichen Bedenken, die man gegenüber dem Werke hegt, nur desto schwerer werden — wenigstens was die nähere Zukunft anlangt.

Afrika.

— Die von dem Mahdisten-Führer Osman Digma nach Suakin gesandte Nachricht über Emin-Pascha und Stanley hat unwesentlich von Zanzibar und von dem Kongo her ein Dementi erfahren, dessen Bestätigung allerdings wieder erst abgewartet werden muß. Danach soll Stanley Wadelai im Januar 1888 glücklich erreicht und Emin die beabsichtigte Verstärkung gebracht haben, und hierauf nach dem Aruwimi zurückgekehrt sein, um alsbald — im August — eine zweite Expedition zu Emin zu unternehmen und diesen nach dem Kongo zu bringen. Abgesehen von dem Widerspruche, in dem diese Angaben zu den letzten Botschaften aus Wadelai stehen (Bergl. „Globus" Bd. 54, S. 112), so wohnt denselben auch in den Einzelheiten ein gut Theil innere Unwahrscheinlichkeit inne, und außerdem stammen sie von dem bekannten Tippoo Tib, den der ermordete Barttelot als einen durchtriebenen Schurken bezeichnet hat. Ihre Haltlosigkeit oder ihre Begründung muß sich aber in jedem Falle bald herausstellen.

— Hauptmann Curt von François ist nach kurzem Aufenthalt in Deutschland wieder nach Togo-Land zurückgekehrt, um seine topographischen Aufnahmen und Rekognoscirungen daselbst nach beendeter Regenzeit weiter fortzusetzen.

Bücherschau.

— Dr. Robert Sieger, Die Schwankungen der hocharmenischen Seen seit 1800. Wien 1888. Die Schwankungen der Wasserstände in den abgeschlossenen Seebecken in ihrer Beziehung zu den Klimaschwankungen längerer und kürzerer Perioden zu untersuchen, ist eine der anziehendsten Aufgaben der physikalischen Geographie. Dr. Sieger hat sich durch die vorliegende Schrift, die sich durch großen Fleiß und gute Methode auszeichnet, um die Förderung dieser Aufgabe ein erhebliches Verdienst erworben. Er beschränkt sich nicht auf die Verlegung der armenischen Verhältnisse, für die ihm verhältnißmäßig gute Quellen zu Gebote standen, sondern er zieht zur Vergleichung auch zahlreiche andere Gebiete heran, und gelangt dadurch zu allgemeineren Schlüssen. Zur weiteren Stützung und Vervollständigung derselben wäre aber die Beibringung weiterer Induktionsmaterialien wünschenswerth, was hoffentlich infolge der Anregung, die solche Arbeiten bieten, in Zukunft systematischer als bisher geschehen wird.

— Moritz Schanz, Brasilianische Reiseskizzen. Leipzig 1888. — Ein anspruchsloses Büchlein, das aber recht soliden Inhalt hat, und das insbesondere das Leben und Treiben in den deutschen Kolonien der brasilianischen Südprovinzen in sehr realistischer Beleuchtung darstellt.

Inhalt: Hermann von François' Curt von François' Reise von Hamburg nach Matange. — Pampas-Leben. (Fortsetzung. Mit fünf Abbildungen.) — Dr. C. Mehlis: Neue prähistorische Eisenbarren. — O. Töppen: Erzählungen der Suahili-Neger aus Zanzibar. — Kürzere Mittheilungen: Niederländisch West-Indien. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 2. Januar 1889.)

Redakteur: Dr. O. Dedert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Curt von François' Reise von Hamburg nach Malange.

Mitgetheilt von Hermann von François.

(Fortsetzung.)

Nach zweitägigem Aufenthalte dankten wir unserm freundlichen Wirth, und weiter ging es auf blauer Straße dem Ziele entgegen. Der Blick in die Umgegend konnte mir kein Interesse mehr einflößen, und ich glaube, ich würde mich sehr gelangweilt haben, wenn ich nicht meine Instrumente und mein Schreibmaterial besessen hätte. Ueberhaupt hatte sich unter den Mitgliedern der Expedition eine größere Regsamkeit entwickelt. Eine andere Abwechselung in unserm täglichen Einerlei boten stets die neuen Passagiere, die hier ebenso gemustert wurden, wie in Krähwinkel die neue Schürze der Frau Untersteuereinnehmer. In Gerschon waren vier katholische Missionare eingestiegen, mit ihnen ein junger Neger — der Sohn des Königs von Gabun, der stets elegant gekleidet auftrat und auch formengewandt in gutem Französisch Konversation machte.

Am 4. Dezember trafen wir in Monrovia ein. Die Stadt liegt auf dem linken Ufer des Mesurado-Flusses, am nördlichen Hang einer etwa 60 m hohen langgestreckten Kuppe, umwuchert von der üppigen Fülle mannigfacher Tropengewächse, die in den verschiedensten Farbennuancen spielen; eingerahmt vom dunkelgrünen Kamm einer belaubten Höhe, im Vordergrund auf bastionartig vorgeschobener Kuppe der Leuchtthurm, und zu Füßen der belebte und belebende Mesurado, bietet Monrovia vom Meer aus gesehen ein selten schönes Panorama.

Nachdem die Hafenbeamten ihre Pflicht gethan, gingen wir an Land, und ich war sehr gespannt, den Centralpunkt eines civilisirten Negerstaates, oder besser den Wohnsitz eines Republikanervolkes von freigewordenen Sklaven, kennen zu lernen. Einen stärkeren Wechsel kann das menschliche Leben wohl kaum durchlaufen; der geknechtete Sklave, der physisch und moralisch verwahrloste Wilde wird frei und selbständig, soll europäische Sitten und Gewohnheiten zum Muster nehmen, soll leben als freier Republikaner, ein brauchbares Glied der Gesellschaft. Wir wissen, daß der kleine Staat damals durch mancherlei Fehlgriffe das Mitleid und den Spott der Welt erweckte; eine neue Generation war seit der Zeit freilich herangewachsen, aber dennoch war ich überzeugt, in den Straßen Monrovias das Zerrbild civilisatorischen Emporkommens anzutreffen. Ich freute mich darauf, einen spaßhaften Narrentanz kopiren zu können, und doch sollte mich gerade einer aus der alten Knechtszeit anders denken machen. Es war dies der greise Präsident der Republik, Herr Rössel, welcher seit 60 Jahren in Liberia das saure Joch der Sklaverei durchkostet hatte, und zu dem wir, nachdem uns der deutsche Konsul, Herr Schmidt, sehr freundlich empfangen, geführt wurden. Rössel war von mittlerer Größe, trug einen großen, stark melirten Schnurr- und Backenbart und sah, als wir ihm unsern Besuch machten, recht leidend aus. Er machte keineswegs den Eindruck, den ich erwartet hatte; er war liebenswürdig, zuvorkommend, stellte uns beim Frühstück seine Gattin, eine einst wohl schöne Mulattin sowie seine erwachsenen, sehr wohlerzogenen Söhne vor, und toastete bei Tafel auf das Wohl und die Einigkeit Deutschlands. Mehr konnte man nicht verlangen, und ich sah es deshalb nur als ein Privilegium seiner vorgerückten Jahre an, wenn er sich während der Unterhaltung ab und zu auf seine bequeme Chaiselongue niederstreckte,

Digitized by Google

und rechnete es auf Konto seines Bemühens, uns die kulturellen Fortschritte zu zeigen, welche sein junger Staat auch auf dem Gebiete der Zahntechnik machte, als er bei Beendigung des Essens mit großer Ruhe sein falsches Gebiß aus dem Munde nahm, um die Speisereste aus demselben zu entfernen. Die deutschfreundliche Gesinnung des alten Herrn soll übrigens sein zukünftiger Nachfolger, Herr Johnston — ein Stockneger und eine hier allgemein hochgeachtete und beliebte Persönlichkeit — in noch größerem Maße theilen.

Auch draußen auf den Straßen fand ich nichts, was mich an den gewaltigen Stufenwechsel erinnerte. Ganz gefällig nahm sich der Marktplatz der Stadt in seinem Schmuck von Mangobäumen aus. Mehrere Stück des einheimischen Rindviehs, die hier harmlos weideten, erinnerten lebhaft an das Idyll vieler unserer Kleinstädte, wo ein frühzeitig ertönendes Horn die lieben Wiederkäuer auf dem Markt versammelt. Am Markt steht das Postgebäude, welches aber gleichzeitig in der ersten Etage die Räumlichkeit für den Staatssekretär, Herrn Gipsen, und im Parterre die für die Abgeordnetenstuben in sich vereint. Außer diesem giebt es nur wenig Bauten mit zwei Stockwerken, der größere Theil sind Parterrewohnungen, aber bis auf die Hütten massiv gebaut. Die Straßen sind sehr hübsch und breit angelegt, ihre Beleuchtung ist zwar primitiv, aber vielleicht ebenso gut wie es die unserer größeren Städte noch vor 30 Jahren war.

Da wir von der Anwesenheit des Königs Zemora, des Beherrschers des drei Tagereisen entfernten Babua-Landes gehört hatten, welcher mit 300 Weibern und Männern und einigen Häuptlingen des Madingo-Landes gekommen war, um dem Präsidenten einen Besuch abzustatten, so begaben wir uns nach dem $^3/_4$ Stunde von Monrovia gelegenen Schulgebäude. Hier hatte Zemora seine provisorische Residenz aufgeschlagen. Auf dem beschwerlichen und heißen Wege begegneten uns mehrere Leute vom Gefolge des Königs, welche mit Messer und Speer, zum Theil auch Feuersteingewehren gut bewaffnet waren.

Die Plattform vor dem Schulgebäude schien allgemeiner Lagerplatz zu sein. Verschiedene Gruppen saßen hier zerstreut und boten ein buntes, einem Zigeunerlager nicht unähnliches Bild. Hier acht junge, recht hübsche Negerinnen, die fleißig Speisen zubereiteten, und nicht weit davon als treffendes Pendant eine Anzahl bewaffneter Krieger, unter denen besonders einer durch den Stolz seiner Haltung und die Würde seines Auftretens auffiel. Es war Zemora! Ein gegenseitiger Gruß, einige lebhafte Gesten, und der König hatte verstanden, daß wir ihm die Honneurs erweisen wollten. Er bat uns, in ein Klassenzimmer einzutreten, wo er selbst uns gegenüber in der Mitte der Stube Platz nahm, während sein Gefolge sich hinter und neben ihm rangirte. Zemora ist ein Mann von hohem Wuchs, breitschultertig, muskulös, mit kleinem Backen- und Kinnbarte, er hat einen außerordentlich ruhigen Gesichtsausdruck und starrte uns minutenlang mit derselben gleichgültigen Miene an. Das Gespräch wurde mit Hülfe eines zufällig anwesenden Dolmetschers geführt. Während desselben fanden sich noch zwei andere Häuptlinge und mehrere Weiber ein. Letztere waren von stattlichem Wuchs, trugen ein einfaches Hüfttuch und hatten die Haare turbanartig geflochten oder gingen wie die Männer fünffach gescheitelt, mit hornartig nach vorn gewundenem Haar. Sehr entstellt hatten sich einige Weiber durch Bemalung mit Schlemmkreide. Viele zeigten auch Tätowirung auf dem Bauche.

Nachdem wir uns vom Könige verabschiedet hatten, forderten uns die Frauen desselben zu einem Rundgange durch ihre Gemächer auf, wo noch etwa 50 andere uns erwarteten. Die schwarzen Evatöchter waren höchst heiter, gingen auf manchen harmlosen Scherz freundlich ein, und so wurde uns die Zeit nicht lang. Ta mahnte uns ein Kanonenschuß an die Heimkehr, und durch Sonnengluth und Sand mußten wir zurück, denselben unbequemen Weg.

„Da bin ich denn wieder auf Deck und notire die Eindrücke des Tages. Obwohl 11 Uhr abends, zeigt mein neben mir liegendes Thermometer noch 31° C., und oft muß ich im Schreiben inne halten, um Gesicht und Papier zu trocknen. Das Schiffspersonal ist durch Kru-Neger verstärkt worden, die uns bis Loanda begleiten werden, um für die unter der Hitze zu schwer leidenden Matrosen Ersatz zu leisten."

Das Küstenpanorama blieb bis Kap Palmas gleichförmig öde; erst hier gewann es an Lebendigkeit, und auch wir wurden lebendig, als der Kapitän in einem vor Kap Palmas verankerten Schiffe die Kollegin „Ella Woermann" erkannte, die auf der Rückreise nach der Heimath hier rastete. Jeder kramte seine Briefschaften zusammen, „Professor Woermann" legte bei, und nun mußte der an Bord kommende Kapitän der „Ella Woermann" erzählen, was er neues wußte. Da hörten wir freilich drolige Dinge. Die Association wolle ihre Errungenschaften am Kongo an England verkaufen, englische Officiere seien bereits auf der Fahrt nach Banana, unter den belgischen Officieren der Stanley'schen Expedition sollten Duelle vorgekommen sein, und unser Dampfer endlich sollte, nach den Aussagen englischer Schiffe, leck geworden und auf der Heimreise sein.

Zu unserem Glücke war dem nicht so, der brave „Professor Woermann" hatte sich auf der 13tägigen stürmischen Fahrt von Hamburg nach Madeira wacker gehalten und ebenso muthig einem dreiviertelstündigen Orkan zwischen Madeira und den Kap Verdischen Inseln getrotzt. Noch schlimmere Gerüchte über unser Befinden kursirten übrigens gleichzeitig in den heimathlichen Zeitungen. Da stand in einem mir zugesandten Zeitungsausschnitte: „„Professor Woermann" und die Wißmann'sche Expedition ist mit Mann und Maus im Biscayischen Meerbusen zu Grunde gegangen."

Kap Palmas zeigt in seiner lebensfrischen Lage eine üppige Vegetation, und nach den ermüdenden Küstenlinien ruhte mein Auge gern auf diesem Bilde. Der Kapitän machte mich auf das Wrack eines Dampfers aufmerksam, welches am Strande lag. Es war die „Yoruba" — ein Schiff der „African-Steam-Ship-Company", welches vor Jahren hier leck wurde, und dessen Passagiere und Waaren der Kapitän dadurch rettete, daß er das Schiff in voller Fahrt auf den Strand rannte. Da lag das stolze Bauwerk, in seiner Kraft gebrochen, dem Wind und Wetter und den Eingeborenen preisgegeben.

Freitag, 14. Dezember, nachmittags passirten wir die Goldküste, wo einst die brandenburgische Flagge wehte. Das also war das Land, welches unser Großer Kurfürst für die Verwirklichung seiner kolonialen Ideen ausersehen hatte! Wahrlich ein schöner Streifen, würdig der Wahl des großen Mannes, und ewig schade, daß die für die junge Kolonie nöthigen Existenzmittel schwächer waren als der erschaffende Geist. Jetzt steht dort Englands Banner.

Am folgenden Tage erweckte mich ein starker Regen, der eine Temperaturerniedrigung mit sich brachte. In der stahlblauen, spiegelglatten See sah ich Delphine, auch einen Zug von 10 bis 15 Potwalen, die in angemessener Entfernung neben dem Schiffe herzogen. Um die Thiere genauer zu beobachten, legte ich mein portugiesisches Wörterbuch, in dem ich gerade Studien machte, beiseite und trat mit dem Opernglas an den Schiffsrand. Da höre ich hinter mir lebhaftes Geklaff, und, o weh! die jungen Teckel sind in ihrem Uebermuth über meine einzige Stütze in der portugiesischen Sprache hergefallen und haben sie, ehe ich

Digitized by Google

zuspringen konnte, in ihre Faktoren zerlegt. Das war mein erster Reisekummer und gern würde ich wie Mummins, als er die erbeuteten Schätze von Korinth, darunter die Werke eines Phydias, nach Rom transportirte, den diktatorischen Machtspruch gethan haben: „Wer meine Werke zerstört, hat sie selbst wieder herzustellen.“ Aber die Missethäter machten bei meinem Dazwischenfahren so jammervoll dumme Gesichter, daß ich sie nicht einmal mit dem wohlverdienten Stock bestrafte.

Am 17. Dezember vormittags liefen wir in die seeartige Mündung des Kamerun-Flusses ein. Wo das Auge hinsieht, labt es sich an den Mangrove-Dickichten, die an hochgelegenen Punkten von Palmenarten malerisch gekrönt werden.

Ueber Kamerun ist, seitdem das Deutsche Reich seine schirmende Hand über ihm hält, und seitdem unsere junge Marine sich dort die Siegespalme geholt hat, so viel geschrieben worden; Land und Leute sind so oft in Wort und Bild — neuerdings ganz meisterhaft im Berliner Kamerun-Panorama — wiedergegeben, daß ich mich kurz fassen will.

Nach achtstündiger Fahrt bei greller Sonnenhitze, ohne Schutz und Sonnendach, kamen wir endlich in der Faktorei des Hauses Woermann an. Hinter derselben auf einem langgedehnten Bergrücken, liegt malerisch von Palmen und Bananen eingehegt, King Aqua. Fast im Zusammenhange mit diesem Orte reihte sich, getrennt nur durch die englische Mission, die Residenz des mächtigen, in unserer Kolonialgeschichte bekannt gewordenen King Bell an.

Gegen Abend besuchten wir Aqua Town und nahmen unter den Hallen Platz, wo die Frauen des Königs ihre Nachmittags-Siesta halten. Trotzdem Weiße hier keine Neuheit sind, wurden wir doch bald von vielen schwarzen Gestalten angestaunt, wobei ich Gelegenheit fand, den Fleiß zu bewundern, welchen die Negerinnen auf ihren Haarputz verwenden. Ich unterschied drei Hauptgattungen, eine scheitelförmige, eine schlangenartig gewundene und eine spiralförmige, von denen jede für sich sorgfältig geordnet war und das Gesicht nicht übel kleidete.

Indessen hatte sich ein Häuptling eingefunden, der uns freundlich aufforderte bei ihm einzutreten. Seine Hütte bestand aus Wohn- und Schlafzimmer, von denen das erstere mit Tisch, drei Stühlen und kleinem Wandspiegel, für einen Wilden leidlich eingerichtet war. Meine nächste Morgenpromenade führte mich wieder nach King Aqua, wo ich, von Hütte zu Hütte gehend, alles genau musterte und überall einen freundlichen Empfang hatte, nur einzelne kleine Kinder, die wahrscheinlich mit „dem weißen Mann“ — wie die unsrigen mit dem „schwarzen“ — artig gemacht wurden, wollten sich bei meinem Anblick gar nicht beruhigen lassen und zeterten fürchterlich. Indessen war ich mit meinem zahlreichen Gefolge bis zum Ostausgange des Ortes gekommen, welcher wie die Südseite durch eine dicke Hecke abgegrenzt war. Jenseits derselben lagen einzelne Hütten, und ich wollte mich eben anschicken auch zu diesen hinüberzugehen, als mich meine Begleiter sichtlich entsetzt und mißbilligend zurückhielten. Dort lagen nämlich die Wohnungen der Sklaven — der afrikanischen Plebejer, oder, wie sie die Eingeborenen nennen, Nigger. Ihnen durfte ich die Ehre meines Besuches nicht erweisen. So giebt es auch bei den Wilden Standesunterschiede und Standesvorurtheile. Ich hütete mich, gegen den guten Ton zu verstoßen, und trat den Rückweg an. Die Bezeichnung Nigger gilt übrigens bei den freien Negern als ein grobes Schimpfwort, und ich sehe noch den bösen Blick einer jungen Negerin, als ich sie mit diesem Schmeichelnamen anredete.

Die Kleidung der Neger ist infolge des Einflusses der englischen Mission eine sehr verschiedene. Die in letzterer erzogenen Mädchen gehen europäisch gekleidet, die anderen tragen, ebenso wie die Männer, ein Tuch um Hüfte oder Brust, welches bis zu den Knien herabreicht. Nachmittag ging ich mit zwei anderen Herren auf die Jagd. Nachdem wir eine Stunde in dem zwei Meter hohen Savannengras marschirt waren, lagerten wir uns an einer hübschen Baumgruppe, in deren Innerem ein kleiner Quell — die Brunnenstation der Umgegend — lag. Viele Weiber standen hier mit Wasserkrügen, um geduldig zu warten, bis die Reihe an sie kam — eine harte Geduldsprobe, denn das Wasser floß spärlich und konnte nur tropfenweise aufgefangen werden. Unsere Jagd endete wie so oft auch in europäischen Revieren ohne Resultat.

Am Abend besuchte uns King Bell. Es ist ein hübscher Mann von etwa 40 Jahren, 189 cm groß, trägt kurzen Backen- und Schnurrbart. Er spricht, dank seinem fünfjährigen Aufenthalt in London, gut englisch und hat sehr verständige Ansichten. Von europäischer Kleidung ist er in seinem Heimathlande wieder ganz abgekommen, die Tracht seiner Stammesbrüder ist ihm bequemer.

Nach unseren Mißerfolgen auf der Jagd zu Lande versuchten wir es am 21. mit einer zu Wasser. In der „Gief“ des Herrn Schmidt den Mungo aufwärts fahrend, träumten wir von Elephanten, Flußpferden und Leoparden, mußten uns aber mit einigen Papageien, Affen und einem Krokodil begnügen, die wir nicht einmal als Trophäen heimbringen konnten.

Am 23. Dezember morgens lichtete „Woermann“ die Anker und dampfte unter dem Flaggengruß sämmtlicher anwesenden Schiffe dem Aequator zu.

Am folgenden Morgen weckten mich, nach einem gesunden Schlafe, die niedergehenden Ankerketten; wir befanden uns der Mumi-Mündung gegenüber, 500 m südöstlich der spanischen Insel Klein-Eloby. 800 m lang und 300 m breit sieht die Insel in ihrem dichten Urwaldschmuck recht anmuthig aus. Drei Handelsfirmen, darunter die Woermann'sche, haben hier ihre Depots. Die etwa 100 Köpfe starke Bevölkerung gehört dem Stamme der Benga an und steht durchweg im Dienste der Faktoreien.

Der Abend vereinigte uns bei Herrn Stein. Mein erstes Weihnachtsfest unter den Tropen! Die Wiederkehr von Festtagen, die in der Heimath im Kreise der Familie fröhlich begangen werden, ruft in dem Reisenden schwermüthige Empfindungen hervor. Daheim liegt tiefer Schnee, Schellengeläute von rasch vorüberfliegenden Schlitten erklingen. In der behaglichen Häuslichkeit, im Dufte von Wachslichtern und verbrannten Tannennadeln sind jetzt Geschwister und Mutter vereint, und der kleine Knabe meines Bruders hüpft in kindlicher Seligkeit um den glitzernden Weihnachtsbaum. Glücklicherweise half mir ein wohlthuender Schlaf über meine ernsten Gedanken hinweg! Erst spät frach ich am anderen Morgen aus den Federn. Jetzt läuteten die Glocken der Heimath den ersten Feiertag ein, und der Frühgottesdienst begann! Für mich brachte der Tag die Bekanntschaft von drei Engländern, welche nach längerem Aufenthalte bei Stanley in ihre Heimath zurückkehrten und über die Thätigkeit des genannten Herrn viel zu erzählen wußten.

Am zweiten Feiertage fuhren wir im Kutter des Herrn Stein nach der Insel Groß-Elobi. Mitten auf dem Meere nahm mir ein kurzer Windstoß meinen Hut weg, aber noch ehe mir mein Verlust klar wurde, waren zwei Neger der Schiffsbemannung hinter ihm her und brachten ihn an Bord. Die Neger werfen sich bei solchen Gelegenheiten stets zu zwei oder mehr in das Wasser, um durch das stärkere Geräusch die etwa anwesenden Haie zu verscheuchen. Groß-Elob ist etwa viermal größer als ihre Namensschwester und über-

Digitized by Google

trifft diese an Fülle der Vegetation und an landschaftlicher Schönheit. In den dichten Urwaldungen liegen vier Negerweiler, die in ihrer Unzugänglichkeit an Dornröschens Residenz erinnern.

Als die Feierlage verklungen, waren wir wieder an Bord und am 29. am Gabun. Die hier allein nur sichtbaren blau-weiß-rothen Flaggen geben schnell genug Aufschluß darüber, wer hier Herr ist. Auf dem Lande, sowie auf den zur Kolonie gehörenden Flüssen, dürfen andere als französische Flaggen nicht gehißt werden, die vielen Deutschen und Engländer sehen daher ihren nationalen Schmuck nur, wenn ein Landsmann im Hafen liegt. In Libreville befindet sich, schön gelegen, das Kommandanturgebäude, dahinter eine Kaserne für 50 Tirailleurs vom Senegal. Bei Herrn Schulz, dem hiesigen Vertreter des Hauses Woermann, einem netten, charmanten Herrn und tüchtigen Kaufmann, der schon 14 Jahre hier geschäftlich thätig, auch schon Reisen in das Innere den Ogowe hinauf unternommen hat, fanden wir die liebenswürdigste Aufnahme. Die deutschen Kaufleute leiden sehr unter dem Drucke der französischen Regierung, besonders soll der vorletzte Kommandant durch rigurose Maßnahmen allgemeine Mißstimmung erregt haben. Von dem jetzigen, der erst vor einigen Tagen angekommen war, erhofft man Besserung der Verhältnisse.

Zehn Minuten östlich von Libreville gelangt man zum Glanzpunkte Gabuns, zur Mission. Die reichhaltige Fülle von Pflanzengattungen und Cerealien, der überall in den Anlagen sichtbare Fleiß, die technischen Einrichtungen für Verarbeitung des Palmöls und endlich die Fürsorge, die hier der Erziehung und Ausbildung der Zöglinge gewidmet wird, verdienen in der That volle Bewunderung. Die Schüler erhalten Unterricht in allen praktischen Arbeiten und Handarbeiten. In der Tischlerei haben sie sich bereits einen gewissen Ruf verschafft, und sogar Musikunterricht wird von einem der Brüder, wie es heißt, mit gutem Erfolge gegeben.

Eine andere Sehenswürdigkeit sind die im Auftrage des Hauses Woermann von Herrn Soyaux angelegten Kaffeeplantagen. Wir ritten auf Pferden unseres freundlichen Wirthes dorthin, passirten erst Savanne, dann den finsteren Urwald und traten plötzlich nach 2½ stündigem Ritte in eine lichte, wohlgepflegte Plantage ein. Es war ein eigenartiger Kontrast, der wilde, urwüchsige Satyr neben der jungfräulichen Ceres.

In einem Zeitraume von fünf Jahren waren 1200 Morgen mit Kaffee bebaut worden, von denen erst die ältesten Anlagen Früchte trugen. Vom Reste wurden solche im Jahre 1884 erwartet.

Auf einem hübsch angelegten Wege kommt man von der neuen Farm zu derjenigen, welche Soyaux zuerst erbaute und bewohnte.

Die tägliche Arbeit ist nicht gering, da mindestens alle 14 Tage gejätet werden muß. Zum Schutze der Bäume gegen die überall in Massen auftretenden Krabben sind um die Wurzelanfänge Blechröhren gelegt. Außer den Kaffeeanlagen sind einige Morgen mit Reis, Mais und einigen europäischen Gemüsen bebaut. Der Versuch Kartoffeln anzupflanzen, ist unglücklich angefallen. Sie erhalten hier einen fremdartigen, nicht angenehmen Geschmack. Uebrigens wird hier die Kartoffel durch die Jamswurzel hinreichend ersetzt. Ananas sah ich im Urwalde in großer Zahl wild wachsen.

Mit Anlage der neuen Farm hat die Plantage an landschaftlichem Reiz gewonnen. Webervögel haben ihren Einzug gehalten und die Baumwollbäume mit ihren niedlichen Nestern geziert. Schmetterlinge der verschiedensten Art umschwirren die vor dem Wohnhause von geschickter Hand angelegten Blumenbeete, an deren Duft und Anmuth sich das Auge der hier seit drei Monaten weilenden Frau Soyaux täglich erfreut. Die Schönheit der Vegetation und das Bewußtsein, daß ihr Gatte sich hier in seinem Berufe glücklicher fühlt, wie in irgend einem europäischen Eldorado, ist der jungen Frau ein Aequivalent für die Einsamkeit und Abgeschlossenheit der Lage.

Der Aufforderung, in der Farm zu übernachten, folgten wir gern, und sobald der Abend dämmerte, saßen wir in traulichem Gespräch mit Herrn und Frau Soyaux in deren gemüthlich eingerichteten Wohnräumen. Im fremden Lande schließt sich auch der Deutsche schneller an, bald fühlten wir uns bei unseren freundlichen Wirthsleuten ganz heimisch, eine Silvesterbowle dampfte nach deutscher Art auf dem Tische des Hauses, und in anregendem Geplauder rückten wir dem neuen Jahre näher. Da plötzlich flammt ein heller Feuerschein vor den Fenstern auf, und das Gemurmel vieler Stimmen dringt an unser Ohr. Schnell treten wir vor die Thür. Welch ein Anblick! Ein Zug von wohl 200 Fackelträgern kam aus den tiefschwarzen Contouren des Urwaldes hervor und näherte sich, ein wogendes Flammenmeer, der Farm. Der Wald spritt seine Geister aus. Satyr sendet seine Dämonen, um beim Scheine der Fackeln der ruhenden Ceres die letzten Jahreshuldigungen darzubringen. In der That sahen die hinter dem Feuerschein hervorgrinsenden schwarzen Gesichter wie leibhaftige Teufel aus. In munterem Tempo, mit geschwungenen Fackeln und fröhlichem Gejohle desilirten die kecken Burschen vor dem Hause, dann nehmen sie nach beiden Front, schwenken zu einem Halbkreise herum, und aus den geöffneten Reihen treten die jugendfrischen, biegsamen Figuren der Tänzer heraus. Nun beginnt ein anziehendes Ballet, in dem die elastischen Gestalten bald in gravitätischem Schritte mit zurückgeworfenem Nacken gegeneinander vorgehen, bald in wilden Sprüngen sich durcheinander mengen. Massentänze wechseln mit Solos, und fürwahr, unsere geschultesten Ballettänzer würden Mühe gehabt haben, mit einzelnen dieser Naturkinder in Konkurrenz zu treten.

Unter diesem Schauspiele traten wir in das neue Jahr ein, das mit tobendem Geschrei der Wilden und mit Gewehrschüssen begrüßt wurde. Noch kein Silvesterabend war mir so heiter und interessant vergangen wie dieser, ja ich glaube, der kunstvoll arrangirte Fackeltanz, den die Kameruner unserem erhabenen Kanzler an seinem Jubiläumstage darbrachten, kann ihm nicht den Eindruck gemacht haben, wie uns hier der natürliche Tanz der Eingeborenen in Gottes freier Natur.

Nach einem wohlthuenden Schlafe, der, dank einer Moskitäre, besser war als der der vergangenen Nacht, wo mich Moskitos und Sandfliegen übel zugerichtet hatten, unternahm ich einen Abstecher nach dem eine viertel Stunde westwärts gelegenen Dorfe Dwenga. Hier hatten sich vor nicht langer Zeit Fan niedergelassen und angebaut.

Die Fan oder Pahuin bilden bekanntlich ein mächtiges Volk, welches in unaufhaltsamen Vordringen von Osten nach Westen alle anderen Stämme Westafrikas zu verdrängen scheint. Obwohl Kannibalen, zeichnen sie sich durch geistige Regsamkeit und Intelligenz aus, und hierin liegt ohne Frage der Schlüssel, daß es ihnen gelingt, andere bedeutende Stämme des äquatorialen Afrika aus dem Felde zu schlagen. So sind sie im Westen bis an den Muni und hier am Gabun bis Libreville vorgerückt.

Eine andere Exkursion führte mich nach dem dreiviertel Stunde von der Faktorei Woermann gelegenen Negerdorfe St.-Louis. Ich hatte mir eine Kokosnuß präparirt und wollte sie eben in Gemüthlichkeit austrinken, als eine Schwarze mit verstörter Miene aus einer Hütte stürzte und

Digitized by Google

athemlos erzählte, daß eine Schlange in ihrem Lager sei. Sofort bewaffne ich mich mit einem Knüttel, begebe mich nach der Hütte und lüfte in begreiflicher Spannung vorsichtig das Deckbett. Da springt mir statt der erwarteten Schlange eine riesige Ratte entgegen, die sehr geschickt meinen Hieben ausweicht und unverletzt das Freie erreicht.

Gegen Abend kehrte ich an Bord des Schiffes zurück und zwar unmittelbar vor Ausbruch eines See-Tornado, die hier in den Monaten Januar, Februar, März häufig auftreten. Am Horizont zeigte sich anfangs eine kleine Wolke, die aber schnell gewaltige Dimensionen annahm. Jetzt totale Windstille, und dann plötzlich unter Donner und Blitz tobt ein fürchterlicher Sturm los, der einen Pfeiler des Sonnendaches zerstörte. Die Stöße erfolgten ruckweise und sprangen unstet und ungeheim nach allen Strichen des Kompaß um. Noch war keine Stunde vergangen, so hatten wir wieder klaren Himmel und spiegelglatte See.

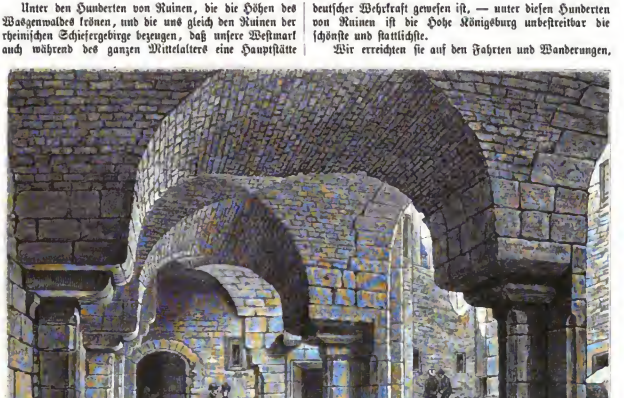
(Schluß folgt.)

Ein Besuch auf der Hohen Königsburg.

(Mit drei Abbildungen.)

Unter den Hunderten von Ruinen, die die Höhen des Wasgenwaldes krönen, und die uns gleich den Ruinen der rheinischen Schiefergebirge bezeugen, daß unsere Westmark auch während des ganzen Mittelalters eine Hauptstätte deutscher Wehrkraft gewesen ist, — unter diesen Hunderten von Ruinen ist die Hohe Königsburg unbestreitbar die schönste und stattlichste.

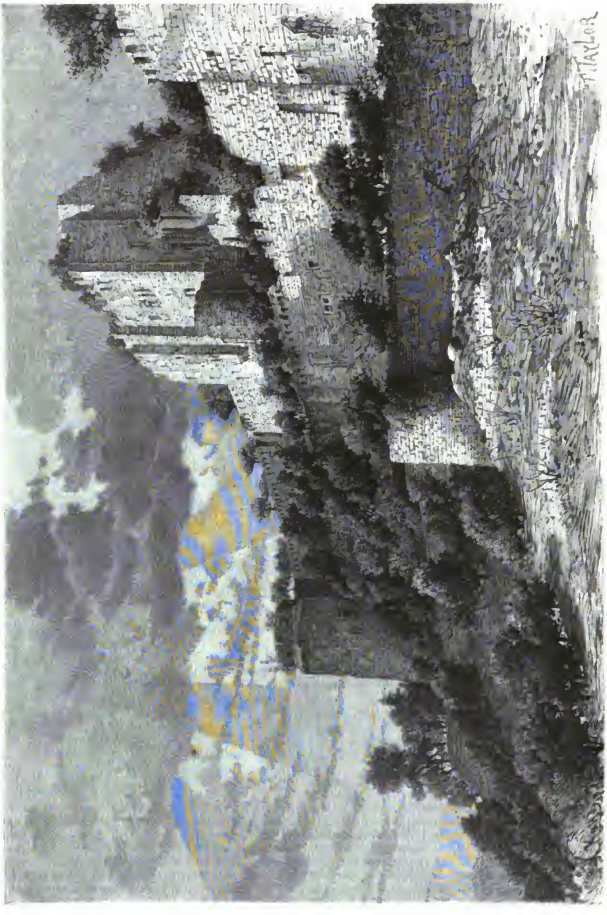
Wir erreichten sie auf den Fahrten und Wanderungen,



Vorsaal der Hohen Königsburg.

die wir unlängst im Elsaß unternahmen, von Kestenholz aus — einem kleinen Marktflecken von etwa 3500 Einwohnern, der sich einer ungemein lieblichen Lage an den Fußhügeln des Wasgenwaldes, sowie an dem Eingange in das Leberthal und in das Weilerthal erfreut, und nach dem uns die Zweig-Eisenbahn von Schlettstadt nach Markirch in etwa einstündiger Fahrt durch reiche Garten- und Weinbergslandschaft brachte. Kestenholz, dessen deutscher Name ebenso mit den reichlich in seiner Umgebung wachsenden Kastanien zusammenhängt, wie sein niemals sehr im Gebrauche gewesener französischer Name Chatenois, ist durch seine lauwarmen Mineralquellen Kur- und Badeort, und es eignet sich dadurch als Standort für Wanderungen in dem benachbarten Gebirge ganz vorzüglich, um so mehr, als der Vogesen-Klub daselbst mit Anlage von guten Wegen nach allen interessanteren Punkten rührig vorgegangen ist.

Digitized by Google



Die Hohe Königsburg.

Digitized by Google

Auf einem von diesen Wegen gelangen wir nach kurzem Aufenthalte in dem freundlichen Orte hinauf nach unserem hohen Ziele, das uns immer so lockend entgegengeleuchtet hatte, wenn wir an Schlettstadt vorübergefahren waren. Es ist ein schöner Weg von kaum zwei Stunden, der zuerst prächtige Aussichten auf das reiche Gelände und seine blühenden Ortschaften bietet, und dann durch den hochstämmigen Kinzheimer Forst hindurchführt. Wie frisch man auf solchen Pfaden in dem deutschen Gebirge dahinschreitet, und wie angenehm man an den Glanzpunkten ruht und um sich blickt, das brauchen wir nicht um einzelnen zu schildern. Ohne Zweifel sind die Schönheiten des Wasgenwaldes in vielen Beziehungen eigenartige — dem Schwarzwalde gegenüber namentlich durch die anderen Beleuchtungseffecte und durch das Ursprünglichere der Naturscenerie —, es wallfahrten aber heutzutage Tausende von Touristen nach der Hohen Königsburg, nach dem Ottilienberge und nach den Höhen bei Colmar, Münster, Thann ꝛc., und dieselben empfinden

Das Innere der Hohen Königsburg.

dies mehr oder minder klar bewußt genau so wie wir. Ein abseits von allen großen Touristenstraßen gelegenes Gebirge war der Wasgenwald unter den Franzosen, die nicht so allgemein von Wanderlust erfüllt sind wie wir Deutschen; jetzt hat sich das aber wesentlich geändert, und wenn der Schwarzwald auch noch immer einen stärkeren Fremdenverkehr aufzuweisen hat, so ist doch auch der Wasgenwald gegenwärtig in der schönen Jahreszeit nichts weniger als ein fremdenleeres Gebirge. Der ausgedehnte Kinzigheimer Forst mit seinen stattlichen Eichen- und Fichtenbeständen giebt zusammen mit den anderen großen Forsten rings um das Leberthal und Weilerthal herum den Sägewerken bei Kestenholz jahraus jahrein reichliche Arbeit.

Auf dem 509 m hohen Sandsteinrücken, der die Burgruine trägt, angekommen, und durch das dichte Gehölz, welches die letztere umwuchert, zur Hauptterrasse emporgedrungen, genießen wir einen der bezaubernsten Blicke, die wir jemals von einem deutschen Berge genossen haben.

Wie eine ungeheure Landkarte liegt die Rheinebene mit ihren Städten und Dörfern und mit ihren ge-

Digitized by Google

segneten Fruchtgefilden zu unseren Füßen ausgebreitet, jenseits derselben erheben sich in langer Reihe die schön gerundeten Formen der Schwarzwaldkuppen, wie erkennen deutlich das von ihnen in frappanter Weise verschiedene vulkanische Kaiserstuhlgebirge, im Süden ragt über die anderen Hauptberge des Wasgenwaldes der Sulzer Belchen empor, und im Vordergrunde stehen andere Berge um uns herum, vom Fuße bis zum Gipfel mit dunklem Walde bedeckt, und nur nahe den Thalsichten, die in sie hineingreifen, die Existenzbedingungen für Wein- und Obstgärten und Ortschaften gewährend. Bei völlig klarem Horizonte soll man im Süden auch die Alpenspitzen glänzen sehen; uns wurde dieser Genuß von der Hohen Königsburg aus nicht zu theil, wohl aber ein wenig später von dem Sulzer Belchen. Entzückend fanden wir in der Nachmittagsbeleuchtung den Blick in das industriöse Leberthal, den man von einem nördlichen Vorsprunge aus genießt. Unwillkührlich diskutiren wir angesichts dieses Thales, das bekanntlich einen der Hauptübergänge nach Frankreich bildet, ein wenig über kulturgeographische Fragen mit uns selbst. Flußgrenze oder Gebirgsgrenze? Rheingrenze oder Wasgenwaldgrenze? Was ist das natürlichere? — Stromübergänge sind im Kriege nicht schwer zu forciren, das ist an hundert Beispielen aus der älteren und neueren Geschichte zu beweisen. Ein Kulturstrom fesselt die Interessen aller der Landstriche, welche er durchfließt, an einander, und zwar nicht bloß durch seine Hauptader, sondern auch durch seine Nebenadern. Ströme sind nur ganz ausnahmsweise ethnologische Grenzscheiden. Auf unserer Fahrt von Schlettstadt nach Kestenholz und auf unserer Wanderung von Kestenholz hinauf zu der schönen Burgruine hörten wir noch allerwärts die gemüthliche alemannisch-schwäbische Mundart, und kaum ein paar Dutzend französische Phrasen wurden laut. Ob sich dies wohl nach der fast zweihundertjährigen französischen Herrschaft auch so verhalten würde, ohne die tausendfachen Kulturwirkungen des Rheinstromes, die leider im einzelnen nicht registrirt werden können? „Und im rollenden Triumphe giebt er Ländern Namen, Städte werden unter seinem Fuß", sagt Goethe von seinem Stromhelden. — Gebirgsüberschreitungen durch Armeen sind immer als große strategische Kunststücke betrachtet worden; denn schon die bloße Thatsache des Steigen-Müssens bereitet jedem größeren Heereskörper, der eine bedeutende Masse von unentbehrlichem Troß mit sich führt, große Schwierigkeiten; sodann sind derlei Uebergänge immer nur an wenigen Punkten möglich; es sind in dem felsblocküberfäten, waldigen Terrain leicht Hinterhalte zu legen rc.; und wie schwer kann dem angreifenden Theile das Vordringen gemacht werden durch eine sorgfältige und systematische Bewachung aller Hauptpassagen! — Wenn man also schon vom Standpunkte des Strategen einen hohen Grenzwall bezw. eine Grenzmauer viel rationeller finden muß als einen Grenzgraben — auch wenn der letztere noch wesentlich breiter ist, als der Rhein, welcher von da unten zu uns herauflänzt —, so muß dies von anderen Standpunkten, von denen aus man die natürlichen Vorbedingungen des Staatenlebens und der Staatenentwickelung zu betrachten pflegt, noch viel mehr der Fall sein. Auch der friedliche Verkehr findet durch das Gebirge — selbst wenn dieses erheblich niedriger ist als der Wasgenwald — in der mannigfachsten Weise eine schwer überwindliche Schranke. Das sagt uns die Eisenbahn, deren Schienen- und Signalstangenwerk unten in dem Leberthale deutlich erkennbar ist, und die bei Markirch, wo der eigentliche Paßübergang beginnt, als Sackgasse abbricht. Warum haben die Franzosen dieselbe seiner Zeit nicht an ihr Eisenbahnnetz angeschlossen? Und warum haben sie es ebensowenig gethan mit den anderen Bahnen des Wasgenwaldes, außer mit derjenigen durch den Paß von Zabern? Wir wagen nicht zu bestreiten, daß sie durch eine größere Anzahl von Schienenstraßen, die sie quer über das Gebirge gelegt hätten, die oben erwähnten Kulturwirkungen des Rheinstromes bis zu einem gewissen Grade hätten paralysiren können. Die Assimilirung des Elsaß wäre dann im Jahre 1870 sicherlich viel weiter gediehen gewesen, als sie es thatsächlich war, und sie hätte sich nicht bloß auf die politische Gesinnung und Sympathie bezogen, die von Generation zu Generation starken Wandlungen unterworfen ist. — Daß die Franzosen sich angestrengt haben die Naturfehler in der berührten Beziehung zu korrigiren, muß man angesichts der romantisch schönen Zabernbahn, mit ihren großen Tunnelirungen, anerkennen, und ebenso auch angesichts des imposanten Rhein-Marne-Kanales, der bekanntlich ebenfalls an mehreren Stellen unterirdisch durch die Wasgenwaldberge hindurch geführt ist.

Doch wir dürfen uns mit unseren Reflexionen nicht zu weit verlieren. Es genüge, noch hervorzuheben, daß dort unten im Rheinthale ein dichtes Menschengewimmel hanst, während man hier oben im allgemeinen auf verlassenen Pfaden wandelt und nur hier und da auf ein einsames Forsthaus oder Wirthshaus stößt; daß der Wasgenwald mit seinem Kamme eine sehr markante ethnologische Scheidewand bildet, die nur in sehr beschränkter Weise überschritten worden ist, weiß man.

Nach unserer Umschau von der Burgruine aus, die für uns allerdings das erste und wichtigste ist, müssen wir aber auch die Ruine selbst noch ein wenig näher in das Auge fassen. Es versteht sich dies sehr, und wir kommen dabei alsbald zu der Ueberzeugung, daß wir es in der alten Burg mit einem sehr schönen Stück Mittelalter zu thun haben. Man ist ja in dieser Hinsicht am Rheine verwöhnt, man hat manches andere alte Gemäuer durchwandert und dabei die Bilder aus der deutschen Vergangenheit in sich wach gerufen: das Ritterleben vor allen Dingen mit seinem zarten Frauendienste und seinem derben Dreinschlagen. Aber die Hohe Königsburg ist viel stattlicher, als das meiste von dem, was wir gesehen haben — es sei denn das Heidelberger Schloß —, und der mittelalterliche Geist, der uns aus ihren Mauern entgegenweht, erscheint uns mächtiger als je. Imposant ist die Ausdehnung des Gesammt-Baues und seiner äußeren Befestigungswerke, imposant die Dicke der Mauern — die an manchen Stellen reichlich zehn Meter betragen soll — und imposant auch die Weite seiner inneren Räume. Die mittelalterliche Fortifikationskunst läßt sich prächtig an ihr studiren, und ebenso auch das Leben und Treiben der alten Ritter innerhalb ihrer „vier Pfähle", um so mehr, als man aus einem alten Dokumente, welches in Colmar aufbewahrt wird, die Bestimmung der einzelnen Theile ganz genau kennt. Den Haupteingang beschützen zwei runde Thürme, die den Stürmen der Zeit verhältnißmäßig gut getrotzt haben. Zwischen ihnen hindurch gelangt man in die Vorhalle mit ihren schweren Gewölben. Von den übrigen Räumen ist der interessanteste und großartigste der gewaltige Rittersaal, der durch drei Stockwerke hindurch geht. Alles übrige schildern unsere Bilder wohl besser als unsere Worte.

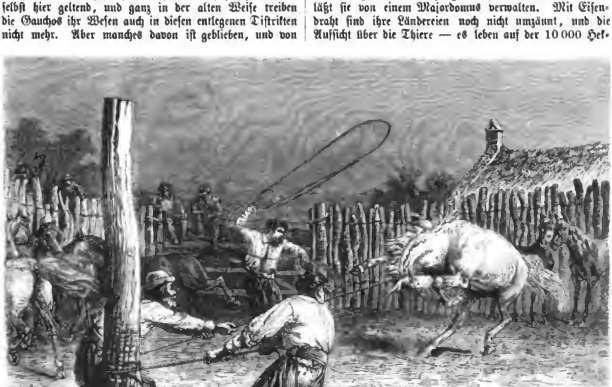
Digitized by Google

Pampas-Leben.

(Mit zwei Abbildungen.)

Das Leben der Hirten und der Heerden iſt natürlich weſtlich vom Rio Salado rauher und wilder als bei Olavierra und Buenos Ayres. Der rationelle Viehzuchtsbetrieb mit ſeinen wiſſenſchaftlichen Methoden macht ſich zwar heute ſelbſt hier geltend, und ganz in der alten Weiſe treiben die Gauchos ihr Weſen auch in dieſen entlegenen Diſtrikten nicht mehr. Aber manches davon iſt geblieben, und von dem Komfort und Luxus, den wir auf der Beſitzung bei Olavierra beobachteten, iſt auf der, welche wir von unſerer letzten Diligence-Station aus zu Pferde beſuchen, keine Rede.

Der Herr der Beſitzung lebt fern in der Stadt und läßt ſie von einem Majordomus verwalten. Mit Eiſendraht ſind ihre Ländereien noch nicht umzäunt, und die Ausſicht über die Thiere — es leben auf der 10 000 Hektare großen Fläche etwa 4000 Rinder und 20 000 Schafe — erfordert deshalb einen um ſo größeren Aufwand von menſchlicher Thätigkeit.



Pferdebändigung im Corral.

Der Majordomus hat unter ſich den „capataz“ — eine Art Aufſeher, — dem zuſammen mit zwei anderen Leuten die ſpezielle Fürſorge für die Rinder anvertraut iſt, während der Majordomus die Pflege der Mutterſchafe und Widder, die in der Nähe ſeiner Behauſung untergebracht ſind, perſönlich leitet. Der letztere Zweig der Viehzucht iſt eben auch in dieſem Theile der Pampas der ſchwierigere, und er erfordert viel mehr aktives Eingreifen als der erſtere.

Um die Rinder und ihre Behandlung kennen zu lernen, begeben wir uns in der Frühe des Morgens hinaus nach dem „rodeo“, wo wir alle bei einander verſammelt finden. Es iſt ein Platz inmitten der Ebene, wo durch die Tauſende von Hufen, die alltäglich darauf herumtreten, der Boden feſtgeſtampft iſt wie eine Tenne, und wo außerdem auch das Uebermaß von Dünger, das daſelbſt abgelagert wird, das Aufkommen von Pflanzenwuchs hindert. Jede Heerde hat einen ſolchen „rodeo“, auf dem ſie zur Vornahme gewiſſer wirthſchaftlicher Manipulationen des öfteren vereinigt wird. Das Zuſammentreiben der einzelnen Heerdengruppen vollzieht ſich mit Hilfe von beſonders abgerichteten Leitſtieren raſch und leicht, und der „capataz“ hat für gewöhnlich keinen anderen Beiſtand dazu nöthig, als den ſeiner zwei Unterknechte. Auf dem „rodeo“ werden dann am frühen Morgen die Thiere ausgewählt, die zum Schlachten und zur Deckung des eigenen Fleiſchbedarfes beſtimmt ſind (zur ſogenannten „carneada“). Die beiden Knechte bringen dabei zu Pferde mitten zwiſchen die Rinder ein, treiben das

Digitized by Google

Das Einbrennen der Zeichen bei den Rindern.

fragliche Thier vor sich her, werfen ihm, sobald es sich ein wenig von der Heerde entfernt hat, den Lasso über den Kopf, schneiden ihm mit einem großen Messer die Kniebeugen durch, und geben ihm dann den Todesstoß ins Genick, um es alsbald auf seiner eigenen abgezogenen Haut zu zerlegen und zu vertheilen. Das Fleisch hält sich in der trockenen Pampasluft sehr lange, und es verwest darin nicht, sondern es dörrt nur zusammen. — Auch das Auswählen der zum Verkaufe bestimmten Rinder erfolgt auf dem „rodeo“, und zwar in ganz derselben Weise, wie es soeben beschrieben worden ist. — Das Anzeichnen der Thiere wird bald auf dem „rodeo“, bald auch bei den einzelnen Heerdengruppen im freien Camp vorgenommen, und zwar mit den im Frühjahre geborenen Kälbern immer im darauf folgenden Herbste, und unter Zuhilfenahme zahlreicherer Arbeitskräfte. Die Nachbarn gehen einander dabei in der Regel wechselseitig zur Hand, und es macht das Ereigniß auf diese Weise ein Hauptvergnügen der Pampas-Bewohner aus. Es wird mit Dünger und Knochen ein Feuer angezündet, es werden daran die Eisen glühend gemacht, die Thiere werden von den Gauchos mit dem Lasso eingefangen und in der Nähe der Feuerstätte zu Boden geworfen, und unter Gebrüll erhalten sie dann das Zeichen ihres Herrn eingebrannt.

Der Winter spielt den Heerden häufig übel mit, und zahllose schwächere Individuen fallen ihm zum Opfer, weshalb man den Camp fast allenthalben mit Häuten, Knochen, Gerippen und Rinderschädeln überstreut findet. Zuweilen begegnet einem wohl eine von Neapolitanern geführte Karre, die alles Nutzbare, was in dieser Weise in der Steppe umzukommen droht, auflädet und davonführt; alles zu bewältigen, kann ihr aber unmöglich gelingen.

Der Pferdebestand ist auf allen Besitzungen ein beträchtlicher, im größten Maßstabe wird die Pferdezucht aber in den jungfräulichen Gegenden der Pampas getrieben, und das Pferd bereitet daselbst gewissermaßen erst den Rinde den Boden. Die wilden, bezw. die gänzlich verwilderten Pferde, welche die Steppe einst bevölkerten, und welche noch vor einem halben Jahrhundert nicht selten waren, sind zwar heute so gut wie vollständig verschwunden, aber die Pferdeheerden beanspruchen noch immer den Zustand ungebundenster Freiheit.

Das Pampaspferd ist ein Abkömmling des Berberpferdes, das von den Mauren nach Andalusien und von den Spaniern nach Amerika verpflanzt worden ist. Es lebt in Familien, aber dieselben werden von den Menschen in einer gewissen Disciplin gehalten, und nach bestimmten einfachen Regeln gezüchtet und dressirt. Ein Hengst mit etwa 20 Stuten und Fohlen zusammen bildet eine „manada“, deren man in den einzelnen Estancien zehn, zwanzig oder wohl auch hundert zählt, und die sich unter einander nicht vermischen, obwohl der Mensch ihnen für gewöhnlich keinerlei Aufmerksamkeit zuwendet. Sobald die Fohlen ein Jahr alt sind, werden sie gezeichnet, und sobald sie zwei Jahre zählen, werden sie von der „manada“ getrennt, um unter der Führung einer Stute eine sogenannte „tropilla“ zu bilden. Mit diesen jungen Thieren wird dann die Dressur vorgenommen, unter kräftiger Zuhilfenahme des Lasso und der Peitsche, in dem von Pfahlwerk umschlossenen „corral“, so wie es unsere Abbildung (S. 57) zeigt. Erst wenn dem Füllen eine hinreichende Furcht vor dem Menschen beigebracht ist, schwingt sich der Gaucho auf seinen Rücken, um die ersten Reitversuche mit ihm anzustellen. Die Härte und Grausamkeit, welche dem ganzen Viehzuchtgewerbe in den Pampas eigen ist, kommt auch hierbei in einem vollen Maße zur Geltung.

Da man nur einen kleinen Prozentsatz der vorhandenen Pferde als Reit- und Zugthiere benutzt, und da man in der angegebenen Weise nicht gerade eine edle Rasse erzielt, so ist der Gewinn, den die Pferdezucht abwirft, im allgemeinen nur ein kleiner. Bei der Mehrzahl der Thiere handelt es sich nur darum, daß sie, sobald sie auf der Naturweide fett geworden sind, ihren Talg hergeben, oder wenn sie nicht fett werden wollen, wenigstens ihr Haar und ihre Haut. Die Schafzucht wird bisher in den Pampas am meisten, die Pferdezucht aber am wenigsten intensiv betrieben.

Rumänische Brautwerbung und Hochzeit in Siebenbürgen.

Von **Robert Prexl.**

Wenn der Rumäne jenseits des Waldes (in Siebenbürgen) seiner gesetzlichen Wehrpflicht Genüge geleistet hat, so beschließen seine um sein Wohl besorgten Eltern seine Verheirathung und halten in Dorf und Land nach einer passenden Braut Umschau. Ist die Braut gefunden, so entsenden sie ihren Bruder oder in Ermangelung eines solchen einen anderen aus dem Kreise ihrer Verwandten, daß er die Braut werbe. Bei dieser Gelegenheit wird auch die beiderseitige Mitgift bestimmt. Den endgiltigen Bescheid erhält der Brautwerber vom Vater der geworbenen Maid und zwar in ihrer Gegenwart, aber erst nach Ablauf einer ausbedungenen Bedenkzeit. Der Bescheid lautet in der Regel auf: „So nehmet sie mit Gott!“ denn die Eltern des jungen Mannes leiten diesen Akt, indem sie durch ihre Leute die nöthigen Erkundigungen über die Verhältnisse der Braut einziehen lassen, so unnöthig ein, daß die direkte Brautwerbung selten ihre Wirkung verfehlt.

Eine offizielle Verlobung im Hause der Braut ist nicht üblich. Im Gegentheil meidet der Bräutigam in einigen Dörfern Siebenbürgens von dieser Stunde an bis zu seiner Vermählung das Haus der Braut.

Der Hochzeitstag wird vom Vater des Bräutigams (soeru mare) anberaumt. Die Hochzeit selbst findet in seinem Hause statt. Bräutigam und Braut sehen sich unterdessen nach je einem Redner (vornicelu) um, der an ihrer Stelle die üblichen Reden bei ihrer Hochzeit halten soll. Wenn die Hochzeit z. B. Sonntag stattfinden soll, so geht schon Freitag der Hochzeitsbitter (davern), festlich gekleidet und mit einem riesigen Blumenstrauße auf dem Hute und einem tüchtigen mit Zimmerzwirn umwundenen Stocke in der Hand, von Haus zu Haus und ladet die von den Eltern der Brautleute einverständlich bestimmten Gäste mit folgenden Worten ein:

Gott zum Gruß euch, Nachbar, ich
Zeig als Hochzeitsbitter mich.
Und ich hoffe, daß ihr mir
Freudig öffnet eure Thür!
(Blagaš) Eltern laden auf
(Sonntag) und den Tag darauf
Euch zum Hochzeitsfest und Schmaus
In ihr gastfreundliches Haus.

Digitized by Google

Die Antwort lautet gewöhnlich:

Wenn es uns nur möglich ist,
Werden kommen wir zur Frist.
Wenn ein Umstand seiner Zeit
Uns verhindert, so verzeiht!

Am Hochzeittage begeben sich die Beistände, vom Redner des Bräutigams und vom gebräuchlichen Gefolge begleitet, nach dem Hofe des Vaters vom Bräutigam. Das gebräuchliche Gefolge besteht aus dem Fähnrich (stegariu), aus einem Geiger — bei größeren Hochzeiten sogar aus einer ganzen Musikbande, die gewöhnlich Zigeuner sind — und schließlich aus den Anverwandten des Bräutigams und den von seinem Vater geladenen Gästen. Die Reihenfolge im Zuge ist folgende: Voraus schreitet der Fähnrich. Seine sogenannte Fahne (staga) besteht aus einem langen Stocke, von dem ein oder auch mehrere buntgefärbte Tücher herabhängen. An der Spitze des Stockes prangt ein riesiger Blumenstrauß. An seinen Füßen trägt er helltönende Schellen, die er oft in Sprung und Reigen schüttelt, da er an ihrem Schalle besondere Freude zu haben scheint. Ihm folgen die braunen Musikanten, die unablässig bemüht sind, die lustigsten Weisen ihren schlechten Instrumenten zu entlocken. Den Zug beschließen die Gäste. Einige aus dem Gefolge haben hölzerne Flaschen mit Wein bei sich, aus denen sie unterwegs trinken, und die sie auch den ihnen begegnenden Freunden reichen. Alle haben sich gute Laune zugetrunken und ziehen singend und springend ihres Weges.

In seinem Hofe sitzt der Vater des Bräutigams auf einem Stuhle und macht kein besonders vergnügtes Gesicht beim Eintreten des Hochzeitszuges. Der Verlust seines Sohnes, der sein Vieh hütete, seinen Acker bestellte, für ihn Holz im Gemeindewalde fällte und ihn bei bagatellen Verhandlungen vor Stuhl- und Bezirksrichter vertrat, stimmt ihn zu tieferem Nachdenken. Der Redner wendet sich gleich mit folgenden Worten an ihn:

Schwiegervater, guten Tag!
Warum seufzt ihr Weh und Ach?
Warum macht ihr trübe Mienen,
Wo der schönste Tag erschienen?
Weil uns Alle ihr geladen,
Ob zum Nutzen oder Schaden.
Kommen wir zu hellen Haufen
In dem Hochzeitshof gelaufen.
Ohne Gratulation
Treten wir zu eurem Sohn
In das Haus, trotz eurem Grämen
Ihn für immer euch zu nehmen.
Und ihn ohne Widerstreben
In des Beistands Hand zu geben.

Hierauf tritt der Redner mit den Beiständen und dem Gefolge in die Stube. Hier sitzt der Bräutigam auf einer langen, buntgeblümten, braunen Holztruhe, in der er als Knabe schlief. Eben that er einen stärkenden Zug aus einer Flasche mit selbsterzeugtem Branntwein und konnte sie nur mit genauer Noth in die Tiefen des Wandschrankes verbergen. Er ist festlich gekleidet und harrt mit sichtlicher Ungeduld der Dinge, die da kommen sollen. Er trägt ein feines weißes Hemd, dessen Brust und Aermel mit bunter Stickerei besetzt ist, einen neuen Brustpelz, spiegelhell gewichste Kniestiefel und einen breiten ledernen Gürtel. Aus diesem hängt ein buntgeblümtes leinenes, bisweilen aber auch ein oder mehrere seidene Taschentücher und eine flöthenne Kette, an der sein Feuerzeug befestigt ist. Vor ihm auf dem Tische prangt sein großer Sonntagshut mit einer herabhängenden rothen Quaste und einem Strauß aus bescheidenem Federgras. Der Redner setzt dem Bräutigam den Zweck ihres Kommens mit folgenden Worten aus einander:

Sehr geehrter Bräutigam,
Dem allein es sicher gram,
Heut sind um die wenigen Wochen,
Die ihr eurer Braut versprochen!
Auch der Bestand ist gekommen,
Wie er sich es vorgenommen!
Also rüstet, doch nicht lange,
Euch zum wicht'gen Lebensgange!

Nun begeben sich alle mit dem Bräutigam in den Hof zurück, wo der Redner im Namen des Bräutigams von dessen Vater in einer gereimten Rede rührenden Abschied nimmt. Von hier begeben sich alle zum Hause der Braut.

Wohnt die Braut in einem anderen Dorfe, so findet die Trauung dort statt. Das Hochzeitsmahl aber wird auch in diesem Falle beim Vater des Bräutigams eingenommen. Der ganze Hochzeitszug des Bräutigams begiebt sich in das Dorf der Braut. Voran reitet der Redner und Brautführer, ihnen folgen die übrigen Reiter (euseri) und der Bräutigam. Den Zug beschließen die Beistände und weiblichen Gäste zu Wagen. Am Anfang des Dorfes hält der Zug. Der Redner und Brautführer reiten nun zum Hause der Braut, um den sogenannten „cipou" zu holen. Dieser besteht aus einem kurzen Stocke, auf welchem ein Strizel (geflochtener Kuchen) und drei Bissen gebratenes Fleisch gespießt sind. Im Strizel stecken drei Hühnereiern. Vor dem geöffneten Thore der Braut wird eine die Einfahrt absperrende und mit Stroh umwundene Kette ausgespannt. Auf einer hohen Stange, die an einem Thorpfeiler befestigt ist, hängt ein alter irdener Topf. Bei der Ankunft der zwei Reiter beginnen die im Hofe versammelten Mädchen das Glück der Braut und wird schließlich der „cipou" den Reitern über die Kette gereicht. Die zwei Reiter kehren mit dem „cipou" zurück und zeigen ihn dem Bräutigam, der nun mit dem ganzen Zuge nach dem Hause der harrenden Braut aufbricht.

Die Reiter aus seinem Gefolge müssen zuvor den Topf von der Stange herabschießen oder in Ermangelung von Pulver und Blei mit Steinen herunterschlagen, denn nur dann fällt die Kette und wird der Eingang frei.

Im Hofe sitzt der Vater der Braut (socru micu) auf einem Stuhle und sind der Redner der Braut und die von ihren Eltern geladenen Gäste versammelt. Der Redner des Bräutigams spricht den Vater der Braut bei seinem Eintreten mit folgenden Worten an:

Guten Morgen, Väterlein!
Warum schaut ihr düster drein?
Seid ihr vielleicht auf uns bös,
Daß wir kommen mit Getös?
Wärt ihr uns auch gram darum,
Kehren wir doch nimmer um,
Denn wir sind fest überzeugt,
Daß ihr uns zuletzt geneigt.
Glaubet uns, wir finden hier,
Was seit morgens suchen wir,
Denn schon seit geraumer Zeit
Sagen es sich alle Leut:
Alle, die wir fragen aus,
Wiesen uns in euer Haus.
Also grämt euch, Alter, nicht,
Macht ein heiteres Gesicht
Und erkundigt euch darnach,
Was wir unter eurem Dach
Eigentlich noch suchen, und
Ihr erhalt' erwünschte Kund.

Nun entspinnt sich zwischen dem Redner der Braut und dem des Bräutigams ein langer Dialog in Versen. Der Redner der Braut kommt der Bitte seines Kollegen nach und fragt ihn, was er mit den Bieten in ihrem Gehöfte eigentlich suche. Der Gefragte entgegnet: Sie kämen auf das Geheiß dieses jungen Mannes, der sich für einen Bräutigam ausgiebt. Besagter Bursche sei nämlich neulich

Digitized by Google

auf der Jagd gewesen, sei dort einem Reh begegnet und habe es, statt zu erlegen, in die Arme genommen und geküßt. Das scheue Reh sei ihm aber entsprungen. Nach Hause gekommen, habe er Gewand und Laune eines Bräutigams angelegt und sei mit den in aller Eile zusammen gerufenen Gästen aufgebrochen, das entflohene Reh zu suchen. Alle Leute, die sie unterwegs darum befragt, hätten sie hierher gewiesen. Uebrigens würden sie sich ohne Reh gar nicht entfernen, denn sie seien nach den hier gemachten Wahrnehmungen vollkommen überzeugt, daß sich das entsprungene Reh in dieses Hauses schöngroße Räume geflüchtet. Der Redner der Braut aber giebt anfangs dies alles nicht zu. Erst wenn sein Gegner alle seine angenommenen Zweifel durch eine längere gereimte überzeugende Rede zerstreut hat, legt er offenes Bekenntniß ab, reicht seine hölzerne mit Schnaps gefüllte Flasche im Kreise der Männer umher und ermahnt sie, daß sie sich auf dem langen und bangen Wege zur Kirche gehörig stärken mögen.

Nun laden die Redner die Beistände mit dem sogenannten Bogenschützen (arcaşiulu) zum Eintritt in die Stube ein. Der Bogenschütze ist ein Knabe und wo möglich der Sohn des Beistandes. Er trägt einen mit Blumen und Bändern geschmückten Bogen. Der Redner der Braut öffnet die Stubenthür, und Alle begeben sich in das saubere Gemach. Die Braut steht beim Fenster und blickt in den Garten hinaus. Ihr Herz ist voll Wonne und Wehmuth. Sie trägt einen weiten schwarzen Bauernrock, ein Hemd mit Spitzen, einen kurzen und über diesem einen längeren Brustpelz. Sie hat zwei bis fünf verschieden gefärbte und geformte, über einander gebundene Schürzen an. Nach der Anzahl der zur Schau getragenen Schürzen pflegt man die Geldverhältnisse der Braut zu beurtheilen. Ihr Kopf ist bloß, die Zöpfe aber sorgfältig hinauf gebudelt und mit Blumen geziert. Der Bogenschütze zielt zuerst nach dem Herzen des Bräutigams und dann nach dem der Braut, worauf sich beide Brautleute schweigend die Rechte reichen. Nun schießt der Knabe seinen Pfeil zur offenen Thür hinaus, was ein Zeichen ist, daß die Brautleute mit der Schnelligkeit eines Pfeiles zur Kirche aufbrechen sollen.

Im Hofe nimmt der Redner der Braut in deren Namen von ihren Eltern, Geschwistern, Verwandten und Freundinnen in schlichten, aber innigen Worten Abschied, worauf alle zur Kirche aufbrechen. Die Musikanten spielen unterwegs, und das Gefolge ist froher Dinge. Nach vollzogener Trauung führt der Bräutigam seine Braut an einem Taschentuche und begiebt sich mit dem ganzen Gefolge in das Haus seines Vaters. Hier treten ihnen zwei Frauen in der Thür entgegen, eine mit einer mit Wasser gefüllten hölzernen Kanne, die andere mit den Geschenken, welche die Braut für ihre Beistände bestimmt hat.

In den nördlichen Gebirgsgegenden Siebenbürgens wird die hölzerne Kanne mit Wasser vor der Rückkehr der Brautleute aus der Kirche vor die Thür der Wohnstube gestellt, daß Beistände und Gäste ihre Geschenke in Gold und Silber hineinwerfen können. In diesen Gegenden steht in der Mitte der Hausflur ein Stuhl. Darauf liegt ein Strützel und eine Schüssel mit reinem Weizen. Die Beistände führen nun ihre Traulinge dreimal um den Stuhl herum und streuen ihnen Weizenkörner auf das Haupt und dann in der Hausflur umher. Die Anwesenden halten das vordere Ende ihres Gewandes, um Weizenkörner aufzufangen. Wenn der Raum der Hausflur es erlaubt, so folgen alle Anwesenden den Neuvermählten bei ihrem dreimaligen Umzug um den Stuhl.

Nun wendet sich der Redner des Bräutigams, der alle weiteren Reden hält, mit folgenden Worten zum Beistand:

Beistand, nehmt den Dank der Braut,
Daß ihr heute sie getraut,
Und bewahrt die Herzlichkeit
Gegen sie zu aller Zeit.
Eurer Mühe eingedenk,
Macht sie dies euch zum Geschenk!

Die Braut giebt dem Beistand ein Taschentuch und küßt ihm die Hand, worauf der Redner fortfährt:

Dieses Taschentuch aus Seide,
Daß auch ihr habt eure Freude,
Der Beiständin schenkt die Braut
Dieses feine Hemdchen, schaut!

Nun giebt die Braut der Beiständin ein Hemd und küßt auch ihr die Hand, während der Redner fortfährt:

Wir bemerken, daß ihr schwitzt,
Dieses kalte Wasser nützt.
Wenn ihr eure Hand gewaschen,
Greifet tief in eure Taschen,
Nehmt zehn Stück Dukaten und
Werft sie auf der Kanne Grund!

Die Braut nimmt die hölzerne Kanne und schüttet Wasser in die Hände der Beiständin, damit sie sie waschen. Alle begeben sich nun in die Wohnstube. Auf dem festlich gedeckten Tisch prangt das sogenannte Apfelbäumchen (mueru). Es steckt in einem Strützel und ist mit vergoldeten Aepfeln, Birnen, Nüssen, und nicht selten auch mit Zuckerwerk und bunten papiernen Ketten behangen. Der Redner des Bräutigams vertheilt nun die Gaben, welche die Braut ihrem Bräutigam, ihrem Schwager und ihren Schwiegereltern spendet, würzt seine gereimten Reden mit drolligen Anspielungen auf die gebotenen Geschenke und spricht unter anderem zum Bräutigam:

Sehr geehrter Bräutigam,
So empfanget loderam
Von dem Bräutchen diese Gabe,
Die ich just in Händen habe,
Die zwei Taschentüchlein aus Seide,
Daß euch nur der Tod nicht scheide,
Euer Mund sei süß wie Honig,
Steigt ihr in ihr Bettlein wonnig,
Und daß eure Fäuste weich
Seien dieser Seide gleich.
Saget euren Dank dafür
Und macht eine Spende ihr!

Dann erinnert er die Braut, daß sie seiner nicht vergesse, mit folgenden Worten:

Sehr geehrte, holde Braut,
Die von Glück und Jugend thaut,
Danket eurem Redner auch,
Der gespendet Weiberrauch!
Da es ihm gerad an Geld
Und an Hanf und Leinwand fehlt,
Schenkt auch ihm ein Taschentuch,
Buntgeblümt mit frommem Spruch,
Daß er sich die Nase wisch,
Ruft der Kuckuck im Gebüsch!

Schließlich fordert er die Gäste auf, die Braut zu beschenken, wobei er unter anderem auch Folgendes spricht:

So beschenkt nun, werthe Gäste,
Unsere liebe Braut aufs beste!
Wisset aber, daß zur Frist
Nichts von ihr zu hoffen ist;
Sie hat, ich kann euch versichern,
Schon von Hemd und Taschentüchern
So geerbet ihre Truhe,
Daß man selbst hinein was thue.
Wer belacht von ihren Sachen,
Kann sich nun ins Fäustchen lachen.

Nun machen die Gäste der Braut Geschenke. Der Redner ruft bei jedem einzelnen den Namen des Gebers aus und dankt für die Braut.

In alten Zeiten erschienen drei Knaben mit den Geschenken der Beistände und umgeben den Redner. Der eine

Digitized by Google

der Knaben brachte drei Stritzel an einem Stock, der andere einen rohen Lungenbraten in der Hand und ein Gefäß mit Wein auf dem Kopfe, der dritte ein Lamm oder Schaf auf dem Rücken. Das Schaf hatte zwei brennende Wachskerzen auf den Hörnern. Der Redner übergab diese Gaben den Brautleuten mit einer entsprechenden drolligen Ansprache.

Auf den Tisch vor das Apfelbäumchen werden drei ganze (caputole) und ein Teller mit zerstückelten Kuchen (anakora), von dem je ein Stückchen für die anwesenden Gäste bestimmt ist, sowie eine Flasche mit Wein und eine Schüssel mit Speise gestellt. Der Pfarrer, der die Trauung vollzogen, hält dem Patron der neuen Ehe, den entweder das junge Paar oder er selbst wählt, eine kurze Messe. Der Patron der Ehe ist gewöhnlich der Erzengel Gabriel oder der heilige Nikolaus. Nach diesem hält der Pfarrer eine Predigt über Adam und Eva im Paradiese. Bei den Worten: „Und Eva griff nach dem Apfel" — greift er nach einem Apfel auf dem Bäumchen. In diesem Augenblicke entsteht großes Gedränge, denn jeder der Anwesenden ist bemüht, etwas vom Apfelbäumchen zu erhaschen. Der Pfarrer schneidet darauf den Stritzel, in welchem das Apfelbäumchen gesteckt, in drei Theile. Das innere Drittel befeuchtet er mit dem Wein, den er zuvor gesegnet und bietet es den Neuvermählten mit einer entsprechenden kurzen Ansprache zum Genusse dar. In dieser Ansprache giebt er seinem Wunsche, daß ihr Sinn immer treu und wahr sein, ihnen das Brod nie ausgehen möge u. s. w., würdigen Ausdruck.

Vor Beginn des Hochzeitsmahles hält der Redner den Anwesenden, die ihre angewiesenen Plätze bei Tische bereits eingenommen haben, eine der Situation entsprechende Rede und bittet nach ihrer Beendigung ein lautes Vaterunser. Nun macht eine Flasche mit echtem Branntwein die Runde und werden schließlich die Speisen aufgetragen, unter denen das gesäuerte Kraut nicht fehlen darf.

Wenn die Jugend sich gesättigt, begiebt sie sich in den Hof und liegt dem Tanze ob.

Wenn die Beistände nach Hause gehen, so erhalten sie je einen Stritzel, eine hölzerne Flasche mit Wein und eine brennende Kerze. In früheren Zeiten gab man ihnen auch einen Teller mit Aepfeln, Birnen und Eiern mit.

Die Beistände nehmen die Braut mit sich in ihre Wohnung, wo sie über Nacht bleibt. Ein Theil der Gäste giebt ihnen das Geleite, während der andere Theil den im Elternhause zurückbleibenden Bräutigam zu zerstreuen sucht. Die Beistände haben gleichfalls ein Mahl bereitet und bewirthen ihre Begleiter. Am Morgen holt der Bräutigam seine Braut mit Musikanten und Gefolge ab und geleitet sie an einem Taschentuche unter endlosem Jubel seiner Begleiter in ihr neues Heim. Nach Umständen setzen die Gäste den Hochzeitsschmaus im Hause seines Vaters fort.

Wenn das Gelöse des Festes verhallt ist, läßt die glückliche Mutter der jungen Frau ihre Mitgift auf einen mit grünem Laub geschmückten und gewöhnlich mit vier bis acht Ochsen bespannten Wagen laden und nimmt auf den Hochzeitgeleiten mit den Musikanten und ihren nächsten Verwandten Platz. Mit Musik, Geschrei und Gesang verkürzen sie sich den Weg. Beim Hause des jungen Paares angelangt, finden sie Thor und Thür geschlossen und müssen lange klopfen, bis ihnen geöffnet wird, denn die jungen Leute drinnen in der Stube liegen im süßen Rausche der Brautnacht.

Bei den Hochzeiten der intelligenten Bevölkerung fehlen diese schönen Gebräuche mit mythischem Hintergrund und wird nur noch das beschiedene Apfelbäumchen aus einiger Pietät für das Herkömmliche auf den mit modernen Speisen förmlich beladenen Tisch gestellt. Wie bei allen Völkerschaften Siebenbürgens, so treten auch bei den Rumänen die altangeerbten Sitten und Gebräuche im Wirrsal des modernen Kulturlebens immer mehr in den Hintergrund und werden gar bald aus dem Volksbewußtsein verschwinden.

Kürzere Mittheilungen.

Eine Kasbekbesteigung durch Osseten.

Der Sommer des Jahres 1888 war im Kaukasus dadurch interessant, daß die Hochgebirgsreisen, die bisher das Privilegium von Engländern und Deutschen zu bilden schienen, auch von Landesbewohnern unternommen wurden. So ward am 13./25. August gleichzeitig der Ararat von den Herren Markow, Popow und Mankow und der Elbrus von Baron Ungern-Sternberg und Herrn Galambiewsky bestiegen. Aus der in Wladikaukas erscheinenden „Terek-Zeitung" erfahren wir ferner, daß einem Osseten, B. S. Tulatow, die Lorbeeren unserer überseeischen Gäste, die weither für theures Geld zu uns angereist kommen, wie er zufällig in Radeschdin's „Land und Leute auf dem Kaukasus" — einem allgemein verbreiteten Schulbuche über Forstwesen, Moor und Tacker — gelesen habe, keine Ruhe gönnen. Aus seinem heimathlichen Dorfe Koban, das sich durch Bayern's, Virchow's und Chantre's Ausgrabungen in der Weltliteratur Ruf erworben hat, und 25 Kilometer südwestlich von Wladikaukas am Nordabhange des 5045 Meter hohen Kasbek gelegen ist, wanderte er schon am 8./20. Juli v. J. ins Dorf Sianiba (sieben Kilometer weiter nach S. O.), konnte aber nach Rücksprache mit den dortigen Jägern keinen derselben zur Besteigung des Tschristi-zupp („Christi-Höhe" nennen die Osseten den Kasbek), bereden, auf dessen Spitze, dem Volksglauben nach, Christi Wiege noch heutzutage stehen soll, woher der Verwegene, der dieselbe beträte, mit Blindheit gestraft oder verkommen müsse. So wanderte denn Tulatow vier Kilometer weiter nach W. ins Dorf Tmeni-lou, um sich dort an den bekannten Gebirgsjäger Tepsaruka Zarachow zu wenden. Dieser krummgehende 65jährige Mann zagt von 16 Jahren an auf Türe (Capra caucasica) und fand bei einer solchen Gelegenheit im Jahre 1865 unter dem Mailiew-Gletscher heiße salzige Eisenwasser, bei denen er nach schwerer jahrelanger Arbeit einen Badeort mit acht steinernen Häuschen für die Kranken schuf, die weit herum hierher aus dem Gebirge zusammenströmen. Drei Tage lang, vom 10. bis 12. Juli, wurden die Bergsteiger im Zarachow'schen Badeorte durch Regen aufgehalten. Erst am 13./25. Juli vermochten sie an eine Recognoscirung des Kasbek zu gehen. Als nun Tulatow mit dem alten Zarachow die Silgai-Ssar genannte Höhe erstiegen hatte, eröffnete sich zu ihren Füßen das herrlichste Panorama: ein ungeheurer Kranz von Gletschern umgab das an die 100 Hektare messende Kesselthal Kalka, auf welchem die 50 Kühe starke Heerde des Dorfes Tmenilou weidete. Vom Kasbek herüber hingen solche ungeheure Gletscher steil herab, daß die Besteigung des Kolosses

Digitized by Google

ein verwegenes Unternehmen schien. Nachdem die Bergsteiger die Höhe Zybir-choch (offetisch: „Kurz-Berg") zur nächsttägigen Ersteigung des Kasbek erkoren hatten, jagten sie noch Töre und kehrten zum Nachtlager an die Mineralquellen zurück.

Früh Morgens am 14./26. Juli gingen Tulatow und Zarachow gleich von den Mineralquellen aus, an der linken Seite des Mailiew-Gletschers hin, erreichten nach drei Stunden die Alpenwiese Kolka, rasteten auf ihr ein wenig, um dann über den Mailiew-Gletscher hinüber linker Hand auf die Gehänge des Kasbek am Zybir-choch hinaufzuklimmen. Nach zwei Stunden fünf Minuten Ganges gelangten sie zu einem Gletscher, auf dem sie mit Gefahr des Abstürzes in ungeheure Tiefen eine halbe Stunde lang (die Breite dieses Gletschers war 161 Schritt) ihren Weg ins Eis einhauen mußten. Hierauf ging es über Hügel 15 Minuten lang, dann kam man an einen Gletscher, über den man seinen Weg 210 Schritte weit mit der Haue — in einer Stunde fünf Minuten Zeit — sich bahnen mußte. Noch 13 Minuten lang ward ein 40 Schritt breiter Gletscher überschritten, bis zwei Stunden acht Minuten Ganges sie über einen Hügel hinüberbrachten, der von einem gelben thurmartigen Berge — nach seiner Farbe von Herrn Tulatow Burchoch (ossetisch „gelber Berg") benannt — begrenzt wurde. Während sich hier die Bergsteiger, um sich durch Speise und Trank zu stärken, niederließen, erhob sich ein Wind, begann Regen und Schnee zu fallen und letzterer dermaßen zu treiben, daß in einer halben Stunde der Tag sich in Nacht verwandelte, was Herrn Tulatow zwang, auf die Nacht zu den Mineralquellen und am nächsten Morgen nach Koban heimzukehren.

Nach diesem ersten verfehlten Versuche, den Kasbek zu erklimmen, kam Herr Tulatow am 7./19. August wieder zu den tmenitow'schen Mineralquellen Zarachow's geritten — diesmal in Gesellschaft seines mannhaften Dorfgenossen Alibek Kanukow — wenn wir nicht irren, desselben, den Professor Virchow 1882 dem Tiflifer archäologischen Kongresse als seinen Gastfreund und Gehilfen bei seinen erfolgreichen Erforschungen des Gräberfeldes von Koban vorstellte. Von hier aus ging es am 8./20. August um 10 Uhr morgens mit dem alten Tatarsub Zarachow zusammen zum Fuße des Zybir-choch, von wo die drei Offeten am 9./21. August um 5 Uhr 6 Minuten morgens die Bergbesteigung begannen. Nach halbstündiger Rast am schon bekannten Burchoch fingen sie an den Gletschern des Kasbek emporzuklimmen. Wenngleich den Himmel drohende Wolken überzogen und ein arger Wind zu wehen begann, gelangten die Wanderer doch nach einstündigem Gange bis zu einem ebenen Flecke, von welchem aus sie am Nordabhange des Kasbek, unmittelbar über dem Dowdorak-Thale (das bekanntlich nach Osten ins Terek-Thal zur Grusinischen Militärstraße hin mündet) einen schneefreien Hügel gewahrten, wohin sie sich alsbald begaben, um hier zu ruhen, zu essen und ihre Eis-Eisen auszubessern. In der halben Stunde, die sie hier verbrachten, begann ein so starker Wind nebst Schneewehen und Hagelwetter, daß die Bergsteiger in Verlegenheit geriethen, was weiter anzufangen sei. Wohl gab es auf der NW-Seite des Kasbek zwei Stufen von ebenem Boden, und zwischen der unteren und oberen derselben erhoben sich drei Erdbuckel, die einen Durchgang zum Fuße des Kasbek selbst gewährten. Wie aber hinkommen? Sobald man einen Schritt gethan, schlug des Schneegestöber einem mit solcher Macht ins Gesicht, daß man wieder einige Schritte zurückwich. Dazu erklärte Zarachow, er vermöge nicht weiter zu gehen. Da nahmen denn die unverzagten Tulatow und Alibek Kanukow die zum Aufpflanzen auf der Spitze des Kasbek vorgerichtete Fahne und kämpften mit ihr gegen den Orkan an. Sie gingen, mit Rubepausen zehn Schritte zurücklegend, um dann dem Winde den Rücken zu kehren, gestützt auf ihre eisernen, mit der Spitze in das von einer Schneeschicht bedeckte Eis eingeschlagenen Stöcke. So standen sie zwei bis fünf Minuten lang, dann ging es mit unerhörten Anstrengungen zwischen den nördlichen Erdbuckeln hindurch, um die obere Bodenstufe zu erreichen, die sie an den Fuß des Kasbekgipfels selber brachte. Sobald sie aber bloß einige Schritte gegen den Kasbek traten, schlug der Wind ihnen mit solcher Gewalt entgegen, daß sie sich kaum auf den Füßen zu halten vermochten. Da ward es ihnen denn offenbar, in welch großer Gefahr sie sich befanden, und daß sie gar nicht einmal zögern dürften, da der Schnee schon ihre Spur bedeckte und sie ihren Weg verfehlen könnten, wobei sie Gefahr liefen, umzukommen." So zogen sie sich denn eilig in den Engzug zwischen den zwei Hügeln zurück. Doch nun befestigten sie um 2 Uhr Nachmittags ihre Fahne und entfernten sich schweren Herzens zum Hügel, an dem sie den Zarachow zurückgelassen hatten. Mit ihm zusammen ging es dann auf der alten Spur zu den heißen Quellen zurück, die sie um 8 Uhr erreichten. Somit waren sie von den Quellen bis zum Fuße des Kasbekgipfels mit Ruhepausen an die 11 Stunden hinaufgestiegen, $5^1/_2$ Stunden aber hinabgegangen.

Tags darauf ritten sie nach Hause und gaben sich das Wort, nicht eher zu ruhen, ehe sie nicht die äußerste Spitze des Kasbek erklommen hätten. Nachdem sie den allerschwierigsten Weg zurückgelegt hatten, unterlag es keinem Zweifel mehr, daß, wenn der Orkan sie nicht an der Ersteigung des Kasbekgipfels gehindert, sie auf demselben ihre Fahne aufgepflanzt hätten. Die Engländer beburften ihrer Aussage nach für den ganzen Weg bis zur Kasbekspitze bloß vier Stunden, doch müsse, wie die Osseten sagen, die Zukunft die Richtigkeit ihrer Behauptung erweisen. Solcher vermöchten sie überhaupt kaum Glauben zu schenken, wenngleich dieselbe von einer Autorität, wie Herrn Radde, nicht beanstandet werde — und zwar: erstens, weil die Engländer die Namen ihrer Begleiter auf den Kasbekgipfel, auf die sie sich bezogen, verschwiegen; zweitens, weil sie keinerlei Zeichen auf dem Gipfel des östlichen Kasbek errichtet hätten; drittens, weil es unverständlich sei, was sie bewogen habe, den Rückweg zu Norden anzutreten, wo die Osseten keinen Weg wußten und es schwer halte, sich ins Dariel-Thal zu begeben, während es doch leichter wäre, auf dem bekannten Wege ins Dorf Kasbek zurückzukehren.

An Vögeln stießen mehrere Osseten am Fuße des Kasbekgipfels auf Adler, Habichte, Schwärme von Dohlen, Haubenlerchen, einzeln und paarweise; an Insekten auf die gewöhnliche Fliege.

N. v. Seidlitz.

Zur Ethnologie der Juden.

Der jüdische Stamm wird zwar gewöhnlich als ein besonders konstanter bezeichnet, aber wer jemals Gelegenheit gehabt hat, die Juden der Mittelmeerländer mit denen der ehemaligen polnischen Provinzen zu vergleichen, kann sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß es sich hier um zwei himmelweit verschiedene Typen handelt, die unmöglich aus einer Wurzel abgeleitet werden können, wenn auch der polnische Typus manche seiner unangenehmsten Charaktere den ungünstigen Verhältnissen verdankt, unter denen er seit Jahrhunderten lebt. Viele Forscher sind geneigt, in den polnischen Juden nur bebräisirte Slawen zu sehen, deren Existenz ja nicht abzulengnen ist, andere führen den niederen Typus bis ins graue Alterthum zurück — auf Beimengungen, welche das jüdische Volk in Egypten erhalten. Letztere Ansicht findet eine interessante Bestätigung durch Porträte jüdischer Gefangenen aus Lachisch, welche auf einem in London befind-

Digitized by Google

lichen Basrelief Schachcheribs dargestellt sind, und von denen Bertin („The Races of the Babylonian Empire"; im „Journal of the Anthropological Institute" XVIII, 2) eine getreue Kopie giebt. Solche Köpfe mit kurzem, negerartig krausem Haar, starkem, krausem Bart, aufgeworfenen Lippen, krummer aber kurzer, dicker Nase und großen Ohren sind jedem zur Genüge aus eigener Anschauung bekannt. Daneben stellen die jüdischen Gesandten, welche den Tribut Jehu's bringen, ganz den edelsemitischen Typus dar, wie ihn die spanischen und algerischen Juden treu bewahrt haben. Bertin kommt durch seine Untersuchungen zu dem Resultate, daß die Juden aus Nordafrika stammen und ihre Entwickelung zum Volke auf der Sinai-Halbinsel durchmachten; sie wanderten sich dann nach Babylonien; während aber aus den zurückbleibenden Stämmen die Araber wurden, welche nach Bertin den reinen semitischen oder, wie er ihn nennt, sinaitischen Typus

repräsentiren, erlitten die Juden, nordwärts gedrängt, durch die eindringenden Akkader oder Gurier, eine starke Einwirkung des armenischen oder nairischen Stammes und erhielten durch diese Beimischung die charakteristischen Formen von Nase und Kinn, aber auch den Spekulationsgeist, in dem ihnen ja heute noch die reinen Armenier erheblich überlegen sind. In Palästina mischten sie sich mit der brachycephalen Urbevölkerung, welche Bertin, weil sie sich fast überall in der Alten Welt als erste autochthone Bevölkerung nachweisen läßt, als „ground-race" bezeichnet, und in Egypten nahmen sie Negerelemente in sich auf. So entstand eine reinblütige Aristokratie, von der der edlere Typus herstammt, und eine Plebs gemischten Blutes schon zur Zeit der Blüthe des Reiches, und nur der letztere hat sich nach Nordwesten verbreitet und durch Aufnahme slavischen Blutes noch weiter vom reinen sinaitischen Urstamme entfernt. Ko.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Die Nachricht von Emin Pascha's Gefangennahme erfährt einen weiteren Widerspruch durch einen griechischen Händler, dem es gelungen sein soll, nach einer zweimonatlichen Reise von Khartum über Kassala nach Suakin zu gelangen. Derselbe weiß von einer Uebergabe der von ihm durchreisten Aequatorial-Provinz an den Mahdi nichts, wohl aber von einem wiederholt abgewiesenen Angriffe der Mahdisten auf Emin und von einem Rückzugsbefehle, den dieselben am Bahr-el-Ghasal erhalten haben. — Unbestritt gewährt auch die neueste Nachricht von dem Sturze Mwangas, des Königs von Uganda, der sich Emin und den Europäern gegenüber so feindselig verhalten hat, wieder eine Aussicht darauf, daß die Emin-Angelegenheit schließlich doch noch zu einem guten Ende geführt werden kann. Die Vorbereitungen der Wißmann'schen Expedition gehen infolgedessen auch ruhig ihren Gang weiter.

— Bezüglich Stanley's bestätigt eine Depesche Ward's die Thatsache, daß von demselben Briefe in Stanley Falls angekommen sind. Da kein Dampfer zur Verfügung stand, sind dieselben aber an dem genannten Orte zurückgehalten worden.

— Dr. Zintgraff hat im Juli 1888 von der am Elephantensee begründeten Borombi-Station aus den Oberlauf des Kalabarflusses erreicht und ist sodann in das Land der Banyang eingedrungen. Dort hat er unter anderem interessante Erkundigungen über den hypothetischen Liba-See einziehen können. Demnach giebt es in dem Lande der Banong, die in Banyang zum Theil als Sklaven leben, zwei große Flüsse, namens Difumun und Liba, und der fragliche See ist möglicherweise eine Erweiterung des letzteren, der am weitesten im Osten fließt. — Im September ist der Reisende abermals nach dem Kalabarflusse aufgebrochen, und zwar mit einer starken Karawane, die darauf berechnet war, das Handelsmonopol der Banyang-Häuptlinge zu brechen und womöglich bis Abamana vorzudringen.

— Premierlieutenant Kling, der Begleiter des Stabsarztes Dr. Wolf, hat in den Monaten Oktober und November 1888 die Reise von der Station Bismarckburg (im Adeli-Lande) zur Küste durch ein vollkommen unerforschtes Gebiet zurückgelegt. Er hat dazu aber etwa doppelt so viel Zeit gebraucht (drei Wochen), als Gurt von François, der die Reise von Bismarckburg zur Küste durch das Land Kebu in zehn Tagemärschen machte. Trotz der Hindernisse, auf die er stieß, gedachte Premierlieutenant Kling nach kurzer Rast von neuem in das Innere einzudringen.

— L. A. Brémond, der schon mehrere Reisen in Abyssinien ausgeführt hat, ist im Begriffe, eine neue Expedition dahin zu organisiren. Er gedenkt Schoa auf dem Wege durch Harrar zu erreichen und von dort nach Kaffa vorzudringen, um womöglich erst bei Zanzibar wieder an die Küste zu gelangen. Eins der Hauptprobleme, die er dabei lösen will, ist dasjenige, welches sich an den Wabyoder Oromo-Fluß und sein vermeintliches Münden in die Dschuba knüpft.

Australien und Polynesien.

— Der bekannte Reisende H. Zöller hat dem Vernehmen nach von der Nitrolabe-Bai aus eine Tour in das Innere von Kaiser-Wilhelms-Land unternommen, und es ist ihm gelungen, das gewaltige Finisterre-Gebirge bis zu einer Höhe von 2600 m zu ersteigen.

— Die Kolonie Südaustralien strebt eifrig danach, ein Weinland zu werden, und der Jahresbetrag ihrer Kelterei zeigt in der That eine stark steigende Ziffer. 1887 exzeugte man nur 510 000 Gallonen (ca. 23 000 hl) Wein, 1888 aber 708 000 Gallonen (ca. 32 000 hl). Den Europäern gedenkt man die guten Eigenschaften des australischen Gewächses bei Gelegenheit der bevorstehenden Pariser Weltausstellung so gründlich als möglich zu demonstriren.

Inhalt: Hermann von François: Curt von François' Reise von Hamburg nach Malange. (Fortsetzung.) — Ein Besuch auf der Insel Hoden Königsburg. (Mit drei Abbildungen.) — Pampas-Leben. (Mit zwei Abbildungen.) — Robert Peters: Rumänische Brautwerbung und Hochzeit in Siebenbürgen. — Kürzere Mittheilungen: N. v. Seidlitz: Eine Kautschukreinigung durch Essigsäure. — Zur Ethnologie der Juden. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Australien und Polynesien. (Schluß der Redaktion am 8. Januar 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Curt von François' Reise von Hamburg nach Malange.

Mitgetheilt von Hermann von François.

(Schluß.)

(Mit vier Abbildungen.)

Am 4. Januar verließen wir Gabun, passirten um 8 Uhr abends den Aequator, wo ich von einem dürftig kostümirten Neptun die unvermeidliche Taufe erhielt, und weiter fuhren wir, immer in Sicht der Küste bleibend, bis Mayumba, nachdem der Dampfer nur in Fernond und Setta Cama Waaren ab- und aufgeladen hatte.

200 m hohe Berge, dicht mit Urwald bedeckt, treten nahe an die Küste heran und fallen in steilen Böschungen zum Meere nieder. In heftiger Brandung wälzt sich das Meer gegen die Ufer, die Aufeinanderfolge der Wellen ist eine so schnelle, daß nur sehr gewandte und starke Bootsleute im Stande sind, einen Kahn flott zu machen. In ungeschickten Händen wird das Fahrzeug mit seinen Insassen unfehlbar kopfüber nach dem Strande geworfen. Diese Brandungsart tritt an der flachen Küste Angolas vielfach auf und ist von den Schiffern sehr gefürchtet.

Auf vorspringender, nach Norden gebogener Landzunge liegen die wohlgepflegten Anlagen der Faktoreien. Der Kontrast der wildbewachsenen Höhen und der sorgsam bebauten Felder, die hinter den Plantagenanlagen hervorschimmernde Lagune und der das Bild begrenzende tiefblaue wolkenlose Himmel, verleihen dem Ganzen eine hohe landschaftliche Schönheit. Mayumbo ist eine Oase an dem sonst öden Küstenstreifen.

Die erwähnte Lagune, von den Eingeborenen Banha genannt, ist ohne Frage der Glanzpunkt der Gegend. Sie wird im Norden und Westen von der etwa 75 km langen Landzunge, im Osten von der Küste eingeschlossen und zeigt überall reizende Ufer, welche das Meer mit Tausenden von schmackhaften Austern speist. Aus dem schmutzig dunklen Wasser heben sich malerisch mehrere mit Mangroven bewachsene Inseln hervor, auf denen sich um die Mittagszeit Flußpferde in starken Heerden tummeln. Vögel aller Art beleben Ufer und Inseln und in langen Linien umkreisen Enteschwärme das Wasser.

Ein Spaziergang von der Faktorei nach dem eine Stunde südöstlich gelegenen Negerdorfe Macallem-Ngombe führte mich zunächst an vier Gräbern vorbei. Es war die Ruhestätte von drei englischen Offizieren und einem der deutschen Faktorei unterstellten Kaufmanne, welche bei einer Jagd auf Flußpferde am 23. Mai 1883 ihren Tod fanden. Weiter führte der Weg durch einzelne Urwaldparzellen, dann durch Savanne, und nach dieser kam ich in einen Palmenhain, der an Schönheit der Lage und an Größe der Bäume alles bisher Gesehene übertraf. Hier war der Wohnsitz des Ortsgötzen. Vier übereinander gestellte, zwei Fuß hohe Figuren grinsten mich mürrisch an und mochten, nach dem verwitterten Aussehen zu urtheilen, wohl schon 100 Jahre ihre unumschränkte Herrschaft ausüben.

Durch Maniok- und Maisfelder kam ich dann zum Orte selbst, der 15 kleine Hütten umfaßte. Die Bevölkerung war scheu, nur einige Männer kamen in meine Nähe, und wenn ich mich einem weiblichen Wesen näherte, so verschwand es kreischend in der Ferne.

Digitized by Google

Gegend Abend dampften wir weiter nach Süden. Drei Kilometer von der Kwilu-Mündung durchschnitten wir den Kehricht des Flusses — eine graugelbe Wasserlinie — und bald lagen wir vor Loango. Die Küstenlinie erreicht hier in allmäligem Ansteigen ihre höchste Höhe und zeigt interessante Formationen. Auf einem 50 m hohen bastionartigen Vorsprunge weht die französische Flagge, in ihrer Nähe am nördlichen Hange liegt die Wohnung des Kommandanten, umgeben von Zelten, in denen die militärische Macht — Neger vom Senegal — untergebracht ist. Weiter rückwärts liegen die englischen, portugiesischen und amerikanischen Faktoreien, sowie die französische Mission. Da der Kapitän dort Sachen abzuladen hatte, so benutzte ich das abgehende Boot, um an Land zu gehen. Die Mais- und Maniok-Anpflanzungen machten hier denselben wohlgepflegten Eindruck wie unsere heimischen Felder, und auch die Bevölkerung gefiel mir besser wie die in Mayumba. Die Männer und Weiber waren besser und reinlicher gekleidet.

Am 9. verließen wir Loango und fuhren über Landana und Kabinda nach Banana. Schon von ferne konnten wir die Wassermassen des gewaltigen Kongo erkennen, der graugelb in das Meer hineinströmt und mehrere kleine schwimmende Inseln in den weiten Ozean hineinträgt. Ich kann nicht sagen, daß das Panorama von Banana schön ist, aber es hat durch die riesigen, weißgetünchten Faktorien, hinter denen die rasch dahineilenden Fluthen des majestätischen Stromes sichtbar sind, einen eigenartigen Reiz.

Am nördlichen Ufer des Kongo befinden sich in nassen Niederungen starke Mangrove-Waldungen. Erst jenseit derselben, in dem einige Stunden entfernten Hügellande, liegen die nächsten Ansiedelungen.

Auf der Rhede von Muculla, das wir am 13. erreichten, lag ein portugiesisches Kriegsschiff, welches wegen stattgehabter Unruhen hierher beordert war. Von den vier Vorstehern der französischen, holländischen, portugiesischen und englischen Faktoreien wurden nämlich, da die Eingeborenen faul und nachlässig waren, Kru-Neger angenommen. Hierüber erzürnt, überfielen die Eingeborenen am 17. Dezember sämmtliche Faktoreien und es entspann sich bald ein heftiger Kampf, in welchem die Neger hinter dem Pulverhause Schutz gegen das Gewehrfeuer aus der holländischen Faktorei suchten. Wahrscheinlich durch ein in dem inneren Raum eindringendes Geschoß ging das Pulverhaus und mit ihm ca. 30 Eingeborene in die Luft. Von den Negern war hiernach bald nichts mehr zu sehen. Die Ortschaften der Umgegend sind auf mehrere Meilen landeinwärts verlassen und der Geschäftsverkehr mit dem Innern demzufolge ein so geringer, daß die holländische Handelsgesellschaft damals mit der Absicht umging, ihre dortige Faktorei eingehen zu lassen.

Noch an demselben Tage gelangten wir nach Ambrisette und am 14. nach Musserra. Die rothen Sandsteinklippen, die hier auf lange Strecken das Meer begrenzen, und die vielen verwitterten Granitblöcke, die den etwa 200 m hohen Kamm des Gebirges krönen und unter denen einer — der 20 m hohe Pillar — dem Schiffer als Seezeichen dient, geben der Landschaft ein wildes, zerrissenes Gepräge. Die Faktoreien selbst, von denen hier zwei französische, zwei englische und eine holländische etablirt sind, liegen nördlich von diesem Terrain auf dem sanft abfallenden Westhang der Musserra-Kette und gewinnen neben den zerklüfteten Höhen doppelt an Anmuth. (S. Abbildung 3.)

Kilsembo, unser nächstes Ziel, war südlich von Musserra an der Küste sichtbar. Auch hier tritt ein Sandsteinriff mit felsigem, stellenweise 20 m hohem Ufer an das Meer heran, und auf demselben stehen die Flaggenstangen vor dem Wohnhaus der englischen, französischen und deutschen Faktorei. 1½ Stunde südwärts kommen wir nach Ambris, welches in seiner Lage große Aehnlichkeit mit Kilsembo hat.

Zu meiner Freude waren die Boote der Faktorei durch einen eingetroffenen portugiesischen Dampfer so in Anspruch genommen, daß der Kapitän nicht löschen konnte, und so ging es denn direkt weiter nach dem Endpunkte unserer Seereise, nach Loanda.

Neugierige Negerinnen vor der Hütte des Reisenden.

Das Bild, das sich in Loanda meinen Augen darbot, zeigte eine größere Lebendigkeit als ich erwartet hatte. Drei portugiesische Kriegsschiffe, zwischen denen sich die kleinen Kanus der Eingeborenen tummelten, füllten in buntem Flaggenschmuck den Hafen.

Die Stadt ist an der östlichen Hafenseite amphitheatralisch aufgebaut. Nordwestlich derselben steigen schroffe Felswände in schmutzig gelben und braunrothen Schichten aus dem Meere empor. Hier, wie auch südlich von Loanda, auf vorspringenden Bergrücken befinden sich Forts, die allerdings keinen Anspruch auf fortifikatorische Bedeutung machen können. Parallel dem Ufer behnt sich nach Süden die sandige und nur wenige Meter hohe Loanda-Insel aus.

Nachdem unsere Expeditionskisten zur Alfandega und meine eigenen Sachen in die für uns gemiethete Wohnung transportirt waren, wanderte ich in die Stadt.

Die Straßen sind zum Theil gepflastert, jedoch stets mit einer fußhohen Sandschicht bedeckt, welche die starken Regengüsse aus den oberen Bergtheilen herabführen. Ein Reinigen der Straßen scheitert an der Faulheit und Indolenz der Neger. Nicht weit von der 50 m breiten Hauptstraße, wo in früheren Jahren Sklavenhandel getrieben wurde, befindet sich ein Platz, in dessen Mitte auf steinernem Podium der Strafpfeiler steht.

Die Kirchen sind bis auf die Garnisonkirche unbedacht. In letzterer wohnte ich einem Gottesdienste bei, den ich, soweit es die zum Kirchgang kommandirten Soldaten betrifft, kurz schildern will. Mit einer bewaffneten Section an der Spitze, der zwei abwechselnd auf Hörnern blasende Trompeter folgten, rückte ein 60 Mann starker Trupp zur Kirche.

Digitized by Google

Vor derselben faßte die Tetensection Gewehr an, die Mannschaft nahm auf Kommando die Mützen ab, und im Tritt gings durch das Portal in die Kirche hinein, wo ein lautes „Halt“ das Ganze zum Stehen brachte. Der bewaffnete Theil der Soldaten hatte neben dem Altar Aufstellung genommen; beim Erscheinen des Priesters hieß es: „Stillgestanden! Seitengewehr pflanzt auf!“ und dann als die Hostie gezeigt wurde: „Kniet nieder!“ was den in Massen versammelten Negerbuben ein gerüttschvolles Grinsen ablockte. Wie der Aufmarsch, so erfolgte auch nach dem Gottesdienst der Abmarsch mit lauten Kommandos.

Am Nachmittag besuchte ich das Grab des Afrikareisenden von Barth, dem die portugiesische Regierung auf dem Kirchhof unter rothblühenden Akazien einen hübschen Denkstein gesetzt hat.

Im Hospital, welches ich ebenfalls besuchte, fand ich etwa 45 an Fieber, Dissenterie und Leberkrankheit Leidende; merkwürdigerweise aber keine Augenkranken, obgleich mir in der Stadt eine große Anzahl Blinde begegnet waren, welche oft zu zwölf hintereinander sich an einem langen Stock haltend durch die Straßen zogen. Auf meine diesbezügliche Frage erfuhr ich, daß die Erblindung infolge einer Pockenepidemie entstanden und seitdem in Loanda Impfzwang eingeführt sei.

Nachdem ich in Loanda noch meinen Barometer auf dem dortigen meteorologischen Institut, welches gleichzeitig auch magnetische Beobachtungen und Zeitbestimmungen macht, verglichen hatte, war ich zur Weiterreise fertig.

Auf dem Dampfer „Serpa Pinto“ verließen wir am 23. Januar morgens Loanda, passirten um zehn Uhr vormittags die Barre des Quanza und gingen, da der Kapitän Sachen abzugeben hatte, eine halbe Stunde vor der nahe der Flußmündung gelegenen englischen Faktorei vor Anker. Schon nach kurzer Zeit setzten wir aber die Fahrt in dem schönen Thal des Quanza fort.

Rechts und links werden die Ufer von saftigen Wiesen begrenzt, in deren stellenweise sumpfigen Strecken der Papyrus üppig wuchert. Vielfach zeigt die Thalbreite tesself-

Quinzenge.

artige Erweiterungen, die nicht selten bis 8 km breit durch hohe Hügelketten eingerahmt werden. Die sumpfigen Niederungen sind von einer mannigfaltigen Vogelwelt belebt. Auf dem rechten Ufer befinden sich bedeutende Ansiedelungen, die zum Theil in schönen Palmenhainen liegend, ein allerliebstes Schauspiel bieten. Ueberall hatten die Eingeborenen die Plätze zum Wasserholen als Schutz gegen die hier viel vorkommenden Krokodile durch einen Zaun abgesteckt.

Von großen Ortschaften berührten wir Calumbo, welches ungefähr 150 Hütten und ein 20 Mann starkes Militärkommando hat, und ferner Bom Jesus, wo die Farm des Herrn Schulz, eines Deutschen, liegt.

Herr Schulz gehört zu den 50 Deutschen, welche 1847 auf der Fahrt nach Brasilien an die Küste von Angola verschlagen wurden und in Duque de Braganza einen Ansiedelungsplatz von der portugiesischen Regierung angewiesen erhielten. Schon nach drei Jahren waren alle bis auf Herrn Schulz dem Fieber erlegen.

Gegen Abend kamen wir nach Cunga, das zu unserer Nachtruhe bestimmt war.

Wie schon an den vorher passirten Ortschaften, so empfing uns auch hier die neugierige Bevölkerung mit lautem Geschrei. Ich machte mir bei dieser Gelegenheit den Scherz, eine leere Flasche auf die Masse anzulegen, worauf alle in schleuniger Flucht davonenilten.

Cunga liegt in einer damals mit zwei Meter hohem Gras bedeckten Ebene. Ihm gegenüber auf dem linken Quanza-Ufer tritt ein gegen 100 m hoher Hügelzug mit stark geböschten Hängen ziemlich dicht an die Thalniederung heran.

Am Nachmittag des folgenden Tages lief der englische Dampfer „Silva Americana“ hier ein, welcher uns, da „Serpa Pinto“ zu großen Tiefgang hatte, nach Dondo weiter befördern sollte. Wir begrüßten das Eintreffen mit Freude, denn unser bisheriges Transportmittel war wenig komfortabel und höchst unsauber.

In aller Frühe schon strömten die Weiber von Cunga mit Körben und Töpfen versehen nach dem Marktplatze. Originell war die Tragweise der Körbe. Dieselben ruhten in einem Bande, welches die Trägerin über der Stirn be-

Digitized by Google

festigt hatte. Zur Abschwächung des Druckes lag zwischen Band und Stirn ein aus Gras geflochtenes Kopfpolster. Unter den zahlreichen Verkäuferinnen schienen nicht alle frei von Ungeziefer zu sein, ich sah mehrere Weiber, die — analog den Affen — eine der andern die Läuse vom Kopfe suchten.

Um die Mittagsstunde des 25. setzten wir auf unserm neuen Dampfer die Fahrt fort. Der Fluß, der sich bei Calumbo und Cunga bis auf 100 m verengte, nimmt jetzt an Breite zu und bildet Inseln, auf denen man hin und wieder einige Negerhütten mit anschließenden Mais- und Manioksfeldern sehen kann. Bei einer solchen Insel bemerkten wir ein Krokodil, welches durch einen Schuß in den Kopf getödtet und von einem in den Wasseradern seines Inselreichs herumruderuden Neger als Beute heimgeführt wurde.

Bei Sagua wächst die Flußbreite bis 250 m, und auch die Thalränder gewinnen an Ausdehnung.

Um 4½ Uhr machten wir bei der Station Boca do Quanza Halt. Die Nachtruhe auf dem Dampfer wurde wir durch Moskitos gründlich verleidet, und auch das Wiehern naher Flußpferde und ein unleidliches Froschkonzert trugen nicht zu meiner Erholung bei.

Ueber Quinzengo (S. Abbildung 2) gelangten wir am folgenden Tage nach Maxima, dem einzigen Punkte, den die Portugiesen südlich des Kuanza auf dem Gebiete der freien Kissama besitzen.

Der Chef von Duque de Braganza, welcher mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern auf dem Dampfer anwesend war, wußte viel von der Wildheit dieses Volksstammes zu erzählen und rieth uns ab, von Dondo aus eine Exkursion dorthin zu unternehmen.

Die holländische Faktorei. Die englische Faktorei. Der Pillar.

Die Musserra-Küste.

Maxima liegt am Fuße eines Hügels. Aus den zahlreichen grauen Strohhütten tritt stattlich eine massiv gebaute Kirche hervor, und auf der Kuppe des Hügels, den Ort überhöhend, steht ein kleines Fort, welches sich vom dunkeln Hintergrund waldiger Berge schön abhebt.

Vor Massangano traten wir in eine bedeutende Flußerweiterung ein, in deren Hintergrund, auf dem rechten Quanza-Ufer recht erhebliche Bergmassen sichtbar werden.

Am 27. Januar abends trafen wir in Dondo, unserer letzten Dampferstation ein.

Dondo ist ein auf dem rechten Ufer gelegener kleiner Ort, mit fast 3000 Einwohnern. Hart am Fuße eines 100 bis 150 m hohen Plateau gelegen, ist es von Bergen kesselartig begrenzt.

So pittoresk diese Lage landschaftlich ist, so schädlich ist sie der menschlichen Gesundheit. Die Berge verhindern den freien Zutritt der Luft. Es concentrirt sich deshalb eine drückende Hitze und Schwüle um den Ort, die unerträglich ist, und im Verein mit den Ausdünstungen des Quanza die hier oft sehr heftig auftretenden Fieber herbeiführt. Die Weißen kränkeln fast beständig und sind bei Tage selten auf den Straßen zu sehen. Desto stärker sind die Straßen aber von der schwarzen Bevölkerung belebt. Fast ununterbrochen sieht man Karawanen von 50 bis 100 Mann durch die Straßen ziehen, die von Malange resp. Kassange kommen und dorthin gehen. Mit Genuß kann man diesen Zügen zusehen. Jung und alt, groß und klein wanderte einer hinter dem andern her. Die Last auf Kopf oder Schulter, gehen die Träger in möglichst stolzer Haltung unter muntern Gesängen den Wegen entlang. Die eintreffenden Karawanen setzten ihre Waaren bei dem Kaufmann, den sie beglücken wollen, ab und nehmen Pulver, Feuersteingewehre, Zeug, Perlen u. s. w. als Aequivalent in Empfang. Natürlich liegt den Kaufleuten in Anbetracht der

Digitized by Google

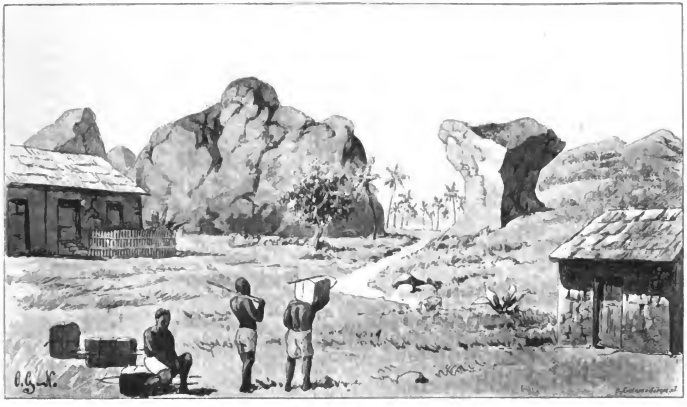
starken Konkurrenz — es existiren wohl 50 Kaufläden in Dondo — viel daran, sich gute Kundschaft zu erhalten. Die auswärtigen Karawanen werden deshalb sehr freundlich empfangen und finden in dem Hofe des Kaufmanns einen bequemen Rastplatz für die Ruhetage. Die Baulichkeiten sind diesem Gebrauche entsprechend eingerichtet; die Höfe sind groß und geräumig und haben einen überdachten Unterkunftsraum.

Als ich ankam, lagerten auf dem Hofe meiner Wohnung ungefähr 60 Leute aus Kassange, die zu fünf und sechs um ein Feuer geschaart, mit Aufmerksamkeit der Zubereitung ihres Mittagsmahls folgten. Alle machten einen zufriedenen und glücklichen Eindruck, keiner schien von Kummer und Sorgen gedrückt zu werden. In der That gelten die Neger von Kassange für reich, trotzdem aber sind sie eifrig bemüht durch emsiges Arbeiten mehr zu erwerben.

Kassange allein soll jährlich gegen 100 000 Last Kaffee, die Last zu 120 Pfund, nach Dondo liefern. Außer Kaffee kommen Gummi, Wachs, Palmöl, Palmkerne, Erdnüsse, Felle und Elfenbein aus dem Inneren. Auch mit den südlich des Quanza wohnenden Kissama und Libollo, deren Unterwerfung der portugiesischen Regierung bis jetzt nicht gelungen ist, wird ein reger Verkehr unterhalten. Zu Hunderten lagern Dondo gegenüber am Ufer die Kissamas mit ihren Lasten, und Kanus gehen, den Verkehr vermittelnd, hinüber und herüber.

Die Ueberfahrtsstelle ist staatlich verpachtet, und jedes Ueberfetzen bringt dem Fährmann pro Person einen Makuta ein. Dondo ist als Handelscentrum für Loanda ein höchst wichtiger Ort. Es würde sicherlich sehr viel schneller aufblühen und eine große Zukunft haben, wenn die Lage nicht für den Europäer eine so ungünstige und gesundheitsgefährliche wäre.

Das rege, geräuschvolle Treiben am Tage findet am Abend keinen Abschluß, scheint sich vielmehr zu verstärken.



Pungo a Ndongo.

Hier bringen bettelnde Neger einem Ladenbesitzer mit ihrem Nationalgesang ein Ständchen, dort ziehen johlend Träger durch die Straßen, und dazwischen tönt das Geschrei streitlustiger Burschen. Oft, namentlich an mondhellen Abenden, reihen sich die schwarzen Gesellen zum Bauka (Tanz), der bis auf die darin vorkommenden unästhetischen Stellungen, mit unserer „Quadrille à la cour" Aehnlichkeit hat. Trommel, Harmonika und Marimba[1]) begleiten den Tanz. In einer der schlaflosen Nächte hörte ich auch den Todtengesang der Neger, der stundenlang vor dem Hause des Vorstorbenen gesungen wurde. War ich endlich ein wenig eingeschlummert, so brachte mich sicher das unausstehliche Handelsklatschen, mit dem die Ruhestörer ihr Gebeul in Intervallen begleiteten, zu mir selbst zurück.

Trotz der ungeheuren Hitze lockte mich die anmuthige Umgebung der Stadt mit ihrem Wechsel von Palmen und Baobabbäumen, mit ihren Hügeln und Gärten immer wieder ins Freie hinaus. Die Perle der Landschaft sind ohne Frage die schönen Fälle des Kuanza bei Kambabu, die Edmard Mohr und Dr. Buchner treffend geschildert haben. Aber auch zwei andere Touren sind sehr lohnend: die eine auf der Straße nach Malange durch die schönen Baobabbäume, und die andere nach dem eine viertel Stunde östlich von Dondo gelegenen verfallenen Fort, welches die Stadt um etwa 40 m überragt. Von hier genießt man eine herrliche Aussicht. Dordo liegt zu Füßen, das liebliche Bett des Quanza schlängelt sich durch die saftig grüne

[1]) Die Marimba ist ein zwei Meter langes, im Halbkreis gebogenes Instrument, welches auf der unteren Seite als Resonanzboden eine Anzahl verschieden großer Kürbisgefäße und auf der oberen als Klaviatur ebenfalls in der Größe variirende Hölzer hat. Die Eingeborenen schlagen mit Paukenschlägern auf die Holzplatten des Instruments und erzeugen mit großer Fertigkeit wohlklingende Melodien.

Digitized by Google

Niederung, und in weiter Ferne werden die scheinbar steilgeböschten hohen Berge von Liboll a sichtbar.

Unter der Bevölkerung der Stadt befinden sich 15 bis 20 europäische Familien, meist portugiesische Kaufleute, die untereinander gut zusammenhalten. Ein Hauptunterhaltungsthema bilden die zahlreichen Forschungsreisenden, die über Dondo nach dem Innern vordringen und mit mehr oder weniger großen Erfolgen heimkehren. Schonungslos werden sie der schärfsten Kritik unterworfen, man bespricht ihr Privatleben, ihren Charakter, weiß eine Menge oft gesuchter und kleinlicher Belege für die eigenen Behauptungen anzubringen, kurzum man klatscht in des Wortes würdigster Bedeutung. Dabei spotten die scharfen Zungen über das leichtgläubige Europa, welches den überschwänglichen Berichten so vieler Nennommisten, die gelegentlich über Dondo hinausgekommen sind, rückhaltlose Bewunderung zollt.

Nach dreimöchentlichem Aufenthalt in Dondo trat ich am 17. Februar mit 20 Trägern den Marsch nach Malange an. Lieutenant Wißmann war bereits in Malange, und die anderen Herren sollten später von Dondo abrücken.

Die Straße nach Malange führt nördlich des Kuanza durch die Uebergangszone von der Küstenniederung zur Hochebene hindurch. Die Zone ist bergig und zerrissen; sie wird von vielen kleinen Gewässern durchschnitten, deren Thäler und Hänge zum Theil im Schmuck schöner Waldungen prangen. Bis Pambo ist die Straße durch künstliche Anlagen verbessert worden. Von Pambo ab aber existiren solche Verkehrserleichterungen nicht. Ohne Besinnen muß man über Risse, Bäche, Sümpfe und andere Hindernisse hinweg. Die Bevölkerung hat sich ziemlich spärlich an der Straße niedergelassen. Die portugiesische Regierung hat deshalb in Abständen von 15 km Posten — sogenannte Patrolhas — etablirt, in denen 2 bis 4 zerlumpt aussehende Soldaten der („Guerra preta") der (afrikanischen Landwehr) stationirt liegen. In einer solchen, der N'danha Manha, hatte ich mir eben eine unreinliche und an Ungeziefer reiche Stube zum Nachtlager zurecht gemacht, als ich in der Ferne eine Karawane heranziehen sah. Bei derselben befand sich eine Tipoya und in dieser ein Mann, der zweifellos ein Weißer war. Ich ging sofort dem Zuge entgegen, stellte mich dem Herrn vor, und wer beschreibt meine Freude, als ich den Namen „Dr. Pogge" hörte.

Dr. Pogge unternahm bekanntlich 1880 mit dem Lieutenant Wißmann zusammen im Auftrage der Deutsch-Afrikanischen Gesellschaft eine Expedition nach Centralafrika, trennte sich von seinem Gefährten in der arabischen Station Njangwe und errichtete in Mukenge eine deutsche Station. Jetzt, als sein Reisegenosse auf seiner zweiten Tour nach Mukenge war, kehrte Pogge von dort zurück, um in der Heimath die wohlverdiente Anerkennung und Erholung zu genießen. Leider traf ihn, schon an der Küste angekommen, das überaus tragische Geschick, an der Schwelle der Heimath zu sterben. Schon hier, als ich ihn traf, sah er sehr angegriffen aus, er hustete beständig und war auffallend schwach; er trug den Todeskeim bereits in sich, das fühlte ich wohl. Soweit es in meinen Kräften stand, sorgte ich für den Mann, dem ich schon in der Heimath im Geiste auf seinen kühnen Zügen gefolgt war. Ich bereitete ein Abendbrod, aus Huhn, Erbsen, Früchten und Thee bestehend, und leerte mit ihm und seinem Dolmetscher Germano zwei Flaschen Sekt, die ich extra für ein Zusammentreffen mit Pogge mitgenommen hatte. Ueber Mukenge erzählte mir Pogge viel, leider konnte er seiner Gesundheit wegen aber keinen Ausflug nach dem nicht fern gelegenen Kassai-Fällen unternehmen. Fieber hatte er während seines dreijährigen Aufenthaltes in Afrika nicht gehabt, dagegen litt er in Mukenge einmal an Skorbut. Bis spät in die Nacht hinein ließ ich mir von dem berühmten Manne erzählen. Am anderen Morgen nahm ich von ihm Abschied — leider für's Leben.

Der weitere Marsch nach Pungo a N'dongo führte über wellenförmiges Terrain, welches baumlos von langgedehnten Viehweiden bedeckt, eine höchst einförmige Physiognomie trägt. Desto interessanter und geradezu romantisch liegt Pungo a N'dongo selbst. Bevor ich diesen Ort erreichte, machte ich in Kaschange die Erfahrung, daß ein Ansahren in preußischer Art auf den Neger einen großen Eindruck macht. Ein Mulatte bettelte mich dort an, ich sagte ihm, daß ich nichts geben könne. Nach einer Weile aber wiederholte er seine Bettelei hartnäckiger, worauf ich ihm kurz und laut ins Ohr schrie: „Do nada" (Ich gebe nichts). Im Nu war der Mann in einem Hause verschwunden, und die in großer Zahl umherstehenden Träger einer Balunda-Karawane suchten das Weite.

Die Stadt Pungo a N'dongo liegt in thalartiger, von hohen Felswänden eingefaßten Schlucht, die sich an zwei Stellen erweitert. Kleinere Seitenthäler, in denen die Vegetation üppig wuchert, zweigen sich nach den Seiten ab. Die Felsen bilden keine zusammenhängende Masse, sondern bestehen aus isolirten Felsblöcken von 100 — 150 m Höhe und ungefähr 2500 m Grundfläche. Affen, auch Leoparden sind hier zu finden. Die verwitterten Gesteine geben den Felsen oft merkwürdige Formen. Die Kuppen sind mit Moos und schönem Gras bewachsen, und wo an den Abhängen fruchtbarer Boden haftet, da recken Euphorbien ihre Kandelaber-Arme in die Luft. Am Fuße der Felsen wachsen Palmen und rothgelbe Akazien, zwischen denen die hellgrünen Blätter der kleinen Bananen emsälckend hervorblicken. Das Gestein besteht aus hartem Sandsteinkonglomerat. Es hallt dumpf wieder, wenn man auf dem Felsen lustwandelt, ein Beweis, daß der Felsen durch Regen und Wetter stark ausgehöhlt worden ist. (S. Abbildung 4.)

Pungo hat ungefähr zwanzig portugiesische Handelshäuser und eine Garnison von 50 Mann.

Am 22. Februar verließ ich das Felsennest und erreichte nach einem zweitägigen Marsch über die heiße, wenig anziehende Ebene Malange.

Indische Felsentempel und Felsenskulpturen.

(Mit vier Abbildungen.)

Unter den Spuren, welche die religiöse und sozialpolitische Reformbewegung des Buddhismus nach ihrer endgültigen Unterdrückung durch den Brahmanismus in Indien hinterlassen hat, sind diejenigen, welche ihre Anhänger unter einem unsäglichen Aufwande von Mühe und Kunst in die harten Felsen hinein und aus diesen Felsen heraus gemeißelt haben, zweifellos die unvergänglichsten und merkwürdigsten. Die Stürme, die seither über das Land hinweg gebraust sind — die historischen ebenso wie die physischen — haben mancherlei davon verwischt und zerstört, der größere

Digitized by Google

Die Tänzerinnen.

Digitized by Google

Theil und das Weſentliche davon ſteht aber bis auf den heutigen Tag unberührt da, und verſpricht auch zugleich noch manches kommende Jahrhundert und Jahrtauſend zu überdauern.

Die Neigung, die heiligen Stätten ihrer Gottesverehrung in die anſtehenden, maſſiven Felſen und Gebirgshänge, ſowie in losgelöſte Rieſenblöcke hinein zu graben, ſcheint den Bewohnern Indiens ſeit den älteſten Zeiten eigen geweſen zu ſein, die Mehrzahl der indiſchen Felſen- oder Höhlentempel verdankt aber ihren Urſprung den Buddhiſten. Im ganzen kennt man gegen tauſend, und die Hauptſtätten, an denen ſie ſich finden ſind die Weſt-Ghats (bei Naſik, Adſchayanta Ellora ꝛc.), die Oſt-Ghats (bei Khandagiri und Katak ꝛc.) und die Hügelketten, welche ſich von dem Vindhya-Gebirge gegen den Ganges hin abzweigen (bei Biſſah, auf dem Plateau von Malwa).

Die berühmteſten und ſchönſten Gruppen ſind die von Adſchayanta und Ellora, in den Weſt-Ghats; von den letzteren ſind aber nur ein Theil als Schöpfungen der Buddhiſten,

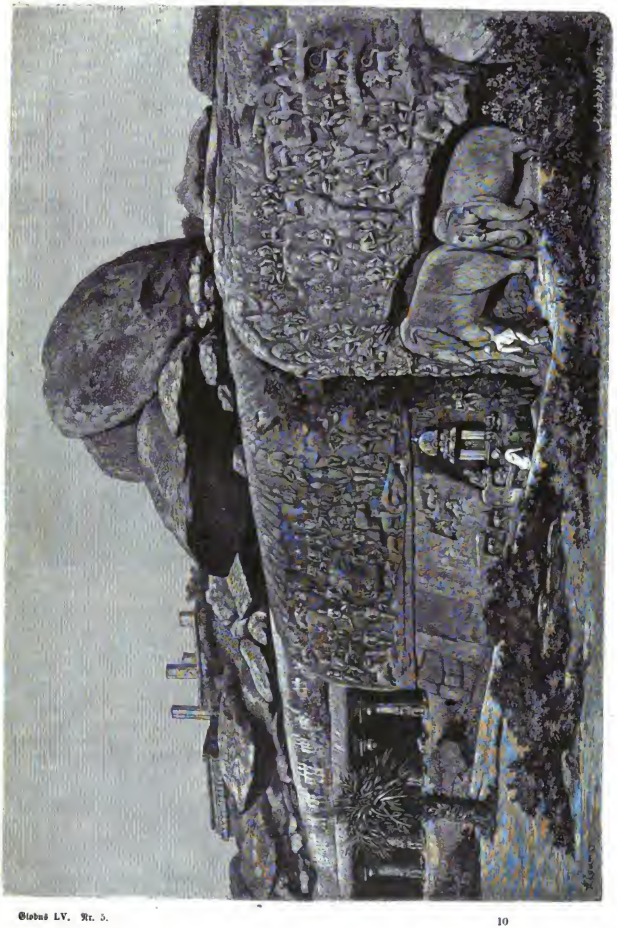
Die Felſen von Mahapalipuram.

die anderen dagegen ſind als ſolche der Brahmaiſten und Dſchain [1]) anzuſehen; die Höhlentempel von Adſchayanta dagegen deuten ausſchließlich auf buddhiſtiſchen Urſprung.

Am letztgenannten Orte iſt der Trappfels auf weiten Strecken hin vollſtändig unterminirt, und die Zahl der Tempel, die das enge Thal einſchließt, beträgt nicht weniger als 27. Jetzt iſt dieſes Thal von Menſchen verlaſſen, einſt muß es aber darin von Prieſtern, Mönchen und Andächtigen gewimmelt haben. Die Säulen, Kapitäle, Thorbögen, Altäre, Prieſterſtühle und Ornamente zeigen hier eine große Einfachheit und Strenge der Zeichnung und Ausführung. Die Fresco-Darſtellungen von religiöſen oder bürgerlichen Feſtlichkeiten

[1]) Die Dſchain haben ihren gegenwärtigen Hauptſitz auf der Halbinſel Gudſcherate, leben aber als reiche Kaufleute und Wechsler allerwärts in Indien, und können füglich als eine durch Heiligendienſt und durch Zugeſtändniſſe an den Brahmaismus modifizirte buddhiſtiſche Sekte gelten. Vergl. W. W. Hunter, The Indian Empire. London 1882, p. 155 f.

Digitized by Google



Ein skulptierter Berg.

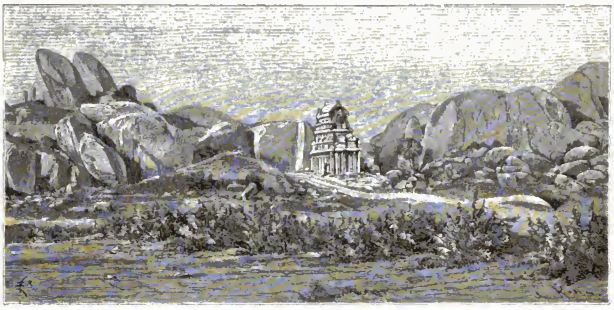
Digitized by Google

und Aufzügen, von Kriegs- und Siegesſcenen und von Ereigniſſen des häuslichen Lebens, die die Wände zum Theil bedecken, ſind leider der Verwitterung in einem hohen Grade unterlegen, und die indiſche Archäologie hat große Anſtrengungen aufzubieten, um wenigſtens getreue Kopien davon zu retten.

Nahe bei der Stelle, wo heute die Eiſenbahn von Bombay nach Madras den Kamm der Weſt-Ghats überſteigt, befindet ſich ein einzelner Höhlentempel, der nach dem benachbarten Dorfe als Tempel von Karli bezeichnet wird. Dieſer iſt auch buddhiſtiſchen Urſprungs, und ſeine Portale und Faſſaden, ſowie ſeine Säulenreihen und ſeine aus Elephantengruppen gebildeten Säulenköpfe ſind wohl das bedeutendſte, was die Felſen-Ausmeißelungskunſt der Jünger Gautamos überhaupt geſchaffen hat. Selbſt die ſchönſten Tempel von Adſchayanta werden dadurch in den Schatten geſtellt.

In den älteren buddhiſtiſchen Höhlentempeln finden ſich zum Theil Inſchriften, die auf die Zeit des alten buddhiſtiſchen Kaiſers Aſoka, der etwa 250 Jahre vor Chriſti Geburt lebte, hindeuten; in den jüngeren Tempeln fehlt nie eine ſtehende oder ſitzende Buddha-Figur, mit ihrem mahnend erhobenen Zeigefinger und mit ihrem Ausdrucke abſoluter Empfindungsloſigkeit in dem Geſichte.

Die Brahmaiſten haben die Höhlentempel-Baukunſt erſt von den Buddhiſten gelernt, und ihre Kunſtwerke dieſer Gattung ſind daher ausnahmslos jünger. Unter den Tempeln von Ellora — die, wie bereits bemerkt, vorwiegend auf ſie zurückzuführen ſind — iſt derjenige von Kailas der prächtigſte, wenigſtens was ſein Inneres angeht. Die Halle iſt etwa 120 m lang, über 50 m breit und über 30 m hoch, und ihre aus dem Trappfels ausgemeißelten Galerien und Säulen ſind überreich mit Darſtellungen aus der Hindu-Mythologie verziert. Rieſenhafte Götterbilder erhöhen den großartigen Eindruck. Heute ſind aber auch die brahmaiſtiſchen Felſentempel keine Stätten der Gottesverehrung mehr,



Ein Tempel-Monolith.

ſondern nur noch hiſtoriſche Denkmäler, und es niſtet allerlei Gethier in ihnen. Höchſtens beſucht ſie ab und zu noch ein Fakir. Das Volk hält ſie für übernatürlichen Urſprungs.

Bekannt ſind die Felſentempel der Inſeln Elephante und Salſette, deren Embleme ebenfalls brahmaiſtiſch ſind.

Daſſelbe gilt von der Felſentempelgruppe von Mahapalipuram bei Madras, die unſere Abbildungen zu genauerer Anſchauung bringen. Hart an der Meeresküſte erheben ſich daſelbſt zahlloſe wunderlich zerriſſene Felsmaſſen und übereinander gethürmte Felsblöcke, und beinahe an jeden dieſer Felſen haben die Hindu-Architekten ihre umgeſtaltende Hand angelegt, die geſtaltloſen Blöcke in kunſtvolle Tempelmonolithen verwandelnd, in ihrem Inneren geräumige Hallen ſchaffend, und ihr Inneres ebenſo wie ihr Aeußeres mit phantaſievollen Reliefbildern bedeckend — mit Darſtellungen aus dem ereigniſſreichen Leben Schiwas, Wiſchnus, Kriſchnas und der übrigen Götter und Helden, von denen die altindiſchen Religionsbücher und Epen zu erzählen wiſſen. Mehrere von dieſen Tempeln ſtehen an Großartigkeit denjenigen von Kailas und Karli kaum nach, und die nahe See macht den Geſammteindruck, den ſie auf den Beſchauer ausüben, doppelt überwältigend.

Für den Haushalt der Bewohner des Inka-Reiches wichtige Säugethiere und Vögel.

Von Dr. R. Brehm.

Spärlich fließen unsere Quellen über die Hausthiere der alten Peruaner. Unterziehen wir die Fauna Amerikas vor seiner Entdeckung eingehenderer Betrachtung, dagegen wir freilich auch nur einer beschränkten Anzahl Arten, welche sich zur Zähmung eigneten, während hingegen an dem thörichten unbändigen Wesen der Mehrzahl jeder Zähmungsversuch scheitern mußte.

Pferd, Esel, Rind, Schaf, Ziege, unser Hausschwein und das Haushuhn wurden erst von den Spaniern in der Neuen Welt eingeführt, vor Ankunft der Conquistadoren waren die Bewohner Tahuantinsuyus [1]) eigentlich nur auf eine Thierart angewiesen, welche ihnen die Mehrzahl der genannten ersetzen mußte, in Wirklichkeit auch so ziemlich zu ersetzen im Stande war: auf die überaus nützlichen Kameeltiegen, von jenen mit dem allgemeinen Namen Llama bezeichnet. Zwei Arten des merkwürdigen Geschöpfes — des Alpaca und Lama — wurden überall, wo des Reiches so verschiedenes Klima ihr Gedeihen gestattete, zahm gehalten und fast in keinem Haushalte vermißt. Jeder Unterthan des Kaisers im weiten, mächtigen Sozialstaate erhielt bei seiner Verheirathung und Gründung eigenen Hausstandes aus den zahllosen Herden des Herrschers ein Kameeltiegen-Pärchen zugetheilt, hatte sodann für dessen Gedeihen und Mehrung zu sorgen und durfte niemals ein Stück schlachten, bevor solches durch reichliche Nachkommenschaft nicht ersetzt gewesen wäre.

Das Lama diente seinem Herrn als Lastthier, wenn er es auch nicht nach Willkür belasten oder gar überbürden durfte, sondern bei seiner Belastung die für solche genau vorgeschriebenen Gesetzesvorschriften beobachten mußte, es lieferte die nöthige Wolle zu wärmender Kleidung, schmackhaftes Fleisch zu gesunder Nahrung, Leder zur Anfertigung von Schuhwerk und Riemen, und schließlich seine Haut, die Hülle, zur Bestattung der Mumie des „hatunruna" [2]).

Die zahlreichsten Lamaherden besaßen der Sonnengott und dessen Sohn, der Inka. Viele Tausend Stück soll oftmals solch' eine Herde gezählt haben, ihrer selbst aber beinahe zahllose gewesen sein. Sie standen unter Hut gewissenhafter Hirten — ljamamitscheks —, diese wiederum unter Oberaufsicht eigens ernannter Beamten, denen es oblag, genaueste Register über den Bestand der Herden zu führen.

Auf allen geeigneten Triften und Weideplätzen der zum Reiche gehörigen Andenkette trafen die spanischen Eroberer dergleichen Kameeltiegen-Herden an, besonders zahlreich auf jenen weiten Hochplateaus — Punas — der Cordillere, auf welchen eine bestimmte Umbellifere (Scandix australis) wächst, des Lama bevorzugteste Nahrung. Dort fand und findet sich noch heute des zahmen Lama wilde Verwandten — Bicuña und Huanacu — in starken Rudeln in unbeschränkter Freiheit. War gleich jeder Zähmungsversuch an der Störrigkeit und Wildheit beider letztgenannter gescheitert, so hatte man dennoch verstanden, sie tributpflichtig zu machen. Man beraubte sie ihres so geschätzten Vließes und tödtete auch eine Anzahl, um mit ihrem Fleische die Bevölkerung mit kräftiger Nahrung zu versorgen.

Das seidenweiche Haar der Bicuña durfte einzig und allein zum Weben der für den Inka und dessen hoher Verwandten Gewänder, Decken, Teppiche und dergleichen verwendet werden, die Wolle der übrigen Kameeltiegen-Arten konnten die Unterthanen des Kaisers zu ihrer Bekleidung benutzen.

Wollte der Inka einem Vornehmen ganz besondere Ehre erweisen — einen mächtigen Häuptling, dessen Treue und Anhänglichkeit an das Herrscherhaus zweifelhaft schien, fester an sich fesseln, oder auch einen erklärten Feind gewinnen —, so beschenkte er ihn mit aus Bicuñawolle gefertigten Gewändern und gestattete, solche an hohen Festen tragen zu dürfen. Derartige Auszeichnung galt für den beglückten Empfänger als Beweis höchster Huld und Gnade, wurde dankbarst anerkannt und in der Regel durch unverbrüchliche Treue gegen den Herrscher und unbedingte Unterwürfigkeit belohnt.

Um das seidenweiche Vließ der Bicuña, sowie das gröbere des Huanacu zu erbeuten, ohne die Mehrzahl ihrer Träger selbst zu tödten, und gleichzeitig auch die Bevölkerung mit Fleisch zu versorgen, veranstaltete man jene großen Treibjagden („chacu"), welche wir bereits in unserem „Inka-Reiche" näher geschildert haben, auf die wir aber auch hier ausführlicher eingehen wollen.

Ihnen wohnte in der Nähe der Residenz oder des jeweiligen Aufenthaltortes der Kaiser in eigener Person bei, während auderweit seine hohen Beamten ihn dabei vertraten.

Nach beendeter Senzeit des Wildes ließ der Inka in dem auserseheuen Jagdgebiete an geeigneter Stelle seine Zelte aufschlagen und die Treibjagd beginnen. Schon vor seiner Ankunft waren die Treiber aufgeboten worden. Im Hochgebirge handelte es sich darum, ganze Gebirgsstöcke abzujagen; die Anzahl der Treiber betrug daher selten unter 50000, meist 60000 bis 100000. Beithin sichtbare Felskuppen bestimmten die Richtung des Triebes; Flußthäler, Wege, Schluchten und Waldungen dienten zur Umgrenzung des lebendigen Ringes, welcher sich erst im Laufe von mehreren Tagen zusammenzog und zuletzt sich so verdichtete, daß er aus zwei oder drei Reihen gebildet, und ein Durchschlüpfen des Wildes fast zur Unmöglichkeit wurde. Viele Treiber waren mit scharfspitzigen Lanzen bewaffnet, um gegen anspringende Raubthiere sich wehren zu können, die übrigen mit Knüppeln ausgerüstet. Wehrloses Wild durfte von keinem, Raubthiere durften nur von dem getödtet werden, dessen Leben sie bedrohten. Zuletzt trieben die von kundigen Jägern geführten Treiber stets viele Tausend Stück des allverscheudensten Wildes vor sich her; an besonders wildreichen Stellen wurden selten unter 20000, oftmals bis 40000 Stücke eingetreist und bis in unmittelbare Nähe des Kaisers gebracht. Unter Bicuñas, Huanacus und Hirschen (Cervus nemorivagus, rufus und antisiensis) liefen in dichtem Gedränge Raubthiere, welche vor den ihnen drohenden Lanzen flüchtet waren: Silberlöwen oder Pumas, Jaguars, Ozelots, Wildkatzen, Schakalfüchse oder andere Wildhunde, Bären und dergleichen, in

[1]) Tahuantinsuyu (von tahua = vier, ntin = zusammen, suyu = Theil, Provinz), Name des Inkareiches.

[2]) Hatunruna = gemeiner Mann.

Digitized by Google

Erkenntniß der allgemeinen Gefahr alle Raubgelüste unterdrückend, und an Furcht und Angst den übrigen nicht nachstehend.

Nachdem der Inka und seine Gäste eigenhändig mit Lanzen und Pfeilen so viel Wild erlegt hatten, als sie nur wollten, erschienen bestimmte, wohlerfahrene und trefflich eingeschulte Jäger (ayllos) auf dem zur Schlachthütte geworbenen Platze, schlugen die dem Tode geweihten Thiere nieder, fingen die übrigen, welche nur ihres Vließes beraubt werden sollten, und übergaben sie geschickten Scherern, welche sie zu Boden warfen, an den Beinen festhielten, schoren und sodann wieder laufen ließen. Außer sämmtlichen Raubthieren und den schon unterwegs erschlagenen Schlangen wurden immer nur einige Huanacu- und Vicuñalämmer, Hirschkälber und andere, wohlschmeckende Braten liefernde Stücke für die Tafel des Herrschers, sowie die alten und gelten Lamaziegen und Hirschkühe für das Volk geschlachtet, alle übrigen im Triebe zusammengesperrten Thiere aber, nachdem man ihre Anzahl nach Art, Geschlecht und Alter geordnet und in den Kippus (Schnurenblindeln) vermerkt hatte, wiederum freigelassen, worauf man ebenso genau die erbeuteten Stücke in die Schnurenblindel eintrug. Von sämmtlichen jagdbaren Thieren blieben immerhin Tausende auf dem Platze; aber der Wildstand wurde deshalb nicht geschädigt. Nicht allein die verwendeten Treiber, sondern alle Unterthanen des Jagdgebietes überhaupt erhielten — selbstverständlich wieder im richtigen Verhältnisse der sie sonst angehenden Lasten und Gnaden — Wildpret zugetheilt, und man sah daher in jeder Hütte eifrig beschäftigte Hände, welche das Fleisch in Streifen schnitten und zum Trocknen an der Luft aufhingen, um es zu Tschark (Charqui) oder haltbarem Trockenfleische zu bereiten. Vorgefundene Bezoarsteine, denen man wunderbare Heilkräfte zuschrieb, und die man deshalb außerordentlich schätzte, mußten dem Inka abgeliefert werden.

Nur alle vier Jahre wurden in ein und demselben Bezirke solche Jagden abgehalten, denn vierjährigen Wachsthums soll das Haar der Vicuña bedürfen, um jene Länge und Feinheit zu erreichen, deren es bedurfte, um zum Weben der Gewänder des Inka verwendet werden zu können.

Dem gemeinen Indianer war bei Todesstrafe verboten, während genannter Schonzeit ein Stück Wild zu erlegen, oder auch nur zu schädigen, gleichwie ihm die Jagd auf alles Gethier überhaupt nicht gestattet war, und er nur im Dienste des Herrschers oder dessen hoher Beamten wilde Enten, Hühner und Tauben jagen durfte, um solche in die Küche genannter Herren abzuliefern. Nach Antunft der spanischen Eroberer änderten sich die Verhältnisse auch in jagdlicher Beziehung in unglaublich kurzer Zeit. Sinnlos, wie fast immer, wütheten die Conquistadoren nicht allein unter den freilebenden Wildarten, sondern auch unter den zahmen Lamaherden der Sonne und des Inka, so daß die Anzahl der einen wie der anderen in beklagenswerther Weise zusammenschmolz. Weder Schonzeit, noch Geschlecht des Wildes, überhaupt keine der verständigen, unter der Inkaherrschaft bestehenden Vorschriften wurden geachtet, man tödtete, nur um umzubringen. Jeder erbärmliche Hidalgo, welcher in seinem Vaterlande niemals ein Schaf sein eigen genannt und eine Hammelkeule nur vom Hörensagen kennen gelernt hatte, ließ, wie Cieza de Leon rügt, zehn bis zwölf Lamas schlachten, um sich das fetteste auszusuchen, oder auch nur das als besonderer Leckerbissen geltende Gehirn zu benutzen, das von ihm verschmähte Fleisch hingegen ließ er Hunden und Geiern zum Fraße liegen.

Einmal ward es den gequälten Lamas vergönnt, an ihren Peinigern für die an jenen verübten Grausamkeit empfindlich sich zu rächen. Als nämlich die Conquistadoren nach schmachvoller Hinrichtung des letzten Inka Atahualpa das von ihm für seine Freilassung in kunstvoll gearbeiteten Gold- und Silbergefäßen, Statuen und dergleichen bestehende Lösegeld — beiläufig erwähnt im Betrage von gegen achzig Millionen Mark — durch Einschmelzen in leicht transportirbare Barren verwandelt und unter sich vertheilt hatten, pachte eine Anzahl der Abenteurer ihren erworbenen Reichthum auf den Rücken zahmer Lamas, verließ Karamarka — den Ort ihrer Schandthat — und trat den Weg an nach der Küste des Stillen Oceans, um von dort nach der fernen Heimath sich einzuschiffen. Alle überstandenen Mühen, Plagen und Gefahren waren vergessen, jeder, nunmehr ein reicher Mann, schwelgte bereits in dem Vorgenusse künftigen Wohllebens, nicht ahnend, daß friedfertige Lamas ihm den ärgsten Streich spielen und einen gewaltigen Strich durch seine Rechnung machen sollten.

Um von Karamarka aus das Gestade jenes Meeres zu erreichen, mußten die Abenteurer einen höheren Gebirgspaß der Cordillere überschreiten. Als sie nach mancherlei Beschwerden auf jenen weiten baumlosen Punas angelangt waren — dem Aufenthaltsorte der wilden Kameeliegen und der übrigen Lamas bevorzugte Weideplätze —, die Lastthiere aber die frische reine Gebirgsluft ihrer ursprünglichen Heimath einsogen und ihre in ungezügelter Freiheit auf jähen Felsgraben fröhlich sich tummelnden Gattungsverwandten gewahrten, erwachte auch in den zu Sklavendiensten herabgedrückten Geschöpfen der schlummernde Trieb nach goldener Freiheit: die mit kostbaren Schätzen beladenen Lamas gingen ihren Peinigern durch, erklimmten leichtfüßig trotz der ihren Rücken beschwerenden Last steile, dem Menschen unzugängliche Wände und Felsen und spotteten dort jeder Verfolgung seitens der fluchenden und tobenden Spanier. Diese sahen zu ihrer Verzweiflung den noch wenige Minuten vorher getrümmten frohen Traum glücklicher Heimkehr und heiterer sorgenloser Zukunft in der Heimath gleich Schaum zerrinnen und mit einem Schlage sich zurückgeschleudert in das Dunkel früheren Elendes. Wiederum waren sie zur Erwerbung neuen Reichthums einzig und allein auf die Kraft ihres Armes und die Schärfe ihrer Klinge angewiesen.

Als Opferthier spielte das Lama eine wichtige Rolle im Inkareiche. Auf derzlichen Opfer und bei solchen zu beobachtende Gebräuche hier näher einzugehen, würde uns von unserem Thema zu weit abführen, und müssen wir bezüglich eingehenderer Schilderung auf unser bereits erwähntes Werk verweisen.

Aus Gold und Silber gefertigte Lama-Standbilder sollen im Sonnentempel zu Cuzco, sowie in verschiedenen Inkapalästen sich gefunden, einige von den Eroberern erbeutet und eingeschmolzen, ihre Mehrzahl dahingegen bei Antunft der Spanier von den Indianern weggeschafft und vergraben worden sein.

In Lamahant wurde die Minnie des verstorbenen Indianers niederer Klassen eingenäht und sodann bestattet, demzufolge diente ihm das nützliche Geschöpf nicht nur während seines Lebens, sondern auch noch nach seinem Tode.

Schließlich wollen wir zu dem Mitgetheilten noch Zárate's Bericht[1]) über das Lama hinzufügen, den er uns bei Schilderung des Eroberungszuges Almagro's nach Chile hinterlassen hat. Der Chronist erzählt: „Man kann ein Lama mit einer Last von einem halben bis dreiviertel Centner beladen. Die Spanier richten es als Reitthier ab und legen auf seinen Rücken fünf bis sechs Leguas (27 bis 33 km) an einem Tage zurück. Ist das Reitthier

[1]) Agustin de Zárate veröffentlichte im Jahre 1555 zu Antwerpen seine „Geschichte der Entdeckung und Eroberung der Provinz Peru, und der Kriege und der in ihr verzeichneten Begebenheiten".

Digitized by Google

müde oder wird es überladen, wirft es sich aber zu Boden und kann sodann durch kein Mittel zum Aufstehen bewogen werden; man muß ihm die Bürde abnehmen. Reitet ein Mann auf ihm und treibt es zu schnellerem Laufe an, als es zu gehen gewohnt, so wendet es den Kopf und spuckt seinem Reiter eine überlriechende Flüssigkeit ins Gesicht, welche aus dem Magen des Thieres zu stammen scheint. Das Lama ist übrigens ein außerordentlich nützliches Thier, besonders die eine Art, welche Paco (Alpaca) genannt wird, liefert lange, feine Wolle und begnügt sich mit wenigen Maiskörnern zur Nahrung. Vier bis fünf Tage kann es ohne Trinkwasser aushalten. Sein Fleisch ist wohlschmeckend und gesund, ähnlich dem der festen Hammel Kastiliens."

Als zweites Hausthier finden wir in einigen Gegenden des Inkareiches — z. B. in dem von dem Stamme Huankavillka bewohnten Gebiete — das Nabel- oder Bisamschwein (Dicotyles torquatus), dessen Fleisch gegessen wurde; als drittes, allgemein verbreitet und in großer Anzahl, das Meerschweinchen (Cavia coboya), von den Inkanern jedenfalls nach seiner Stimme „Kov" benannt. Es wurde nicht so leicht in der Haushaltung eines niederen Peruaners vermißt, mußte ihm und den Seinigen anderes frisches Fleisch ersetzen und außerdem als Opferthier dienen, denn in der Regel legten die Priester dem gemeinen Manne für gröbere gegen die Religionssatzungen begangene Uebertretungen das Opfern eines oder mehrerer Meerschweinchen zur Sühne auf.

Wenngleich die alten spanischen Chronisten des Hundes als Hausthier der Inkaner nicht gedenken und nur Garcilasso[1]) uns berichtet, daß bei beginnender Mondfinsterniß die der Mondgöttin werthen Hunde gemißhandelt wurden, um durch ihr klägliches Geheul Mutter Killja aus ihrer Lethargie aufzuerwecken und ins Leben zurückzurufen — jede Mondfinsterniß ward bekanntlich als schwere Erkrankung der Gemahlin des Sonnengottes, eine totale als deren Sterben angesehen —, wissen wir dennoch, daß die alten Peruaner nicht allein Hunde hatten, sondern solche auch in so hohen Ehren hielten, daß man sie einbalsamirte und ihre Mumie dem Verstorbenen in das Grab mitgab.

Dr. Reiß, der für die Geschichte des alten peruanischen Kaiserreiches so hoch verdiente Gelehrte, hat während seiner langjährigen Forschungsreise in Peru Hunde-Mumien bei seinen Ausgrabungen aufgefunden, deren wohl erhaltene Schädel verschiedenen Hunderassen anzugehören scheinen.

Von anderen in Betracht kommenden Thierarten möchten wir noch anführen: Silberlöwen (Puma), Jaguare (Ulturunka), Bären (Yeumari), Luchse (Ozolljo) genannt, welche insgesammt bei Festen oder dem Inka abzustattenden Besuchen von Häuptlingen und anderen Vornehmen aus den Provinzen ihm als Geschenke überbracht wurden. Er hielt solche Thiere in Gefangenschaft, wenngleich nicht in solcher Anzahl und so wohlverpflegt, als uns von dem Herrscher Mexikos — Montezuma — berichtet wird, welcher außer einem sorgfältig gepflegten botanischen, auch einen reichen zoologischen Garten besessen haben soll.

Der Tapir (Tapirus americanus), in der Kitschuasprache Ahuara, Huagra und Satschahuagra, von einigen Stämmen Antas genannt, wurde gejagt und sein Fleisch gegessen. Gleiches wiederfuhr der hasenartigen Biskatsche, richtiger Huiskatsche (Lagotis criniger). Aber auch Fledermäuse sollen die Inkaner nicht unbenutzt gelassen, ihr Haar vielmehr zum Weben von feinsten Kleiderstoffen benutzt haben, wie uns der Chronist Pedro Pizarro, ein weitläufiger Verwandter des Eroberers in folgendem berichtet: „Als ich eines Tages während des Essens bei Atahualpa zugegen war, bekleidete ich sein Oberkleid, welches mir seiner als der kostbarste Seidenstoff erschien. Ich fragte ihn, wovon dasselbe gewebt sei? und er antwortete: Aus dem Haar jener großen Vögel, welche nachts in der Gegend von Tungez herumfliegen und die Menschen beißen. Damit meinte er Fledermäuse. Als ich ihn fragte, wie man denen eine so große Anzahl habe zusammenbringen können, um aus ihrem Haar Kleiderstoffe zu fertigen? antwortete er: Was haben denn jene Hunde von Küstenbewohnern weiter zu thun gehabt, als solche Thiere zu fangen und aus ihrem Haar für meinen Vater Kleider zu weben?"

Bezüglich der für die Bewohner des Inkareiches mehr oder minder wichtigen Vögel wissen wir nur folgendes zu berichten: Die Stelle unserer Hausente vertrat in einigen Provinzen die Moschusente (Cairina moschata), in der Sprache der Bewohner von Huankavillka Luta genannt, die unseres Haushuhns der Hokko (Crax elector), bei genanntem Volksstamme Maka geheißen, sowie mehrere Penelopthühnerarten. Salazar de Villasanta berichtet uns zum Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, „daß die wenigen spanischen Bagabunden, welche die in der Nähe des Hafens Puerto viejo gegründete Siedelung San Pablo bewohnten, den umwohnenden Indianern Hühner und Eier stahlen und solche sodann zu hohen Preisen auf den im Hafen ankenden Schiffen verkauften", worauf hervorgeht, daß jene Indianer Haushühner besaßen. Toribio de Ortiguera schreibt in seinen Nachrichten über Quinto und den Amazonenstrom, daß ihm eine vornehme Indianerin, welche den Inka Huayna Kapak auf einem Eroberungszuge nach den Ostabhang der Anden begleitet hatte, im Jahre 1569 erzählte, „die jene Gebirgsthäler bewohnenden Indianer hätten zahlreiche Herden von zahmen Truthühnern und Enten besessen". Bezüglich verschiedener Taubenarten dürfen wir gleichfalls voraussetzen, daß sie von den Inkanern zahm gehalten wurden. Von ungleich höherer Bedeutung als das Hausgeflügel für den Haushalt der alten Peruaner, war für die Landwirthschaft ein Vogel, dessen Werth noch heutigen Tages für unsere Landwirthe von nicht unwesentlichem Nutzen ist. Es ist der Pinguin oder die ungeflügelte Feitgans der Südsee. Die jene heißen, an den Stillen Ozean grenzenden Küstenstriche bewohnenden Unterthanen des Inka benutzten den Vogeldünger — Guano oder Huano genannt — gerade so gut, wie ein Theil unserer Landwirthe ihn heute gebraucht. Ueber seine Verwendung hat uns Garcillasso eine so interessante Schilderung hinterlassen, daß wir sie unserem freundlichen Leser nicht vorenthalten wollen. Genannter Inkanachkomme berichtet: „An der Seeküste, von Arequipa an bis Tarapaca, in einer Ausdehnung von mehr als zweihundert Leguas gebraucht man seinen anderen Dünger, als den Koth der Seevögel, deren es an der ganzen Küste große Heerden giebt, und welche in so großen Schaaren vorkommen, daß sie jeder Beschreibung spotten. Sie nisten auf mehreren unbewohnten Inseln in der Nähe der Küste und lassen eine unglaubliche Menge von Dünger zurück, — wirkliche Berge, welche von weitem Schneegipfeln gleichen. Zur Zeit der Inkas bestanden strenge Verordnungen bezüglich des Schutzes dieser Vögel. Bei Todesstrafe war verboten, während der Brutzeit die von den Vögeln bewohnten Inseln zu betreten oder jemals einen von jenen zu tödten. Jede Insel war einer, wenn sie einen größeren Umfang besaß, zwei oder drei Provinzen zur Nutzung zugewiesen und in

[1]) Garcilasso de la Vega, Inka, wie er selbst sich betitelt, ein Mestize, Sohn des gleichnamigen Eroberers und einer kaiserlichen Prinzessin, Schwester des letzten rechtmäßigen Kaisers Huascar, war 1539 zu Cuzco geboren und veröffentlichte nach seiner Uebersiedelung nach Europa seine „Wichtigsten Denkwürdigkeiten der Inkas", deren erster Theil 1609 zu Sevilla, der zweite 1613 zu Lissabon erschien.

Digitized by Google

letzterem Falle durch Grenzsteine abgetheilt, jeder einzelne Theil zerfiel aber wiederum in kleinere Parzellen, so daß nicht allein jedes Dorf, sondern jeder einzelne Bewohner auf den Antheil beschränkt wurde, welchen er nach Schätzung für das Düngen seiner Felder benöthigte. Mehr fortzuschaffen, oder gar dem anderen das ihm gehörige zu entfremden, wurde als Diebstahl angesehen, und hart, gegebenen Falls ebenfalls mit dem Tode bestraft, jede Ueberschreitung der eingeräumten Befugnisse überhaupt als Geringschätzung der Obrigkeit betrachtet und dementsprechend geahndet."

Kondore (Kuntur, Sarcoramphus gryfus), Falken (Huaman), Straußen (Gori, Rhea americana), Papageien (Uritn), Araracarten (Huakamayu), Tunki und Pilko (wahrscheinlich Trogon und Tanagra), sowie Kolibris (Kintie) wurden theils dem Inka als Geschenke überbracht und von ihm sodann lebend gehalten, wenn solches möglich, theils ihres buntfarbigen glänzenden Gefieders halber erbeutet, um solches zur Anfertigung von Kopfputz, kunstvollen Decken und Teppichen zur Ausschmückung des Sonnentempels und der Kaiserpaläste zu verwenden. Brillantstrahlende Kolibris sollen in Blumengewinden angebracht worden sein, mit welchen man an hohen Festtagen Tempel- und Palastthüren, sowie die Festplätze schmückte.

Vom Vogel Korekenke (Corequenque) erzählt Garcilasso, daß zwei seiner Federn einen Hauptbestandtheil des Kopfputzes des regierenden Inka ausmachten, aber von sonst niemand getragen werden durften, daß dieser Vogel die Ufer eines Sees der Andenkette bewohne, sich ruhig ergehen und zweier seiner Schwungfedern berauben lasse, wenn der Sohn der Sonne solcher bedürfe, und nicht früher dort wiederum erscheine, als bis der Herrscher der Federn abermals benöthigt sei. Bestimmte Vogelfänger mußten den Korekenke fangen, sich aber sorgfältig hüten, ihn zu schädigen, denn auf seiner Tödtung stand Todesstrafe. Mit vorstehender fabelhaften Erzählung schließen wir unseren höchstwahrscheinlich lückenhaften Bericht über die für den Hausstand der Bewohner des Inka-Reiches mehr oder minder wichtigen Säugethiere und Vögel; in jenem ist eben alles enthalten, was wir über den interessanten Gegenstand in Erfahrung zu bringen vermochten.

Kürzere Mittheilungen.

Der Hafen von Tandjong Priok auf Java.

Die Hafenanlagen zu Tandjong Priok bei Batavia werden in einer kürzlich zu Batavia in der Staatsdruckerei erschienenen kleinen Schrift ausführlich beschrieben. Wir lassen einige derselben entnommene Angaben hier folgen.

Der Hafen liegt $4^3/_4$ Seemeilen östlich von dem Hafenkanal zu Batavia und besteht aus einem von Dämmen aus natürlichem Gestein, die sich 1 bis 1,6 m über den batavischen Nullpunkt erheben, eingefaßten äußeren Hafen, dessen Achse in der Richtung von Norden nach Süden liegt, mit vorliegender Rhede, welche sehr guten Ankergrund besitzt. Südlich vom äußeren Hafen liegt der innere Hafen, das Dockbassin und der Kohlenhafen, deren Achsen ebenfalls von Norden nach Süden laufen. Die Einfahrt des Hafens ist 160 m zwischen den Dämmen oder 125 m zwischen den Tonnen breit, die Hafendämme biegen sich nach dem Lande um und divergiren nach demselben zu, so daß sie 230 m von der Einfahrt 700 m und am Ursprung des westlichen Dammes 1100 m von einander entfernt sind; die Oberfläche des Bassins beträgt 1 400000 qm. Zu jeder Seite des Einganges, 14,1 m über Bollsee, befindet sich ein auf $9^1/_2$ bis 10 Seemeilen weit sichtbares Licht der 6. Ordnung. Die Fahrrinne hat in der Nähe des Einganges eine Länge von 700 m und eine Breite von 300 m, welche auf weitere 950 m bis auf 500 m zunimmt; sie ist wenigstens 7,50, am Eingange aber 8,50 m unter Bollsee tief. Der innere Hafen wird auf der Westseite von einer 1000 m langen Kaimauer begrenzt, welche bis 8,50 m über Bollsee aufgemauert ist; an der Ost- und Südseite des 170 m breiten Hafens liegt das Terrain unter einer mit Steinen bedeckten Böschung. An der Ostseite des Hafens befinden sich verschiedene Einrichtungen zum Einnehmen von Kohlen. Zwischen dem Kohlenhafen und den Fabrikgebäuden sollten ursprünglich zwei feste Docks angelegt werden, die man jedoch jetzt durch ein treibendes Dock zu ersetzen beabsichtigt.

Mit Batavia ist der Hafen durch einen Schifffahrtskanal und eine Eisenbahn verbunden. Ersterer hat eine Bodenbreite von 15 m und eine Tiefe von 2,50 m; er mündet in die Kali Besar, an der entlang die dem Staate und Privatpersonen gehörigen Magazine liegen; längs beider Ufer des Kanals führt ein Weg resp. ein Leinpfad. Die Eisenbahnverbindung ist 9 km lang; sie wird vom Staate betrieben, ist für zwei Geleise angelegt und besitzt zu Priok alle nöthigen Einrichtungen. Daselbst befindet sich auch ein Post- und Telegraphenbureau, ganz in der Nähe der Station, welches von morgens sieben bis abends fünf Uhr geöffnet ist. Die bis jetzt am Hafen gebauten vier Lagerschuppen besitzen eine Oberfläche von 6693 qm, die beiden zweistöckigen Entrepots (deren Zahl auf sieben gebracht werden soll) eine solche von 2634 qm. Die verschiedenen Einrichtungen zu Priok sind telephonisch unter einander und mit Batavia verbunden. Das Hafenterrain wird nachts durch 29 Bogenlampen (Lichtstärke 1400 Normalkerzen) erleuchtet; gegen Brandgefahr dient außer verschiedenen Handbrandspritzen eine Dampfbrandspritze, welche per Minute 4000 Liter Wasser verbrauchen kann. Am Hafenbureau befindet sich ein Depot von Seekarten &c. und auf dem östlichen Hafendamm ein Zeitsignal.

Die Schiffe empfangen den nöthigen Ballast zu Priok oder lassen ihn von Batavia kommen; letzterer kostet pro Kojang (1667,5 kg) 2,50 fl., wozu noch 0,45 bis 0,50 fl. für das Ueberladen kommen; der zu Priok gegrabene Ballast kostet franko an Bord nur 2,50 fl. pro Kojang, ist jedoch, da er frisch gegraben wird, nicht so zu empfehlen.

Das Trinkwasser wird von drei artesischen Brunnen geliefert, mit denen die nöthigen Leitungen in Verbindung gebracht sind.

Vorläufig werden von den Schiffen, welche von diesem Hafen Gebrauch machen, dieselben Hafen- und Ankergelder wie zu Batavia erhoben, d. h. pro ebm 16 Cts; Kai-, Lootsen- und Lichtgelder werden nicht bezahlt. Das Löschen und Laden geschieht durch Vermittlung von Privatpersonen. E. M.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Herr Fedorof, Mitglied der vom russischen Bergwerksressort abgeordneten Kommission zur geologischen Untersuchung des Ural, hielt kürzlich in der Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg Vortrag über die Resultate seiner durch fünf Sommer hinter einander betriebenen Arbeit. Schauplatz derselben war der nördliche Ural mit den nächstgelegenen Gegenden, — dem Becken der Petschora, der obere Kama, der Kosswa und der Losswa. Alle diese Striche entbehren ebensowohl der ansässigen Bevölkerung wie der irgendwie gangbaren Wege. Beides erschwerte die Forschung. Man konnte nur ab und zu, wenn man auf eine Jurte der Wogulen oder Syriänen stieß, Fische oder Rentierfleisch kaufen. Die Benutzung der Wasserwege hatte mit verborgenen Klippen und Steinen oder mit unmöglichen Fahrzeugen zu kämpfen. Trotzdem brachte die Expedition ein reiches Material geologischer und anderer Art ein. Der Vortragende berührte auch die für den nördlichen Ural so wichtige Frage der Wälder. Es giebt deren von ungeheurer Ausdehnung, mit Stellen, die vielleicht noch nie der Fuß eines Menschen betrat, aber daneben liegen Striche, in denen die Verwüstung des Waldes weit vorgeschritten ist. Besonders sind große, zuweilen durch Binsichlag, meistens aber durch die Fahrlässigkeit der Eingeborenen — der Wogulen — entstandene Waldbrände eine wahre Plage des Ural zu nennen. Noch im letzten Frühling (1888) wütheten solche in so ausgedehntem Maße, daß sich die Expedition eines Tages von Jener ganz umringt sah und mit Mühe dem Tode entrann. Wie die Eingeborenen übrigens den Wald nicht schonen, so auch nicht die Thiere desselben, unter denen auf der europäischen Seite des Urals stark aufgeräumt ist; den asiatischen Wald erschreckt das Knallen des finnischen Jagdgewehres noch seltener. Indessen Ausländer aller Art, die namentlich in dem Städtchen Tscheibyn zu Hause sind, wissen dem Wogulen die Ausbeute des Waldes und der Jagd abzunehmen, und da ferner eine arge Sittenlosigkeit mit allen ihren verderblichen Folgen unter jener Waldbevölkerung eingerissen ist, so kann es nicht Wunder nehmen, daß dieselbe mehr und mehr, wie Herr Fedorof behauptet, dahinschwindet (Vgl. Bd. 54, S. 332).

— Gleichzeitig mit der Frage des Flugsandes (Vergl. Bd. 54, S. 333) hatte die russische geographische Gesellschaft das Studium einer nicht minder wichtigen anderen Frage in Angriff genommen: die Frage von der Zerstörung der Meeresküsten, sei es durch Auswaschung, sei es durch Bodensenkungen, die wiederum, wie jene, vorzugsweise für die südlichen Gouvernements, und auch für die Gegend von Odessa, praktische Bedeutung hat. Die zu dem Zweck gebildete Kommission, zu deren Mitgliedern Stebnizki, Mauchketof, v. Kaulbars, Gerssewanof, Michailof, Boguslawski u. A. gehören, hat nun eine ausführliche Instruktion für die bezüglichen Untersuchungen und Beobachtungen entworfen. Es werden darin die verschiedenen Typen der Küstenbildung (nach v. Richthofen) behandelt, der Einfluß des Wellenschlages, die Wirkung unterirdischer Gewässer und mündender Flüsse und Bäche ꝛc. Auch das Studium etwaiger historischer Angaben, bezw. älterer Karten, wird empfohlen, um den Charakter der Festigkeit oder Nachgiebigkeit einer Küste zu klären.

Asien.

— Professor Schweinfurth ist im November vorigen Jahres nach Aden abgereist. Von dort beabsichtigt er sich nach Hodeida am Rothen Meere zu begeben, um zunächst das Menakha-Gebirge zu erforschen, das an der Straße nach Sana liegt; letztere Stadt will er dann ebenfalls besuchen.

— Oberst Pjewzoff, der die Rolle Prshewalski's aufnehmen und im Interesse der russischen Wissenschaft sowie der russischen Kulturpolitik Tibet erforschen will, hat bereits zwei größere Reisen in dem chinesischen Asien unternommen. Im Jahre 1876 führte er eine Karawane von Saisan über Bulun-tschoi nach Gu-tschen, und er bewirkte dabei eine genaue Aufnahme der von Europäern vorher unbetretenen Route sowie auch der Umgebungen von Bulun-tschoi und Gu-tschen, und nahm zugleich auch eine größere Anzahl Höhenmessungen am Thian-schan vor. Außerdem brachte er auch eine beträchtliche naturwissenschaftliche Sammlung mit aus der westlichen Mongolei zurück. Viel ausgedehnter und ergebnißreicher war aber seine Reise durch die Mongolei in den Jahren 1878 und 1879. In Gesellschaft von zwei Topographen schloß er sich damals in Kobdo einer Handelskarawane an, überstieg mit dieser den südlichen Altai, passirte unter großen Mühsalen und unter heftigen Sand- und Schneestürmen die Wüste Gobi und erreichte endlich den bekannten Platz Kuku-chote, im Nordosten der großen Hoangho-Biegung. Dann verweilte er zwei Monate in Kalgan, und endlich ging er von da über Urga nach Ulijastutai und Kuchdagetsch. Zu einem großen Theile führte ihn auch dabei sein Weg durch eine vollkommene „terra incognita“, und die Ausbeute, welche er der geographischen Wissenschaft in der Form von Karten, Höhenmessungen und Sammlungen von Gesteinen, Pflanzen und Thieren heimbrachte, war eine sehr bedeutende. Sein neues großes Unternehmen berechtigt auf diese Reise zu den höchsten Erwartungen.

— Die im „Globus“ (Bd. 54, S. 319) schon erwähnte Expedition des Reisenden W. J. Grombtschewski ist nunmehr beendigt und im ganzen trotz vielfacher Hindernisse und Unfälle ergebnißreich verlaufen. Die Absicht, die zum Korakorum-Passe vorzudringen und dort Anschluß an die englischen Aufnahmen zu gewinnen, hat zwar nicht verwirklicht werden können, indessen sind doch nicht unbeträchtliche, bisher unbekannte Strecken jenes wilden Gebirgslandes, in dem der Himalaya, der Hindukusch und das Pamirplateau zusammenwachsen, kartographisch aufgenommen, kleine Sammlungen angelegt und endlich eine neue Fundstätte des Nephritsteines entdeckt worden.

— Aus Sibirien kommt die Nachricht, daß wieder ein vollständig mit Haut, Haar und Fleisch erhaltener Mammuthkörper entdeckt worden ist, und zwar an einem zum Jenissei-System gehörenden Flusse Bolachna?). Vom Wasser sind freigespült und demnach sichtbar ein Stoßzahn, ein Theil der Stirn und ein Ohr, das von den Hunden schon stark benagt worden ist.

— Berichte aus China reden von einer großen Hungersnoth, die die Provinzen Tschili, Honan und Shantung im Gefolge der bekannten Hoangho-Ueberschwemmung und der vorjährigen Mißernte bedroht, bezw. bereits begonnen hat. Die Regenzeit blieb im vergangenen Jahre länger als gewöhnlich aus, so daß die Saaten vielfach verdorrten, und als sie dann hereinbrach, waren die Ufdämme so furchtbare und anhaltende, daß auch noch der größte Theil von dem, was

Digitized by Google

die Dürre überdauert hatte, vernichtet wurde. In den überschwemmt gewesenen Gebieten machte die Sandüberdeckung des Bodens die Trockenheit doppelt verhängnißvoll. In vielen Distrikten soll die Ernte nur $^1/_{10}$ der Durchschnittsernte betragen. Man fürchtet um so mehr, daß die Noth unerhörte Dimensionen annehmen werde, als die Mantschurei infolge der daselbst stattgehabten großen Ueberschwemmungen nicht im Stande sein wird, Getreide zuzuführen. Die große Hungersnoth von Schensi (1879) raffte bekanntlich sechs Millionen Menschen dahin. Zum Theil erstreckt sich das diesjährige Hungergebiet bis in das Jangtsekiang-Gebiet hinein.

Afrika.

— Vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde erstattete Dr. Hans Meyer am 5. Januar d. J. einen Bericht über seine Reise durch das Gebirgsland von Usambara und seine Abenteuer unter den Aufständischen von Deutsch-Ostafrika. Unbekümmert um die großen Gefahren und Verluste, die er überstanden hat, gedenkt der unerschrockene Reisende im kommenden Jahre seine Forschungen wieder aufzunehmen, gleichviel ob der Araber-Aufstand alsdann beigelegt sein wird oder nicht. Statt den Victoria-Nyanza und Mwutan Nzige zum Ziele zu nehmen, will er sich aber bei seinem neuen Projekte auf den Kilimandscharo und Kimawensi beschränken, und nebenbei eventuell nur noch den Kenia besuchen. Wir gedenken auf seinen Vortrag zurückzukommen.

— Der Handel von Tripolis befindet sich nach dem letzten amerikanischen Konsularberichte auf etwa 16 Millionen Mark, wovon annähernd die eine Hälfte auf den Import und die andere Hälfte auf den Export kommt. Zu dem Exportwerthe stellen die Straußenfedern und das Halfagras ungefähr 60 Prozent; sonst kommen namentlich noch Elfenbein und Schwämme in Betracht. An dem Import von europäischen Industrie-Erzeugnissen ist England mit 55 Prozent, die Türkei mit 13 Prozent, Tunesien mit 9 Prozent, Deutschland mit 7 Prozent, Frankreich und Oesterreich-Ungarn je mit 6 Prozent und Italien mit 5 Prozent betheiligt. Die Schiffe, welche den Handel von Tripolis vermitteln, sind aber in erster Linie französische, in zweiter italienische und erst in dritter britische.

Nordamerika.

— Die letzte Indianerzählung, welche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika vorgenommen worden ist, hat für das Jahr 1887 bis 1888 die Zahl von 246095 ergeben, was gegen das Jahr 1878 bis 1879 eine Verminderung um 6802 Köpfe bedeutet.

Australien und Polynesien.

— Die von Kapitän Strachan aufgestellte und von Dr. A. B. Meyer bestrittene Behauptung, als ob zwischen dem McClure-Golf und der Geelvink-Bai in Holländisch-Neuguinea eine Wasserstraße bestehe und das westliche Holländisch-Neuguinea also eine Insel für sich bilde, scheint durch die neuerlichen Untersuchungen des Lieutenant Ellis ihre Lösung gefunden zu haben, und zwar in der Weise, daß der genannte deutsche Neuguinea-Reisende Recht behält. Weder gelang es dem Lieutenant Ellis, die gesuchte Wasserstraße aufzufinden, noch wußten die Eingeborenen etwas davon zu berichten.

Ozeane und ozeanische Inseln.

— Prinz Albert von Monaco hat in seiner „Hirondelle“ eine neue Fahrt nach den Azoren unternommen, um die biologischen Verhältnisse der dortigen See, sowie auch der Binnengewässer zu erforschen. Mit Netzen und Instrumenten war die Expedition auf das vollkommenste ausgerüstet, und die gewonnenen Resultate sollen sehr gute sein. Von den 14 untersuchten kleinen Binnenseen waren 13 bisher naturwissenschaftlich von niemand untersucht worden.

Bücherschau.

— William Marshall, Die Tiefsee und ihr Leben. Leipzig 1888. Ferdinand Hirt u. Sohn. — Kein Zweig der Erdkunde hat in den zuletzt vergangenen beiden Dezennien so gewaltige Fortschritte gemacht, wie die Thalassiologie. Was die Gelehrten des „Challenger“, der „Tuscarora“, der „Gazelle“, des „Blake“, des „Voeringen“, des „Travailleur“, des „Talisman“ ꝛc. mit dem Tiefenloth und Grundnetz an überraschenden Tingen aus der Tiefe zu Tage förderten und wissenschaftlich untersuchten, blieb aber bislang zu einem großen Theile dem Laien unbekannt. Da ist es ein großes Verdienst, wenn ein hervorragender Fachmann, wie W. Marshall, die Feder ergreift und die Ergebnisse der neueren Tiefseeforschung in einem gemeinfaßlichen Werke zur Darstellung bringt. In der Kunst populärwissenschaftlicher Schreibweise besitzt sich Professor Marshall als ein Meister, und da sein Buch zugleich auch aufs beste mit veranschaulichenden Illustrationen ausgestattet ist, so kann es nicht verfehlen, sich zahlreiche Freunde zu erwerben. Der kürzere erste Theil des Buches handelt von der physikalischen Beschaffenheit der Tiefsee (der Bathy-Oceanographie) und von den Apparaten und Methoden zu ihrer Untersuchung, während der längere zweite Theil sich mit dem Thierleben der Tiefsee (der Bathy-Zoologie), die das spezielle Forschungsgebiet des Verfassers bildet, beschäftigt.

— Rudolf Kleinpaul, Sprache ohne Worte. Leipzig 1888. Wilh. Fredrich. — Geistreich wie sein Titel ist auch das ganze Buch von der ersten bis zur letzten Seite. Wenn man gefragt wird, welchem Fache es seinem Inhalte nach zuzuweisen sei, so kann man allerdings mit der Antwort in Verlegenheit kommen. Uns genügt es, daß auch sein völkerkundlicher Inhalt ein sehr mannigfaltiger und reicher ist, und daß es dazu anregen kann, manchem ethnologischen Probleme weiter nachzugehen. In vielen Stücken berührt sich das Werk mit Darwin's berühmtem Buche über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen, es ist aber viel universaler als dieses. Die Beispielsheft des Verfassers ist eine ganz erstaunliche. Bei dem Ethnologen vom Fache dürften einzelne Aufstellungen und Gedankenverknüpfungen vielleicht auf Widerspruch stoßen, bei dem Nicht-Ethnologen vielleicht nicht minder gewisse allzu ungeeinte Wendungen.

— E. Budde, Erfahrungen eines Hadschi. Leipzig 1888. F. W. Grunow. — Dieses kleine Buch schildert in interessanter Darstellung eine $11^1/_2$monatliche Fahrt nach den heiligen Stätten Palästinas. Verfasser hat dieselben freilich nicht in ihrem Feierkleide, sondern in einem fragwürdigen Alltagskleide gesehen, das ist aber manchem anderen modernen Jerusalempilger bekanntlich auch nicht anders gegangen. Die Lektüre des Buches ist zu empfehlen.

Inhalt: Hermann von François: Curt von François' Reise von Hamburg nach Malange. (Schluß. Mit vier Abbildungen.) — Indische Felsentempel und Felsenskulpturen. (Mit vier Abbildungen.) — Dr. R. Brehm: Für den Hausbau der Bewohner des Inka-Reiches wichtige Säugethiere und Vögel. — Kürzere Mittheilungen: Der Hafen von Tandjong Priok auf Java. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Australien und Polynesien. — Oceane und ozeanische Inseln. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 12. Januar 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Die bevorstehende Vermehrung der Sterne im Banner der Nordamerikanischen Union.

Von Dr. H. Töppen.

Zur Durchführung der Staatsidee gehört vor allen Dingen eine ansässige Bevölkerung, und eine feste Grundlage wird der Staat nur dann haben, wenn ein großer Theil derselben sich mit dem Ackerbau — der wesentlichen Quelle alles Reichthums und Besitzes — beschäftigt. Wer, von diesem Grundsatze ausgehend, eine gute Karte des westlichen Theiles der Vereinigten Staaten zur Hand nimmt — sagen wir Blatt 79 der letzten Ausgabe von Stieler's Handatlas — und es versucht, aus dem Studium der Bodengestalt und Bewässerung sich zu erklären, warum einige Theile jenes ungeheuren Gebietes, welches die Prärien und das Hochland zwischen den Felsengebirgen und der Sierra Nevada einnehmen, schon als Staaten in die Nordamerikanische Union aufgenommen worden sind, andere dagegen noch in dem Zustande der „Territorien" verharren, wird sich gewiß verwundern, Nevada in der Reihe der Staaten zu finden, denn das große Wüstengebiet im Süden und die zahlreichen im Sande verlaufenden oder flache salzige Becken bildenden Flüsse lassen auf einen Blick erkennen, daß eine trostlose Oede dort herrschen muß. In der That ist Nevada wahrscheinlich das für dauernde Besiedelung am wenigsten geeignete, von politischen Grenzen unschlossene Stück in der ganzen Union, ein Wüsten- und Steppengebiet, von zahlreichen, einander in nordsüdlicher Richtung parallel laufenden Gebirgszügen durchsetzt. Das Klima ist durch die schroffsten Gegensätze ausgezeichnet und außerordentlich trocken; der geringe Regenfall tritt zum größten Theile nach der Vegetationsperiode ein; der Waldbestand war von jeher gering und ist in den letzten Jahrzehnten durch den großen Bedarf der Bergwerke so stark angegriffen worden, daß er jetzt nicht mehr als zwei Prozent betragen mag; dabei beschränkt er sich auf die Höhen der Gebirge und auf sehr gelichtete Streifen an Flüssen und Bächen. Ein großer Theil des Bodens ist derartig mit Alkalien geschwängert, daß er den Ackerbau vollkommen verbietet, und wo anbaufähiger Boden sich findet, bedarf er der künstlichen Bewässerung. Keine 100 000 Acres — also weniger als der siebenhunderste Theil der Oberfläche des Staates — sind gegenwärtig unter Kultur.

Ein so erbärmliches Gebiet konnte nur durch die allmächtige Herrschaft einer politischen Partei zum Range eines Staates erhoben werden. Die Umwandlung eines Territoriums in einen Staat hängt ja nach der Verfassung der Vereinigten Staaten nicht von einer bestimmten Größe oder Bevölkerungszahl, oder von einem bestimmten Werthe des beweglichen und unbeweglichen Eigenthums ab, sondern von einem Beschlusse des Kongresses, der allerdings auf die Bevölkerungszahl in gewisser Weise Rücksicht zu nehmen hat. Zur Organisation als Territorium wird eine Bevölkerung von 5000 Köpfen vorausgesetzt, und zur Aufnahme als Staat in der Regel eine solche, die der eines Kongreß-Wahlbezirkes ungefähr gleichkommt.

Mit Nevada verhielt es sich nun so: Im Jahre 1864, als die (demokratischen) Südstaaten im Kongresse nicht vertreten waren, hatten die Republikaner in demselben eine erdrückende Uebermacht; um aber die für einige ihrer beabsichtigten Maßregeln nothwendige Zweidrittel-Majorität im Senate zu erhalten, brachten sie es fertig, aus Nevada einen

Digitized by Google

Staat zu schaffen. Nach der allgemeinen Volkszählung von 1860 hatte Nevada nur 6857 Bewohner; da aber seitdem die reichen Silberadern entdeckt und zahlreiche Bergleute in das Territorium geströmt waren, machten die Befürworter der Aufnahme den Kongreß glauben, daß Nevada bis zu seiner Aufnahme ohne Zweifel eine Bevölkerung erreicht haben werde, die der eines Kongreß-Wahlbezirkes entsprechen werde. Das mag auch der Fall gewesen sein, denn bei der Präsidentenwahl des Jahres 1864 gab Nevada 16420 Stimmen ab. Die bedeutenden Kosten der eigenen Regierung hätte Nevada nicht tragen können, wenn nicht die reichen Minenbesitzer dieselben auf ihre Schultern genommen hätten, wofür sie natürlich die Stellen in den beiden gesetzgebenden Körpern der Bundesregierung sich und ihren Werkzeugen vorbehielten.

Die Entwickelung Nevadas ist nun durchaus nicht so vor sich gegangen, wie man es von einem Staate seiner Größe nach Maßgabe anderer Staaten der Union hätte erwarten können; denn seine Natur verbietet es eben. Im Jahre 1868 wurden in Nevada bei der Präsidentenwahl 11698 Stimmen abgegeben, 1872 14649, 1876 19691, und seitdem hat ein steiger Rückgang der Stimmenzahl stattgefunden: 1880 18343, 1884 12771, 1888 12278. Nach der allgemeinen Volkszählung von 1870 hatte der Staat 42491 Bewohner, also wahrscheinlich nicht viel mehr als im Jahre 1864; die Staatszählung von 1875 ergab 52236 Bewohner, die allgemeine Zählung von 1880 62266; doch hatte erwiesenermaßen in den letzten Jahren vor der Zählung bereits eine Abnahme der Bevölkerung stattgefunden. Und diese Abnahme hat wahrscheinlich seitdem fortgedauert, denn die Bergwerke des Staates nahen sich ihrer Erschöpfung, und neue Erwerbsquellen haben sich nicht erschlossen. Wenn man nach dem Verhältnisse der Stimmenzahl bei den Präsidentenwahlen schließen darf, so hat Nevada jetzt nur etwa 40000 Bewohner. Dazu kommt noch, daß die Zusammensetzung der Bevölkerung durchaus keine solche ist, wie sie ein Staat, der einer gedeihlichen Entwickelung auf Grundlage des Ackerbaues entgegengeht, haben soll und zu haben pflegt. Nahezu ein Drittel der Bevölkerung besteht, wie aus den angegebenen Zahlen ersichtlich ist, aus stimmfähigen Männern, ein Verhältniß, das in den übrigen Staaten nirgends erreicht wird. Verhältnißmäßig nur wenige von den Bergleuten und Hirten, welche die Bevölkerung des Staates in der Hauptmasse bilden, haben Familien. Auch die Census-Angaben beweisen dies, denn im Jahre 1880 wurden 42019 männliche und nur 20247 weibliche Bewohner gezählt. Auch die Census-Angaben über die Herkunft der Bewohner bestätigen in einem gewissen Grade die geringe Seßhaftigkeit der Bevölkerung. Von den im Jahre 1870 gezählten 42491 Bewohnern waren nur 5 Prozent im Staate, 44 Prozent aber außerhalb der Union geboren. Von den 62266 Bewohnern der Zählung von 1880 waren 25563 Fremde, darunter 5416 Chinesen.

Wenn, wie es den Anschein hat, Nevada in seiner Entwickelung weiter zurückgeht oder stationär bleibt, und wenn seine Bergwerke in der That der Erschöpfung zueilen — die Aktionäre werden zwar immer noch auf die Erschließung neuer Silberadern vertrösten —, so wird es auf die Dauer seinen Rang als Staat vielleicht nicht behaupten, und die Kosten der Selbstregierung nicht tragen können. Möglich, daß es dann selbst beantragt, wieder in den Zustand eines Territoriums zurückversetzt zu werden. Die republikanische Partei wird sich freilich stark dagegen sträuben, denn es ist ihr ohne Zweifel ungemein angenehm, für eine Hand voll Bewohner, die weiter im Osten kaum eine mäßige Mittelstadt bevölkern könnten, zwei Vertreter im Bundessenate zu haben, d. h. ebenso viele, wie für die Millionen, die New York oder Pennsylvanien bevölkern. Angenommen, daß Nevada bei seiner Aufnahme als Staat eine Bevölkerung hatte, die der eines damaligen Kongreß-Wahlbezirkes entsprach, so müßte es, wenn es sich so schnell entwickelt hätte, wie die Union als Ganzes genommen, jetzt über 150000 Bewohner zählen; denn so viele entfallen jetzt auf einen Bezirk, wenn man auch nur die Bevölkerung von 1880 der Berechnung zu Grunde legt.

Ist somit Nevada als ein verunglücktes Glied im Staatenbunde der Union zu bezeichnen, so ist dagegen jetzt gegründete Aussicht vorhanden, würdigere Glieder eingereiht zu sehen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß alle noch bestehenden Territorien, zu Staaten gemacht, die Reihen der Republikaner in der Bundesgesetzgebung kräftigen würden; daher haben sich bisher die Demokraten, welche im Abgeordnetenhause die Mehrheit hatten, allen Schritten zur Vermehrung der Staaten widersetzt. Der für die Republikaner sehr günstige Ausfall der Herbstwahl des Jahres 1888 (der Präsidenten- und Abgeordnetenwahl) hat aber die Sachlage verändert, und es ist kaum zu bezweifeln, daß sie so bald als thunlich von ihrer Macht Gebrauch machen werden. Mehrfach sind bereits Stimmen laut geworden, welche vorschlagen, alle noch vorhandenen Territorien mit einem Schlage in Staaten umzuwandeln; in erster Reihe aber werden die Territorien Washington, New Mexiko, Arizona und Dakota genannt.

Für letzteres ist die Frage geradezu eine brennende zu nennen. Streng genommen sollte Dakota längst unter die Staaten aufgenommen sein, denn sowohl an Bevölkerungszahl wie an wirthschaftlicher Entwickelung ist es vielen der anderen Staaten bereits um ein tüchtiges Stück vorausgeeilt. Bei der letzten allgemeinen Volkszählung (1880) zählte es zwar erst 135177 Bewohner, aber gerade seitdem ist seine Besiedelung mit Riesenschritten vor sich gegangen, so daß es jetzt, wie allgemein zugestanden wird, wohl 600000 Bewohner haben mag. Bei der Zählung des Jahres 1880 gab es neun Staaten, die eine so hohe Bewohnerzahl nicht erreichten. Die natürlichen Hilfsquellen Dakotas sind unbestritten großartig. Sein fruchtbarer Ackerboden bringt den besten Weizen des Landes hervor und macht es zu einem der ersten Weizenländer der Erde; Wasser kann, wo es von Natur an der Oberfläche fehlt, allenthalben durch artesische Brunnen beschafft werden; an nutzbaren Mineralien, insbesondere an der in einem kalten und holzarmen Lande doppelt wichtigen Steinkohle, fehlt es nicht; der Viehstand ist schon jetzt größer, als derjenige der meisten Staaten südlich vom Ohio. Die Weizenernte des Jahres 1887 betrug 52 Millionen Bushels und war demnach größer, als die irgend eines Staates der Union; an Menge des geernteten Mais übertrifft Dakota zwei Drittel der Staaten. Sieben der fruchtbarsten Counties von Dakota, in den Niederungen des Red River gelegen, ernteten im Jahre 1887 23 Millionen Bushels Weizen und 11 Millionen Bushels Hafer. Diesen glänzenden Resultaten des Ackerbaues und der Viehzucht entspricht auch die sonstige Entwickelung des Territoriums. Es giebt 25 Staaten in der Union, welche weniger Banken haben, als Dakota; Schulen weist es mehr auf als jeder südlich vom Ohio gelegene Staat, ja selbst mehr, als das reiche und stark bevölkerte Kalifornien. Die Zahl derselben beträgt 4000. Zeitungen erscheinen in Dakota mit seinen 600000 Einwohnern 132 mehr als in Kentucky mit 1700000 Bewohnern und mehr als in 14 von den Staaten überhaupt. Es sind über 1200 Kirchen vorhanden und 1300 Postämter, deren Einnahmen aber größer sind, als die der 1800 Postämter von Kentucky. Dabei sind die Rechtszustände für ein so junges

Digitized by Google

Gemeinwesen musterhaft, denn es kommt jährlich nur ein Verbrechen auf 2253 Bewohner gegen 326 in Kalifornien und 323 in Nevada.

Einen neuen großartigen Aufschwung verspricht man sich für Dakota von der Eröffnung der Sioux-Reservation für die Ansiedlung Weißer. Bisher sind zwar alle Verhandlungen mit den Indianern an dem Eigensinn und den hohen Forderungen derselben gescheitert, aber bei dem starken Andrange der Weißen, welcher zu Zeiten nur durch Aufgebot von Militär zurückgehalten wird, kann die Eröffnung der Reservation nur eine Frage der Zeit sein.

Bei der Frage der Besiedelung Dakotas fällt seine Waldarmuth und sein rauhes Klima schwer ins Gewicht. Aber die langen und eisigen Winter mit ihren schrecklichen „Blizzards“ und die kurzen heißen Sommer haben der schnellen Besetzung des Landes mit Ackerbauern bis jetzt ebensowenig ein Hinderniß entgegengesetzt, wie der Mangel an Holzbeständen. Und bei der Frage der Aufnahme Dakotas in die Reihe der Staaten können beide Umstände nicht in Frage kommen. Wenn die wackeren germanischen Pioniere mit dem Klima und der Natur des Landes zufrieden sind, so ist es gut.

Dakota ist ein Gebiet von ungeheurer Größe, denn sein Flächenraum beträgt 150 932 englische Quadratmeilen, es ist also $2^1/_4$ so groß als Frankreich, und man könnte daraus 115 Staaten von der Größe von Rhode Island, drei Staaten von der Größe von Alabama bilden, es ist so groß wie Illinois, Iowa und Ohio zusammen. Von den Staaten der Union übertreffen nur Texas mit 274 356 engl. Quadratmeilen, Kalifornien mit 188 981 Quadratmeilen es an Größe. Daher wird schon längst die Frage erörtert, es nicht als einen, sondern als zwei Staaten — Nord- und Süd-Dakota — in die Reihe der Staaten aufzunehmen. Das würde durchaus angemessen sein und wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch geschehen.

Die politischen Verhältnisse machen es nicht wünschenswerth, daß im Westen noch weitere so große Staaten geschaffen werden. Als z. B. Texas zum Staate gemacht wurde, blieb es vorbehalten, dasselbe später, wenn die Bevölkerung es wünsche, in fünf Staaten zu zerlegen, wozu freilich bis jetzt wenig Neigung besteht. Werden auch ferner so riesige Staaten im Westen gebildet, so wird eine Aenderung der Verfassung der Ur-Staaten mit der Zeit nicht zu vermeiden sein; denn die vielen Millionen, für welche solche Flächen Raum bieten, werden schwerlich auf die Dauer damit zufrieden sein, gleich den Zwergstaaten des Nordostens durch nur zwei Stimmen im Bundessenate vertreten zu sein. Von den beiden Hälften, in welche Dakota zerlegt werden würde, hat die nördliche jetzt etwa 250 000, die südliche etwa 350 000 Bewohner. Selbst die schwächer bevölkerte Hälfte hätte dann immer noch eine größere Bewohnerzahl, als irgend ein Anderer Staat zur Zeit seiner Aufnahme in die Union.

Nächst Dakota kommt das Territorium Washington in Frage. Dasselbe hatte im Jahre 1870 erst 29 935, 1875 etwa 50 000, 1880 75 116 Einwohner. Seitdem hat sich der Verkehr mit dem Osten durch Vollendung der nördlichen Pacificbahn sehr gehoben, Schifffahrt und Fischfang auf dem Stillen Meere haben gewaltig zugenommen, Ackerbau, Viehzucht und Holzindustrie haben sich so entwickelt, daß von der nächsten Zählung der Beweis einer außerordentlichen Zunahme an Bevölkerung zu erwarten ist. Der westliche Theil von Washington bildet mit seinem milden Klima, seiner reichen Küstenentwickelung und seinen Waldschätzen ein Gebiet, das zu einer selbständigen Entwickelung in hohem Grade geeignet ist, und selbst der östliche Theil von Washington — das Hochland — ist an Kulturfähigkeit den südöstlicher gelegenen Theilen des Hochlandes, insbesondere den Wüsten und Steppen von Idaho und Nevada, infolge seiner besseren Bewässerung weit überlegen. Es ist daher anzunehmen, daß auch Washington in kürzester Frist — wahrscheinlich gleich Dakota noch im Laufe des Jahres 1889 — in die Reihe der Staaten einrücken wird.

Für die Aufnahme von New Mexico (1880 119 565 Einwohner) und Arizona (1880 40,440 Einwohner) wird zwar sehr lebhaft agitirt, doch würde sich deren (immerhin nicht ganz unwahrscheinliche) Aufnahme unter die Staaten noch durchaus als eine reine politische Parteimaßregel kennzeichnen, wenn auch nicht in so schroffer Weise, wie seiner Zeit die Aufnahme von Nevada. Zwar sind in beiden Territorien große Strecken bei Anwendung künstlicher Bewässerung für den Ackerbau zu gewinnen, und die Besiedelung derselben unter dieser Voraussetzung macht erfreuliche Fortschritte, bis jetzt aber besteht noch der überwiegende Theil der Bevölkerung aus Hirten und Bergleuten, und die Zustände sind im allgemeinen der Art, daß es besser wäre, noch ein oder ein paar Jahrzehnte ins Land gehen zu lassen, ehe man diese Gebiete der Selbstverwaltung überläßt und ihnen einen Einfluß auf die Bundesverwaltung zugesteht. Von einigen Seiten wird bestürwortet, die beiden Territorien als einen Staat aufzunehmen, was aber schwerlich Anklang finden wird.

An die Aufnahme der Territorien Wyoming (1880 20 789 Bewohner) und Idaho (1880 32,610 Bewohner) wird vorläufig wohl nur von denjenigen im Ernste gedacht, welche die gleichzeitige Aufnahme aller Territorien befürworten. Bei der gegenwärtigen politischen Lage haben diese freilich die beste Aussicht auf Verwirklichung ihrer Ideen. Der größere Theil der beiden Territorien ist in seiner Naturbeschaffenheit zu sehr mit Nevada zu vergleichen, und ihre Besiedelung macht nur langsame Fortschritte. Montana (1880 39 159 Bewohner) wird sich den Anspruch auf Staatenrecht erwerben und wäre wahrscheinlich nach seiner Bevölkerungszahl schon jetzt dazu berechtigt, aber das seßhafte, ackerbauende Element ist dort gegenüber dem „Cowboy“ und Bergmann noch gar zu schwach vertreten.

Ziemlich starken Anspruch, aber zur Zeit nur recht geringe Aussicht auf den Rang eines Staates hat Utah. Die fleißigen Mormonen haben einen Theil dieses unwirthlichen Landes in einen blühenden Garten verwandelt, und schon bei der Zählung von 1880 hatte das Gebiet 143 963 Bewohner. Aber die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten verurtheilt die Anschauungen der Mormonen, ihre Kirche ist Gegenstand der Bekämpfung, und die Bundesregierung hat vor nicht allzu langer Zeit strenge Gesetze gegen die Mißbräuche derselben erlassen. Nichts wäre den Mormonen erwünschter, als wenn Utah zum Staate gemacht würde, denn dann könnten sie in ihrem Gebiet schalten und walten, wie es ihnen gefiele. Der Gefallen wird ihnen aber sicher nicht so bald gethan werden.

Eine Zeit lang hieß es, die Mormonen wären im Begriffe, in Masse nach Nevada auszuwandern, wo sie leicht dahin gelangen könnten, die Mehrheit der Bevölkerung zu bilden, und somit die Gesetzgebung allmählich in ihre Hand zu bekommen, doch verlautet in letzter Zeit nichts mehr von diesem Plane oder dem Beginne seiner Verwirklichung.

Der Vollständigkeit halber sei noch das Indianergebiet erwähnt, dessen Existenz als solches durch die nimmer ruhende Agitation in den Nachbarstaaten arg bedroht ist. Namentlich die Bewohner von Kansas und West-Missouri werfen begehrliche Blicke auf die fruchtbaren Indianerthäler, und die Bestrebungen der ansiedlungslustigen Farmer werden von der Handelswelt kräftig unter-

Digitized by Google

stützt. Bisher sind nun die Bemühungen, die Indianer zum Aufgeben ihrer Rechte zu veranlassen, ihnen Privatbesitz zuzuweisen und sie im übrigen mit Geld zu entschädigen, fruchtlos gewesen. Ganz wie bei der Sioux-Reservation in Dakota ist es aber auch hier fraglich, ob es möglich sein wird, den Indianerstämmen auf die Dauer die Verträge, welche „ewigen" Bestand der jetzigen Verhältnisse zusichern, zu halten.

An das Indianerterritorium schließt sich im Nordwesten ein schmaler, rechteckiger Streifen Landes, der nach New Mexico hinüberführt, und im Süden von Texas, im Norden von Kansas und Colorado begrenzt wird. Auf den Karten des Stieler'schen Atlas ist er als „Public land" bezeichnet, während er an Ort und Stelle und in den Vereinigten Staaten überhaupt „No man's land" genannt wird. Einige behaupten — wahrscheinlich irrthümlich — dieser Streifen sei z. B. dazu bestimmt gewesen, den Indianern Zugang zu den Gegenden zu verschaffen, welche die Büffel aufsuchten; nach anderen wurde er bei der Begrenzung von Texas nicht eingeschlossen und blieb bei der Begrenzung von Kansas und Colorado unbeachtet. Sicher ist, daß er jetzt zu keinem Staate und zu keinem Territorium gehört, daß zahlreiche Ackerbauer und Viehzüchter aus den Nachbarstaaten sich dort — als „squatters" — niedergelassen haben, daß er aber gleichzeitig den Zufluchtsort alles Gesindels bildet, das der Justiz in den Nachbarstaaten zu entgehen wünscht. Es herrschen dort augenblicklich trostlose Zustände, in welche die besseren Elemente der Bevölkerung durch kräftige Selbsthilfe Ordnung zu bringen versuchen. Vor kurzem haben die Bewohner von „No man's land" Abgesandte nach Washington geschickt und um Einrichtung ihres Gebiets als Territorium nachgesucht; jedoch haben sie damit keinen Erfolg gehabt, und jenes Recht ek wartet noch seines Schicksals.

Bunte Bilder aus der südöstlichsten Ecke des europäischen Rußland.

Von **Alfred Christoph.**

(Mit fünf Abbildungen.)

1. Die Stadt Astrachan.

An dem unteren Laufe des breiten, trüben Wolgastromes, in dem sogenannten Wolga-Delta, etwa 12 Meilen von der Mündung des Stromes ins Kaspische Meer, lagert als Inselstadt der größte südöstliche Handelsplatz des ausgedehnten russischen Kaiserreiche — das vielzungige, nationenbunte Astrachan. Mit der einen Hand Persiens und Armeniens Industrie und Bodenprodukte auf emsigen Dampfern herbeiholend, theilt sie dieselbe mit der anderen — unter Zugabe des eigenen Ueberflusses, namentlich an Salz und Fischen aller Art, sowie an Leder und Petroleum — dem großen Vaterlande mit. In den acht bis neun Monaten der Navigation stellt sich zu diesem Zwecke die Wolga bereitwilligst zu Diensten, während, wenn winterliche Fröste sie auf drei bis vier Monate dieser Dienstleistung entheben, Kameel- und Ochsenkarawanen, oft in langen Zügen von 30 bis 50 Gespannen, Kommunikation und Handel vermitteln. Und auf all das ganze geschäftige Treiben blickt freundlich ein ewig blauer Himmel herab.

Astrachan zählt nicht etwa, wie Nowgorod und Moskau, zu den Stammstädten seines Landes. Erst seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, also seit der Zeit Iwan's des Grausamen, ist es demselben einverleibt worden. Gegründet um die Mitte des 14. Jahrhunderts an Stelle der tatarischen Niederlassung Bobschi Tarchán war es 200 Jahre lang ein „Chanat" gewesen und hatte der „Goldenen Horde" der Tataren angehört. Jetzt zerfällt das Gouvernement Astrachan in fünf Kreise mit einem Gesammtflächeninhalt von 221 000 qkm und 555 000 Bewohnern, während die Stadt Astrachan eine Einwohnerzahl von 72 000 aufweist, deren Hauptkontingent — außer den echten Russen, den wenigen Polen und etwa 700 Deutschen — aus Kalmücken, Persern und namentlich Armeniern und Tataren besteht, welche, obgleich verschiedenen Glaubens und verschiedener Nationalität, dennoch friedlich bei einander wohnen.

Von allen diesen Völkerschaften bilden vornehmlich die Tataren die arbeitende und dienende Klasse.

In der Stadt Astrachan erhebt sich, alle übrigen Gebäude und Kirchen überragend, in gravitätischer Ruhe der „Kreml" mit der flinkuppligen, massiven Uspenski-Kathedrale, im Jahre 1710, zur Regierungszeit des Czaren Peter des Großen erbaut. Was mag dieser Prachtbau wohl für Geld gekostet haben? denkt man unwillkürlich beim Anblick desselben; namentlich, wenn man hinzunimmt, daß die ganze Umgegend keinen Stein zum Bau besaß, und daß das Baumaterial auf 30 Meilen aus den zerstörten tatarischen Niederlassungen an dem Flüßchen Achtuba im nördlichsten Kreise des Gouvernements herbeigeschafft werden mußte. Der Chronist antwortet bescheiden: Boares Geld nur 100 Rubel! Es waren ja damals noch die Zeiten intimster Leibeigenschaft und von irgend welcher Bezahlung von Arbeit keine Rede! Die erwähnten 100 Rubel aber waren ein Geschenk, welches nach Vollendung des Baues dem Baumeister Dorofei Mjatischew großmüthigst verehrt wurde, und worüber jener sich gar sehr gefreut haben soll. Diese Uspenski-Kathedrale nun, umgeben von einem Säulengange, zerfällt in zwei Theile — in ein unteres und ein oberes Heiligthum. Das untere Heiligthum, ungleich einfacher ausgestattet wie das obere, befergt in seinen Gewölben die Leiber der Astrachanischen Hierarchen und dient den Winter über zu den gottesdienstlichen Versammlungen. Erst mit Ostern, wenn das heilige Tuch mit der darauf gestickten Grablegung Christi in feierlicher Prozession in das obere Heiligthum getragen wird, nehmen auch dort die Gottesdienste ihren Anfang. Hier wird der Neueintretende überrascht durch den Glanz und den Reichthum, der sich ihm aufthut. Wahrlich imposant ist der Reichthum und die Pracht der an sich nicht gar großen Kirche! Wände wie Fußboden sind mit grauem Marmor getäfelt; zwei mächtige Säulenpaare von 32 Arschin Höhe, aus demselben Stein und in einem Stück, stützen das mit Heiligenbildern bemalte Gewölbe; und nun dahinter die kunstvoll in Silber ausgearbeiteten Flügelthüren, die das Heiligthum vom Allerheiligsten scheiden. Ebenfalls 32 Arschin hoch, werden sie

Digitized by Google

zu beiden Seiten von je 64 lebensgroßen, in Gold gefaßten Bildnissen von Heiligen, die in Oel gemalt sind, ungeben, auf deren unterster Reihe das reich mit Edelsteinen und Brillanten besetzte Mutter-Gottes-Bild einen enormen Werth repräsentirt. Als ein Unicum an Pracht ist hier auch das große Evangelienbuch zu erwähnen, dessen massiv silberne, mit Edelsteinen besetzte Deckel allein 1 Pud 38 Pfund wiegen. Von den vielen noch sehenswerthen Gegenständen nennen wir nur noch das als Reliquie aufbewahrte „härene und mit Blut besprengte Büßerhemd“ des Metropoliten Joseph, in welchem derselbe von dem aufständischen Stenka Rasin und dessen Bande im Jahre 1671 zu Tode gemartert und alsdann von den Zinnen des Kreml herabgestürzt wurde.

Auf dem Glockenthurme über der Kremlmauer stehend, überblicken wir die zu unseren Füßen auf den Inseln des Wolga-Deltas liegende nationen- und sprachenbunte Stadt Astrachan. Ein langer Kanal vermittelt, die Stadt in zwei ungleiche Theile theilend, eine direkte Verbindung des Flüßchens Kutum mit der Wolga, schützt aber auch, zur Zeit des hohen Wasserstandes, die Stadt vor etwaiger Ueberschwemmung. Die Benennung des „Warwarjew'schen“ hat der Kanal nach seinem Erbauer, einem damals unermeßlich reichen, jedoch von den übrigen Schiffern gefürchteten Zwingherrn auf dem Kaspischen Meere, welcher die von der Stadtverwaltung zwar begonnene, jedoch bald wieder aufgegebene Kanal-Legung „auf eigene Kosten“ im Jahre 1817 zum Schmuck und Segen der Stadt vollendet hat.

Außer der oben erwähnten Kreml-Kathedrale giebt es an religiösen Kultusstätten in Astrachan noch 22 andere griechisch-orthodoxe, zwei römisch-katholische, vier armenisch-gregorianische und eine evangelisch-lutherische Kirche. Außer diesen erwähnen wir noch an nicht christlichen: zwei jüdische Synagogen, 15 mohammedanische Moscheen und eine lamaitische Pagode, welche in ihrer Gesammtheit der Stadt ein wechselvolles Gepräge aufdrücken. Auch drei Klöstern begegnen wir, von denen das Nonnen- und das eine Mönchskloster in der Stadt, das andere Mönchskloster jedoch an 3/4 Meilen vor derselben liegt.

Die Stadt Astrachan.

Für Schulen ist in anerkennenswerthem Maße gesorgt worden, und nicht bloß schöne und zahlreich besuchte Gymnasien, sowie Kreis- und Elementarschulen giebt es mit russischer Unterrichtssprache, — ebenso auch eine städtische Realschule, eine Seemannsschule und ein geistliches Seminar —, sondern auch die Tataren, Armenier und Kalmücken besitzen ihre eigenen Schulen.

Doch wenden wir uns nunmehr ins Centrum der Stadt! Da dufteten uns schon von weitem die weißblühenden Akazienbäume des vor sechs Jahren angelegten „Gouverneursplatzes“ und des weiterhin belegenen „Alexander-Boulevards“ entgegen. Auch wir schließen uns der lustwandelnden Menge an und betrachten das auf hohem Sockel stehende, in Erz gegossene, äußerst gelungene Standbild des nun in Gott ruhenden Kaisers Alexander II., welches die Stadt Astrachan zum ehrenden Andenken an den allgeliebten Monarchen im Jahre 1885 mitten auf dem Gouverneursplatze errichtet hat. Besondere Mühe und Sorgfalt jedoch beanspruchte jedwede Anpflanzung von Bäumen und Sträuchern. Denn um in der Dürre hiesiger Steppengegend nicht sogleich wieder umzukommen, müssen sie täglich mit Hilfe der städtischen Wasserleitung bewässert werden. Ein gleich arger Feind aller Vegetation, wie die regenlose Hitze, ist der ungewöhnlich starke Salzgehalt des Bodens. Dieser ist so enorm, daß er nicht bloß allenthalben in der Steppe um die Stadt herum, sondern auch die und da in den Straßen der Stadt weiße, reifähnliche Ausschwingungen bildet, so daß man glauben möchte, es habe gegen morgen ein wenig geschneit.

Umgeben nun zwar die elegantesten Handlungsmagazine den Gouverneursplatz, so weisen doch auch alle übrigen Theile der breitstraßigen Stadt schöne Verkaufslokale auf. Ganz besonders jedoch ziehen unsere Aufmerksamkeit auf sich die großartigen „Fischhandlungen“, in denen, alle kleineren Fischgattungen in den Hintergrund des Lokales zurückdrängend, die Riesensöhne der Wolga, vor allem der „Stör“ (bis neun Fuß lang und fünf Pud schwer) und der viermal größere „Hausen“ (sogar bis 35 Fuß lang und 40 Pud schwer) von der Decke bis auf die Diele herabhängen.

Digitized by Google

Geht man aber an den Handlungen, namentlich an den offenen Fischhandlungen, entlang, so spricht gleichmäßig aus den zusammengekniffenen Augen der Verkäufer der Verdruß über den fast Tag ein Tag aus die Straßen entlang wirbelnden Sandsturm, und ein Gedanke scheint es zu sein, den man ihnen allen vom Gesicht ablesen zu können meint, nämlich der: O wenn doch die wohlweise Verfügung des großen Czaren Peter I. — es solle jedes bei Astrachan anlegende Schiff einen Kubikfaden Pflastersteine gratis hier abwerfen — nicht so schnell wieder in Vergessenheit gerathen wäre! Gewiß! dann hätten die heute noch ungepflasterten, urstaubigen Dreiviertel der Stadt schon längst gepflastert sein können; dann hier in der Steppe giebt es keine Steine. Dann brauchte kein „Astrachanisches Fieber" — wenigstens nicht in der herrschenden Ausdehnung — zu existiren, und der spezifischen Augenleiden wäre so viel weniger! — Ein Handelsobjekt, das sich anderweitig wohl nicht leicht diese Benennung erworben haben dürfte, bildet in Astrachan das Eis. Dieses wird von einigen Industriellen in bedeutenden Massen in den Wintermonaten auf der Wolga aufgehauen und aufgespeichert, um dann wieder zu vier bis sechs Rubel pro Pud, namentlich nach Baku und Persien, verkauft zu werden.

So herrscht denn in dem weit in der Steppe isolirt daliegenden Astrachan reges merkantiles Leben! Mit seinen jährlichen Stadteinnahmen von 700 000 Rubeln steht Astrachan als die fünfte von oben in der Zahl sämmtlicher Städte des Reiches da, und dürfte vielleicht die einzige Stadt im Reiche sein, welche keine Schulden hat. In einem wie regen Wechselverkehr Astrachan mit dem übrigen großen Reiche steht, für welches sie auch die berufene Vermittlerin mit Transkaukasien, Persien und Armenien ist, erhellt schon daraus, daß sich die Durchschnittssumme der jährlichen Handels-Telegramme auf 300 000 und darüber stellt. Den Export wie den Import — des Sommers per Dampfschiff, des Winters per Ochsen- und Kameel-Karawane — veranschlagt man pro anno auf mindestens je 46 Millionen Pud, wobei das Petroleum und Naphta nicht mit eingerechnet ist. Dieses — ein Erzeugniß der Fabrik „Gebr. Nobel" in Baku — wird auf eigens dazu konstruirten und der Firma Nobel gehörigen Fahrzeugen direkt verführt.

Bevor wir nun von der Stadt Astrachan Abschied nehmen, wollen wir noch eines komischen, historischen Denkmals gedenken. Auf der Hofporte des jetzigen Koslow'schen Hauses, mitten in der Stadt, hoch oben sitzt mit untergeschlagenen Beinen, auf seinen Geldsäcken die lange Pfeife gemüthlich schmauchend, ein in Stein gehauener und mit bunter Oelfarbe angemalter Chinese in Lebensgröße, und schaut wohlgemuth über die Stadt und ihre wechselnden Generationen herab. Die Entstehungsgeschichte dieses originellen Denkmals aber ist folgende: Es war noch die Zeit der Leibeigenschaft, da schuldete ein Kalmück dem damaligen Besitzer des Hauses eine Summe Geldes. Dieweil er aber immer nicht zahlen konnte, drohte dieser, ihn an der Pforte seines Hauses erhenken zu lassen. „Das geht jetzt nicht mehr, Bäterchen", sprach festen Muthes der Schuldner, „diese Zeiten sind vorüber!" „Das ist freilich wahr", entgegnete der harte Gläubiger, „aber in Stein will ich deine schuftige Figur hauen lassen und zu deines ganzen Volkes ewiger Schmach oben auf die Pforte setzen." Gesagt, gethan! Der Schuldner starb hin, ohne dem Hausbesitzer gerecht geworden zu sein. Das Volk der Kalmücken aber mochte die ihm angethane Schmach nicht länger ertragen, und — da ihnen sonst kein Bitten und Flehen half — schossen sie die fehlende Summe zusammen, tilgten die Schuld und veranlaßten somit den gestrengen Hausbesitzer, ihren Stammesbruder doch wenigstens zu einem Chinesen umzugestalten. Das geschah denn auch! Die hohe Kalmückenmütze machte dem Chinesenzopf Platz, der hohe Bart trat an die betreffende Stelle, und Sonnenschirm und lange Pfeife werden auch nicht vergessen. So bewahrt denn hoch im Sonnenschein der unechte Chinese seine Lebensgeschichte noch weiter den kommenden Generationen.

Russificirte Kalmücken.

2. Der Fischfang.

Kaum befreit der Monat März die Wolga von ihrem starren Wintergewande, da kommen auch schon auf den ersten Schiffen verschiedentrachtige Arbeitsuchende, Männer und Weiber, aus den oberen Wolgagegenden herab nach Astrachan, oft bis 12 000 an der Zahl, um sich zu den bevorstehenden Fischzügen zu verdingen. Auch Persien giebt seine Söhne her: die beliebten Lastträger auf den Landungsbäßen, die auf ihrem sehr praktischen Keilkissen Kollis von 10 bis 16 Pud davon tragen.

Der Hauptverwerbszweig des Astrachaners ist — wie schon erwähnt — der Fischfang; seinen Reichthum zieht er sich mit Nehen aus der Wolga, und dieser ist ganz bedeutend! Seine Arbeiter hat er sich schon zu Hunderten — ja die großen Fischereipächter sogar bis 1000 Mann — angeworben, die erstheils zum eigentlichen Fischfange zu benutzen gedenkt, theils zum Zubereiten und Einsalzen der gefangenen Beute auf den „Watagen", den Fischzubereitungsgehöften. Sobald das Wasser in der Wolga sechs Grad Wärme aufweist, geräth der Fischereibesitzer in eine gewisse Aufregung. Was wirds dies Jahr geben? fragt er sich mit Spannung. Welchen Weg wird wohl der Hering einschlagen? Wird er an mir vorüber — meinem vis-à-vis am Ende ins Garn gehen? Wird er langsam ziehen oder wieder mal so eilig, daß man rasch bei der Hand sein muß, um doch wenigstens so viel als möglich von dem beflotzten Heere zu erhaschen? — Auf telegraphischem Wege sucht man sich von Astrachan aus bei den Fischereibesitzern nach der Mündung zu darüber in Kenntniß zu setzen, „wie weit" der Hering schon in die Wolga hineingetreten; denn aus dem Kaspischen Meere kommt er mit seiner Brut herauf. Endlich ist er da! In einer dichtgedrängten Schaar rudert er stromaufwärts, in einem perpendikulären Durchmesser von 1½ bis 2 Arschin, Fisch an Fisch. Kommen auf schaukelndem Nachen neugierige Lustfahrer ihm entgegen, so wird nicht Platz gemacht! Der Nachen muß stocken und stehen bleiben; und mehr als einmal ist es schon vorge-

Digitized by Google

kommen, daß selbst ein leichtes, waghalsiges Bootchen gehoben und umgestülpt worden ist. Soll man's dem Fische verargen? Handelt es sich für ihn nicht um den Kampf um Leben und Tod? Beißen sich nicht gerade zu seinem Verderben lange, vielmaschige Arme von hüben und drüben gierig gegen ihn aus? Von den Watagen sind schon Netze und Boote zu seinem Empfange auf der Wolga postirt. Bis 20 Mann Bedienung erfordert in der Regel solch ein Netz, das nicht selten 400 Faden lang ist; und ein solcher Fischereibesitzer gebietet über 50 solcher Netze und heimst bei gutem Fange oft seine 50 Millionen Heringe ein. Wahrlich interessant ist das Schauspiel, das sich hier auf den Fluthen abspielt! Nur einmal des Jahres, im Frühjahr, läuft es über die lange, wogende Bühne, die Wolga hinauf! Und wenn auch auf den ersten vier bis fünf Meilen bei Eintritt in dieselbe viele hundert Millionen weggefangen werden, — der weiter stromaufwärts wohnende Fischereipächter kann trotzdem immer noch auf seine 10 bis 15 Millionen Heringe rechnen. Dieser ungeheure Fischreichthum der Wolga übersteigt geradezu alle Vorstellung eines Nicht-Astrachaners, und es ist gewiß ganz bezeichnend, wenn man sagt, daß — wenn auch nur drei Jahre hindurch aller Fischfang auf der Wolga verboten würde — dieselbe, wegen Ueberfüllung an Fischen, aus ihren Ufern treten müßte. Darum wurden auch, bis vor nicht gar langer Zeit — zum Verdruß der Köchinnen und der Wurstmacher — noch die Schweine mit Fischen gemästet. Daß der Fisch aber für Hunde auch jetzt noch eine Hauptnahrung ist, — wer kann dagegen etwas haben!

Ein Kirgise.

Was wir über den Fang der Heringe gesagt haben, gilt gleicherweise von dem der im Preise weit geringeren großen Bleier; nur daß letzterer — allerdings nicht in dermaßen gedrängten Schaaren, wie der Hering — dafür aber langsamer zieht, den Fischern eine bedeutend längere Zeit zum Fangen giebt, und sich immer wieder durch neue Zuzüge aus dem Kaspischen Meere completirt. Ist der Hering oder der Bleier in vollem Zuge, so finden sich an den Ufern der Wolga beständig Leute ein, welche ihre Fangnetze (vergrößerten Schmetterlingsnetzen ähnlich) in den Zug hineinhalten und mit jedem Male 8 bis 10 Fische aus Land ziehen. Für einen einzelnen Mann ist auf diese Weise der Jahresbedarf bald beisammen. Auch selbst das Fischen mit Netzen von 20 bis 30 Faden Länge ist Keinem verwehrt; das gilt als Fischen „zum eigenen Bedarf“.

Ist nun der Fischfang in der Wolga so enorm, wie sollten dann die Pachten für das Recht der Fischerei nicht auch hoch sein! So zahlen die am günstigsten placirten Watagen bis 5000 Rubel; sei es nun der hohen Krone, sei es der Stadt Astrachan, denn die Wolga ist zweiherrig.

Die Rechnung der Fischereipächter aber stellt sich folgendermaßen: der Fang des Bleiers muß in guten Jahren sämmtliche Unkosten decken; der Hering und die übrigen Fische den Reinertrag geben. Die Astrachansche Geld-Aristokratie wird lediglich von Fischereibesitzern gebildet.

Von der Art des Herings- und Bleierfanges unterscheidet sich wesentlich der des Hausens und des Störs. Netze würden sich hier ohnmächtig erweisen! Der Hausen, von einer Größe bis 35 Fuß, und der Stör, bis 9 Fuß lang, würden dasselbe mit sich reißen und dazu gelegentlich auch noch Fischer und Kahn in die Tiefe ziehen. Auch kommen diese Riesenfische nicht in Schaaren daher, sondern ziehen meist einsam ihre Bahnen. Da macht man es hier denn anders. Es wird ein langes, dickes Tau, vielleicht von 40 Faden, fest über das Wasser gespannt; von diesem hängen dann, ziemlich dicht, etwas dünnere Taue — mit scharfen, angelähnlichen Haken am unteren Ende versehen — soweit in die Tiefe hinab, als der Fisch seinen Weg zu gehen pflegt. Diese Haken nun sind es, die dem Heranschwimmenden ins Fleisch fassen und ihn desto fester umklammern, je unwilliger er sich geberdet und seine Freiheit wieder zu erstreben sucht. An die Oberfläche des Wassers gezogen, wird der Fisch mit einem beilartigen, eisernen Hammer erschlagen und dann erst kann er an's Ufer gezogen und meist auf zwei an einander gekoppelten Wagen auf die Watagen geführt werden.

Hier nehmen wir Gelegenheit, an der Hand der letztveröffentlichten Statistik über den Fischfang auf der Wolga die vorzüglichsten Gattungen der hier vorkommenden Fische mit ihrem Gewicht aufzuführen.

Außer dem schon erwähnten Hausen, dessen größtes Exemplar von 80 Pud Schwere mit 16 Pud Kaviar im Jahre 1813 bei Saratow gefangen worden ist, und dem bis 9 Fuß langen und 5 Pud schweren Stör, dem allerfruchtbarsten von allen — in welchem der Akademiker E. v. Baer nicht weniger als 664 000 Rogenkörnchen gezählt hat — sind ferner zu nennen: der „Weißfisch“, bis 17 Pfund schwer und 3 Fuß lang; der Wels, bis 6 Pud schwer und 6 Fuß lang; der Karpfen bis 50 Pfund schwer und 4 Fuß lang; der Sandart, bis 20 Pfund schwer; der spitznasige Sterlet, bis 1 Pud schwer und $3^1/_2$ Fuß lang; der Hecht, bis 30 Pfund schwer und $3^1/_2$ Fuß lang; die Karauschе, bis 5 Pfund schwer; und der Barsch, bis 8 Pfund schwer.

3. Die „Watagen“.

Die „Watagen“ oder Fisch-Zubereitungsgehöfte ziehen sich, in größeren oder kleineren Entfernungen von einander, von der Mündung der Wolga hinauf, soweit es gros Fische gefangen werden, und weithin tönen Tausende von Stimmen durch einander. Auf niedrigen Bänken sitzen reitend Weiber in Mannskleidern, werden Fische aus und reinigen sie; geschäftige Fuhren führen den Ertrag der Fischzüge herbei; andere wiederum besorgen die Abfuhr auf die Dörrgerüste oder zu den ungeheuren Eiskellern. Hier müssen auch die Störe und Hausen ihren Kaviar hergeben, dessen Ruhm sich weit über die Grenzen des Vaterlandes erstreckt hat. Die sehr große Ausfuhr hat denn auch im Laufe der letzten 30 bis 35 Jahre den Preis für 1 Pfd. von 15 Kopeken bis auf 1 bis $2^1/_2$ Rubel an Ort und Stelle hinaufgeschraubt.

Digitized by Google

Was nun die Törgerüſte anlangt, ſo ſind ſie meiſt ſehr primitiver Art. Auf einem weiten Raume unter freiem Himmel ſtecken nämlich etwa 7 bis 8 Fuß hohe Stangen, in den Boden eingerammt, an denen dann wieder flockwerkweiſe andere, horizontal laufende angebracht ſind. Hier hängen nun in dichten Reihen und trocknen an der klaren Sonne all' die kleinen Fiſchgattungen, vor allen aber der Bleier, der in Unmaſſe gefangen wird. Behufs Verſendung dieſelbe in Tonnen zu verpacken, iſt nicht nöthig; iſt ſie doch getrocknet! Man fährt ſie alſo bis auf weiteres einfach in die Remiſen zuſammen und ſchaufelt ſie dort an den Wänden hoch hinauf, ganz ſo, wie man in den nördlichen Gouvernements ungewindigtes Korn in den Tennen aufſchaufelte und an ſammelte, um es dann ſpäter zu windigen. Sind dann aber die Barken und „Lodjen" zum Verfahren dieſer getrockneten Fiſche bereit, ſo werden dieſe mit ihnen nicht nur bis unter das Deck angefüllt, ſondern auch auf demſelben ſteht unzugedeckt, aber trotzdem ungeſtohlen, ein Bleier-Schauer neben dem anderen, und oft nur der Raum für die geringe Schiffsmannſchaft bleibt zwiſchen ihnen frei. Ein Schleppdampfer wird nun angeſpannt — und fort geht es! Der durch das Salzen und Dörren ſteinhart gewordene Bleier bildet im Winter ein Hauptnahrungsmittel des einfachen Volkes, und wird erſt mundgerecht und genießbar dadurch gemacht, daß man ſie mit einem Holze mürbe ſchlägt und dann erſt die Haut herunterbekommt. In Ermangelung eines Holzes klopft manche Bauersfrau ihren Fiſch nur einfach an den Tiſch und erreicht daſſelbe Ziel.

Eine Kalmückin.

Unweit der Törgerüſte aber erblicken wir die großen Eiskeller, zur Hälfte über der Erde ſich erhebend und mit einem feſten Dach gedeckt. In die Erde hinein, alſo in den unterirdiſchen Theil des Kellers, ſind mächtige, ſtarke Holzbottiche eingegraben, oft von 10 Fuß Tiefe und 7 Fuß Breite, in denen die kleineren Fiſche, friſch gefangen, oder auch ausgeweidet, eingeſalzen werden. Ein oder zwei nacktbeinige Arbeiter ſteigen nun in dieſe Bottiche hinab und beſorgen das Geſchäft des Einſalzens, während ihnen andere von oben her das Nöthige an Fiſchen und Salz zuwerfen. Je mehr ſich der Bottich füllt, deſto mehr treten die Männer am oberen Rande in Sicht, bis ſie nach vollbrachter Arbeit erſt wieder in Lebensgröße auf der Oberfläche der Erde ſtehen. Draußen auf dem Hofe aber liefern handdachähnlich aufgeſchaufelte Salzberge — auf welche wir noch ſpäter zu ſprechen kommen werden — das nöthige Material zum Einſalzen.

Säuberlicher jedoch, wie mit dem am Törgerüſte hängenden Bleier, geht man mit dem Hering um! Iſt es nun, daß dieſer an ſich ein edlerer Fiſch iſt und koſtſpieliger im Handel, wie jener, oder iſt es, daß man ein altes, ihm zugefügtes Unrecht gut machen zu müſſen meint? Wir laſſen die Frage offen. Jedenfalls aber wollen wir das nicht verſchweigen, daß der Hering etwa bis vor 25 oder 30 Jahren noch lediglich dazu gedient hat, ſich zu Thran verkochen zu laſſen. Auch hier iſt es der Akademiker E. v. Baer geweſen, der bei ſeinem damaligen Beſuch die Aſtrachaner darüber belehrt hat, daß dieſer Fiſch zu etwas Beſſerem geſchaffen worden. Seitdem geht der Hering denn auch geſalzen und hübſch ordentlich in Tonnen verpackt in den Handel.

Da nun die großen Batagen-Beſitzer bis 50 Millionen Heringe fangen, ſo iſt erſichtlich, daß die enorme Anzahl von Tonnen zu deren Verpackung nicht mehr gewöhnliche Händearbeit ſein kann. Die Sache muß maſchinenmäßig betrieben werden. So iſt denn auch gar manche „Dampf-Böttcherei" in Aſtrachans Umgegend entſtanden, die bei vollem Betriebe ihre 800 bis 1000 guter Heringstonnen täglich zu liefern im Stande iſt. Um aber die edleren Fiſchgattungen, namentlich aber auch die größeren, während der warmen Jahreszeit in „friſchem" Zuſtande nach den Hauptſtädten des Reiches verſenden zu können, hat ſich ein unternehmender Aſtrachaniſcher Händler nach ausländiſchem Muſter eine Barke bauen laſſen — die allererſte in Rußland —, in welcher er Luftpumpen angebracht hat, die durch Compreſſion und Expanſion der hermetiſch verſchloſſenen Luft eine Kälte von 7 bis 15° Reaumur herſtellen, in welcher ſelbſt der größte Haufen nur 24 Stunden bedarf, um durch und durch zu gefrieren und ſich mit einer Eiskruſte zu überziehen. Nach eingelaufenen Berichten aus Moskau und Petersburg ſind die Fiſche erſt am vierten und fünften Tage wieder aufgethaut.

Digitized by Google

4. Die Weingärten.

Schon seit dem 17. Säculum hat die Kultivirung der Weinrebe im Astrachanschen Eingang gefunden, und diese gedeiht im hiesigen Klima schon ganz vorzüglich; eine wahre Wohlthat des Himmels für Arm und Reich! Denn anderes Trinkwasser giebt es hier nicht, als das Wolgawasser, dieses aber ist dermaßen trübe und widerwärtig, daß nur der Tatar dasselbe in unvermischtem Zustande trinkt. Und auch dieser würde solches wahrlich nicht thun, wenn ihm nicht sein mohammedanischer Glaube den Genuß des Weines ein für allemal rundweg verböte.

Der Astrachanische Landwein aber ist gut. Man keltert hier weißen, sowie rothen, wenngleich zum allergrößten Theil[1] die Traube als solche in den Handel geht. Mit der Bereitung von moussirenden Weinen, wie am Don und in der Krim, hat man sich hier noch nicht eingelassen.

Tataren.

Die Preise stellen sich auch nicht hoch. So kostet die gewöhnliche halbstoffige Flasche — wenn man den Wein eimerweise kauft — bis 15 Kopeken. Für 25 Kopeken hat man schon die höheren Marken. Die Weinberge aber, in denen diese Himmelsgabe wächst, ziehen sich — wo nicht schon die Wolga früher Platz ergriffen — um die Stadt herum. Hier her macht auch der Astrachaner gar gern mit Weib und Kind seine Ausflüge und verbringt in trauter Geselligkeit z und in frischer, reiner Steppenluft so manchen Nachmittag; denn sonstige Villen oder Höfchen vor der Stadt sich anzubauen, ist hier nicht Sitte. Die Steppe behauptet ihr Vorrecht.

An Weinbergen giebt es aber um Astrachan herum gegen 300. Nicht, wie am schönen deutschen Rhein, strebt die Weinranke in ihrer ganzen Länge einzeln an ihrem Spalier empor, sondern — ob Geschmacksache, ob durchs Klima empfohlen, ich weiß es nicht — hier in Astrachan reichen sich die gegenüberstehenden Reben über dem Gerüste geschwisterlich die Hand und lassen ihre Trauben, gleich Traubensteingebilden, lockend in die tunnelähnlichen Perspektiven herabhängen.

Soweit wäre nun Alles gut. Aber wo das Wasser für diese ungeheure Menge von Weinstöcken hernehmen, da die Wolke ihr Naß verweigert? Da müssen Kameele und Windmühlen Rath schaffen! Wo nur irgend in der Nähe seines Gartens der Weinbauer ein Gewässerchen ausfindig machen kann, da leitet er es flugs durch Kanäle in ein dazu bereitgehaltenes Bassin in seine Weinpflanzung, hat hier auf hohem Gerüst ein mächtiges Treibrad angebracht, das — gleich einer Baggermaschine — nun mit Eimern das Wasser aus dem Bassin schöpft und hoch oben in neue Leitungen wieder ausgießt und so dem ganzen Weinberge mittheilt. Die Arbeit jedoch, dieses gewaltige Schöpfrad in Bewegung zu setzen, ist entweder Kameelen, welche an einem Göpelwerk ziehen, oder auch Windmühlen zugefallen. O wie mißmuthig und kläglich kann doch solch ein wasserschöpfendes Kameel die unwirthliche Steppe anstieren, die ihm so harte Arbeit aufbürdet! In unsonorem, weittönendem Schrei klagt es seine Noth den Vögeln unter dem Himmel. Und diese sind es denn auch allein, die Mitleid mit ihm haben — aber allerdings auf Kosten des Weinberg-Besitzers. Denn kaum setzt die Traube an, so sind sie schaarenweise bei der Hand, dieselbe rasch abzupicken und somit eine weitere Bewässerung unnöthig zu machen. Aber auch gegen diese feindlichen Angriffe weiß der Weinbauer Rath zu schaffen. Er errichtet an verschiedenen Stellen seiner Weinpflanzung hohe Gerüste, läßt sich Vogelverscheuchen dort oben postiren, die ein wildes Wechselgezirpe erheben, sobald sie die Früchte der Ceres von den beflederten diebischen Gesellen gefährdet sehen. Und ist die Wirkung der Stimmen keine genügende, so greifen die Männer zu ihren Schutz- und Trutzwaffen. Diese bestehen in einer peitschenähnlichen Schleuder, an deren Ende sie Kugeln von Sand und Lehm, von der Größe eines Taubeneis, befestigen und ein durchschlagendes Bombardement beginnen. Ohne so und so viele Verwundete und Todte geht es dann schon nicht ab. Glaubt nun so die Weinbergbesatzung endlich Herr über diese Ruhestörer geworden zu sein, so naht noch gar eine neue Gefahr, ärger, denn die soeben abgewehrte. Eine dunkle Wolke erhebt sich am westlichen Horizonte; langsam rückt sie heran, von der Gegend des Don her; man erkennt sie schon aus der Ferne — es ist die Wanderheuschrecke! Durch Flinten-

Digitized by Google

schüsse, Steinwürfe und Geschrei von Alten und Jungen von Ort zu Ort weitergescheucht, sucht diese befestigte Landplage in den friedlichen Weingärten Astrachans ein Plätzchen, wo sie sich niederlassen kann. Doch auch hier tönt ihnen wieder in schrillem Gekose der Eigennutz der Menschen entgegen. Und wenn nach nicht gar zu sehr ermüdet von dem langen Fluge, zieht die unheilbringende Wolke noch diesmal vorüber. Glücklich und von neuem aufathmend, zieht der Weinbergbüter wieder heim. Nun hat er doch endlich einmal Ruhe. Nun kann sein Brotherr seine 1200 bis 1500 Rubel Pacht auch wieder ohne Schaden zahlen.

Aus der Traube allein macht er übrigens diese hohe Summe Geldes nicht heraus. Da müssen ihm helfen: die oft ausgedehnten Anpflanzungen von Kirschen-, Pflaumen-, Reykel-, Birnen-, auch wohl Pfirsich- und Aprikosenbäumen, welche stets mit in die Weingärten eingeschlossen sind, wenigstens in die größeren.

(Schluß folgt.)

Negara, ein Industrie-Centrum in Südost-Borneo.

Von F. Grabowsky.

Etwas nördlich vom 3.° südl. Breite mündet — gegenüber dem holländischen Fort Marabahan der größte Nebenfluß des Barito auf der linken Seite, der Negara oder Bahan-Fluß in denselben ein, der bis zum Fort Amuntai mit kleinen Flußdampfern befahrbar ist. Sein Mittel- und Unterlauf durchfließt eine sumpfige Niederung, die bei Hochwasser überfluthet wird und dann einen einzigen großen See zu bilden scheint. Um so mehr ist der Reisende erstaunt, inmitten dieser Niederung, an den Ufern des Bahan-Flusses, nach stundenlanger Fahrt, auf der nur die zahlreichen Wasser- und Sumpfvögel einige Abwechslung bieten, plötzlich auf eine Pfahlbauten-Stadt zu stoßen, die über 10,000 Einwohner zählt. Es ist dies die ausschließlich von mohammedanischen Malaien bewohnte Stadt Negara, nach welcher sich die Bewohner auch „Negaresen" nennen. Sie sind weit über Borneo hinaus durch ihre mannigfachen industriellen Erzeugnisse, als Waffen der verschiedensten Art, Messing- und Thongefäße, Holzschnitzereien und Böte bekannt, welche Erzeugnisse die Bewohner — selbst tüchtige Seefahrer und Händler — im ganzen Archipel verbreiten.

Nur wenige niedrige Kokospalmen flecken bescheiden ihre Kronen über die hochgiebligen, zuweilen mit schönen Holzschnitzereien verzierten Wohnhäuser empor, denn der Boden muß, um mit Bäumen bepflanzt werden zu können, circa 6 Fuß hoch aufgehöht werden.

Die Wohnhäuser sind durch lange Brückenstege mit den unmittelbar am Flusse gelegenen Werkstätten verbunden. So stehen die Häuser, eines neben dem anderen, stundenweit zu beiden Seiten am Ufer entlang. Die Mitte der Stadt ist ungefähr die Stelle, wo der Batang-alai-Fluß in den Bahan einmündet. Auf der durch die Vereinigung der beiden Flüsse gebildeten Spitze steht die „Missigit" (Moschee), ein elender, unansehnlicher Bretterbau.

Im Jahre 1882 hatte der Bau einer zweiten, größeren Moschee zu einer Spaltung dieser großen mohammedanischen Gemeinde geführt, die beizulegen man selbst die Hülfe des Kadi von Mekka, als obersten Richter in Glaubensangelegenheiten, angerufen hatte.

Die Stadt mit ihrer Umgebung bildet einen eigenen Distrikt unter einem Kjai oder Distriktshäuptling und zerfällt in sieben Stadttheile oder „kampongs", die von Kampongshäuptlingen oder „Pembakals" verwaltet werden.

Früher erfolgte die Kommunikation von einem Hause zum anderen auf brückenartigen Stegen oder per Boot, das jede Familie besitzt. Erst in neuester Zeit ist auf Veranlassung der holländischen Beamten zwischen den am Flußufer liegenden Werkstätten und den durch Laufbrücken mit diesen verbundenen Häusern dem Ufer entlang ein ungefähr 2 m hoher und ebenso breiter Damm aufgeschüttet worden, der nun zwar die Verbindung bequemer macht, aber der Bevölkerung doch viele Arbeit und Kosten verursacht, da er bei Hochwasser oft einstürzt und das Material zum Auffüllen schwer herbeizuschaffen ist.

Verschiedene mal führte mich mein Weg durch Negara, und stets war es mir eine angenehme Abwechslung auf der langweiligen Bootfahrt, statt der sonst lautlosen Stille, die in den Dörfern der Eingeborenen gewöhnlich zu herrschen pflegt, schon von weitem den Klang der Hämmer aus Hunderten von Schmiedewerkstätten zu hören und emsiges Leben und Treiben überall beobachten zu können.

Endlich fand ich einen Tag Zeit, um die verschiedenen Industriezweige in Negara näher kennen zu lernen, es war am 4. Mai 1882. Mögen die Ergebnisse dieses Tages für mein Tagebuch hier eine Stelle finden. Da ich in Begleitung eines befreundeten holländischen Beamten von Kendangan aus, von wo aus Negara verwaltet wird, diesen Besuch machte, war ich in der Lage, vieles zu sehen und manches zu erfahren, was mir allein in so kurzer Zeit unmöglich gewesen wäre.

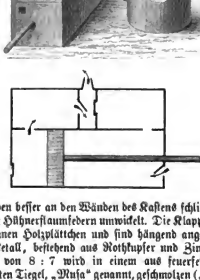
In Begleitung des Kjai — eines großen Mannes, mit netten Umgangsformen, der bereits in Mekka gewesen war und die kleidsame Tracht der Hadschi's oder Mekkapilger trug — traten wir eine Wanderung durch die verschiedenen Werkstätten an. Zuerst besuchten wir eine Kalkbrennerei. Der Kalk, meist zum Sirih-Kauen bestimmt (es wird eine dünne Lage davon auf ein Betelblatt gestrichen), wird aus kleinen Süßwassermuscheln „Kidjing" oder „Kamih" genannt, gebrannt, welche aus dem Negara-Fluß herausgefischt werden. Eine Gantang (circa 8 Liter) roher Muscheln wird von den Kalkbrennern mit 2 Duit bezahlt. (Ein Gulden holländisch (Mk. 1,70) = 120 Duite.) Der Kalkofen heißt „timbunan kapur"; er besteht aus einem etwa 15 Fuß langen und 8 Fuß breiten, aus lose auf einander geschichteten Backsteinen aufgeführten Rechteck, lose genug, daß der Luftzug genügenden Zugang in das Innere findet. Darin wird nun je eine Lage Holzkohle und eine Lage gut getrocknete Muscheln aufeinandergeschichtet, bis der Ofen voll ist; durch kreuzweise übereinandergelegte Hölzer erhält man in der Mitte der Kohlen- und Muschelschichten eine bis auf den Boden gehende Oeffnung, von der aus der Ofen in Brand gesetzt wird. Es werden etwa 450 Gantang-Muscheln jedesmal gebrannt; eine Gantang davon kostet bereits 20 Duite. Das Brennen erfordert drei Tage Zeit. Die Kohle wird von Blangiran-Holz gebrannt, eine kleine Bootsladung dieses Holzes kostet 50 Duite, eine Gantang gebrannter Kohle 2 Duite in Negara.

Dann besuchten wir einen „Benggandingan" oder Gelbgießer. Wie die meisten seiner Gilde arbeitete er unter

Digitized by Google

einem Vordach vor seinem Hause, mit gekreuzten Beinen auf einer Matte sitzend. Der Schmelzofen ist ein etwa $1^1/_2$ Fuß hoher Cylinder aus Thonerde, der besseren Haltbarkeit wegen mit Blech umgeben und an einer Seite etwas ausgeschnitten. Er wird „prapen“ genannt und steht mit einem Kastengebläse, dessen Konstruktion aus nebenstehender Skizze (Fig. 1) am besten ersichtlich, in Verbindung. Damit

Fig. 1.



der Kolben besser an den Wänden des Kastens schließt, ist derselbe mit Hühnerflaumfedern umwickelt. Die Klappen bestehen aus dünnen Holzplättchen und sind hängend angebracht. — Das Metall, bestehend aus Rothkupfer und Zink im Verhältniß von 8 : 7 wird in einem aus feuerfestem Thon gebrannten Tiegel, „Musa“ genannt, geschmolzen („maantjur zuningan“). Die Form des zu gießenden Gegenstandes wird erst aus Wachs hergestellt, dann mit Thon, der stark mit Sand vermengt ist, umgeben und lufttrocken gemacht. Dann wird die Form gebrannt, wobei etwa die Hälfte des zur Form verwandten Wachses zurückgenommen wird. Die zum Guß fertige Form heißt „Lambagan“. Der Tiegel mit dem flüssigen Metall wird mit einer einfachen Zange aus dem Schmelzofen herausgenommen und das Metall sofort in die rothglühend gemachten Formen gegossen. — Hauptsächlich sind es Sirih-Behälter und Schwertgriffe, die von den Gelbgießern hergestellt werden. Daß die Leute auch über einen großen Formenreichthum verfügen, der selbst europäischem Geschmack genügen würde, kann man aus den Sirih-Behältern ersehen, die auf Tafel XVI, Band I, des „Internationalen Archivs für Ethnographie“, abgebildet sind; die Originale sämmtlicher dort abgebildeten Gegenstände sind in Negara angefertigt.

Von den Gelbgießern begaben wir uns zu den Eisenschmieden, „Pandei's“ genannt. Ihre Werkstätten stehen, wie schon oben erwähnt, unmittelbar am Flusse, etwa 2 m über dem Boden und sind meist nur an den Giebelseiten mit Wänden versehen. Die Flur besteht aus Latten von Nibong-Palmen und Bambu, seltener aus Holzplanken. Der Feuerherd ist von Ziegeln gemacht und nur so hoch, daß der Schmied, auf der Flur sitzend, seine Arbeit verrichten kann; der Ofen wird mit Holzkohlen (von Blangiran-Holz) gefeuert, und das Feuer wird vermittelst eines Blasebalges sehr primitiver Art angeblasen, der von dem Blasebalg der Gelbgießer, abweichend konstruirt ist. Er besteht nämlich entweder aus zwei starken, an einander gekoppelten Bambusstücken von etwa 1 m Höhe, oder aus einem massiven, doppelt durchbohrten Stück Kernholz, in welchem sich zwei Kolben auf und ab bewegen lassen, die zum besseren Luftabschluß mit Hühnerflaumfedern umwunden sind. Diese Kolben (kewus) treiben die Luft durch zwei unten angebrachte dünne Bambusröhren (pasiong), die in einem aus Lehm geformten Mundstück (butoh) sich vereinigen, in das vor der Butoh befindliche Kohlenfeuer. Zum Bewegen der Kolben werden Knaben von 9 bis 12 Jahren angestellt, die dabei auf einer kurzen Bank hinter dem Blasebalg (baputan) sitzen (Vergl. Fig. 2). Der Ambos

Fig. 2.

(landaran) von circa 2 Centner Schwere, wird auf dem Kopfende eines dicken Baumstammes eingelassen, der neben dem Heerd fest in den Boden gerammt ist und nur so hoch über der Flur hervorragt, daß der Schmied sitzend schmieden kann. Nur mit dem großen Vorhammer (pangudam) wird beim rohen Abschmieden oder Schweißen stehend gearbeitet, und ist zu diesem Zweck an einer Seite des Ambos die Flur etwa $1^1/_2$ Fuß vertieft, so daß der Schmied dann dort hineintreten kann. Als Kühlgefäß benutzt man einen trogartig ausgehöhlten Baumstamm. Ein paar kleinere Hämmer (tukul), mehrere sehr primitive Zangen (sapit) und einige Meißel und Rundeisen (badji) vervollständigen das Schmiedewerkzeug.

Zuerst besuchten wir einen Schmied, der mit einem Kompagnon nur „katjip's“, das sind kleine eiserne Zangen, die gebraucht werden, um die Pinangnüsse zu schälen und deren Kern zu zerstückeln, arbeitete. Sie fertigten 15 bis 20 Stück per Tag (in neun Arbeitsstunden), die en gros mit $3^1/_2$ Gulden holl. verkauft werden. Das Rohmaterial und die Kohlen für 20 Stück kosten $1^1/_2$ Gulden, so daß jeder 1 Gulden per Tag verdient.

Dann besuchten wir einen Schmied, der die berühmten damascirten Negara-Säbel schmiedete. Ich bestellte mir einen Dolch bei ihm, den er sofort in Angriff nahm. Ein Stück Damascir-Eisen (besi pamur), welches von Celebes eingeführt wird, von circa 6 Zoll Länge, legte er zwischen zwei gleich große Stücke gewöhnliches Eisen (besi betal) und schweißte sie bei Weißglühhitze aneinander (pidjer). Dann wurde der Dolch roh abgeschmiedet, er wurde an der Basis 2 Zoll breit und allmählich spitz verlaufend, 7 Zoll lang. Dann wurden bei Weißglühhitze mit einem Rundeisen von beiden Seiten zwei Reihen von Löchern durch das gewöhnliche Eisen durchgeschlagen und nun weiter geschmiedet. Das weichere „besi pamur“ bringt dann beim Schmieden durch die Oeffnungen nach oben und wird in einigermaßen concentrischen Ringen mit dem oberen Eisen verschmiedet, bis die Flächen wieder glatt sind. Es ist von der Damascirung, die je nach den Mustern verschiedene Namen führt, vorläufig nichts zu sehen. Nachdem nun der Dolch befeilt und vermittelst eines von Singapore eingeführten Poliersteines (batu alus) polirt war, wurde er gehärtet (sapoh). Damit ist die eigentliche Arbeit des Schmiedes gethan und es muß nun die Damascirung hervorgerufen werden. Man thut ihn dazu in einen Behälter (Bambu-Kocher), in dem sich folgende Lösung befindet: 2 Theile Salz (asjah), 1 Theil Schwefel (malirang), $^1/_2$ Theil Thonerde (tanah liat) in Reiswasser (banju didih) aufgelöst. Darin bleibt der Dolch vier Tage lang. Dann wird er mit dem Saft

Digitized by Google

einer kleinen Citrone (liman nipis), dem etwas Arsenik (warangan) beigefügt ist, eingerieben. Dadurch wird das „besi pamur“ fast silberweiß, das „besi betul“ bleibt schwarz, und die Damaścirung ist deutlich. Eine so behandelte Klinge heißt „bepamu“.

Die Fabrikation von Schießwaffen, die um die Mitte unseres Jahrhunderts noch sehr florirte, wird gegenwärtig fast gar nicht mehr betrieben, einestheils, weil die holländische Regierung während des Bandjermasing-Krieges die Fabrikation von Waffen verboten hat, anderntheils weil jetzt europäische Gewehre auch in Borneo schon um billiges Geld zu haben sind, die Waffenschmiede gegen europäische Concurrenz zu arbeiten nicht im Stande sind. Ich sah wohl während meines Aufenthaltes in Borneo, in Negara in neuester Zeit gefertigte Gewehre; dieselben ließen in Bezug auf die Ausführung des Laufes und der Damascirung desselben wenig zu wünschen übrig, dagegen waren die Schloßtheile sehr mangelhaft, und auch die Verbindung des Laufes mit dem Schaft ließ viel zu wünschen übrig. Ich würde das schlechteste Gewehr europäischen Ursprungs für den Gebrauch bevorzugt haben. Daß aber dieser Industriezweig früher in großer Blüthe stand, können wir aus einem Berichte ersehen, der im Jahre 1842 von Kapitän Hendrikz verfaßt wurde, welcher auf Befehl des commandirenden Generals der indischen Armee Cochius genaue Informationen über die Waffenfabrikation in Negara selbst gewonnen hatte. Es findet sich ein Auszug aus diesem Rapport unter dem Titel „Jets over de wapenfabricatie op Borneo“ abgedruckt in den „Verhandelingen van het bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen, XVIII, 1842, p. 1—30“. Darnach waren um jene Zeit in den dem Sultan von Bandjermasing unterworfenen Districten ungefähr 200 Waffenschmiede mit dem Anfertigen von verschiedenen Waffensorten, sowohl europäischen, als auch ursprünglich einheimischen Modellen beschäftigt. Die vorzüglichsten, etwa 70 an der Zahl, wohnten in Negara. Sie waren in bestimmte Klassen vertheilt, von denen die eine nur Flintenläufe, andere nur Flintenschlösser, wieder andere nur die verschiedenen eisernen, kupfernen oder silbernen Beschläge der Gewehre herstellen. Sie waren verpflichtet, falls der Sultan Waffen verlangte, sie kostenfrei zu arbeiten; die nöthigen Materialien wurden geliefert und waren die Arbeiter von der Kopfsteuer befreit. Der Sultan erhob von den ausgeführten Waffen $^1/_{10}$ des Werthes als Ausfuhrzoll.

Eine große Anzahl Holzschnitzer ist beschäftigt, die Griffe zu den Waffen oder die Kolben der Gewehre zu schnitzen. Auch Möbel werden reich geschnitzt, und man ist erstaunt über die Reichhaltigkeit der Ornamentik bei diesen Schnitzereien; es werden nur gute, dauerhafte Holzarten dazu genommen. Entweder werden die Gegenstände lackirt mit gewöhnlichem Firniß oder mit den sehr beliebten Lacksorten von Palembang. Auch Vergoldungen werden sauber ausgeführt.

Auch als Bootbauer genießen die Negaresen einen guten Ruf; ein negaresisches Boot nähert sich in seiner Bauart sehr der venetianischen Gondel, nur ist es der ganzen Länge nach mit einem Sonnendache versehen. Statt der Stahlbeschläge der venetianischen Gondeln führen die negaresischen „Prauen“ schöne Schnitzereien an den bis zum Sonnendach reichenden Schnäbeln; gewöhnlich sind diese Schnitzereien eingehißt und werden nur bei besonderen Gelegenheiten enthißt.

Endlich haben wir noch eine wichtige Industrie Negaras zu beschreiben, nämlich die Töpferei. Sonderbarer Weise sind es nur Frauen, die sich mit diesem Gewerbe befassen und dazu meist recht alte. Man nennt sie „Tukang kwantau.“ Der Thon (tanahliat) wird in den Ebenen um Negara gefunden und je nach den zu verfertigenden Gegenständen mit mehr oder weniger Sand (karangan) gemengt. Der Sand wird durch Taucher aus dem Negara-Flusse heraugeholt. Das Drehen geschieht in hockender Stellung, indem die Schwere des Körpers die auf einem Brett ruhende Drehscheibe festhalten muß. Die Drehscheibe (putaran) besteht aus einer halben Kugel, aus festem, schweren Holze und ruht mit einer entsprechenden Vertiefung auf einem Stempel (tudjuk) aus Eisenholz. Sie wird mit der linken Hand in Drehung gebracht, während die rechte, die einen nassen Lappen hält, den Thon formt. Die Gefäße werden dann lufttrocken gemacht, bisweilen noch glatt geschabt und verziert, und dann gebrannt. Einzelne Gegenstände, wie z. B. die in Borneo gebräuchlichen kleinen transportablen Feuerheerde (dapur) werden aus freier Hand angefertigt. Eine Glasur kennt man nicht. Alle Töpfergeräthe sind erstaunlich billig und werden in großen Mengen von Negara ausgeführt.

Fig. 3.

Querschnitt durch eine Drehscheibe.

Viele Negaresen sind Händler; sie verbreiten die Waaren, die in Negara angefertigt werden, weit über die Grenzen Borneos, und einzelne Negaresen sind für kürzere oder längere Zeit in den Haupthandelsplätzen des Archipels als Händler ansässig, kehren aber gerne früher oder später nach Negara zurück.

Auch der Reisbau wird von ihnen, auf Stellen, die hoch genug für nasse Reiskultur liegen, mit großem Erfolg betrieben; ebenso der Fischfang auf den in der Umgebung liegenden großen Seen. Die Fische werden mit Salz eingerieben und in der Sonne getrocknet.

Auch große Büffelherden sieht man in der Umgebung von Negara, und die Hirten walten ihres Amtes in einem langen schmalen Boote. Die Büffel, diese halb amfibiunischen Geschöpfe, die sich bekanntlich gerne im Wasser aufhalten, finden hier das denkbar günstigste Terrain. Es wächst auf diesen überfluteten Flächen eine weiche, süße Grasart, die ihre Stengel selbst bei hohem Wasser stets bis über die Oberfläche des Wassers führt, und die Thiere weiden dieselbe, bald gehend, bald schwimmend, ab. Zuweilen sieht man die breiten Rücken, meistens aber nur die plumpen Köpfe mit den gewaltigen Hörnern aus dem Wasser hervorragen, und der Hirt folgt der Heerde, indem er sein Boot mit einer langen Stange weiterschiebt. Es ist ein fremder, eigenartiger Anblick, solch eine schwimmendweidende Büffelherde.

So bildet Negara und seine Bewohner einen Mittelpunkt von Intelligenz und eifrigem Schaffen inmitten der eingeborenen Bevölkerung Borneos, und bewahrt seinen Ruf, der Jahrthunderte weit zurückreicht bis zum heutigen Tage.

Ueber die Gründung Negaras berichtet nämlich eine malayische Chronik, daß sich ungefähr am Ende des 14. Jahrhunderts an dem Negara-Flusse eine Hindukolonie unter Ampu Djat Maka festsetzte, die infolge ihres Reichthumes und größerer Bildung die Dajacken — die ursprünglichen Landesbewohner — unterwarf. Die heutigen Negaresen sind die Nachkommen jener Hindus, wenn außer einigen Ortsnamen, die auf Sanskrit zurückzuführen sind, auch alle Spuren jener Zeit verschwunden sind. Schon um die Mitte des 17. Jahrthunderts nahm die Bevölkerung den Islam an, nachdem der Sultan Suria Angka den Sitz des Sultanats von Negara nach Martapura verlegt und mit der ganzen fürstlichen Familie zum Islam übergegangen war.

Digitized by Google

Kürzere Mittheilungen.

Die wirthschaftlichen Verhältnisse Argentiniens.

Der aus Deutschland stammende Argentinier Francisco Seeber hat in seinem jüngst erschienenen Werkchen, betitelt: „Ueber Staatswirthschaft und Finanzen der Argentinischen Republik", eine Anzahl Notizen über die ökonomische und finanzielle Lage seines Adoptivvaterlandes eingeflochten, von denen wir im Folgenden einige mittheilen wollen, ohne aber dabei die Frage nach der unbedingten Richtigkeit zu verfolgen. Demnach ist die Bevölkerung Argentiniens in dem 31 jährigen Zeitraume von 1857 bis 1887 von 1,005 Millionen auf 4 Millionen gestiegen. Letztere Angabe beruht auf Schätzung, da seit 1869 (Ergebniß 1,8 Millionen) keine allgemeine statistische Aufnahme stattgefunden hat. Die Hauptstadt Buenos Ayres hat mit den Orten Flores, Belgrano und Barracas el Sud eine halbe Million und würde demnach die volkreichste Stadt des ganzen romanischen Amerika sein. — Meteorologische Erhebungen werden von 27 Orten der Republik mitgetheilt. Die niedrigste Durchschnittstemperatur weist die Station Ushuaia mit 6° C. auf; die höchste wurde in Corrientes mit 21° 51 beobachtet, am häufigsten lehren die Durchschnitte von 15 bis 17° wieder. Das höchste Wärmemaximum hatte die Station Santiago mit 45° C., das äußerste Minimum — 10° 5 — fand sich in Ushuaia. Die jährliche Niederschlagsmenge schwankt zwischen 1440 mm (Corrientes) und 137 mm (San Juan); recht geringe Niederschlagsmengen finden sich ferner in Mendoza (202 mm) und Rioja (303 mm), ziemlich hohe dagegen (über 1000 mm) in Concordia, Entre Rios, Formosa, Goya und Hernandarias. — Die Einwanderung in den Jahren 1857 bis 1888 beziffert sich auf 1 416 000 Seelen. Hierbei ist eine allmähliche Zunahme mit Entschiedenheit zu konstatiren; denn auf das Jahrzehnt 1857 bis 1866 entfallen nur 80 000, auf 1867 bis 1876 bereits 399 000, auf 1877 bis 1886 aber 617 000, und auf die beiden letzten Jahre 120 000 + 200 000. — Der Viehstand Argentiniens wird auf 20 Millionen Rinder, 85 Millionen Schafe und 6 Millionen Pferde geschätzt; rechnet man im Durchschnitt je ein Stück zu 6, 1,2 und 4 Pesos, so ergiebt das einen Gesammtwerth von 246 Millionen Pesos oder 984 Millionen Mark. In den allgemeinen Produktionsverhältnissen bereitet sich eine Aenderung insofern vor, als die Erträge der Viehzucht eine beachtenswerthe Rivalin in der landwirthschaftlichen Erzeugung zu erhalten beginnen.

	1878	1885	1886	1887
Leinsamen	0,104	69	38	103
Mais (1877) . . .	9,8	108	231	244,7
Weizen	0,109	78	37	285
Mehl	0,218	7	5	3,5
	10,231	262	311	636,2

Das zeigt die obenstehende Tabelle, wobei die einzelnen Positionen nach Millionen Pesos angegeben sind.

Trotz des sehr bedeutenden Viehstandes wird weder Butter noch Käse ausgeführt, sondern man führt davon noch Quantitäten im Werthe von 2,4 Millionen Mark ein. Auch die Schweinezucht deckt den Bedarf nicht, ebensowenig der Anbau von Kartoffeln, Gemüse und Wein. Letzterer wird in Cordoba, Entre Rios, Colonia Roca und Buenos Ayres kultivirt (jährlicher Werth: 6 Millionen Pesos). An Eisenbahnen hat Argentinien 6 600 km. Die Anlagekosten derselben machen 167 Millionen Pesos aus, die Einnahme (1887) 26 Millionen, wovon 12,2 Millionen Reingewinn.

Die Einfuhr ist im Laufe der Zeit regelmäßig gestiegen. In den Jahren 1831 bis 1840 betrug sie im jährlichen Durchschnitte 3 Millionen Pesos, 1877 bereits 40 Millionen, 1886 aber 95 und 1887 endlich 120 Millionen, einschließlich des gemünzten Goldes und Silbers. Im Jahre 1887 vertheilte sich die Einfuhr auf folgende Hauptgegenstände: Garne und Webewaaren (29,5 Millionen Pesos), Mineralien, Metalle und betreffende Waaren (26,8), gegohrene Getränke (15,2), Holz und Holzwaaren (8,7), Kolonialwaaren (6,4) ꝛc. Die Ausfuhr ist im Laufe der Jahre ebenfalls gestiegen, wenngleich sie mit den Einfuhrbeträgen nicht gleichen Schritt gehalten hat. Die Ausfuhr beziffernte sich im Jahre 1877 auf 44,7 Millionen Pesos, 1886 auf 70 Millionen und 1887 auf 91 Millionen (wirklicher Werth nach Seeber 113 Millionen). Die wichtigsten Positionen waren 1887: Wolle (32,7 Millionen Pesos), Kuhhäute (11,6), Weizen (9,5), Mais (7,2), Schaffelle (6,6) und Leinsamen (4,1). Sehr empfindlich ist der Rückgang in der Ausfuhr des getrockneten Fleisches; von 1877 auf 1887 sank nämlich — wegen der von Brasilien getroffenen Prohibitivmaßregeln — die Ausfuhrmenge von 38,7 Millionen Kilogramm auf 15 Millionen Kilogramm.

	1878	1885	1886	1887
Talg	27	23	12	9
Konservirtes Fleisch .	38	32	37	15
Kuhhäute	2,5	2,7	2,5	3
Schaffelle	28	31	35	25
Wolle	97	128	132	123
Schaffleisch, gefroren	—	2,8	7,3	10,7
	192,5	219,5	225,8	185,7

Recht beträchtlich ist endlich die Steigerung des überseeischen Schiffsverkehrs, was aus den folgenden Angaben ersichtlich wird:

1865:	906 Schiffe ankommend mit		257 000 T. Ladung,	
1877:	2 835	„	„	929 000 „ „
1886:	11 015	„	„	3 515 000 „ „
1865:	930	„ auslaufend	„	255 000 „ „
1877:	2249	„	„	827 000 „ „
1886:	8243	„	„	3 153 000 „ „
1865:	zusammen 1 836 Schiffe mit			512 000 „ „
1877:	„ 5 084	„	„	1 756 000 „ „
1886:	„ 19 285	„	„	6 668 000 „ „

Die Binnenschifffahrt wurde im Jahre 1880 bewirkt von insgesammt 36 149 Schiffen mit 1 950 000 T., 1886 aber von 50 260 Schiffen mit 5 220 000 T. A. O.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der russischen geographischen Gesellschaft wurde jüngst vom hydrographischen Amte eine größere Arbeit übersandt, welche die säkulare Hebung der finnischen Küste resp. die Verschiebung der dortigen Strandlinie behandelt, und welche den Chef der baltischen Landesaufnahme, den Oberst Michailof, zum Verfasser hat. Derselbe führt an, daß schon im Jahre 1754 die ersten Marken zur wissenschaftlichen Feststellung des Phänomens in einem Felsen bei Hangöudd eingeschlagen wurden, zwei andere wurden sodann im Jahre 1800 bei Sveaborg angebracht. Indessen erst seit dem Jahre 1837 wurden die Untersuchungen der Sache intensiver betrieben, und eine größere Anzahl von Marken in die Felsen gehauen, nachdem die russische Akademie der Wissenschaften unter Mitwirkung des damaligen Chefs der Aufnahmen und Vermessungen im Baltischen Meere — des Kapitäns 1. Klasse Reinecke — eine besondere Instruktion in der Angelegenheit erlassen hatte. Seit dem Jahre 1876 wurden die Beobachtungen noch regelmäßiger betrieben, und zwar theils von Seiten der Lootsenkorps an den Lootsenstationen, von denen periodische Berichte dem hydrographischen Amte eingereicht werden, theils von Seiten der Finnischen Gelehrten Gesellschaft, welche besondere Beobachtungsstationen — unter anderen in Hangöudd, Lohke und Helsingfors — eingerichtet hat. Die Resultate sind verschieden von Ort zu Ort. Die geringste Niveaudifferenz ergab sich in 33 Jahren (von 1836 bis 1869) bei Lechte, nämlich 3,8 Zoll, die größte in den 33 Jahren von 1839 bis 1872 bei Hangöudd, nämlich 11,11 Zoll; in Sveaborg betrug sie an einer Stelle (im Hafen) 8,9 Zoll und an einer anderen (bei den Krahnen) 9,8 Zoll, beides in 39 Jahren (1839 bis 1878).

— An der Murmanschen Küste treten die Finnen in immer schärferen Gegensatz zu den Russen. Diese Küste wird durch die Bucht von Kola in zwei fast gleiche Hälften zerschnitten — eine östliche, die sich bis zum Kap Swätoi Nos erstreckt, und eine westliche, die bis zur norwegischen Grenze reicht. In beiden Hälften sind einige wenige Ortschaften vorhanden, aber in der westlichen sind diese etwas größer und dabei ordentlicher gehalten als in der östlichen; dort besteht die Mehrheit der Bewohner aus Finnländern, im Osten dagegen ausschließlich aus Russen. Abgesehen von diesen spärlichen und immer nur schwach bevölkerten Punkten erscheint die Murmankküste vom Oktober bis Ende März als ein völlig ödes, rauhes und festiges Seegestade mit zahlreichen, mehr oder weniger geschlossenen Buchten. Diese stille Nordlandsküste beginnt im April sich mit der Ankunft der „pomorischen Promyschlennik", d. h. Gewerbetreibenden, zu beleben; sie erscheinen zu Kola, wohin sie sich aus ihren am Strande des Weißen Meeres zerstreuten Dörfern mit Rennthierschlitten oder zu Fuß durchgeschlagen haben. Der Dampfer der Murman-Kompagnie, der bei Kola überwinterte, belädt sich mit den Schaaren der Ankommlinge und führt sie aus einander, zu den Ankerplätzen und Buchten, an deren Ufern die Sommerquartiere, Schuppen und Unterkunftshäuser für die in ihrem Gewerbe arbeitenden Männer bereit stehen. Hier auch überwinterten ihre Böte nebst zugehörigem Geräth, und so kann um die Mitte April das Gewerbe beginnen — eine harte, mit Entbehrungen und Gefahren mancherlei Art verbundene Arbeit, die aber dreitausend Erwerbstelenten Verdienst schafft und den Norden mit gutem Stockfisch und feinen Varietäten versorgt. Niemals umfaßt die so enthusiastische Thätigkeit gleichzeitig und gleichmäßig die ganze Küstenlinie; vielmehr beginnt der Fang zuerst im Westen — nahe der norwegischen Grenze — da der Fisch im April um das Nordkap zieht, und nun die Fischer den Hauptmassen desselben in ihrer Bewegung gegen Osten nachfolgen. Die nach dem Durchgange des Hauptzuges an der Westküste zurückgebliebenen Gewerbsleute nebst den dort ansässigen Kolonisten legen sich jetzt auf den Fang der kleineren Art, so daß dieser Küstenstrich während des ganzen Sommers belebt bleibt. Eben dadurch auch erklärt sich das Uebergewicht desselben über die Ostküste, welcher die Vollthat des Golfstromes äußerdem in geringerem Maße zu Theil wird. Der diesjährige Fang war kein sehr ergiebiger; dafür hat sich der Preis des Fisches gehoben, nämlich auf 80 Kopeken für das Pud, also auf etwa 10½ Pfennige unseres Geldes für das Kilogramm!

— Im Jahre 1889 wird zu Kasan ein Kongreß russischer Waldwirthe und Waldbesitzer zusammentreten, um namentlich die Frage einer rationellen Waldbewirthschaftung zur Erörterung zu bringen. Der Ort ist gut gewählt, denn zunächst liegt nicht fern davon eins der wichtigsten Waldgebiete Rußlands — das der oberhalb Kasans von links in die Wolga fallenden Wetluga, von welchem aus die Steppenlandschaften an der Wolga und am Don ihren Holzbedarf empfangen. Nur der Kreis Wetluga allein versendet jährlich über ½ Million Stämme, außerdem starke Beträge an Brettern, Brennholz, Theer und Pech (von letzteren beiden Artikeln etwa 446 000 kg). Trotzdem wird über die dortige verkehrte Waldwirthschaft und die davon kommende Waldverwüstung stark geklagt, und namentlich wird das dortige Lohnsystem getadelt, bei welchem die Arbeiter nicht mit Geld, sondern in natura, d. h. mit Waldprodukten, bezahlt werden. Als eine Folge der Waldvernichtung wird die zunehmende Versichtung der Wetluga selbst angesehen. Das erfreulichste Gegenstück hierzu bietet der Kreis Kasan nebst den unmittelbar anschließenden Gegenden. Allerdings herrscht hier im Gegensatze zu den Nadel- und Birkenwäldern der Wetluga der Laubwald vor: Linde, Eiche, Ahorn ꝛc. Im Betriebe derselben hat sich aber auf dem großen Waldgürtern ein 120jähriger Turnus eingebürgert, der sich für den ordentlichen Auswuchs als vollkommen genügend erweist. Das Holz der Jahresschläge geht hier in Tischler-, Drechsler- und Wagnerwerkstätten; namentlich liefert Kasan und Umgegend einerseits allerlei Säulen und Säulchen zu Geländern und Balustraden, andererseits ist es berühmt durch seine Wagenbauanstalten einfacher und feinster Art, deren Naturbedingtheit oder besser Naturgrundlage wir oben kennen lernten.

Asien.

— Herrn N. F. Katanof sind von der Petersburger Akademie der Wissenschaften, der dortigen Universität und der Geographischen Gesellschaft zusammen 2000 Rubel jährlich angewiesen worden, um in dem Bereiche der Turk-Stämme Sibiriens, der Mongolei und Ostturkestans sich ethnologischen und linguistischen Untersuchungen widmen zu können. Die Expedition sollte Petersburg am 21. Dezember neuen Stils 1888 verlassen und über Tomsk, Krasnojarsk, Minusinsk an den Oberlauf des Jenissei vordringen, wo die Verhältnisse der Sajanischen Bevölkerung, d. h. der zwischen dem Sajanischen Gebirge und dem Tannu-Ola hausenden, während des Jahres 1889 Gegenstand der Erforschung sein werden.

Digitized by Google

— Der Vorstand der Niederländischen Geogr. Gesellschaft hat vor wenigen Tagen Nachrichten von den Herren Planten und Wertheim erhalten, welche am 24. Oktober von Tual abgegangen waren. Beide hatten sich am 15. September zu Surabaja eingeschifft und waren erst am 11. Oktober an ihrem Bestimmungsorte angekommen.

Auf den Key-Inseln hatte anhaltende Trockenheit geherrscht, so daß das Land sehr dürr zu sein schien; so weit man bis jetzt beurtheilen kann, ist das Klima aber gesund, und der Steuermann A. Buy (der während der Monate Juli bis September in Vertretung des abwesenden Herrn Wertheim die meteorologischen Beobachtungen verrichtet hatte) befand sich vollkommen wohl. Man beabsichtigte nun zunächst das zur Verfügung gestellte Boot auszurüsten, worauf Herr Planten eine Recognoscirungsfahrt machen und mit den Häuptlingen Verbindungen anknüpfen wollte; auf dieser Fahrt sollte er durch Herrn Joakin, Vertreter der Firma Langen, begleitet werden. Vermuthlich wird in den meteorologischen Beobachtungen während dieser Zeit keine Unterbrechung eintreten.

Herr Wertheim war zum ersten Male am 3. April in Tual angekommen, hatte dort einen geeigneten Punkt für eine meteorologische Station, wo Windfahne, Barometer und Chronometer aufgestellt werden konnten, ausgewählt; in dem von der Firma Langen errichteten Gebäude sollten auch die Mitglieder der Expedition ihre Wohnung finden. Ein besonderes, ganz frei gelegenes Häuschen war zur Aufnahme der Thermometer bestimmt; in der Nähe desselben fand der Regenmesser seine Stelle. Herr Wertheim hatte einige geologische Untersuchungsreisen gemacht, bei denen er theilweise von dem mit dem Sammeln von Pflanzen beauftragten Eingeborenen begleitet wurde; letzterer ist unterdessen nach Uniteizorg zurückgekehrt. Die Inseln Ken-Dullan, Dullon-Laut, Rumadan-Obur und Loag-Key wurden wiederholt besucht. Key-Dullan und den nördlichen Theil von Loag-Key hat Herr Wertheim in zwei Hauptrichtungen durchkreuzt und zwei kleine Seen im Osten von Dullan besucht. Ueberall hat er nur Korallenformation angetroffen; der Kalk ist stark verwittert, weshalb die in demselben vorkommenden Versteinerungen schwer zu bestimmen sind. Er beabsichtigte nun im November und Dezember Streifzüge nach Hoog-Key zu machen, wo er größere Abwechslung in der Formation zu finden hoffte.

Vom Juli bis September hatte sich Herr Wertheim nach Batavia begeben, um sich mit dem Vorstande der Geogr. Gesellschaft und dem Kommandanten der Marine in Verbindung zu setzen und wo möglich Ersatz für den erkrankten Lieut. z. See Meijes zu erlangen, was auch geschehen ist.

Die vorhandenen Lebensmittel werden die Thätigkeit nur bis Ende März fortzusetzen erlauben, wenn bis dahin keine neuen Mittel verfügbar werden.

Auch vom Professor Wichmann sind gute Berichte eingegangen, wahrscheinlich ist er bereits mit der geologischen Aufnahme von Flores beschäftigt; nach den letzten Nachrichten vom 6. November war auch Prof. Weber wohl. Von dem Ingenieur R. van den Brock, der mit der Vermessung von Flores betraut ist, werden vermuthlich bald Mittheilungen eintreffen.

Afrika.

— In dem 4. Hefte der „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten" berichtet Hauptmann von Francois ausführlich über die Expedition, welche er in der Zeit zwischen dem 8. Februar und 16. Juli 1888 von Bogido aus in das Innere des Togo-Gebietes unternahm und durch welche er bis nach Sürmo, jenseits der Wasserscheide des Wolta und des Niger, in das Land der Moschi (ungefähr 11½° nördl. Br.) geführt wurde. Von besonderem Interesse sind die Mittheilungen des Reisenden über das wichtige Handelsemporium des oberen Woltogebietes, die Stadt Salaga, der „das seiner Sagenhaftigkeit entkleidete Timbuktu kaum den Rang streitig machen dürfte". Für Sklaven ist Salaga der wichtigste Markt im westlichen Sudan und es werden etwa 15 000 derselben jedes Jahr umgesetzt. Eine unter Heranziehung alles bekannten Materials und nach den Aufnahmen des Reisenden gezeichnete Karte des in Frage stehenden Gebietes (1 : 2 225 000) ist dem Berichte beigegeben. Hauptmann v. Francois, der Mitte September vorigen Jahres nach Deutschland zurückgekehrt war, hat bekanntlich im November eine zweite Reise nach Togo-Land angetreten. Vergl. „Globus", Bd. 55, S. 48.)

— Lieutenant Otto E. Ehlers, der die Besteigung des Kilimandscharo in Gesellschaft von Dr. Hans Meyer ausführen wollte, ist glücklicher wie dieser mit einer 80 Mann starken Karawane bis zu dem Berge vorgedrungen, und es ist ihm gelungen, ihn bis zu einer bedeutenderen Höhe als seine Vorgänger (Johnston, Dr. Meyer und Graf Teleki) zu erklimmen. Der amerikanische Naturforscher Dr. Abbott begleitete ihn bis 5000 m. Da der Weg zur Küste durch die aufrührischen Araber gesperrt ist, so gedachte der Reisende bis auf weiteres im Kilimandscharo-Gebiete, mit dessen Häuptling und Bevölkerung er auf freundschaftlichem Fuße lebt, zu verweilen, und noch eine Reise von anderen Expeditionen in der Gegend zu unternehmen.

— In der Londoner Geographischen Gesellschaft erstattete der Missionar F. S. Arnot vor kurzem Bericht über seine siebenjährigen Reisen in Südafrika, die an Ausdehnung denjenigen Livingstone's nahe kommen, und die sich an einem großen Theile auch auf dasselbe Gebiet erstrecken wie diese. Von Natal ausgehend (September 1881), erreichte er den Zambesi bei Sescheke und verfolgte den Lauf des Stromes aufwärts bis Lealui, von wo er sich durch den Widerstand des Häuptlings Liwanika gezwungen sah (Mai 1884), sich nach Bihe und Benguela, in dem portugiesischen Westafrika, zu wenden. Von dort kehrte er aber nach dem Inneren zurück, besuchte nahe den Quellen des Zambesi den kleinen Dilolo-See und verweilte endlich im Quellgebiete des Lualaba (Kongo) zwei Jahre bei dem König Msidi, dessen Macht sehr im Wachsen ist, und dessen Reich ebenso wie das des anderen großen Häuptlings Kasgombe auf den Trümmern des einst so gewaltigen Muata-Jamwo-Reiches aufgebaut wurde. — Herr Arnot beabsichtigt im März dieses Jahres nach der Lualaba-Gegend zurückzukehren.

Nordamerika.

— Ueber Cushing's Ausgrabungen nahe Zuñi gehen uns die nachfolgenden neueren Mittheilungen des bekannten Archäologen Bandelier zu. Derselbe schreibt:

„Unser Unternehmen in Zuñi geht sehr gut. Die sieben Pueblos von Cibola haben wir alle entdeckt bis auf einen. Fünf hatten wir mit Sicherheit bestimmt, den sechsten fanden wir während meiner letzten Anwesenheit dort: Ketchip-a-uan, wo noch die Ruinen einer Kapelle stehen, die aus dem 17. Jahrhundert stammen muß. Ob nun Nr. 7 A-pin-aua oder Kua-tina ist, steht noch in Frage. Es ist übrigens merkwürdig, wie sehr die Dokumente mit der Natur des Landes und den Traditionen der Indianer übereinstimmen. So habe ich z. B. einen Pfad gefunden, der schon im Jahre 1540 von den Offizieren Coronado's, und zwar sehr genau, beschrieben wurde. Die Ausgrabungen in Hal-on-aua (Zuñi) haben eine Menge interessanter Gegenstände, Töpfe, Geräthe, Waffen und vollständige Skelette zu Tage gefördert. Es wird sich nächstens fragen, ob wir in Zuñi selbst fort-

Digitized by Google

fahren, oder vielleicht nach Ha-ui-eu gehen, um dort unsere Ausgrabungen fortzusetzen."

Australien und Polynesien.

— Die Häuptlinge der Tubuai- oder Austral-Inseln Rurutua und Rimatura haben sich einer Angabe aus Brisbane zufolge mit dem Ersuchen an die englische Regierung gewandt, auch sie dem britischen Weltreiche einzuverleiben. Da die kleinen Inseln wenig Aussicht auf eine Entfaltung beträchtlicherer Hilfsquellen bieten, und zugleich ablegis von der projektirten kanadisch-australischen Telegraphenlinie liegen, so hält man es in England aber kaum der Mühe für werth, dem Wunsche zu willfahren. Der betreffende Archipel liegt südöstlich von dem kürzlich von England annektirten Coot-Archipel (Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 383), unter dem Wendekreise des Steinbocks, und besteht aus acht Inselchen vulkanischen Ursprungs, die insgesammt nur einen Flächeninhalt von etwa 180 qkm haben. Rurutua und Rimatura besitzen fruchtbaren Boden, aber keinen Hafen, und bei beiden Inseln wird die Landung durch Korallenriffe sehr erschwert. Ersteres hat etwa 600, letzteres 300 Bewohner, die den Gesellschafts-Insulanern verwandt sind. — Die etwas besser mit Ankerplätzen ausgestatteten Inseln Tubuai und Raivavai, die zur Gruppe gehören, stehen bereits unter französischem Schutze, so daß vielleicht auch die nahe Berührung mit der französischen Interessensphäre ein Bedenken gegen die Annexion bilden wird.

— Die Goldproduktion von Queensland ist noch im starken Steigen. Während man 1886 nur 341 000 Unzen (im Werthe von 1¼ Millionen Pfd. Sterling) förderte, so betrug die Ausbeute im Jahre 1887 397 000 Unzen (1⅔ Millionen Pfd. Sterling) und im Jahre 1888 sogar 426 000 Unzen (1⅞ Millionen Pfd. Sterling). Die Zunahme kam vorwiegend auf Rechnung des Abbaues von Quarzgängen.

Allgemeines.

— Der aus dem vorigen Jahre aufgeschobene achte deutsche Geographentag wird am 24. bis 26. April dieses Jahres in Berlin zusammentreten. Das Programm desselben hat keinerlei Veränderungen erlitten. Als Gegenstände für die zu haltenden Vorträge und Berathungen werden willkommen geheißen: neue Forschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie; nicht veröffentlichte Ergebnisse von Forschungsreisen; neue Gesichtspunkte für geographische Forschung; praktische Verwerthung geographischer Ergebnisse; Vorlegung und Besprechung neuer Instrumente; Vorschläge für Aufgaben, welche der Geographentag ständig übernehmen könnte; methodologische und schulgeographische Fragen. Sollte die Zahl der angemeldeten Vorträge das Bedürfniß übersteigen, so wird seitens einer besonders zu ernennenden Kommission eine Auswahl getroffen werden, bei der wesentlich die Reihenfolge der Anmeldungen maßgebend sein wird. Die letzteren werden thunlichst bald erbeten. — Bereits angemeldete und vom Centralausschuß empfohlene Themata beziehen sich auf: Klimaschwankungen in kürzeren und längeren Perioden; Höhenmessungen; die Rechtschreibung geographischer Namen; Denudationsniveaus; die Verwerthung von Ausflügen im geographischen Unterrichte; geographische Schulsammlungen. — Die mit dem Geographentage zu verbindende Ausstellung soll sich ausschließlich auf Instrumente zur Höhenmessung, auf Höhenschichtenkarten, Reliefs und Profile, und auf die Literatur über Höhenmessung und der Verwerthung erstrecken. — Die Anmeldungen zur Theilnahme und andere Mittheilungen sind an die Geschäftsführung des achten deutschen Geographentages, Berlin W., Friedrichstraße 191, zu richten.

— General Alexis von Tillo hat der Pariser Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung über die mittlere Höhe der Kontinente und die mittlere Tiefe der Ozeane in ihrer Beziehung zur geographischen Breite vorgelegt. Er theilt die Erdoberfläche in Zonen von je 10 Breitengraden ein. Die größten mittleren Höhen und Tiefen finden sich auf der nördlichen Hemisphäre zwischen dem 30. und 40. Breitengrade; auf der südlichen Hemisphäre zwischen dem 10. und 30. Grade. Diese Zonen sind zugleich auch Zonen maximaler atmosphärischer Aktivität und maximalen mittleren (jährlichen) Barometerdruckes. Die mittlere Höhe des Festlandes beträgt 693, die mittlere Tiefe der Ozeane 3803 m.

— In der Münchener Anthropologischen Gesellschaft hielt Professor Dr. Günther am 28. Dezember v. J. einen interessanten Vortrag über Zahlbegriff, Zahlschreibung und Rechenkunst im Lichte der Völkerkunde. Er führte dabei aus, daß das Studium der elementar-mathematischen Kenntnisse bei den verschiedenen Völkerstämmen eine der wichtigsten Aufgaben der vergleichenden Völkerkunde sei. Von den vier Ersagen, welche die Worte „Zahlbegriff", „Zahlwort", „Zahlschreibung" und „Rechenkunst" bezeichnen, haben manche Naturvölker kaum die erste zurückgelegt, kein einziges aber bei sis zur vierten vorgeschritten. Mancher sonst nicht eben niedrig stehende Stamm sei nicht fähig, eine bestimmte Menge von Dingen anzugeben, und das Kindheitsalter des Zählens lehne sich allenthalben eng an die natürlichen Versinnlichungsmittel der Finger und Zehen an. Die Polynesier und Afrikaner stehen in dieser Hinsicht höher als die südamerikanischen Indianer. Die Kunst der Zahldarstellung macht in der Regel spätestens bei 20 Halt, Botokuden, Kinga-Indianer ꝛc. erreichen diese Grenze aber bei weitem nicht. Von Zahlensystemen sind am verbreitetsten das Zehner-, Fünfer- und Zwanzigersystem — das letztere namentlich bei den Azteken und Mayas. Von Neuseeland kennt man durch Pott das Elfersystem, vom Benue durch Flegel das Zwölfersystem.

— Nach einer Zusammenstellung H. Wichmann's in dem 12. Bande des „Geographischen Jahrbuches" beläuft sich die Zahl der geographischen Gesellschaften gegenwärtig insgesammt auf 101; 29 derselben kommen auf Frankreich und seine Kolonien, 22 auf das Deutsche Reich, 9 auf Großbritannien und seine Kolonien, 6 auf die Schweiz, 5 auf das Russische Reich, 4 auf Italien, 4 auf Brasilien, 3 auf die Vereinigten Staaten, je 2 auf Oesterreich-Ungarn, Belgien, Portugal, die Niederlande, Spanien und Argentinien, und je eine auf Schweden, Dänemark, Rumänien, Japan, Aegypten, Mexiko und Peru. Die Zahl der Mitglieder sämmtlicher Gesellschaften betrug 1887 50 500, die der französischen 19 800, die der deutschen 9200, die der englischen 5600, die der italienischen 2550, die der österreichisch-ungarischen 1950 und die der russischen 1330.

Inhalt: Dr. H. Töppen: Die bevorstehende Vermehrung der Sterne im Banner der Nordamerikanischen Union. — Alfred Christoph: Bunte Bilder aus der südöstlichsten Ecke des europäischen Rußland. (Mit fünf Abbildungen.) — F. Grabowsky: Negara, ein Industrie-Centrum in Südost-Borneo. — Kürzere Mittheilungen: Die wirthschaftlichen Verhältnisse Argentiniens. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Australien und Polynesien. — Allgemeines. (Schluß der Redaktion am 21. Januar 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

H. Wißmann's Kassai-Expedition.

Von H. Seidel.

(Mit vier Abbildungen.)

Nach den Karten der Stanley'schen Werke vereinigen sich die im transäquatorialen Theile des Kongobeckens durch Livingstone, Cameron, Pogge, Schütt, Buchner, Wißmann und die Portugiesen Capello und Ivens zahlreich bekannt gewordenen Flußläufe schematisch zu einzelnen größeren Tributären, die als Lomami, Sankuru, Ikelemba und Kwa in den Hauptstrom geführt werden. Gewisse ältere Zeichnungen dagegen kennen in dieser Zone nur das durch Livingstone erkundete Kassai-Saire-System, dessen kräftig entwickelte Sammelader zuerst eine östliche Richtung befolgt, sich aber später nach Nordwesten und schließlich nach Westen wendet. Livingstone sah den Kassai 1854 und 1855 unfern seiner Quelle, etwa in 11° südl. Br.; desto mehr muß die Genauigkeit überraschen, mit welcher der schottische Forscher auf Grund bloßer Erkundigungen die Verhältnisse dieses Gewässers dargestellt hat.

Zwanzig Jahre nach Livingstone kreuzte Dr. Paul Pogge 1875 und 1876 zweimal den Kassai bei Tifunda, wo derselbe bereits nach Norden gekehrt ist. Pogge's Nachfolger in den Lunda-Staaten, Dr. Max Buchner, traf den Fluß auf der Hin- und Rückreise 1879 und 1880 zwischen dem achten und neunten Parallel und für beide Stellen fast unter gleichem Meridian (22° östl. v. Gr.). Wieder etwas nördlicher, im siebenten Breitengrade, näherte sich Schütt 1879 dem Kassai, und noch mehr gen Norden gerückt ist die Fährstelle der Pogge-Wißmann'schen Expedition, welche 1881 den Strom bei Kikassa überschritt. Endlich war es Pogge noch vergönnt, im Dezember 1883 die Konfluenz des Lulua mit dem Kassai, beinahe unter 5° südl. Br., zu besuchen, so daß einschließlich der als Seitenäste erkundeten Flüsse Loange, Lowno, Tschikapa, Lamatschim, Tschihumbo, Luembe und Lulua das zum oberen Kassai gehörige Netz bis Ausgang 1883 in den Umrissen festgelegt war. Ueber Endrichtung und Mündung aber herrschte völlige Ungewißheit, und nur die Thatsache, daß der Fluß, so weit er erforscht, immer nach Norden strömte, berechtigte Stanley zu der hypothetischen Vereinigung des Kassai mit dem Ikelemba. Da sich indeß bald herausstellte, daß der Ikelemba seiner geringen Wassermenge halber keinesfalls dem Kassai entsprechen könne, ließ Stanley die Frage offen, ob nicht in dem südlichen Kongobecken ein Binnensee, gleich dem Tschad, vorhanden sei, in welchen der Kassai münde. An eine Entscheidung im Sinne Livingstone's dachte man um so weniger, als der durch Major von Mechow bis zur Steinbarre Kinganduschi bereiste Kuango zweifellos auf die Kwa-Mündung hinwies, womit das Vorhandensein eines anderen großen Gewässers in diesem Bereiche ausgeschlossen schien.

Das südliche Kongogebiet barg also hydrographische Räthsel genug, um die Explorationsthätigkeit hierher zu lenken, und deshalb ward — behufs endgültiger Lösung des Problems — unser bewährter Afrikaforscher, Hauptmann Hermann Wißmann, kurz nach der Rückkehr von seiner glänzenden Durchquerung des dunklen Erdtheils, von dem Könige der Belgier, Leopold II., mit dem Auftrage beehrt, eine wissenschaftliche Expedition zum Kassai zu führen.

Die Begleiter, welche Wißmann zur Uebernahme selbstständiger Theil-Expeditionen sowie zur Ausführung der ver-

Digitized by Google

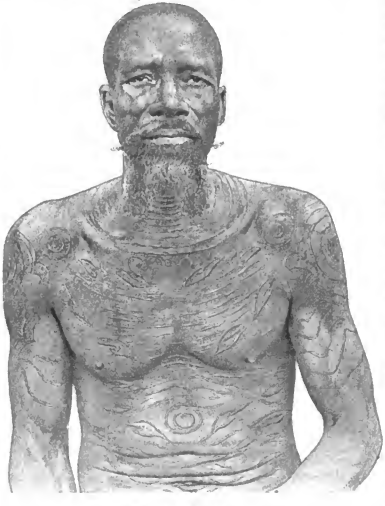
schiedenen wissenschaftlichen Arbeiten auswählte, waren: Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf, der zugleich als Anthropologe wirkte, Premierlieutenant Curt von François, dem die Pflichten des Geographen oblagen, Lieutenant Franz Müller, der die meteorologischen Beobachtungen und die photographischen Aufnahmen besorgte, und Forstreferendar und Lieutenant Hans Müller, dem Zoologie und Botanik zufielen. Außerdem verpflichtete der Chef für die Expedition noch den Schiffszimmermann Bugslag, schon auf Mechow's Reise in Afrika erprobt, und dann die Büchsenmacher Schneider und Meyer.

Die Ausrüstung geschah in Berlin und Hamburg, und zwar mit besonderer Rücksicht auf die geplante Erforschung des Kassai und die Anlage von Stationen. Das für 16 Trägerlasten eingerichtete zerlegbare Stahlboot erhielt den Namen „Paul Pogge". Die Bewaffnung bestand aus 500 Gewehren und dem durch Herrn von Krupp geschenkten eigens für die Reisezwecke angefertigten Geschütz. Unter der von Prinz Friedrich Karl gewidmeten deutschen Fahne sollte die Expedition ihren Marsch in Afrika antreten.

Am 16. November 1883 verließ Wißmann mit der Mehrzahl der Theilnehmer auf dem Dampfer „Professor Wörmann" den Hamburger Hafen. Mitte Dezember liefen die Reisenden Kamerun an, und einen Monat später, am 17. Januar 1884, trafen sie in dem Ausschiffungsplatze San Paolo de Loanda ein. Nachdem die Instrumente in der meteorologischen Station verglichen waren, begaben sich die Herren mit dem Flußdampfer „Serpa Pinto" den Kuanza hinauf nach Dondo, wo sie längeren Aufenthalt nahmen, um sich für die Tour nach Malange (spr. Malansche) vorzubereiten. Anfang März setzte sich die Expedition dahin in Marsch, zuerst auf gut gebauter Straße, der sogar eine steinerne Brücke nicht fehlte; doch schon nach $1^1/_2$ Stunden verschwand jeder gebahnte Weg, und nur Fußpfade liefen über Felsen, Bäche und Schluchten quer durch die Wildniß fort. Nördlich vom Kuanza kletterte die Karawane in beschwerlichem Anstieg zum centralen Plateau hinauf, gelegentlich eine der sogenannten „Patrulhas" oder Wachtposten berührend, welche die portugiesische Verwaltung zum Schutze der dünnbevölkerten Gegend in Abständen von 15 bis 20 Kilometern eingerichtet hat.

Auf der Strecke bis Pungo N'dongo ward der Gesellschaft die unerwartete Freude, mit dem aus Lubuku zurückkehrenden Afrikaforscher Dr. Paul Pogge zusammenzutreffen. Seit der Trennung von Wißmann in Njangwe, im Mai 1882, hatte Pogge keinen Weißen gesehen, und jetzt, zwei Jahre später, führte ihm ein freundliches Geschick seinen alten Reisegefährten als ersten Europäer in die Arme.

Bei Pungo N'dongo überraschte die Expedition der Anblick der berühmten schwarzen Felssäulen, der Pedras negras, welche aus dem umgebenden Flachlande beinahe lothrecht zu 100 und 150 m Höhe emporschießen.



Kalamba-Mukenge.

Das Gestein ist nicht, wie früher behauptet wurde, vulkanischen Ursprungs, sondern besteht aus Sandstein und grobem Konglomerat mit starken Gneißeinschlüssen, was schon Dr. Max Buchner 1879 feststellen konnte (Vergl. die Abbildg. S. 69).

Nach zweitägigem anstrengendem Marsche über eine heiße, wenig anziehende Ebene kam Malange in Sicht — der am weitesten gegen das Innere vorgeschobene Posten Angolas, welcher zugleich die Grenze des portugiesischen Machteinflusses bedeutet. In Folge ihres längeren Verweilens am Platze hatten die Reisenden Muße genug, um die dortigen Verhältnisse hinlänglich zu studiren. Sie gewannen Einblick in den Handel und die zum Theil recht sonderbaren Geschäftsbräuche; sie wurden mit Leben und Sitten der unwohnenden Bevölkerung vertraut, sahen das Mahamba-Fest begehen, das in einer Bitte um die Gunst der Glücksgöttin gipfelt, erfuhren aber auch unliebsame Begegnungen mit der westafrikanischen Treibermeise (Anomma arcens) einem überaus gefräßigen Thiere, vor dessen kräftigen Beißzangen nichts sicher war. Hunde, Vögel, selbst die Menschen hatten von den kleinen blutdürstigen Feinden zu leiden; in den Wohnungen konnte man ihrer erst Herr werden, als mit kochendem Wasser, Feuer und Spiritus gegen sie eingeschritten wurde.

Am 20. März traf Lieutenant Franz Müller, der den Rest der Ausrüstung von Europa nachbrachte, wohlbehalten in Malange ein. Unter seinen Vorräthen fanden sich zu aller Freude mancherlei schöne Sachen, die für das bevor-

Digitized by Google

stehende Festessen am Geburtstage Kaiser Wilhelm's eine erwünschte Zugabe bildeten. Um 5 Uhr nachmittags begann das Mahl; sämmtliche Honoratioren der Stadt waren geladen, fröhlich kreiste der Becher, die Trinksprüche wechselten rasch, und bald klang aus deutschem Munde ein begeistertes „Heil dir im Siegerkranz!“ Mit Feuerwerk und einem flotten Tänzchen ging die schöne Feier zu Ende.

Vier Tage später riß der Tod das erste Opfer aus Wißmann's kleiner Schaar. Am 26. März erlag der Büchsenmacher Meyer aus Oldenburg einem pernicißen Fieber, nachdem ihn zuvor ein heftiger Durchfall längere Zeit geplagt und seinen an sich etwas schwächlichen Körper aufs Aeußerste erschöpft hatte. Die Beisetzung geschah unter zahlreicher Betheiligung der Einwohner; Wißmann, Dr. Wolf, von Francois und Müller L. trugen den Sarg, der neben dem Grabe Eduard Mohr's zur Erde gebettet ward.

Als Transportmittel für den Zug ins Innere mußte die Expedition, wie üblich, schwarze Träger anwerben. Die Weißen bedienten sich zum Weiterkommen der einheimischen Reittiere, die, gut dressirt, jede Gangart gehen, springen, Hinderniße nehmen und in dem schwierigen Terrain durch kein anderes Thier zu ersetzen sind. Unter den wackeren Geschöpfen zeichnete sich besonders „Noscho“ aus, der bereits mit Pogge in Njangwe gewesen war und jetzt wieder nach Lubuku zurückging, wo er zu Wißmann's Leidwesen durch die Unachtsamkeit eines Hirten ums Leben kam.

Am 16. Juli 1884 brach die Expedition von Malange nach dem Kuango auf; mit allem Anhang waren es über 500 Personen, die von den sieben Europäern in Zucht und Ordnung gehalten sein wollten. Schon in den ersten Tagen stellte sich die Unmöglichkeit heraus, den großen Schwarm vereint vorrücken zu lassen; deshalb wurde beschlossen, die Expedition in drei selbständige Karawanen zu zerlegen und getrennt zu marschiren, während Wißmann mit seinen ausgesuchten Leuten unabhängig von den einzelnen Trupps reiste und in steter Fühlung mit den Führern blieb. Der Weg lief anfänglich durch das Gebiet der Bondo-Neger und erreichte dann im August die räuberischen Hollosstämme, deren Land eine ebene Prärielandschaft bildet, die in den Regenmonaten auf bedeutende Strecken unter Wasser steht. Näher am Kuango wurde der Erdboden hügelig; viele steilgeböschte Thalrinnen durchfurchten die Gegend; in und an den Bächen wuchs dichter Papyrus, und stellenweise erschienen prächtige Galeriewaldungen an den Uferhängen. Der Flußübergang erfolgte im Ländchen der Mahari oder Makari und wickelte sich mit Hilfe des ausgezeichneten Stahlbootes „Paul Pogge“ schnell und sicher ab, nur das Rindvieh verursachte, wie gewöhnlich, Störungen, und eine Kuh ertrank in der reißenden Fluth. Der Kuango liegt an der Fährstelle 679 m über dem Meeresspiegel, ist 100 m breit bei einer Tiefe von vier bis fünf Meter und hat etwas oberhalb mehrere Stromschnellen. Flußpferde und Krokodile ließen sich in Menge sehen.

Seit dem Betreten des rechten Kuangoufers (17. August) reiste die Expedition im Bereiche der Maschinsche und streifte nun, vom kleinen Kalosstusse an, vereinzelte Kalundabörfer, hinter welchen ein breiter, unbewohnter Gürtel begann, der unter Mühen und Entbehrungen durchquert wurde. Bei den nächsten jenseitigen Ortschaften, die inmitten langgedehnter Maniok- und Bohnenfelder lagen, begegnete man einer 50 Personen starken Tupende-Karawane mit Palmöl und Raphiafafer-Stoffen. Sogleich entspann sich ein lebhafter Tauschhandel; namentlich suchte man seitens der Expedition die Vorräthe für den Zug durch die trostlose Waldöde Kundangulu möglichst zu vervollständigen. Denn Wißmann hatte zum Weitermarsch die von Buchner und Schütt benutzte Straße der Angola- und Bangala-Händler bestimmt, der auch Pogge zuletzt innehielt, und die verhältnißmäßig leicht zu begehen ist, obschon es an Lebensmitteln mangelt. Kurz vor Ende August hob die Regenzeit an; nach den einleitenden leichten Schauern erfolgte im September ein außergewöhnlich heftiger Regenfall, verbunden mit empfindlichen Temperaturrückschlägen. Das Thermometer sank oft in 15 Stunden von 30° C. auf 10° C.! So rückte die Expedition in die Wälder von Kundungulu ein. „Man macht sich eine falsche Vorstellung“, sagt das Reiswerk, „wenn man hier einen Urwald mit gewaltigen Baumriesen und unentwirrbaren Lianennetzen vermuthet, vielmehr hat der Wald von Kundungulu eher das Ansehen eines ausgedehnten, schlecht bestandenen, aber ohne regelmäßige Linien angelegten Parkes, in welchem Gestrüpp und Gräser in wilder Harmonie wuchern.“

Schwert. Scheide aus Holz.

Schwert. Scheide aus Holz.

Kriegswaffen der Balunda.

Nach mancherlei Fährlichkeiten und mit Verlust zweier Träger — den einzigen von 500 Menschen — wurde das Hungerland glücklich bewältigt. Unerwarteten Aufenthalt bereiteten die sumpfigen, jetzt auf beiden Ufern weithin überschwemmten Thäler der zahlreichen limitoseitigen Zuflüsse des Kassai. Am Loange, der in Schnellen und Wirbeln durch fein enges felsiges Bett rast, gönnte Wißmann der erschöpften Karawane etliche Ruhetage. Von dem Lagerplatze Kassamba entfandte er, im Interesse der späteren Unternehmungen, am 26. September Lieutenant Hans Müller mit 12 Mann nordwärts zu dem Negerfürsten Muata Kumbana, um bei diesem Erkundigungen über den Lauf des Kassai, Kuilu, Lowuo und Luschito einzuholen.

Müller's Weg lief anfänglich nahe am Loange hin durch ein wildes, gebirgiges Gelände, das reich an wunderbaren Fernblicken und landschaftlichen Reizen war. Der Stromlauf kennzeichnete sich schon von ferne durch eine schwere Schicht weißer Wolken, die ständig über dem Wasser hing. Selbst kleine Bäche besaßen solche Wolkenschicht, während im freien Lande und auf den Bergen die Sonne das Gewölk meist recht bald verscheuchte. In der Folge zog sich Lieutenant Müller zum Luschito hinüber und verfolgte diesen bis zur Residenz des Muata Kumbana, oder, wie er sich lieber nennen hörte, Muata Jamwo. Von allerlei Fetischen umgeben, saß der Häuptling im Kreise seiner vornehmsten Räthe; sein Gesicht war von Blätternarben entstellt und trug einen energischen und grausamen Ausdruck; die Augen blickten klug und lauernd. Den linken Arm

Digitized by Google

schmückte als Zeichen der Herrscherwürde ein wohl 4 cm starker, aus Menschenzehnen geflochtener Armring — der Lukanu. Für den fremden Besuch hatte der Wilde die liebenswürdigsten Worte, da es seiner Eitelkeit schmeichelte, nun endlich einen Europäer bei sich zu sehen. Ueber die Geographie seines Landes theilte er Müller verschiedene interessante Punkte mit. Der Kassai — sagte er — wende seinen Lauf nach Westen; in ihn fließe der Tschikapa, der Lowuo, der Loange und der Kuilu. Der Kassai nehme zuletzt noch den Kuango auf, aber wo er ende, wisse niemand zu melden.

Mit diesen und anderen werthvollen Informationen versehen, trat Lieutenant Müller den Weitermarsch an. Eine angenehme Abwechslung in der Landschaft bewirkten mehrere Seen, die sich vom unteren Luschiko bis halbwegs zum Kassai fortsetzten. Noch reizvoller wurde die Gegend zwischen den Flüssen Kombo und Lowuo. Haine von Oelpalmen krönten die Berge; über die Schluchten und Niederungen zogen sich schmale Urwälder hin, deren Ränder mit förmlichen Dickichten von Ananas umsäumt waren. Die wohlbearbeiteten Felder trugen Maniok, Erdnüsse, Mais und in kleineren Anpflanzungen Bohnen, Erbsensträucher, Bataten und Hanf, der hier schon zu Rauchzwecken diente. Beim Ueberschreiten des Lowuo entdeckte Lieutenant Müller einen prachtvollen Wasserfall, den er, zum Andenken an seinen nachher auf Lukaburg verstorbenen Bruder, „Franz Müller-Fall" getauft hat.

Einige Tage darauf überschritt die Theilexpedition bei Kipoko, wenig oberhalb der bekannten Fährstelle Kikassa, den ersehnten Kassai. Der erste rechtsseitige Stamm der Baluba, die „diebischen Tuschilange", wie sie Pogge und Wißmann 1881/82 genannt haben, machte seinen Namen redlich zur Wahrheit. Ungleich gesitteter war das Völkchen der Bena Bela, die links vom Mujau wohnen, während auf dem rechten Ufer bereits Lubuku beginnt, das „Land des heiligen Hanfes", in dessen Hauptstadt Mukenge Lieutenant Müller von Sangula-Meta, der Schwester des Fürsten,

Die Station Mukenge (Pogge's Wohnhaus).

und dem Thronfolger Kalamba-Muana und einer großen Menschenmenge freundlich bewillkommnet wurde. Am nächsten Morgen vereinigte ihn ein zweistündiger Weg mit seinem Bruder und den übrigen Herren der Expedition.

Die große Karawane hatte, seit Müller's Entsendung nach Norden, bis zum Tschikapa eine vorherrschend westliche Richtung innegehalten. Bei den schlauen, handelsgewandten Kioque (oder Kioko), deren Gebiet der Zug kreuzen mußte, fanden die Reisenden nicht immer gefällige Aufnahme. Die Kanus zum Passiren der Flüsse wurden in der Regel erst nach Androhung von Gewaltmaßregeln ausgeliefert, da Wißmann unmöglich die übertriebenen Preise zahlen konnte und wollte, welche ihm das habgierige Volk ursprünglich abverlangte. Bei Kassansche betrat die Expedition das Land der unverschämten diebischen Tupende, über deren freches Benehmen auch Lieutenant Hans Müller geklagt hat. Für die Trägheit des Volkes legten die verwahrlosten Aecker genügend Zeugniß ab, für seine Putzsucht sprachen die mit Federn und Papierstückchen phantastisch gezierten Haartrachten. Am 18. Oktober lagerte Wißmann zum letzten Male auf dem linken Kassai-Ufer. Der ganze Troß war beisammen, damit die Ueberführung thunlichst geeint und ohne Zeitverlust ausgeführt würde. Mittelst 20 recht bequemer und großer Kanus und im Angesicht einer bunten, neugierigen Menge ging die Passage von statten, und bald setzte die Karawane ihren Marsch nach Tschimbundu, dem nächsten Ruheplatze, fort. Der Kassai hatte an der Fähre eine Breite von 250 bis 300 m bei 3 bis 6 m Tiefe und lief mit einer Geschwindigkeit von 100 m in der Minute nach Nordwesten. Die begleitenden Erhebungen übertragten den Wasserspiegel um 100 bis 150 m; sie senkten sich am rechten Ufer steil zum Strome hinab, während sie am linken eine breite Wiesenniederung freigaben, durch welche sich kleine Gießbäche hindurchschlängelten.

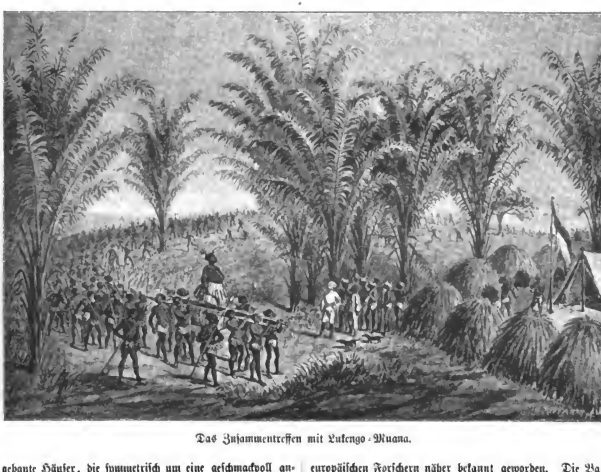
Der Kassai bildet in jeder Weise eine wichtige Grenze. Mit ihm verändert sich der Charakter der Landschaft, indem

Digitized by Google

jenseits schon, ununterbrochen allerdings erst vom Lulua an, die weiten Prairien Mittelafrikas beginnen. Mit ihm erscheinen neue, eigenthümliche Formen der Thier- und Pflanzenwelt. Der graue Papagei tritt in Schwärmen auf, die erste Elephantenspur wird gesehen, und drüben wohnen die Baluba-Völker, in allem merklich unterschieden von den Stämmen auf dem linken Ufer des Stromes und bis zur Küste zurück.

Fast durch zwei Längengrade, vom 21. bis zum 23. Meridian, bewegte sich die Expedition vom Kassai in östlicher Richtung — bald in dumpfig-feuchtem Urwalde, bald auf welliger, sonnenheißer Kampine, bald durch Schlachten und Sümpfe — auf Mukenge zu. Gleich der zweite Reisetag wurde zu einem Besuche der Kassai-Fälle benutzt, wohin Wißmann mit Franz Müller und Kurt von François und 27 Trägern früh am Morgen aufbrach. Doch nicht vor Abend bekamen die Herren den prächtigen Fall zu Gesicht. In drei Armen stürzten die gewaltigen Wassermassen wirbelnd und schäumend in der Breite von 200 m über das felsige Bett in ein 6 m tiefer gelegenes Becken; hier strömten sie voll jäher Hast einem nur 30 m weiten Felsenthor entgegen. Die Massen schoben und drängten sich, an den nackten Wänden leckten die gejagten Wellen hoch empor, und hindurch eilte in heftigem Toben das erregte Element, um noch lange schäumend zwischen Palmen und Pandanus hinzufließen. Der Fall erhielt den Namen des am 16. März in Loanda verstorbenen Dr. Paul Pogge.

Etwa bis Anfang November weilte die Karawane im Lande der diebischen Tuschilange, die ein Mischvolk aus Ureinwohnern und den von Süden her eingedrungenen Baluba sind. Dann änderte sich das Wesen der Bevölkerung, und zugleich erschienen statt der früheren leichten Hütten fester



Das Zusammentreffen mit Lukengo-Muana.

gebaute Häuser, die symmetrisch um eine geschmackvoll angelegte Dorfstraße gruppirt waren. Außer dem Lueŋgo schnitten der Lueŋgo, der Zambu und Mujau den Reisepfad der Expedition. Beim Häuptling Kambulu befand man sich bereits im Machtgebiete Kalamba's. Ueberall kündeten Hanfkulturen und Hanf rauchende Männer und die umfangreichen Hanfpfeifen auf den „Kiotas" oder Versammlungsplätzen der Dörfer die Nähe der Hauptstadt des Hanfdienstes an. Der Einzug in die Residenz des Fürsten erfolgte am 8. November unter Entfaltung höchster Feierlichkeit. Kalamba selbst (S. Abbildung 1) mit den Vornehmsten seines Hofes nahm die Gäste, seinen Freund Wißmann an der Spitze, auf der Kiota freudig in Empfang.

Das große und eigenartige Volk, bei dem sich die Expedition jetzt auf Monate fest niederließ, war erst seit wenigen Jahren, seit der Pogge-Wißmann'schen Reise hierher, den europäischen Forschern näher bekannt geworden. Die Baluba, wie der Gesammtname lautet, zerfallen in drei gesonderte Gruppen, in die westlichen oder die Tuschilange (Sing. Kaschilange), die sich auch Baschilange (Sing. Muschilange) nennen und staatlich kleine Republiken bilden; in die mittleren oder die „Bena Riamba" (d. h. „Söhne des wilden Hanfes") die ihren Stützpunkt in Mukenge und dem Reiche Kalamba's haben, das in der Sprache des Hanfkultus „Lubuku" oder Freundschaft heißt; und in die „wilden Baluba" oder, nach eigener Bezeichnung, die Baschilange, welche den Raum östlich vom Lulua bis zum Lomami erfüllen.

Bei den mittleren Baluba (Sing. Muluba) hat sich seit ungefähr 15 Jahren um das neuerdings in ganz Centralafrika übliche Hanfrauchen ein besonderer Hanfdienst gebildet, zu dem in bestimmter Weise getanzt wird, und der in lärmenden Riamba-Festen und -Tänzen seinen feierlichsten

Digitized by Google

Ausdruck findet [1]). Charakteristisch für Land und Leute ist das in Lubutu unaufhörlich gebrauchte Wort „Moio", welches Leben, Gesundheit, eine Beschäftigung, ein Zeichen des Einverständnisses bedeutet. Jede der so beliebten langen Reden, jeder Befehl und jede Verhandlung hebt mit einem schallenden „Moio" an, und jedes Wort des Redners wird dann laut, stürmisch oder jubelnd wiederholt, bis er schließt mit dem breitgedehnten „Toh-polah", „Ich habe ausgesprochen".

Die Hauptstadt Lubutus, Mukenge, liegt in ziemlicher Höhe auf der Wasserscheide zwischen Mujau und Lulua und gewährt eine entzückende Fernsicht in die benachbarten Flußthäler, welche im Schmucke üppiger Galeriewaldungen prangen. Der Ort zählt gegen 800 in Hausform erbaute Hütten, die zierlich aus Stroh geflochtene Wände und Dächer haben. Daneben sind zehn weißgetünchte Lehmhäuser zu sehen, deren stattlichstes 20 m lang, 8 m breit und 6 m hoch ist und den „Palast" des Häuptlings vorstellt. Eins der anderen Lehmhäuser war zu Pogge's Zeit das deutsche Stationsgebäude, worin der verewigte Forscher beinahe $1^1/_2$ Jahre gewohnt hat (S. Abbildung 3). Kalamba bot das Haus sofort der Wißmann'schen Expedition an und versprach für die nothwendigen Ausbesserungen zu sorgen. Wißmann wollte jedoch Mukenge als Station der deutschen Afrikanischen Gesellschaft fortbestehen lassen und entschied sich daher für einen von der Hauptstadt 10 km entfernten Platz in strategisch günstiger Lage, auf dem linken Hochufer des Lulua, wo dieser durch das Gebiet des jungen unternehmenden Häuptlings Tschingenge fließt. Tschingenge selbst befand sich zur Zeit am Hofe Kalamba's, wohin dieser den unbequemen Nachbar aus „Staatsraisonsgründen" beschieden hatte und ihn nun wie einen Gefangenen in strenger Obacht hielt. Auf Wißmann's Einreden gab Kalamba dem Emirhvanten Land und Würden zurück und gestattete, wenn auch ungern, den Abzug der Expedition an den Lulua. Denn es kam den Offizieren begreiflicher Weise Alles darauf an, eine möglichst sichere Stellung zu gewinnen, in der sie sich mit ihrer geringen Mannschaft gegebenen Falls auch gegen größere feindliche Massen erfolgreich vertheidigen konnten. Ein dominirender Hügel, 70 m über dem Lulua und 1200 m von diesem entfernt, ward als Bauplatz für die Niederlassung Luluaburg auserkoren. In wenigen Tagen erwuchsen hier zur einstweiligen Unterkunft geräumige, bienenkorbähnliche Grashütten, welche bald durch feste Lehmhäuser ersetzt wurden. In den $3^1/_2$ Monaten — so lange die Expedition sich in Luluaburg aufhielt — entstanden zwei Wohnhäuser, eine Küche, ein Bade- und Waschhaus, sowie eine Kaserne für 60 Mann, ein Waarenhaus mit Schutzdecke gegen Feuersgefahr, Arbeitsschuppen und mehrere Viehställe, sämmtlich eingeschlossen von einem hohen Spriegelzaun, der im Sechseck rings um die kleine Burg lief. Zugleich schritt man zu Anbauversuchen mit europäischen und einheimischen Kulturpflanzen, die, mit geringen Ausnahmen, durchgängig gute, zum Theil sogar überraschende Erfolge lieferten. Gar nicht gedeihen wollten Hafer, Gerste, Weizen, Roggen, Luzerne und Klee; vorzüglich kamen Gurken, rothe Rüben, Radieschen, Rettiche, Zwiebeln, Lauch und Salat fort. Der Reis, den Pogge 1882 im Lande eingeführt hatte, war so weit verbreitet, daß die Expedition ansehnliche Mengen als Reiseproviant einkaufen konnte. Nicht minder lohnend erwiesen sich Erdnüsse, Maniok, Zuckerrohr, Tabak und Hanf, die insgesammt, dank der gleichmäßigen und ausreichenden Niederschläge, dem Ackerbauer von Jahr zu Jahr ergiebige Ernten in Aussicht stellen.

[1]) Wir beabsichtigen, über diesen völkerkundlich bedeutsamen Gegenstand eine eigene Abhandlung zu bringen, worin die obigen mageren Andeutungen ihre nähere Ausführung erhalten sollen. H. S.

Das Leben auf der Station gestaltete sich sehr regelmäßig. Früh um $^3/_4$ 6 trat die schwarze Mannschaft zur Bestellung an, und Lieutenant Franz Müller theilte sie den verschiedenen Arbeiten zu. Um 6 Uhr war gemeinsamer Thee für die Weißen, worauf nach Wißmann's Anordnung jeder an seine Beschäftigung ging. Das Frühstück wurde um 12, die Hauptmahlzeit zwischen 6 und 7 Uhr eingenommen, und gegen 9 Uhr kam der Thee. Um 10 Uhr lag bereits alles in tiefem Schlummer.

Die Herren der Expedition gehen sicher nicht fehl, wenn sie in dieser Regelmäßigkeit einen Hauptgrund für ihr im allgemeinen gutes Befinden auf Luluaburg erblicken. Mit Ausnahme des traurigen Falles von Lieutenant Müller 1. sind in der ganzen Zeit keine ernstliche Gesundheitsstörungen vorgekommen. Die Krankheit Müller's, ein perniciöses Fieber, setzte aber gleich so heftig ein, daß er schon am ersten Nachmittage delirirte und am dritten Tage trotz aller Mittel und Pflege in den Armen seines tröstlosen Bruders das Leben aushauchte. Im Urwalde vor zwei riesigen Sandsteinblöcken ward der Entschlafene zur letzten Ruhe bestattet. Zimmermann Bugslag hat nachher das Grab durch eine Umzäunung und ein einfaches Holzkreuz, das den Namen des Verstorbenen trägt, in sinniger Weise geschmückt.

Der plötzliche Todesfall war ein trüber Anfang für das neue Jahr. Am schwersten litt Hans Müller unter dem Verlust, und die tiefe seelische Erregung warf den ohnehin von der Muata-Kundana-Reise noch angegriffenen Offizier von neuem auf das Krankenlager, so daß er zu seiner Genesung nach Mukenge übersiedeln mußte, wo unter Dr. Wolf's umsichtiger Leitung inzwischen die von Pogge angelegte Station wieder hergestellt war. Wolf selber befand sich zur Zeit auf einer Theilexpedition im Norden und Nordwesten von Lubutu, um mit dem kriegerischen Volke der Bakuba, deren Gebiet bis an den Lulua und Kassai reichen sollte, in freundschaftliche Beziehungen zu treten. Noch vor Jahresschluß, am 30. Dezember 1884, brach der Stabsarzt mit 27 Mann von Mukenge auf und setzte in nordwestlicher Richtung über den Lulua, wo er jenseits, am Muansangomma, zu einem Stamme geschickter Eisenarbeiter kam, die in ihren Schmieden mit Werkzeugen einfachster Art das geschätzte Metall zu Waffen und Geräthen umwandelten. Da sich zu den Bakuba kein Führer auftreiben ließ, kreuzte der Reisende, einen anderen Weg nehmend, den zum Lulua gehörenden kleinen Luehlo, auf dessen nördlichem Ufer die Bakete sitzen. Von jetzt ab verschwanden die europäischen Zeuge in der Bekleidung der Schwarzen, und nur selbstgewebte Stoffe aus der Raphiafaser blieben im Gebrauch. Zur Bewaffnung dienten Bogen, Pfeile, Speere und Messer; denn das Feuergewehr war den Bakete noch unbekannt. Ebenso rauchten sie keinen Hanf, wie die Balunda, sondern viel Tabak, der hier überall und ohne Pflege gedieh. Unfern des Dorfes Muanita stieß Dr. Wolf plötzlich auf die erste Bakuba-Ortschaft, der sich bald andere und größere anreihten. Durch die erstaunlich ausgebildete Trommelsprache wurde das Kommen des weißen Mannes schnell im ganzen Lande und bis zu den Ohren des mächtigen Lukengo Muana verkündet, der, von Neugier getrieben, den seltenen Gaste an 40 km entgegenreiste. Bei Ibanschi fand die Begegnung statt (S. Abbildg. 4). Der Bakubahäuptling, ein starker, fettleibiger Mann von mehr als 200 Pfund Gewicht, schien über den Besuch sichtlich erfreut, namentlich über dessen friedliche Absichten, und ließ deshalb Dr. Wolf seinen vollen Schutz angedeihen, so daß dieser Gelegenheit ward, sich nach Land und Volk ausreichend zu erkundigen. Dabei erstattete ihm einer der alten Räthe Lukengo's höchst wichtige Aufklärung betreffs der rechtsseitigen Zuflüsse des Kassai, denen der erfahrene Neger zur Verwunderung seines Zu-

Digitized by Google

hörers den Sankuru und den noch nördlicher verlaufenden Lukenge zuzählte. In den Bakuba entdeckte der Reisende ein kräftiges, in mancherlei Handwerk und Kunstfertigkeiten wohlerfahrenes Volk, das völlig zu erforschen ihm leider die knapp bemessene Zeit verbot. Am 5. März brach er von Ibanschi auf, zunächst in der Absicht, einige Ansiedelungen der Batua, dieses innerafrikanischen Zwerggeschlechtes, kennen zu lernen, von dem er Angehörige bereits im Gefolge Lukengo's gesehen hatte. Der Plan gelang, und wieder stand ein Europäer unter den vielberufenen Pygmäen, die hier nur zwischen 135 bis 144 cm Körperlänge aufmiesen. Ihre Hautfarbe war ein gleichmäßiges Dunkelbraun; als Waffen benutzen sie Bogen und Pfeile, seltener Messer, da sie mit Vorliebe der Jagd obliegen und nicht nur sich, sondern auch ihre Nachbaren mit Wildpret versorgen.

Auf dem Rückmarsche mußte Dr. Wolf seinen Sammlungen den berühmten Schuppelfisch Makuba-Buanga des Häuptlings Tschiehwu einverleiben und damit ein kostbares Denkmal auch dem Volksthum Mittelafrikas für die Wissenschaft zu retten. Am 17. März war der Reisende wieder in Lulnaburg, wo er von den Offizieren nur Wißmann allein vorfand, da auch von François inzwischen eine Theilerpedition angetreten hatte und Hans Müller sich noch um seiner Gesundheit willen in Mukenge aufhielt.

Premierlieutenant von François sollte seinem Auftrage gemäß einen Vorstoß in das Gebiet der östlichen Baluba, insbesondere zu dem Häuptlinge Mona-Tenda, unternehmen, der bereits mehrmals um den Besuch der weißen Männer gebeten hatte. Der Zug verlief nicht ohne Gefahr; denn schon jenseits des Lubi — wohl zu unterscheiden von dem weiter gen Osten strömenden gleichnamigen Nebenflusse des Sankuru — schlug das bisher freundliche Wesen der Eingeborenen in zudringliche Unverschämtheit um. Den frechen Häuptling Pinda mußte François geradezu aus dem Zelte hinauswerfen, und der neugierige Mona-Tenda entpuppte sich schließlich ebenfalls als ein verschmitzter, haftsüchtiger Bursche, der erst vor geladenen Gewehren zurückwich. Dabei herrschte im Lande fortwährende Fehde. Tenda's Krieger plünderten in den Häuptlings eigenen Ortschaften, lösten aber zu François' geheimer Freude von den erbitterten Bewohnern, die ihr Hab und Gut wacker vertheidigten, mehrmals gewaltige Schläge. Zum Glück machte François einige wettgereiste Leute ausfindig, die nicht nur in den südlich gelegenen Lunda-Staaten Bescheid wußten, sondern auch über die Länder und Völker des Ostens Auskunft ertheilen konnten.

In dem großen Baluba-Dorfe Kanunanda beobachtete v. François zahlreiche kunstgeübte Mabele-Arbeiter, die auf ihren primitiven Webstühlen aus den breiten Fiederblättchen der Palmwedel nach deren vorheriger Schälung und Zerschlitzung mit Nadel und Spannrahmen die beliebten Faserstoffe anfertigten.

Ueber die an Eisenstein reichen Thäler des Delela und Lubi wanderte der Reisende nach Mukenge zurück, traf unterwegs mit Kalamba zusammen, der eben Stemern eintrieb, und langte trotz der anfänglichen Widerwärtigkeiten am 24. März wohlbehalten auf der Station bei den Gefährten an. Hier fand er alle beschäftigt mit Zurüstungen für die bevorstehende Kassai-Reise. (Schluß folgt.)

Ein Ausflug nach Andorra.

Von Dr. G. Diercks.

I.

(Mit zwei Abbildungen.)

Ein eigenartiger romantischer Hauch lagert über dem kleinen Staatsgebilde, welches sich in einem der südlichen Seitenthäler der Ost-Pyrenäen bis auf unsere Zeit unabhängig von den benachbarten großen Staaten Frankreich und Spanien erhalten hat. Die winzige Republik Andorra kann mit Recht als ein unsichtbares Denkmal jener Epoche gelten, in welcher der Grund zu den christlichen Staaten gelegt wurde, aus denen im Laufe von mehr als tausend Jahren das heutige Spanien entstanden ist. Für den Geschichtsforscher, für den Kulturhistoriker, für den Archäologen auf politischem Gebiet bietet Andorra einen ungemein werthvollen Studiengegenstand, denn die Einrichtungen, die Sitten und Gebräuche haben sich dort zum Theil noch unverändert erhalten, wie sie im Mittelalter waren. Die primitiven Verfassungen der nordspanischen Fürstenthümer, Grafschaften, Königreiche und Republiken, von welchen der Kampf gegen die allmächtigen südspanischen Khalifen ausging, haben ihre getrennt Spiegelbild in dieser kleinen Republik, in der uns alles an Karl den Großen, an Ludwig den Frommen, an die Kämpfe zwischen dem Islam und dem Christenthum erinnert — an diese Kämpfe, welche beinahe acht Jahrhunderte lang auf dem Boden der iberischen Halbinsel ausgefochten wurden.

Nicht am wenigsten wunderbar erscheint es aber, daß der kleine Staat von seinen Nachbarn nicht, wie alle anderen Bigurien und Grafschaften in seiner Umgebung, verschlungen worden ist, daß seine alten Vorrechte und Freiheiten unangetastet geblieben, geachtet worden sind. Man kann sagen, daß seit der Entstehung Andorras Frankreich und Spanien stets von dem Wunsche erfüllt gewesen sind, dieses winzige neutrale Gebiet zu annektiren, und doch hat es keine der beiden Mächte gewagt, ihr Gelüste zu befriedigen. Noch vor fünf Jahren machte Frankreich wieder Miene, das rauhe Hochgebirgsthal mit Beschlag zu belegen, aber Spanien erhob Widerspruch dagegen, und die Fortexistenz Andorras als unabhängige Republik wurde dadurch bis auf weiteres gesichert.

Daß das fragliche Ländchen aus allen diesen Gründen und aus anderen, welche in seiner äußeren Erscheinung und Beschaffenheit liegen, das Interesse der Geographen, Historiker und Touristen in hohem Grade anzieht, ist leicht begreiflich, und dieses Interesse wird sogar von denen getheilt, welche in seiner nächsten Nähe wohnen. Trotzdem ist die Republik Andorra der gebildeten Welt wenig bekannt, und dies liegt wohl daran, daß sie für den Reisenden schwer zugänglich ist, daß ihre Wege für den verwöhnten Touristen kaum gangbar sind, und daß es bei seinen primitiven Einrichtungen aller und jeder Bequemlichkeiten entbehrt, welche der Kulturmensch der Gegenwart auf Reisen verlangt. Der Besuch Andorras ist mit Strapazen, ja mit Gefahren verbunden, und unge-

Digitized by Google

Der Saumpfad von Puymorens.

Digitized by Google

mein klein ist und bleibt daher die Zahl derjenigen, welche in die wildromantischen Thäler der Valira eindringen.

Seiner geographischen Lage, seiner Bodenbeschaffenheit, seiner politischen Geschichte gemäß gehört die Republik Andorra ohne Zweifel zu der iberischen Halbinsel und nicht zu Frankreich. Aus diesem Grunde hat denn auch Spanien in neuerer Zeit immer, wenn sein Nachbar der Unabhängigkeit des kleinen Landes ein Ende machen wollte, seine natürlichen Besitzansprüche und historischen Rechte seinem Nebenbuhler gegenüber geltend gemacht.

Die nach den neuesten statistischen Angaben 507 qkm umfassende kleine Republik bildet ein Gebiet von dreieckiger Grundform, schließt sich mit einer seiner Seiten an die Kammlinie der Pyrenäen an und erstreckt sich von dort nach Süden, mit seiner Spitze nach dem berühmten Bischofsitz Seo de Urgel hinweisend. Seit uralten Zeiten, nachweislich aber jedenfalls in der Epoche der punischen Kriege, dienten die Thäler dieses Ländchens dem Verkehr zwischen dem Norden Iberiens und dem Süden Galliens. Die germanischen Völker, die Westgothen und die Franken, haben oft die Pässe und Thäler Andorras benutzt, um von einem zu dem anderen Lande zu gelangen, denn auch selbst im Winter ist im allgemeinen die Kommunikation nicht gestört, wenngleich sie nicht gerade leicht oder bequem ist.

Den Hauptbestandtheil des winzigen Landes bildet das Thal der Embalira oder Balira oder Valira, die sich bei dem tiefer südlich gelegenen Seo de Urgel mit dem Segre verbindet, der einer der wichtigsten Nebenflüsse des Ebro ist. Neben der Embalira sind es aber noch zahlreiche andere kleine Gebirgsbäche, welche das Gebiet Andorras durchziehen, und unter denen der Ordino und der Dó als die größten zu erwähnen sind. Außer dem Wirthsthale, das die Republik ihrer Länge nach durchquert, sind noch zwei andere Thäler zu unterscheiden, welche sich auf das erstere öffnen und von dem Gebirgskamm ausgehen, wodurch ebn die Grundform eines etwa gleichseitigen Dreiecks gegeben wird. Diese Gestalt ist auch maßgebend für die Pfade, auf denen man nach Andorra gelangen und es passiren kann. Man muß sich des Wortes „Pfad" bedienen, weil von größeren Wegen und gebahnten, vollends von fahrbaren Straßen in

Alt-Andorra und sein Thal.

dem ganzen Lande keine Rede ist. Während Andorra von Süden, von spanischer Seite, nur einen Eingang hat — wenn wir von den vielleicht einigen Schmuggler bekannten Seitenwegen absehen — so öffnet es sich nach Frankreich doch mindestens an zwei, und zeitweise, im Sommer nämlich, an drei Stellen. Der westliche Eingang befindet sich bei dem am Pic de Siguer (2903 m) gelegenen Port de Siguer und wird von Tarascon aus über Pic Tessos erreicht. Der östliche Eingang ist von mehreren Seiten aus zugänglich. Die Hauptwege zu demselben führen von Ax und von Prades aus nach Hospitalet und dem Col de Puymorens (1931 m S. Abbildung 1). Von Mérens aus kann man ferner über den Pic de Fontargente (2188 m) in das Embalira-Thal eindringen. Auch vom Thal der Neguera Pallaresa, und genauer von dem des kleinen östlichen Nebenflusses der Noguera — Cardos — ist ein Zugang in das Ordinothal vorhanden.

Damit sind jedoch diejenigen Wege angegeben, auf denen die Reisenden nach Andorra gelangen können; selbstverständlich werden kühne Bergsteiger und Schmuggler noch mehrere andere Möglichkeiten finden, die Andorrathäler zu erreichen.

Die Bodenbeschaffenheit der letzteren entspricht derjenigen jenes Theiles der Ostpyrenäen. Den Grund bildet Granit, der stellenweise von Schiefer und Kalksteinen abgelöst wird. An verschiedenen Stellen treten Porphyrarten zu Tage und geben Kunde von einer das Gebiet Andorras seiner ganzen Länge nach durchziehenden Zone von Eruptivgesteinen. Reich ist das kleine Gebirgsland an Eisenerzen, die jedoch bis jetzt vollkommen ungenutzt geblieben sind. Auch Spuren von Edelmetallen sind vorhanden, und die Embalira ebenso wie der Segre sollen Goldsand mit sich führen. In früheren Zeiten scheint die Masse der Goldpartikelchen, welche in der Embalira gefunden wurden, sogar ziemlich beträchtlich gewesen zu sein, wenn wir den Angaben älterer geographischer und beschreibender Werke vertrauen sollen.

Ist ganz Andorra reich an Quellen, so sind besonders bemerkenswerth die bedeutenden Massen außerordentlich heißer Quellen, welche in Las Caldas in der Nähe von Andorra la Vieja dem Boden entströmen. Bis jetzt sind dieselben noch nicht hinlänglich untersucht worden, denn die mißtrauischen Andorraner haben dies immer zu verhüten

Digitized by Google

gesucht; so weit bekannt, sind diese heißen Quellen aber nicht wesentlich unterschieden von den bei Ax und Puigcerda vorhandenen und großentheils schwefelhaltig. Der Versuch, diese völlig unbenutzten Wasser für die Anlage von Badeanstalten zu verwerthen, ist bis jetzt immer an dem hartnäckigen Widerstande der Bewohner des Landes gescheitert. Die Andorraner verschließen sich geflissentlich gegen jede Neuerung, weil sie fürchten, daß die einfachen Sitten und die Rechtschaffenheit dann aus ihren Gebirgsthälern verschwinden werden.

Die Produkte der Bodenkultur sind äußerst spärlich, denn nur sehr kleine Theile des Landes eignen sich für den Anbau von Getreide. In den oberen Theilen des Landes bemerkt man dürftigen Graswuchs, der kaum zur Ernährung des kleinen Viehbestandes der Bauern ausreicht. In den südlichen Distrikten gedeihen gedeihen Wein, Tabak und alle Pflanzen des angrenzenden Katalonien wie des jenseits der Pyrenäen gelegenen Departements Ariège. Die Flora der Umgebung von Andorra la Vieja und San Julia ist völlig südländisch, und selbst bis auf die Wiesen der Hochgebirgsthäler ziehen sich Glockenblumen, Nelken, Thymian und zahlreiche andere Feldblumen. Rosen, Clematis, Geißbart, Mauerpfeffer, Flieder, Weißdorn, Brombeer-, Himbeersträuchern beleben die landschaftlichen Bilder des Südens und mildern etwas den im ganzen ungemein rauhen Charakter des Landes. Der Baumwuchs ist sehr ungleich. Im allgemeinen entbehren die Berge aller Bäume, und im Sommer alles Grüns, erscheinen völlig unfruchtbar und kahl; in den wärmeren Thälern von Ordino, San Julia, Andorra la Vieja dagegen treten Eichen verschiedener Art, Buchen, Fichten und andere dem Klima entsprechende Bäume in größerer Menge, zu zum Theil in Wäldern auf, die den Eingeborenen des Landes ansehnliche Einnahmen gewähren, Bauholz liefern, das nach der Provinz Lerida ausgeführt wird, und das Brennmaterial für den Winter und für die wenigen Schmiedewerkstätten hergeben, die sich innerhalb der Republik befinden.

Im übrigen bilden die Viehzucht, die Verpachtung der Weideplätze an katalonische Heerdenbesitzer und der Schmuggel die geringen Einnahmen der armen Bevölkerung. Von einer Industrie kann nicht sehr Rede sein, denn die einzigen spezifisch andorranischen gewerblichen Erzeugnisse sind gewöhnlich rohe Wollenstoffe, welche hie und da in ganz primitiver Weise hergestellt werden und kaum den Bedarf der Eingeborenen decken. Die geringe Masse von Getreide, welches in dem Lande selbst erzeugt wird, reicht für den Konsum der Bevölkerung nicht aus, und mit Frankreich sind daher Abmachungen getroffen, denen gemäß aus diesem Lande zollfreie Einfuhr des nöthigen Getreides erfolgt. Der Ueberschuß an Getreide darf andererseits, den Gesetzen des Landes zufolge, nicht exportirt werden, sondern wird für den Fall von Mißwachs aufgespeichert.

Was den Namen der Republik anbetrifft, so ist über die Etymologie desselben nichts sicheres festgestellt. Der gewöhnlichen Annahme zufolge wäre das Wort Andorra aus dem Arabischen Aldarra entstanden, welches einen baumreichen Ort bezeichnet. Eine andere etwas phantastische Erklärung ist im Lande selbst die gebräuchliche. Im Anschluß an die von Legenden völlig durchsetzte Geschichte der Entstehung der Republik wird nämlich berichtet, daß Ludwig der Fromme, der Sohn und langjährige Statthalter Karl's des Großen in der Spanischen Mark, dem Lande in folgender Weise seinen heutigen Namen gegeben habe. Ludwig hatte die mohammedanischen Gegner wieder einmal geschlagen und großentheils in den Schluchten der Nachbarschaft von Las Caldas und Andorra la Vieja vernichtet. Mit seinem Heere auf der Rückkehr begriffen, habe er nun in jener Gegend einen Berg bestiegen und das Schlachtfeld überblickt und er habe dabei jener Stelle aus der Bibel gedacht, in welchen des Ortes Endor, neben dem Berge Tabor, Erwähnung geschieht. Aus „Endor" soll dann Andorra entstanden sein; unmöglich wäre dies nicht, aber sehr wahrscheinlich klingt es auch nicht, obgleich ja eine nahe Verwandtschaft zwischen beiden Worten offenbar zu bemerken ist.

Bunte Bilder aus der südöstlichsten Ecke des europäischen Rußland.

Von **Alfred Christoph.**

(Fortsetzung.)

5. Fremde Völkerschaften und deren Kultus.

Beginnen wir mit den die Steppe an der westlichen Seite der Wolga bewohnenden **Kalmücken**.

Nach historischen Angaben hat die erste Einwanderung derselben nach Rußland aus Tibet uns Jahr 1660 versuchsweise und vorübergehend stattgefunden. Erst in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts faßten sie im Astrachanischen festen Fuß, und heute werden sie hier auf 140000 Seelen geschätzt.

Die Kalmücken sind ein Nomadenvolk, welches nur so lange am alten Orte stand hält, als es dort Futter für seine Pferde, Schafe und Hornvieh giebt. Ist die Gegend abgeweidet, dann gehts vorwärts!

Treten wir näher an sie heran! In der rauchgeschwärzten, spitzmützigen, runden Hütte („Kibitka" genannt) — welche bei den Wohlhabenderen mit Filzdecken beschlagen ist, bei den Aermeren jedoch nur mit Rohrgeflecht — hockt im Kreise ihrer unsauberen Kinderschaar die Kalmückenmutter. Sie unterhält das mitten in der Kibitka auf hartem Fußboden flackernde Feuer durch Zustecken von Brennmaterial. Dieses aber besteht in Hornvieh- oder Kameeldüngen, in welchen sie klein gehacktes Stroh gekuetet, und den sie dann in Form von breiten Kuchen gebracht und an der Sonne getrocknet hat. Ueber dem Feuer aber brodelt lustig im Kessel die duftende Suppe. Ob es eine Pferde- oder Rindfleisch-, Schafs- oder Ziegelmanssuppe ist, wissen wir nicht. Nur das wissen wir, daß es ein „gefallenes" Thier war, das hier abgekocht wird. Denn ein lebendiges zu tödten, ist nach buddhistischer Religionsanschauung schwere Sünde. Es könnte ja im Thiere vielleicht die Seele des verstorbenen Vaters oder Bruders stecken. Denn „der Buddhismus lehrt unter Anderem die Transmigrationstheorie, daß die Seelen der Sterblichen wandern beim Tode in mancherlei Vieh". Außer dem Fleisch gefallener Thiere bilden auch wildwachsende Körner und Wurzelpflanzen, ferner Kuh-

Digitized by Google

Stuten- und Schafsmilch — in den Wolgagegenden auch Fische — die Hauptnahrung der Kalmücken. Das Getreide zum Brot müssen sie sich kaufen, da sie als Nomadenvolk keinen Ackerbau treiben. Ihr vornehmliches Getränk ist der „Kumyß", d. i. gegohrene Stutenmilch, welches reichlicher genossen auch berauschend wirkt.

Eigenthümlich stark ausgeprägt ist bei den Kalmücken der Sinn für grelle, bunte Farben. Zu Kleidern für Alt und Jung wird am liebsten ein leuchtendes Roth oder Gelb gewählt, auch wohl Blau. Mit einem schwarzen Fellrande sind ihre Kleider fast immer besetzt. Die Kappe der ebenfalls mit breitem, langwolligem, schwarzem Fell verbrämten Mütze, von der der Kalmücke sich auch für den heißen Sommer nicht trennen mag, ist grün, mit goldenen und silbernen Streifen benäht. Nach seiner wie auch der übrigen Steppenvölker Ansicht hält eine dicke Kleidung nicht nur die Kälte, sondern ebenso gut auch die Wärme ab.

Die Gesichtszüge der Kalmücken lassen die mongolische Abstammung deutlich hervorleuchten: starke Backenknochen, breites plattes Gesicht, von welchem sich, bei meist kaum nennenswerthem Nasenrücken, die Nasenspitze erhebt, schräg nach oben geschlitzte kleine Augen, sehr dunkler Teint und struppiges schwarzes Haar. Eigenthümlich ist die auffallende Gleichheit all der unsichönen Kalmückengesichter unter einander. — Die Weiber tragen lange Haarflechten, die bis hinter die Ohren hinauf in ein Futteral genäht sind und nach vorn über die Schultern herabhängen. Den Kopfputz, der von rechtswegen auch am häuslichen Herd nicht abgenommen werden darf, bildet eine Fellmütze mit roth oder gelb betroddeltem Zipfel.

Die Religion der Kalmücken ist der Buddhismus. Die Armuth der Astrachanschen Kalmücken gestattet es ihnen jedoch nicht, ihren göttendienerischen Kultus in seiner ganzen Fülle hier in ihrem, eine Meile oberhalb der Stadt am rechten Wolgaufer belegenen „Kalmücken-Bazar" zur Geltung kommen zu lassen. So viel wir hier gesehen, wollen wir berichten.

Der „Churul" (Tempel der Kalmücken), aus Holz gebaut, sieht von außen gerade wie eine chinesische Pagode aus; im Inneren ist er durch eine Wand, an der mehrere große tibetanische Fahnen herabhängen, in zwei Theile geschieden: vorn in den Kultussaum, und dahinter in das sogenannte „Heilige" mit den Götzenfiguren.

Treten wir nun erst in den vorderen Gebetsraum zum göttendienstlichen Kultus ein, der — nebenbei gesagt — schon für einen Rubel Honorar jederzeit jedem Beliebigen bereitwilligst produziert wird! Nimmt derselbe doch nur geringe Zeit für sich in Anspruch, und die Priester sind meist bei der Hand.

Die Thüren des Churuls öffnen sich, und wir erblicken uns gerade gegenüber den „Bachtschä" (Oberpriester), angethan mit langem rothem Talar, auf einem Teppich sitzend, in jeder Hand einen Strick haltend, welcher mit seinem anderen Ende an einer cylindrerartigen „Gebetstrommel" befestigt ist. Zwischen dem Bachtschä und den beiden Gebetstrommeln sitzen die Unterpriester („Getjunks"), mit verschiedenen messingenen Klapperinstrumenten in den Händen. Auf der anderen Seite der Gebetstrommeln aber stützen sich auf Gestelle zwei zehn Fuß lange Trompeten. — Ist nun soweit Alles fertig, so nimmt die Ceremonie ihren Anfang. Die Getjunks beginnen zu klappern, die Trompeten ertönen und ein wahrhaft „heidnischer" Spektakel erfüllt den Raum. — Glauben die Priester, daß des großen Buddha's Aufmerksamkeit nun auf sie und ihren Churul gelenkt worden ist, so verstummt die Musik und der Bachtschä fängt an, mittelst der Stricke die beiden Gebetstrommeln sich um ihre Axe wirbeln zu lassen. Diese aber sind mit den verschiedensten Gebeten für alle möglichen Lebenslagen und in bunten Farben beschrieben, die nun in der raschesten Geschwindigkeit hinauf zu dem weisen, allmächtigen Buddha steigen. Diese Gebete kommen dem ganzen Volke und jeder einzelnen Seele zu gut; und da jeder Kalmücke sich dessen bewußt ist, daß kein Sterblicher so rasch und daher auch so erhörlich seine Gebete herzuleiern im Stande ist, wie sie die Gebetstrommeln abwirbeln, so bleibt er ruhig daheim bei seiner Hantierung, und jene arbeitet stellvertretend für ihn. Meint nun der Bachtschä, lange genug die Gebetstrommel in Schwingung erhalten zu haben, so hört er damit auf, und der ganze Kultus hat für diesmal sein Ende.

Wir treten aber noch durch eine der beiden Thüren in das Heilige ein. Da sehen wir mitten an der Wand die nicht große Figur des allweisen Buddha angebracht; zur Rechten und zur Linken Büsten von seiner Mutter und von anderen hervorragenden Heiligen. Unterhalb dieser zieren die Wände eine Menge von Götzenfiguren — einige sogar mit 100 Köpfen, 100 Armen und 100 Beinen — theils gute, theils böse Geister darstellend; in ihrer Mitte jedoch der gute Götze „Burchän". In den beiden Ecken des Heiligthums liegen auf niedrigen Säulen, mit Tüchern zugedeckt, die heiligen Schriften der buddhistischen Religionslehre. Im Vordergrunde des Heiligthums, welches außerdem noch mit einer Menge von Fahnen und Fähnchen, mit den wunderbarsten Götzenbildern bemalt, geschmückt ist, steht ein Tisch, mit kleinen Oellämpchen beleuchtet. Das ist der Opfertisch! Sieben mal sieben Opferschalen sind auf demselben aufgestellt, einige angefüllt mit Reis, Oel oder sonstigen Leckerbissen, andere zu Blumenvasen bestimmt; in andere wiederum ist Wasser gegossen. Eine der interessantesten Opferschalen ist die „Gabalä", in welcher sogar Blut als Opfergabe dargebracht wird. Die Gabalä selbst ist aber ein wirklicher Menschenschädel. Jedoch nicht jeder beliebige Schädel eignet sich zu solch heiligem Gefäß, sondern nur der eines vollkommen Tugendhaften Menschen, der nie etwas Böses gethan und anerkanntermaßen nie ein lebendiges Wesen, nicht einmal eine Fliege zwischen seinem Hauptpaar geschlagen hat. Weil aber ein solcher Tugendmensch auch unter den Kalmücken eine äußerst seltene Erscheinung ist, kann es auch nur sehr wenige solcher „echten" Gabalä's geben. Darum müssen sich all die kleineren Kalmücken-Medizinmännlein, die im Astrachanschen zerstreut liegenden — mit einer stellvertretenden silbernen Schale begnügen. — Isoliert von dem Opfertisch steht vor dem Götzenbilde des Burchän ein kleiner Tisch, der die „Mandal", d. h. eine metallene Schüssel mit der Abbildung der Welt — nach Kalmückenbegriffen — trägt. Daneben liegt ein blank polirter, messingener oder silberner Reifen, „Toli" genannt. Dieser Reifen Toli hält nun der Bachtschä mit der Linken vor den Götzen Burchän hin, und zwar so, daß sich dessen Antlitz darauf abspiegelt. Mit der Rechten gießt er Wasser darüber, welches jetzt wunderthätige Heilkräfte dadurch erhält, daß der Götze daselbe anblickt. Wer solch Wunderwasser nöthig hat, kann sichs holen — aber nicht ohne Spenden!

Zweier kalmückischer religiöser Gebräuche, welche Anklänge an Geschichte und Religion des alttestamentlichen Judenvolkes zu haben scheinen, möchten wir hier noch Erwähnung thun.

Das eine mal wird ein Schafbock an einem Galgen beim Churul gehenkt, um durch diese verächtliche Todtungsweise anzuzeigen, daß „alle Feindschaft und Verrath unter dem Volke der Kalmücken immer wieder von neuem verbannt werde", und ein fröhlicher Schmaus wird dabei abgehalten. Sollte diese Ceremonie nicht vielleicht

Digitized by Google

des perſiden Hamann's Erkenntung im Alten Testamente nachbilden? — Das andere mal dagegen wird eine Mutter-Ziege, auf einer kleinen, ſchwimmenden Brücke ſtehend, hinaus in die Wolga geſtoßen und einem langſamen, angſtvollen Tode preisgegeben. Vom Ufer aber wirft das Volk dem Thiere Geldmünzen nach. Wieder einſangen darf es kein Kalmücke! Dieſe zweite religiöſe Handlung wird ſtets am Jahreſchluß vorgenommen. — Werden wir aber hierbei nicht erinnert an das Hinausſtoßen des mit Israel's Sünden belaſteten Bockes in die Wüſte zum „Aſaſel", dem „Böſen" ? — War doch das Volk Israel unter alle Völker zerſtreut worden, wie ſollten heidniſche Nachbarvölker nicht manches abgeſehen und nach ihrer Art nachgemacht haben können?

Für den Dienſt am Churrul erhalten die Prieſter kein Gehalt. Sie leben nur von den Spenden, die entweder ſpeziell ihnen gebracht werden, oder die ſie von den Opfertiſchen im Namen der Götzen ſtellvertretend verzehren.

In hohem Anſehen ſtehen jedoch die Prieſter beim Volke, und dieſes Anſehen iſt es auch, welches ihnen ermöglicht, allzeit und von jedem Beliebigen als Opfergabe zu erpreſſen, weſſen ſie gerade bedürfen. Wenn z. B. ſolch ein Galjunk zu einem Kalmücken ſagt: „Dein Pferd wird dir Unglück bringen!, ſo überläßt ihm letzterer ſogleich ſein Pferd, um auf dieſe Weiſe dem Unglück noch rechtzeitig zu entrinnen. Oder es heißt: „In dieſem Sack Mehl ſtecken verderbliche Krankheiten"!, ſo rührt ein richtiger Kalmücke den Sack nicht mehr an; der Galjunk aber fährt ihn heim.

Eigenthümlich iſt die Sitte der Kalmücken, ihrem Alter ein Stückchen hinzuzufügen, und zwar vom Tage des Anfang. Sie rechnen nämlich ihre Lebensjahre nicht, wie wir, von dem Tage der Geburt an, ſondern von neun Monaten früher. Daher iſt dann ein Mädchen, wenn es mit 13 oder 14 Jahren in das Heirathsalter eingetreten, nach kalmückiſcher Altersberechnung gar nicht mehr ſo ſehr jung, namentlich im Vergleich zu den Perſerinnen, welche oft ſchon mit 12 Jahren in den Eheſtand treten.

Die Eheſchließung iſt bei den Kalmücken ein romantiſcher „Brautraub". Es ſprengt nämlich, begleitet von ein paar beherzten Geſellen, bei nächtlicher Weile über die Steppe der Freier heran. Ohne weitere Umſtände dringt er in die betreffende Kibitka ein, entreißt ſeine ſcheinbar ſchlummernde Braut ihrem Lager, hebt ſie — nach ſtets ſiegreich überſtandener Prügeiſcene mit den übrigen Kibitkabewohnern — vor ſich auf den Sattel, und fort geht es in ſauſendem Galopp! Die ganze Geſchichte war übrigens ſchon vorher abgekartet, mit Nacht und Stunde des romantiſchen Ueberfalls verabredet. Aber dennoch läßt es ſich der nunmehr ſeiner lieben Tochter beraubte Vater nicht nehmen, in ſcheinbar wilder Erregung dem Räuber am nächſten Morgen ins Haus zu rücken. Nachdem ſich hier eine kleine Scene in kalmückiſchen Kraftausdrücken und unbündigen Thätlichkeiten abgeſpielt, beſchwichtigt der Räuber ſeinen aufgebrachten Schwiegervater mit Ueberweiſung des üblichen Loſegeldes — und Alles iſt wieder gut!

Tritt Krankheit zum Tode, namentlich die natürlichen Pocken, an eines der Familienglieder heran, ſo verlaſſen Alt und Jung die Kibitka für immer; der Sterbende bleibt allein zurück und ſich überlaſſen. Die Kibitka, in der er gelebt, wird nun ſein Grab! Wollen jedoch die Ueberlebenden die für ſie ſelbſt unentbehrliche Behauſung dem Sterbenden nicht als Grabſtätte abtreten, ſo drehen ſie die Geſchichte um! Sie ſelbſt bleiben in der Kibitka, den Sterbenden aber bringen ſie weit weg in die Steppe und geben ihn daſelbſt ſeinem traurigen Schickſal anheim. „Wird er geſund", ſagen ſie, „ſo wird er ſchon ſelbſt zurückkommen." Die Gebetstrommel aber wirbelt ihre Gebete für den Unglücklichen hinaus zum großen Burchan. — Weniger unmenſchlich verfährt man mit den Bonzchinen und Fürſten! Dieſe werden nach dem Tode, auf einem Stuhle ſitzend, auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

Seitens der Staatsregierung iſt zwar das Anſehen der Kranken und das Unberührtlaſſen der Perſonen ſtrengſtens verboten; doch ſind die eben beſchriebene, Kalmücken-Praxis noch gar gern vollzogen werden.

Was die Tataren anlangt, die im Aſtrachaniſchen Gouvernement überwiegend vertreten ſind, ſo muß anerkannt werden, daß ſie ein arbeitliebendes und zuverläſſiges Volk ſind, welches man gern in den Dienſt nimmt, zumal da ihnen der Genuß von Spirituoſen ſchon durch ihre mohammedaniſche Religion unterſagt iſt. Von beſonders ſchönen Geſichtszügen ſind ſie nicht, weshalb wir ihnen auch die Unſitte nicht weiter verübeln, nach welcher die Weiber ihr Angeſicht auf öffentlicher Straße gewiſſenhaft zudecken. Dieſem Ceremoniell unterliegt ein Mädchen ſchon mit 12 oder 13 Jahren. Das iſt die Zeit, wann die Mutter ihrer Tochter die bis über die Knie herabhangende, lang bärmelte Kopfumhüllung zurecht macht. Nur zwiſchen den Mauern des elterlichen oder Dienſthauſes darf dieſer Mantel bei Seite gehängt werden, und das Mädchen oder Weib unverhüllten Angeſichts ſein. — Ein anderer wunderlicher Brauch iſt, daß ſich die Frauen möglichſt blaß ſchminken, mit tiefen Schatten um die Augen herum, wodurch ſie ſchon in jungen Jahren elend und abgelebt ausſehen. Das aber nennt der Tatar „ſchön". Das lange Haupthaar tragen die Tatarinnen in einen Zopf geflochten, der über den Rücken herabhängt und am Ende mit ſilbernen Geldmünzen geſchmückt iſt. An den Füßen tragen ſie bunt benähte Saffian-Schaftſtiefel und darüber kurze, farbige Klappgaloſchen, deren Abſatz möglichſt mitten unter dem Fuße ſitzen muß, um recht kleine, graziöſe Spuren im Sande zu hinterlaſſen und dem Schönheitsſinne ihres Volkes gerecht zu werden. Auch die Männer tragen ſtets Galoſchen über den Stiefeln, aber ſchwarze und von der Länge des Fußes. Dieſe Sitte, beſtändig Galoſchen anzuhaben, haben die Tataren offenbar aus ihrer Moſchee auf die Straße und in ihr Haus herübergenommen. Denn beim Eintritt in die Moſchee muß der Tatar die Fußbekleidung, in der er draußen einhergegangen iſt, ablegen, und um nicht barfuß ſein zu müſſen — denn barhaupt iſt er ja auch nie und nirgends — ſondern auch in der Moſchee Stiefel anhaben zu dürfen, ſo trägt er ein- für allemal Galoſchen auf der Straße. Das Hauptharr raſiren ſich die Männer ſtets glatt ab, und tragen auch ſelbſt im heißeſten Sommer noch unter ihrer warmen Fellmütze das bekannte, ausſchließende, bunte Tatarenkäppchen.

Der religiöſe Kultus der Tataren iſt höchſt einfach und ſchmucklos. Kirchenglocken, welche die Gemeinde zuſammenrufen könnten, kennt die mit dem Halbmonde geſchmückte Moſchee nicht. Statt ihrer thut ſolches mit lauter Stimme vom Thurme oder den Stufen der Moſchee rufend der „Mullah", der Prieſter. Still verſammeln ſich die Andachtigen, leiſe ziehen ſie die Galoſchen zwiſchen den Thüren aus; lautlos und ohne ſich auch nur einmal umzuſehen, halten ſie ihre ſtillen Gebete oder lauſchen, wie der weiß betuchrunte und betalarte Mullah mit halber Stimme kurze Abſchnitte aus dem Koran in Intervallen herſagt; und ebenſo lautlos verlaſſen ſie wieder ihre Gebetsverſammlungen. Solcher aber giebt es fünf am Tage: eine beim Aufgange und eine beim Niedergange des Mondes, und drei im Laufe des Tages, von denen jede gegen eine halbe Stunde dauert. Die Moſchee darf aber nur der Mann betreten. Es iſt der „Reine", der auch darum ein ſeliges Freudenleben im Himmel zu

Digitized by Google

erwarten hat. Das Weib aber ist „unrein“ und unheilig. Sie hat den Mann zur Sünde verführt, von ihr stammt alles Böse her. Ihr Fuß darf darum auch die Moschee nicht betreten, sie hat auch keine Hoffnung auf das Freudenleben nach dem Tode. Ihre Aufgabe geht nur darin auf, dem Manne hier auf Erden zu dienen und zu Willen zu sein; droben bedarf er ihrer aber nicht mehr, denn nach Lehre des Koran erwarten ihn droben ungleich schönere und nie alternde weibliche Wesen. Trauriges, hoffnungsloses Loos, das solch ein armes mohammedanisches Weib hat! Was Wunder, wenn sie hier auf Erden so fast einer Waare gleichgeschätzt wird! Für Lösegeld erstanden, kann sie mit Genehmigung und Sanktionirung des Mullah jederzeit wieder entlassen werden. Doch um ihr doch wenigstens einen geringen Schutz und Entschädigung für ihre Dienste beim Manne zu gewähren, hat der Mullah darauf zu sehen, daß ihr bisheriger Eheherr sie noch zum mindesten zwei Wochen würdiglich unterhält und dann in Ehren entläßt. Die so Entlassene muß dann wiederum ihrerseits wenigstens ein halbes Jahr in solch ledigem Stande verweilen, bevor sie sich abermals freien läßt.

Die Haupt-Feste des Tatarenvolkes sind die beiden Beyram-Feste. Das sind feine Fasten. In den Frühling fällt der kleine Beyram, eine Fastenzeit, in der sie sich, gleich den katholischen und griechischen Konfessionsgenossen, bestimmter Speisen zu enthalten haben. In dem Herbst dagegen feiern sie den großen Beyram, als Erinnerung an Isaak's Opferung durch Abraham. Doch ist hier zu bemerken, daß die Tataren nicht den Isaak geopfert werden lassen, sondern den Ismael, den Sohn der Hagar. Ist doch Ismael ihr Stammvater, also muß doch auch ihm die Opferung übertragen werden! An diesem Herbst-Beyram — dem großen — schlachtet nämlich jede Familie ein Schaf und vertheilt es den Armen und Elenden unter ihrem Volke. Dieses Fest hat somit den Charakter eines fröhlichen; da werden auch Lustbarkeiten und Spazierfahrten, namentlich für die Jugend, arrangirt; aber nichtsdestoweniger behält es seine Geltung als eines Fastenfestes; entzieht doch jede Familie sich und den Ihrigen den Braten, der den Armen verschenkt wird!

Ueber das Volk der Kirgisen können wir nur rasch hinweggehen, weil dasselbe sich mit Grund oder Ungrund in Unbekanntschaft eingehüllt erhält. Unseres Wissens erstirrt keine eingehendere Aufzeichnung über ihre Sitten und religiösen Gebräuche. Abgeschlossen für sich, führen die Kirgisen ein wildes Nomadenleben in der nach dem Ural hin belegenen, östlichen Steppe. Während die Tataren und Kalmücken doch Schulen und etwas Literatur besitzen, haben jene nichts von alledem aufzuweisen. Sie stehen noch auf einer ganz niedrigen Kulturstufe, oder eigentlich auf gar keiner! Wo darum irgend einmal ein Reisender oder die Briefpost in der Steppe überfallen worden ist, da sind es jedesmal Kirgisen gewesen, und die ihnen übergeordneten Staatsbeamten haben es sauer genug, diese Steppensöhne in geregelte Formen zu zwängen.

Wenden wir uns denn den Persern zu!

Obgleich ebenfalls mohammedanischen Glaubens, so herrscht dennoch eine gegenseitige Abneigung zwischen ihnen und den Tataren, die nicht allein in der Verschiedenheit der Nationalität und Lebensanschauung, sondern auch in der des religiösen Kultus begründet ist. Ihrem Bekenntnisse nach gehören die Perser der Sekte der Schiiten an, während die Tataren Sunniten sind. Bei beiden hat das Jahr bekanntlich nur 10 Monate; doch beginnen die Sunniten ihr neues Jahr fünf Monate früher als die Schiiten. — Die Schiiten (von Schiwa = Trennung) erkennen im Gegensatz zu den Sunniten die drei ersten Khalifen (Abu Bekr, Omer, Osman) nicht an, sondern erklären sie für Usurpatoren, und rechnen erst den vierten, den Ali, als den rechtmäßigen Nachfolger des großen Propheten Mohammed, seines Schwiegervaters.

Etwas ungemein Rohes haben ihre — seit Jahren schon von der Staatsregierung für Rußland verbotenen — religiösen Aufzüge am „Muharrem-Aschúra-Feste“ (oder auf vulgär-persisch hier „Tschuksé-Buksé“ genannt), dem Feste der Erinnerung an die grausame Ermordung des Ali mit seiner Familie. Mit lautem Geschrei und Getöse waren sie früher die Straßen auf und ab gezogen — in ihrer Mitte ein als Ali's jüngste Großtochter in Weiß gekleideter, mit Blut besprengter Knabe, auf weißem, ebenfalls mit Blut besprengtem Rosse sitzend, das Sattelzeug mit Pfeilen durchspickt — und hatten unter Anrufung des Ali mit gezücktem Dolch auf ihre kahl rasirten Köpfe losgeschlagen, so daß manche warme Blutspur ihren Weg kennzeichnete; und gar mancher, enthusiastischer Asket hatte noch lange nachher an den Folgen seiner Selbstverwundung zu leiden, wenn er ihnen nicht gar vollends erlag. Daß es dabei auch gelegentlich zu unliebsamen Excessen gegen das sie begleitende Gassenpublikum gekommen war, können wir gern glauben. Daher denn auch das staatliche Verbot! Aber der Perser möchte solch heilige Ceremonie nicht so gleich gänzlich aufgeben. Galt es doch ein verdienstliches Nachleiden und Nachfühlen der Todesmarter des großen Ali und seiner Familie! Von der Oeffentlichkeit aber und vor den Augen Unberufener haben sich diese blutigen Aufzüge allerdings für Cis-Kaukasien ein- für allemal zurückgezogen, und kommen in der ursprünglichen Ostentation erst wieder in Trans-Kaukasien und Persien vor. Einigermaßen öffentlich, weil in der Moschee zur Darstellung gebracht, finden die das oberwähnte Schlußfest einleitenden Selbstgeißelungen statt. Hell strahlt die Moschee im Lichterglanz. Ein wahres Lichtmeer erblicken wir in der altarähnlichen, gewölbten, tiefen und ringsum mit Spiegeln belegten Nische, vor welcher zwei mächtige Becken stehen, angefüllt mit „Tscherbet“, einer Art Zuckerwasser, welches von Zeit zu Zeit den sich Geißelnden gereicht wird. An der Langseite in der Moschee sind zu beiden Seiten einer kanzelähnlichen Tribüne auf hohen Stangen die blutigen Hände des erwordeten Ali aufgesteckt, und darunter kauert ein weißgekleideter Knabe, der mit herzzerreißend laut jammernder Stimme die Beschreibung der Marter des Ali vorliest und die asketischen älteren Stammesbrüder in ihrem Fanatismus anzufeuern hat. Diese aber sitzen oder drehen sich, einander mit der linken Hand am Gürtel haltend, langsam im Kreise herum — in ihrer Mitte ein fanatisirender Recitator — und schlagen sich, unter Anrufung des Ali, mit der Rechten auf die entblößte linke Brust, so daß es oft weithin auf die Straße hörbar ist. Ohne Blutströmen geht es auch hier nicht ab. Die vornehmen und reicheren Perser jedoch sitzen auf ihren Teppichen an den Wänden entlang, schmauchen bei einer Tasse Thee ihren Teheran-Tabak und schauen der Selbstgeißelung ihrer Untergebenen oder Miethlinge zu. — Die Priesterkleidung der Mullehs ist ein langer, weißer Talar und Turban. Nur solche Mullehs erhalten das Recht, einen grünen Turban zu tragen, welche nach Mekka gewallfahrtet und an heiligen Grabe des Mohammed gebetet haben.

Mag der Perser nun Mulleh sein oder nicht — sein Haupthaar rasirt er sich stets ab; der kurz gehaltene Bart aber wird, gleich den Fingernägeln, gern roth gefärbt.

In den häuslichen Verhältnissen nimmt die Frau des Persers, nach orientalischer Usitte, die entwürdigte Stellung einer Sklavin ein. Ist schon mit 12 und 13 Jahren ver-

Digitized by Google

heirathet, hat sie streng das Haus zu hüten, und außerhalb desselben läßt sich nicht leicht eine Persterfrau blicken. Ihre Wohnungen suchen sie sich dafür so hübsch und gemüthlich wie möglich einzurichten. Gestatten es die Räumlichkeiten und die pecuniären Verhältnisse, so baut der Perser — wenigstens der wohlwollendere — seiner Frau ein verdecktes Weiber- oder Blumenhaus an die Wohnung an, in welchem sie sich ergehen und in ihr einsames Schicksal leichter ergeben kann. Er selbst aber geht seinem Berufe nach; und dieser ist am häufigsten das Schachern, welches außer dem Perser nur noch der Jude mit so vollkommener Routine zu betreiben versteht.

(Schluß folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Das Unglück der Engländer Donkin und Fox am Koschtan-tau.

In der ersten Hälfte des Augustmonats a. St. waren die Engländer Donkin und Fox mit den schweizerischen Alpenführern Streich und Fischer und dem Ueberseher Rieger, wie es scheint, über den Tschal-Paß [1]), aus Siwanetien in nördlicher Richtung, am Rdyr-ßü hinab, in die Genossenschaft Urusbiï gegangen. Von hier aus begaben sie sich um einige nordöstliche Anstände der Kankasuskette herum zur Erforschung des Dych-tau und Koschtan-tau. Wie die anderen Kulminationspunkte des Kankasus — der Elbrus und Kasbek — liegen auch diese beiden Bergriesen nicht in der Hauptkette selbst, sondern erheben sich in einem östlichen Ausläufer derselben: der Dych-tau [2]) in 43° 3′ 19″ nördl. Br. und 60° 47′ 24″ 8 östl. L. bis zu 16925′ und der Koschtan-tau in 43° 3′ 12″ 9 n. Br. und 60° 52′ 54″ 5 östl. L. bis zu 17091′ ü. d. M. Aus dem Gau Besengi, dessen Hauptort Tubenel 5163′ ü. M. in zwei deutschen Meilen Luftlinie in NNO vom Gipfel des Koschtan-tau gelegen ist, beabsichtigten die kühnen Alpenforscher über diesen Berg hinüber sich zum Wachtposten Uschtula, der am Dych-ßü, einem der Quellflüsse des den Balkar-Gau durchfurchenden Tscherek-Flusses, den Weg nach Siwanetien, an die Zchenis-kali-Quellen sowohl wie an die Rion-Quellen in der Ratscha beaufsichtigt, zu begehen. Von dort aus planten sie, wie es heißt, bis zum Dorfe Gebi am Rion, 4539′ ü. M., hinabzusteigen, um von dort über einen neuen Gletscher-Paß in den Balkar-Gau zurückzukehren. Am 13./25. August nun sandten sie aus Besengi ihren Ueberseher Rieger mit ihrem Gepäck in den Gau Balkar, ein zunächst vor ihnen befindliches Dorf Straschki, zwei deutsche Meilen ostsüdöstlich von Besengi. Sie selber aber nahmen den besengier Tataren Beaslan Botajew mit einem Saumpferde an und begaben sich südwärts am Flusse Dumala, einem rechten Nebenflusse des Urwan, hinauf in das Thal Uiaüß. Nachdem sie hier 12 Werst zurückgelegt hatten, schlugen sie ihre Zelte auf und ließen sich zur Nacht nieder.

Am 14./26. August, nur ihr Gepäck und den Führer Botajew im Zelte zurücklassend, begaben sie sich zu Fuße zum Berge Koschtan-tau und kehrten zum Zelte schon wieder am Morgen des 16./28. August zurück. Diesen und den folgenden Tag widmeten die Reisenden der Ruhe, am 17./29. Abends aber begannen sie sich auf den Weg zu rüsten. Drei Stunden vor Sonnenaufgang brachen sie um 18./30. ihr Zelt ab, packten ihre Sachen ein und dem Botajew einen Brief einhändigend, befahlen sie ihm, mit ihrem Gepäcke sich geradenwegs in den Balkar-Gau zum Uebersetzer Rieger zu begeben; selbst aber gingen sie mit angezündeten Laternen wieder auf den Koschtan-tau zu. Es war dieses der letzte Augenblick, an dem die unglücklichen Reisenden von Leuten gesehen worden sind.

Um in wenigen Worten die Bevölkerungsverhältnisse dieser Gegend zu skizziren, wollen wir daran erinnern, daß zwischen dem Elbrus-Paßsystem, am Südabhange der Kaukasus-Hauptkette, an den Quellbächen des Jugur und Zchenis-zkali die Siwaneten hausen, die weiter östlich, an den Rion-Quellen in der Ratscha, den ihnen stammverwandten Grusiern Platz machen, während am Nordabhange der Hauptkette, zwischen den tatarischen Katarschaiern im Westen und den ossetischen Digoriern im Osten, in den Gebirgsgauen über der Kabarda tatarische Stämme wohnen, die mit den Karatschaiern, vielleicht auch mit den Krym-Tataren dieselbe Sprache reden, vor vielen Jahrhunderten aus den nordischen Ebenen ins Gebirge hineingedrängt, den Platz der hier in den Gräbern nachgewiesenen alten ossetischen Bevölkerung einnahmen. Es sind dieses die Genossenschaften Urusbiï (über 2000 Seelen stark), Tschebrom (gegen 4000), Besengi (an die 10000), Chulam (15000) und Balkar (etwa 4500 Seelen [1]).

Botajew überbrachte am 18./30. August dem Ueberseher Rieger im Balkaren-Dorfe Straschki Gepäck und Brief in bester Ordnung. Rieger war beauftragt, von Botajew die Sachen in Empfang zu nehmen, mit ihm abzurechnen, dann in den Wachtposten Uschtula Brod und Tabak zu schicken und nach fünf Tagen Pferde zu miethen und sich selber dahin zu begeben. Die Engländer rechneten nämlich in sechs Tagen den Weg über den Koschtan-tau bis zum Dorfe Gebi in der Ratscha zurückzulegen und von dort über Uschtula in die Balkarische Genossenschaft heimzukehren. Rieger aber, annehmend, daß sie dorthin auf ihrem Marsche nach der Ratscha angehen würden, sandte, ohne den bestimmten Termin abzuwarten, dorthin Brot, Tabak und einen Brief, in welchem er bei Professor Donkin anfragte, ob er gestatten wolle, Pferde zu sieben Rubel zu miethen, da dieser Preis dem Rieger zu hoch vorkäme.

Der Abgesandte kehrte aus Uschtula zurück und meldete, daß er die Reisenden im Wachthause nicht angetroffen, aber den Packen und Brief bei den Wächtern abgegeben hätte. Daraufhin blieb nun Rieger in Straschki und erwartete dort fast einen Monat lang ruhig die Antwort auf seinen Brief oder die Rückkehr der Reisenden, ohne jemandem von der Möglichkeit eines Unfalls, der die Herren verhindert haben könnte, zur rechten Zeit an den verabredeten Punkt zurückzukehren, Bericht zu erstatten.

Erst am 12./24. September begab sich auf den Rath des Leiters einer militärisch-topographischen Abtheilung — des Herrn Shukowski sen. — der Ueberseher Rieger nach Straschki und

[1]) An Wahrheit ist dieser Paß nördlich vom Iwanetischen Gau Mulach, somit viel weiter östlich gelegen, als auf der Fünf-Werst-Karte angegeben ist.

[2]) Die Namen dieser beiden Berge sind verwechselt: der Dych-tau liegt westlich vom Koschtan-tau.

[1]) Das zur Richtigstellung des von Bämbery (Das Türkenvolk, Leipzig 1885, S. 666) an mir gesehenen Fehlers, wobei aber Balkar und nicht Balar zu lesen ist.

Digitized by Google

berichtete über seine Befürchtungen in der Naltschikschen Bezirksverwaltung. Infolge seiner Meldung verfügte die Bezirksverwaltung am selben Tage das Aufstellen der sorgfältigsten Nachforschungen nach den verschwundenen Reisenden. Rieger ritt mit dem zufällig nach Naltschik gekommenen englischen Touristen Herrn Phillips Wollen am 14./26. September von hier aus, und beide überbrachten an den Tau-bij (Edelmann, vormaliger Feudalherr, jetzt eine Art von Dorfschulze) der Belengi-Genossenschaft, Sinschnew, die Ordre der Bezirksverwaltung, in deren Folge er mit Wollen, dem Topographen Shukow jun. und acht erfahrenen Eingeborenen und sechs Kosaken am 15./27. September sich an die Nachforschungen machte. Sie nahmen dieselbe Richtung wie die Reisenden, d. h. vom Dorfe Belengi südwärts, längs dem Flusse Tumalo, auf den Gletscher Ulauß zu. Nachdem die Partie in dieser Richtung 12 Werst zurückgelegt hatte, machte sie zum Nachtlager Halt. Den 16./28. und 17./29. September über stellte sie sorgfältige Nachforschungen an, in deren Folge übrigens bloß der Abdruck eines Stiefels entdeckt wurde — weiter keinerlei Spuren! Am 17./29. September kehrten Wollen und Shukow nach Belengi zurück, während Sinschnew mit den Eingeborenen noch einen Tag auf dem Gletscher blieb und nach erfolglosen Nachforschungen am 18./30. in dasselbe Dorf heimkehrte. Am selben Tage begaben sich die Bergbewohner Elenbiew, Muchai Nachajew und Geri Nachajew über den Gletscher des Koschtan-tau zum Wachtposten von Uschtula, um zu erfahren, ob nicht irgend jemand daselbst die etwa vorbeigekommenen Reisenden gesehen hätte. Auf dem Wege begegneten die Tataren Herrn Phillips Wollen und kehrten auf dessen Aufforderung, nachdem sie auf dem Gletscher des Koschtan-tau die Nacht zugebracht hatten, am 19. September/1. October nach Belengi zurück.

Am 20. September/2. October begab sich der Dorfälteste Sinschnew mit 19 Leuten aus Belengi wieder auf den Koschtan-tau. Dieser mal stießen die Bergbewohner auf Spuren in der Gestalt von unbedeutenden, ins Eis eingebauenen Vertiefungen. Diese Spuren führten über Spalten des Gletschers an so gefährlichen Stellen hinüber, daß die Tataren nicht wagten, ihnen zu folgen, sondern sie umgingen. Solchermaßen erreichten sie die Höhe des Koschtan-tau, wo anfangs noch Spuren sichtbar waren, die aber weiterhin verschwanden, da der Abfall des Koschtan-tau gegen den Gau von Balkar mit kleinen, bei der geringsten Bewegung abrutschenden Steinen bedeckt ist. Auf Befehl des Chefs der dritten Abtheilung des Naltschiker Bezirks — Obrist-Lieutenant Lowen — wurden, außer den Leuten von Belengi und Uschtan, zu Nachsuchungen nach den verschwundenen Reisenden 100 Mann Balkaren ausgesandt, die in Partien getheilt, Nachforschungen in Uschtula und den Thälern des Koschtan-tau anstellten. Solcherweise dauerten die am 14./26. September begonnenen Nachforschungen ohne Unterlaß bis zu den ersten Tagen Oktober a. St. (Mitte des Monats n. St.); hatten aber keinerlei Erfolg.

Vom 14. bis zum 21. August a. St. — d. h. gerade zu der Zeit, als die Reisenden ihren Uebergang über die Gletscher ausführen mußten — war das Wetter im Gebirge ihnen im höchsten Grade ungünstig. So findet man im Tagebuche des Militär-Topographen Shukow jun., der damals Aufnahmen unfern des Koschtan-tau — 20 Werst oder etwa drei deutsche Meilen von dessen Spitze — anstellte, folgende Aufzeichnungen: „am 14./26. August Gewitter mit Regen (im Gebirge Schnee); am 15. und 16. (27. und 28.) den ganzen Tag starker Nebel (im Gebirge dunkel); am 17./29. morgens Nebel (im Gebirge dunkel); am 18./30. bis ein Uhr am Tage heiter, dann begann der Nebel; am 19./1. Oktober von morgens an heiter, von 11 Uhr an Nebel (im Gebirge dunkel); am 20./2. Oktober — von 11 Uhr an starker Nebel (im Gebirge dunkel)". Bei solchem Wetter konnten, nach der Bemerkung des die Nachforschungen leitenden Obristen Lowen, selbst völlig der Gegend kundige Leute nicht mit Erfolg den Uebergang über die Gletscher ausführen; die Engländer aber begaben sich auf diesen gefahrvollen Weg ohne eingeborene Führer und konnten bei dichtem Nebel leicht in eine Gletscherspalte gerathen oder von einer Felswand abstürzen. Bis zum 1./13. September gab es noch eine Möglichkeit, die Reisenden lebend oder todt aufzufinden, da es bis dahin noch keinen tiefen Schnee im Gebirge gab. Der Ueberseher Rieger berichtete aber der Bezirksverwaltung über das Unglück bloß am 13./25. September, als im Gebirge schon mehrmals Schnee gefallen war. Daher dürften denn bis zum Juli kommenden Jahres die Nachforschungen nach den verschwundenen Reisenden keinerlei Erfolg erwarten lassen.

Nach den Nachrichten der „Terek-Zeitung" mitgetheilt von

R. v. Seidlitz.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Pjewzoff'sche Expedition nach Tibet soll Ende Februar von Petersburg aufbrechen. Außer den Herren Roborowski und Koslow wird sich derselben auch der bekannte Geologe J. Boghanowitsch anschließen.

— Im chinesischen Eisenbahnbau ist ein kleiner, aber bemerkenswerther Schritt vorwärts geschehen, indem die kaiserliche Regierung verordnet hat, die Bahn, welche den Steinkohlendistrikt von Kaiping mit Tientsin verbindet, bis Tung-tschou, nahe bei Peking, weiter zu führen (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 305 ff. und Bd. 54, S. 271).

Afrika.

— Dr. Henrici ist im Auftrage der Deutschen Togo-Gesellschaft wieder nach dem Togo-Gebiete abgereist, um daselbst die für zweckmäßig erachteten Kultivations-Arbeiten in Angriff zu nehmen. Er führt außer zahlreichen Geräthen auch ein komplettes Haus mit, welches den Angestellten der Gesellschaft als Wohnung dienen soll. Von den Eingeborenen, die Dr. Henrici im November v. J. nach Berlin gebracht hatte, und die sich daselbst als sehr bildungsfähig bewiesen haben sollen, nahm er zwei wieder mit in ihre Heimath zurück.

— Während über Emin Pascha noch immer die widersprechendsten Nachrichten gäng und gäbe sind, und die Angabe von seiner Gefangennahme durch die Mahdisten um nichts glaubwürdiger geworden ist, so hat ein englischer Knudschafter am 17. Januar d. J. aus Khartum einen Brief von Slatin-Bey nach Suakin gebracht, in welchem berichtet wird, daß Lupton-Pascha im Mai n. J. gestorben sei; die übrigen europäischen Gefangenen des Mahdi sollen dagegen gesund sein. Das Gerücht von dem Falle der Aequatorialprovinz bestand in Khartum, von Emin-Pascha war daselbst aber nichts bekannt.

Digitized by Google

— Der von Stanley an Tippoo Tib gerichtete Brief, dessen Original sich gegenwärtig in den Händen des Königs der Belgier befinden soll und das für echt gehalten wird, lautet den Zeitungsberichten zufolge:

Boma de Banalya (Muremia), 17. August 1888.

An den Scheikh Achmed Ben Mohamet von seinem guten Kameraden Henry M. Stanley.

„Ich sende Dir viele Grüße. Ich hoffe, daß Du, gleich wie ich, guter Gesundheit Dich erfreust und überhaupt seit meinem Weggang vom Kongo gesund gewesen bist. Ich habe Dir viele Neuigkeiten zu erzählen und hoffe in kurzem bei Dir zu sein.

Mit 130 Wangwana-Leuten, 3 Soldaten und 66 Unterthanen Emin's bin ich heute früh angekommen. Heute sind es 82 Tage, seit wir Emin am Nyanza See verlassen haben, und auf der ganzen Reise haben wir nur drei Mann verloren. Zwei sind ertrunken, der dritte ist davongelaufen.

Ich habe die Weißen gefunden, welche ich suchte. Emin Pascha befindet sich vorzüglich wohl, desgleichen Casati.

Emin-Pascha besitzt Elfenbein im Ueberfluß, Viehherden nach Tausenden von Köpfen, Ziegen, Geflügel und Vorräthe aller Art. Er ist ein guter, liebenswürdiger Mensch. Allen unseren weißen wie schwarzen Männern machte er zahlreiche Geschenke. Seine Freigebigkeit hätte nicht größer sein können, als sie war. Seine Soldaten haben unsere Schwarzen wahrhaft verpflegt, daß sie so weit gekommen seien, um den Weg zu bahnen, und viele von ihnen wollten sich uns sofort anschließen und das Land verlassen, aber ich habe sie gebeten, einige Monate zu warten, bis ich von Pambunga zurückgekommen, wo ich die dort zurückgelassenen Leute und Waaren holen will. Sie haben zu Gott gebetet, daß er mir die erforderliche Kraft schenke, mein Unternehmen zu Ende zu führen. Gott wolle, daß ihr Gebet Erhörung finde.

Nun sage mir, mein Freund, was willst Du thun?

Wir haben den Weg zweimal gemacht, wir wissen, wo er gut und wo er schlecht ist. Wir wissen, wo es Nahrungsmittel im Ueberfluß giebt und wo Mangel daran ist und wo sich geeignete Lagerplätze befinden.

Ungeduldig warte ich auf Nachrichten von Dir. Wenn Du mich begleiten willst, ist es gut, wenn nicht, ist es auch gut. Ich überlasse Dir das. Hier werde ich etwa zehn Tage bleiben, dann langsam weiterziehen. Ich werde bis Nichung gegen eine große Insel zu einschlagen, welche zwei Wegstunden von hier entfernt ist. Jenseit dieser Insel werde ich einen Lagerplatz und Lebensmittel im Ueberfluß für meine Leute finden. Was Du mir auch zu sagen haben wirst, ich werde dasselbe wie immer mit dem größten Vergnügen entgegennehmen.

Wenn Du kommen willst, dann komme rasch, denn ich breche in elf Tagen auf, und zwar des Morgens.

Alle meine Weißen sind gesund, aber ich habe sie alle zurückgelassen, nur mein Diener William begleitet mich.

Stanley."

Das von Tippoo Tib nach Brüssel gesandte Original des vorstehenden Briefes soll als echt befunden worden sein. Der Inhalt bestätigt lediglich die vor vier Wochen gekommenen Berichte. Auch ihn befänden aber natürlich die Zweifel und Sorgen um das Schicksal Stanley's und Emin's fort, da ja die Katastrophe von Lado bekanntlich im Oktober erfolgt sein soll.

Südamerika.

— J. Chaffanjon ist im Begriffe, eine neue Forschungsreise nach Südamerika zu unternehmen. Er gedenkt die Halbinsel von Maracaibo zu besuchen und die ethnologischen Verhältnisse der dortigen Indianer aufzuklären, sowohl was die gegenwärtig daselbst lebenden Stämme als auch was eine ältere ausgestorbene Bevölkerungsschicht, die einst daselbst gehaust haben soll, angeht. Ueber seine Orinoko-Reise werden wir demnächst ausführlicher berichten.

Australien und Polynesien.

— Ueber die H. Zöller'sche Expedition im Innern von Neuguinea verlautet jetzt Näheres. Der Reisende brach demnach mit 26 bewaffneten Begleitern und etwa 70 Trägern von Konstantinhafen in das Innere auf. In den Dörfern wurde er freundlich aufgenommen. Der Eingeborene, der als Führer angenommen war, betrog aber die Expedition, und führte sie kreuz und quer, statt sie ins Innere bringen zu lassen. Mittlerweile begannen die Träger zu desertiren, so daß Zöller beschloß, ohne die Hülfe der Eingeborenen fertig zu werden. Die lange Dürre ermöglichte es der Expedition, die Flußbetten entlang zu marschiren. 30 Tage dauerte es aber, bis eine enge Schlucht passirt war, worauf sich eine hügelige, wellenförmige, dicht bevölkerte Gegend dem Blicke öffnete. Nachdem der Zug die erste Erhebung der Finsterre-Kette überschritten hatte, kam er in Berührung mit Stämmen, denen Weiße allem Anschein nach völlig unbekannt waren. Diese Wilden waren kräftig gebaute Leute. Alle Bemühungen, mit ihnen in freundschaftliche Beziehungen zu treten, erwiderten sie mit Pfeilschüssen, doch waren sie wohl weniger feindlich gesinnt als furchtsam. Noch in einer Höhe von 4200 Fuß begegnete man Eingeborenen. Darauf ging es in Eilmärschen den Spitzen der Finsterre-Kette zu. Häufig wurde neun Stunden des Tages marschirt, bis eine 9000 Fuß hohe Bergspitze bestiegen war. Hätte die Expedition nur noch sechs Säcke Reis gehabt, so hätte sie auch den 1000 Fuß höheren Mount Gladstone erklimmen können. Während der zwei letzten Tage des Aufstieges litt der Zug sehr an Wassermangel. Eine prächtige Aussicht bot sich auf einem riesigen Bergagipfel der Bismarck-Kette, welche sich über den halben Horizont auszudehnen schien. Von einem Punkte nahe der Astrolabe-Bai sah die Expedition zwischen den Finsterre- und Bismarck-Gebirge eine andere noch nie von Weißen erblickte, 10000 Fuß hohe Bergkette, welche jedoch nicht so hoch ist als die Bismarck-Kette. Die entdeckte Kette erhielt nach dem deutschen Landeshauptmann von Neu-Guinea den Namen Krätke-Kette. In der in einer Höhe von 8400 Fuß verbrachten Nacht sank das Thermometer auf 10 Grad Celsius. Die Expedition legte im ganzen auf dem Hin- und Rückmarsch 230 km zurück. Erst am letzten Tage machte sich Fieber unter den Europäern bemerkbar. Alle Mitglieder des Zuges wurden verletzt, indem sie von Felsen fielen. Sechs Eingeborene litten stark an Fieber und an erhaltenen Wunden. Die geologische Natur der Finsterre-Kette ist meistens alt-vulkanisch. An der Küste zeigt sich aber auch Kalk- und Sandstein. An einigen Stellen wurden Fossilien gefunden. Das Land ähnelt sehr den gebirgigen Gegenden Javas. Die Expedition dauerte einen Monat.

Inhalt: H. Seidel: H. Wißmann's Kassai-Expedition. (Mit vier Abbildungen.) — Dr. G. Tiercks: Ein Ausflug nach Andorra. I. (Mit zwei Abbildungen.) — Alfred Christoph: Bunte Bilder aus der südöstlichsten Ecke des europäischen Rußland. (Fortsetzung.) — Kürzere Mittheilungen: Das Unglück der Engländer Donkin und Fox am Kolchlan-lau. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Südamerika. — Australien und Polynesien. (Schluß der Redaktion am 2. Februar 1889.)

Hierzu eine Beilage der Herder'schen Verlagshandlung, Freiburg i. Breisg.

Redakteur: Dr. G. Tiercks in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

H. Wißmann's Kassai-Expedition.

Von H. Seidel.

(Schluß. Mit drei Abbildungen.)

Kalamba hatte seine Theilnahme an dem gefahrvollen Unternehmen schon bald nach Wißmann's Eintreffen in Mukenge feierlichst zugesagt und daraufhin mit seinen Freunden „Kischila“ getrunken, welche Ceremonie bei den Hanf rauchenden Balubа die sonst in Afrika übliche Bundesverbrüderung ersetzt. In großer Versammlung war eine halbe Flasche Cognak erwärmt worden; als das „Feuerwasser“ kochte, streute Kalamba's Schwester — Sangulo-Meta — kraft ihrer Würde als Oberpriesterin des Niamba-Kultus, eigenhändig etliche Hanfkörner in den Cognak, von welchem nun jeder der Weißen und die anwesenden höchsten Häuptlinge tranken. Kalamba's Schicksal war dadurch an das der Expedition geknüpft, sowie umgekehrt die deutschen Offiziere die Pflicht hatten, ihrem Hanfbruder Kalamba in Krieg und Frieden, wenn es die Sachlage gebot, nach Kräften beizustehen. Ein solcher Fall trat ein, als der mächtige, nach Unabhängigkeit lüsterne Häuptling Katende, einige Tagemärsche südwärts von der Hauptstadt ansässig, seinem Oberherrn Tribut und Gehorsam verweigerte, womit natürlich der Krieg erklärt war. Durch die Bemühungen der Weißen, die unnützes Blutvergießen scheuten, lief der Feldzug schnell und für Kalamba glücklich ab, ohne daß es zu den schändlichen Greuelthaten kam, welche in der Regel von den Siegern an den Ueberwundenen verübt werden. Der gefangene Katende mußte seine sämmtlichen wunderkräftigen Fetische — darunter die uralte Reichsinsignie Difuma dia Ditonga (S. Abbildung 1) — ausliefern, und sein Kopf wurde Dr. Wolf zugesprochen, von dem Kalamba wußte, daß er Schädel sammelte. Indeß retteten die Offiziere dem Bedrohten das Leben und nahmen ihn als „Staatsgefangenen“ mit nach Lukuaburg, wo er sich bald wohl fühlte und viel von der Geschichte seines Landes erzählte.

Jetzt war die Reihe an Kalamba, seinen Pflichttheil der „Kischila“ zu erfüllen, d. h. mit einer auserwählten Kriegerschaar zu Wißmann zu stoßen und sich auf den im April und Mai bei Tschichwo am Lukua erbauten 16 Kanus einzuschiffen. In übergroßer Zahl drängten sich die Reiselustigen am Kanu-Bauplatz zusammen; selbst nach der Auslese, die Kalamba unter seinen Getreuen vornahm, blieb die Menge noch immer zu stark, so daß Wißmann sich zu einer zweiten Verkleinerung des schwarzen Trosses gezwungen sah.

Endlich, am 28. Mai, vormittags um 9 Uhr, ließ er das Zeichen zum Aufbruch geben. Unter Hörnerschall und Trommelwirbel stieß die kleine Flotte, begleitet von den Wünschen und Rufen der Zurückbleibenden, vom heimischen Gestade ab, und frohen Muthes schwammen Führer und Volk der unbekannten Ferne entgegen. Hauptmann Wißmann in dem Stahlboot „Paul Pogge“ fuhr an der Spitze; Dr. Wolf, v. François und H. Müller befehligten jeder ein großes, mit 14 bis 18 Kriegern bemanntes Boot und hatten für die Sicherheit der Flotille gegen feindliche Ueberfälle zu sorgen. Büchsenmacher Schneider und der Dolmetscher Kunja beherbergten in ihren mächtigen Fahrzeugen die Hauptsumme der Tauschwaren und Lebensmittel, dazu auch eine Anzahl Schafe und Ziegen. Kalamba, Tschinganze und die übrigen Häuptlinge führten ebenfalls nach ihrem Rangverhältniß größere oder kleinere Kanus.

Digitized by Google

Die Ansichten der Expeditionsmitglieder über das Wohin? der Reise gingen ziemlich weit aus einander. Nur so viel stand jetzt schon bei Allen fest, daß der Kassai unmöglich mit dem Ikelemba Stanley's identisch sein könne. Der Lulua hatte am Kanubauplatz etwa 400 m Seehöhe; für den Kongo waren am Stanley Pool 283, bei Nsangwe 617 m verzeichnet, was für die Ikelembamündung ungefähr 394 m Höhenlage ergab. Der Kassai mußte also nothwendig einen westlichen Lauf nehmen, was bei einigen der Herren die Befürchtung erzeugte, möglicherweise mit ihren armseligen Schiffen auf die breite Fläche des Leopold-Sees verschlagen zu werden. Um die Ungewißheit noch zu erhöhen, sprachen die Erkundigungen Dr. Wolf's von der Vereinigung des Sankuru mit dem Kassai ganz entgegen den Angaben der Stanley'schen Karten, wonach ein Sankuru als selbständiger Tributär dem Kongo zugehen sollte.

So von Zweifeln erfüllt über die Gestaltung der Zukunft schossen die Reisenden mit der starken Strömung Meile um Meile auf dem Lulua hinab. Schon am ersten Tage ereigneten sich beim Passiren einer Schnelle mancherlei Störungen, die zum Glück ohne Verlust an Menschenleben abliefen. Desto trauriger endete bald darauf die Fahrt über die Steinbarren kurz vor der Mündung des Lubo, wo drei hinter einander liegende Felsriffe den Fluß sperren und seine Schiffbarkeit — namentlich bei Niedrigwasser — selbst stromab mißlich unterbrechen. Der Versuch, die gefahrvolle Stelle zu nehmen, hatte den Untergang eines Kanus, sowie den Tod des Häuptlings Ndemba und zweier Leute zur Folge, was die mitreisenden Baluba heftig benommthigte und manchen in seinem Entschlusse, die Expedition zu begleiten, wankelmüthig machte. Indeß erklärten sowohl Kalamba wie seine Schwester, daß sie sich nicht von ihren weißen Freunden trennen würden, sondern fest gewillt seien, ihr einmal gegebenes Versprechen zu halten. Die nächsten Tage brachten durchgängig bequeme und ungefährliche Strecken. Der Lulua erweiterte sich mehr und mehr; das schroffe Gefälle hörte auf, und träge wälzte sich der Fluß zwischen prachtvollen Uferwaldungen dahin, während gelegentlich Inseln und Sandbänke das flacher werdende Bett erfüllten und die Kanus zu bedächtigem Steuern zwangen. An den Seiten des Stromes wohnten Baluba und Bakete, bis am 5. Juni früh am östlichen Gestade ein größeres That bemerkt wurde und bald darauf der Silberstreifen einer Wasserlinie in Sicht kam, die sich scheinbar rechtwinklig dem Lulua vorlagerte. Es war der Kassai!

Dituma dia Tikonga.
Nach der Natur gezeichnet von H. Seidel.

In einer Breite von 1500 bis 1600 m bewegte sich das mächtige Gewässer, so weit man sehen konnte, in nordwestlicher Richtung fort. Vor der Mündungsstelle zeigten sich parallel dem linken Kassai-Ufer mehrere üppig bewaldete Inseln, deren größte zum Andenken an Pogge's Reise hierher, am 2. Dezember 1883, den Namen „Pogge-Insel" erhielt. Eine Landung auf diesem geographisch wichtigen Punkte konnte leider nicht durchgesetzt werden, da die ungestauten Kanus erst 2000 m unterhalb aus der Strömung freikamen.

In acht Tagen hatte die Expedition nicht weniger als 187 km auf dem Lulua zurückgelegt. Als Ergebniß früherer Untersuchungen waren außerdem im Gebiete des Oberlaufes weitere 100 km bekannt geworden, so daß die Erforschung dieses central-afrikanischen Flusses bereits recht erfreuliche Fortschritte aufwies.

Im ersten Lager am Kassai erschienen alsbald Eingeborene von den Inseln, mit denen nach schnell erzielter Verständigung ein flotter Markt eröffnet wurde, der den Reisenden Gelegenheit gab, ihre schwarzen Nachbaren in Muße zu betrachten. Den Kassai nannten die Neger Nschari oder N'Schalle-Melle und erzählten, daß er weiter unterhalb in das Land der als Kannibalen gefürchteten Bassongo-Mino eintrete.

Die Fahrt auf dem Kassai bot außerordentlich wechselvolle Bilder dar. Viele Inseln und Sandbänke unterbrachen den Strom und dehnten sein Bett bis 2000 m aus, wohingegen an anderen Stellen sich die Ufer wiederum auf 900 m verengten. Die Höhenzüge am linken Ufer schoben sich näher an den Fluß heran, als die auf der rechten Seite, glichen aber einander in Bezug auf Erhebung (50 bis 100 m) und Pflanzenwuchs vollständig. Mit den unwohnenden Kabuka-Stämmen blieb die Expedition fortgesetzt in gutem Einvernehmen. Die Thierwelt überraschte, ja weiter thalab, durch immer größere Mannigfaltigkeit; das Flußpferd wurde in Familien von 15 bis 20 Stück gesehen; auf den fetten Uferweiden tummelten sich zahlreiche Büffelherden; das sumpfige Erdreich deckten die Spuren der Elephanten und Antilopen; jagdbare Vögel belebten die Wälder, vortreffliche Fische den Strom. Auf den Bergen und in der Niederung grünten Pandanus und prächtige Palmen, darunter die Oelpalme, in ausgedehnten Beständen.

Am 12. Juni lagerte die Reisegesellschaft im Gebiete der Bakongo-Neger, die laut eigener Aussage dem Kannibalismus fröhnten, sonst aber ein fleißiges und geschicktes Volk waren und Lebensmittel im Ueberfluß zum Verkauf brachten (S. Abbildung 2). Wenige Tage später gab ein Fischer an Wißmann Nachricht von der Einmündung eines größeren rechtsseitigen Nebenflusses in den Kassai, und in der That entdeckte man an dem bezeichneten Orte zwei Mündungsarme, von denen der eine 450 m und der andere 600 m in der Breite maß. Nach Dr. Wolf's Erkundigungen konnte dies nur der Sankuru sein, derselbe, den Pogge und Wißmann 1882 im Reiche des Mona Katschitschi unter 5 bis 5½° südl. Breite überschritten hatten und dessen Quelladern Luwembi und Lubiranzi von Lieutenant Cameron zwischen 9 und 10° südl. Breite gesehen waren. Etwaige Zweifel über die Natur dieses Tributärs beseitigte im nächsten Jahre (1886) Dr. Wolf's Fahrt auf dem Sankuru und seinem großen Zu-

Digitized by Google

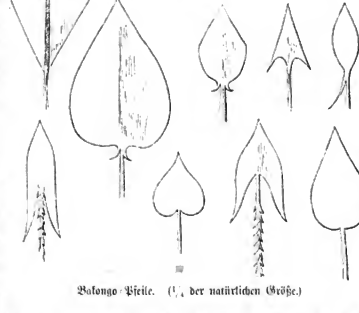
flusse Lomami, während des die nördlich gelegene Parallelrinne des Lukenja oder Lukatta durch die Offiziere Kund und Tappenbeck näher untersucht wurde.

Nicht weit von der Mündung des Sankuru fand Lieutenant Hans Müller auf einem Bootausflug den von links her zum Hauptstrome tretenden kleinen Lubudi. Am 18. Juni entfernten sich die Kanus durch den scharfen Knick, welchen der Kassai unter dem Druck der Sankuru-Wasser nach Südwesten macht, von dem Vereinigungspunkte der beiden Gewässer. Die Richtung des Flusses lenkte schon Tags darauf nach Nordwesten zurück, und bald erschien, wieder am linken Ufer, ein Delta, dessen gelbrothe Fluthen den Austritt des Loange ankündigten. Die Gegend war besiedelt von Stämmen der Baschilele und Bodinga, auf welche die in vieler Beziehung eigenthümlichen Bangodi folgten, deren merkwürdige Hütten hier zum ersten Male beobachtet wurden. Mit dem 24. Juni stellten sich endlich die längst gefürchteten Basongo-Mino ein — oder „Zahnmenschen", so genannt wegen ihrer spitzgefeilten Schneidezähne, die für sie das allgemeine Stammeszeichen sind. Das rohe kriegerische Volk wollte von keinem friedlichen Verkehr wissen, sondern schritt unverzüglich zum Angriff auf die Expedition, gerade, als diese einen engen, nur 60 m breiten Kanal passirte, worin mehrere der schwerbelasteten Kanus auf Untiefen geriethen. In diesen Augenblicken der Verwirrung brachen von allen Seiten die Feinde unter dem gellenden Kriegsgeschrei: „Niama! Niama!" d. h. Fleisch! Fleisch! aus ihren Verstecken hervor. Ein heißer Kampf entspann sich; trotz des tödlichen Gewehrfeuers suchten die Basongo schnell ins Handgemenge zu kommen, und erst der Tod ihres Häuptlings und einiger anderer Streiter scheuchte die Wüthenden zurück. Der gefallene Anführer, ein stattlicher Vertreter seines Stammes, war 1,80 m groß, breitschultrig und kräftig gebaut; seine Bekleidung bestand, wie gewöhnlich bei dem Volke, aus einem schwarzgefärbten Mabele-Hüftituch; an den Armen und Fingern trug er die landesüblichen Messingringe und als Waffen Bogen und Pfeile. Die Weiber schmückten sich mit Ketten von weißen Perlen und schlangen die Haare am Hinterkopfe zu einer Flechte zusammen, wohingegen die Männer den Scheitelkämmel vorzogen oder auch das in der Mitte getheilte Haar beiderseits in einem Wulst aufstürmten. Das Gefecht bei der Insel schreckte die Wilden von erneuten Ueberfällen auf die Reisenden ab, so daß diese, zwar noch öfter bedroht, doch ohne weiteres Blutvergießen das ungastliche Land verlassen konnten.

Der Kassai erweiterte sich jetzt häufig auf 6 km. In einer Waldblöße tauchte zur Freude der Angola-Träger, die ihre Heimath in der Nähe glaubten, ein verkümmerter Baobab auf — der erste, welcher seit Malange bemerkt wurde. Die Völkerschaften am Strome, rechts die Bangule, links die Badinga, benahmen sich harmlos und freundlich, verkauften Lebensmittel und ertheilten bereitwillig jede Auskunft, die sie nur zu geben wußten. Ihre Behausungen waren dieselben, wie bei den kürzlich erwähnten Bangodi, nämlich viereckige Hütten mit weit vorspringenden Dächern und einem nur 40 Quadratcentimeter haltenden Ausschnitt, etwa 2 m über dem Erdboden, der gleichzeitig als Thür, Fenster und Rauchloch diente. Eine Bank vor der Oeffnung erleichterte das Ein- und Aussteigen der Bewohner.

Auf den Inseln und am Ufer bewegten sich Pelikane, Gänse und Schlangenhalsvögel und „auch der vielbesungene Storch fehlte nicht" (S. Abbildung 3).

Nach einer Ortsbestimmung François' befand sich die Expedition zur Zeit schon nördlich von der am Kongo gelegenen Station Gobila oder Mjuata; die Frage nach der Mündung des Kassai beschäftigte darum mehr denn je die Gemüther der weißen Führer, und mit Spannung sahen sie jedem neuen Tage entgegen. Inzwischen ging der Juni zu Ende. Mancherlei Anzeichen deuteten auf die Nähe des „Großen Stromes". Man gewahrte bei den Eingeborenen Hüftlücher aus europäischer Leinwand; die Frauen pflegten sogar, wenn auch vereinzelt, die Brüste zu bedecken, und trugen ihr Gewand nach Art der an der Küste üblichen „Pannos", welche bis auf die Füße reichen. Ein Mann mit einem Feuersteingewehr ließ sich sehen; ein anderer wollte am Kongo gewesen sein und erzählte von den „weißen Herren" in Gobila. Am 2. Juli drängten vom linken Ufer bedeutende, hellgelbe Wassermassen in den Kassai hinein; sie waren um einige Grade kühler als die Fluthen der Hauptader und gehörten zu einem Flusse, den die Schwarzen Tschumbi nannten. Wißmann und seine Begleiter dachten zunächst an den Kwilu, der sich nach Lieutenant Müller's Erkundigungen beim Muata Kumbana direkt mit dem Kassai vereinigen sollte. Später jedoch erfuhren sie, daß sie die Mündung des Kuango berührt hatten, dessen Unterlauf durch die Reisen und Fahrten Dr. Büttner's, Grenfell's, Massari's und die Expedition Kund und Tappenbeck eingehend erforscht war.



Bakongo-Pfeile. ($^1/_4$ der natürlichen Größe.)

Den Ausfluß des Leopold-Sees — richtiger gesagt: den Unterlauf des Lukatta, der die Abwässer jenes Beckens in sich aufnimmt — kreuzte Wißmann's Flottille am 4. Juli. Die beckenartige Erweiterung des Kassai und die Einlaufstelle zog sich bald auf 500 m zusammen. Die hier ansässigen Neger reckneten sich schon zu den Balanschi oder Bajansi und züchteten Hühner, Ziegen und Hunde, selbst eine Hauskatze fand sich in ihrem Besitze. Für den Wildreichthum der Gegend sprachen die massenhaften Spuren von Büffeln, Flußpferden, Elephanten und Antilopen. Die Flußpferde wideten in Familien von 50 Stück und mehr auf den üppigen Gründen, und aus dem dichten Grasmeere tauchten plötzlich die gewaltigen Körper von 11 Elephanten empor, die eben ruhig und unbeirrt von einer Insel auf das Wasser zutraten. In größter Eile jagten Weiße und Schwarze

Digitized by Google

den seltenen Thieren nach; es glückte, das kostbare Wild zu stellen, und nun begann ein vernichtendes Feuer gegen die ahnungslosen Riesen. Diese zeigten anfangs nicht übel Lust, den unliebsamen Gegnern zu Leibe zu gehen, flüchteten dann aber, als sie sieben der ihrigen fallen sahen und der Flintenlärm ihnen immer näher rückte. Für die spärlichen Bissen der letzten Tage war nun ausgiebiger Ersatz vorhanden.

Am Morgen des 9. Juli blies der schon öfter in den Vormittagsstunden beobachtete Südwest außergewöhnlich stark und erregte den Kassai um so mehr, als dieser jetzt gerade der Richtung des Windes entgegenfloß. Um 12 Uhr tauchten in der Ferne Gebäude auf, über denen eine Fahne zu wehen schien. Schnell wandten sich Krimstecher und Ferngläser dorthin und wirklich — „da lag die Station und über ihr flatterte eine blaue Fahne mit goldenem Stern lustig im Winde. Ein allgemeiner Jubel erhob sich, der durch einige Gewehrsalven zum Ausdruck gebracht wurde.“ Infolge des Schießens und der lauten Rufe belebte sich rasch die Station, und inmitten einer dichtgedrängten Schaar bewaffneter Eingeborener erwarteten am Ufer zwei Europäer die unverhofften Gäste. Mit Staunen hörten Wißmann und seine Offiziere von der Gründung des Kongo-Staates; noch mehr überrascht aber waren sie über den Endpunkt ihrer Fahrt, die Niederlassung Kwamouth, wo niemand den Austritt der Expedition vermuthet hatte. Die beiden Vorsteher, Mr. Burton und Mr. Swinburne, bereiteten den Reisenden die herzlichste Aufnahme und sorgten auch, so gut sie konnten, für die Unterkunft der schwarzen Mannschaft. Die Baluba mit ihren Häuptlingen an der Spitze waren außer sich vor Freude über das Gelingen der Reise, und bis spät in die Nacht wurden Reden gehalten und wilde Niambatänze aufgeführt.

Kassai-Landschaft.

Tags darauf schwamm die Expedition den Kongo hinab nach Leopoldville. In Kinschassa am linken Ufer des Pool kam Wißmann, der im Boote nach Leopoldville vorausgeeilt war, mit dem bekannten Missionar Mr. Grenfell auf dem Missionsdampfer „Peace“ seinen Baluba entgegen und rief den treuen Gefährten ein lautes „Moio“ über das Wasser zu.

Früh am anderen Morgen steuerten die Kanus in den Hafen von Leopoldville. In der Sorge um seine Schwarzen sandte Wißmann sofort an den Generaladministrator des Kongostaates, Oberst Francis de Winton, um mit ihm wegen Ueberlassung eines Dampfers zu verhandeln. Oberst de Winton stellte bereitwilligst den neuen Dampfer „Stanley“ für die Zwecke der Expedition zur Verfügung, damit die Baluba den Kongo, Kassai und Lulua aufwärts bis an die Lusbo-Mündung zurückbefördert würden. Zugleich sollte durch den „Stanley“ der praktische Erfolg von Wißmann's Reise — das Bestehen einer für größere Flußdampfer befahrbaren südlichen Wasserstraße — dargethan werden.

Am 5. Oktober 1884 trat Dr. Wolf mit Kalamba und seinem Volke die Rückreise nach Mukenge an. Premierlieutenant Wißmann und Lieutenant Hans Müller hatten aus Gesundheitsrücksichten den schwarzen Erdtheil bald nach ihrer Ankunft am Kongo verlassen müssen, um in einem zuträglicheren Klima Heilung und Stärkung zu suchen. Außer Dr. Wolf blieb von den Offizieren nur Herr von François in Afrika zurück, der einer Einladung des englischen Missionars Grenfell folgte und diesen auf dem Dampfer „Peace“ zur Erforschung der oberen linkseitigen Kongoflüsse Tschuapa und Lulongo begleitete, worüber er, unabhängig von dem Gesammtwerke der Expedition, in einem besonderen Buche berichtet hat.

Digitized by Google

Deutschem Muthe, deutscher Thatkraft und Ausdauer war es gelungen, in dem Kassai-Problem eine der schwierigsten Fragen der Hydrographie Innerafrikas glänzend zu lösen. Das Kartenbild des südlichen Kongobeckens erfuhr eine unerwartete und durchgreifende Umgestaltung, indem vier bedeutende Flußsysteme, nämlich das des Kuango, des oberen Kassai, des Muansangomma-Lulongo und des Sankuru, die man bis dahin als selbständige betrachtet hatte, plötzlich in ein einziges ausgedehntes Wassernetz — in das des Kassai — vereinigt wurden. Zugleich öffnete sich die tief in das Herz des Kontinentes ein frei benutzbarer, trefflicher Zugang; denn der Kassai ist von seiner Mündung stromauf und stromab in einer Linie von 650 km für größere Flußdampfer jederzeit schiffbar. Der „märchenhaft schöne" Lulua kann bis zu den Steinbarren am Lusho-Gemünde gleichfalls von Dampfern befahren werden, und der mächtige Sankuru gestattet ungehinderten Eintritt in die jungfräulichen Gebiete des Weibervolkes der Bakuba mit ihrer ursprünglichen Kultur, indeß der Kuango den Verkehr zu den Stämmen der Bondo und Bangala glücklich vermittelt.

Vergl. H. Wißmann, L. Wolf, E. v. François und H. Müller, Im Innern Afrikas. (Leipzig 1888.)

Ein Ausflug nach Andorra.

Von Dr. G. Diercks.

II.

(Mit vier Abbildungen.)

Die Bewohner Andorras haben keinen ausgeprägten selbständigen Typus. Wie die Nachbarn im Süden und im Norden sind sie das Erzeugniß einer aus den denkbar verschiedenartigsten ethnischen Elementen hergestellten Mischung. Zur Zeit der römischen Herrschaft wohnten dort die Ceretaner, von denen später die ganze Landschaft ihren Namen Ceretania (Cerdagne) erhielt, der theilweise bis auf den heutigen Tag bewahrt geblieben ist. Da aber gerade jene Gegenden den von Norden kommenden und dorthin ziehenden Völkern als eines der hauptsächlichsten Durchgangsgebiete dienten, so wird von der ursprünglichen Bevölkerung derselben wenig übrig geblieben sein. Vollends nach der Eroberung der Überirischen Halbinsel durch die Araber wurden die südlichen Thäler der Pyrenäen die Zufluchtstätten der Westgothen und Romanen, welche sich den Siegern nicht unterwarfen; immerhin drangen aber gerade auch durch die Cerdagne die arabischen Heere in Südfrankreich ein, und es werden uns in den alten Chroniken viele Fälle von Verbindungen berichtet, welche arabische Soldaten mit Christinnen jener Gegenden eingegangen sind. Die Züge der fränkischen Heere gingen gleichfalls großentheils durch die Thäler und Pässe der Cerdagne, und in dieser wie in dem südlichen Theile Septimaniens erfolgten die Ansiedelungen spanischer Flüchtlinge aus allen Theilen der Halbinsel seitens Karls des Großen und seines Sohnes Ludwigs des Frommen. Obgleich nun der Charakter der Bewohner dieser Länderstrecken zu allen Zeiten seit den punischen Kriegen in der Geschichte unverändert erscheint, so ist doch dies kein Grund, zu schließen, daß die Bevölkerung immer die gleiche gewesen ist. Die alten Traditionen wurden stetig bewahrt, das rauhe Klima, die rauhen Sitten der Stammbevölkerung wirkten in gleicher Weise auf die Bildung des Charakters der neuen Generationen; daß sich dort aber die alten streitbaren Ceretaner dauernd unvermischt erhielten, ist nicht anzunehmen. Die Völkerbewegung war in jenen Gegenden mindestens bis zur Befestigung der Grafschaft Barcelona, d. h. bis Mitte des neunten Jahrhunderts eine sehr große, und auch später, bis zum 16. Jahrhundert fanden zahlreiche Wechselbeziehungen zwischen den südlich und nördlich von den Pyrenäen wohnenden Volkselementen statt, die ja allerdings damals wenig mehr von einander unterschieden waren.

Die heutige Bevölkerung Andorras unterscheidet sich kaum von der Kataloniens, dessen Sprache auch in den Thälern der Republik die allein herrschende ist. Selbst in den Sitten und in der Tracht sind die Andorraner den Katalanen großentheils gleich. In ihrem Charakter zeigt sich indessen ein Zug, der sie wesentlich von ihren Nachbarn unterscheidet und der von den Katalanen stets als ein besonders beinahe sprüchwörtlich gewordenes Merkmal hervorgehoben wird. Man sagt: „den Andorraner spielen" von Jemand, der mit seiner wahren Meinung zurückhält, sich mißtrauisch zeigt, sich heuchlerisch benimmt. Diese Eigenthümlichkeit der Andorraner, die allerdings jedem auffällt, welcher mit ihnen zu thun hat und sie in ihrem Lande beobachtet, ist ein Erzeugniß der politischen Zustände daselbst. Die merkwürdige Theilung der Oberherrschaft unter Franzosen und Spanier, die Spaltung innerhalb der Bevölkerung der Republik in Anhänger der einen und in solche der andern Macht, haben den bei einem freien, unabhängigen, muthigen Bergvolke höchst auffälligen Charakterzug der Heuchelei erzeugt. Es vermuthet jeder in seinem Nachbarn, vollends aber in einem Fremden, einen Gegner seiner Partei, einen Verräther seiner politischen Meinung, und daraus resultirt eine übermäßig große Vorsicht, ein starkes Mißtrauen, eine schroffe ablehnende Haltung. Ueberhaupt sind die Andorraner sehr rauh und unfreundlich in ihrem Benehmen gegen Fremde, schwer zugänglich und wohl auch nicht immer ganz treu. Im allgemeinen gelten sie indessen als ehrlich und rechtschaffen in jeder Beziehung und ihre Sittenstrenge ist sehr groß; in religiöser Hinsicht hangen sie an den Dogmen der mittelalterlichen Kirche mit unerschütterlicher Treue, können sich mit den orthodoxesten Katholiken Spaniens messen.

Die Gesammtbevölkerung Andorras wird nach den zuverlässigsten neueren Nachrichten auf etwa 8000 Individuen bezifferi; die Angaben schwanken jedoch sehr stark, gehen indessen nicht unter 5000 und nicht über 12000 hinaus.

Die Geschichte der Republik, welche auch im Falle eines Krieges zwischen Spanien und Frankreich unter allen Umständen neutral bleiben soll, ist in ihren Anfängen wenig klar, sondern vielmehr legendenhaft, wie die der nordspanischen kleinen Staatsorganismen überhaupt.

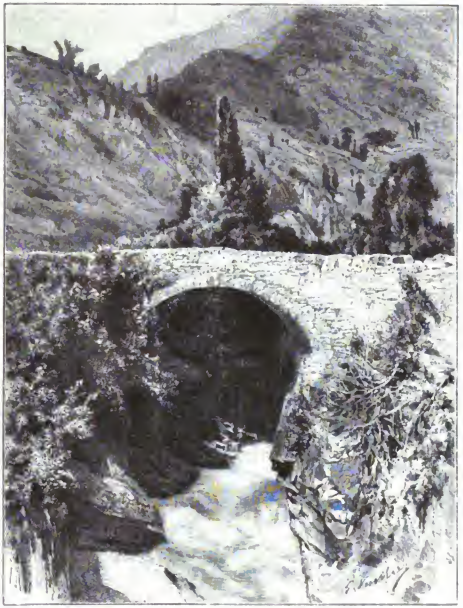
Von Asturien aus begann der denkwürdige Kampf der christlichen Gothen gegen die arabisch-maurischen Beherrscher der Halbinsel. Dem Beispiel der in die Kantabrischen Gebirge geflohenen kleinen Schaaren folgten allmählich diejenigen, welche in den Schluchten und Thälern der westlichen, mittleren und östlichen Pyrenäen Zuflucht gesucht und

Digitized by Google

Alt-Andorra und der Mont Madot.

Digitized by Google

gefunden hatten. Die Kämpfe der christlichen Schaaren gegen die Mohammedaner, dann die der arabischen Statthalter und Fürsten gegen einander, erregten den Wunsch der Franken, sich auch an diesen Kämpfen zu betheiligen um so mehr, als die Araber wiederholt bis in ihre Gebiete vordrangen. 777 wurde Karl dem Großen direkte Gelegenheit geboten, in die iberischen Verhältnisse einzugreifen, und es begannen die Kämpfe der Franken gegen die Araber auf spanischem Boden. Bei einem der zahlreichen Heereszüge hatte nun Karl der Große besondere Unterstützung bei den in den Thälern des heutigen Andorra ansässigen gothischen Flüchtlingen gefunden und als Dank dafür ihnen und ihren Nachkommen den freien unabhängigen Besitz ihrer Ländereien gesichert; Ludwig der Fromme, sowie Karl der Kahle hatten diese Bestimmungen erneuert und bestätigt. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß der Grund zu dem freien Staate Andorra durch Ludwig den Frommen um das Jahr 793 gelegt wurde, als ein gewisser Juan,



La Valira de Ordino.

ein Mann gothischen Ursprungs, einen kühnen Zug gegen die Araber unternommen hatte, welche Barcelona besetzt hielten. Er trug einen glänzenden Sieg bei Ad Ponte davon und erhielt als Lohn dafür einen in der Diöcese Narbonne belegenen verödeten Landstrich, der mit Fonte bezeichnet wurde, als freies Lehen. Damit begann die Ansiedelung der vielen spanischen Flüchtlinge auf dem durch die beständigen Kriege verheerten Gebiete von Septimanien und der spanischen Mark, und es wurden diesen Kolonisten und Einwanderern zahlreiche Privilegien gewährt und Schutzbriefe ausgestellt, deren Bestimmungen in vielen Einzelheiten an diejenigen erinnern, welche die Verfassung Andorras aufweist. Es sollten ihnen keine Grundsteuern auferlegt und die Ländereien als freies Besitzthum überlassen werden, welche sie und ihre Nachkommen während 30 Jahren inne gehabt hatten. Unter ihren eigenen Anführern sollten sie an der Grenze Wachtdienste leisten, den Kaiserlichen wie den aus Spanien kommenden Gesandten Herberge gewähren und die

Digitized by Google

erforderlichen Wagen und Pferde stellen. Obgleich völlig steuerfrei und unabhängig, sollten sie doch in gerichtlichen Angelegenheiten den Beamten und Grafen des Kaisers unterstellt sein. Geschützt durch ganz besondere Privilegien vermochte sich Andorra wahrscheinlich vor dem Schicksal der andern Biguerien zu schützen und seine Unabhängigkeit zu bewahren, obgleich dieselbe in verschiedenen Epochen mehr theoretisch als thatsächlich war. Die Suzeränität über das neutrale Ländchen wurde nachweislich 1040 den Bischöfen von Urgel übertragen und 1085 noch auf einige benachbarte Distrikte ausgedehnt. Die Oberhoheit über diese Gebirgsthäler wurde dann laut Urkunde von 1278 getheilt zwischen den Grafen von Foix und den Bischöfen von Urgel. Von den Grafen von Foix gingen später die Hoheitsrechte über Andorra mit dem Titel „Fürsten par indivis von dem Andorrathale“ auf die Grafen von Bearn und die Könige von Navarra, mit Heinrich IV., auf die Könige von Frankreich über. Diese Doppelherrschaft des letzteren Landes und des Bischofs von Urgel wurde durch alle Zeiten aufrecht erhalten und besteht heute noch, obgleich die daraus erwachsenden Unzuträglichkeiten oft genug im Lande selbst zu Tage getreten und von den Vertretern der beiden Nachbarländer schwer empfunden worden sind. Mehr als je ist man heute, in Frankreich besonders, aber auch in vielen Kreisen Spaniens, von der Unhaltbarkeit des bestehenden Zustandes in Andorra überzeugt, und es trägt hierzu hauptsächlich die Erkenntniß bei, daß die Fortexistenz der Republik nur ein Hemmniß des Kulturfortschritts in jener Gegend ist, einzig und allein dem Schmuggel an der französisch-spanischen Grenze förderlich ist und Vorschub leistet, und als Zufluchtsort der politischen Flüchtlinge dient.

Der Baule.

Dank der Kleinheit, der heutigen Bedeutungslosigkeit und Ertragslosigkeit Andorras, und hauptsächlich Dank der Nebenbuhlerschaft der beiden Protektoren des Freistaats wird derselbe wohl noch einige Zeit fortbestehen; die Tage seiner Unabhängigkeit sind jedoch jedenfalls gezählt und werden in mehr oder minder langer Zeit ihr Ende erreichen, besonders wenn die Lokalregierung fortfährt, sich allen Unternehmungen und Plänen zu widersetzen, welche von einer und der andern Seite entworfen werden, um Andorra in den Bereich der heutigen Kultur zu ziehen. In diesem letzteren Sinne sind namentlich die Franzosen thätig, hatten sie doch selbst im Jahre 1881 unter dem Beifall einiger jüngerer Elemente Andorras den Plan entworfen, in dem rauhen Gebirgsthale der Embalire eine Spielbank nach dem Muster derjenigen Monacos zu gründen. Glücklicherweise widersetzte sich die Majorität des Generalraths der Ausführung dieses Gedankens, der freilich der Förderung der materiellen Interessen des Staates wahrscheinlich außerordentlich dienlich gewesen wäre. Die dadurch im Lande erzeugte Parteiung und Unruhe ließ Schlimmes befürchten, und erst als die Pariser Regierung mit militärischer Besetzung Andorras drohte, legte sich der Sturm, und es blieb Alles beim Alten.

Ehe wir die Ereignisse des Jahres 1884 erwähnen, welche Veranlassung zu dem Aufrollen der „Andorra-Frage“ wurden und beinahe der kleinen Bauern- und Hirtenrepublik ein Ende gemacht hätten, ist es zum besseren Verständniß der damals geschaffenen Lage erforderlich, die Verfassung Andorras flüchtig zu betrachten.

Mit wenigen Veränderungen, welche in späteren Jahrhunderten, besonders in diesem eingeführt worden sind, ist die Staatsverfassung, die heute herrscht, noch diejenige, welche am 7. September 1278 von dem Gerichtshof der Schiedsrichter entworfen wurde, der die ewigen Streitigkeiten zwischen den Bischöfen von Urgel und den weltlichen Fürsten zu schlichten hatte, die sich mit jenem in die Herrschaft über Andorra theilen sollten. Dieser Schiedsspruch, der unter dem Namen Pariatges bekannt ist und das Grundgesetz des Staates bildet, stellte die gleichmäßigen Rechte des Bischofs von Urgel und der Grafen von Foix fest und bestimmte, daß jeder dieser beiden Oberlehnsherren seinen Vertreter in Andorra selbst haben und von der Republik einen Tribut („questia“) erhalten sollten. So wurden denn zwei Viguiers eingesetzt, von denen der eine lebenslänglich von dem Grafen de Foix und seinen Rechtsnachfolgern ernannt wurde, jetzt also von der Pariser Regierung eingesetzt wird und von der andorranischen Regierung eine jährliche Abgabe von 960 Francs erhält. Der andere Viguier wurde und wird von dem Bischof von Urgel auf drei Jahre ernannt und muß geborener Andorraner sein. Der Bischof erhält eine regelmäßige Abgabe von 460 Francs jährlich, und außerdem einen kleinen Antheil von allen außerordentlichen Einnahmen der Republik. Früher wurden alle Geistlichen von dem Bischof ernannt und befanden sich in direkter Abhängigkeit von diesem. Auch heute sind die wenigen Geistlichen durchweg Spanier, der Bischof aber hat nur während vier Monaten das Recht, sie zu ernennen, in den übrigen acht Monaten steht dasselbe direkt dem Papste zu. Diese Aenderung ist natürlich dem französischen Einfluß zu danken; man hoffte dadurch der völligen geistlichen und kulturellen Abhängigkeit der Andorraner von Spanien ein Gegengewicht zu schaffen. Gemäß dem Gesetz vom 27. März 1806 besitzen ferner drei andorranische Deputirte einen Lehnseid in die Hände des Präfekten von Ariège. Durch Gesetz vom 3. Juni 1882 ist indessen der Präfekt des Departement Pyrénées-Orientales die höchste Appellinstanz in Frankreich. Letzteres hat außer-

Digitized by Google

dem noch seit längerer Zeit einen eigenen Deputirten, der seine Regierung gegenüber den Ansprüchen der andorranischen und des Bischofs von Urgel zu vertreten hat. Der französische Viguier hat für gewöhnlich seinen Sitz in Prades; der bischöfliche den seinen in Urgel. In den Händen beider ruht die höhere Justizverwaltung, und im besondern haben sie in Kriminalfällen zu entscheiden. Zu ihrer Seite steht als Berather ferner ein Civilrichter, der abwechselnd von Frankreich und von dem Bischof von Urgel ernannt wird. Außerdem werden sie in ihren Aemtern vertreten oder in der Ausübung ihrer Pflichten unterstützt durch zwei Bayles, die auf drei Jahre gewählt werden und in bürgerlichen Streitsachen zu entscheiden haben. Gegen das Urtheil dieser Unterrichter kann appellirt werden in erster Linie an die Viguiers, in zweiter an den Kassationshof in Paris oder an das bischöfliche Gericht in Urgel. In schweren

Andorraner.

Kriminalfällen wird der Gerichtshof von den beiden Viguiers, dem Civilrichter, einem Advokaten, dem Gerichtsschreiber und zwei Mitgliedern des Generalraths gebildet. Handelt es sich vollends um ein Verbrechen, welches durch die Todesstrafe gesühnt werden muß, so wird die Gerichtsverhandlung mit besonderer Feierlichkeit und unter Entfaltung eines verhältnißmäßig großen Apparats abgehalten, und sie findet gewöhnlich im Beisein des für den Zweck einberufenen ganzen Generalraths statt. Wenn bei solchen oder andern Kriminalfällen beide Viguiers zugegen sind, so führt der französische den Vorsitz. Dem Angeklagten werden, im Falle, daß sich kein Rahonador (Vertheidiger) findet, ein solcher von dem Gerichtshof gestellt. Wird die Todesstrafe oder irgend eine andere schwere entehrende Strafe dem Angeklagten zuerkannt, so wird dieses Urtheil zunächst in allen Bezirken des Landes in vorbereitender Weise verbreitet, dann aber in einer auf dem Marktplatz von Andorra la Vieja einberufenen Volksversammlung wiederum in

Digitized by Google

feierlicher Weise und unter Aufgebot der Nationalgarde verkündet. Die Todesstrafe wird ebenso wie in Spanien mittels des Garrote — der Halsfessel und der Erdrosselung durch dieselbe — vollzogen. Der Scharfrichter wird für diesen Zweck durch einen „Notablen“ unter militärischer Begleitung aus dem Auslande, meist aus Urgel geholt.

Die Bayles, welche aus den unbescholtenen hervorragendsten Mitgliedern der Bevölkerung, den „caps grossos“ (großen Köpfen) erwählt werden, haben nicht allein die bürgerliche Rechtspflege zu üben, sondern sind zugleich Polizeipräsidenten und können, sobald es nothwendig, die bewaffnete Macht für ihre Zwecke in Anspruch nehmen. Das Recht der Einberufung des andorranischen Heeres steht im Kriegsfalle und bei anderen Gelegenheiten indessen nur den Viguiers zu, die in Wirklichkeit die ersten Personen im Staate, die eigentlichen Souveräne des Landes sind.

Die lokale Regierung der Republik ruht in den Händen des Generalrathes, der aus 24 Mitgliedern besteht, welche in den sechs Distrikten: Andorra la Biejo, Camillo, Encamp, Masana, Ordino und San Julià de Loria auf die Dauer von vier Jahren gewählt werden. Jeder dieser Bezirke, der aus dem gleichnamigen Hauptort und den in der nächsten Umgebung liegenden Weilern besteht, wählt je vier Räthe aus den Häuptern der hervorragendsten Familien. Dieser Generalrath von 24 wählt aus seiner Mitte den ersten Syndikus, der als Präsident der Republik zu betrachten ist. Sein Stellvertreter ist der ebenfalls durch den Generalrath gewählte zweite Syndikus. Beide müssen, ebenso wie alle anderen Räthe und obersten Beamten geborene Andorraner sein.

Die Gemeindeverwaltung wird in den sechs Bezirken durch je zwei „Konsuln“ besorgt, die nach zweijähriger Amtsthätigkeit zu „Räthen“ werden.

Die Amtstracht aller dieser Würdenträger ist ebenso einfach wie die Institutionen des Landes. Die beiden Viguiers zeichnen sich allerdings vor den Generalräthen durch ihre bessere Kleidung aus; sie tragen schwarzen Frack mit schwarzer Seidenstickerei, ferner breiectigen Federhut und Degen, der im übrigen keinem anderen Beamten zusteht. Die Mitglieder des Generalrathes sind mit rother Weste, rother Leibbinde, grauen kurzen Beinkleidern, blauen wollenen Strümpfen, Schnallenschuhen und einem langen schwarzen, innen roth gefütterten Mantel bekleidet. Auf dem Köpfe tragen sie außer der nationalen, auch den Katalanen eigenen rothen, phrygischen Mütze, einen schwarzen Dreispitz aus Filz.

Die Viguiers werden als „illustes“, die Bayles als „honorables“, die Generalräthe als „illustrisimi“ bezeichnet. Alle die erwähnten Aemter und Würden sind unbesoldet.

Die militärische Organisation ist der Art getegelt, daß jeder andorranische Bürger von 16. bis zum 60. Jahre dienstpflichtig ist, und jährlich werden diejenigen Personen auserwählt, welche in dem betreffenden Jahre dauernden Dienst zu leisten haben. Sie benugen ihre eigenen Flinten, werden aber mit Pulver und Kugeln auf Staatskosten versehen. Diese Truppe steht unter dem Kommando eines Hauptmanns und zweier Offiziere, deren Ernennung seitens der Viguiers erfolgt.

Die Finanzverwaltung liegt dem ersten Syndikus ob. Der Generalrath stellt das Budget jährlich auf und erkennt für jeden Distrikt einen „Comador“, der den Besitzstand jedes Bürgers feststellen hat. Diese in einer Liste genau verzeichneten Angaben werden den Konsuln übergeben, welche, nach Berathung der von ihnen präsidirten Distriktsrathsversammlungen, die aus den Notablen (proms) des Ortes bestehen, diejenigen Abgaben feststellen, welche jeder Bürger zu entrichten hat. Diese Abgaben übersteigen selten ein Sechzigtheil des Besitzes oder Erwerbes und gelangen in die Hände des ersten Syndikus, welcher die Ausgaben des Staates von diesem Betrage bestreitet. Die Hauptposten des Ausgabebudgets bilden die Summen, welche an die beiden Viguiers zu zahlen sind, und ferner die außerordentlich geringen Gehälter, welche den Bikaren gezahlt werden, die die Geistlichen in der Ausübung ihrer Pflichten unterstützen und das „Schulwesen“ leiten. Letzteres beschränkt sich auf die hier und da angestellten Versuche, wenigstens die Künste des Lesens und Schreibens zu vermitteln.

Der Grundbesitz vererbt sich auf den erstgeborenen Sohn, sofern überhaupt mehrere Kinder verschiedenen Geschlechtes in einer Familie vorhanden sind. Der älteste Sohn sucht sich unter den Töchtern der Familien gleichen Ranges seine Lebensgefährtin und übernimmt die Sorge für die jüngeren Brüder, die ihm Dienste leisten und meist unverheirathet bleiben, weil sie nicht selbständig sind. Ist ein Mädchen die Erbin, so verheirathet sie sich mit einem jüngeren Sohn einer anderen Familie, und nimmt ihren Namen zu sich in ihr Haus; an den Mann geht in diesem Falle der Namen seiner Frau über.

Bunte Bilder aus der südöstlichsten Ecke des europäischen Rußland.

Von **Alfred Christoph.**

(Schluß.)

6. Die Astrachansche Steppe.

Bekanntlich theilt die Wolga das Gouvernement Astrachan in zwei ungleiche Theile. Während die Tataren, als die Hauptbevölkerung, zu beiden Seiten des Stromgebietes ihre Wohnsitze haben, nomadisiren die buddhistischen Kalmücken fast ausschließlich auf der kleineren westlichen, die mohammedanischen Kirgisen dagegen auf der größeren östlichen, nach dem Ural belegenen Steppe. Beide Gegenden, vornehmlich aber letztere, sind landig und öde. Ein „Weile, Wanderer, denn hier ist's so schön!“ vermag die Wolgasteppe keinem ihrer Söhne zuzurufen. In scheinbar vielgeschäftiger Eile durchmißt — auf seinem schweißtriefenden, mageren Klepper reitend, oder auf seiner „Arbà“ (einer hohen, zweirädrigen Plattform) fahrend — der sonnengebräunte Steppenbewohner die oft unabsehbare Fläche auf selbstgewählten Wegen, um nur so bald wie möglich das ermüdende Einerlei überstanden zu haben und in die Ruhe am häuslichen Herde eingehen zu können. Sein treues Roßzeug aber entläßt er auf botanische Exkursionen.

Die Oede und Unfruchtbarkeit der Astrachanschen Steppe hat übrigens nicht allein in dem Mangel an Regen und in der großen Hitze ihren Grund, sondern einen ebenso erheb-

Digitized by Google

lichen Faktor dabei bildet der gewaltige Salzgehalt des Bodens, der ein arger Feind aller Vegetation ist. Doch spezifische „Salzkräuter“ gedeihen hier dafür auch vorzüglich; so z. B. die meist dunkelrothen Calicornien und die graugrünen Kali-Arten. Der reifähnlichen Salzniederschläge in der Steppe und auch auf den Straßen der Stadt haben wir schon einmal gedacht.

In der Steppe giebt es vollständige Salzseen. Gegen 20000 solcher Salzseen, größere und kleinere, sind bisher aufgefunden. Der bedeutendste unter ihnen ist der Elton-See. Dieser merkwürdige See liegt acht Meter unter dem Meeresspiegel und ist 200 qkm groß. Sein Salzertrag beziffert sich jährlich auf vier Millionen Pud, soll jedoch vor 30 bis 40 Jahren noch bedeutend reicher gewesen sein. Ein zweiter namhafter Salzsee ist der von Bachmutschok, welcher außer dem Kochsalz auch noch Bittersalz, Glauberſalz u. s. w. liefert. Alle Salzseen sind seitens der Staatsregierung unter Kontrole gestellt, welche auch die betreffenden Abgaben in Empfang zu nehmen hat.

Eigenthümlich ist der Anblick dieser Salzseen! Wie bereits Schlittschuhbahnen sehen sie aus — ein Stückchen Winter mitten in heißester Steppe! Der enorme Salzgehalt der Seen krystallisirt sich in der That derwaßen an der Oberfläche zu einer festen Decke, daß nicht bloß die Arbeiter ungefährdet darauf stoßen und Salz „brechen“ können, sondern sie holen auch noch ihre Wagen herbei, um dieselben mit dem freigemachten Salze zu beladen.

Graulichweiß ist die Farbe des rohen Salzes. In diesem Urzustande wird es auf die „Watagen“ geführt, in mächtig großen, hausdach-ähnlichen Haufen aufgeschaufelt, um seinerzeit zum Salzen der Fische verwandt zu werden. Um jedoch dasselbe weißer und reiner darzustellen, muß es einer Waschung und Säuberung unterzogen werden. Das einfache Volk erhebt solche Ansprüche allerdings nicht immer. — Das schönste und weißeste Salz liefern stets die Salzbergwerke.

Kehren wir von unserem Ausfluge an die Seen wieder zur Stadt zurück, so sind wir überrascht, $1^1/_2$ Meilen vor derselben mitten in der Steppe an einem „Schlammbadeorte“ — eigentlich „Schlammuwoor“ — vorüberzukommen. „Tinalekija-Grjäßi“ heißt er, gehört der Stadt und steht während der Saison unter Aufsicht und Leitung eines Kur-Arztes. Hier sammeln sich alljährlich Heilung Suchende von nah und fern, namentlich Rheumatische und mit einer speziellen Art von Unterleibsleiden Behaftete. Auch Personen mit Gelenkentzündungen und Skropheln sind gleicherweise des Lobes und Rühmens dieses Kurorts voll. Wir irren jedoch, wenn wir meinen, der Schlamm hier sei ein solcher, wie an den Schlammbadeorten im Norden des Reiches, z. B. in Riga, Arensburg und Hapsal, und die Art des Badens sei hier und dort die gleiche. Nein! In Tinalekija Grjäßi ist der Schlamm geradezu eine zähe Salbe oder Schmiere — am zutreffendsten zu vergleichen mit guter schwarzer Stiefelwichse. Seine Heilkraft steckt in dem sehr erhöhten Gehalt von Salz und Schwefel; Jod ist verhältnißmäßig wenig darin enthalten. In diesen zähen Schlamm nun muß sich der Patient horizontal ausstrecken und wird vorsichtig bis an den Hals mit dieser Substanz „eingeschaufelt“. Nur der Kopf bleibt sichtbar — gleich einem Johannishaupte auf schwarzer Schüssel. Ist der Himmel jedoch bewölkt oder gar regnerisch, so daß die Sonne den frei daliegenden und nicht etwa wie anderswo mit Wasser überdeckten Schlamm nicht bis auf die nöthigen 35 bis 40 Grad Reaumur durchglühen kann, so wird derselbe in die am Ufer aufgebaute Badeanstalt gebracht, daselbst bis zur angegebenen Temperatur künstlich erwärmt, und der Betreffende hat dann dieknal sein Bad „in der Wanne“ zu nehmen. Lieber jedoch läßt man sich im Moor eingraben, selbst wenn man auch die Zeit über den Sonnenschirm über dem Kopfe halten muß, um denselben vor dem Sonnenstich zu schützen. Ist man doch in der freien Luft, und da sind die 35 bis 40 Grad leichter erträglich als im dumpfen Badezimmer!

Ist nun das Bad glücklich überstanden, und der neugeborene Neger arbeitet sich aus seiner schwarzen Umhüllung hervor, so täuscht er sich gewaltig, wenn er meint, gewöhnliches Wasser, wenn auch noch so sehr erwärmt, sei im Stande, ihm seinen früheren Europäer-Teint wiederzugeben; nur kräftigem Salzwasser wohnt diese geheime Wunderkraft inne.

Ist er aber endlich rein geworden — und nicht bloß rein, sondern auch gesund, so daß er wieder fröhlich in seine Berufsthätigkeit und in den Schoß seiner Familie zurückkehren kann —, so wird er der einsamen Oase in der fernen Steppe — dem fernen Astrachan — mit seinem interessanten bunten Völkergewühl und seinen kleinen Leiden und Freuden gewiß ein freundliches Andenken bewahren.

Wenn auch der Frühlingsregen, der gewöhnlich im April auf ein paar Tage einmal vorübergehend vorspricht, der öden Steppe Einiges an Gras, Pflanzen und Blumen — ein Leberblümchen, Moſe und Tulpen in allen Farben — wie gewaltsam entlockt und die Temperatur erfrischend herabdrückt, so folgt ihm doch bald wieder die sengende Sonne, und der sandige Steppenwind fährt wieder in alter Weise über die Fläche. Da jedoch meist fester Lehm den Untergrund der Steppe bildet, bewahren namentlich die Niederungen auf ziemlich lange des Himmels Feuchtigkeit, gewähren den Thieren den Lebensunterhalt und lassen kräftiges Schilfrohr sprießen, welches der Steppenbewohner dann als Brenn- oder Baumaterial für seine Hütten, Hürden und Umzäunungen benutzt.

Daß unter solchen ungünstigen klimatischen Verhältnissen der Ackerbau sich im Astrachanischen Gouvernement — wenigstens im südlicheren Theile — nicht hat einbürgern können, liegt auf der Hand. Dennoch versuchen es die steppenbewohnenden Tataren, die einigermaßen geeigneten Stellen — oft recht weit von ihren Wohnorten entlegen — mit Weizen oder Buchweizen zu besäen. Doch eines wie großen Aufwandes an Kraft und Arbeit bedarf es da, bei nur sehr schwachen Aussichten auf lohnenden Erfolg! Der schwerfällige primitive Wendenpflug muß mit 3 bis 4 Paar Zugochsen bespannt werden — ein Paar vor den andern — und jedes derselben hat wieder seinen Treiber, meist ein heranwachsendes Kind des den Pflug dirigirenden Vaters. Erst in den nördlicheren Kreisen, nach dem Saratow'schen hin, gönnt die Bodenbeschaffenheit an, dem Ackerbau günstig zu werden.

Daß die Steppe im großen und ganzen arm an Thieren ist, weil arm an Gras, Bäumen und Wasser, nimmt uns weiter nicht Wunder. Zwar ertönt hier und dort einmal das Geheul eines hungrigen Wolfes oder das Gebell eines Schakals, der die flüchtige Antilope aufscheucht; aber nicht bloß der Wiedehopf, sondern auch die hochbeinige Trappe und der Fasan hält sich mehr zu den Ufern der Wolga hin, von wo sie dem lustigen Spiele der Schaaren von Enten und Schnepfen auf den Wassern zuschauen. Nur der Adler und der Habicht durchstreifen gelegentlich die Steppe, um sich eine Ziesel-maus zu erspähen. In der Nähe der menschlichen Niederlassungen weiden in großen „Tabunen“ Pferde, Ochsen, Kameele; doch zeugt ihre hagere Gestalt davon, daß die einen den anderen das Brot vor der Nase fortgenommen haben. Die Schafherden scheinen es besser zu haben. Das Kameel übrigens und das hier noch gebräuchlichere Dromedar, welches — gleich den Ochsen und Pferden — als Transportthier dient, ist kein einheimisches. Es wird

Digitized by Google

aus Persien importirt und je nach Größe und Güte mit 35 bis 80 Rubel bezahlt. Völlig hier einbürgern läßt es sich wegen der Kälte im Winter nicht. Dieselbe erhält sich ja etwa zwei Monate lang auf einer Durchschnittstemperatur von fünf bis zehn Grad, weshalb auch die Kamelbesitzer diese ihre Thiere für den Winter völlig in Filzdecken einnähen. Es kommen aber auch Jahre vor, wo die Temperatur nach Weihnachten vorübergehend bis auf 20 Grad unter Null sinkt. Diese scharfe Kälte ist um so empfindlicher, als keine mildernde Schneedecke die Erde bedeckt, sondern statt ihrer der endemische Steppenwind mit seiner Sandstaub-Geißel über die nackte Landschaft dahinfährt.

Professor R. Virchow über Land und Leute in Aegypten.

Nachdem Professor R. Virchow bereits vor dem Bonner Anthropologen-Kongresse und anderweit über die Ergebnisse seiner mit F. Schliemann unternommenen ägyptischen Reise Bericht erstattet hatte, that er dies im November v. J. in einem zusammenfassenden längeren Vortrage auch vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde. Zwei Probleme, führte er aus, haben ihn vor allen Dingen nach dem Nil-Lande gelockt: Kein Land berechtigt von vornherein mehr zu der Hoffnung, daß in ihm die Anfänge der Menschheit überhaupt liegen, als Aegypten, mit seiner reich entwickelten Tertiärformation und seiner uralten Geschichte. Zugleich aber scheint auch kein anderes Land so vorzügliche Gelegenheit darzubieten, in exacter Weise zu untersuchen, welchen Einfluß die „Medien" und insbesondere das Klima auf die Rassenumwandlung und Rassenentwickelung haben. — Das Nilthal ist eine langgestreckte Insel im Meere der Wüste, und die insulare Abgeschlossenheit, in der seine Bewohner und seine Kultur sich entwickelten, müßte die Lösung jener Probleme eigentlich noch bedeutend erleichtern. Insulare Bevölkerungen zeigen ja am häufigsten Abweichungen vom Typus der großen Kontinentalbevölkerungen, und sie haben daher dazu gedient, daß man schon lange vor Darwin den Satz von der Veränderung der Typen durch die Einwirkungen der Medien — besonders des Bodens und des Klimas — aufgestellt hat. Es ist bisher aber empirisch nicht nachgewiesen worden, daß durch verändertes Klima ein weißer Mann schwarz, oder ein langköpfiger Typus kurzköpfig geworden sei. Aegypten sollte nun dafür ein guter Prüfstein sein können. — So vieles auch noch an der ägyptischen Chronologie dunkel sein mag, die Thatsache steht fest, daß zur Zeit des trojanischen Krieges, der bei den abendländischen Völkern den Uebergang von der prähistorischen zur historischen Entwickelungsstufe bezeichnet, — daß zu dieser Zeit die gewaltigsten Herrscher in Aegypten lebten, daß sie ein großes, wohlgeordnetes und civilisirtes Staatswesen geschaffen hatten, und daß aus dieser Zeit nicht nur die herrlichsten baulichen Monumente, sondern auch die reichsten schriftlichen Aufzeichnungen erhalten sind. Viele der letzteren reichen sogar noch drei Jahrtausende weiter rückwärts. In den Statuen, den plastischen und gemalten Darstellungen der Tempelwände, den unerschöpflichen Reichthümern der Gräber sehen wir zahlreiche Zeugnisse für die Erscheinung der Menschen, Thiere und Pflanzen unmittelbar aus der Zeit, in der sie lebten. Der Reichthum und die Anschaulichkeit dieser Hinterlassenschaft wird selbst von derjenigen Indiens und Babyloniens nicht erreicht.

Die einwirkenden Medien blieben in Aegypten in der ganzen langen Zeit im wesentlichen dieselben, und die eingetretenen Veränderungen sind mehr nur lokaler Art. Das Nilpferd wird heute nicht mehr im Nildelta gejagt, das Krokodil mich neuerdings selbst aus Oberägypten, und ähnlich sind der heilige Ibis, die Papyrusstaude, der Lotos verschwunden, — schwerlich aber durch das veränderte Klima. Ein nicht zu unterschätzendes veränderliches Element in der Einrichtung des Landes ist der lebenspendende, alles beherrschende Nil. Seine Ueberschwemmungen fehrten freilich wieder, so lange es eine ägyptische Geschichte giebt, und sie schaffen die Voraussetzungen des Pflanzen-, Thier- und Menschenlebens. Schon Menes, der erste historische König, suchte sie durch große Wasserbauten zu regeln, und die Jahrtausende nach ihm setzten seine Arbeit fort. Das Delta wurde dadurch aus einem Sumpfe ein reiches Fruchtland, der Sandstreifen des Nilufers ein Getreidefeld. Den Strom selbst haben diese Veränderungen aber nicht zu verändern vermocht, und sie sind nicht einmal immer seinen natürlichen Veränderungen nachgekommen. Jedes Jahr erhöht der Fluß durch gewaltige Schlamm- und Sandablagerungen sein Bett und seine Ufer, und die Schwierigkeit, sein Wasser in gleichmäßiger Weise über das Land zu vertheilen, wächst dadurch mehr und mehr. Manches große Werk der Vorfahren — wie z. B. den Mörissee in Fayum, dessen Lage kaum noch zu bestimmen ist — haben die Nachkommen auch nachlässig in Verfall gerathen lassen. — Unter den natürlichen Veränderungen in historischer Zeit ist die größte wohl diejenige, die Nubien betroffen hat. Bei den Ruinen der alten Feste Semna und Kumme, oberhalb des zweiten Kataraktes, sind nicht sehr fern von dem heutigen Wadi Halfa, Ufeg die Fluthhöhe des Nils zur Zeit Usurtasens III — reichlich zwei Jahrtausende vor Chrystus — 22 Fuß höher als heute. Daß damals so viel mehr Wasser aus den abessynischen Gebirgen herbeigeströmt sei, ist nun nicht wahrscheinlich. Eher muß der Strom damals Hindernisse seines Laufes gehabt haben, die heute nicht mehr vorhanden sind. Unterhalb des zweiten Kataraktes sind ähnliche Veränderungen wahrnehmbar. Alte Tempel sind dort versandet, um die Trümmerfelder von Städten und Dörfern breitet sich die Wüste aus, und die Alluvialebene der Gegend liegt gegenwärtig nach Lemoine's Nivellement fünf bis sechs Meter über der Inundationshöhe. Wahrscheinlich war die Stromschnelle von Kalabsche, weiter stromab, einst ein Kataraft, der den Abfluß hinderte. Einst bestand auch um die Insel des Tempels von Dakkah herum ein großer See, der gleichfalls verschwunden ist. Oberhalb des ersten Kataraktes ist früher einmal ein starker Stromarm weiter östlich, um den Steninseln herum, nach Assuan geflossen, und ähnliches war auch der Fall in Oberägypten, oberhalb Theben ꝛc. Hochgelegene Terrassen von Nilschlamm, die an den betreffenden Stellen liegen, bezeugen es. Aehnliche Veränderungen, wie sie sich in den historischen Zeiten vollzogen haben, sind sicherlich auch in den vorhistorischen Zeiten vor sich gegangen.

Was den Menschen betrifft, so ist aus Aegypten kein einziger prähistorischer Schädel bekannt. Nur Mannfakte aus Kiesel, Jaspis und Hornstein sind aus dieser Zeit übrig geblieben und verrathen, daß es auch in diesem Lande vorhistorische Menschen gegeben hat. Jede anthropologische

Digitized by Google

Betrachtung bezüglich Aegyptens hat sich also lediglich an die historischen Zeiträume zu halten, und für diese Zeiträume scheint es als sicher gelten, daß das Klima im wesentlichen dasselbe war, wenn sich auch früher an manchen Orten Seen befanden, wo heute keine mehr sind, und wenn auch der Hochwasserstand des Nil sich in gewissen Gegenden allmählich anders gestaltete als ehemals. Schweinfurt leitet aus dieser Beständigkeit den Gedanken ab, „daß Menschen, welche die Nilufer fortzugend bewohnten, immer wieder zu dem von der Natur einmal bedingten Typus sich umgestaltet hatten, wenn auch ursprünglich ihnen ein anderer vorgezeichnet worden war". Das Rind soll durch Seuchen wiederholt gänzlich aus dem Lande verschwunden und durch neue Rassen von Norden, Osten und Süden ersetzt worden sein, und nach wenigen Generationen soll es immer wieder die charakteristischen Merkmale der ägyptischen Rasse angenommen haben, so daß die heutige noch genau derjenigen der alten Tempelbilder entspricht. Damit wäre die These allerdings bewiesen, daß die Medien den Typus bilden. Bei näherer Betrachtung liegt die Sache aber nicht so einfach und sicher. Die Domestikation bringt auch zu viele andere Bedingungen zu den Medien hinzu, und dies erschwert noch die Entscheidung über die Frage, so daß sie bei der Untersuchung über den Menschen am besten ganz außer Betracht bleibt.

Da ist zuerst die beständig wiederholte Behauptung, der heutige Aegypter habe noch denselben Typus wie der alte Aegypter, nur zum Theil wahr. Der traniologische Typus war mindestens ein anderer im alten, als im mittleren und neuen Reiche. Die Schädel aus dem alten Reiche sind durchgängig, die aus dem neuen und aus der Gegenwart dagegen langköpfig oder von mittleren Verhältnissen (mesocephal [1]). Freilich ist die Zahl der sicher bestimmten Schädel aus dem alten Reiche, die untersucht werden konnte, nur eine kleine. Die Bildhauer des alten Reiches legten aber ihren Kunstwerken den kurzköpfigen Typus gleichfalls zu Grunde. — Bezüglich der Kunstwerke hat man zu bedenken, daß die Steinbilder und Wandgemälde niemals Porträts waren, sondern daß sie nach einem gewissen Schema und Kanon gearbeitet wurden. Deshalb ist aus ihrer Betrachtung auch lange nicht so viel über die Frage der Persistenz des ägyptischen Typus zu schließen, als daraus herkömmlicher Weise geschlossen worden ist. Wie weit der Kanon der Wirklichkeit entsprochen hat, vermag man ja nicht zu sagen, jedenfalls geht er aber sehr weit zurück. Eben dadurch, daß der Realismus frühzeitig durch den Schematismus in der Kunstausübung besiegt wurde, erklärt es sich, daß die Skulptur im alten Reiche auf höchsten gestanden, und seither nur Rückschritt gemacht hat. Zuweilen mögen stark hervortretende Individual-Eigenschaften in den Kunstwerken zum richtigen Ausdrucke gekommen sein, nichtsdestoweniger sind sie aber ungeeignet, als Grundlage ethnologischer Untersuchungen zu dienen.

Ein vortreffliches Vergleichsmaterial zwischen den Leuten von einst und jetzt bietet dagegen die Mumien dar, und da ergiebt sich allerdings eine wesentliche Concordanz der körperlichen Bildung. So viele Eroberer auch über das Land dahin gegangen, und so viele Einwanderer in das Nilthal eingedrungen sind, der Gesammttypus der Bevölkerung ist seit dem Beginne des neuen Reiches derselbe geblieben. Die Frage, ob die Bevölkerung des alten Reiches ihren Typus durch die Einwirkung der Medien oder durch Einwanderung geändert hat, ist zunächst nicht zu entscheiden, das letztere ist aber das wahrscheinlichere. Es wirkten sich wohl ebenso wie bei uns verschiedene Elemente, und das stärkere gewann allmählich die Oberhand.

Auch bei der Frage nach Haustarbe und nach der Beschaffenheit des Kopfhaares ist nicht viel aus den alten Denkmälern zu entscheiden; denn auch in dieser Beziehung herrschte bald ein fester Schematismus. Das Haar ist stets schwarz wie die Iris des Auges, und es ist nicht sehr zu bezweifeln, daß die Bevölkerung thatsächlich immer schwarzhaarig war. Der Körper wird dagegen immer roth oder rothbraun gemalt, ohne daß die Aegypter jemals Rothhäute waren. Bei den Frauen ist die Hautfarbe immer gelb, und infolge der anderen Lebensweise sind die Frauen auch noch im heutigen Aegypten sehr auffällig heller als die Männer. Hierbei ist wirklich eine Einwirkung der Medien zu konstatiren, und eben dasselbe ist auch oft möglich an den verschiedenen Stellen eines und desselben Körpers. Diese Veränderlichkeit der ägyptischen Hautfarbe durch die Medien ist ein Moment, das uns zwingt, die Aegypter von den Negern zu trennen, sie zu den hellfarbigen nördlichen Stämmen zu stellen — zum hybischen und semitischen. Der Neger ist nicht durch Sonnenbrand schwarz (bezw. braun), und er wird nicht heller, wenn er bedeckt und dagegen gestählt ist, seine Farbe ist vielmehr unveränderlich und erblich, und dadurch Rassenmerkmal. Dazu besitzen die Aegypter auch niemals das Wollhaar und das Gesichtsprofil des Negers. Die Statuen und Bilder können auch zu dieser Beziehung zu Täuschungen führen, sie stellen vielfach kurz gelockerte oder raürte oder mit künstlichen Haarauffätzen bedeckte Köpfe dar. Die Mumien liefern aber auch in dieser Beziehung ein vorzügliches Material für die Entscheidung. Das Mumienhaar ist schlicht, wellig, lockig, bisweilen kraus, nie aber wollig, so daß man die ägyptische Rasse als eine schlichthaarige zu bezeichnen hat. Bezüglich des Profils unterscheiden schon die alten Wandbilder — obwohl ebenfalls schematisch — den ägyptischen Typus von dem Negertypus sehr streng. Die alten Schädel besitzen zuweilen eine mäßige alveolare Prognathie, dieselbe geht aber nicht über das Maß hinaus, das wir an europäischen Schädeln wahrnehmen.

Eine Umbildung des Negertypus in den ägyptischen kann durch nichts erwiesen werden. Eher sind die Aegypter zu den Berbern zu stellen, die mit ihnen in der Hautfärbung und Behaarung, sowie in der Kopf- und Gesichtsbildung manches Uebereinstimmende haben, und die Berber wieder sind den sogenannten Nubiern — den Ababde, den Bischarin, den Hadendoa und den Halenga — verwandt. Lepsius nannte die Nubier Kuschiten und unterschied ihre Sprache von der hamitischen. Anthropologisch ist eine Grenze zwischen den Kuschiten und Hamiten aber nicht zu ziehen, sondern beide gehören in dieser Hinsicht zu einer Gruppe, von der sich die einzelnen Stämme allmählich loslösten. Die Aegypter haben dies ohne Zweifel sehr frühe gethan, und sie besaßen dann bald einen festgefügten Staat, der den Angriffen der Wüstenstämme widerstehen konnte. Mit den Nubiern war dies nicht der Fall, und das Land oberhalb des ersten Kataraktes fiel auf diese Weise den Wüstenstämmen zur Beute, die beständig nach dem Strome hindrängten. Die ursprüngliche Verwandtschaft hinderte die Berber und Nubier ja nicht, sich unter einander zu bekriegen und zu verdrängen.

[1] Professor Virchow hat sich darüber in einer Abhandlung vor der Berliner Akademie der Wissenschaften ausführlicher verbreitet.

Digitized by Google

Kürzere Mittheilungen.

Die Andamanen.

Aus einem Vortrage, den der englische Marine-Offizier Cadell im Januar dieses Jahres vor der Schottischen Geographischen Gesellschaft hielt, entnehmen wir folgende Charakteristik der Andamanen und ihrer Bewohner.

Die Szenerie der Inseln ist prächtig schön. Bis an das Meer sind sie mit einer üppigen Vegetation bekleidet. Herrliche Waldbäume, die eine Höhe von zweihundert Fuß erreichen, erheben sich unweit des Ufers, die einen mit geraden, silberweißen Stämmen und schirmähnlichen Kronen, die anderen von unten bis oben mit Schlingpflanzen umwunden. Palmen, Rotangs und Rohr von verschiedener Art vermischen sich mit den Waldbäumen und bilden zu diesen schöne Kontraste in Form und Farbe. Das Wasser an den Ufern ist tief und klar, und indem man auf dem Schiffe zwischen den Inseln dahinfährt, erblickt man unter sich die Korallenbänke. Ohne sie gesehen zu haben ist es schwer, sich eine Vorstellung der Pracht des reichen Thier- und Pflanzenlebens in diesen schönen unterirdischen Gärten zu machen. Bei seinen verschiedenen Fahrten nach den Andamanen bemerkte Herr Cadell von Jahr zu Jahr eine sichtliche Abnahme der Bewohner, wovon die Hauptursache augenscheinlich in den Verwüstungen, welche Lungenentzündungen und Syphilis anrichten, zu suchen ist. Kaum eine Frau unter zwölf hatte Kinder, und die Sterblichkeit unter den wenigen, die geboren wurden, war eine sehr große. Ohne Zweifel ist die Rasse im Aussterben begriffen, und in 25 bis 30 Jahren werden wahrscheinlich keine mehr am Leben geblieben sein, außer auf Klein-Andaman, wo die Einwohner den verderblichen Einflüssen der Civilisation weniger ausgesetzt gewesen sind. Die Eingeborenen sind munntere, liebenswürdige kleine Leute, die Berührung mit den Europäern hat aber ihre Moralität nicht verbessert. Im Naturzustand sind sie ehrlich und wahrheitsliebend, freigebig und selbstverleugnend. Bei der Mahlzeit bezeugen sie ihre Höflichkeit dadurch, daß sie die besten Bissen herausfischen und sie sich gegenseitig in den Mund stecken. Der Wald und das Meer haben sie immer reichlich mit Nahrung versorgt, und darum ist es nicht zu verwundern, wenn alle Versuche, sie von den Vortheilen des Ackerbaues zu überzeugen, ohne Erfolg geblieben sind — obwohl sie den Reis und Mais, den sie gelegentlich zu sehen bekommen, sehr zu schätzen wissen. Ueberhaupt sind sie große Omnivoren, und Früchte, Wurzeln, Fledermäuse, Ratten, fliegende Fische, Iguanas, Seeschlangen, Mollusken, Wildschweine, Fische, Schildkröten, sowie auch Käferlarven sind gepriesene Speisecartikel.

Die Verbrecherkolonie zu Port Blair auf der Ostküste von Süd-Andaman ist wahrscheinlich die größte der Welt und beherbergt gewöhnlich ungefähr 1200 Sträflinge. Etwa dreiviertel dieser Zahl sind zu lebenslanger Deportation verurtheilt, die übrigen zu siebenjähriger oder längerer. Davon sind fünfundsechszig Prozent Hindus, fünfundzwanzig Prozent Mohammedaner und der Rest in der Hauptsache Buddhisten aus Birmah. Sie kommen aus allen Theilen Indiens und Birmahs und bilden den Auswurf von 250 Millionen Menschen, aber die Unterschiede in ihren Nationalitäten, Sprachen und Kasten dienen als eine Sicherheit und verhüten die Wahrscheinlichkeit irgend welches Zusammenwirkens.

Die britischen Indier in Ostafrika.

Ueber die Kolonisation Ostafrikas von Asien aus äußerte sich neulich Herr H. Johnston, der englische Consul in Portugiesisch Ostafrika, in einem Vortrage etwa wie folgt:

Es ist beinahe sicher, daß die ersten menschlichen Einwanderungen in Afrika ihren Ausgang in Asien genommen haben. Zweifellos hat sich der Ursprungsherd der Negerrasse in Südasien befunden. Die ersten Auswanderer von Asien nach Afrika gehörten den niedrigsten Negerstufen an, und auf sie folgten allmählich Neger und Negritos — die niedrigeren Rassen immer den höheren vorausgehend.

Nachdem Herr Johnston die Entwickelung des ozeanischen Verkehrs zwischen Asien und Afrika durch die Phönizier, die Araber und die Arier des westlichen Indien in Betracht gezogen, ging er auf die freiheitsliebende persische Einwanderung und auf die persischen Ansiedelungen der ersten Hälfte der christlichen Aera ein. Er führte aus, wie die Araber, in zwei aufeinander folgenden Epochen, die persischen Kolonien überwältigten, um dann später selbst den portugiesischen Eroberern zu unterliegen. Darauf besprach er die erste englische Intervention in den ostafrikanischen Angelegenheiten im Jahre 1822. Es läßt sich schwer feststehen, wann die ersten Händler aus Indien sich in Zanzibar niedergelassen haben, aber vor der Ankunft der Portugiesen waren sie aller Wahrscheinlichkeit nach in keiner großen Zahl vorhanden. Der Schutz und die Unterstützung, welche die Ostindische Gesellschaft den indischen Unterthanen im Auslande gewährte, überzeugte die Indier zum ersten male von den Vortheilen, die sie unter der britischen Herrschaft genossen, und sie widmeten sich alsbald mit einem solchen Eifer der Ausbeutung von Zanzibar, daß sie anfang des Jahrhunderts den ganzen lokalen Handel in den Händen hatten und als die finanziellen Rathgeber und Beamten der arabischen Herrscher zu bedeutendem Einflusse gelangt waren. Indische Kaufleute hatten bis 1885 die Zölle von Zanzibar gepachtet, und ihnen ist auch der ungeheure Aufschwung in dem Handel dieses Gebiets vorwiegend zu verdanken.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts betrug die Zahl der britischen Indier in Zanzibar kaum tausend, jetzt ist sie bis auf siebentausend gestiegen. Die britisch-indischen Kolonisten und Händler in dem Sultanat von Zanzibar lassen sich auf folgende Weise eintheilen: Hindus (ungefähr 1000), Parsi (100), Khojas (4000) und der Rest (1900) ist aus Bohras und Memons zusammengesetzt. Unter der Abtheilung Hindus sind beinahe ausschließlich Bhattios oder Bawanen aus Kutsch zu verstehen, die schon zur Zeit der ersten portugiesischen Besucher augenscheinlich die wohlhabendsten und unternehmungslustigsten unter den ausländischen Kaufleuten in Zanzibar gewesen sind. Durch ihre Aufrichtigkeit im Handel, durch ihre Sparsamkeit und Ausdauer, sowie durch die Unfähigkeit der Araber — in Zanzibar wie auch anderweit — im Rechnen und im Führen von Geldgeschäften, haben sie großen Einfluß im Lande gewonnen und werden hoch geachtet. Es ist kein Geheimniß, daß ein großer Theil der augenblicklichen Schwierigkeiten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft aus der Unklugheit ihrer Beamten entstanden ist, indem dieselben den plötzlichen und ungeschickten Versuch machten, die Indier aus ihrer überlegenen Stellung im Handel zu verdrängen, wodurch die indische Stimmung eine der Erweiterung des deutschen

Digitized by Google

Regiments feindliche geworden ist. Ueberall, wo einem an der Küste ein Banyan begegnet, hat man es gleichzeitig mit einem Bankier zu thun und dieselben besitzen ein so unbegrenztes Vertrauen in die Ehrlichkeit der Engländer, daß sie bereit sind, große Summen auf einfache Schuldverschreibungen zu diskontiren. Die wenigen Fälle, in denen dieses Vertrauen von europäischen Reisenden mißbraucht worden ist, sind durch die Beiträge der Haupt-Kaufleute in Zanzibar wieder gedeckt worden, weil es denselben so wichtig erschien, den Glauben der Banyanen an die europäische Ehrlichkeit aufrecht zu erhalten. Die mohammedanischen Inder von Zanzibar sind hauptsächlich durch die Khojas vertreten, deren besondere mohammedanische Sekte, die von dem berühmten Aga Khan beherrscht wird. Der schlimmste Zug bei den Khojas ist bekanntlich das Ausüben des geheimen Meuchelmordes, es giebt aber geschente und ehrliche Männer darunter, welche solche Verirrungen mit Abscheu betrachten und die Verbreitung der Bildung unter ihren Glaubensgenossen befürworten.

Zum Schluß sagte Herr Johnston, daß er entschieden der Meinung sei, daß das afiatische Element unter der civilisirten oder halbcivilisirten Bevölkerung der Ostküste Afrikas eine sehr bedeutende Rolle spielen werde bei der endgültigen Entwickelung des Erdtheils. Er freute sich zu bemerken, daß unter den anderen klugen und verständigen Gesichtspunkten in der Politik der neuen Britischen Gesellschaft, welche einen beträchtlichen Theil des Zanzibarstaates im Namen des Sultans zu verwalten hat, die Unterstützung der britisch-indischen Einwanderer ein wesentlicher sei. F.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Zahl der Seeschiffahrts-Kanal-Projekte, welche man in England diskutirt (Vergl. Globus, Bd. 54, S. 176), vermehrt sich noch beständig. Als besonders wichtig und aussichtsreich dürfte darunter das Forth-Clyde-Kanal-Projekt gelten. Es handelt sich dabei im wesentlichen nur um eine Umgestaltung des bereits bestehenden und etwa vor 100 Jahren angelegten Kanals. Derselbe geht von Grangemouth (am Forth) nach Bowling (am Clyde), ist 56 km lang und überwindet die Steigung von 46 m durch 39 Wehr-Anlagen. Seine gegenwärtige Tiefe beträgt aber nur 2,7 m. Für große Seeschiffe hinreichend vertieft und verbreitert, würde er die geradeste Verbindung zwischen Nordamerika und den Ländern an der Ostsee sowie an der nördlichen Nordsee herstellen. Da der Kanal den mineral- und industriereichsten Theil Schottlands durchschneidet, so würde auch der Eigenhandel Schottlands viel dadurch gewinnen können. Außerdem würde der Kanal zu Zeiten eine hohe strategische Bedeutung haben. Die Kosten des Baues werden auf zwei Millionen Pfd. Sterl. veranschlagt.

— Die schon mehrmals angeregte Errichtung einer meteorologischen Station auf dem höchsten Gipfel des Krimschen Küstengebirges — dem Tschatyr-Dagh (1540 m) — wird, nachdem sich der Akademiker Dr. Wild, Vorstand des physikalischen Observatoriums zu St. Petersburg, der Sache angenommen hat, im Jahre 1889 zur Ausführung kommen.

— In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts wurde im mittleren Ural, nicht weiter von Jekaterinenburg, ein Lager von Nickelerz entdeckt, das noch heutigentags wegen Mangel an Kapitalien nicht in der gehörigen Weise ausgebeutet wird. Und doch übertrifft die Mächtigkeit dieses Lagers (nahezu 7½ m) alle sonst auf der Erde bekannten, so daß eine großartige Produktion des so wichtigen Metalles hier für die Zukunft in Aussicht steht.

Asien.

— Die kleinen Kriege, welche die Engländer ohne große Ruhepause bald hier bald dort an den Grenzen ihres Indischen Kaiserreiches führen, versprechen der geographischen Wissenschaft wieder eine Reihe von guten Früchten zu tragen. So ist im unmittelbaren Gefolge des sogenannten Black-Mountain-Krieges, der noch kaum als beendet angesehen werden kann, eine neue topographische Aufnahme des Indus-Thales und der Gebirge in der Gegend seines großen Knies einhergegangen, und wird sich auf diese und die vorangegangenen älteren Aufnahmen eine erste genaue Karte des Landstriches zwischen Derbend, Amb, Hansa und Nagar gründen. Ebenso ist unsere Kenntniß von Sikkim durch den tibetanischen Grenzkrieg bedeutend gefördert worden, und auch in dieser Richtung stehen interessante Publikationen zu erwarten.

— Neben anderen Fundstätten der Jade hat für China, wo dieselbe noch gegenwärtig mannigfache Verwendung findet, auch Birmah bis vor kurzem eine große Rolle gespielt. Man fand das Mineral daselbst als Fluß-Geschiebe, besonders im Mogoung-Distrikte (in Oberbirmah), und die Händler aus Yünnan und Kanton zahlten dafür in Bhamo hohe Preise. Allmählich sind die Geschiebe aber sehr selten geworden, und man hat deshalb begonnen, den anstehenden Fels auf Jade zu bearbeiten. Das so gewonnene Material zeigt sich indeß sehr spröde, und außerdem hält es auch nicht seine Farbe, so daß man auf dem chinesischen Markte nichts damit zu thun haben will.

— Unter den Hilfsquellen Oberbirmahs hat die Kautschukproduktion rasch eine hohe Bedeutung erlangt, und dieselbe wird gegenwärtig von chinesischen und englischen Gesellschaften im Gebiet des Tschindwin-Flusses sowie in dem Mogoung-Distrikte sehr schwunghaft betrieben. Der den Kautschuk liefernde Baum ist die bekannte Ficus-Art (Ficus elastica), die bei uns unter dem Namen „Gummibaum" als Zierpflanze dient, und die in den birmahnischen Wäldern eine gewaltige Größe erreicht. In der Zeit der Kautschuk-Ernte (November bis Juni) werden die Bäume von den Sammlern alltäglich angezapft, und das Produkt wird auf dem Tschindwin-Flusse nach Kendat verschifft. Das Gewerbe der Sammler ist gewinnbringend, aber sehr gesundheitsgefährlich.

Afrika.

— Robert Harvey hat vor kurzem eine Bootfahrt auf dem Tana-Flusse unternommen und ist dabei 220 engl. Meilen stromaufwärts gelangt. Die Angaben Denhams von der guten Schiffbarkeit des Tana und von der Fruchtbarkeit seines Uferlandes wird durch den englischen Reisenden bestätigt. Die barmlosen Bayokomo treiben entlang dem Flusse Ackerbau, werden aber in ihrer friedlichen Beschäftigung vielfach von den Gallas und Somalis beeinträchtigt.

— Da der Hauptmann H. Wißmann als deutscher Reichskommissar mit der Leitung der Landoperationen

Digitized by Google

gegen die ostafrikanischen Aufständischen betraut worden ist, so hat das deutsche Emin-Pascha-Komite Dr. Karl Peters an die Spitze der deutschen Emin-Pascha-Expedition gestellt, und dieser Herr soll sich nunmehr unverzüglich nach Zanzibar begeben, um sich daselbst definitiv über die einzuschlagende Route zu entschließen. Von anderen Mitgliedern der Expedition, die sich zum Theil bereits in Ostafrika befinden, nennt man Dr. Bley, Lieutenant Ehlers, O. Borchert ꝛc.

— Ueber die Frage der Unterdrückung des afrikanischen Sklavenhandels äußerte sich A. Merensky — der bekanntlich lange Zeit in Südostafrika als Missionar wirkte — vor einer Versammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft etwa folgendermaßen: Sklaverei und Sklavenhandel sind erst durch andere Völker nach Afrika gebracht worden, und bei vielen afrikanischen Stämmen herrscht die Sklaverei in keinem höheren Maße, als sie einst bei unseren eigenen Vorfahren zu Hause gewesen ist. Der Afrikaner ist ein Sklave seines Häuptlings, indessen ist die Despotie des letzteren meist durch die Volkssitte bedeutend beschränkt, und ein gewisses Maß von Freiheit hat jeder Unterthan. Die Greuel der heutigen Sklavenjagden kommen ausschließlich auf die Rechnung der Mohammedaner. Ein gewaltsames Vorgehen im Sinne des durch den Kardinal Lavigerie befürworteten Kreuzzuges ist aber nicht zu rathen. Die ungeheure Verantwortlichkeit eines derartigen Unternehmens könnte niemand tragen, und dergleichen abenteuerlichen Züge in das Innere Afrikas sind stets gescheitert. Eine gewisse Gewalt können die einzelnen christlichen Mächte anwenden: England kann und soll dem Mahdi Westafrikas (Ex Sensib) und dem Mahdi-Kalifen am Nil thatkräftig entgegentreten, der Kongostaat soll seine Macht am oberen Kongo fest begründen, und Portugal soll seinen Unterthanen in Bihe, Mossamedes, Tete und Sena den Sklavenhandel ernstlich verbieten, wie Frankreich durch seine Flagge Sklavenschiffe nicht mehr decken darf. Deutschland ist seine Aufgabe in Ostafrika vorgezeichnet. Alle Mächte würden zunächst die Stämme zu unterstützen haben, welche noch übrig sind, den Mohammedanern Widerstand zu leisten. Solchen Stämmen müßten Feuerwaffen und Munition geliefert werden, da der Verkauf von Feuerwaffen und deren Verbreitung in Afrika dem Frieden nicht gefährlich ist. Starke Stämme werden nicht stärker durch den Besitz dieser Waffe und schwache Stämme werden durch ihn erst fähig, sich zu vertheidigen. Nur den Feinden — den Arabern und ihren Freunden — soll man die Zufuhr von Munition abschneiden. Dagegen ist das Verbot aller und jeder Sklavenausfuhr aus Afrika entschieden zu billigen, nur müßte die Frage erledigt werden, was aus den befreiten Sklaven werden soll. Es liegt im Interesse der Leute selbst, daß man sie nicht ohne weiteres laufen läßt, und auf den Missionen, denen man sie zuweist, sind sie nur eine Last. Sehr zu empfehlen ist eine von reichswegen zu begründende Kolonie von solchen Leuten, durch welche Deutschland zugleich festen Fuß fassen könnte an der Ostküste.

— Der Distriktsvorsteher Milsom hat einen amtlichen Bericht über die englische Besitzung Lagos verfaßt, der ein gutes Urtheil über die Ansichten und Erfolge der europäischen Kulturbestrebungen in Westafrika gestattet. Die Bevölkerung des westlichen Lagos, die sich durch Zuwanderung von Flüchtlingen aus den Nachbarländern beständig vermehrt, besteht in der Hauptsache aus Popos, Nombos und Hauffas. Die Popos betreiben Fischerei, Waldausbeutung und Landbau, lieben aber keinerlei dauernde Anstrengung dabei, die Nombos sind Händler, und die Hauffas liegen dem Landbau und der Palmölgewinnung ob. Der mohammedanische Theil der Bevölkerung ist viel industriöser und unternehmender als der heidnischbestandene. Zu Betrügereien und Uebergriffen in den Rechtskreis des Nächsten neigen alle, und ebenso auch einer großen Starrheit der Routine. Die Fischerei wird nur in den Lagunen betrieben, da man starke Boote zur Ueberwindung der Brandung nicht baut. Der Landbau ist namentlich durch die katholische Mission zu Badagry, sowie durch den englischen Regierungsbeamten im Frah-Reiche, in beträchtlichem Umfange auf eine bessere Grundlage gestellt worden. Leider hat aber gleichzeitig mit dem Wohlstande auch das Branntwein- und Palmweintrinken sehr zugenommen, und die Frah-Hauptstadt Katonu ist dadurch in sichtlichem Verfalle. Der Wald könnte bei rationeller Bewirthschaftung zweifellos einen viel höheren Ertrag geben, als es thatsächlich der Fall ist. Sehr wünschenswerth wäre die Herstellung guter Straßen.

Australien und Polynesien.

— In der Kolonie Westaustralien ist am Irwin R., welcher unter 29° 15′ südl. Br. und 114° 57′ östlich von Gr. mündet, ein allem Anscheine nach sehr werthvolles Kohlenlager aufgefunden worden. Es liegt nur 15 engl. Meilen (28 km) von der Midland-Eisenbahn, welche jetzt von der von Perth auslaufenden Ostbahn nach Norden zu im Bau begriffen ist.

Bücherschau.

— D. Kaltbrunner und E. Kollbrunner, Der Beobachter. Allgemeine Anleitung zu Beobachtungen über Land und Leute für Touristen, Exkursionisten und Forschungsreisende. 2. Auflage. Zürich 1888. Wurster u. Co. — Dieses ausgezeichnete Buch hat sich in seiner ersten Ausgabe bereits so viele Freunde erworben, daß es beinahe überflüssig erscheint, etwas zur Empfehlung seiner zweiten, revidirten und vermehrten Auflage zu sagen. Ein großer Vorzug desselben vor anderen ähnlichen Werken ist sein Eingehen auf das Elementare und seine Einführung in die unmittelbare Praxis des wissenschaftlichen Beobachtens und Forschens. Es ist auf diese Weise auch selbst für solche Reisende ein guter Rathgeber, die keinerlei fachmännische Vorbildung besitzen, während die Fachleute sich wenigstens bequem über die zweckmäßigsten Beobachtungs-Methoden solcher erd- und völkerkundlichen Zweig-Disciplinen darin unterrichten können, die ihnen ihrem Studiengange nach ferner gelegen haben. Daß auch Laien durch das Buch in den Stand gesetzt werden, brauchbare Bausteine zum Aufbau der wissenschaftlichen Geographie und Ethnologie herbeizutragen, wird man nicht gering anschlagen dürfen, wenn man bedenkt, welchen Prozentsatz das Laienpublikum in den geographischen und anthropologischen Gesellschaften bildet, und welche Rolle das Antiquitätenthum in den betreffenden Wissenschaften bisher gespielt hat. Zahlreiche Illustrationen und Diagramme, sowie Pläne und Kartenproben erleichtern das Verständniß der in dem „Beobachter" enthaltenen Ausführungen.

Inhalt: H. Seidel: H. Wißmann's Kassai-Expedition. (Schluß. Mit zwei Abbildungen.) — Dr. G. Dierckx: Ein Ausflug nach Andorra. II. (Mit vier Abbildungen.) — Alfred Christoph: Bunte Bilder aus der südöstlichsten Ecke des europäischen Rußland. (Schluß.) — Professor R. Virchow über Land und Leute in Aegypten. — Kürzere Mittheilungen: Die Andamanen. — Die britischen Inder in Ostafrika. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien und Polynesien. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 9. Februar 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Von Santa Fe nach Taos.

Von Dr. Gustav Brühl.

(Mit drei Abbildungen.)

Kaum giebt es auf dem amerikanischen Kontinente für archäologische und ethnologische Studien ein lohnenderes Feld als Neumexiko. Zieren auch die mehr südlichen Länder, namentlich Yucatan und Peru Ueberreste schönerer und großartigerer Bauwerke, so finden wir doch hier die Urbewohner noch theilweise in ihren alten Stammsitzen, ihre Religion, ihre Regierungsform und ihre Sitten haben sie theilweise bewahrt, und die etwaigen Wandlungen lassen sich an der Hand von Urkunden seit der Conquista geschichtlich verfolgen. Somit kann der Forscher sich ein annähernd getreues Bild der früheren Zustände entwerfen und — was nicht hoch genug angeschlagen wird — ein besseres Verständniß der alten spanischen Quellen bezüglich der südlichen Länder erwerben.

Unterhalb der von Oñate im Jahre 1605 auf zwei verlassenen Indianerdörfern gegründeten Stadt Santa Fe treffen wir die Queres in den Pueblos Santo Domingo, Cochiti, San Felipe, Santa Ana und Cia, die mit den Pecos verschmolzenen Jemes, die Tanos in Isleta und Sandia, und südwestlich der Laguna, Acoma und Zuñi. Oberhalb der Hauptstadt hausen die Tehuas in den Pueblos Tesuque, Pohuaque, Rambé, Santa Clara, San Ildefonso und San Juan, und weiter hinauf gegen Norden die Picuris und Taos. Das Dorf der letzteren zählt mit Acoma und Zuñi zu den interessantesten Indianer-Pueblos Neumexikos.

Da ich auf einer früheren Reise die unteren Pueblos nebst Zuñi besucht hatte, so gedachte ich mich diesmal gen Norden zu wenden, was sein der Vollendung der Denver-Rio-Grande-Bahn eine leichte Aufgabe ist. Zum Glück konnte ich Herrn Bandelier, der jeden Fuß Grund des Territoriums durchwandert und oft Monate lang unter den Brandgesichtern gelebt hat, zur Mitreise bewegen. An einem herrlichen Februarmorgen dampften wir also von Santa Fe auf der engspurigen Bahn zwischen hohen pinienbekränzten Mesas durch die Cañada Ancha in das Cañon des Rio Grande hinab. Ein einzeln stehender Fels — der ein menschliches Gesicht im Profile zeigende Sentinel — hält an der Puerta de la Cañada Wache. Beim Eintritt in das vom nackten Felsen umstarrte enge Thal des Rio Grande begrüßen uns die Gigantes — eine Mesa aus metamorphem Trapp, die die indianische Sage als erloschenen Vulkan bezeichnet. Auf der über den reißenden Fluß führenden Brücke erwartet uns eine malerische Fernsicht. Von der Morgensonne vergoldet, glänzt rechts die schneebedeckte Sierra de las Truchas mit ihrem 13152 Fuß hohen Pik, vor dieser die Santa Fe Range mit dem nur 500 Fuß niedrigeren Baldy (Kahlkopf), und gerade aus die Mesa von Ildefonso, auf der sich die Tehuas im Jahre 1694 gegen den General Diego de Vargas hartnäckig vertheidigten, bis er sie endlich nach Zerstörung ihrer Felder durch Aushungern zur Uebergabe zwang. Am Fuße der Mesa, im weiten fruchtbaren Thale, liegt das gleichnamige Dorf, und weiter hinauf Santa Clara — noch bewohnte Tehua-Pueblos aus Adobehäusern. In der Station Española, einer neueren Niederlassung, beginnt die Denver- und Rio-Grande-Bahn, da die Strecke von Santa Fe bis hierher von der Texas-Santa Fe- und Northern-Railroad betrieben wird.

In einiger Entfernung auf der anderen Seite des Flusses liegt das im Jahre 1695 von Vargas gegründete Santa

Digitized by Google

Cruz de la Cañada, wo sich sogleich 60 spanische Familien niederließen, deren Zahl sich in den nächsten 50 Jahren auf 250 vermehrte, leider aber stationär geblieben ist. Die Einwohner beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht. Eine Strecke weiter passirt man die schmutziggelben Fluthen des in der Nähe der Grenzen von Colorado entspringenden Rio Chama, an dessen Ufern schon im vorigen Jahrhundert die gleichnamige, von 17 spanischen Familien bewohnte Hacienda blühte. Besonders reizend ist die Landschaft an dem oberen Laufe des Flusses. Für den Archäologen hat derselbe insofern Interesse, als in dem von ihm durchströmten Gebiete eine Anzahl Pueblo-Ruinen und eigenthümliche Felsinschriften entdeckt worden sind.

Auf der Station Chamita, wo außer dem Bahngebäude nur vereinzelte Adobehäuser an den Berghängen trauern, erwartete uns Herr Elbodt, ein Westside, der in dem gegenüberliegenden San Juan de los Caballeros ein ausgedehntes Handelsgeschäft betreibt, mit seinem Zweispänner, um uns über die lange hölzerne Brücke nach seiner am Ende des Dorfes auf einer niedrigen Mesa gelegenen und komfortabel eingerichteten Wohnung zu bringen, deren Reiz er durch Anlage eines Gartens am Fuße des Hügels erhöht hat. Es ist ein idyllisches Plätzchen. Entzückt schweift der Blick über die fruchtbaren Felder und Obstgärten im schönen Thale des von kanadischen Pappeln umkränzten Stromes und über die vielgezackten Ausläufer und Pics der Felsengebirge hin.

Sehr werthvoll ist die auf Anregung Bandelier's angelegte Elbodt'sche Sammlung von Alterthümern und Gegenständen aus dem Tehuagebiet, um so mehr, als ihr Besitzer nicht nur die Bezugsquelle, sondern meist auch ihre Bestimmung angeben kann. Darunter befinden sich Fetische mit einem als Herz eingefügten Callaitstücke, Bogen und Pfeile nebst Pfeilstreckern, Steinäxte mit den durch Riemen und Thierhäuten angebrachten Stielen, mit symbolischen Figuren bemalte Thongefäße und Pfeifen, verschiedene Substanzen, aus welchen die Zaubertränke („medicines") angefertigt werden und das Bild des von Wolken und Blitz umgebenen Wassergottes.

Auch an altspanischen Waffen und Gewändern fehlt es nicht. Unter den Thongefäßen fesselt ein Napf besonders die Aufmerksamkeit, der zur Bereitung der „medicines" gebraucht wird. Der obere Rand ist terpentinfarbig gepacht, damit nach indianischem Glauben der Wassergott dort auf- und absteigen kann. Die Wände sind mit symbolischen Figuren, die die Sonne und den aus den Wolken herabfallenden Regen zu bezeichnen scheinen, bemalt. Auch bei den Zunis hatte ich ähnlich gezackte Gefäße gesehen, doch dienten sie bei diesen zur Aufbewahrung des Gebetmahles, und die Thierfiguren, mit welchen sie geschmückt waren, sollten den Regen in den verschiedenen Jahreszeiten symbolisiren.

Der Pueblo San Juan, der 400 bis 500 Einwohner enthält, besteht aus zwei- und dreistöckigen, terrassenförmig zurücktretenden Lustziegelhäusern, die um mehrere unregelmäßige offene Plätze liegen. Auf die flachen Dächer, auf welchen sich hier die Backöfen befinden, gelangt man mittelst Leitern und auf dieselbe Weise in die unteren engen Wohnräume, die nur spärlich beleuchtet sind. Den Beinamen „de los Caballeros" erhielt er nach Betancurt, weil die Bewohner den General Diate bei seiner Expedition freundlich aufnahmen und deshalb vom Tribute befreit blieben. In der Nähe gründete jener die erste spanische Niederlassung San Gabriel, die aber später nach Santa Fe verlegt wurde. Als Geburts- und Wohnstätte Pope's, des Anstifters des Aufstandes im Jahre 1680, hat es weitere historische Bedeutung.

Die Einwohner zeichnen sich durch friedliches und fleißiges Wesen aus. Ihre Hauptbeschäftigung ist wie auch in San Ildefonso und Santa Clara die Anfertigung von Thongefäßen, und Ackerbau, den die Männer allein besorgen. Die Ackergeräthe sind sehr primitiv: Pflüge, Schaufeln, und zweirädrige Karren aus Holz, ohne Eisenbeschlag. Ein großer Kanal, einige Meilen oberhalb des Pueblo beginnend, führt, in viele kleinere zertheilt, aus dem Rio Grande das zur Bewässerung und zum häuslichen Gebrauche erforderliche Element herbei.

Obwohl dem Scheine nach Katholiken, bewahren sie doch ihren alten Glauben, in dem Sonne, Erde, Licht und Luft die Hauptobjekte der Verehrung bilden. Das zeigt sich nicht nur an den symbolischen Figuren, mit denen sie ihre heiligen Gefäße, und an den Gewändern, mit denen sie sich selbst bei ihren Festen und Tänzen schmücken, sondern auch durch den Fortbestand ihrer Medizinmänner, welche die Fürsprache für den Pueblo bei den übernatürlichen Kräften vermitteln und die Mythen und Traditionen des Stammes bewahren.

Nachdem man oberhalb Chamita die kleine Niederlassung Plaza del Alcalde — wo früher ein spanischer Beamter dieses Ranges residirte — und die Ruinen von Pioque passirt hat, verengert sich das weite Thal des Rio Grande zur wildmalerischen Schlucht. An der nächsten Station Embudo verließen wir die Bahn, um uns bei der an der linken Seite des Flusses liegenden Häuserreihe, welche von acht bis zehn mexikanischen Familien bewohnt wird, in das zweisitzige Wägelchen einzuzwängen, welches die Postverbindung zwischen dort und Fernandez de Taos vermittelt. Eine Strecke führt der Weg den Rio del Grande Norte entlang, biegt dann in das wilde, von hohen, mit vulkanischem Gestein bedeckten Bergen eingeschlossene Thal des Embudo-Baches, um schließlich an dem von einem halben Dutzend amerikanischer Familien bewohnten Rinconada vorbei wieder ins Gañon des zwischen riesigen Felsblöcken dahinstürmenden Rio Grande einzulenken. Verlassene Zechen an den steilabfallenden Berghängen verkünden, daß enttäuschte Schatzgräber hier nicht die erhoffte Ausbeute gewonnen haben.

Beim kleinen Pueblo Cienaguilla steigt die Straße ein sanftes Thal hinauf, in dem wilder Salbei und verkrüppelte Cactern allein die Pflanzenwelt vertreten. Links ragen nackte, verwitterte Felsriesen, rechts erfreuen mit Pinien und Sabinas begrünte Hügelkuppen das Auge. Auf vielgeschlängeltem, holprigem Wege erreichen wir endlich ein Hochplateau, wo der Blick in weiter Ferne die von der untergehenden Sonne erleuchteten Cerros de Antonio, de los Ojos Calientes, de las Orejas und gerade aus die wolkenumhüllten Berge von Taos trifft. Selbst den von den Naturschönheiten Mexikos und Mittelamerikas verwöhnten Reisenden entzückt die herrliche Fernsicht auf die Tierra Amarilla. Nachdem man den malerischen Arroyo Hondo durchschritten, gelangt man in das weite Hochthal, das sich zwischen den Sierras de Taos und de Picuris hinzieht, und infolge seiner Fruchtbarkeit von Viehzüchtern und Ackerbauern gut besiedelt ist. Da die Sonne bereits hinter den Bergen gesunken, und ein schneidender Nordwind über die wellenförmige, 6000 Fuß hohe Ebene strich, gegen den weder Ueberzieher noch Reisedecken schützten, so waren wir froh, als wir das mexikanische Dorf Ranchos de Taos und die von einem Deutschen betriebene Dampfmühle im Rücken hatten, und in einem Krauladen einkehren und uns an dem wohlthuenden Feuer erwärmen konnten. Schon war die Nacht angebrochen, als wir Fernandez de Taos erreichten.

Das Städtchen, welches nach dem letzten Census 3500 Einwohner enthält — darunter vier Deutsche — ist in spanischem Stile gebaut. Um die Plaza, an welcher die

Digitized by Google

Geschäftshäuser liegen, konzentrirt sich der Handelsverkehr, der hauptsächlich in den Händen der Amerikaner und Deutschen ruht. Die ungepflasterten Straßen verlaufen unregelmäßig. Die ersten Deutschen, welche schon in den fünfziger Jahren dorthin kamen, waren Bentner, Bischofsky und Alois Scheurich, jetziger Präsident der County-Commissäre, der sich jedoch erst in den siebenziger Jahren dort dauernd niederließ. Seine Gemahlin ist eine Tochter des am 19. Januar 1848 beim Aufstand der Taos-indianer ermordeten Gouverneurs Charles Brent, der sich zufällig auf einer Inspektionsreise befand.

Das Städtchen ist der Hauptsitz der Pönitenten, eines den mittelalterlichen Flagellanten entsprechenden geheimen Büßerordens. Sie halten ihre Versammlung in dunklen, estufaartigen Zimmern und ziehen zu gewissen Zeiten nachts halb nackt, ein Kreuz auf dem Rücken tragend und das Gesicht mit schwarzer Maske verhüllt, unter widerlichem Geschrei durch die Straßen, wobei sie sich gegenseitig den Rücken mit Kaktusstauden geißeln. Da sie ein strenger Eid der Verschwiegenheit bindet, so ist es schwierig, den Zweck ihrer Organisation zu ermitteln.

Früh morgens fuhr uns ein französischer Leihstallbesitzer nach dem nur wenige Meilen entfernten Pueblo von Taos. Da er schon seit Jahren mit den Indianern verkehrt, so erwirkte er uns vom Gouverneur Don Juan José Lujan, einem ehrwürdigen Greise, leicht die Erlaubniß, das Dorf in Augenschein zu nehmen. Don Juan José Archuleta, ein intelligenter Halblutindianer, in dessen Adern mexikanisches Blut rollt, begleitete uns als Führer.

Das auf der Ostseite von einer Mauer geschützte Dorf, das nach dem letzten Census 425 Einwohner zählt, besteht aus zwei unregelmäßigen Komplexen von terrassenförmig zurücktretenden Adobehäusern, die ein Arm des sich in den Rio Grande ergießenden, forellenreichen Taos-Baches trennt. Der nördliche ist 250 Fuß breit, 130 Fuß tief und hat fünf ohne Ordnung neben einander gebaute oberirdische und zwei unterirdische Geschosse, der südliche hat sechs, ist aber schmaler und tiefer. Die Zimmer des unteren Stockwerkes, denen Fenster und Thüren fehlen, dienen als Vorrathskammern und sind die geräumigsten. Mit jedem höheren Geschosse werden die Wohnräume kleiner und niedriger. Die nach vorn liegenden sind durch kleine Fenster, welche $1\frac{1}{2}$ Quadratfuß nicht übersteigen, die hinteren durch runde Oeffnungen spärlich erleuchtet. Die Feuerherde, welche die Indianer erst von den Spaniern kennen lernten, befinden sich in der Zimmerecke. Boden, Decke und Wände sind mit einer sechs Zoll dicken Mörtelschicht belegt, und die letztere ist übertüncht, eine Arbeit, die ausnahmslos von den Frauen besorgt wird. Der Zugang auf die flachen Dächer, auf welchen ich übrigens die von manchen Reisenden erwähnten Adler vermißte, geschieht auch hier vermittelst Leitern, an denen auch Hunde und Kinder mit unglaublicher Gelenkigkeit hinaufklettern. Die Fernsicht über das weite Thal, die Taos-Kette und die Ausläufer der Sierra de Picuris, die Pits von Abiquiu und Pedernal ist eine herrliche. Ergötzlich war die Neugierde, mit der die uns umschwärmende Schaar mein Fernrohr anstaunte. Jeder wollte einen Blick durch das niegesehene Wunderglas werfen.

Ein Indianer von Jdesonso.

Auf der Nordseite des Baches erhebt sich ein schlanker Kletterbaum mit Seitenarmen an der Spitze, an dem beim Feste ihres Schutzpatrons die Jünglinge vor den aus der

Digitized by Google

Umgegend zahlreich herbeiströmenden Zuschauern eine Probe ihrer Geschicklichkeit ablegen müssen. Ein Paar Maisfladen lohnen den Sieger. In der nebenan liegenden Schule unterrichtet der Franzose D. Ch. Onesnel 29 Zöglinge in den gewöhnlichen Elementargegenständen nebst Geschichte, Geographie und Katechismus, je drei Stunden vor- und nachmittags. Daß sein Unterricht nicht auf unfruchtbaren Boden fällt, ersieht man aus den oft trefflichen Antworten der Schüler. Als Schreibprobe füge ich den von ihm selbst geschriebenen Namen eines jungen Indianers bei:

Santana Giron

In der Nähe der Schule, am Ende des Dorfes trauern die Trümmer der im Jahre 1848 während des von Enra Martinez angestifteten Aufstandes zerstörten Kirche, hinter deren dicken Mauern die Einwohner den letzten verzweifelten Widerstand leisteten, nachdem sie aus ihren Adobehäusern hinausgetrieben worden. Aber die Kugeln des schweren Belagerungsgeschützes beraubten sie auch bald dieses Schutzes und zwangen sie, die weiße Flagge aufzuhissen.

Fleiß, friedlicher und ehrlicher Sinn sind eine Hauptzierde ihres Charakters. Kinder sind den Eltern und diese ihren Sprößlingen zugethan. Frauen werden gut behandelt und nicht zu Lastträgerinnen herabgewürdigt, wie es bei den nomadischen Stämmen des Nordens Brauch ist. Die Männer sind von mittlerer Statur, mit gut entwickelter Muskulatur und kleinen Händen und Füßen, aber ausdauernd in Strapazen. Das schwarze Haar ist lang und straff, in der Mitte gescheitelt und die Scheitellinie je nach dem Alter grün oder roth gefärbt. Von den Haarsträngen hän-

Penitentes bei ihren Andachtsübungen.

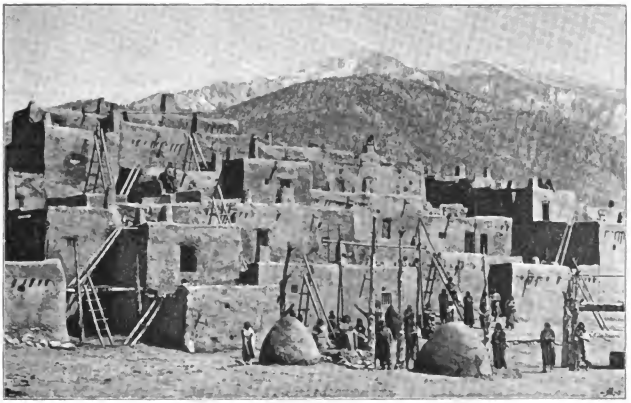
gen jederseits grüne baumwollene Schnüre; Ohren und Hals zieren Perlenschnüre oder Silbermünzen. Das Gesicht, in dem die Jochbogen stark vorspringen, ist grün, gelb oder roth bemalt.

Ihrer Tradition nach sind sie aus dem Norden gekommen und haben das früher hier ansässige Volk aus seinen Besitzungen vertrieben. Sonderbarer Weise theilen sie mit allen Pueblo-Indianern die eigenthümliche Eitelkeit, daß von ihnen als dem Mutterstamme die übrigen, namentlich die Zuñis, entsprossen seien.

Die Regierungsform ist eine demokratische. Am letzten Tage des Dezember versammeln sich in der Estufa die männlichen Erwachsenen und erwählen für das kommende Jahr einen Gouverneur, einen stellvertretenden Gouverneur, einen Kriegskapitän, einen stellvertretenden Kriegskapitän und sechs Fiskale, die von einem Vereinigten-Staaten-Beamten vereidigt, aber nebenbei vom Cazike investirt werden. Der Gouverneur vertritt die bürgerliche und richterliche Gewalt, ordnet die zu verrichtenden Arbeiten an und bestimmt die Stunden des Tagewerkes. Als Zeichen seiner Würde trägt er einen Stab mit silbernem Knopfe. Wichtige Angelegenheiten werden durch den Rath der „Principales“ in gemeinschaftlicher Sitzung, oder in außerordentlichen Fällen durch eine Gemeindeversammlung entschieden. Der Vicegouverneur giebt die Entscheidungen des Gouverneurs und der Rathsversammlung kund und besorgt ihre Ausführung. Scheiden diese beiden Würdenträger aus ihrem Amte, so treten sie in den Kreis der „Principales“ ein. Der Kriegshäuptling leitet die Militärangelegenheiten, beaufsichtigt die Gemeinde- und Jagdgründe und erläßt die polizeilichen Verordnungen. Bei seiner Abwesenheit oder Verhinderung versieht sein Lieutenant das Amt und führt zugleich seine Befehle aus. Die Fiskale haben die Moral zu überwachen, die Gemeindeverordnungen unter Leitung des Gouverneurs durchzuführen und darauf zu sehen, daß die Kinder im Katechismus unterrichtet werden.

Digitized by Google

Neben diesen, oder richtiger über diesen Beamten erscheint ein anderer Würdenträger, der nicht wie diese alljährlich gewählt, sondern von seinem Vorgänger auserkoren und erzogen wird, und mit Bestätigung der Prinzipales seine Würde lebenslänglich hält: der Cazike. Obwohl mit keiner bürgerlichen oder militärischen Macht bekleidet, genießt er doch so hohe Achtung, daß man seine Felder zuerst einheimst, daß man ihn bei seinen Ausgängen begleitet, ohne seine Einwilligung keine Ehe schließt und keinen Beamten erwählt. Er ist der Vertreter der alten Religion, des Elementenkultus und das Mundstück der Medizinmänner, die seine Rathgeber bilden. Da der alte Glaube, von diesen genährt, noch tief im Herzen des Indianers wurzelt und sein ganzes Wesen und Thun beeinflußt, so ist die heilige Scheu leicht erklärlich, die er vor dem Haupte jener Zauberer hegt, welche er mit übernatürlichen Kräften ausgestattet wähnt. Daran haben die Franziskanermönche nichts zu ändern vermocht, obwohl der Pater Zamora schon am Ende des 16. Jahrhunderts (am 15. September 1598) dort eine Mission gründete, nachdem die Taos, Picuris und Tehuas acht Tage vorher im Pueblo von San Juan der spanischen Krone den Treueid geleistet hatten. Alles was die Missionäre erreichten, war, daß sie die christliche Lehre auf den alten Elementendienst pflanzten, daß sie zeremonielle Katholiken schufen, die im Inneren dem Glauben ihrer Väter treu blieben. Es ist daher leicht erklärlich, warum Taos die Brutstätte des Aufstandes von 1680 wurde, den der wegen Verbrechen dorthin geflüchtete Tehua-Indianer Pope predigte, indem er die Wiedereinführung des alten Kultus versprach. Bald war der Häuptling Jhaca von Taos, und aus denselben Gründen auch die Häuptlinge L. Jupata von Picuris und Alfonso Castili von



Der Pueblo von Taos.

Santo Domingo für den Plan gewonnen. Boten durcheilten das Land und wiegelten alle Stämme bis zu den Zuñis und Moquis auf. Der 18. August wurde zum Losschlagen festgesetzt. Da aber der Alkade von Taos — Marcos de Tras — und die Patres Juan Bernal und Fernando de Belasco, denen ihre Täuflinge die Erhebung verrathen, den Gouverneur Otermin gewarnt hatten, so begann schon am 10. August früh morgens das Blutbad, in dem 18 Mönche, 3 Laienbrüder und 380 Spanier unter dem Tomahawk der Aufrührer fielen. In Taos wurden die P. P. Antonio de Mora und Juan de la Pedrosa ermordet. Den Ansiedlern der Cañada gelang es, mit Hilfe Otermin's nach Santa Fe zu entrinnen, das sogleich von 3000 Indianern belagert wurde. Nach hartnäckigem Widerstande glückte es dem Gouverneur, sich durchzuschlagen und sich mit den unterwegs sich ihm anschließenden spanischen Familien und treu gebliebenen Indianern nach Paso del Norte zu retten.

Zwölf Jahre später unternahm Diego de Vargas die Wiedereroberung der verlorenen Provinz, nahm Santa Fe und der Reihe nach die übrigen Pueblos ein, kehrte aber im Dezember nach Paso del Norte zurück. Erst mehrere Jahre nachher konnte er die gänzliche Unterwerfung der aufrührerischen Stämme bewerkstelligen. Die Taos ergaben sich am 8. Oktober 1696, nachdem er sie vorher mehrere mal hatte züchtigen müssen.

Ueber ihre Sprache befindet sich eine kurze Abhandlung nebst Vocabular in Gatschet's „Zwölf Sprachen aus dem Südwesten Nordamerikas."

Das Besitzthum der Pueblos, daß sich auf eine alte spanische Schenkungsurkunde gründet, umfaßt eine Fläche von 4 Quadratleguas und erzeugt Mais, Weizen, Hafer, Gerste und Obst in reichlichem Maße, nicht bloß zum heimischen Gebrauche, sondern auch zum Absatz an die Weißen. Stirbt ein Vater, so fallen seine Ländereien an die Wittwe und Kinder, stirbt die Mutter, so erben ausschließlich die letzteren.

Digitized by Google

Ein Ausflug nach Andorra.

Von Dr. G. Diercks.

III.

(Mit vier Abbildungen.)

Aus dem Vorstehenden erhellt deutlich, was für ein merkwürdiges Zwitterding diese „Republik“ ist, die der Beaufsichtigung und Oberhoheit zweier mächtiger Protektoren untersteht, welche verfassungsmäßig jeden Augenblick in ihre innersten Verhältnisse eingreifen können und dem nationalen obersten Generalrath in der Hauptsache nur die innere Verwaltung überlassen. Jede von diesen Mächten bemüht sich aber auch, ihren Einfluß zum dominirenden in dem

Der Regierungspalast.

kleinen Staate zu machen und einen bedeutenden Anhang zu diesem Zwecke unter den Eingeborenen zu erwerben. Daraus resultiren dann die großen und ernsten Gefahren, welche nicht allein die Existenz der Republik, sondern auch den Frieden zwischen den beiden Protektoren beständig bedrohen.

Die Bevölkerung Andorras ist von der politischen Parteiung in gleicher Weise erfaßt und zerklüftet, wie die benachbarte spanische Nation. Die Anhänger Frankreichs, zur Zeit die jüngeren, freier denkenden Elemente, stehen den Anhängern Spaniens feindlich gegenüber, und von gleichem Hasse sind letztere gegen erstere erfüllt. Der geringste äußere Anlaß, eine untergeordnete Streitfrage erzeugt einen Konflikt zwischen diesen feindlichen Brüdern, die nur auf eine Gelegenheit warten, um im Dienste ihrer Herren den offenen Kampf gegen einander zu beginnen.

Seit Jahrzehnten schon boten die Wahlen eine willkommene Gelegenheit zu Streitigkeiten, die mehrmals, so 1868 und 1881, ernsten Charakter annahmen und zu revolutionären Bewegungen Veranlassung gaben. Ende des Jahres 1883 hatten nun wieder die beiden Bigniers und die Verfechter ihrer Interessen alle nur erdenklichen Mittel aufgeboten, um bei den bevorstehenden Wahlen den Sieg zu erringen, und die Bevölkerung war dadurch in hochgradige Aufregung gerathen. Die Parteigänger des Bischofs von Urgel warfen dem französischen Viguier Wahlbeeinflussung und Bestechung vor, und es kam darüber schließlich zu Straßenkämpfen. Jeder Mann ist von Kindheit auf an den Gebrauch der Schießwaffen und der großen katalanischen Klappmesser gewöhnt und darin geübt, und es gehört nicht viel dazu, um die immerhin leicht erregbaren Andor-

Digitized by Google

raner in Leidenſchaft zu verſetzen und zur Anwendung ihrer Waffen zu veranlaſſen.

Ausſchreitungen ſolcher Art waren alſo mehrfach vorgekommen, und auf Requiſition der Viguiers des Biſchofs von Urgel waren mehrere Individuen der franzöſiſchen Partei von den „Corts“, nämlich dem Generalrathe, zur Verantwortung gezogen und zu einer Freiheitsſtrafe verurtheilt worden.

Dagegen hatte der franzöſiſche Viguier natürlich energiſch proteſtirt, und die „Corts“ hatten den Jahrestag der Krönung des Papſtes Leo XIII. benutzt, um die gefangenen Unruheſtifter in einer neuen Sitzung zu begnadigen und aus ihrer Haft zu entlaſſen. Der Generalrath hatte gehofft, damit die Sache beizulegen und Frankreich zu befriedigen. Letzteres war indeſſen keineswegs der Fall, die franzöſiſche Regierung ſchien vielmehr dieſe Gelegenheit benutzen zu wollen, um den ſchwindenden Einfluß Frankreichs in Andorra wieder zum allmächtigen zu machen, vielleicht überhaupt dieſem Ueberreſt aus der Zeit der mittelalter-

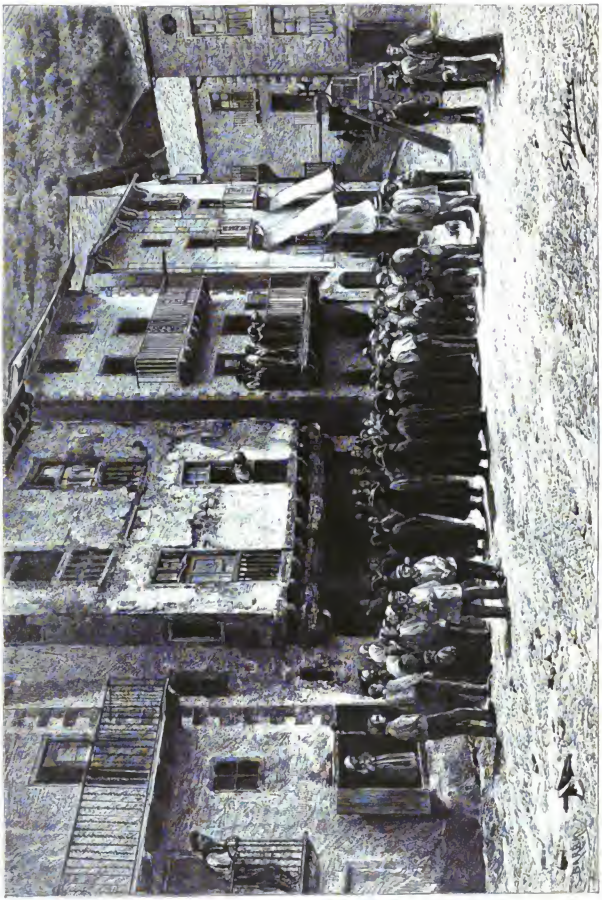
Die Kathedrale von Seo de Urgel.

lichen Staatenbildung ein Ende zu machen. Sie war deshalb mit der Madrider Regierung in Beziehung getreten, und es war nach längeren Verhandlungen unter anderen der Vorſchlag gemacht worden: Spanien ſollte Andorra zu eigen erhalten und dafür an Frankreich das in franzöſiſches Gebiet weit hineinragende Thal von Aran herausgeben.

Um nun die andorraniſchen Corts gehörig einzuſchüchtern und Frankreich ganz zu unterwerfen, war der Präfekt des Departement Pyrénées Orientales beauftragt worden, ſich Anfang März 1884 in Begleitung mehrerer anderer obrigkeitlicher Perſonen nach Andorra zu begeben und ein Strafgericht über diejenigen auszudrohen oder ergehen zu laſſen, welche dem franzöſiſchen Einfluß zu Gunſten des ſpaniſchen entgegenarbeiteten.

Die franzöſiſche Kommiſſion war an der Grenze Andorras auf das glänzendſte von dem erſten Syndikus und einem Theil des Generalrathes empfangen und nach Andorra la Vieja geleitet worden. Die franzöſiſchen Herren

Digitized by Google



Eine Visura (gerichtliche Besichtigung).

Digitized by Google

ließen sich dadurch aber nicht rühren, verlasen vielmehr eine Proklamation, die dann in zahllosen Exemplaren über das Land verbreitet wurde und ergingen sich in heftigen Drohungen gegen die obersten lokalen Behörden.

Der verurtheilende Rechtsspruch der Cortes sollte, obgleich seine Wirkung schon längst wieder aufgehoben war, dem Cassationshof in Paris unterbreitet werden. „Unser Obertribunal wird anderen Richtern die Aufgabe übertragen, die Urtheile aufzuheben, welche gegen viele Einwohner von Canillo gefällt worden sind“ ꝛc.

„Unser Beguer wird sofort eine Untersuchung über die Vorgänge bei den Wahlen eröffnen ... und es sollen diejenigen verfolgt werden, welche den Vertreter Frankreichs bedroht haben. Die Prozesse gegen diejenigen werden wieder aufgenommen werden, welche die Materialien raubten und vernichteten, die französische Ingenieure besaßen.“ Es bezieht sich dies auf die im Jahre 1881 von den Andorranern vereitelte Anlegung einer Telegraphenleitung.

„Euch, Herr Syndikus, kommt es zu, unserm Beguer bei der allgemeinen Entwaffnung behülflich zu sein, die nun wie im Jahre 1841 in jeder Gemeinde erfolgen soll. Unser Vertreter wird hier bleiben, um die Waffen in Empfang zu nehmen, zu zählen und an sicherem Orte zu verwahren. Dann soll die Polizei gemäß dem Reglement vom 14. Juli 1881 reorganisirt werden.“

Weiter wurde an finanzielle Verpflichtungen des Generalrathes vom Jahre 1881, aus Anlaß der damals ventilirten Pläne und Vorarbeiten für die Einrichtung einer Spielbank, von Bädern und Spinnereien, erinnert.

„Schließlich darf ich Euch nicht verhehlen, daß, wenn unser Beguer in der Erfüllung seiner Mission behindert wird, oder wenn die Entwaffnung nicht in der vorgeschriebenen Weise vor sich geht, die französische Regierung sich gezwungen sehen wird, Euch mit anderen Mitteln zu dem zu veranlassen, was sie von Euch erwartet. Sie wird dann mittelst einer strengen Blockade ... die Zollfreiheiten entziehen, welche die Republik genießt und, wenn es nöthig ist, noch wirksamere Mittel anwenden.“

Diese Proklamation erzeugte nicht nur in der Republik eine außerordentlich große Aufregung, sondern veranlaßte auch die Madrider Regierung, sofort zur Eröffnung eines Notenwechsels mit der französischen über die Andorra-Angelegenheit. In Madrid wurde es sehr übel vermerkt, daß Frankreich geradezu als Souverän gesprochen, die Rechte seines Mitregenten, des Bischofs von Urgel, völlig ignorirt und schwer verletzt hatte. Der Kirchenfürst wahrte zwar, als besagte Kommission schließlich auch ihn in seinem Bischofssitz in Urgel besuchte, die Formen der Höflichkeit, protestirte im übrigen jedoch auch gegen die in der Proklamation in Aussicht gestellten Maßnahmen und gegen die erhobenen Drohungen, ja es wurde schließlich aller Verkehr zwischen dem Bischof und der Kommission abgebrochen.

Andorra'sche Mühle.

In Andorra selbst betrachtete man das Auftreten der Franzosen als mit der Verfassung des Landes unvereinbar, und die Anhänger der Spanier weigerten sich zunächst, sich den einseitigen Anordnungen der Franzosen zu unterziehen, weil nach den Grundfesten des Landes beide Protektoren gemeinsam jeden Beschluß sanktioniren mußten, wenn er Rechtskraft erlangen sollte. Im Jahre 1881 hatte die Drohung Frankreichs, ein Bataillon seiner Soldaten in Andorra einmarschiren zu lassen, beruhigende Wirkung gehabt; 1884 wußte man, daß Spanien etwas derartiges nicht zulassen würde.

Monate lang blieb diese Spannung innerhalb des kleinen Landes und zwischen seinen beiden Protektoren bestehen, Frankreich wollte in den vom April ab angeknüpften Verhandlungen von seinen Forderungen nicht abstehen, der Bischof aber auf dieselben unter keinen Umständen eingehen. Erst am 1. September 1884 wurde der Vertrag abgeschlossen, durch den die „Andorrafrage“ vorläufig erledigt und die Bestimmungen getroffen wurden, welche heute die geltenden sind. Das Aktenstück ist in mehrfacher Beziehung interessant und wird bei späteren Verwickelungen jedenfalls eine Rolle spielen; es mag daher im Auszuge hier folgen.

„Die permanenten Delegirten des Bischofs von Urgel und der französischen Regierung in Andorra erklären, nachdem sie die Bestimmungen über die gemeinsame Herrschaft vom 8. September 1278 zu Rathe gezogen haben, daß:

„Obgleich jeder Andorraner zufolge dem jahrhundertelangen Gebrauch in den Thälern Andorras das Recht hat, Kriegswaffen und Munition zu besitzen, zum Schutze seiner

Digitized by Google

eigenen Person, wie zum Dienst, den er den Fürsten leisten muß, welche durch ihre Beguere und Delegirten vertreten sind, die Fürsten doch das unleugbare Recht haben, den Besitz und Gebrauch der Kriegswaffen zu regeln, und sie haben daher . . . die folgenden Dispositionen getroffen:

„Art. 1. Alle diejenigen, welche Kriegswaffen besitzen, die ihnen nicht zu eigen gehören, müssen sie sofort den Begueren ausliefern.

„Art. 2. Alle diejenigen, welche eine oder mehrere Kriegswaffen zu eigen haben oder haben werden, müssen hiervon einem oder dem anderen der Beguere Anzeige machen und in letzterer das Modell, das Kaliber und die Nummer jeder Waffe angeben.

„Art. 3. Da die Beguere die dauernden Führer der bewaffneten Macht der Thäler sind laut Art. 3 der Verfassung, so kommt es ihnen zu, gemeinsam oder einzeln und unter ihrer Verantwortlichkeit die Ermächtigungen zu ertheilen, welche für die Erwerbung oder Bewahrung von Kriegswaffen erforderlich sind.

„Diese Ermächtigungen werden schriftlich unter Angabe des Modells, des Kalibers und der Nummer jeder Waffe ertheilt werden. Jeder Beguer soll ein genaues Verzeichniß der von ihm bewilligten Erlaubnisse aufbewahren und seinem Kollegen davon Kenntniß geben.

„Art. 4 bestimmt, daß die Beguere und die Unterbeamten auf die strenge Erfüllung dieser Vorschriften sehen und den Mißbrauch der Waffen verhüten sollen.

„Jeder, wer gegen die vorstehenden Bestimmungen fehlt, oder sich weigert, sich ihnen anzupassen, wird gesetzlich verfolgt und mit Konfiscirung der Waffe bestraft werden. Er wird außerdem Gefängnißstrafe von ein bis sechs Monaten erdulden und 50 bis 500 Francs Strafe zahlen müssen.

Im wiederkehrenden Falle wird er für fünf Jahre des Rechts des Waffentragens beraubt werden.

„Art. 5. Jede Waffe, welche im Besitz eines Privatmannes unter abweichenden, als den vorgeschriebenen Bedingungen gefunden wird, soll einem der Beguere übergeben werden ꝛc.

„Art. 6. Gemäß dem Gewohnheitsrecht, welches einem jeden der Begnere volle und ganze Autorität über die gesammte bewaffnete Macht der Thäler verleiht, sollen alle im Besitz von Waffen befindlichen Andorraner sich wie früher zur Verfügung eines jeden der Begnere stellen und ihm als ihrem Führer gehorchen mit dem im Art. 3 der Verfassung vorgesehenen Vorbehalt, nämlich dem Verbot der Bewaffnung der Einwohner gegen einen oder den anderen der mitregierenden Fürsten oder ihre Vertreter.

„Art. 7. Endlich ist es jedem Andorraner verboten, von den Kriegswaffen anders als auf direkten Befehl eines der beiden Begnere Gebrauch zu machen.

„Jede Uebertretung dieses Artikels wird mit Konfiskation der Waffe, Gefängniß von sechs Monaten und Geldstrafe nicht über 1000 Francs . . . bestraft werden."

Der Präfekt der Ostpyrenäen, permanenter Delegirter der französischen Republik
J. Desses.

Der permanente Delegirte des Bischofs von Urgel
Lino Freixa.

Es wurde durch diese Bestimmungen das Gewohnheitsrecht der Andorraner Waffen zu tragen nicht zu schwer verletzt, dem Mißbrauch der Waffen indessen gesteuert und zugleich den Rechten beider Protectoren in gleicher Weise und ohne Bevorzugung des einen oder des anderen Rechnung getragen; die ungerechten einseitigen Forderungen Frankreichs aber wurden damit abgewiesen.

Dr. Hans Meyer's Usambara-Expedition.

In einem längeren Vortrage schilderte Dr. Hans Meyer am 5. Januar d. J. vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde den Verlauf seiner letzten Reise in Deutsch-Ostafrika, die bekanntlich durch die unliebsame Berührung des Reisenden mit dem Haupte der Araberbewegung ein besonderes Interesse erhalten hat.

Der Plan, welchen Dr. Hans Meyer mit seiner Expedition verfolgte, zielte darauf ab, zuerst den Rest des Kibo-Kilimandscharo-Gipfels, sowie womöglich auch den Kimawenzi-Gipfel zu ersteigen, sodann nach dem Nawoschasee und nach dem Speke-Golf des Viktoria-Nyanza vorzudringen, und endlich das unbekannte Gebiet, welches sich zwischen dem letztgenannten See und dem Muta Nzige ausdehnt, zu durchforschen. Erst am Muta Nzige sollte dann darüber beschlossen werden, ob die Expedition wieder nach Zanzibar zurück zu ziehen oder kongoabwärts den ganzen Erdtheil zu durchqueren versuchen sollte. In jedem Falle handelte es sich um eine Durchquerung der ganzen deutschen Interessensphäre in Ostafrika. Die Dauer der Expedition war auf zwei Jahre berechnet. Mit den topographischen Aufnahmen wurde Dr. O. Baumann betraut.

Um Mitte Juli 1888 kamen die Reisenden zusammen mit einer sehr umfangreichen wissenschaftlichen Ausrüstung in Zanzibar an, und hier gelang es ihnen ohne Schwierigkeit, 220 Träger anzuwerben — durch Vermittelung eines indischen Kaufmannes, der für die Verluste an Waaren und Ausrüstungsgegenständen, die durch etwaiges Entlaufen der Träger entstehen würden, aufzukommen versprach (außer im Kriegsfalle). Auch ein Paar erprobte Präparatoren, die unter Hildebrand und Fischer gedient und durch ihre Kenntniß des Massai-Idioms besonders brauchbar waren, wurden gewonnen, so daß die Expedition im ganzen aus zwei Europäern, 230 Schwarzen, sechs Lasteseln und drei kleinen Hunden aus Thüringen bestand. Mit einer Karawane, die zum Viktoria-Nyanza zog, wurden hundert Lasten zum Speke-Golf vorausgesandt.

Gegen Ende August schiffte sich dann die Meyer'sche Expedition von Zanzibar nach Pangani ein. Dort hatte eben die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft die Zollverwaltung übernommen, der Bali hatte sich widersetzt und war vor den deutschen Marinesoldaten entflohen, die Araber hatten die Stadt verlassen, und die Neger hielten sich in ihren Hütten, so daß die Stadt einen sehr stillen Eindruck machte.

Auf dem Wege von Pangani nach dem Kilimandscharo-Gebiete gedachte Dr. Meyer das wilde und in seinen centralen und westlichen Theilen fast gänzlich unbekannte Gebirgsland von Usambara zu erforschen. Zu diesem Zwecke mußte er aber seine Karawane theilen, denn mit schweren Lasten (z. B. Bootstheilen) war es unthunlich, die Bergketten zu übersteigen. Der Hauptkörper marschirte also unter dem Befehle eines bewährten Hauptmanns auf der gewöhnlichen Karawanenstraße am Rufu entlang nach Gondja, während

Digitized by Google

sich Dr. Meyer selbst zusammen mit Dr. Baumann und sechzig Trägern nach der deutschen Versuchsplantage Lewa — deren Tabakfelder prächtig dalagen — und von da nach der englischen Missionsstation Magila wandte.

Dicht hinter dem letztgenannten Orte, der am Südostfusse des Usambara-Gebirges liegt, begann dann die Gebirgswanderung. Es wurden zwischen Magila und Mkaramu die steilen und dicht bewaldeten Wände der ersten Bergkette überstiegen, die das Thal des bei Tanga mündenden Sigi von dem Thale des unteren Nufu scheidet. Dann ging es über die zweite Kette — die Romba-Kette — nach dem Bwgire-Flusse, und es wurden dabei alle jene Mühseligkeiten durchgekostet, über die sich schon der Missionar Krapf beklagt hat. Das schwierigste Stück Arbeit war aber die Ueberwindung der Berge von Hundui und der Nielo-Kette, in denen das östliche Usambara-Gebirge seine maximale Höhenentwickelung (etwa 1100 m) erreicht. Die Mehrzahl der schwarzen Begleiter hielt sich tapfer, obwohl alle überzeugt waren, die beiden Weißen müßten wahnsinnig sein, indem sie solche Wege zu ihrem Ziele wählten, wo es doch viel bequemere gab. Acht Leute liefen aber davon.

In starken Tagemärschen ging es vorwärts, immer so nahe als möglich an der Wasserscheide zwischen dem Nufu (im Süden) und dem Umba (im Norden) dahin, so daß zahlreiche Bäche und Flüsse zu durchfurten waren. In acht Tagen war auch das dürftig bewaldete und dünn bevölkerte Central-Usambara durchmessen. In Nord-Usambara, das bei Kihitu beginnt, stieß man wieder auf eine waldreiche und fruchtbare Gegend, in der es Nahrungsmittel im Ueberflusse gab, und wo sich auch die dicht bei einander wohnende Bevölkerung den Reisenden allenthalben sehr freundlich bewies. Nach einem dreiwöchentlichen Marsche war endlich Mbaramu und damit der Nordabhang des Usambara-Gebirges erreicht, und in der Nika-Ebene, die sich im Nordwesten des Gebirges ausbreitet, schlug man das Lager an derselben Stelle auf, wo es 1862 C. v. der Decken und Kersten gethan hatten. — Der erste Theil der Aufgabe war gelöst, ein Itinerar war aufgenommen, viele ökonomische Beobachtungen gemacht, Panoramen, Photographien und Sammlungen aller Art waren ausgeführt. Voll zuversichtlicher Hoffnung zogen die Reisenden nun durch die wasserlose Nika-Ebene nach Gondja, wo man wieder mit dem anderen Theile der Expedition zusammentreffen wollte.

Auf das Gebirge zurückblickend, charakterisirt Dr. Meyer dasselbe etwa, wie folgt:

Das Usambara-Gebirge erhebt sich wie eine Insel mit steilen Küsten aus der rund umher liegenden Ebene, seine Durchschnittshöhe beträgt 600 m, und seine Ausdehnung kommt etwa derjenigen des Königreichs Sachsen gleich. Der Eindruck des Inselhaften wird besonders lebhaft, wenn man von der Höhe des Nordabhanges in den Dunst der Nika-Ebene hineinblickt, aus dem hier und da vereinzelte Bergkegel und Bergkuppen gleich anderen Inseln herausragen. Nach dem Innern trifft der Blick auf waldige, lang gezogene Bergkämme oder einzelne hoch aufragende und zumeist vegetationslose Kuppen, die durch breite Flußthäler von einander getrennt werden. Im südlichen Theile verlaufen die Thäler quer zur Haupterstreckung des Gebirges und gestatten unschwer einen Uebergang von West nach Ost oder umgekehrt. Im mittleren und nördlichen Theile verschiebt sich die Wasserscheide von der Mitte nach der Ostseite (gegen den Umba) hin.

Das das Gebirge aufbauende Gestein ist seiner Natur nach allerwärts krystallinisch, mit feinen Schichten von West nach Ost etwas einfallend. So einheitlich es geartet ist, so trägt es aber doch in den verschiedenen Gegenden ein sehr verschiedenes Vegetationskleid, einfach weil dieses letztere in einem viel höheren Grade von den Niederschlägen abhängig ist, und weil der Regen auf die verschiedenen Theile des Gebirgslandes durchaus verschieden vertheilt ist. Süd-Usambara ist dadurch, daß die Regenwinde vom Indischen Ozean her ihre Feuchtigkeit an den entgegenstehenden Bergketten condensiren, sehr niederschlags- und quellenreich und infolge dessen mit herrlichen tropischen Wäldern bedeckt. Jenseits der Nika-Kette haben die Winde ihre Feuchtigkeit größtentheils abgegeben, und es herrscht daselbst anhaltende Dürre, so daß Baum-Euphorbien, Cacteen ꝛc. die charakteristischen Pflanzenformen werden. Der Nordrand empfängt ebenso wie der Westrand ein reichliches Maß Regen, und dort ist der Pflanzenwuchs darum auch wieder üppig. Ebenso ist es mit den übrigen Ländern, so daß Usambara ringsum einen breiten Waldgürtel trägt, im Innern aber waldarm ist. Was die natürliche Kultivationsfähigkeit des Landes betrifft, sind drei Viertheile desselben zum Plantagenbau — insbesondere zum Kaffeebau — vorzüglich geeignet, besser wohl als irgend ein anderer Theil des ostafrikanischen Schutzgebietes. Hinsichtlich der Thierwelt steigen das Flußpferd und der Löwe hier und da in den Flußthälern empor, häufiger sind aber Hyänen, Schakale und Leoparden, für die man allenthalben Fallen errichtet sieht. In den Wäldern, nahe bei den Flüssen, lebt eine graue Affenart und ein eichhörnchenartiger Nager. Bei den menschlichen Wohnungen findet sich die afrikanische Hauskratte in ungeheurer Menge, im besten Einvernehmen mit dem spitzschnauzigen und spitzohrigen Hausthunde. Große Raubvögel decimiren mit unglaublicher Frechheit die Hühnerbestände der Eingeborenen. Kleinere Sänger sind in den Reis- und Maisfeldern, wilde Tauben auf allen Waldblößen häufig. Nur vier kleine Schlangenarten wurden beobachtet, desto mehr aber Chamäleons und Eidechsen.

Die Bewohner — die Waschamba, die ihr Land übrigens nicht Usambara, sondern Uschamba nennen — sind sehr ungleich über das Land vertheilt, je nach der Fruchtbarkeit und Sicherheit seiner verschiedenen Theile. Am dichtesten ist die Bevölkerung im Norden, die Mitte ist durch Unfruchtbarkeit menschenleer, und der Süden ist durch die ewigen Fehden der Fürsten Kibanga und Kimweere entvölkert, als er sonst wohl sein würde. Ethnologisch sind die Waschamba ein Bantu-Volk, das sich von den Küstenkämmen nicht wesentlich unterscheidet. Bezüglich der Kleidung hat der moderne Baumwollenstoffen den älteren Fellschurz gegenwärtig verdrängt, und letzterer hat sich nur noch in den centralen Theilen (bei Kwambuyu ꝛc.) erhalten. Die Haare werden kurz geschnitten oder in zahlreiche Zöpfchen geflochten. In den durchbohrten Ohrläppchen trägt man Holzpflöcke von ziemlich großen Dimensionen. Die Weiber zieren Unterarm und Unterschenkel mit Messingdrahtspiralen, Hals und Nacken mit Perlenschnüren, und Schmuck von 20 Pfund Gewicht an einer Person ist keine Seltenheit. Rücken, Brust und Leib der Männer sind mit Hunderten kleiner Schnittnarben bedeckt, die aber keine Erhöhung der Körperschönheit, sondern Abwehr aller möglichen Krankheiten bezwecken. Als Stammesabzeichen wird beim Eintritt der Mannbarkeit ein markstückgroßes Mal auf die Stirn tätowirt. Die Waffen sind Speere, Schwerter mit breit verlaufendem Blatte und schlechte Bogen, zu denen die Besitzer meist kein Pulver haben. An der Nichtverzierung der Geräthe offenbart sich ein geringer Kunstsinn. Am sorgfältigsten ist der Bau der Hütten. Auf runder Basis werden etwa mannshohe Wände aus Flechtwerk aufgeführt, über die ein kegelförmiges Graddach aufgesetzt wird. Achtzehn bis zwanzig solcher Hütten, so enge an einander stehend, daß das Vieh kaum zwischen ihnen durchgehen kann, und umschlossen von

Digitized by Google

einem doppelt mannshohen Palissadenzaun, bilden ein Dorf; einige Gemeinden, wie Mlalo und Fuga, erreichen aber die beträchtliche Zahl von 200 Hütten. Zum Schutze gegen feindliche Angriffe sind die Dörfer meist auf den Kuppen der Berge oder Hügel angelegt, und sie erhalten dadurch das Aussehen von Festungen. Das Vieh — Buckelrinder, Ziegen und fettschwanzschafe — ist tagsüber auf der Weide. Die Felder sind mit Bananen, Zuckerrohr, Mais, Reis und Hirse angebaut und liegen entlang den Wasserläufen. Der Ackerbau liegt vorwiegend den Weibern ob. Im Berkehre sind die Waschamba harmlos, und ihre anfängliche Scheu wich immer bald der Zutraulichkeit, wenn sie sahen, daß die Expedition keine feindlichen Absichten hegte. Nur einmal — im centralen Theile des Landes — mußte durch einen Scheinangriff die Herausgabe von Lebensmitteln erzwungen werden.

Herr der Waschamba ist nominell Sembodja, der in Masinde residirt, thatsächlicher Herrscher ist jedoch sein Sohn Kimuere, der in Fuga wohnt und allerwärts ihm ergebene Dorfälteste eingesetzt hat. Nur im Süden hat sich ein Theil unter Kipanga selbständig erhalten. Keiner der drei Herrscher macht einen heldenhaften Eindruck, die Herrschaft soll aber schon fünf Generationen lang in der Familie Sembodja's sein. Der Dynastie-Gründer kam angeblich aus dem Südwesten, von Mburu, erst Sembodja's Vater indeß eroberte das ganze Land.

Der Marsch von dem oben erwähnten Lagerplatze in der Nita-Ebene ging durch eine wasserlose Savanne und war sehr mühselig. Am dritten Tage erreichte man Gondja. Statt aber dort gemäß dem aufgestellten Plane den Hauptkörper der Karawane anzutreffen, erfuhr man daselbst von den Dorfältesten, derselbe sei von Sembodja in dem fünf Tagemärsche südwärts gelegenen Masinde aufgehalten worden. Die Reisenden vermutheten einen Erpressungsversuch Sembodja's, da sie keine Ahnung von dem mittlerweile ausgebrochenen Aufstande an der Küste hatten. Ihre Leute mußten aber unter der Hand von denselben erfahren haben, denn während des Marsches durch das wüstenhafte Gebiet nach Masinde entliefen alle bis auf vier, unter denen sich zwei in Aden gemiethete Somali befanden. Die weggeworfenen Lasten ließ Dr. Meyer später durch Sembodja nach Masinde holen. In dem letzteren Orte angekommen, fand man, daß die große Karawane entlaufen war, und ihre Lasten bei Sembodja zurückgelassen hatte. Dieser letztere erklärte, daß ein Brief des Wali von Pangani im Auftrage des Sultans von Zanzibar die Leute aufgefordert habe, nach Hause zurückzukehren, da der Sultan sie brauche. Das sei geschehen. Da Sembodja den Brief nicht vorwies, auch keiner der Führer der Karawane Nachricht hinterlassen hatte, so wurde zwar in den Reisenden ein Verdacht rege, aber auch hier erfuhren sie von dem Aufstande nichts.

Obwohl die Reisenden sich in einer sehr kritischen Lage befanden und nun nothwendigerweise zur Küste zurück mußten, um dort eventuell eine neue Karawane zu bilden, so verloren sie doch ihr erstes Ziel — die Erforschung Usambaras — nicht aus den Augen. So kletterten sie nochmals in die Usambara-Berge hinein, zuerst nach Fuga, der Bergweste Kimuere's, und von dort durch felsetörmige Hochthäler über Kwambuga nach Mlalo, wo der Anschluß an die frühere Route erfolgte. Die Bewohner dieser centralen Theile von Usambara weichen stark von den anderen Waschamba ab. Sie sind zwar auch ein Bantu-Stamm, ihre Beschäftigung besteht aber fast ausschließlich im Weiden der Heerden ihrer Fürsten. Die centrale Lage ihres Wohnsitzes spricht für ihre alte Ansässigkeit. Unter ihnen ist der Felischurz auch noch nicht vom Baumwollstoff verdrängt. Die Weiber tragen als eigenthümliches Merkmal an einem über den rasirten Schädel laufenden Riemen große Bündel von Ringen aus Massai-Perlen hinter den Ohren. Die dreitheiligen Hütten, die sonst den Waschamba-Hütten gleichen, sind viel geräumiger als diese, da sie in der Nacht auch die Heerden aufnehmen müssen.

Nach Masinde zurückgekehrt, wollte Dr. Meyer die Lasten durch Sembodja's Leute zur Küste zurückschaffen lassen. Aber der früher so freundliche Sembodja verhielt sich jetzt sehr bedrohlich; er behauptete einen neuen Brief vom Wali erhalten zu haben, der ihm verbot, den Reisenden Träger zu stellen. Zugleich wurde er sehr anmaßend und begierig nach der Habe der Reisenden, und Dr. Meyer mußte sich daher entschließen, mit Zurücklassung aller Waaren nach Pangani zurückzukehren. Damit war das Schicksal der Expedition entschieden. Die Reisenden hatten jetzt zwar erfahren, daß in Tanga Unruhen vorgekommen waren, wußten aber nicht, daß der Aufstand die ganze Küste erfaßt hatte. So gingen sie blindlings in die Falle, die ihnen seit Wochen gestellt worden war. Beladen mit den wichtigsten Instrumenten, einigen Waffen und der nöthigsten Ausrüstung, zogen sie auf dem gewöhnlichen Karawanenwege zur Küste. Von Korogwe an schloß sich ihnen bewaffnetes Negergesindel an, aufgeputzt mit offenbar gestohlenen europäischen Kleidungsstücken. Ein Brief, den sie überbrachten, besagte, sie seien vom Wali gesandt, die Reisenden nach Pangani zu begleiten. Die Station Lewa fand man vollständig ausgeraubt, die in prachtvoller Entwickelung befindlichen Tabaksfelder waren aber der Ernte gewärtig.

In Pongwe, am Kufu, fünf Stunden von Pangani, hofften die Reisenden ein Boot ihres indischen Agenten Sewa Habschi zu finden; doch war dies nicht der Fall. Sie wurden in eine Schamba (Farm) gelockt, und dort trat die Katastrophe ein. Noch hatte man sie bei der Mahlzeit unvorkommend bedient, und Dr. Meyer saß vor der Hütte und blickte nach dem Boote aus. Da wurde er plötzlich von hinten umfaßt und zu Boden geworfen. Eine ganze Anzahl wilder Kerle kniete auf ihm, schnürte ihm die Kehle zu, riß und schnitt ihm die Kleider vom Leibe, und ein wuchtiger Hieb mit einer Massai-Keule auf den Kopf beraubte ihn der Besinnung. Wieder zu sich gekommen, fand er sich dann gefesselt, die Hände auf den Rücken gebunden, einen schweren Eisenring um den Hals, und mit einer Kette an Dr. Baumann gekoppelt, der dasselbe Schicksal erfahren hatte, wurde er unter Fußtritten und Kolbenstößen nun in eine Hütte geschafft; ihre vier Begleiter wurden auch ausgeraubt und hinausgejagt und ließen nach Pangani. Unter beständiger Erwartung, daß man sie bald todtschlagen werde, brachten die Reisenden drei Tage in der Hütte zu. Eine alte Negerin brachte ihnen etwas Nahrung, und durch sie erfuhren die Reisenden auch, daß ihre Leute Sklaven des Arabers Buschiri seien, und daß die Schamba diesem gehöre. Am dritten Tage drängte sich eine Schaar Bewaffneter in die Hütte, geführt von einem kräftigen, grauhärtigen Araber von etwa 45 Jahren; dies war Buschiri ben Salim. Derselbe erklärte, er habe die Reisenden gefangen genommen, weil er keinen Europäer mehr in Dsansibar dulden wolle. Doch habe er seinen indischen Geschäftsfreund mitgebracht, mit dem sich Dr. Meyer wegen eines Lösegeldes verständigen könne. Gelänge eine Verständigung nicht, so würde er den Reisenden den Kopf abschneiden lassen. Tag unter diesen Umständen die Verständigung zu stande kam, ist begreiflich. Dr. Meyer unterschrieb einen Chek auf eine beträchtliche Summe (10 000 Rupien), und der Inder begab sich nach Pangani, um das Geld zu holen. Buschiri nahm darauf den Gefangenen die Ketten ab und hieß sie mit arabischer Höflichkeit als seine Gäste willkommen. Die Reisenden hatten nun auch Gelegenheit, sich mit ihm über die Ursachen des Aufstandes und seine Absichten zu unterhalten.

Digitized by Google

Buschiri erzählte, wie er von dem Tage an, da die Deutschen in Ostafrika erschienen, den Aufstand geschürt habe, und wie er seit Wochen planmäßig darauf gesonnen habe, die Expedition zu zersprengen und die Reisenden gefangen zu nehmen. Die Briefe an Sembodja hatte er geschrieben, alle Briefe an die Reisenden hatte er abgefangen, um sie über die Vorgänge an der Küste in Unkenntniß zu erhalten, und Sembodja, mit dem früher Schutzverträge abgeschlossen worden waren, befolgte ohne Zögern Buschiri's Befehle.

Gegen Abend brachte der Inder das Geld, und Buschiri geleitete nun die Reisenden in seinem Boote nach Pangani in sein steinernes Haus. Dort tobte der Aufruhr in hellen Flammen, Neger und Araber zogen lärmend und schießend durch die Stadt und forderten das Leben der gottverfluchten Europäer. Auf Bitten des Jadiers führte Buschiri Dr. Meyer und Dr. Baumann in dessen Haus, von wo sie am frühen Morgen des nächsten Tages, umsaust von den Kugeln der Aufrührer, an Bord des etwa eine Stunde ab in See haltenden Sultan-Dampfers Barawa gelangten. Zwei Tage später langten sie in Zanzibar an.

Ueber die Ursachen des Aufstandes äußerte sich Buschiri ungefähr in folgenden Worten: Während wir Araber früher im äquatorialen Afrika ungestört unserem Handel nachgehen konnten, dringen jetzt die Europäer aus Westen, Süden und Osten ein, um das Land in Besitz zu nehmen. Dadurch werden unsere Handelsinteressen beschwert und beschädigt. Gegen solche Schädigung wehren wir uns nun. Vom Sultan von Zanzibar haben wir keinen Beistand zu erwarten, da er das Land an die Wadaschi (Deutschen) verrathen hat. Die Wadatschi haben von den Zöllen an der Küste Besitz genommen — angeblich als Beamte des Sultans; aber als sie die Flagge des Sultans auf ihrem Hause aufgezogen hatten, waren sie die Herren; doch waren sie nur einzelne. Die indischen Kaufleute fürchten sie und geben uns keinen Vorschuß mehr, was sollen wir aber ohne solchen anfangen! Wie können wir eine Karawane ausrüsten ohne Vorschuß! Es hilft uns niemand. — Ich bin seit 18 Jahren nicht nach Zanzibar gekommen, weil ich mich mit dem Sultan überworfen habe; deshalb haben mich die Unzufriedenen zu ihrem Führer gemacht, und ich werde den Europäern zeigen, daß ich eine eiserne Faust habe, wie ich es dem großen Fürsten Mirambo gezeigt habe.

Der Schlauch im Gebrauche der asiatischen Völker von der Urzeit bis zum heutigen Tage.

Von Dr. O. Heyfelder.

Seit meinen wiederholten längeren Aufenthalten im Kaukasus, in Transkaspien, in Samarkand und in Buchara habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß sich bei den Asiaten eine Anzahl von primitiven Einrichtungen, Geräthen, Spielen und Gebräuchen unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten haben, wie wir sie in den ältesten Urkunden, im alten Testament, im Homer und auf assyrischen, persischen, ägyptischen, griechischen Denkmälern beschrieben oder dargestellt finden.

Nur im Vorübergehen sei bemerkt, daß die Bewässerung der Sarafschan-Oase, wie der Merw- und Achal-Oasen nach denselben uralten Traditionen gemacht wird, welche ganz identisch beim Nil seit Jahrtausenden statt hat. Der Orient im Kaukasus, in den Ebenen und Steppen zwischen Wolga und Pamir, zeigt noch heute die beiden Prototypen primitiver Menschenwohnungen: die Erdhöhle (Semljanka) und das Filzzelt (Kibitke, Jurte). Die wahren, einfachen Spiele der Kinder sind auf der ganzen Welt noch heute, wie sie zu allen Zeiten waren: der Ball, die Knöchelchen (osseleis), der fliegende Drachen — Spiele, die wir auch in Asien überall begegnen. Es ist durch die Bodenbeschaffenheit, d. h. durch die wald- und felslosen Ebenen, wie durch die Lebensweise der nomadisirenden und ansässigen Asiaten bedingt — also geographisch und ethnographisch begründet —, daß auch heute noch der „Schlauch" bei ihnen eine ganz ausgezeichnete und ausgebreitete Anwendung findet.

Der Schlauch ist das erste, primitivste und zugleich natürlichste Gerüth der Hirtenvölker. Wo die Erde keinen Stein zum dauernden Bau eines Hauses, keinen Wald, kein Holz zur Anfertigung von Kisten und Kasten bietet, wo der Heerdenbesitzer periodisch den Weidegrund wechselt und auf dem Rücken des Pferdes und Kameels lebt oder es höchstens zum Zelt, zur Kibitke bringt, wo die Heerde ihm überhaupt alles Material zu Nahrung, Kleidung, Obdach liefert, da stellte sich der Schlauch — die abgezogene Haut der Heerdenthiere — von selbst als Aufbewahrungsmittel und Transportmittel ein. Das Fleisch wird verzehrt, die Knochen anderweitig verwerthet, die Haut gegerbt und als Sack verwendet — bald gefüllt mit der Milch der Thiere, bald mit dem Wasser der Quelle, bald mit dem Fett von Pflanzen oder vom Fettschwanz des asiatischen Schafes, bald mit Luft zum Schwimmen und zum Wassertransport oder aber zum Blasen einer primitiven Flöte.

Aus unserem europäischen Leben ist der Schlauch verschwunden, so daß wir uns keinen rechten Begriff machen können von dem Schlauche, in welchem Aeolus dem Odysseus wohlverschnürt günstige Winde zur Fahrt aufs Schiff mitgiebt, noch warum in der Bibel die Frage aufgeworfen wird: „Wer füllet auch neuen Wein in alte Schläuche." Ebenso war uns der Dudelsack eines Pfifferari ein fremdartig unbekanntes Ding.

Der Schlauch als Wasserbehälter ist auch heutigen Tages noch in seiner vollen Berechtigung und im weitesten Gebrauch. Auf allen asiatischen Militär-Expeditionen, auf allen Handels-Karawanenzügen wird der Wasservorrath in Schläuchen mitgeführt. Während Holzfässer austrocknen und leck werden, so daß große Wasserverluste entstehen, so erhält der geschmeidige Lederschlauch das Wasser trotz Marsch und Hitze längere Zeit. Auch der einfache Wassertransport vom Flusse oder Teiche zum Hause geschieht noch heute in Schläuchen. In Tiflis wird ein aus einer ganzen Pferdehaut gebildeter Schlauch mit Wasser gefüllt und auf dem Rücken eines Pferdes von der Kura in die Häuser transportirt. Man sieht ganze Trupps schöner, feuriger Pferde mit ihrem schwarzen Riesenschlauch auf dem Rücken die steilen Straßen der Stadt hinanklettern. Aus einem Fuße wird das Wasser entleert, darauf derselbe wieder sorgfältig verbunden.

Digitized by Google

In Buchara sind es Menschen, welche in Schafschläuchen das Wasser aus den Häusern (Hausi) in die Häuser tragen. Hier ist es der zusammengeschnürte Hals, aus welchem der Inhalt entleert wird. Der Schlauch wird über dem Rücken getragen, ein Vorderfuß ist als rundlicher Tragriemen verarbeitet, durch welchen der linke Arm gesteckt wird. Für jeden Schlauch voll Wasser bezahlt man dem Träger $2^1/_2$ Pull. Die Besprützung der Straßen und Plätze, der Terrassen und Höfe wird ebenfalls aus diesen Schläuchen und von den Wasserträgern ausgeführt. Sie halten den Hals des Schlauches halbgeöffnet in der rechten Hand und schleudern durch kurze Stöße der linken Schulter das Wasser in zerstäubendem Strahl in geweilter Richtung, so daß es ihnen gelingt, ein gegebenes Terrain sehr gleichmäßig zu besprengen. Diese Wasserschläuche sind ein so wichtiger Artikel in dem bucharischen Leben, daß es eine eigene Leder-Reihe für ihren Verkauf in der Nähe der Nägeltan giebt. Nun sehen sie braun, wohl gegerbt, glatt und ordentlich reinlich aus.

Daß die Kirgisen die Milch im Schlauche bewahren und zu Kumiß gähren lassen, kann heute noch jeder sehen, der ihnen einen Besuch in der Steppe abstattet.

Im ganzen Kaukasus wird der Wein in größeren oder kleineren Schläuchen aufgehoben und transportirt. Wie in anderen Weingegenden das Weinfaß von den kleinsten und zierlichsten Dimensionen bis zu dem Riesenumfang der „zwölf Apostel“ — dem alten Rathhauskeller und des Heidelberger Fasses existiren, so ist hier der Schlauch gefertigt aus dem Felle einer jungen Ziege, eines alten Bockes, eines ausgewachsenen Ochsen. Von dem Burdjug hat der kaukasische Wein seinen spezifischen Bocksgeschmack, welcher ihn anfangs schwer zu trinken macht. Auf der Reise zu Pferde hängt der Kaukasier ein mit Wein gefülltes Zicklein über den Sattel; im Grunde des Wagens birgt sich gewöhnlich ein Schlauch mit Kachetiner, größer oder kleiner nach der Zahl der Fahrgäste. Zum Festmahle wird nicht nur ein Schaf geschlachtet, sondern auch ein Schafsschlauch voll rothen oder weißen kaukasischen Weines herbeigeschafft. Als wir im Alexandropol — dem alten armenischen Gumry — zum ersten male einen mit Rothwein gefüllten Riesenochsen abladen sahen, der bald wie ein vom flüssigen Inhalte belebtes Wesen aussah, bald wie eine todte Masse die vier Füße von sich streckte und schwerfällig vom Wagen fiel, so war uns eigentlich das Bild dieses weingefüllten Kadavers widerwärtig, namentlich im Vergleich zu einem schmucken Fäßlein, welches mit feinem runden Bauche am Ende nichts anderes ist als ein konsolidirter Schlauch.

Mit einem kleinen Schlauche an vier Schnüren schöpft der Sarte das Wasser in den größeren Schlauch, mit einem ähnlichen ledernen Schöpfschlauche an langer Stange füllt der Brunnenwärter aus dem Brunnen in den Steintrog, aus dem die Thiere tränken; mittelst eines ähnlichen, etwas größeren Lederschlauches windet der Bewohner des Laßgebirges zwischen Katty-Kurgan und Samarkand aus dem tiefen Ziehbrunnen das Wasser herauf zum Gebrauche (Vergl. „Globus“, Bd. 53, Nr. 9). Ein kleiner Schlauch wird mit Wasser gefüllt, indem man ihn unter Wasser hält und sich vollsaugen läßt. Was wir an Eimern und Schöpfern von Holz und Metall besitzen, sind die späteren und vervollkommneten Formen der ursprünglichen Schlauchformen. Auch die bauchige Flasche ist ein in Glas wiedergegebener Schlauch. Ein Henkeltrug steht einem bucharischen Tragschlauche mit dem als Tragriemen verarbeiteten Vorderfuße so ziemlich ähnlich. Eine Amphore ist ein in Erde dargestellter und aufrecht gestellter Schlauch, an dem die beiden gerundeten Vorderfüße zu zwei Henkeln verwerthet sind.

Das Aufblasen des Schlauches mit Luft habe ich in Asien zu verschiedenem Behufe gesehen. Wenn der Wasserträger seinen Schlauch mit Wasser gefüllt hat, so bläst er durch den Hals desselben so viel Luft ein, bis sich die noch vorhandenen Falten glätten und der ganze Schlauch rundlich gefüllt erscheint, wodurch ihm das Tragen und die Irrigation leichter wird. Nach längerem Gebrauche wird der Schlauch ebenfalls mit Luft vollgeblasen und so zum Trocknen aufgehängt, während er für gewöhnlich in nassem Zustande mittelst seines Tragringes an einem Aste aufgehangen wird. Auch die zum Verlaufe ausgestellten bucharischen Schläuche sind aufgeblasen. Von den ältesten Zeiten bis auf die heutige Stunde wurde der luftgefüllte Schlauch zur Erleichterung der Schwimmenden verwendet. Ein assyrisches Reisel zeigt einen bewaffneten Krieger auf einem Schlauche reitend den Euphrat kreuzend; Alexander des Großen Heer schwamm mit denselben Hülfsmittel über den Oxus; in ähnlicher Weise schwimmen auch jetzt noch die Kaukasier über den Terek, die Sarten über den Amu Darja, die Kirgisen über den Ural, die Tonkinesen über den Yeik. Die Stobolow'sche Meinung des Flußdurchschwimmens von ganzen Regimentern knüpft an diese alte Tradition an, und die Schwimmblase unserer modernen Schwimmlehrer ist nichts anders als der modifizirte Luftschlauch.

Das schwimmende Lastthier wurde von den alten und wird von den jetzigen Bewohnern des Kaukasus durch angebundene Schläuche erleichtert und gesichert.

Es war nur ein Schritt weiter in der Verwendung des luftgefüllten Schlauches, daß er unter einem stark belasteten Floße angebunden, und dessen Tragfähigkeit über Wasser erhöhen mußte. So schafften die Assyrer und Babylonier die Felsblöcke zu ihren Kolossalbauten auf den Flüssen Euphrat und Tigris hinab, so entführte Layard zu unserer Zeit seine assyrischen Alterthümer, und so ist es noch heute gebräuchlich an den großen, schiffslosen Brücken Asiens.

Der Dudelsack — der luftgefüllte Schlauch am Ende einer Pfeife oder Klarinette angebracht — dient bekanntlich dazu, seine ausströmende oder durch periodisches Pressen ausgedrückte Luft durch die Bälge des Blasinstrumentes ausströmen zu lassen und ihm so laut gellende Töne zu entlocken, welche die Finger des Spielenden und sein an die Spitze geballtener Mund modulircn. Uralt, wie der Dudelsack ist, hat er sich nunmehr nur bei den Hirten der Apenninen und der rhätischen Alpen, sowie auf einigen niederländischen Gemälden erhalten. Obgleich die Pfeife, die Doppelpfeife und eine Art Klarinette bei den Sarten gepielt wird, so habe ich eine Verbindung von Schlauch und Blasinstrument bei ihnen nicht beobachtet. Der Schlauch als Luftspender von Instrumenten ist die ursprünglichste Form des Blasebalges an der Orgel.

Die Wacht-Trommel und das Tamburin der Bucharen endlich ist, ohne der Sache Gewalt anzuthun, ein über einen Metallring gespannter Schlauch, mit Luft gefüllt und in dieser Gestalt getrocknet. Mit einem zolldicken, gekerbten Riemenstumpfe wird auf die hartgespannte Haut bald von der einen, bald von der anderen Seite geklopft, um die Wachsamkeit des Nachtwächters zu bezeugen. Bei den Tänzen der Sarten bearbeiten einige Musiker mit Fingern und Knöcheln die gespannten Häute ihres Riesentamburins, wobei durch Erhitzung über einem Kohlenbecken die Spannung verschieden regulirt wird. Die flache, gänzlich aus einem einzigen Schlauche gebildete Trommel der bucharischen Nachtwächter scheint die ursprüngliche Form der Trommel und des Tamburins überhaupt. Damit daraus die wirkliche Trommel wurde, bedurfte es nur der Erhöhung der Seitenwände, deren Aufbau in ein selbständiges hölzernes Gehäuse, über dessen beide runde

Digitized by Google

Oeffnungen nunmehr je eine Membran gespannt wurde, auf welcher statt der Finger oder des Rienens, hölzerne Schlegel den Tan hervorrufen. Das Tamburin der Italiener und des Ballets ist die verkleinerte, zierliche Ausgabe des bucharischen Schlauch-Tamburins.

Menschen, die in Zelten wohnen und eventuell ihre Zelte ein paar mal im Jahre abbrechen, haben darin keine Küchenschränke und Vorrathskisten. Wie die Frauen der Patriarchen Rebecka, Lea und Rahel, so haben die Turkmeninnen und Kirgisinnen noch heute Kelure auf den Schlauch. Ein überraschendes Bild häuslicher Ordnung fanden wir in den Behausungen zu Geok Tepe, als wir die Festung mit Sturm genommen. In wohl geordneter Reihe hingen die Schläuche an den Stangen der Kibitken, in welchen die Vorräthe der Haushaltung aufbewahrt waren: der erste mit Mehl, der zweite mit Grütze, der dritte mit Erbsen, der vierte mit ausgelassenem Rinderfett, der fünfte mit Oel, der sechste mit Färbekräutern, der siebente mit Dschugura (für die Pferde), der achte mit Gerste, der neunte mit Mais u. s. w. Sie waren gut mit selbst gedrehten Schnüren aus Schafswolle oder Kameelshaaren verschnürt und machten trotz der Fremdartigkeit des Anblickes den Eindruck guter häuslicher Ordnung und Vorsorge. Der Schlauch ist der natürliche Ledersack, welchem alsdann der gewebte Sack als Nachahmung folgte; an diesen schließt sich die ganze Reihe mehr oder weniger kunstreicher und complicirter Jagd-Reisetaschen, Mafrasch, „Nécéssaires“ und wie die Behälter alle heißen.

Es möchte fast wie forcirt erscheinen, wenn wir versuchen, auch einen Ueberzug vom Schlauch zum viereckigen Reisekoffer, zum russischen „Juk“, zum englischen „Trunc“, zur Kiste, zum Kasten, zum Schrank nachzuweisen. Die Kirgisen und Bucharen fingen an, ihre alte Doppelsäcke über die Saumthiere gehängten Schläuche dadurch geräumiger zu machen, daß man zu denselben ein viereckiges — oder besser gelegt kubisches — Holzgerüst anbrachte, welches den Schlauch in viereckig-oblonger Form aus einander hielt. Daraus sind jetzt nach und nach jene leichten länglichen Lederkästchen entstanden, welche im Kaukasus sowie in Buchhara — überhaupt wo im Orient man zu Pferde reist — für das Gepäck auf den Saumpferden angebracht werden. Im Quartier angekommen, verbindet man beide Lederkästchen durch Querstangen und hat eine Art von Bettstelle. Die kaukasischen sind von einfacher Haut, die bucharischen von rothem Saffian mit Metallverzierungen. Ihre große Leichtigkeit und Festigkeit macht sie zu dem besten und bekannten Transportmittel.

Kurz der Schlauch in seiner primitivsten Form und in seiner Weiterentwickelung zu höheren Formen und Verarbeitungen ist das wichtigste und verbreitetste Geräth der Asiaten, ein Gegenstand werth ethnographischen Studiums bei den verschiedenen Stämmen der nomadisirenden Hirten des Orients.

Aus allen Erdtheilen.

Nord- und Mittelamerika.

— Der bekannte Polarfahrer Frederick Schwatka ist im Begriffe, eine Forschungsreise in die nördlichen Gebirge Mexikos zu unternehmen. Da diese Gebirge als Tummelplatz der wildesten nordamerikanischen Indianerstämme bisher von Reisenden sehr wenig besucht worden sind, so kann eine zweckmäßig geleitete wissenschaftliche Expedition dahin leicht von ausgezeichneten Erfolgen begleitet sein.

— Die artesischen Brunnen zur Beschaffung von Trinkwasser und zur Ermöglichung künstlicher Bewässerung haben wohl nirgends in der Welt so ausgedehnte Verwendung gefunden, wie bei Denver in Colorado. Man hat daselbst bisher etwa 200 solche Brunnen erbohrt, und es werden daraus täglich etwa drei Mill. Gallonen (gegen 14 Mill. Liter) Wasser zu Tage gefördert. Einige sind 900′ tief, und die wasserführende Schicht ist in sämmtlichen Fällen entweder Sandstein oder Schiefer. Außer den Haushaltungen und Gärten werden namentlich auch die Allee-bäume (Cottonwood-Bäume, Populus moniliferа) beinahe ausschließlich durch die artesischen Brunnen verlargt. Das Wasser, welches die Brunnen liefern, ist nur schwach alkalisch.

— Der Nordamerikaner Hearn, welcher kürzlich die kleinen Antillen bereist hat, bestätigt die schon früher gemachte Beobachtung, daß sich auf diesen Inseln eine rasche Verminderung der weißen Bevölkerungsbestandtheile vollzieht. Auf Martinique, wo im Jahre 1848 25 000 Weiße lebten, giebt es zur Zeit nur 8000 Kreolen gegenüber 160 000 Afrikanern, und die Verminderung der Weißen macht jährlich noch Fortschritte. Viele von den anderen kleinen Antillen haben bei größten Theil ihrer ehemaligen Kalonisten eingebüßt. St. Vincent z. B. ist fast verlassen, Tabago erscheint nur noch als eine Ruine, St. Martin ist zur Hälfte verlassen, St. Thomas, einst so blühend, ganz in Verfall. In Trinidad, wo ein bedeutendes englisches Kapital engagirt ist, und wo die Zahl der Kulis groß genug ist, um den Kampf gegen das afrikanische Element aufzunehmen, dürfte sich, wie Hearn glaubt, die frühere Lage noch länger aufrecht erhalten lassen.

Australien.

— Daß eine der größten Plagen für den Farmer und Viehherdenbesitzer der australischen Kolonien die gefräßigen Kaninchen sind, für deren Vertilgung diese Staaten alljährlich sehr bedeutende Summen verausgaben, ist allbekannt. Die Kolonie Neu-Süd-Wales allein verwendete für diesen Zweck in den Jahren 1883 bis Ende 1888 nicht weniger als 735 234 Pfd. Sterling. Die Kaninchenfelle auf dem australischen Kontinente haben fast gar keinen Werth, weil sie infolge des wärmeren Klimas keinen so dichten Pelz haben, wie die auf Neu-Seeland, wo z. B. im Jahre 1886 im ganzen 8 546 264 Felle zu 65 694 Pfd. Sterl. exportirt wurden.

Allgemeines.

— Professor Hensen von der Kieler Universität beabsichtigt im Juli d. J. eine Meerfahrt zur Absuchung des Atlantischen Ozeans anzutreten und sich dabei von zwei Botanikern, zwei Zoologen, einem Ozeanographen, einem Zeichner und einem Photographen begleiten zu lassen. Was er plant, sind sogenannte Planktonstudien, die sich auf alle diejenigen thierischen und pflanzlichen Gegenstände erstrecken, welche sich auf der Oberfläche des Meeres befinden. Das Wort „Plankton“ ist dem Griechischen entnommen und bezeichnet „das in die Irre Getriebene“, „das Umherschwirrende“. Hoener giebt diese Benennung sowohl seinen Irrsellen, als auch dem Seetang und den thierischen Gebilden. Der oben genannte Gelehrte hat sich über Plankton in den Abhandlungen der Berliner Akademie der

Digitized by Google

Wissenschaften wiederholt geäußert und dabei auch die Plankton-forschungen französischer wie englischer Naturforscher gewürdigt. So ergebnißreich nun die bisherigen Untersuchungen auch waren, so haben sie doch wesentliche Lücken gelassen, und diese auszufüllen, ist der Zweck des Hensen'schen Unternehmens, zu welchem der deutsche Kaiser die Summe von 80000 Mk. zuzusteuern bereit ist. Diese reiche Zuwendung sichert die Forschungsreise, deren Gesammtkosten sich auf etwa 100000 Mk. belaufen werden. Für den Rest kommt die Akademie auf. Das zur Fahrt gemiethete Schiff läuft von Hamburg aus und landet bei London. Von dort segelt es dann nordwärts nach Island und Grönland und fährt durch das Grönländische Meer südwärts bis an das brasilianische Gestade des Atlantischen Oceans. Auf diesem Wege kreuzt das Schiff zweimal den Golfstrom, der viel Plankton mit sich führt. Zur Untersuchung an Bord versieht sich die Gesellschaft mit Instrumenten und Apparaten verschiedenster Art. Was an pflanzlichen und thierischen Stoffen gefunden wird, nehmen die Herren an sich, um es in der Heimath zu untersuchen. Namentlich wird auf reiche botanische Beute gerechnet, deren Verschiedenheit je nach dem Fundorte festzustellen bleibt.

— In einer Sitzung der freien ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg wurden unlängst interessante Beobachtungen über den Einfluß, den die Thier- und Pflanzenwelt auf die Bodenbereitung ausüben, mitgetheilt. Es handelte sich vor allem um die unterirdisch lebenden Nagethiere der Steppe — namentlich die Ziesel-mäuse oder Gundeli (Spermophilus), welche sich sehr tiefe Gänge anlegen, beständig die unteren Bodenschichten an die Oberfläche schaffen und sie dadurch mit den oberen vermischen, so ganze Erdhaufen oder Hügelchen in der Steppe aufthürmen. Daß dies der Bodenaufbereitung zu gute kommt, leuchtet ein, und wir hoffen demnächst diesen Punkt, der die Thätigkeit der Steppennager als geologischen Faktor betrifft, aus dem letzten Reiseberichte von Prshewalski's noch weiter beleuchten zu können. Ein anderer Beobachter hatte Versuche über den Einfluß der Wurzeln auf die Bodenstruktur angestellt. Zur Verfügung stand (auf einem Gute Südrußlands) nur Tschernosem oder Schwarzerde; diese wurde durch geeignete Zusätze gleichsam umgeschaffen, und nun darin allerlei Gewächs angepflanzt. Da ergab sich denn, daß, je kräftiger die Wurzeln sich entwickelten, um so körniger ihr Nährboden wurde und sich der Struktur des natürlichen Tschernosem wieder näherte.

Bücherschau.

— W. Sombart, die römische Campagna (Schmoller's staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, Bd. 8, S. 3). Leipzig 1888. Duncker und Humblot. Ueber die Campagna di Roma hat Werner Sombart in den Schmoller'schen Abhandlungen eine interessante Arbeit, allerdings wesentlich sozialökonomischen Inhaltes, veröffentlicht. Das ganze Gebiet, mit Ausschluß des Suburbio, des Vignenterrains, unmittelbar vor den Mauern der ewigen Stadt, 204000 ha groß, ist unter 204 Grundbesitzer vertheilt. Davon besitzen aber acht über die Hälfte, dreizehn andere noch nahezu ein Viertel, so daß auf die übrigen 183 nur wenig über ein Viertel kommt. Dieses Besitzverhältniß hat sich seit etwa 300 Jahren fast unverändert erhalten, nur durch die Landkäufe Torlonia's ist eine etwas größere Konzentrirung eingetreten. Alle größeren Besitzer verpachten ihre Güter im ganzen an die sogenannten Mercanti di Campagna, die, nur 40 bis 50 an der Zahl, einen geschlossenen Stand bilden. Sie verpachten die Güter wieder weiter, aber nicht an Kleinbauern, wie sonst in Süditalien; es hat sich vielmehr hier ein ganz eigenthümliches Wirthschaftssystem herausgebildet, das die ganz ausnahmsweise Verödung der Campagna bedingt. Sie vergeben zunächst den Wald an römische Kohlenhändler, welche das Fällen und Kohlenbrennen durch arme Abruzzesen besorgen lassen, gleichzeitig wird die Waldweide an einen kleinen Heerdenbesitzer, den Fidatore, verpachtet, dann im Sommer die Heuernte an den besten Stellen an einen römischen Fuhrwerksbesitzer oder Futterhändler. Den Hauptertrag liefert aber die vendita dell'erba, die Verpachtung der Winterweide an die großen Schafherden, welche im Sommer in den Abruzzen weiden, für den Winter aber, nachdem das apulische Flachland, der Tavogliere di Puglia, zum größeren Theil unter den Pflug gekommen ist, fast ganz auf die Campagna angewiesen sind. Sie allein zahlen dem Generalpächter mehr, als er dem Besitzer, und sichern ihm einen hohen Ertrag, obschon er selbst kaum weniger zahlen muß, als ein Domänenpächter in Deutschland (durchschnittlich 34 bis 55 Mark), und er braucht für alle diese Verpachtungen weder Personal noch großes Kapital. Außerdem bleibt ihm aber noch die ganze Sommerweide; er benutzt sie zur Unterhaltung von Rinderheerden und Pferden, für die er natürlich auch einen Theil der Winterweide reserviren muß, aber nur ganz wenig Personal und Gebäudlichkeiten braucht. Getreidebau paßt in diesen Betrieb nicht; früher waren, Dank der päpstlichen Gesetzgebung, immer noch $^1/_7$ bis $^1/_{10}$ unter dem Pflug, neuerdings nimmt dieser Anbau dagegen reißend schnell ab und damit auch die Zahl der Gehöfte, der ständigen Bewohner der Campagna, deren Anzahl längst unter 1000 gesunken ist, und auch die Zahl der in der Saat- und Erntezeit beschäftigten Tagelöhner aus den nahen Gebirgen, deren Bewohnern nur die Auswanderung übers Meer übrig bleibt. Die Versuche der Regierung, Abhilfe zu schaffen, auch das wohlgemeinte Gesetz über das „bonificamento agrario" von 1883 sind an dem passiven Widerstande der Besitzer um so sicherer gescheitert, als die Regierung in weitgehendem Maße auf deren Unterstützung rechnete. Von der Tiber-Regulirung hofft Sombart nicht viel, denn nicht die Malaria allein bedingt die Verödung der Campagna; gar manches üppige Fruchtgefilde der Po-Ebene und des Littorale leidet daran nicht weniger, als die Campagna; die armen Abruzzesen, welche heute um einen wahren Hungerlohn dem Fieber trotzen, würden sich ohne weiteres zur dauernden Ansiedlung verstehen, wenn man den Plan de Tucci's ausführte und an günstigen Stellen auf expropriirtem Lande Dörfer gründete, deren Aecker ihnen in Erbpacht gegeben würden. Dafür fehlt aber vorläufig weniger das nöthige Geld, als die Energie gegenüber den reichen Nobili und den zum Theil im Parlament sehr einflußreichen Mercanti, und so wird die Campagna wohl noch für geraume Zeit verödet bleiben.

Ko.

— Rudolf Bergner, Ungarn. Würzburg u. Wien 1888 (Woerl's Reisebücher). — Lebendige, sachkundige Schilderungen von Land und Leuten, die einem bei einem Besuche in Ungarn recht gut als Wegweiser dienen können. Mit Plänen und Illustrationen ist das Buch wohl ausgestattet.

Inhalt: Dr. Gustav Brühl: Von Santa Fe nach Taos. (Mit drei Abbildungen.) — Dr. G. Dieck's: Ein Ausflug nach Andorra. III.* (Mit vier Abbildungen.) — Dr. Hans Meyer's Ilambara-Expedition. — Dr. O. Heyfelder: Der Schlauch im Gebrauche der asiatischen Völker von der Urzeit bis zum heutigen Tage. — Aus allen Erdtheilen: Nord- und Mittelamerika. — Australien. — Allgemeines. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 17. Februar 1889.)

Hierzu eine Beilage von B. Martens, Cigarrenfabrikant, Bremen.

Redakteur: Dr. G. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Die Araber in Ost- und Mittelafrika.

Von H. Seidel.

(Mit einer Karte.)

„En Afrique le fétichisme est notre allié naturel et le mahométisme sera notre éternel ennemi".

L'Afrique explorée et civilisée IX, p. 51.

Wer die jüngste Entwickelung der afrikanischen Verhältnisse etwas näher verfolgt hat, muß sich — vielleicht nicht ohne Ueberraschung — gestehen, daß dort seit kurzem der alte Kampf zwischen Kreuz und Halbmond aufs neue entflammt ist. Die christliche Welt ohne Unterschied des Bekenntnisses erstrebt nichts geringeres, als die Befreiung des schwarzen Erdtheils von dem Würgeriche, das die Araber mit überhandnehmender Gewalt dem Kontinente aufgezwängt haben. Der Streit wider die Greuel der Sklaverei, wider Menschenjagden und Menschenhandel bewegt gleichmäßig alle Schichten der Gesellschaft und um so mehr, weil die Versuche, das Uebel zu bannen, eine offene und sehr gefährliche Auflehnung des Araberthums gegen das weiße Element nach sich gezogen haben. Afrika ist heute verschlossener denn je, — geeinert durch eine weitreichende, furchtbare Macht, die lange schon auf dem Erdtheile einheimisch war, von Jahr zu Jahr an Boden gewann und endlich zu der bedrohlichen Höhe emporwuchs, die uns jetzt so erschreckt.

Die ersten Spuren eines dauernden Verweilens ismaëlitischer Gäste in Afrika lassen sich am Gestade des Indischen Meeres nachweisen. Hier sind die Araber seit uralter Zeit ansässig; schon am Beginn der christlichen Aera bestanden Handelsbeziehungen zwischen den jemenischen Plätzen und der Suaheli-Küste. Stärker wurde der Zuzug nach Aethiopien mit dem Aufkommen des Islam, namentlich mit der Eroberung Aegyptens durch den Khalifen Omar, welcher die Nilländer den arabischen Einwanderern öffnete. Immer neue Schaaren nahmen ihren Weg durch das Delta und schoben sich wie ein Keil zwischen die bodenständige Bevölkerung — westwärts bis Marokko, südwärts bis Timbuktu und in die Nähe des Tschad-Sees. Andere Massen setzten über das Rothe Meer und nisteten sich um den Ostrand der Abessynischen Berge ein, wo der Koreischite Omar Walasma um 1195 zwischen Seila und Harrar seinen Herrschersitz aufschlug. Langsam, aber stetig rückte das Araberthum über die Insel Sokotra am Ostufer des Erdtheils hinunter. Auf Makdischu, das 942/43 gegründet war, und auf das nur 70 Jahre spätere Kilwa (Kiloa) folgte rasch eine Zahl jüngerer Orte, wie Mourka, Barawa, Malinde und Mombas, deren schon Edrisi (1150) in seiner Beschreibung Afrikas gedenkt. Selbst in das goldreiche Sofala fanden die Ismaëliten den Weg; auch war ihnen Madagaskar und die kleine Gruppe der Komoren keinesfalls unbekannt, was noch jetzt der aus „Domair" abgeleitete Name letzterer Eilande bezeugt. Neben Goldstaub und Elfenbein lieferte Afrika den arabischen Kaufleuten vor allem Sklaven, die in Menge aus dem dichtbevölkerten Hinterlande bezogen wurden und damals, wie in unseren Tagen, die Märkte Arabiens und Persiens füllten.

Inzwischen war außer Aegypten der ganze Nordrand des dunklen Erdtheils in der Araber Hände gefallen; auch an den Grenzen des Sudan hatten sich mohammedanische Reiche gebildet: zuerst in Bornu, wo der Islam um 1090 n. Chr. das herrschende Bekenntniß wurde; dann bei

Digitized by Google

den Sonrhai am mittleren Niger; dann in Melli, in Darfur und Wabai, bis endlich auch Baghirmi und Kano die Lehre Mahommeds annahm. Prinz Heinrich der Seefahrer wußte bereits von den arabischen Karawanen, die an 500 Kameele stark in 37 Märschen das große Saudmeer kreuzten und dem Sultan von Tunis Gold und schwarze Sklaven aus den Negerländern des Südens brachten.

Besonders fanatische Anhänger gewann der Islam in den Fulbe, deren Bekehrungssucht das Heidenthum der Haussa-Stämme erlag, worauf in den eroberten Ländern neue Staaten erwuchsen, wie Sokoto und Adamaua, die mohammedanischen Fürsten gehorchen und ein festes Bollwerk gegen das Eindringen der europäischen Kultur sind. Unter den Völkern am oberen Senegal und Niger wüthete vor 30 Jahren der Marabut El Hadschi Omar, ein wahnwitziger Heiliger, der mit Schwert und Koran in der Faust seine Banden auf die Mandingos und Bambararas hetzte, die französischen Posten überfiel (1857), Timbuktu bedrohte (1863) und zuletzt in Sego sein Standlager nahm, von wo aus er die Verbreitung des Mohammedanismus in der Richtung zum Golf von Guinea rastlos betrieb. Heute sitzen die Muselmänner zahlreich in Sierra Leone, sowie in Lagos, welch' letzteres allein 10 000 Koranglänbige birgt, während sie für die Sudan-Gebiete zusammen auf 60 Millionen berechnet werden. Selbst in der deutschen Togo-Kolonie macht sich die Islam-Gefahr bemerklich, wie erst kürzlich in diesen Blättern bemerkt wurde (S. „Globus", Bd. 55, S. 15).

Wo der Halbmond siegt, wird das Land mit einem Schlage für christliche Gesittung, Mission und Forscherthätigkeit unnachsichtlich gesperrt, und Tod und Bedrängniß erwarten den Weißen statt der meist freundlichen Aufnahme, die ihm sonst von den heidnischen Fetischdienern geboten wurde. Denn der Fetisch in Afrika ist unser natürlicher Verbündeter, der Islam unser steter Feind. Und dieser Feind herrscht vom Atlantischen bis zum Indischen Ozean und sucht beständig seine Macht weiter gegen den Kern des Erdtheils auszudehnen.

Von der Ostküste, speziell von Zanzibar, stand den Arabern ein bequemer Weg zum Herzen Afrikas offen. Geschickt verstanden sie es, diesen Vortheil zu nutzen, wußten sich als echte Kosmopoliten schnell den Gebräuchen der Fremde zu fügen, wählten ihre Frauen und den Töchtern des Landes und zögerten nicht, die zum Islam bekehrten Schwarzen wie gleichberechtigte Brüder zu behandeln. Infolge der häufigen Mischehen zeigten die Kinder bald eine erheblich dunklere Farbe, als ihre Vorväter. Tippoo Tib oder, wie er mit vollem Namen heißt: Achmed ben Mohammed, ist z. B. ganz schwarz, und wie er, sind auch seine Brüder und Vettern mehr oder minder dunkelhäutige Bastard-Araber. Völlig reines Blut fließt nur in sehr wenigen — nach Wißmann vielleicht kaum in 1000 — Personen, die im Vergleich zu den Mischlingen einen geringen Theil des ostafrikanischen Araberthums ausmachen. Stärker ist die Zahl der Reinblütigen in Zanzibar selbst, wo man deren etwa 5000 rechnet. Mit religiösen Dingen nehmen es die Leute auffallender Weise nicht eben genau; die meisten unterlassen Waschungen und Gebete, trinken aber dafür Alkoholika und rauchen Hanf. Im übrigen geberden sie sich gleich den unverfälschten Söhnen Arabiens, deren Sprache sie beibehalten und weiter verbreitet haben. Das schriftliche Verkehrsmittel des östlichen Afrikas ist schon seit lange das Arabische, und auch sonst wird dies Idiom vom Zambesi bis zu den Stanley-Fällen immer verstanden.

Zur richtigen Erkenntniß der jetzt in Afrika tobenden Araberbewegung ist es nöthig, gewisse Unterschiede in den Absichten der aufständischen Elemente hüben und drüben — d. h. hier an den Sitzen der großen Sklavenhändler, dort im Lager des Mahdi — kurz anzudeuten. Die engherzig fanatischen Mahdisten, die sich gegen jeden Verkehr mit dem Auslande — sogar mit dem mohammedanischen — streng abschließen, verfolgen in erster Linie die Ausbreitung ihrer religiösen Reform-Ideen. Die reichen Handelsaraber indeß, welche in den heidnischen Räumen des dunklen Kontinents hausen, streben einzig nach der Aufrechterhaltung und Vermehrung ihrer kommerziellen Beziehungen, da für sie der Vollgenuß des Elfenbein- und Sklavenmonopols unerläßliche Lebensbedingung ist. Gleichwohl stehen beide Strömungen in einem leicht erkennbaren Zusammenhange. Der Raubfürst Tippoo Tib trachtet längst nach einer Verbindung mit dem Mahdi, woran er bisher nur durch Dr. Eduard Schnitzer verhindert wurde.

Für unsere Abhandlung kommt fast ausschließlich das im Bunne der Araber befindliche heidnische Afrika in Betracht, also mit andern Worten: der Schauplatz des heute im Innern und an der Ostküste des Erdtheils übermächtig gewordenen Sklavenhändler-Aufstandes.

Erst in jüngster Zeit ist mit dem stärkeren Zuströmen der Weißen auch in die entlegensten Räume des Kontinents ein grelles Licht auf das Thun und Treiben der Araber gefallen. Man hat erkannt, welche Geißel dieselben für Afrika bedeuten, und welche Hemmnisse sie dem Europäer in den Weg zu legen vermögen. — Stellt man auf Grund der einschlägigen Literatur die von den Arabern heimgesuchten Gebiete zusammen [1]), so fällt zuerst jener breite, wenig bekannte Gürtel auf, der von der Nigermündung und dem Hinterlande Kameruns quer durch den Erdtheil nach Osten streicht. In den kleinen, unabhängigen Staaten des westlichen Sudan wird der Menschenraub durch die mohammedanischen Sultane geübt, die von Sokoto, Bornu, Baghirmi und Wabai ihre Horden weithin unter die heidnischen Stämme schicken. Nachtigal, Rohlfs und neuerdings Flegel und Thomson sind Zeugen solcher Negerjagden geworden, deren Schreckensscenen sie mit beredten Worten geschildert haben. Um 1000 neue Sklaven zu gewinnen, werden drei- bis fünfmal so viel Menschenleben unnütz vernichtet, Städte und Dörfer zerstört, ja ganze Völker aus ihren Wohnsitzen vertrieben. Auf den großen Sklavenmärkten des Sudan, besonders in Kuka, sieht man die Gefangenen wieder, die von hier aus in Trupps von 1000 bis 4000 Köpfen nach dem Norden oder nach Aegypten weggeführt werden. In Baghirmi blüht überdies eine im beträchtlichen Umfange betriebene Eunuchen-Fabrikation, mit welcher sich die dortigen Barbiere abgeben. Trotz der großen Sterblichkeit (bis zu 80 Prozent und mehr) bringt das Geschäft einen glänzenden Nutzen, da die Nachfrage das Angebot weit übersteigt, und die Verstümmelten in mohammedanischen Landen noch immer eine sehr begehrte Waare sind. Außer dem eigenen Bedarf deckt der Sudan auch den Sklavenverbrauch der islamitischen Mittelmeerstaaten; namentlich gesucht ist der Neger in Fessan, wohin nach Rohlfs Berechnungen jährlich an 10 000 Schwarze exportirt werden; und in Tripolis sogar kommt, wie derselbe Gewährsmann auf der Münchener Dezember-Versammlung zur „Abschaffung der Sklaverei" hervorhob, eine bis dreimal so große Zahl pro anno auf den Markt. Weniger florirt der Handel nach dem Delta, was durch das Weitergreifen europäischer Gesittung und die schärfere Kontrolle erklärlich wird.

Die östliche Jagdzone des Sudan umfaßt das Gebiet des oberen Nil, also das Bahr-el-Ghasál, Dschebel Nuba,

[1]) Besondere Hilfe gewährte uns dabei Stevenson's Karte der Sklavenkarawanen; nicht zu vergessen der Uebersichten, welche A. Wauters im Mouvement Géographique gegeben hat.

Digitized by Google

DAS
ÄQUATORIALE
OSTAFRIKA
1:8000000
Kilom.
Gez. v. P. Sprigade
Victoria Njanza
Uhha
Uvinza
Ukonongo
Uzinja
Uzindja
Unjamwesi
Tschibale
Lozemba
Kiwere
Usagara
Nguru
Usambara
Zanzibar
Mombas
Pangani
Sansibar
Kilimandscharo
Meru
Kenia B.
Baringo S.
Rudolf S.
Stefanie S.
Albert Nyanza
Albert Edward S.
Tanganjika S.
Nyassa S.
Bangweolo S.
Rikwa S.
Schirwa S.
Kingani
Rufidji
Wami
Pangani
Tana
Sabaki
Galla
Wakamba
Wanyamwesi
Wahumba
Wahehe
Wamakonde
Wangindo
Wamwera
Wakami
Wanika
Wadschagga
Wakuafi
Wakuafi
Wadschagga
Wanika
Wakami
Wamwera
Wangindo
Wamakonde
Wahehe
Wahumba
Wanyamwesi
Wakamba
Galla
Tana
Pangani
Wami
Rufidji
Kingani
Schirwa S.
Rikwa S.
Bangweolo S.
Nyassa S.
Tanganjika S.
Albert Edward S.
Albert Nyanza
Rudolf S.
Stefanie S.
Kenia B.
Baringo S.
Meru
Kilimandscharo
Sansibar
Pangani
Mombas
Zanzibar
Usambara
Nguru
Usagara
Kiwere
Ukonongo
Uvinza
Uhha
Unjamwesi
Tschibale
Lozemba
Victoria Njanza
Uzinja
Uzindja
Wadschagga
Wakuafi

Dar-Fertit, die Sitze der Schilluk und einen Theil der Niam-Niam-Länder. Durch Schweinfurth's klassisches Reisewerk sind wir von den Verwüstungen unterrichtet, welche die Khartumer Händler unter den Bongo, Djur, Golo, Mittu u. s. w. in verhältnißmäßig kurzer Zeit bewirkt haben. Weite Kulturflächen sind in Einöden verwandelt; die Bewohnerzahl ist auf ein Drittel der früheren Höhe gesunken, und nur durch Massenauswanderung konnten sich die Völker dem gänzlichen Untergange entziehen. Das Dar-Fertit galt schon vor zwei Decennien als ein „ausverkauftes Land". Nubier, Kordofaner und Furianer, koptische Christen und strenge Mohammedaner liegen gleichmäßig mit wahrhaft teuflischer Geschicklichkeit dem Menschenraube ob, und neben ihnen haben sich hier noch unlängst gewissenlose Weiße: Franzosen, Italiener, Griechen durch den Sklavenschachzer zu bereichern gesucht. Ein alter Bericht von Professor Dr. R. Hartmann aus 1861 [1]) erzählt von einem Franzosen A. de Malzac, der, wie sein späterer Geschäftsfreund Baissière, eine feste Station zur Sicherung seines unsauberen Handwerks unterhielt. Sogar die Bevfertigung von Eunuchen wird Europäern nachgesagt; die Khartumer z. B. priesen unserem Gewährsmanne „die Leistungen eines französischen Renegaten in diesem Fache". Gab es mit Elfenbein und Sklaven nichts zu verdienen, so zogen die weißen Freibeuter, gleich dem gemeinschen einheimischen Händler, auf den Viehraub. Im Winter 1861 unternahmen die Brüder Ambroise und Jules Poucet eine Plünderfahrt zu den Nuwer, die ihnen nicht weniger als 1000 Stück Kühe eintrug. Die gefangenen Sklaven wurden von diesen Barbaren womöglich noch schlimmer behandelt, als von den Mohammedanern. Die Folgen dieses abscheulichen Treibens liegen am Tage. Das bergige Nuba-Land, welches lange Jahre hindurch Chartum mit Sklaven versorgte, ist zur Zeit beinahe ganz von Menschen entblößt, desgleichen die Heimath der heidnischen Stämme am Khor Barala, wohingegen auf der islamitischen Somali-Halbinsel, aus Rücksicht auf die koranglaubigen Brüder daselbst, ein Sklavenraub nicht mehr gestattet ist. Ununterbrochen wurden jährlich an 30000 Sklaven über Khartum und El Obeid außer Landes geschleppt, und alle jeweiligen Versuche zur Beseitigung dieses Mißstandes erwiesen sich als nutzlos. Bereits 1855 untersagte der Vicekönig von Aegypten, Mohammed Said Bassa, die Expeditionen zur gewaltsamen Beschaffung von Sklaven, und ähnlich suchte der Mudir Arakel Bey von Khartum bis 1858 den Menschendiebstahl einzuschränken. Aus schärfsten ging Gordon-Pascha wider die Händler vor, was diese zu einem wüthenden Aufstande reizte, der jedoch 1878 durch Gessi-Pascha siegreich niedergeschlagen wurde. Gegenwärtig triumphirt im östlichen Sudan der Mahdi; der europäische Einfluß ist vernichtet, und sicher dem je erheben die Sklavenhändler ihr Haupt, da sie jetzt frei und offen ihrem schändlichen Gewerbe nachgehen können. Ihre Beute wird, so weit es der Fanatismus der Derwische zuläßt, wie vor Alters nach Suakin, oder richtiger nach dem unbewachten Küstenstriche zwischen Suakin und Massaua getrieben. Agig und die Bai von Bahdur gelten als die Hauptplätze für den Waffen- und Menschenschmuggel von und nach Arabien. Dieselben Verhältnisse wiederholen sich für Massaua und seine Umgebung, woher bis zum Beginn des abessynisch-italienischen Streites ein erheblicher Export von Galla-Sklaven — besonders Mädchen — in die Fremde stattfand. Die christlichen Abessynier [2]) betreiben den Sklavenfang gleichfalls sehr eifrig und grausam; nur lassen sie ihre Beute vorsichtshalber durch die Tieflandsstämme der Danakil und Adal zum Meere bringen. Das Ausfuhrgebiet für diesen Handel ist die afrikanische Küste des Golfes von Aden, das Bab-el-Mandeb und die Nachbarschaft von Assab am Anfange des Rothen Meeres. Hier liegen die altbekannten Orte Berbera, Bulhar, Seila, Obok, Tadschura, sowie die Bucht von Rokeita, dieser sichere Schlupfwinkel der arabischen Barken. In Seila hausten sich nach Arnoux' Zeugniß 1873 oft an 6000, meist aus Harrar geraubte Sklaven auf, ehe der geeignete Moment zur Ueberfahrt kam. Dagegen sollen Obok und Berbera nach dem sachkundigen Urtheil von Joseph Menges letzthin als Exportpläße zurückgegangen sein. Trotzdem hören die Klagen nicht auf, welche gerade die französische Küste um Obok als ein Hauptnest des Menschenschachers bezeichnen, und erst zu Ende vorigen Jahres hat Missionsinspector Dr. Büttner beherzigliche Dinge von der Haltung der Franzosen in Sachen des Sklavenhandels mitgetheilt [1]).

Die Hauptsumme der zum Export bestimmten Afrikaner, sofern sie der Erdtheilsmitte entstammen, bewegt sich nach dem Gefälle des Indischen Ozeans, von wo, laut K. Hespers Angaben auf dem Tage zu Köln (27. Oktober 1888), in jüngster Zeit über 100000 Neger verschifft worden sind. Die Zahl klingt groß und ist zum mindesten stark abgerundet; desto deutlicher reden die englischen Konsulatsberichte über den ostafrikanischen Menschenhandel. Für 1859 wird die mittlere Summe der jährlichen Einfuhr in Zanzibar auf 14000 Köpfe berechnet, und ähnliche Schaaren kamen auf den Inseln Pemba und Mafia an. Eine spätere Erhebung aus 1874 stellt für Mombas eine Monatszufuhr von 1000 Sklaven fest, was noch von anderer Seite bestätigt wird — unter dem Zusatz, daß in dem genannten Jahre das Sultanat Zanzibar allein über 30000 Sklaven aufgenommen habe. In Kilwa, das „durch die letzten Ereignisse eine so traurige Berühmtheit erlangt hat, wurden inhaltlich der dem englischen Parlamente 1873 vorgelegten Verzollungslisten" für die fünf Jahre 1863 bis 1867 „zusammen 75000 Sklaven versendet" [2]). Mag sich auch, wie uns neulich aus England versichert ist, der Export von Ostafrika nach Arabien und dem Persischen Golf um etwas verringert haben, so ist er gleichwohl noch erheblich genug, um die Blockademaßregeln Deutschlands und Großbritaniens vollauf zu rechtfertigen. Zudem wollen auf der anderen Seite vorzügliche Kenner solchen Rückgang in der Ausfuhr gar nicht zugeben; Lord Salisbury erklärte im Oberhause, daß der Negerhandel nach den asiatischen Plätzen „heute viermal so stark sei wie sonst". Das nimmt uns nicht wunder; denn in kurzen Abständen folgen sich die Sklavenjäßen, und wir nennen nur die wichtigsten, von Norden nach Süden an der ostafrikanischen Küste, nämlich Matschu, Tanu, Kismaju, Mombas, Pangani, Saadani, Bagamoyo, Dar-es-Salaam, Kilwa, Lindi, Ibo, Mosambik und Quilimane, das wie die beiden vorigen schon im Kolonialbereiche Portugals liegt [3]). Dabei sind kaum 60 Jahre verstrichen, seit die Araber mit ihren Siedelungen im Hinterlande von Zanzibar begannen [4]). Um 1830

[1]) S. „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde", Bd. 11, 1861, S. 446 bis 461.

[2]) Vergl. Peterm. Geograph. Mittheilungen, 1882, S. 70.

[1]) In einem Vortrage im Berliner „Central-Verein für Handelsgeographie ꝛc.", abgedruckt im „Export".

[2]) Mittheilungen von Ministerial-Präsident Dr. Grimm auf der Berliner Hauptversammlung der Deutschen Kolonial-Gesellschaft am 22. November 1888.

[3]) Das bedeutet aber — bei der ungenügenden Truppenzahl, welche das Mutterland hier unterhält — den Sklavenhandel keineswegs. Vergl. den lesenswerthen Aufsatz: „Portugals Kolonialpolitik und Kolonialverwaltung" in Nr. 38 der „Deutschen Kolonialzeitung" von 1888.

[4]) Gelegentliche Streifzüge — oft von bedeutender Ausdehnung — haben die Araber von Zanzibar aus schon frühzeitig noch

Digitized by Google

wurde Tabora gegründet; zehn Jahre später standen die Maſesmänner am Tanganika und niſteten ſich in Udſchidſchi ein. Abed ben Salem war der erſte, der weſtlich vom See Fünf faßte, durch Ubuſwe und Manjema zum Lualaba vordrang und Njangwe 1868 gründete, welches ſich bis 1871, als Livingſtone dort eintraf, zu einer der wichtigſten Araber-Kolonien aufſchwang. Die Kunde von den reichen Ländern, die Abed auf ſeiner Reiſe entdeckt hatte, lockte bald andere, darunter, den Küſtenneger Minni Dugombi und den Miſchling Tippoo Tib nach dem fernen Weſten. Seit Stanley's unvergeßlicher Reiſe ſetzte ſich Tippoo Tib in Njangwe feſt und hat von hier aus ſeine und ſeines Volkes Macht bis zu den Stanley-Fällen und der Mündung des Aruwimi, bis zum Sankuru und Lomami und bis in das Reich des Häuptlings Miſiri verbreitet. Zu Garenganja traf der Engländer F. St. Arnot einen Araber, der über Moſambik und den Nyaſſa-See auf vorher nie begangenen Pfaden in dieſe entlegene Gegend gekommen war. Aus dem Umkreiſe der heimgeſuchten Räume werden nun die Maſſen leibeigener Diener zuſammengeſchleppt, mit denen ſich die arabiſchen Händler umgeben. Schon vor einem halben Dezennium reiſte Tippoo Tib mit einer Karawane von 2000 Perſonen, und andere Tauſende ſtehen in Njangwe zu ſeiner Verfügung. Gleich ihm hält jeder ſeiner Verwandten und Beamten einen Schwarm geraubter Schwarzen. Sind dieſe erſt in feſten, namentlich arabiſchen Beſitz gelangt, ſo iſt ihr Loos verhältnißmäßig nicht ſchlecht. „Das Gewehr auf der Schulter, den Speer in der Hand, ein Stückchen bunten Zeuges um die Lenden und einige Federn auf dem Haupte, ſo fühlt ſich der Sklave des Arabers den früheren Stammesgenoſſen unendlich überlegen.“ Die Händler wiſſen das wohl zu ſchätzen, und ſie befördern deshalb, ſo weit es geht, den Stolz und das herriſche Auftreten ihrer Diener; denn auf dieſen Leuten beruht des Maſelmanns Anſehen und Macht, und beide ſind deſto größer, je mehr Sklaven er ins Feld zu ſtellen vermag. — Aber wie viele Todte gehen auf den einzelnen lebenden Sklaven! Der Verluſt iſt bei der bekannten barbariſchen Fangart und dem nicht minder grauſamen Transport ſo groß, daß man fünf bis ſechs, ja zehn Todte auf jeden verkauften Sklaven zu rechnen pflegt. Gerhard Rohlfs glaubt den Geſammtverluſt, welchen Afrika durch die Sklavenwirthſchaft erleidet, auf jährlich zwei Millionen Neger veranſchlagen zu müſſen. Faſt täglich kommen am Weſtufer des Tanganika angeſichts der europäiſchen Miſſionen ſtarke Sklavenzüge an: Männer, Frauen und Kinder, alle vom Marſche und vom Hunger ermattet, eng an einander gefeſſelt, um das Entweichen zu hindern, von ekelhaften Krankheiten geplagt, ſo daß ſich ihre Zahl fortwährend lichtet. Sterbende und Todte bezeichnen den Weg, bis die Unglücklichen endlich in offenen Barken auf das öſtliche Ufer — in der Regel nach Udſchidſchi — hinübergeſchafft werden. Dort ſind neuerlich ſolche Maſſen von Sklaven vereinigt, wie nie zuvor, und die Sterbefälle nehmen dergeſtalt überhand, daß die Hyänen, vom Menſchenfleiſch überſättigt, die Leichen nicht mehr verlilgen[1]). Mit den Arabern wetteifern nur zu häufig die heidniſchen Häuptlinge, die für ihre Harems und zur Beſtellung der Felder ſtets friſcher Zufuhr an Menſchenmaterial bedürfen. Selbſt in das Grab muß der Sklave ſeinen Herrn begleiten oder, falls es den Laumen des Tyrannen gefällt, ſeinen Leib zu neroniſchen Greueln mißbrauchen laſſen. Der Kardinal Lavigerie hat die chriſtliche Welt durch die Mittheilung entſetzlicher Thatſachen erſchüttert; er hat es verſucht — wie auch Rohlfs auf dem Münchener Tage — die Verheerung Afrikas ziffermäßig darzuſtellen, in erſter Linie für die Zone am oberen Kongo und das von Livingſtone erforſchte Manjema-Gebiet. Gerade die Fall-Region gehört zu den am ärgſten heimgeſuchten Strichen; ebenſo die von Pogge und Wißmann zuerſt bereiſten Länder der öſtlichen Balubo mit ihren langgeſtreckten, reinlichen Dörfern, die ſich oft ſtundenweit durch das Gelände ziehen. Jetzt liegen die Dörfer in Aſche, und die Felder ſtehen wüſt; denn die Araber ſind inzwiſchen gekommen, haben die Männer erſchoſſen, die Weiber und Kinder gefangen, bis Hunger und Pocken auch den letzten der Bene-Ki von der Erde wegraften. Tag für Tag ließ Sayol, der Leutenant Tippoo Tib's, am Lukaſſi neue Opfer verbluten; das Eingangsthor ſeines Lagers zierten 50 abgehauene Hände[2]). 1882 litt der weſtliche Theil von Emin Paſcha's Provinz ſchwer von dem Mordgeſindel eines Abdullahi Abd es-Sammat, der ſich nicht bloß mit Rauben und Plündern begnügte, ſondern „zu ſeinem Privatvergnügen“ den Leuten noch Hände und Füße abſchnitt[3]). Furchtbar gelichtet ſind die Kaſongos am Lomami und Lubilaſch, nicht minder die Reiche Miſiris und Kaſembas, wo Händler und Häuptlinge dem Menſchenraub fröhnen. Traurig ſieht es in den Lunda-Staaten aus, traurig in Uregga und an den Ufern der großen Seen. Die Entvölkerung des oberen Kaſſai-Gebietes haben freilich weniger die Araber, als die chriſtlichen Sklavenjäger der Weſtküſte verſchuldet. Seit 1517 ſind aus Benguella, Angola, Bihé, ja ſelbſt aus Katanga jedes Jahr viele Tauſend Neger nach den portugieſiſchen Häfen am Atlantiſchen Ozean verkauft worden. Die Schwarzen in Baſſilen und in anderen Theilen Amerikas ſtammen von den Zuflüſſen des Kongo und Kaſſai und ſind von dort her bis über die Mitte dieſes Säculums hinaus beſtändig vermehrt worden. Der Sklavenhandel dauert auch heute noch in dieſem Bereich ohne Einſchränkung fort, nur daß jetzt, ſeit dem Erſcheinen der Araber im Oſten, noch eine Abfuhr in entgegengeſetzter Richtung ſtattfindet, wodurch die Verödung der betroffenen Länder natürlich beſchleunigt wird. Außerdem iſt der Eigenverbrauch durch die heimiſchen Fürſten — einen Muata Jamwo, Kalamba, Kumbana, Lukenge — höchſt beträchtlich, was aus den Schilderungen von Pogge, Buchner, Wißmann und Kapitän de Macar hinlänglich hervorgeht. Auch am untern Kongo liegt der Sklavenſchacher nicht in den Händen der Araber, und trotzdem wird die Geſchäftspraxis dort nicht unblutiger geübt, als in Manjema oder Uregga. Aus Cameron's Werk ſind zwei Portugieſen, Alves und Coimbra, bekannt geworden, die ob ihrer Verbrechen an Leben und Gut der Neger einem Tippoo Tib und ſeiner Sippe nichts nachgeben.

Aehnlich trüben Verhältniſſen begegnen wir in der öſtlichen Hälfte der Erdtheilsmitte, die ſo recht eigentlich der Herd des Sklavenhändler-Aufſtandes iſt und ſchon um deswillen unſere beſondere Aufmerkſamkeit verdient. Wir beginnen mit dem Nyaſſa-See. Rings um das ſchöne Becken lagert ſich eine breite Zone der Verwüſtung, die im Süden tief am Schire hinabreicht, im Norden mit einigen Unterbrechungen bis zum Tanganika vorſpringt und im Weſten endlich in die ganz entvölkerte Region am Bangwelo übergeht, wo die Babiſa (Lobiſa) und Baſenga (Lobemba) zu Hauſe ſind. Von allen Seiten ſtrömen die Sklavenzüge am Nyaſſa zuſammen; die kriegeriſchen Stämme

---

Innerafrika gewagt. Dr. H. Barth traf in Yola einen Vollblut-Araber, der die Moſambikküſte bis Sofala bereiſt hatte und dann quer durch das Feſtland am Nyaſſaſee vorüber nach Adamaua gelangt war.

[1]) Aus dem Briefe eines katholiſchen Miſſionars an den Kardinal Lavigerie.

[1]) Bergl. Proceedings of the R. Geogr. Society, 1888, p. 529.

[2]) Bergl. Peterm. Geogr. Mittheilungen, 1883, S. 426.

Digitized by Google

in den Ufergebirgen kennen bei ihren Kämpfen unter einander oder gegen inländische Nachbaren kein anderes Ziel, als möglichst viele zu fangen und zu brennen und Gefangene zu machen. Der französische Reisende Viktor Giraud sah mehrfach solche Ketten erbeuteter Weiber und Kinder, die von ihren Peinigern entweder zu eigenem Verbrauch verwendet werden oder durch Verkauf in Besitz der arabischen Händler kommen. Die Bewohner von Benzas haben sogar, aus Furcht vor den drohenden Razzien, im See Zufluchtsstätten auf hohen Pfählen (S. „Globus", Bd. 54, S. 263) errichtet, in denen sie Lebensmittel für mehrere Tage aufzubewahren pflegen. Zum Trotz der englisch-schottischen Missionen und der African Lakes Company dauert der Menschenschacher ungeschwächt fort; ja die Händler sind durch den massenhaften Erwerb von Gewehren und Munition in den Stand gesetzt, die Europäer erfolgreich mit Krieg zu überziehen. Steiger Nachschub aus Zanzibar und vom Tanganika her[1]) — nicht immer arabischen Geschlechts — hat die Macht der Aufrührer neuerdings sehr verstärkt. Zwischen Njangwe und den arabischen Niederlassungen am Nyassa besteht ein direkter Verkehr, von dessen Bedeutung sich Wißmann auf seiner letzten Durchquerung Afrikas persönlich überzeugen konnte. Der Sohn Tippoo Tib's ließ durch unsern Reisenden den Beamten der Lakes-Company Kriegsdrohungen übermitteln, falls sie sich „unterständen", mit ihrem Dampfer gegen den Sklavenhandel einzuschreiten. In der That wurde bald nach Wißmann's Ankunft am Indischen Meere die Station Karonga von den Arabern überfallen und bis zum Eintreffen der aus Weißen und Negern bestehenden Hilfstruppe längere Zeit hart belagert. Die Befreier drangen darauf in das Raubnest M'Patta ein, d. h. erst nach vorherigem heißigen Kampfe mit den Insassen, die 500 Gewehre besaßen und den Ort durch ein Palisadenwerk stark befestigt hatten, so daß man ohne Geschütze schwer des Platzes Herr werden konnte[1]).

(Schluß folgt.)

[1]) Eine lebhafte Schilderung jenes hartnäckigen Ringens Mann gegen Mann nach dem Tagebuch des Direktors der Lakes Company Mr. J. W. Moir brachten vor mehreren Monaten die „Times".

[1]) V. Giraud traf am Schire unterhalb des Pamalombe Sees „viele Fanfaronen und Araber" angesiedelt. S. „Globus", Bd. 54, S. 276.

Ein Ausflug nach Andorra.

Von Dr. G. Dierckx.

IV.

(Mit sechs Abbildungen.)

Werfen wir nun noch einen Blick auf das eigenartige interessante Ländchen selbst.

Es war noch frühe im Jahre, Ende Juni 1888, als wir die schöne „Stadt der Grafen" Barcelona verließen, um uns nach dem berühmten Bischofssitz Seo de Urgel zu begeben. Die Eisenbahn von Manresa nach dem Fuß der Pyrenäen ist noch nicht beendet, wir konnten sie nur bis Berga benutzen, von wo unsere kleine Gesellschaft in einer jener Diligencen, wie sie noch in den von den Schienenwegen abseits gelegenen Gegenden zum Schrecken für den an Bequemlichkeit Gewöhnten benutzt werden müssen, ihren Weg fortsetzte.

Urgel, das Arc-Orgelia) der alten iberischen Münzen reicht mit seinen geschichtlichen Erinnerungen weit in das graue Altertum zurück und scheint von jeher eine wichtige Rolle in den unter den Römern von den Ilergeten besetzten Landschaften gespielt zu haben, denn es lag an einer der belebtesten Verkehrsstraßen nach Gallien. Diese günstige Lage hat ihm auch nach dem Untergange des römischen Reiches stets eine hohe Bedeutung verliehen. Seine Bischöfe haben sich in wie außerhalb Spaniens eines besonderen Ansehens erfreut und selbst — wie Felix — die Einheit der Kirche durch ihre ketzerischen Lehren bedroht. Auf den benachbarten Ebenen und Höhenzügen haben zahllose Kämpfe stattgefunden und in diesem Jahrhundert noch, in den Karlistenkriegen und bei Revolutionen haben sich dort wichtige Ereignisse abgespielt. In militärischer wie in kirchlicher Hinsicht ist Seo de Urgel daher bedeutend, und wir erkennen dies in dem Maße, wie wir uns der alten Stadt nähern. In ihrer Nachbarschaft erhebt sich Castell Cindat, dessen Forts und Citadellen eine starke Besatzung in sich bergen und dessen Straßen fast ganz ausschließlich von Soldaten und Offizieren belebt sind. Eine kurze Strecke weiter und wir sind im Bereich des Bischofssitzes, in dem in gleicher Weise das geistliche Element dominirt.

Die alte Kathedrale gehört zu den ältesten und schönsten Bauten romanischen Stils und hat nur durch neuere Reparaturen viel verloren. Von den Arabern verbrannt, wurde sie 819 wieder hergestellt; in den Kriegen späterer Zeit litt sie aber wieder viel und so wie sie sich uns heute zeigt, datirt sie aus dem Jahre 1040. Auch im übrigen trägt die Stadt den Charakter des früheren Mittelalters und ihre jüngsten Gebäude sind schon Jahrhunderte alt.

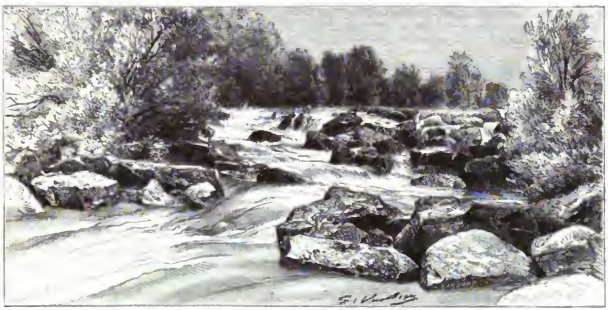
Verlassen wir sie in nordöstlicher Richtung, so schlagen wir den Weg ein, welcher am Embalire-Fluß entlang führt, denn die Fahrstraße zur Rechten am Segre ist die große Verkehrsader zwischen Spanien und Frankreich über Puycerdá und Bourg-Madame.

Sehr bald verengt sich das Thal, und wir dringen in die Schluchten ein, durch welche die Embalire sich ihren Weg bahnt; vor uns thürmen sich die riesigen schneebedeckten Gipfel der Pyrenäen auf, die in der klaren Gebirgsluft näher erscheinen, als sie sind. Ueber Wiesen und Hügel hinweg, auf denen Tabak gebaut wird und die verschiedensten Obstarten, Wein und Oliven gedeihen, steigen wir rasch bergan und passiren die Grenze Andorras, in deren Nähe sich einige spanische Zollwächter und Grenzsoldaten aufhalten. Der Wasserreichthum des an Quellen so reichen kleinen Landes tritt überall deutlich zu Tage und macht sich durch das Rauschen der Bäche selbst dem Ohre oft bemerkbar. Kleine Gruppen von Hütten, die mehr Ruinen als Wohnplätze zu sein scheinen, ziehen sich bis auf die höchsten Berggipfel hinauf. Das frische Grün der Wiesenpflanzen, der grüne Hauch, der die Berge bedeckt, sagen uns, daß

Digitized by Google

wir uns hier noch im Frühjahr befinden, obgleich an den ebneren Stellen der südlichsten Bezirke die Sonne im Juni oft sehr unbequeme Hitze erzeugt.

Der erste größere Ort, den wir erreichen, ist das Dorf San Julia de Loria, das wegen des starken Verkehrs von Händlern und wegen seiner Kaufläden und Gasthäuser von den Eingeborenen als „Stadt“ bezeichnet wird, obgleich es kaum mehr 700 Einwohner hat. Es wird dort ein starker Schmuggel getrieben, und viele der kräftigen Leute, die sich in den Straßen unseren Blicken zeigen, sind leicht als Con-



Der Ségre de Carol.

trebantisten zu erkennen, falls man sie nicht lieber für Banditen hält.

Die Tracht der Andorraner weicht wenig von der der Catalanen ab; die rothe oder violette phrygische Mütze, die rothen Leibbinden, der bunte Aufputz der Maulthiere bringen hauptsächlich Leben und Farbe in die Bilder, welche uns die ärmlichen Ortschaften mit ihren halbverfallenen grauen Häusern und ihren von Unrath erfüllten Straßen

Soldeu.

bieten. Auf dem Wege durch die Stadt begegneten wir einem Leichenzuge. Aus einer Entfernung von mehreren Stunden und von einem der höchsten Berggipfel der Nachbarschaft hatten die Verwandten, Freunde und Nachbarn des Verstorbenen, den einfachen Sarg unter dem Geleit des Vicars von San Julia und unter den Klagen der weiblichen Verwandten des Todten auf den Schultern heruntergetragen, um ihn an diesem Orte beizusetzen.

An anderer Stelle waren wir Zeugen einer „Visura“ (S. Abbildung auf S. 136), einer gerichtlichen Untersuchung,

Digitized by Google

welche von den Mitgliedern des Generalraths unter Führung eines der „Konsuln“ der Gemeinde in ihrer früher beſchriebenen Amtstracht ausgeführt wurde.

Die Nähe des Hauptortes machte ſich bemerkbar als wir San Julia verließen, denn zahlreiche Bauern und Bäuerinnen — zu Fuß und auf Maulthieren reitend — begegneten uns, als wir über Santa Coloma nach Andorra la Vieja hinaufſtiegen. Die Bodenkultur wird ſpärlicher, der Hochgebirgscharakter fängt an ſich geltend zu machen, und die ſteil abfallenden Berge verlieren ihren Schmuck von Bäumen und Buſchwerk. Endlich erweitert ſich das Thal wieder zu einer kleinen Ebene, in der am Fuße des mächtigen Anclar (S. Abbildung auf S. 118), Andorra la Vieja, die etwa 800 Einwohner zählende Reſidenz der oberſten Regierungsbehörden, 1051 m über dem Meere gelegen iſt.

Das intereſſanteſte Gebäude dieſes kleinen Ortes iſt natürlich die „Casa de la Vall“ (das Haus des Thales), in welchem die Regierung ihren Sitz hat (Bergl. S. 134). Durch ſeine Lage

San Joan.

von Natur befeſtigt, iſt es auch im übrigen noch durch ſeinen mit Schießſcharten verſehenen erkerartigen Thurm in den Stand geſetzt, etwaigen feindlichen Angriffen Stand zu halten. Ueber der Eingangsthür dieſes Hauſes iſt das ſorgfältig ausgeführte Wappen der Republik und eine lateiniſche Inſchrift zu bemerken, welche letztere in hochtrabendem Stil die Bedeutung des Landes im Verhältniß zu ſeinen großen Nachbarn feiert. In dem dunklen halbverfallenen Innern führt ein Treppe zu den Haupträumen des Gebäudes. So einfach wie das Aeußere iſt der Sitzungsſaal des großen Rathes der 24. Holzbänke roheſter Art ſtehen an den Wänden als einzige Möblirung dieſes Raumes, in welchem auch die großen Gerichtsverhandlungen ſtattfinden. Dicht daneben iſt eine kümmerliche Kapelle gelegen, in der vor jeder Sitzung des Generalrathes oder einer anderen Staatsaction Gottesdienſt gehalten wird. Ein Nebengemach dient als Speiſezimmer bei feſtlichen Gelegenheiten und enthält zugleich das Archiv der Republik. Alle auf dieſe bezüg-

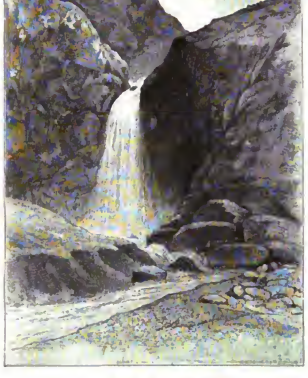
Digitized by Google

lichen alten Dokumente sind hier in einem rohen mit Eisen beschlagenen in die Mauer eingelassenen Schrank aufbewahrt. Letzterer hat sechs Schlösser, die den sechs Gemeinden entsprechen, und deren Schlüssel sich in den Händen der Hauptvertreter dieser Distrikte befinden. Nur wenn alle Schlösser geöffnet werden, kann man zu den im Innern des Schrankes aufbewahrten Schriften gelangen, in die Ausländern überhaupt nur sehr ungern und ausnahmsweise Einblick gewährt wird.

Eine riesige Küche dient für die Herstellung der Gastmähler, welche dort bei besonderen feierlichen Gelegenheiten gegeben werden.

Auf die Ebene von Andorra la Bieja münden verschiedene Thäler, welche von dort in das Hochgebirge und in die Pässe hineinführen und das Land mit der Außenwelt in Verbindung setzen. Zur Linken zweigt sich das Thal von Arensall ab, in welchem die Gemeinde Massana, ferner das der Riftiana oder der kleinen Balira, in dem Ordino gelegen ist, und von wo man nach dem Port de Siguer aufsteigt, durch welchen der Weg nach Bic Dessos in Frankreich führt. Eine wilde schroffe Stein- und Gebirgswelt umgiebt uns hier, und nur spärliche Vegetation mildert die Rauheit der Landschaft, welche das Gemüth nicht mehr erheitert sondern bedrückt.

Die Hauptstraße führt indessen von Andorra im Emballre-Thal hinauf, das ebenfalls in dem Maße unwirthlicher und wilder wird, je tiefer wir in dasselbe eindringen, je mehr wir uns dem Kamm der Pyrenäen nähern. Zahllose



Der Moncaup-Fall.

Las Escaldas.

kleine Bäche stürzen in ihren steinigen Betten, häufig kleine Wasserfälle bildend, hinab und befruchten durch ihr Naß die wenige Erde, welche sich im Laufe der Jahrtausende auf dem Gestein abgelagert hat (S. die Abbildungen 2 und 4). Verstreut weidet überall in kleinen Trupps das Vieh, das den einzigen Besitz dieser armen Hochlandsbewohner bildet, und zahlreiche Hürden dienen daneben noch dem fremden Vieh, das aus Spanien während des Sommers auf die den Andorranern abgepachteten Weideplätze getrieben wird.

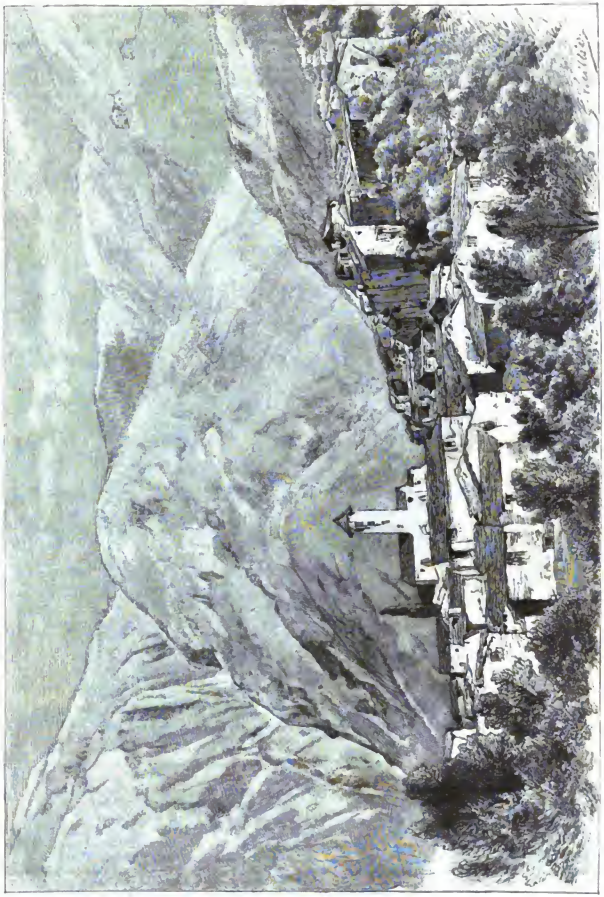
In einer etwa eine halbe Stunde entfernt gelegenen Erweiterung des Thales und von Bergen umgeben, an denen wir die Spuren der Eiszeit und die von Moränen deutlich wahrnehmen, liegt Las Escaldas, das seinen Namen von den vielen heißen Quellen hat, die dort dem Boden entströmen. Die Wärme des letzteren erzeugt eine üppigere Vegetation, und oberhalb des Ortes bietet sich dem Blicke überhaupt eines der schönsten Landschaftsbilder Andorras dar (S. Abbildung 5).

Es folgt wiederum in Entfernung von etwa einer Stunde das malerisch gelegene Dörfchen Encamp — der Hauptort der Gemeinde gleichen Namens —, und in seiner Nähe, in Meritxell, wurde das Bild der Jungfrau Maria gefunden, welche die Schutzheilige Andorras ist.

An Encamp schließt sich die Gemeinde und der Ort Canillo (S. Abbildung 6), in dessen Nachbarschaft das Heiligthum des San Juan (S. Abbildung 1) wiederum einen überraschenden landschaftlichen Reiz bildet.

Fällt es überall in Andorra auf, daß die Eingeborenen im Gegensatz zu anderen Bergbewohnern schmächtig und kränklich aussehen, nicht einmal frische Farben zeigen, so ist

Digitized by Google



Canillo.

Digitized by Google

dies vollends in den oberen Gemeinden der Fall, und diese Erscheinung ist jedenfalls auf die überaus dürftige Nahrung zurückzuführen, die sich die armen Leute gewähren können.

Nicht weit von der Eremitage des heiligen Juan ist der Wasserfall von Moncaup, dessen Rauschen sich in diesen felsigen Einöden auf weite Entfernung hin bemerkbar macht. Wo das Thal sich ein wenig erweitert, entfaltet sich vor dem Auge des Wanderers eine große Anzahl von Pics, die vielfach noch keinen Namen haben, und deren schneebedeckte Häupter sich in scharfen Linien von dem tiefen Blau des südländischen Himmels abheben.

So gelangen wir endlich in die ärmste Gemeinde von Soldeu, dessen wenige halbverfallene Hütten hauptsächlich den Schmugglern als Unterkunft dienen, die dorthin auf verborgenen Wegen ihre Waaren aus Frankreich bringen (S. Abbildung 3). In der Nähe von Soldeu sind die Quellen der Valira in den Estanys dels Pessons, und indem wir uns dem Pic de la Foret-Negre nähern, treten wir in das Quellgebiet der Ariège. Auf steilem Pfade erklimmen wir die Höhe des Passes am Col de Puymorens, hinter dem uns bald der kleine französische Grenzort Hospitalet zu Gesicht kommt, von welchem wir auf verschiedenen Wegen auf die großen Verkehrsstraßen Südfrankreichs gelangen.

So empfehlenswerth und interessant auch der Besuch Andorras aus vielen Gründen ist, so kann man doch nicht sagen, daß er im allgemeinen den Genuß bereitet, den man bei anderen Hochgebirgstouren empfindet. Sehen wir ab von den schon erwähnten Strapazen, so sind doch der im allgemeinen düstere rauhe Charakter jener Thäler Andorras, die große Armuth, welche sich überall zeigt, das Wesen der Bewohner, der Verfall ihrer Wohnstätten, der Geist des Mittelalters — des starren finstern orthodoxen Glaubens — die abwehrende Haltung gegen alles Fremde und Neue mehr dazu angethan, unsere Seelen zu bedrücken als sie zu erheben; und diese Eindrücke werden durch die zahlreichen landschaftlichen Reize nicht ausgeglichen oder aufgehoben.

Gebotene und verbotene Speisen bestimmter Tage.

Von **Karl Haberland.**

Haben wir schon in dem Speisen der Geister und der verschiedenen Gestalten des Volksglaubens, über welchen Gegenstand ich ausführlich in meinem in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ (Band 17 und 18) erschienenen Aufsatze „Bräuche und Aberglauben beim Essen“ gehandelt habe, Ueberbleibsel unseres alten Heidenthums zu erblicken, so bietet uns deren noch mehr die Sitte, gewisse Tage durch bestimmte Speisen zu feiern, von denen einzelne fast durch ganz Deutschland hindurchgehen, andere wieder mehr lokal beschränkt sind. Daß viele dieser Speisebestimmungen in unserem Heidenthum wurzeln, ist natürlich der Jetztzeit, der sie nur als verjährter Brauch überkommen sind, nicht mehr bewußt, nur die widerstandskräftigste Gestalt der Berchta ragt noch in diese Bräuche hinein. Bereits die Edda berichtet uns im Harbardsliede [1]), daß Thor Heringe und Haber gegessen habe, und diese Zusammenstellung von Fisch und Mehlspeise, welches ja auch die christlichen Fastenspeisen sind, deggegnet uns als bevorzugte oder gebotene Speise für bestimmte Tage in allen Gauen unseres Vaterlandes. Der Tag der Berchta muß mit Fisch und Haberbrei begangen werden, und es hat sich dieser Brauch, um seine Entstehung zu erklären, sogar in das Gewand der Lokalsage gekleidet, welche erzählt, daß die weiße Frau auf Schloß Neuhaus in Böhmen — von einigen Perchta von Rosenberg genannt — gelegentlich der Frohn beim Bau dieses Schlosses für ewige Zeiten dem Landvolke ein Gericht Fische und Habergrütze verordnet habe, welches Gericht — anstatt der Habergrütze indeß ein Brei aus Erbsen und Haidegrütze — am Gründonnerstag noch lange Zeit den Armen verabreicht worden ist [2]). Zu Gebickenstein auf dem Amte verlangte der Mönch (ein Kobold) in früherer Zeit, daß an einem bestimmten Tage jedem Armen, welcher sich meldete, ein Stück Brot und ein Hering gegeben wurde, und erzwang dies bei Unterlassungsfällen durch Toben im Hause [3]). In Thüringen gilt Kloß und Hering als Lieblingsessen der Perchta, und man ißt dieses Gericht am letzten Tage des Jahres [4]), für welchen Tag diese Zusammenstellung auch anderwärts in Deutschland vorkommt, wenn auch für den Kloß eine andere Mehlspeise und für den Hering ein anderer Fisch eintritt; in Steiermark und in der Lausitz ißt man Karpfen und Mohnklöße [5]). In der Grafschaft Mark tritt Kloß mit Fisch als Gericht des Zimbertstages (des Donnerstages vor Fasten) [6]), in Schweden Reisbrei mit Stockfisch als Weihnachtsessen auf [7]). Unter Wegfall von Fisch erscheint in Tirol „Rudl“, eine klobartige Mehlspeise [8]), als Lieblingsspeise der Perchta, im Orlagau „Zemmede“ [9]); anderwärts im Voigtlande gilt „Polse“, eine Art dicken Mehlbreies, als eine solche der Werre, einer gleich Perchta herumziehenden und das Spinnen beaufsichtigenden Göttergestalt [10]). Zemmede und Polse sind für den Dreikönigsabend nothwendige Gerichte, und bei Unterlassung füllen die beleidigten Gottheiten den aufgeschnittenen Bauch mit Wirrbüscheln, Back- oder Kieselsteinen und nähen ihn alsdann im Orlagau mit einer Pflugschar und Kette statt mit Nadel und Zwirn wieder zu [11]). Aehnliche Strafen drohen anderwärts in Deutschland den Kindern für Uebermaß im Essen: in Baiern schneidet die Frau Lux am Lucientage den Kindern, welche sich abends zu voll gegessen haben, den Bauch auf und füllt

[1]) Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen. Halle 1846. S. 37.
[2]) Grimm, Mythologie. Anhang. Aberglaube Nr. 325.
[3]) Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie. Bonn 1874. S. 548.
[4]) Woche 23.
[5]) „Globus“, 3, 374.
[6]) Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols. Zürich 1857. S. 50.
[7]) Eifel, Sagenbuch des Voigtlandes. Gera 1871. S. 104.
[8]) Grimm, Mythologie. 170. Anmerkung.
[9]) Brüder Grimm, Deutsche Sagen. Berlin 1865. Bd. 1, S. 316; Eifel 103/4.

[1]) Vers 3. Simrod's Edda. Stuttgart 1876. S. 59.
[2]) Grimm, Mythologie. Göttingen 1835. (Erste Auflage.) S. 169.

Digitized by Google

ihn mit Kieselsteinen[1]), in Böhmen die Paruchta den Kindern, welche Weihnachten zu viel gegessen und nicht bis zum Abend gefastet haben[2]); in Mähren schlägt ein männlicher Schwerechta den Kindern, welche die ihnen am Nikolaustage geschenkten Aepfel und Nüsse schon vor Weihnachten verzehrt haben oder sonst ungezogen gewesen sind, den Nabel „auf"[3]); in Oberbaiern ißt man am Dreikönigsabend fetten Kuchen und sagt, daß man sich den Bauch damit schmieren müsse, auf daß das Messer der Berchta an ihm abglitsche[4]).

Unter den Fischen ist es namentlich der Hering, welcher als Neujahrs- bezichentlich als Sylvesterspeise eine große Rolle in vielen Gegenden Deutschlands spielt, einfach ohne weitere Zuberreitung z. B. in der Mark, im Altenburgischen, in Thüringen, im Voigtlande — hier auch als Weihnachtsgericht — [5]), dann aber namentlich durch das ganze nördliche Deutschland in der Form des Heringssalats als eines sicheren Mittels, stets Geld im neuen Jahre zu haben[6]). Im Voigtlande hat man die eigenthümliche Sitte, die sogenannte Heringsfleete an die Decke zu werfen, die Köpfe aber durch die Augen an dieselbe zu spießen und sie später bei auftretenden Krankheiten dem Vieh als Heilmittel zu geben[7]). In Reichenbach ißt das heirathslustige Mädchen am Andreasabend in der sechsten Stunde vor der Thür einen Hering, der Erstvorbeikommende dann ist ihr Zukünftiger; in Hof kurz vor dem Schlafengehen, ohne darauf noch zu trinken, der Zukünftige bietet alsdann im Traume der Durstenden einen Trunk[8]); in Oberfranken ist letzterer Brauch auch üblich, nur geschieht hier das Essen vor der Weihnachtsmette[9]). In Tirol bilden Heringe das Gericht des Aschermittwoch[10]).

Außer dem Hering treten nun auch andere Fische in die gebotenen Weihnachts- und Neujahrsessen ein und zwar gleichfalls vielfach, hervorgehend aus dem Beziehen des Silberglanzes der Fischschuppen auf den Glanz des Geldes, aus der Menge der Körner des Roggens auf die ersehnte Fülle desselben, als Mittel reichlich mit Geld im neuen Jahre versehen zu sein. So verlangt der Märker unbedingt zum Sylvester irgend einen Schuppenfisch dieserhalb[11]), der Masure sogar große Fische, damit er auch großes Geld habe[12]), während der Thüringer deßhalben seinen Hering ißt, auf daß ihm das kleine Geld nicht ausgehe[13]); auch der Schlesier hat Fische zum Sylvesterschmause[14]). Schon das Träumen von Fischen deutet nach norddeutschem Glauben auf Geld[15]), nach voigtländischem aber nur der Traum von großen Fischen, während kleine Zank bedeuten[16]). Sogar im Märchen tritt und dieser Bezug des Fisches auf Geld entgegen; in einem dänischen Märchen befiehlt dem Fischer der gefangene wunderbare Fisch — durch dessen Genuß der Fischerfrau zwei Helden, der Stute zwei Füllen, dem Sperber zwei Junge geboren werden — die Schuppen aufzuheben, und haben sich diese Schuppen, als die Jünglinge 15 Jahre alt geworden, inzwischen in Goldgeld verwandelt[1]). Als Weihnachtsessen sind Fische gleichfalls sehr beliebt; Karpfen in Honigkuchenbrühe an diesem Feste zu essen, ist ein allgemeiner polnischer, auch nach Schlesien hineinreichender Brauch[2]), auf Kephalonia ißt man am Weihnachtsabend regelmäßig Kaviar und kleine getrockete Fische[3]), in Hamburg war es noch Ende des vorigen Jahrhunderts Sitte, den Dienstboten an diesem Abend Karpfen zu verabreichen[4]). Dieses berührt sich mit dem mittelalterlichen Brauche des fürstbischöflichen Hofes zu Brixen, zu Weihnachten Fische als Geschenke an die Beamten und Hofbediensten zu vertheilen; auch seitens der Verwalter an ihre Grundholden fand diese Vertheilung statt[5]). In Böhmen bewahrt man die Asche aus den Fischgräten und Ruffschalen des heiligen Abends auf als ein Mittel gegen den Veitz und als ein Mittel gegen das Anschwellen der Kühe[6]); vergräbt man aber die den Christtag über auf dem Tische gebliebenen Gräten vom Weihnachtsabendmahle, so erwächst daraus das Mutterkraut[7]); Winkler in seiner „Blume der Tugend" (fünfzehntes Jahrhundert) kennt ihren Gebrauch zu Heilzwecken:

„damit schreiben si zu diser frist
den leuten fur das Hauptschos" [8]).

Die Juden genießen gleichfalls am Neujahrsvorabend Fische, um damit anzuzeigen, daß ihre guten Werke im neuen Jahre sich vermehren sollen, wie die Fische im Wasser[9]), und merkwürdigerweise pflegen auch die chinesischen Buddhisten am sechsten Tage des ersten Monats, also zur Neujahrszeit, frische Fische zu sieden und zum Andenken an die Vorfahren zu verzehren[10]).

Eine fernere Glück bedeutende, Geld bringende Speise ist der Hirsebrei, von dem der Volksglaube aussagt, daß er das Geld quillen mache. Er tritt in Altenburg und in der Mark als Neujahrs-, in Franken und anderwärts als Fastnachts-, im Voigtlande als Weihnachts-, Neujahrs- und Fastnachtsgericht auf, in Oberfranken in Begleitung des Säusaus, einer Art Blutwurst, welche Zusammenstellung vor Fieber und anderer Krankheit das Jahr über bewahren soll; namentlich wirksam erweist sich dieses Mittel, wenn es vor dem Waschen genossen wird[11]). Im Voigtlande füttert man auch die Hühner am Neujahrstage mit Hirse, damit sie tüchtig Eier legen, wobei ebenfalls die vielen Körner der Hirse mit dem zu erwartenden Eiersegen in Bezug gesetzt sind[12]); gleichfalls muß dort der Drache, welcher seinem Besitzer Geld und Viktualien durch den Schornstein zuträgt, mit Hirse gefüttert werden und der

[1]) Nochholz, Schweizersagen aus dem Aargau. Aarau 1856. Bd. 2, S. 183 (nach Schmeller).
[2]) Grohmann, Aberglaube und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. Prag 1864. Nr. 34.
[3]) Wolf-Mannhardt, Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Bd. 4, S. 388.
[4]) Grimm, Mythologie 170; Simrock 395.
[5]) Simrock 548; Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Hamburg 1860. §. 14; Köhler, Volksbrauch u. s. w. im Voigtlande. Leipzig 1867. S. 360, 368; Wuttke, Sagen u. s. w. aus Thüringen. Wien 1866, 1878. Bd. 2, S. 187.
[6]) Simrock 548.
[7]) Köhler 360.
[8]) Köhler 381, 380.
[9]) Bavaria 3, 342.
[10]) Zingerle, Sitten u. s. w. des Tiroler Volks. Innsbruck 1871. Nr. 1220.
[11]) Wuttke §. 309.
[12]) Toeppen, Aberglaube aus Masuren. Danzig 1867. S. 64.
[13]) Wuttke, 2. 187.
[14]) Wuttke §. 73.
[15]) Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen u. s. w. Leipzig 1848. S. 463.
[16]) Köhler 398.

[1]) Svend Grundtvig, Dänische Volksmärchen. Leipzig 1878/79. Bd. 1, S. 279.
[2]) Wenzel, Die vorchristliche Unterblichkeitslehre. Leipzig 1870. Bd. 2, S. 129.
[3]) Düringsfeld, Ethnographische Kuriositäten. Leipzig 1879. B. 1, S. 115.
[4]) Brand, Popular antiquities of Great Britain. London 1870. Vol. 1, p. 257.
[5]) Zingerle Nr. 1529.
[6]) Grohmann Nr. 951.
[7]) Grohmann Nr. 687.
[8]) Zingerle S. 292.
[9]) Buxtorf, Erneuerte Jüdische Synagog. Frankfurt und Leipzig 1729. S. 555.
[10]) Timkowsky, Reise nach China. Leipzig 1825. Bd. 2, S. 172.
[11]) Wuttke §. 14, 27; Grimm Nr. 225; Köhler 368, 170; Bavaria, München, 1860 ff., Bd. 3, 341, 368, 1003.
[12]) Köhler 363.

Digitized by Google

Besitzer selbst solche ebenfalls genießen [1]). Fast noch mehr als den Deutschen soll den slavischen Nationen der Hirsegenuß als glückbringend gelten, weshalb beispielsweise die in Mähren anläßlichen Polterabenden das Hochzeitsmahl mit diesem Gerichte schließen; andere slavische Stämme vertheilen bei dieser Gelegenheit die Hirse an die Gäste [2]). Unter den deutschen Stämmen sind namentlich die Baiern starke Verehrer des Hirsebreies, in der Oberpfalz — hier in Verbindung mit Zwetschgen — und in Oberbaiern, wo er selbst bei fürstlichen Hochzeiten in früheren Zeiten aufgetragen wurde, darf er nie dem hochzeitlichen Mahle fehlen [3]); auch für die Schweiz findet sich in alten Verordnungen die Hirse als Gericht bei festlichen Gelegenheiten, namentlich auch als Austheilung an die Armen während derselben, aufgeführt [4]). Das Vorarlberger Städtchen Feldkirch feierte früher alljährlich einen großen Hirseschmaus, zu dem die Jugend des Landes mit eingeladen wurde, und glaubte man, daß die Fruchtbarkeit des Jahrgangs von diesem Schmause abhängig sei [5]); das Dörflein Karlburg in Unterfranken feiert noch jetzt ein besonderes Hirsbrei-Fest am Sonntag nach Mariä Geburt [6]). In einigen märkischen Gegenden gehören Mohnstriezeln zu den nothwendigen Neujahrgerichten [7]), in Thüringen ißt man stellenweise an diesem Tage Linsen und Fische [8]); Mehn, Reis, Linsen, Hirse deuten ebenso wie die Fischeier durch die Menge ihrer einzelnen Körner auf die Fülle des Geldes und überhaupt auf Fülle und Segen im allgemeinen hin und erklärt sich hieraus ihr vielfältiger Genuß beim Jahresbeginn; Nork [9]) will in gezwungener Deutung aus der Aehnlichkeit des Hirsekornes mit dem Thautropfen die Bedeutung der Hirse als eines Symbols des Segens und der Fruchtbarkeit ableiten. Im ferner der Silberglanz der Fischschuppe in Beziehung zum Glanze des Silbers steht, so leitet auch die Farbe des Weißkohls darauf, in ihm eine Hinweisung auf das Silber, die der gelben Rüben, in ihnen eine solche auf das Gold zu finden. In der Wetterau ißt man Weihnacht Weißkraut, Neujahr gelbe Rüben, ersteres Gericht giebt Silber, letzteres Gold im Jahre [10]); im Meiningischen genießt man am Neujahrstage, wie auch in Mecklenburg, Weißkraut, Mähren am Großneujahrstage (Dreikönigstag), beides gleichfalls mit Beziehung auf Silber und Gold [11]); auch im Schwäbischen sind gelbe Rüben wegen des Geldes Neujahrsgericht [12]). Gesährlich sind Rüben nach Tiroler Glauben am Martinstage, da ihr Genuß an diesem Tage Bettnässen nach sich zieht [13]).

Der Kohl tritt als gebotene Festspeise namentlich für den Gründonnerstag auf und zwar entsprechend dem Namen des Tages in der Form von Grünkohl oder als ein Gemisch verschiedener grüner Kräuter. Der Duderstädter, der Stendaler muß unbedingt an diesem Tage Grünkohl haben [14]), der Bewohner der Wetterau grüne Pfannkuchen [15]), der Berliner Eierkuchen mit Schnittlauch [16]), der Thüringer etwas Grünes mit Eiern, der Baier, Schwabe, Tiroler wenigstens überhaupt etwas Grünes [17]) — stellenweise knüpft sich hieran auch wieder der Glaube, daß dieses Festessen das Nichtausgehen des Geldes im Jahre bewirke. Der Schwabe meidet vielfach den Mitgenuß des Fleisches zu dem grünen Gemüse an diesem Tage [18]), und im Waldeckischen bedroht man sogar das Unterlassen des gebotenen grünen Gerichtes mit dem Wachsen von Eselsohren [19]). In Dobischwalde (Oesterr.-Schlesien) erhalten die Kinder am grünen Donnerstage grüne Kresse zu essen [20]); Ostern hat der alemannische Bauer nach altem Brauche Spinatkuchen und Krautwähen auf dem Tische [21]), wie für diese Zeit auch in England, sowie auf dem Kontinente früher eine grüne Sauce zu den Eiern gereicht werden mußte [22]). Für verschiedene Gegenden Deutschlands ist es Vorschrift, daß das grüne Gemüse am Gründonnerstage aus neunerlei verschiedenen Kräutern zusammengesetzt sei. Dieses ist beispielsweise für viele Orte im Oldenburgischen für den Sammelthpt, welcher aus wildwachsenden Pflanzen bestehen soll [23]), für das Meiningische [24]), die Neumark [25]), Mecklenburg [26]) der Fall. In Mecklenburg spielt unter den Beständtheilen die junge Nessel eine Hauptrolle — auch in Tirol backt man, und zwar am Sonnenwendabend, neben Hollunder-, Salbei- und anderen Kuchen Brennesselkuchen; Gebrauch ist es gleichfalls dort, dreierlei, siebenerlei oder neunerlei Kuchen zu backen [27]) — und berichtet David Frank in seinem „Alten und neuen Mecklenburg", es sei dort zu seiner Zeit so ängstlich auf den Genuß des Gerichtes, welches er mit dem Thorkult in Verbindung bringen will, gehalten worden, „daß es um das Leben desjenigen, welcher nicht Kohl mit Nessel gegessen, wohl so gefährlich stehen möchte, als wie um die Seele dessen, der ein Berächter des heiligen Abendmahls" [28]). Ganz ebenso wird in der Neumark dem Essen des Neunkohls das Gesunderhalten für das ganze Jahr zugeschrieben [29]), dagegen von der Rockenphilosophie das Unterlassen mit dem Fieber bedroht [30]); anderwärts hat man die Redensart, daß der Betreffende zum Esel wird [31]). Neunerlei — auch wohl siebenerlei — Gerichte überhaupt werden in einigen märkischen Gegenden für den Neujahrstag verlangt [32]), im Voigtlande für die Fastnacht und die heiligen Abende der drei kirchlichen Hauptfeste [33]). Die Bekenner des Islam essen am zehnten Tage

[1]) Köhler 360, 422.
[2]) Köhler 638, 392 nach Nork.
[3]) Bavaria 1, 401, 2, 285.
[4]) Lutolf, Sagen ꝛc. aus den Fünf Orten. Luzern 1865, S. 380.
[5]) Rochholz, Alemannisches Kinderlied. Leipzig 1857, S. 485.
[6]) Bavaria 4ª, 254.
[7]) Kuhn-Schwartz S. 408.
[8]) Witzschel 2, 187.
[9]) Bei Köhler 392.
[10]) Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie. Göttingen und Leipzig 1852. Sammlung von Aberglauben darin. Nr. 353, 362.
[11]) Witzschel 2, 187. Bartsch, Sagen ꝛc. aus Mecklenburg. Wien 1879/80. Bd. 2 (Aberglauben), Nr. 1255.
[12]) Meier, Deutsche Sagen ꝛc. aus Schwaben. Stuttgart 1852, S. 470.
[13]) Jingerle, Nr. 1499.
[14]) Wolf-Mannhardt, 2, 108. Kuhn-Schwartz 374.
[15]) Wolf, Nr. 380.
[16]) Kuhn, Sagen ꝛc. aus Westfalen. Leipzig 1859, Bd. 2, S. 133, Anmerkung.
[17]) Witzschel 2, 194. Wolf-Mannhardt, 3, 175. Bavaria, 2, 309, 3, 341. Jingerle Nr. 1269. Meier 386.
[18]) Meier 386.
[19]) Curtze, Volksüberlieferungen aus dem Fürstenthum Waldeck. Arolsen 1860, S. 398. Vergl. Mannhardt, Germanische Mythen, S. 412.
[20]) Peter, Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien. Troppau 1867, Bd. 2, S. 283.
[21]) Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch, Berlin 1867, Bd. 2, S. 125.
[22]) Brand 1, 92.
[23]) Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Oldenburg 1867, Bd. 2, S. 41.
[24]) Köhler 371.
[25]) Kuhn, Westfälisches, 2, 133, Anmerkung.
[26]) Bartsch Nr. 1343.
[27]) Jingerle 1347. Wolf-Mannhardt 3, 339.
[28]) Ebendaselbst.
[29]) Kuhn, Westfälisches, 2, 133.
[30]) Grimm, Nr. 275.
[31]) Mannhardt, Germanische Mythen, Berlin 1858, S. 412.
[32]) Kuhn-Schwartz 408.
[33]) Köhler, 168.

Digitized by Google

des Monats Moharram, dem Erinnerungstage des Ausgangs Noah's aus der Arche, gern ein aus zehn Bestandtheilen — weshalb es auch Achuru, was zehn bedeutet, genannt wird — zusammengesetztes Gericht, weil Noah an diesem Tage auch ein aus den Resten seiner Provisionen zusammengestelltes Mahl eingenommen haben soll [1]).

Ein fernerer das Kohlgericht liebender Tag ist Fastnachten, zu welcher Zeit früher im Saterlande es sogar der Jugend erlaubt war, den Kohl aus dem ersten besten Garten zu entnehmen [2]); im Voigtlande gehört Sauerkohl zu den nothwendigen Fastnachtsgerichten [3]), im Eichsfelde und in Thüringen in Verbindung mit Schweinefleisch, von welchem in einzelnen Gegenden Thüringens die abgenagten Knochen in den Samenlein gesteckt werden müssen [4]); in Steinbal erscheint Sauerkohl mit Knackwurst als Fastnachtsessen [5]).

Als Weihnachts- oder Neujahrsgericht tritt der Grünkohl vielfach in Norddeutschland auf [6]); der Uckermärker verlangt dazu unbedingt Schweinskopf und Blutwurst [7]) und hält den Kohl selbst für so unerläßlich zum Weihnachtsessen, daß er sich den Mann im Monde als einen Dieb vorstellt, welcher glaubte, sich seinen Weihnachtskohl, ehe ihn zu entbehren, lieber an diesem heiligen Tage stehlen zu müssen, und daher zur Strafe in den Mond versetzt wurde [8]). In der Gegend von Kamern holt man Christnacht Kohl aus dem Garten des dritten Nachbarn für das Vieh, da es durch denselben gegen Hexerei geschützt wird [9]). In Schmalkalden ißt man am Neujahrstage Unterkohlrabi, wovon aber nichts übrig bleiben darf, um das Geld im neuen Jahre nicht ausgehen zu lassen [1]); in einzelnen Gegenden Dänemarks erscheint Weiß- und Grünkohl als Weihnachtsgericht [2]). Der Ehste verlangt am Weihnachtsfeste zu seinem Schweinefleische, welches möglichst in der Form eines zu diesem Zwecke gefütterten und heimlich gebratenen ganzen Ferkels als sogenannter „Weihnachtsbeter" auf dem Tische prangen muß, unbedingt grünen Kohl, und sollte er sich ihn erbetteln müssen [3]).

In der Oberpfalz kommt am Schlusse des Hochzeitmahles eine Schüssel Sauerkraut auf den Tisch und muß die Braut davon einige Löffel voll essen, damit ihr das Gewand schön stehe und sie eine reinliche Hausfrau werde, „denn es ist nichts reiner als Sauerkraut [4])"; auch zum Oberpfälzer Taufmahle gehört nothwendig Sauerkohl mit Schweinefleisch [5]), ebenso wie in Tirol Sauerkohl mit Speck gebotener Bestandtheil des Hochzeitessens ist — sobald dieses Gericht aufgetragen, wird geschossen und der Braut der Kranz abgenommen [6]). Selbst in einem deutschen Kinderspiele, dem Brückenspiel, welches sich auf die Todtenreise deutet, erscheint in der Danziger Version „köl med sped" und zwar als Speise der die Todtenbrücke Ueberschreitenden [7]), und in einer Oberpfälzer Schatzsage ist die Befähigung zum Erlöser daran gebunden, daß der Betreffende zuerst von der Tischplatte, welche aus dem Holze einer bestimmten Linde gemacht worden, Schweinefleisch und Sauerkraut gegessen hat [8]). In Frankreich ist das Kohlessen am Stephanstage verpönt, weil dieser Heilige sich in einem Kohlfelde gegen seine Verfolger verborgen haben soll [9]).

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Garcin de Tassy, Mémoire sur les particularités de la Religion Musulmane dans l'Inde. Paris 1849, p. 80.
[2]) Strackerjan 2, 37.
[3]) Köhler 368.
[4]) Witzschel 2, 180.
[5]) Kuhn-Schwartz 371.
[6]) Bartsch, Nr. 1176; Kuhn-Schwartz 405.
[7]) Kuhn-Schwartz 411.
[8]) Kuhn-Schwartz 52.
[9]) Kuhn-Schwartz 405.

[1]) Tuller, Das deutsche Volk. Leipzig 1847, S. 253.
[2]) Düringsfeld 1, 92.
[3]) Holzmayer, Ostiana. Dorpat 1872, S. 13.
[4]) Schönwerth, Aus der Oberpfalz. Augsburg 1869, Bd. 1, S. 109.
[5]) Schönwerth 1, 170.
[6]) Jingerle, Nr. 113, 133.
[7]) Wolf-Mannhardt 4, 304.
[8]) Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie. München 1848/55, Bd. 2, S. 203.
[9]) Wolf Nr. 611. Thiers, Aberglaube (Anhang zur Otia imperialia. Herausgeg. v. Liebrecht. Hannover 1856), Nr. 120.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der summarischen Volkszählung in St. Petersburg, die am 15./27. Juni 1888 veranstaltet wurde, und die einen Rückgang der Bevölkerung seit dem 15./27. Dezember 1881 erkennen ließ, hat man schon nach einem halben Jahre — am 15./27. Dezember 1888 — eine andere, ebenso summarische folgen lassen, die ein ganz anderes Resultat ergeben hat. Danach betrug die Gesammtzahl der Menschen, die in Petersburg und seinen Vororten wohnhaft sind, 975 368 Seelen, gegen 842 883 im Sommer, es stellte sich mithin ein Mehr von 132 445 Köpfen heraus und zwar vorzugsweise in den centralen, vornehmen Stadtgegenden, so daß in der That der sommerliche Auszug der besser situirten Stände auf das Land diesen großen Unterschied der Bevölkerung erklärt. Gerade umgekehrt stellten sich die Verhältnisse in den von der arbeitenden Klasse bewohnten Bororten: ein Minder der Bevölkerung von 33 716 Köpfen. Nach dieser neuen Zählung, die freilich so wenig wie die sommerliche völlig verläßliche Zahlen zu liefern vermochte, würde sich vom 15./27. Dezember 1881 bis zum 15./27. Dezember 1888 nur ein Zuwachs der Petersburger Bevölkerung um 47 312 Seelen ergeben haben.

— Der gesammte Außenhandel Großbritanniens belief sich im Jahre 1888 auf 684 929 000 Pfd. Sterl., eine Summe, die diejenige des Vorjahres um 42 231 000 Pfd. Sterl. übertrifft, und die nur hinter derjenigen des Jahres 1883 beträchtlich (um 47 398 000 Pfd. Sterl.) zurücksteht. Die Einfuhr betrug 386 582 000 Pfd. Sterl. und erstreckte sich wie gewöhnlich vor allen Dingen auf Nahrungs- und Genußmittel und Rohstoffe, die Ausfuhr dagegen betrug 298 347 000 Pfd. Sterl., wovon der weitaus größte Theil auf Industrieerzeugnisse kam.

— Frankreichs Außenhandel bezifferte sich für den gleichen Zeitraum auf 7 263 635 000 Francs, was gegen das Vorjahr eine Abnahme um 87 830 000 Francs ergiebt. Die Abnahme betraf übrigens ausschließlich die Ausfuhr, die im Jahre 1887 3 246 499 000 Francs, im Jahre 1888 aber nur 3 210 730 000 Francs betrug. Die Einfuhr

Digitized by Google

(4 052 905 000 Francs) ergab gegen das Vorjahr eine Zunahme um 26 939 000 Francs.

Asien.

— In einer Mittheilung an die „Proceedings“ der Londoner Geographischen Gesellschaft hält Herr Douglas W. Freshfield seinen Ruhm, der erste Kasbekbesteiger gewesen zu sein — der ihm nach einer Mittheilung unseres Herrn Mitarbeiters R. v. Seidlitz durch einige offenliche Bergsteiger geschmälert werden sollte — in seinem vollen Umfange aufrecht, wovon wir an dieser Stelle gern Notiz nehmen. (Vergl. „Globus“, Bd. 55, S. 62 f.)

— Der russische Zar hat seine Genehmigung zur Errichtung eines Denkmals gegeben, das von dem Freunde und Reisegefährten Prshewalski's — Herrn Bilderling — für das Grab desselben an den Ufern des Issik-Kul entworfen worden ist. Von diesem Denkmal giebt der „Russische Invalid“ folgende Beschreibung: Es stellt einen malerischen Felsen von 28 Fuß Höhe dar, auf dessen Spitze ein grosser Adler thront, als Emblem der Stärke, der Furchtlosigkeit und der Intelligenz. Der Adler hält in seinen Klauen die Karte von Central-Asien, dem Hauptfelde der wissenschaftlichen Forschungen des Verstorbenen, und in seinem Schnabel einen Oelzweig, zur Erinnerung an die friedlichen wissenschaftlichen Eroberungen, welche Russland Prshewalski verdankt. Auf der einen Seite des Felsens befindet sich ein grosses bronzenes Kreuz und darunter die Inschrift: „Nikolaus Mikhailowitsch Prshewalski, geboren am 29. März 1839, gestorben am 20. Oktober 1888.“ Im Innern des Felsen ist eine Wendeltreppe und darüber ein vergrößertes Abbild des Medaillons, das im Jahre 1887 zu Ehren Prshewalski's von der Akademie der Wissenschaften geprägt wurde, mit der Inschrift: „Dem ersten Erforscher der Natur Central-Asiens.“

— Einem Vortrage des Dr. E. Pander über den Lamaismus in der Mongolei, den dieser Herr am 16. Februar d. J. vor der Berliner Anthropologischen Gesellschaft hielt, entnehmen wir die nachfolgenden Ausführungen: Durch eine indische Gemahlin des Königs von Tibet in dem centralen Asien eingeführt, entwickelte sich der Buddhismus daselbst besonders durch die organisatorische Thätigkeit Tsongapa's zum Lamaismus, dessen Gebräuche und Kultusformen in der frappantesten Weise an den römischen Katholicismus erinnern. Besonders ist auch die Mongolei von demselben erobert worden, und mindestens die Hälfte der Bewohner dieses Landes gehören infolgedessen heute dem geistlichen Stande an. Ueberhaupt dürfte es kein Land auf Erden geben, in dem die Religion die Geister so vollständig gefangen genommen hat wie dieses. Aus wilden Kriegern, die den chinesischen Staat beständig bedrohten, sind die Mongolen auf diese Weise zu einem ausserordentlich sanften und harmlosen Völkchen geworden, und hierin ist auch der Grund zu suchen, warum die Regierung zu Peking den Lamaismus in der Mongolei ebenso wie in Tibet systematisch begünstigt. In und bei Peking giebt es 28 Lamaklöster mit etwa 2000 Lamas, dieselben befinden sich aber in einem Zustande traurigster Verwahrlosung, da die chinesische Regierung es nicht der Mühe für werth hält, für an dieser Stelle noch fernerweit zu erhalten und zu begünstigen. Auch unter den Buriäten, im asiatischen Russland, ist der Lamaismus durch das Umsichgreifen der überlegenen russischen Kultur im Rückgange begriffen. In der mongolischen Wüste sowie in dem hochgebirgsumgebenen Tibet hält er seine Position aber völlig unbeschränkt. Das heilige Religionsbuch des Lamaismus umfaßt mit seinem Kommentar 333 Bände, von denen Dr. Pander die wichtigsten im Manuskripte für die Berliner königliche Akademie erworben hat.

— In Japan bereitet sich neuerdings eine buddhistische Propaganda vor, die kein geringeres Ziel verfolgt, als die Lehre Gautama's auch unter den Völkern Europas einzubürgern. Das Christenthum sei im entschiedenen Niedergange begriffen, und daher sei es an der Zeit, es durch eine Religion zu ersetzen, die die Geister vollkommener zu erleuchten und zu befriedigen im Stande sei, sagen ihre Apostel. Sie haben in Tokio eine Missions-Zeitschrift „Das Kleinod Asiens“ („The Bijou of Asia“) gegründet, in der sie das englische Idiom dazu benutzen wollen, den Völkern des Westens ihr Evangelium zu verkündigen.

— Die Goldfelder des Mo-Flusses in der nördlichen Mantschurei — eines Nebenflusses des Amur — sind in China seit lange so berühmt, daß die Regierung zu Peking sich veranlaßt gesehen hat, ihre Ergiebigkeit durch Sachverständige prüfen zu lassen. Das Gutachten, welches dieselben abgegeben haben, lautet nun sehr ernuthigend, und es ist auf Grund desselben beschlossen worden, den Abbau an die Hand zu nehmen. Privatunternehmer haben sich nicht gefunden, da die Gegend sehr entlegen und schwer zugänglich ist, und deshalb soll der Betrieb auf Regierungskosten angefangen werden.

— General Annenkow, der Erbauer der transkaspischen Eisenbahn, betreibt gutem Vernehmen nach in Petersburg persönlich die unverzeihte Fortsetzung der Linie von Samarkand nach Taschkend, dieselbe für eine wirthschafts- und kriegspolitische Nothwendigkeit erklärend. Die Abzweigstraße und als Objekt der Produktion Centralasiens habe sich die Baumwolle bereits in ihrer gegenwärtigen Gestalt vorzüglich bewährt, sie werde es aber in einem noch viel höheren Maße thun können, sobald noch weitere reiche Gebiete mit ihr in direkte Verbindung gebracht seien.

— Die indische Opium-Ausfuhr ist seit dem Jahre 1881 in einem steten Rückgange begriffen, besonders weil man in China — dem weitaus wichtigsten Konsum-Lande — den Artikel neuerdings in einem immer mehr ausgedehnten Maßstabe selbst kultiviert. Die chinesischen Provinzen, in denen Mohnpflanzen zum Zwecke der Opiumbereitung am meisten angebaut werden, sind Sze-schwan und Yünnan, aber auch in Honan, Tschili, Schantung und Schansi greift sie mehr und mehr platz. In den Nordprovinzen raucht man heute beinahe ausschließlich eigenes Gewächs, und nur in den Südprovinzen hat sich das aus Indien importirte bislang noch behauptet.

Afrika.

— Hauptmann Wißmann hat nunmehr seine Reise nach Ostafrika angetreten. Da seine Expedition mehrere Küstenplätze besetzen will und voraussichtlich Märsche von einem Besatzungsorte nach dem anderen sowie vielleicht auch nach dem Innern machen muß, so hat man auch für Beförderungsmittel zu Lande gesorgt. Es sind einige Offiziere vorausgesandt worden, welche in Aden eine Anzahl Pferde und Esel ankaufen sollen. Was die persönlichen Verhältnisse der Mitglieder der Expedition betrifft, so ist allein Hauptmann Wißmann als Reichskommissar in den Dienst des Reichs übergegangen. Alle anderen Mitglieder der Expedition sind von ihm angeworben, und er hat über die Bedingungen ihrer Anstellung, ihre Unterhaltung, ihre Entlassung ꝛc. vollkommen freie Verfügung. Aus diesem Verhältnisse ist es auch zu erklären, daß die betheiligten Offiziere nicht zum Auswärtigen Amte kommandirt sind, sondern ihren Abschied nehmen mußten. Da Wißmann zugleich die Befugniß erhalten hat, die Beamten der Ostafrikanischen Gesellschaft zu entlassen, so besitzt er die nöthige Vollmacht nach allen Richtungen hin.

— Neueren Nachrichten zufolge ist die Swaine'sche Expedition in das Innere von Britisch-Ostafrika durch widrige Umstände gezwungen worden, etwa 90 engl.

Digitized by Google

Meilen von ihrem Ausgangspunkte Halt zu machen, und ihre Hoffnung, den Baringo-See zu erreichen, um dort eine Basis zu schaffen, von der aus sie eine Verbindung mit Emin Pascha herstellen könnte, ist somit bis auf weiteres gescheitert. Die Hauptschwierigkeit, mit welcher die Expedition zu kämpfen hatte, soll darin bestanden haben, daß ihre in Freetown gemietheten Träger sich weigerten, weiter zu marschiren. Die deutsche Emin Pascha-Expedition, deren Führer, Dr. Karl Peters, nunmehr ebenfalls nach Zanzibar abgereist ist, gedenkt bekanntlich mit Somali-Trägern zu operiren, ein Umstand, der ihrem Gelingen förderlich sein dürfte, da die Somali an die Naturverhältnisse des zu durchmessenden Landes besser gewöhnt sind (Vergl. die Karte auf S. 147).

— Nach einem Briefe des englischen Missionärs W. E. Porter aus Negala, am Rovuma, kann die Lage im Süden des Deutsch-Ostafrikanischen Schutzgebietes bei weitem nicht so verzweifelt sein, als man gemeinhin annimmt. Die Araber behaupten danach in verhältnißmäßig geringer Zahl nur die Küstengegend, und die Sklaven, über die sie verfügen, drohen ihnen zu entlaufen. Der Häuptling Machemba hat sich geweigert, sich der Aufstandsbewegung anzuschließen, und deshalb fühlten sich die Missionäre in ihrer Station bisher ziemlich sicher. Bedenklich erscheint es den Herren nur, daß ihre Freunde sich möglicherweise nicht mehr mit Munition versorgen können, um etwa drohende Angriffe seitens der Magwo oder Makualla abzuwehren. Von der Bischofs-Bai sagt Herr Porter, daß sie unwirksam bleiben müßte, wenn nicht gewisse durchgreifende Maßregeln, von der Art derjenigen, welche Gordon und Emin Pascha im Sudan genommen haben, damit Hand in Hand gehen. Im übrigen räth Herr Porter seinen Landsleuten, den Ostafrikanern zu zeigen, daß zwischen den Engländern und Deutschen ein großer Unterschied bestehe.

Nordamerika.

— W. S. Green erstattete am 11. Februar vor der Londoner Geographischen Gesellschaft Bericht über seine Forschungen in den vergletscherten Theilen der Selkirk-Kette, im britisch-columbischen Felsengebirge (Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 63). Herr Green ist übrigens den Alpinisten als der erste Besteiger des Mount Cook auf Neuseeland schon seit längerer Zeit rühmlichst bekannt.

— Nach einer neuen amtlichen Ausstellung bezifferte sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahre 1888 auf rund 617¼ Millionen Seelen, so daß bei der im Jahre 1890 stattfindenden Volkszählung die gesammte Einwohnerzahl sich auf mehr als 65 Mill. belaufen dürfte, was die stärkste absolute Zunahme in einem Decennium (ca. 15 Mill.) bedeuten würde. Wenn man die unerhört großen Einwanderungsziffern der achtziger Jahre bedenkt (1880: 457257, 1881: 669431, 1882: 788992, 1883: 603322, 1884: 518592, 1885: 395346, 1886: 334109 und 1887: 490109), so gewinnt jedwobl die angegebene Ausstellung als auch die daraus gezogene Schlußfolgerung einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit.

— Das Gesetz gegen die chinesische Einwanderung, das seiner Zeit von Kalifornien aus am eifrigsten befürwortet worden ist, scheint gerade in diesem Staate bereits jetzt manche üble Folge nach sich zu ziehen. Namentlich in Südkalifornien klagt man über Mangel an Arbeitskräften, und zwar um so mehr, als infolge des Zuflusses von üppigen Kapitalien und Unternehmungsgeist die Hilfsquellen dieser Gegend neuerdings in einem sehr großen Umfange in Angriff genommen worden sind. In den Wein- und Obstgärten Südkaliforniens sind die chinesischen Arbeiter schon deshalb viel brauchbarer als die europäisch-amerikanischen, weil sie die hohen Hitzegrade (bis gegen 120° F. im Schatten und 140° in der Sonne) auch bei angestrengter Thätigkeit viel besser ertragen.

Bücherschau.

— Hans Fischer, Die Aequatorialgrenze des Schneefalls. Leipzig 1888. Dunker & Humblot. — Eine sehr tüchtige und verdienstvolle Arbeit, die die fragliche Grenzlinie an der Hand eines umfangreichen Quellenmaterials zum ersten male in genauer und exakter Weise bestimmt. Es wird auf beiden Halbkugeln eine doppelte Aequatorialgrenze des Schneefalls unterschieden: eine solche für den jeden Winter regelmäßig wiederkehrenden, und eine solche für den nur gelegentlich vorkommenden Schneefall. Sehr deutlich und übersichtlich treten einem die Ergebnisse der Untersuchung auf der beigegebenen Karte entgegen. Die Grenze des gelegentlichen Schneefalls reicht auf der nördlichen Halbkugel am weitesten äquatorwärts in Nordamerika (bis südlich von Mexiko, etwa 18° nördl. Br.) und nächstdem in Ostasien (bis südlich von Kanton, 22° nördl. Br.); die Grenze des regelmäßigen Schneefalls dagegen kommt dem Aequator am nächsten in Südostasien (in Pânuan, 24° nördl. Br.) und nächstdem in Nordamerika (in Durango 25° nördl. Br.). Auf der südlichen Halbkugel bilden die Hochketten der Anden eine sich bis 7° südl. Br. erstreckende Zone regelmäßigen Schneefalls, die sich von der betreffenden allgemeinen Zone wie eine langgestreckte Halbinsel abzweigt. — Durch sorgfältige Beobachtungen dürfte die Grenze des gelegentlichen Schneefalls am ehesten an verschiedenen Punkten kleinen Korrekturen unterliegen.

— Richard Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Neue Folge. Mit 8 Abbildungen im Text und 9 Tafeln. Leipzig 1889, Veit & Co. 273 S. — Eine Sammlung, welche von den Ethnographen mit Freude begrüßt werden wird. Der Verfasser hat, wie in seiner vor zehn Jahren erschienenen ersten Sammlung, hier wieder eine Anzahl seitdem veröffentlichter Aufsätze vereinigt, welche alle das gemeinsame haben, daß sie monographisch irgend einen Gegenstand der Ethnographie behandeln und denselben über die ganze Erde verfolgen, mit unendlichem Fleiß und wunderbarer Belesenheit alle einschlägigen Thatsachen vereinigend. Die vorliegende Sammlung enthält folgende Abhandlungen: Besessene und Geisteskranke. — Sympathie zuberbildniß raubt die Seele. — Baum und Mensch. — Die Todtenmünze. — Der Donnerkeil. — Jagdaberglauben. — Gemüthsäußerungen und Geberden. — Das Zeichnen bei den Naturvölkern. — Eigenthumszeichen. — Spiele. — Masken. — Beschneidung. — Völkergericht. — Nasengruß. — Der Fuß als Greiforgan. — Albinos. — Rothe Haare. — Die Ausstattung ist eine vorzügliche, besonders hübsch ausgeführt ist die farbige Darstellung einer altmexikanischen Mosaikmaske aus dem Museum in Gotha. Ko.

Inhalt: H. Seidel: Die Araber in Ost- und Mittelafrika. I. (Mit einer Karte.) — Dr. G. Tiercks: Ein Ausflug nach Andorra. IV. (Mit sechs Abbildungen.) — Karl Haberland: Gebotene und verbotene Speisen bestimmter Tage. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 23. Februar 1889.)

Hierzu eine Beilage der Verlagshandlung von Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Emil Deckert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien.

Von **Adrian Jacobsen.**

(Mit einer Karte und sechs Abbildungen.)

Im Auftrage des Herrn Professor Bastian und des von ihm geleiteten Museums für Völkerkunde reisten wir am 26. September 1887 von Berlin nach Hamburg, um vier Tage später mit dem der Hamburger Rhederei-Gesellschaft gehörigen Dampfer „Frigga" nach Singapore weiter zu fahren. Unsere Aufgabe war eine Bereisung der bis dahin wenig besuchten Inseln der Banda-See, um daselbst ethnologische Sammlungen zu erwerben und Studien über Sitten und Gebräuche der dortigen Völker zu machen. Die Mittel dazu wurden ebenso wie bei verschiedenen anderen Expeditionen ähnlicher Art von dem in Berlin seit Jahren mit großem Erfolge wirkenden „Hülf-Komitee zur Beschaffung ethnologischer Sammlungen", unter Vorsitz des Herrn J. Richter in Berlin, gewährt.

Unsere Fahrt ging durch den englischen Kanal, die Gibraltarstraße und das Rothe Meer zunächst nach Singapore und dauerte bis dahin im ganzen 39 Tage. Kurze Aufenthalte nahmen wir nur in Port Said sowie in Pinang, im übrigen kamen wir aber den interessantesten Punkten an unserem Wege nahe genug, um einen guten Eindruck von ihnen zu erhalten — vor allem der gewaltigen Festenfestung Gibraltar, der Stätte des alten Karthago, den Bergen von Aden und der Insel Ceylon. In Port Said erquickten wir uns in der daselbst herrschenden glühenden Sonnenhitze — die auch die Anlagen des dortigen Lesseps-Platzes übel genug zu empfinden schienen — noch einmal an einigen Gläsern frischem Münchener Bier, und außerdem hörten wir daselbst eine böhmische Mädchenkapelle sowie die Kapelle eines ägyptischen Kriegsdampfers konzertiren. Am Suezkanale war man gerade eifrig mit Regulirungs- und Verbreiterungsarbeiten beschäftigt, als wir — an den Ausweiche-Stationen von verschiedenen englischen und anderen Dampfern überholt — hindurchfuhren. Vor Aden nahmen wir Kohlen ein, und vor Ceylon bedauerten wir, daß uns eine Wolkenbank daran verhinderte, den Adams-Pik in seiner ganzen Pracht zu schauen. In der Malakka-Straße that sich uns die Nähe des Landes schon durch die stark mit Blumenduft gewürzte Luft kund. In Pinang, wo wir am 7. November nachmittags vor Anker gingen, besuchten wir den überfüllten Zirkus und die Menagerie eines ehemaligen Angestellten Hagenbeck's, wo wir namentlich ein Paar riesige schwarze Bären von der Insel Jeso bewunderten, und im übrigen beobachteten wir in dieser Stadt die ersten Bilder hinterindischen Lebens und Treibens, besonders auf der Marktstraße.

Ueberall standen und liefen dort Chinesen, Malayen, Hindus, Klings und Araber herum. Auf offener Straße spielten Kulis Karten, andere ließen sich rasiren und die Haare mit einer Zange aus der Nase ziehen. Es drängten sich Lastträger zwischen Ochsenkarren und Equipagen hindurch, daneben sah man aber auch viele mit je einem Chinesen bespannte zweirädrige Wägelchen, Dschinrikschas genannt. In der Markthalle, welche sehr reinlich war, konnten wir alle möglichen Gemüse, Früchte, frische und getrocknete Fische, Krebse, Tintenfische u. s. w. sehen und verschiedene kleine Einkäufe machen. Am 8. November nachmittags gingen wir sodann wieder an Bord, um eine Stunde später weiter zu dampfen.

Digitized by Google

Am 10. November tobte ein heftiges Gewitter, trotzdem gingen wir an Deck und genossen von da den schönen Anblick der Einfahrt in den Hafen von Singapore, welcher rund herum von kleinen, dicht bewaldeten Inseln umgeben ist. Da wir erst fünf Tage später mit einem anderen Boote weiter fahren konnten, stiegen wir hier im Hotel de la Paix ab.

Darauf besahen wir uns die Stadt, und besonders besuchten wir alle möglichen Handwerker: chinesische Kunstschnitzer, von denen einer eine Art Laubsägearbeit ausführte, indem er mit einem Kupferdraht, den er ein wenig mit dem Messer gekerbt und in ein starkes Rotang gespannt hatte, sägte; Bildhauer, die Grabsteine und andere Bildwerke herstellten, oder die mit spitzen Meißeln Drachen und andere Figuren in den Granit eingruben ꝛc. Auch bei einigen Tröblern traten wir ein, wo man Opiumdosen, Waagen, altes Eisen u. s. w. kaufen konnte. Am Abend kamen wir bei unserem Spaziergange an einer Bierstube vorüber, wo man nach der Melodie „Gott erhalte Franz den Kaiser" ein geistliches Lied sang. Den Rest des Abends verbrachten wir in unserem Hotel, wo ebenso wie in Port Said eine böhmische Damenkapelle musizirte. Am 12. machten wir noch einige Einkäufe (Feuerwerk, Messer, Meißel ꝛc.) und am 15. verließen wir Singapore, um, anstatt direkt nach Surabaya, nach Batavia zu fahren. Am Bord hatten wir unter anderen auch einen Herrn Tevens aus Samarang, der gerade aus Nord-Borneo kam, wo er für 50000 Dollars Land zum Anpflanzen von Tabak gekauft hatte. Derselbe versprach sich großen Gewinn von seiner Unternehmung, da das Land dort sehr billig war (500 qm einen Dollar) und der Tabak sehr gut gedeiht. Das betreffende Land wurde bekanntlich in den 70er Jahren von einer deutschen Gesellschaft erworben, ging aber später in die Hände der englischen Nord-Borneo-Compagnie über.

Celebessische Stromlandschaft (bei Tondano).

Da wir auf Java in dem neuen Hafen von Priok anlegten, mußten wir, um in die Stadt Batavia zu gelangen, noch eine halbe Stunde mit der Eisenbahn fahren. In dieser Stadt benutzten wir unseren eintägigen Aufenthalt namentlich zur Besichtigung des ethnologischen und zoologischen Museums, sowie des zoologischen Gartens, wo wir verschiedene große Seltenheiten sahen, namentlich mehrere prächtige Orang Utangs.

Ueber Samarang, wo wir nur kurze Zeit anhielten, ging es dann weiter nach Surabaya, wo der Dampfer „Bromo", der uns nach Makassar befördern sollte, zwar schon bereit lag, aber uns noch einen zweitägigen Aufenthalt ließ. Auch in dieser Stadt konnten wir uns dabei noch den verschiedensten Genüssen der Civilisation hingeben: Promenaden im Stadtgarten, einem schönen Konzerte ꝛc.

Eine weitere, reichlich zweitägige Fahrt — vom 22. November früh bis zum 24. November nachmittags — brachte uns sodann nach Makassar, wo wir, nachdem wir in einem Hotel Unterkunft gefunden hatten, den deutschen Konsul, Herrn Mohrmann, aufsuchten, an den wir von Berlin aus empfohlen waren. Dort fanden wir Briefe aus der Heimath und erfuhren zugleich, daß beim Gouverneur Empfehlungsschreiben an sämmtliche Unterbeamte auf den Inseln, die wir zu besuchen gedachten, bereit lagen. Deshalb meldeten wir für den kommenden Tag bei diesem Herren unseren Besuch an und wurden sehr freundlich empfangen. Wir erhielten auch einen Waffenpaß für ganz Niederländisch-Indien.

Nachdem wir unsere Angelegenheiten geordnet hatten, gingen wir aus, eine Frau zu suchen.

Die indische Frau ist wohl von allen Schiffen, welche das menschliche Hirn erdacht und die menschliche Hand ausgeführt hat, das erbärmlichste. Sie ist ungefähr 8 bis 10 m lang und 3 bis $3^1/_2$ m breit, mit einem Dreifuß für den Mast, zwei Steuern und einem länglich viereckigen, mehr

Digitized by Google

breitem als langem Segel aus Bastmatte. Die Raaen sind aus je vier Bambusstäben zusammengefügt und 12 bis 14 m lang. An jeder Seite hat sie ein Steuerruder und wird bei Windstille von den Leuten mit Rudern oder Riemen fortbewegt. Das Schiffdeck besteht aus Palmblattgeflechten, welche auf Bambusgestellen ruhen und mit Palmenblättern überdeckt sind. Es ist aber nicht flach wie bei anderen Schiffen, sondern dachförmig. Der Steuermann sitzt in einem kleinen Raum, 2 m von dem Hinterstevен, und sieht weder Meer noch Himmel. Der Leiter der Praa ruft ihm nur zu, wie er steuern soll.

Es lagen verschiedene solcher Praaen im Hafen, aber keine die sich für unsere Zwecke eignete; außerdem wurden auch sehr hohe Preise verlangt und deshalb gingen mehrere Tage hin, bis wir fanden, was wir suchten. Endlich am 1. Dezember hatten wir ein für unsere Zwecke passendes Fahrzeug gefunden, das neu war und etwa fünf Registertonnen Rauminhalt hatte. Unsere Mannschaft war bereits vorher angeworben worden und bestand aus einem Führer (Anakota), einem Steuermann (Bungava) und sechs Matrosen, sowie aus einem Diener für uns.

Nun besorgten wir noch unseren Proviant nebst Tauschartikeln, welche für ein Jahr ausreichen sollten.

Während unseres Aufenthaltes in Makassar langte der Schwager des Radja von Buton dort an, derselbe kam als Gesandter und Bevollmächtigter des letzteren, um einen Vertrag mit dem Gouverneur der holländischen Regierung abzuschließen. Er führte eine Leibwache mit sich, die auf das wunderlichste aufgeputzt war. Ihr Führer hatte eine Art Helm, an dessen Spitze eine 3 bis 4 Fuß lange Stange, mit Federn verziert, befestigt war. Die Krieger trugen einen aus Rotang (Rohr) geflochtenen Panzer, ein hölzernes Schild, je eine Lanze und im Gürtel einen Kris (Dolch). Das Haupthaar war bei einigen glatt, bei anderen kraus, fast wie bei den Papuanen. Der Radja selbst trug schöne mit Gold geflickte Kleider, und hinter ihm ging ein Butanese, einen riesigen Schirm über seinem Haupte haltend. Mehrere Würdenträger begleiteten ihn bis zur Vorhalle des Gouverneurs, während die Leibwache mit aufgepflanzten Lanzen an äußeren Eingange stehen blieb.

Der ganze Aufzug machte auf uns Europäer einen komischen Eindruck.

Auch kam zu dieser Zeit die englische Luftyacht „Sunrise“ an, die Indien, China, Japan und die Philippinen besucht hatte und sich jetzt auf der Heimreise befand. Wir wurden mit dem Besitzer, Herrn Coope bekannt, welcher von seiner Gemahlin begleitet war und uns einlud, sein Schiff zu besichtigen. Den nächsten Tag besahen sich die Fremden unter unserer Führung Makassar und seine Umgebung, wobei namentlich beim deutschen Konsul eine Sammlung der verschiedensten Paradiesvogelbälge das Wohlgefallen der Damen erregte.

Celebessische Gebirgsscenerie.

Makassar, am Südwestende der Insel Celebes gelegen, ist die drittgrößte Stadt von Niederländisch-Indien, und es geht aller Handel von den Molukken und den südlicher liegenden Inseln über dieselbe. Deshalb befinden sich auch in ihr große Exporthäuser, unter denen zwei deutsche Firmen besonders hervorzuheben sind: Mohrmann u. Co. und Reiß u. Co. Der Haupthandel erstreckt sich auf Kaffee (besonders von Celebes und Portugiesisch-Timor), sowie in getrockneten Kokosnüssen, in Copra, in Muskatnüssen, in Eisenholz, in Trepang u. s. w. Makassar ist auch zugleich eine der gesundesten Städte von Niederländisch-Indien und hört man dort selten von dem sonst überall so häufig vorkommenden Malariafieber; es wird sogar oft als Kurort für Fieberkranke benutzt. Die Europäer bewohnen große luftige Steinhäuser, selbst die Bambushäuser der Eingeborenen sind aber geräumiger und solider aufgeführt als anderweit. Es wohnen auch nach Tausenden zählende Chinesen in der Stadt, die ausschließlich den Kleinhandel in den Händen haben. Chinesische Kulis werden in Niederländisch-Indien wenig — fast gar nicht — gebraucht, da die schwersten Arbeiten von der malayischen Bevölkerung ausgeführt werden. Die Stadt der Eingeborenen dehnt sich am Ufer nach Norden über eine englische Meile hin aus, und die Gebäude, welche direkt am Ufer stehen, sind meist auf Pfählen errichtet, so daß das Hochwasser unter den Häusern wegzieht.

Unmittelbar südlich grenzt an die Stadt Makassar das Königreich Goa, dessen Beherrscher der reichste und mächtigste

Digitized by Google

Fürst von Celebes ist. Die Residenz desselben liegt nur etwa 4 km von Makassar, an der Meeresküste, und auf unseren Ausflügen berührten wir sie wiederholt (S. die Abbildungen 5 und 6). Das stehende Heer des Radja muß nach den Aussagen der Eingeborenen ein sehr starkes sein, so daß die Holländer mit einem gewissen Mißtrauen auf ihn blicken, um so mehr als er auch Anspruch auf das ganze nördliche Flores erhebt. In der Stadt gehören ihm verschiedene Häuser, namentlich aber die stattlichsten Kaufhäuser am Hafen.

Etwa zwei englische Meilen rechts und links von der Stadt läuft je ein Fluß ins Meer, und in jedem derselben wimmelt es von Krokodilen, auf die von Europäern öfters Jagd gemacht wird.

Die Tage vom 5. bis 10. Dezember brachten wir zu, weitere Tauschartikel zu kaufen. Dieselben bestanden in rothen, schwarzen und weißen Baumwollenstoffen, in rothbaumwollenem Garn, in Busch-Taschen, in gewöhnlichen Messern, in Sarongs (einer Art Rock), Salendangs (einer Art Shawl, der um die Schultern geschlungen wird), Kopftüchern, Tellern, Tassen, Tabak, Gambier u. s. w. Schließlich hatten wir für einige Tausend Gulden Waaren an Bord, und unsere Prau war davon so voll gepackt, daß wir selbst kaum Platz zum Schlafen fanden; die Mannschaft mußte ihre Nachtruhe auf Deck suchen.

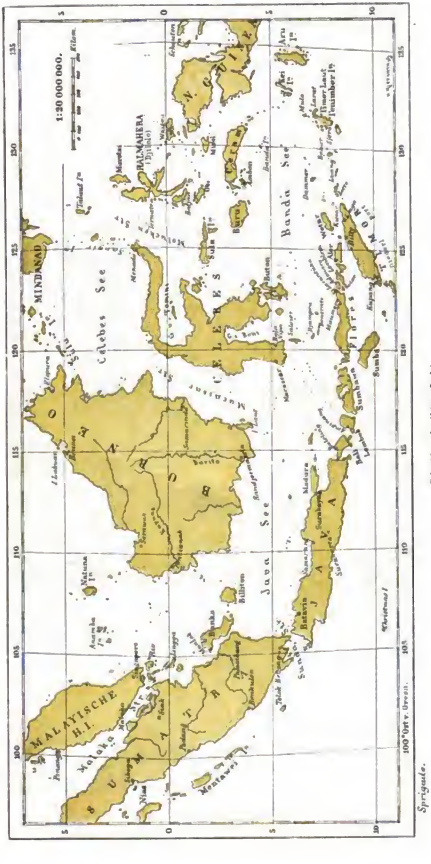
Endlich, am 10. Dezember, wurden uns nach vielen Formalitäten die Papiere der Prau ausgestellt, und zugleich wurde uns auch erlaubt die holländische Flagge zu führen. Am 11. erhielten wir dann noch einmal Briefe aus der Heimath, und am 12. abends fuhren wir, nachdem wir Abschied von unseren in Makassar gefundenen Freunden genommen, ab. Es war fast windstill, und unsere schwer beladene Prau glitt unter dem Klange des Gong (einer Schiffsglocke, welche jedes malayische Schiff führt und welche beim

Das Haus des Gouverneurs in Makassar.

Ein- und Auslaufen geschlagen wird) aus dem Hafen hinaus. Wir kamen jedoch an dem genannten Abend nur bis zur Sandbank vor Makassar und gingen daselbst vor Anker. Morgens drei Uhr erhob sich eine kleine Brise, und alsbald lichteten wir wieder die Anker, wir hatten jedoch bei Sonnenaufgang Makassar immer noch in Sicht und gelangten erst am Abend in die Gegend des Lompobatang oder des „Pik van Bonthain". Bei einem starken Gewitter, das dort losbrach, wurde, wie es auf Prauen üblich ist, statt zu rebben, ein kleineres Segel gesetzt. Am 14. Dezember morgens hatte sich der Wind gelegt, und nun wurde das große Segel wieder benutzt, und wir steuerten mit günstiger Brise direkt nach der Insel Salaier, wo wir die ersten Sammelversuche machen wollten. Eine Heerde Delphine umspielte unseren Schiffsbug, als wir aber unsere Harpunen in Ordnung hatten, waren dieselben verschwunden. Wir fuhren dicht an dem hier stationirten Kreuzerboote vorüber und lagen gegen 10 Uhr abends am Südende der Insel Pulo passi, wo wir Wasser nehmen wollten, vor Anker. Am 15. Dezember früh gingen wir ans Land, und nachdem wir uns an einem Bade erfrischt hatten, fingen wir unsere Nachforschungen nach ethnographischen Gegenständen an. Wir erhielten auch eine Reihe von hübschen Dingen, wie Spinnrocken, eine Garnwinde, einen Webstuhl u. a. m. Vor einem Hause sahen wir einen Ring hängen, an dem sechs kleine Puppen aus geflochtenen Blättern angebracht waren, die sich bei jedem Luftzuge drehten, so daß es den Eindruck machte, als ob sie tanzten. Diese Spielerei ist eine Medizin, die der Cholera und den Pocken den Eingang ins Haus verwehren sollen. Es befremdet dies umsomehr, als die Bewohner der Insel Mohammedaner sind.

Gegen 8 Uhr ruderten wir nach der Hauptinsel Salaier, wo das Dorf Padang liegt. Eine halbe englische Meile außerhalb des Dorfes mußte aber unser Boot liegen

Digitized by Google



Die hinterindischen Inseln.

bleiben, und wir hatten, um ans Land zu gelangen, ohne Schuhe und Strümpfe durch das sumpfige Wasser zu waten. Am Markte angelangt, wo es sehr lebhaft zuging, sahen wir zahlreiche halbnackte Dorf- und Landschönen, welche uns neugierig, aber furchtsam betrachteten. Hier ebenso wie später auf zahlreichen anderen Inseln bemerkten wir viele Hautkranke, sowie auch zwei alte Weiber mit angeschwollenen Kröpfen am Halse. Nachdem wir Fisch, Früchte und Eier gekauft hatten, besuchten wir den Vater unseres Führers, wohin uns ein Haufe nackter Kinder auf den Fersen folgte, die aber bei dem geringsten Blicke oder bei der geringsten Bewegung unsererseits mit lautem Geschrei davon liefen. Wir wurden in dem betreffenden Hause mit Thee und gebratenen Bananen bewirthet. Dann begaben wir uns wieder an Bord, um unsere Gewehre zu holen und noch einige Vögel zu schießen. Wir erlegten drei Tauben. Da der Wind uns noch entgegen wehte und deshalb nicht an die Abreise zu denken war, begaben wir uns, gefolgt von der Jugend des Dorfes, danach noch auf die Jagd nach Wildschweinen. Wir sahen viele, verwundeten auch eins, doch da es in das Dickicht lief und die Dunkelheit herein brach, konnten wir es nicht auffinden. Auf Salaier sowohl als auch auf anderen Inseln, wo viele Mangobäume wachsen, deren Früchte sie gern fressen, sind die Wildschweine in großer Menge vorhanden — besonders auf den Inseln, wo die Einwohner Mohammedaner sind, da diesen der Genuß des Schweinefleisches bekanntlich streng untersagt ist. Von unserem Bungawa erfuhren wir übrigens, daß an der Ostküste Salaiers noch Heiden leben sollen, und daß dieselben Medizinweiber haben (Bissus genannt, alte heidnische Priesterinnen), die ihre Beschwörungen in Männerkleidern vornehmen. Sobald eine Person krank wird, werden sie gerufen, um die bösen Geister aus dem Kranken heraus zu treiben. Sie verwenden dabei besonders eine Art Tanzrassel,

Digitized by Google

welche mit Zeug umwunden und mit einem Vogelkopfe verziert iſt. Ueber den Männerkleidern tragen die betreffenden Medizinweiber übrigens auch noch Frauenkleider, und außerdem ſind ſie noch mit verſchiedenen Lankos (Kopftüchern) an Kopf, Schultern und Leib behangen; auch in den Händen halten ſie je eins dieſer Tücher. Je nach dem die Krankheit eine

Haus eines wohlhabenden Makaſſaren.

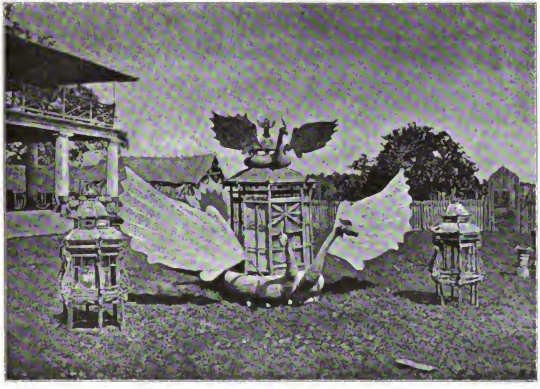
gefährliche oder geringe iſt, werden dabei auch größere oder kleinere Körbe mit allerlei Früchten und Medizinen gefüllt und unter großem Lärm den Geiſtern als Opfer dargebracht.

Am nächſten Morgen brachen wir wieder auf, da aber der Wind ungünſtig war, mußten wir bei der Inſel Paſſi kreuzen, und es zeigte ſich dabei leider, daß unſere Prau ein

Digitized by Google

schlechter Segler war, besonders beim Kreuzen, und ebenso erkannten wir, daß unsere Matrosen höchst unbrauchbare Seeleute waren. Endlich drehte sich der Wind, und wir passirten nun glücklich einige gefürchtete Felsenriffe, die an der Westküste

Der Palast des Königs von Goa.



Braut-Tondoe (Tragstuhl) der Prinzessinnen von Goa.

von Salaier liegen, und gegen Abend erreichten wir die Insel Tambulung. Hier hatten wir die große Unannehmlichkeit, auf ein Korallenriff aufzufahren, wobei unsere Ruder beschädigt wurden. Nachdem wir die Praw in Sicherheit gebracht

Digitized by Google

und vor Anker gelegt hatten, gingen wir ans Land. Hier befanden sich zwei Dörfer mit ungefähr 100 Häusern. Die jetzigen Einwohner stammen aus Salaier und sind als tüchtige Seeleute bekannt. Es giebt viele Pisanghaine, jedoch nähren sich die Leute hauptsächlich vom Fischfang. Früher waren diese Inseln von ternatischen Seeräubern bewohnt, dieselben wurden jedoch von den Holländern in den 60er Jahren vertrieben. Zu unserem Erstaunen trafen wir hier drei chinesische Goldschmiede, die auf den Inseln hin und her reisten und ganz gute Geschäfte zu machen schienen, da besonders die Frauen gern Geschmeide tragen. Bei unserer Rückkehr in unserem Kanu — einem ausgehöhlten Baumstamm, das sechs Mann tragen konnte — sprang ein großer Fisch aus dem Wasser und einem von uns an die Schulter, um alsbald wieder zurückzufallen. Die Gewässer scheinen überhaupt sehr fischreich zu sein. Nachdem wir wieder an Bord waren, schwamm ein großer Rochen um unser Schiff herum, was unserem Führer Anlaß gab, eine Geschichte von dem berüchtigten Seeungeheuer — dem sogenannten Seekrake — zum besten zu geben. Also auch hier war die Sage von jenem Meerungeheuer verbreitet.

Am 17. Dezember 4 Uhr morgens gingen wir wieder unter Segel und steuerten nach der etwa 30 englische Meilen südlich gelegenen Insel Djampea. Gegen Abend zwang uns aber eine heftige Regenböe, um nicht auf die Riffe zu treiben, unseren Kurs wieder nach Westen zu nehmen und endlich durch Rudern unserem Ziele zuzustreben — ein schweres Stück Arbeit für die Leute. Der starke Strom trieb uns ja immer wieder zur See. Zum Glück kamen wir zuletzt in die Nähe eines Korallenriffes, wo wir bei 10 Faden Wasser unsere von Europa mitgebrachten Anker warfen. Die Malayen gebrauchen nämlich hauptsächlich hölzerne Anker, die sie mit Steinen beschweren. Da der Wind mäßig vom Lande wehte und die See nicht hoch ging, so konnten wir auch unseren Platz bis morgens behaupten, wo sich der Strom nach Westen drehte und wir ohne weitere Abenteuer in den Hafen von Djampea einlaufen konnten.

Wir hatten gehört, daß hier ein schiffsbaukundiger Eingeborenen wohne, und da unsere Pran wie eine bleierne Ente schwamm, so wollten wir ihn zu Rathe ziehen, ob etwad daran zu verbessern sei. Zu diesem Zwecke begaben wir uns sofort ans Land, um beim Häuptlinge, der zugleich der Schiffsbauer war, Hilfe zu suchen. Derselbe empfing uns sehr freundlich, und nachdem er die Pran besichtigt hatte, erklärte er, daß die Steuer verändert werden müßten. Er ging auch sofort an die Arbeit, während wir uns auf die Suche nach ethnographischen Gegenständen begaben. Beim Häuptlinge erfuhren wir, daß Djampea früher ebenfalls von Seeräubern bewohnt war, daß dieselben aber vor 15 Jahren auch von holländischen Kriegsschiffen aufgehoben worden sind. Der Ueberfall der Holländer geschah so geschickt, daß nur wenige von ihnen sich durch Flucht retten konnten. Hunderte fielen im Kampfe. Von ihrem Führer wurde erzählt, daß er einen Harem mit 15 Frauen, die er auf den Nachbarinseln geraubt hatte, besessen habe. Ebenso berichtete man, daß etliche von den Seeräubern sich in die Wälder geflüchtet und dort angesiedelt hätten. Voriges Jahr sollen noch acht von ihnen an der Küste beim Fischfange getroffen worden sein, welche nackt einher gingen und nur mit einem Holzspeer bewaffnet waren.

Djampea ist eine herrliche, große, fast ganz mit schönem, dichten Urwalde bewachsene Insel. Hin und wieder wird der Wald durch große Grasflächen unterbrochen, welche den hier häufig vorkommenden Hirschen ein gutes Futter und Versteck bieten. Auch verwilderte Büffel kommen noch auf Djampea vor, dieselben stammen von einem Chinesen, der hier Kokosnüsse angepflanzt hatte, der es aber nicht bis zur Reife ausbalten konnte, weil seine Mittel verbraucht waren. Gegen Abend begaben wir uns auf die Hirschjagd, bekamen auch einige Gewehe zu Gesicht, jedoch das hohe Gras hinderte uns am Treffen, weil es die Leiber der Thiere vollständig verbarg. Aus Mangel an Hirschbraten ließen wir uns also einige Tauben, die wir gegeschossen hatten, munden.

Auch am 19. gingen wir auf Jagd, da unsere Pran noch nicht fertig war, und zwar ruderten wir zu diesem Zwecke nach der Nachbarinsel hinüber. Unter uns sahen wir dabei fast überall schöne schlanke Korallen und Seesterne auf dem weißen Sande, und dazwischen schwammen kleine azurblaue und gelbgeränderte Fischchen umher. Unsere Beute war diesmal eine bessere. Da wir durch das Laufen im hohen Grase sehr durstig geworden waren, mundeten uns dann die jungen, von den Palmen herabgeholten Kokosnüsse vortrefflich.

Am 20. Dezember langten die von uns an die Ostküste gesandten Leute wieder an und brachten verschiedene hübsche ethnographische Gegenstände mit, — die versprochenen alten Schilder jedoch leider nicht, da die Besitzer sich nicht von ihnen hatten trennen können. Es wurde uns auch berichtet, daß auf der Nachbarinsel Bonerate viele ethnographische Dinge zu haben sein würden, und so beschlossen wir, auch an dieser anzulegen. Bei unserer Wanderung durch das Dorf, in dem uns die Leute wie Wundertiere anstaunten, sahen wir an den Häusern Hornkorallen, Rippen und rechte Vorderfüße der Seekuh (Dugong) hangen, und auf unsere Fragen wurden wir belehrt, daß diese Dinge wieder ein Schutzmittel gegen Cholera, Pocken und andere ausbrechenden Krankheiten seien. Auf unsere Pran zurückgekehrt, erhielten wir von dem Häuptling noch etwas Pisang und frisches Hirschfleisch gesandt, das man mit Hilfe von Hunden erbeutet hatte. Nachdem wir denselben dann für die Instandsetzung unserer Pran reichlich belohnt hatten, machten wir uns wieder zur Abreise bereit. (Fortsetzung folgt.)

Die Araber in Ost- und Mittelafrika.

Von H. Seidel.

(Schluß.)

Durch die Araber theilte sich — wie so häufig — die Feindschaft wider die Europäer auch den umwohnenden Stämmen mit; denn die Eingeborenen haben hier und überall in Afrika an der Sklaverei dasselbe große Interesse. Es giebt Negervölker, bei denen Paul Reichard zwischen 80 und 90 Prozent — und noch mehr — Leibeigene sah, so daß also nur „die Häuptlinge und deren Verwandte und die Adligen, welche bei einzelnen Stämmen existiren, Freie waren". Beide, Araber und Schwarze, leben von ihren Sklaven; sie verstehen sich deshalb auch

Digitized by Google

ſehr genau, nur begreift meiſtens der Neger den Weißen nicht, vor allem nicht deſſen humane Abſichten, ſondern hält ihn erſt recht für einen ſchlimmen Räuber, da er dem Araber „die mühſam erworbenen Sklaven als gute Preiſe abjagt“. Die Händler unterſtützen natürlich dieſe falſche Auffaſſung, ſo viel ſie können, um um die Eingeborenen gegen die Europäer aufzuſtacheln. Daher zeigten ſich die Wirkungen des zanſibariſchen Küſtenaufſtandes ſchon im vorigen September in der Umgebung der Rovuma-Mündung, indem Tauſende von bewaffneten Jao-Männern nach Mikindani ſtrömten und die dortigen Angeſtellten der Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft zu ſchleuniger Flucht zwangen. Soweit uns bekannt, haben ſich auch die Engländer und Schotten aus der Nyaſſa-Zone nach Kräften in Sicherheit zu bringen geſucht, und wir ſtehen damit vor der erſtaunlichen und unerwarteten Thatſache, daß Oſtafrika, wo ſeit 30 Jahren die Forſcher-, Miſſions- und Handelsthätigkeit der Europäer in gedeihlicher Entwickelung ſtand, plötzlich für die Weißen geſperrt iſt. Und das Alles hat ſich derartig ſchnell vollzogen, daß man über die Gründe dieſer räthſelhaften Erſcheinung vielfach noch im Unklaren iſt. — Zur Aufſtellung deſſen ſei alſo gleich geſagt, daß die mittelafrikaniſche Sklavenhändler-Bewegung und die damit verbundenen Fehden thatſächlich erſt jüngeren Urſprungs ſind. Ihr Ausbruch hängt mit den verſchärften Beſtimmungen der Berliner Kongo-Konferenz gegen die Sklavenwirthſchaft innig zuſammen; vorher gab es zwiſchen Weißen und Arabern in Oſt- und Mittelafrika kaum irgend welche ſtreitigen Punkte, und das Verhältniß beider war durchweg ein gutes zu nennen, was die Erfahrungen eines Livingſtone, Stanley, Cameron, Wißmann, Cambier u. a. genügend beſtätigen. „Wer weiß“, ruft Wauters aus, „ob die Europäer ohne die Araber heute ſchon am Tanganika wären“[1])! Die bis jetzt gültigen Maßnahmen gegen den Menſchenhandel beſchränkten ſich auf das Wegfangen einzelner Sklavenſchiffe, wodurch aber der Binnenverkauf in keiner Weiſe geſchädigt wurde, ſo daß der Gewinn der Araber hierin ungeſchmälert fortging. Ebenſo war der Elfenbeinhandel im ganzen und großen ein arabiſches Monopol.

Da kam der Umſchlag, als die Europäer im Weſten und Oſten als Konkurrenten der Mohammedaner auftraten, als am Kongo und ſeinen Zuflüſſen, auf den Seen und in den oſtafrikaniſchen Kolonialgebieten der Weiße, ausgerüſtet mit Dampfſchiffen, Geld und Waffen das arabiſche Monopol zu vernichten ſtrebte und zugleich den Sklavenhandel nachdrücklich verbot. Der Araber ſtutzte; er ſah ſich in ſeinen höchſten Lebensintereſſen bedroht; ſeine Macht, ſein Anſehen unter den Eingeborenen, die ihn bisher als überlegenes Weſen geführchtet, ſtand auf dem Spiele, ſobald er im Wettſtreite mit dem Chriſten den kürzeren zog. Deshalb rief gleich der erſte Verſuch, wider die Menſchenjäger einzuſchreiten, jene blutige Kataſtrophe auf der Stanley-Falls-Station hervor. Andere Unthaten folgten, und die Gährung griff um ſich wie ein freſſendes Feuer. Mit dem Siege verlor der Araber ſeine Scheu vor der Gewalt der Europäer; ein völliger Wandel in ſeinen Anſichten vollzog ſich, und er fing an, den früher für unbezwinglich gehaltenen Fremden zu verachten. Am deutlichſten offenbarte ſich dieſe Wendung in der Aufnahme, die Hauptmann Wißmann während ſeiner zweiten Anweſenheit in Njangwe (1887) erfuhr. Das erſte mal — fünf Jahre zuvor — wurde er, obwohl von Mitteln faſt entblößt, wie ein vornehmer Gaſt willkommen geheißen, und ſämmtliche Scheichs ſuchten die Ehre ſeiner Bekanntſchaft; das zweite mal empfing man ihn mit Hohn und Spott, behandelte ihn wie einen Gefangenen und zählte ihm prahlend die Heldenthaten der Araber gegen wehrloſe Weiße vor. Der Mörder unſeres Landsmannes Giſecke trat dem Reiſenden frech unter die Augen; gewiß der beſte Beweis, wie gering die Araber damals ſchon den europäiſchen Einfluß veranſchlagten. Und dies Bewußtſein iſt für die ganze Entfaltung der Dinge in Oſt- und Mittelafrika verhängnißvoll geworden. Die vermeintliche Sicherheit vor Strafe machte auch die Zaghaften beherzt; überall flammte der Kampf gegen den unbequem gewordenen Weißen auf, und mancher Wackere fiel von der Kugel oder dem Dolche der arabiſchen Mörder. Nur langſam drang die Kunde von dieſen Freveln nach Europa, wo man anfangs die Vorfälle unterſchätzte, wohl auch die Opfer ſcheute, die ein energiſches Vorgehen erheiſcht hätte, in Wahrheit aber gar nicht die furchtbare Gewalt erkannte, die wie über Nacht in Afrika wider die Europäer erſtanden war.

Zwar mögen es, wie Gerhard Rohlfs angiebt, außer der Schaar kleinerer Geſchäftsleute ꝛc., nur etwa 60 Großhändler vom Schlage eines Tippoo Tib ſein, welche — meiſt im Bunde mit den bedeutendſten Häuptlingen — Oſtafrika terroriſiren. Aber über welche Macht verfügen dieſe Menſchen! Als ſich Stanley zu den bedeutlichen Abmachungen mit Tippoo Tib genöthigt ſah, hatte dieſer, von Juma „Merikani“ unterſtützt, 3000 Gewehre aufgebracht und ſtand ſchlagfertig am oberen Kongo. Auch vergeſſe man nicht, daß den Arabern und ihren ſchwarzen Streitern die klimatiſchen Gefahren, unter denen das weiße Element nur zu ſchwer leidet, nur wenig anhaben können. Schon aus dieſem Grunde wird man ſich ſeitens der betheiligten Kreiſe für die vom Kardinal Lavigerie angeregte Idee eines „weißen Kreuzzuges“ kaum erwärmen können, ſelbſt wenn man zugiebt, daß eine Truppe von 100 bis 150 Mann ſehr viel zur Unterdrückung des Sklavenhandels auszurichten vermag, und erfahrungsmäßig ein einziger geiſtig begabter Europäer wohl 1000 Neger diſziplinirten und anführen kann. Indeß „welche koloſſalen Opfer würde dieſe Expedition unter den Weißen ſelbſt fordern, die unter den ſchwierigſten Bedingungen ihre vornehmliche Aufgabe darin zu ſuchen hätten, die Araber zu bekriegen“!

Sollte es ſich obendrein beſtätigen, daß Emin-Paſcha in die Gefangenſchaft des Mahdi gerathen iſt, ſo vergrößert das die Schwierigkeiten einer Antiſklaverei-Unternehmung ungemein. Emin's Reich in Wadelai bildete den letzten Schutzwall zwiſchen den Araberthümm im Sudan und dem am Tanganika; wenn dieſer Wall hinweggeriſſen iſt, ſo ſchließt ſich der große feindliche Ring, und das ganze mittlere Afrika ſinkt in die Feſſeln des Islam. Das zu verhindern ſollte Zweck der in Deutſchland und England geplanten Hilfsexpeditionen für Dr. Schnitzer ſein. Jedoch wird man zur Zeit in Europa von der Ausgeſtaltung dieſer Pläne vorläufig abſehen müſſen[1]) und darauf ſinnen, wie den afrikaniſchen Gegnern auf andere Weiſe beizukommen ſei. Einige hierauf bezügliche Winke dürften ſich aus den nachfolgenden Stücken unſerer Darſtellung ergeben.

Mit dem Vorgehen zur See allein — darüber ſind alle urtheilsfähigen Richter einig — iſt nur wenig gethan. Wären die Sklavenhändler durch Kreuzer oder Kanonenboote zu beſiegen, ſo müßte das bei den vom Beginne dieſes Säculums herrührenden Maßnahmen Englands ſchon längſt geſchehen ſein, zumal ſeit den fünfziger Jahren auch Frankreich und die Vereinigten Staaten einige Kriegsſchiffe für dieſen humanen Zweck in Dienſt geſtellt hatten. Auf den

[1]) Eine weitere, von blinder Vorliebe für die Araber diktirte Ausführung dieſes Satzes giebt A. Burdo, Les Arabes dans l'Afrique Centrale. Paris 1885.

[1]) Dr. Karl Peters, der Führer der deutſchen Emin-Paſcha-Expedition iſt ſeither thatſächlich doch nach Afrika abgereiſt, wie man weiß (Bergl. S. 127 f.). D. R.

Digitized by Google

Kongreſſen zu Wien und Verona ſind gewichtige Stimmen zu Gunſten der geqnälten Schwarzen laut geworden, und im gleichen Sinne iſt ein Breve Papſt Gregor's XIV. vom 3. Dezember 1839 gehalten. Großbritannien, das von jeher an der Spitze der Bewegung ſtand, hat gemäß einer Notiz des Reichstagsabgeordneten Woermann 189 Verträge mit den verſchiedenſten Völkern zur Einſchränkung des ſchmachvollen Menſchenſchachers geſchloſſen. — Und was iſt das Reſultat all dieſer Mühen und Ausgaben? — Sklavenjagden, Sklavenhandel, Sklavenwirthſchaft beſtehen in Afrika hartnäckig weiter, und die Noth und das Elend der armen mißhandelten Neger hat von Jahr zu Jahr zugenommen. Denn nicht zur See, nicht an den Küſten, ſondern einzig im Herzen des Erdtheils kann dem Uebel die Art an die Wurzel gelegt werden. Auf dem Schauplatze ihrer Thätigkeit muß man die arabiſchen Händler aufſuchen, in ihre Höhlen dringen, ihre Macht vor den Augen ihrer Schlachtopfer zertrümmern, damit ſich dieſe ermannen, zu ihren Befreiern ſtehen und unter deren Leitung endlich das Blutjoch von ſich wälzen. Mit dem energiſchen, damals leider verführten Vorgehen des Kongo-Staates auf der Fall-Station wurde der Anfang ſolches Einſchreitens an Ort und Stelle gemacht, und die Araber erkannten nur zu bald, welche Gefahr in dieſen Maßregeln lag, deren Gelingen unſehlbar eine empfindliche Schwächung der Händler zur Folge haben mußte. Dawider erhob ſich jener heftige Sturm, der augenblicklich das geſammte äthiopiſche Handelsgebiet der Araber durchtobt; denn auch der oſtafrikaniſche Küſtenaufſtand hat lediglich in den bedrohten Geſchäftsintereſſen der islamitiſchen Elfenbein- und Sklavenhändler ſeine Urſache. Ein Brief des verſtorbenen Geſellſchaftsbeamten Heinrich Heſſel, der Land und Leute in Oſtafrika geraume Zeit kannte, beſtätigt dieſes Urtheil vollauf: „Nicht die Maſſe der Eingeborenen", heißt es in dem Schreiben, „haben wir zu fürchten, wohl aber die arabiſchen Sklavenhändler, die ſich durch uns in ihrem Gewerbe bedroht ſehen"! Die Kette deutſcher Zollbeamten in den Seepäſſen hätte auch nothwendig das ſchmähliche Handwerk der Araber lahm legen müſſen, was z. B. der vielgenannte Buſchiri in ſeinen Unterredungen mit Dr. Hans Meyer[1]) unumwunden zugeſtand. „Vom Sultan von Zanſibar", ſagte Buſchiri u. a. „war keine Hilfe zu erwarten, denn er hat das Land an die Deutſchen verkauft. Dieſe trieben zwar die Zölle nur im Namen des Sultans ein; als ſie aber die Sultansflagge herabriſſen, ſahen wir, daß ſie die Herren waren, und dabei hatten ſie keine Bewaffneten. Die Indier fürchten ſolche ungewiſſen Zuſtände und geben uns keine Vorſchüſſe, ohne die wir nichts ausrichten können, und deshalb empörten wir uns". Durch das nach Fürſt Bismarck's Tadel „mehr energiſche als kluge und vorſichtige" Auftreten der Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft iſt die Entzündung des Streites nur beſchleunigt worden. Wie viel Schuld außerdem noch der engliſchen Mißgunſt und dem Haß der im Sultanat Zanſibar anſäſſigen Hindu-Kaufleute — den Gläubigern der Menſchenjäger — zuzumeſſen iſt, wollen wir lieber unerörtert laſſen, zumal wir hoffen, daß Deutſchland das verlorene Gut bald wieder unter ſeine Botmäßigkeit bringen werde.

Fragen wir nun, wie und wo der arabiſchen Herrſchaft zu begegnen ſei, ſo geben uns zur Beantwortung deſſen gewiſſe Erfahrungen aus der Entdeckungs- und Civiliſationsgeſchichte des ſchwarzen Erdtheils den leitenden Faden an die Hand. Wir bitten den Leſer, uns an das große Eingangsthor des ſüdöſtlichen Afrikas, an die Mündung des Zambeſi, zu folgen. Dieſe wichtige Pforte eröffnete vor einem Menſchenalter der ſchottiſche Forſcher D. Livingſtone, als er im Auftrage der engliſchen Regierung ſeine berühmte Schire-Nyaſſa-Expedition antrat. Die Koſten der Reiſe beliefen ſich auf 30 000 Pfd. Sterl., ungerechnet der 7000 Pfd. Sterl., welche der Führer für die beiden mitgenommenen Dampfer verausgabte. Indeſſen, er erreichte ſein Ziel und erſchloß die ſpäter oft benutzte Straße den Schire hinauf zum Nyaſſa-See. Auf ſeine Berichte hin — voll bitterer Klagen über die Sklavenjäger — ſandte bereits 1861 die britiſche Univerſitäten-Miſſion ihre erſten Glaubensboten in die jungfräulichen Gebiete ab. Die Arbeiten der Miſſion auf dieſem Felde verſchlangen bisher über 50 000 Pfd. Sterl.; das doppelte opferte die rührige ſchottiſche Miſſion, und wieder das doppelte, alſo 200 000 Pfd. St., legten die Handelsgeſellſchaften aus. Unter letzteren nimmt die „African Lakes Company" die hervorragendſte Stelle ein. Sie beſaß vor Beginn des Aufſtandes nicht nur länge der Schire-Straße ihre Stationen, ſondern hatte auch rund um den See Anſiedelungen gegründet. Daneben beſtand eine Reihe von Miſſionsplätzen, wie Blantyre, Livingſtonia, Lukoma, Bandawe ꝛc., deren Namen in aller Munde ſind, und die jeder Nyaſſa-Forſcher beſucht hat. Eine Ravenſtein'ſche Karte in der letztjährigen Auguſtnummer des „Scottish Geographical Magazine" giebt ein anſchauliches Bild von der Verbreitung der engliſch-ſchottiſchen Miſſionen in der Seenzone. Kurz, die Briten waren im Beſitze eines ſicheren, bequemen Zuganges vom Ozean nach der Erdtheilmitte, eines Zuganges, der vom Meere bis zum Tanganika und dieſen umgrenzenden allein auf 250 deutſche Meilen den ſchönſten ſchiffbaren Waſſerweg bietet. Welch' günſtige Ausſichten erſchließen ſich damit für die Bekämpfung des Araberthums! Was könnte geleiſtet werden, wenn Tanganika und Nyaſſa durch ſtark bemannte Dampfer den Menſchenhändlern geſperrt würden, wenn die Stationen befeſtigt wären, die Ueberlandrouten am Schire und im Bereiche der Seenſtröme zu verlegen! Nun hat aber durch die Theilung Südoſtafrikas zwiſchen Deutſche und Portugieſen, wonach erſtere alles Land vom Rovuma-Gemünde bis zum mittleren Nyaſſa, letztere das ganze Gebiet ſüdlich unſerer Grenzſcheide bis zur Delagoa-Bai beanſpruchen, das kapitalkräftige Großbritannien, zum herben Verdruß ſeiner Söhne, vorläufig den rechtlichen Boden für ein weiteres Feſtfaſſen in dieſer Gegend verloren. Man hofft zwar, die Scharte durch Beſitzergreifung der weſtlichen Nyaſſa-Region auszuwetzen; doch dürfte es damit noch gute Weile haben, zumal jetzt in England die Luſt zu größeren — vielleicht gar kriegeriſchen — Unternehmungen auf der Linie Zambeſi-Nyaſſa-Tanganika ſichtlich im Abnehmen iſt. Man fürchtet, daß der etwaige Gewinn wahrſcheinlich anderen, als den Briten in den Schooß fallen werde. Außerdem haben ſich die Schwierigkeiten im Laufe der letzten Monate noch bedenklich gehäuft. Die Araber halten die Stevenſon-Straße beſetzt und haben ein Fort erbaut, das mit einigen Kanonen armirt iſt, die wahrſcheinlich von Glaubensgenoſſen aus Mosambik geliefert ſind. Sollte daher am Nyaſſa zunächſt kein Vorſtoß geſchehen, ſo bleiben uns zum Glück noch andere Zugänge offen, die ein verhältnißmäßig leichtes Eindringen in den Kern des Kontinents ermöglichen. Auf den Rieſenwaſſerſtraßen des Kongo können Dampfer ungehindert vom Pool nach den Stanley-Fällen hinauffahren, wo man ſich in einem ergiebigen Jagdgrunde der Menſchenhändler befindet. Im ganzen wird der Kongo-Staat heute über 14 bis 16 Dampfſchiffe innerhalb der bezeichneten Strecke verfügen, mit denen ſich wahrlich genug wider die aufſtändiſchen Schwärme aus-

[1]) Von dem Reiſenden in der Januar-Sitzung der Berliner Geſellſchaft für Erdkunde mitgetheilt (Vergl. „Globus", Bd. 55, S. 141).

Digitized by Google

richten ließe. Zudem ist die Fall-Station im vergangenen Sommer aufs neue besetzt worden; doch scheint man es gegenwärtig noch vermeiden zu wollen, dem höfen Nachbar Tippoo Tib — der übrigens „Wali“ des Fall-Distrikts ist — irgend welche Beschränkungen aufzuerlegen. Eher wären auf den linksseitigen Zuflüssen des Kongo kräftige Maßregeln ins Werk zu setzen, namentlich auf dem Kassai und seinen weit verzweigten Nebenadern Sankuru und Lomami. Der Kassai selbst ist von der Mündung bis zu den Wißmann-Fällen in einer Ausdehnung von 650 km für größere Flußdampfer jederzeit fahrbar, ebenso die schiffbare Fortsetzung des Hauptstromes, der herrliche Lulua, der direkt in das Reich der mittleren Baluba führt. Lomami und Sankuru endlich leiten ostwärts hinüber in jene Striche, die seit dem letzten Jahrfünft unter dem Drucke der arabischen Sklavenjäger seufzen. In kleinerem Umfange dürften sich noch der Tschuapa und Lulonga — falls sich die Negerraggien soweit erstrecken — zu Dampfer-Unternehmungen gegen die Araber eignen.

Der kürzeste Pfad zu den Sitzen der islamitischen Raubfürsten läuft jedenfalls über Land auf der bekannten und vielbegangenen Karawanenstraße von Bagamoyo nach Ujdschidschi. Dieser Weg ist jetzt durch den ostafrikanischen Aufstand völlig gesperrt, und das Araberthum herrscht hier um so unumschränkter, als der große Feind der Muselmänner, der gefürchtete Negerkönig Mirambo, nicht mehr zu den Lebenden zählt. Mirambo's Name war lange Zeit der Schrecken der Händler; wehe dem Araber, der in des Königs Gefangenschaft fiel! Vor etwa zehn Jahren erstürmte er Tabora, diesen Hauptstützpunkt der Islamiten und tödtete mehr als 100 Araber, abgesehen von ihren Truppen [1]). Soviel über den Tod des Königs verlautet ist, haben sich die Araber durch Gift ihres Gegners zu entledigen gesucht. Unsern Reichskommissar für Ostafrika, Hauptmann Wißmann, wird Mirambo, der mit ihm persönlich befreundet war, sehr fehlen; indeß, wir leben der sicheren Zuversicht, daß es dem kundigen Reisenden gelingen wird, den Aufstand zu bemeistern, eine gesichtete Straße nach dem Tanganika zu eröffnen und unsere Herrschaft in Ostafrika glänzender als zuvor wieder herzustellen.

Und die Sklaverei? Auch sie muß dereinst vor solchen Erfolgen weichen, wenn auch, wie Serpa Pinto schreibt, weder diese noch die nächste Generation es erleben wird, daß die Knechtschaft gänzlich vom afrikanischen Boden verschwindet. Erst „mit Hilfe einer ausgebreiteten Civilisation dürfen wir hoffen, die Sklaverei eines Tages beseitigt zu sehen“.

[1]) Näheres über Mirambo, den „Napoleon Afrikas“, siehe Mittheilungen der Deutsch-Afrikanischen Gesellschaft IV., S. 52 bis 54 und Wißmann's neuestes Buch: „Quer durch Afrika unter der deutschen Flagge“. Dem Urtheil Burdo's über Mirambo in seiner schon genannten Schrift können wir uns nicht anschließen.

Gebotene und verbotene Speisen bestimmter Tage.

Von **Karl Haberland.**

(Fortsetzung.)

Im nordischen Heidenthume bildete das Schweinefleisch den wichtigsten Bestandtheil des Mahles am Julfeste, und dieses Lieblingsgericht hielt sich auch nach Einführung des Christenthums; Gerbasius von Tilbury erzählt bereits von der Weihnachtssuppe der christlichen Schweden aus früh geschlachtetem Schweinefleisch mit Milch, welche auch noch im achtzehnten Jahrhundert als gebräuchlich erwähnt wird, und dem darauf folgenden Nibelsperbraten [1]), und noch heute schlachten in Nord-Seeland (Dänemark) die Bauern zu jedem Jul- und Neujahrsabend ein Schwein, um am Abend Suppe und am anderen Tage die Reste davon zu essen, weil dann nicht gekocht werden darf [2]); im bereits erwähnten Schweinefleischfesten der Esthen zu Weihnachten haben wir jedenfalls auch einen Uebertrag der altnordischen Sitte vor uns. In England war es namentlich der Schweinskopf, welcher beim feierlichen Weihnachtsmahl seine Rolle in den vergangenen Jahrhunderten spielte, und auch jetzt noch vereinzelt — beispielsweise im Queens College zu Oxford — als Ueberbleibsel dabei figurirt [3]). Für Schlesien ist das Neujahrsgericht geräuchertes Schweinefleisch mit Backobst — das sogenannte „Himmelreich“ [4]) — für die Rumänen Siebenbürgens Sulzen und gekochte Pflaumen das Festgericht des Dreikönigstages [5]); der altrömische Brauch forderte für die sechsten Kalenden Schweinefleisch mit Bohnen und Dinkel als Zugericht, man glaubte durch Genuß dieses Gerichtes für die Gesundheit im nächsten Jahre zu sorgen [6]).

In Norwegen tritt das Schwein als Festgericht für den Martinstag auf [1]), im deutschen Kinderliede kommt der große Martin und schlachtet ein großes fettes Schwein [2]); als einen fränkischen Brauch an diesem Tage hat Sebastian Frank das Kämpfenlassen zweier Eber mit nachheriger Vertheilung des Fleisches unter das Volk überliefert [3]). An der englische Name für das im Herbste geräucherte Rindfleisch — Martlemasbeef — weist auf Martini als eine alte Einschlachtzeit hin; für das Vogtland ist die Abendzeit die Zeit des Einschlachtens der gemästeten Schweine [4]). In der Oberpfalz muß am Fastnachtsdiensttage dem Lieb Blutwurst oder gebraten Blut als Vorbeugung für die Maulblattern eingegeben werden [5]), in Franken bewahrt der Genuß von Blutwurst an diesem Tage auch die Menschen vor Krankheit im Jahre [6]); in mecklenburgischen Gegenden stehen die Leute in der Christnacht auf, um (Gänse-?) Schwarzsauer zu genießen [7]).

Das Schaf ist in Irland das Thier des Michaelistages, früher schlachtete jede Familie dort ein solches und gab einen Theil des Fleisches den Armen [8]). Im Oberpfälzer Walde gehört hingegen Bockfleisch als obligates Essen zum Hochzeitsmahle, zur Benehmung des üblen Geruches wird aber das Thier, ehe der Metzger es absticht, vom Dache herabgestoßen [9]); dieser Brauch, die zu schlachtenden Böcke vom Dache herabzustoßen, findet sich auch anderwärts in der Oberpfalz [10]).

[1]) Otia imperialia, S. 60. [2]) Düringsfeld 1, 92. [3]) Brand 1, 284/5. [4]) Simrock 549. [5]) Schmidt, Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Rumänen Siebenbürgens. Hermannstadt 1866, S. 6. [6]) Ovid, Fasten, 6, 169 ff.

[1]) Wolf, Beiträge 1, 49. [2]) Kuhn, Westfälisches 2, 98. [3]) Wolf, Beiträge 1, 49. [4]) Köhler 164. [5]) Schönwerth 1, 311. [6]) Wuttke §. 215. [7]) Bartsch, Nr. 1174, 1177. [8]) Wolf, Beiträge 2, 98. [9]) Schönwerth 1, 98. [10]) Schönwerth 1, 342/3.

Digitized by Google

Gleich dem Schweinefleischgenuß zu Weihnachten und Martini scheint auch die in Deutschland [1]) und Skandinavien genossene Martinsgans, wofür indeß in England die Michaelisgans, welche bereits unter Eduard dem Vierten nachgewiesen ist, und deren Genuß Geld für das folgende Jahr verschaffen soll [2]), eintritt, ein Nachklang des alten Einschlachtens für den Winter, verbunden mit Opfer und Opfermahlzeit; auch in Paris wird die Gans gern am Martinstage, dann noch am Dreikönigs- und Fastendienstage als Festgericht gegeben [3]). Gubernatis deutet den Brauch, indem er die Gans als Wintervogel faßt, auf den Beginn des Winters [4]), die Tradition aber weiß anders zu berichten, weshalb der Vogel diesem Tage zukommt. Da soll sich der demüthige Heilige, als man ihn zum Bischof wählen wollte, in einem Gänsestall versteckt haben, und durch das Geschnatter der Gänse verrathen sein; oder es wird gesagt, daß bei seiner Beerdigung von den Leidtragenden sehr viel Gänse, welche um diese Zeit gerade recht fett und schmackhaft, verzehrt worden und daher das Essen der Martinsgans als Brauch entstanden sei [5]), oder endlich, daß die Gänse ihn durch ihr Geschnatter in seinen Predigten irre gemacht und er sie daher aus Rache hätte schlachten und braten lassen [6]). In dem Tiroler Bauernkalender ist übrigens der Tag selbst durch eine Gans bezeichnet [7]), wie dieses gleichfalls in einem nordischen Runenkalender geschehen ist [8]). Das Dorf Mühlbach in Unterfranken feiert am Sonntag nach Kiliani ein besonderes „Gänsefest“ mit massenhaftem Konsum dieses Geflügels [9]); als beliebtes Essen tritt dieses ferner am Christfeste in Nord-England auf, woselbst sie das Hauptingrediend der Weihnachtspastete bildet [10]). Verboten war die Gans nach einem älteren englischen Kalenderaberglauben am ersten August und am letzten April und Dezember, an welchen Tagen das Essen derselben den Tod in spätestens vierzig Tagen verursachen sollte [11]). In der Provence ist Weihnachten der Puter ein nothwendiges Festgericht, dessen Einführung man dort dem König Renè zuschreibt [12]); in Paris erscheint dieses Geflügel als feststehend für die Martinimahlzeit [13]).

Gehen wir nunmehr zu den aus dem Mehle bereiteten Speisen über, so bemerken wir, daß diese als Zeitspeisen in Deutschland gern in Bezug auf den Ackerbau, auf das Gedeihen von Feldfrucht und Flachs gestellt werden. In Thüringen ist am Himmelfahrtstage die ganze Familie Milch mit Semmel, damit der Flachs gut gerathe [14]); an der Immündung kocht zu gleichem Zwecke die Bäuerin ihrem Manne zur Zeit des Flachsbaues ein weizenes „Schmalzkoch“ [15]); in der Oberpfalz bereitet man Fastnacht eine besondere Zeitspeise mit Bezug auf das Gedeihen des Flachses: so viel Leberknödel, so viel Flachsbüschel [16]), — auch bei der Flachsernte und den Zubereitungen desselben spielen Krapfen und ähnliche Fettspeisen als Beköstigung der Arbeitenden in vielen Gegenden Deutschlands eine wichtige Rolle. Ferner müssen in Thüringen die Mägde, welche Kraut gepflanzt haben, Semmel mit Milch erhalten, was selber auch allgemein voigtländische Sitte war [17]), muß beim ersten Ackergange dem Manne oder Knecht von der Bauersfrau die Tasche mit Krapfen angefüllt werden, womit das Gedeihen der Feldfrucht zu befördern geglaubt wird, müssen Fastnacht die Ackerpflugteile in das Fett, worin die Krapfen gebacken sind, getaucht werden, um sie später in den Pflug zu schlagen, oder das Fett selbst aufbewahrt werden, um die Wagen bei dem ersten Fahren ins Feld damit zu schmieren [1]). In Barnau kochen Fastnacht die Weiber vor Sonnenaufgang Knödel, wobei sie pflichtgemäß so zerstreut sind, daß sie nicht wissen, wie viel sie einthun; kommen nun die Knödel auf den Tisch, dann heißt es: so viel Knödel, so viel Schock Korn in die Scheune [2]); nur Mehlspeise und zwar von dem Mehl der vier Getreidearten kommt in Tiefenbach in der Oberpfalz unter Ausschluß jeder Fleischspeise beim Ausdrischfestmahl auf den Tisch [3]). Die Milchergiebigkeit der Kühe glaubt man in Westfalen durch Essen von Eierfase zu Pfingsten [4]), in der Oberpfalz von Semmel in nicht abgeklasener Milch am Walpurgisabend zu fördern; der Oberpfälzer nimmt an, daß dadurch die Kuh gesegnet werde und sie aus Dankbarkeit reichlich Milch das Jahr über gäbe [5]). Gleichfalls in der Oberpfalz muß Walpurgis als den Tage, an welchem das Vieh zum ersten male ausgetrieben wird, die Hirtenfrau Kücheln backen, um den Hexen die Augen damit zu verbrennen, die Bäuerin aber selbst backt zu gleichem Zwecke dann Kücheln von neunerlei Art [6]). In Böhmen trinkt man Allerheiligenabend kalte Milch, damit sich dadurch die armen Seelen im Fegfeuer abkühlen [7]); in der Meraner Gegend muß Pfingstlamstag Maibutter auf den Tisch kommen, in anderen Gegenden Tirols aber Faschingsdienstag die frisch geschlagene Fastnachtsbutter, damit nicht die Noth im künftigen Jahre ins Haus ziehe [8]).

Am Feste Galaxia kocht man zu Athen einen Brei aus Gerstenmehl und Milch [9]); am Feste der Jüdischen Mutter aß man in Rom Milch und weißen mit zerriebenen Kräutern gemischten Käse als ein Gericht der alten Zeit, welches als ein solches der Göttin besonders angenehm war [10]), am Feste der Aphrodite in Lakium Milch mit Honig und gestoßenem Mohn, weil die Göttin einst selbst diese Speise genossen und der Mohn darin ihren Schmerz um die geraubte Proserpina gelindert hatte [11]). Die Juden genießen Pfingsten gern Milchspeisen, weil das Gesetz, welches sie an diesem Tage empfangen haben, süß wie Milch ist [12]); gleichfalls war es früher an diesem Feste in Island Sitte, nur ebenfalsche Speisen zu sich zu nehmen und als Getränk bloß nur einen Aufguß von heißem Wasser auf Weizenkleie zu benutzen [13]). Bei den mohammedanischen Aegyptern fordert der Dienstag der Osterwoche Milchfäsebrüthe mit Zwiebeln, der Freitag Mehlfladen mit Butter und Honig bestrichen [14]); der zweite Tag des englischen Pongolfestes hat als seine vorgeschriebene Speise Reis in Milch, unter freiem Himmel gekocht, von welchem Gerichte Gottheit, Hausbewohnerschaft und Kuhbestand seinen Antheil erhält [15]). Aus dem zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wird berichtet, daß die Frauen in Harran am Feste des Gottes Tamuz keine Speise, welche aus Mehl bereitet war, sondern nur eingewichte Weizenkörner aßen, weil die Knochen dieses Gottes nach seinem Tode in einer Mühle zermalmt und dann in die Lüfte zerstreut sein sollten [16]); bei den Ru-

[1]) Bartsch, Nr. 1161. Jingerle, Nr. 1486; Meier 452. Peter 261 u. 1 w. [2]) Brand 1, 207 ff. [3]) Brand 1, 208. [4]) Gubernatis, Die Thiere in der indo-germanischen Mythologie. Leipzig 1874; S. 580. [5]) Krusze, Erfurter Sagen. Bd. 2, S. 61. [6]) Wolf, Beiträge 1, 47. [7]) Jingerle, Nr. 1486. [8]) Wolf, Beiträge 1, 48. [9]) Bavaria 4 a, 254. [10]) Brand 1, 296. [11]) Brand 2, 32; vergl. 1, 207. [12]) Wolf, Beiträge 1, 118 (nach de Rore). [13]) Brand 1, 208. [14]) Büttke, §. 322. [15]) Bavaria 1, 1020. [16]) Schönwerth 1, 414. [17]) Wuschel 2, 218; Köhler 359.

[1]) Wuschel 2, 213, 216, 190. [2]) Schönwerth 1, 401. [3]) Schönwerth 1, 402. [4]) Woll-Mannhardt 2, 87. [5]) Schönwerth, 1, 336. [6]) Schönwerth 1, 321, 315. [7]) Grohmann, Nr. 1391. [8]) Jingerle, Nr. 1368, 1208. [9]) Creuzer, Symbolik und Mythologie der alten Völker. Leipzig und Darmstadt 1839 ff., Bd. 2, S. 560. [10]) Ovid, Fasten 4, 367 ff. [11]) Besnard im Anhange zu seiner Uebersetzung des Arnobius. Landshut 1842, S. 624. [12]) Bartorf 496. [13]) Austand 1860, 315. [14]) Klunzinger 178. [15]) Dubois, Moeurs, institutions et cère émonies des peuple de l'Inde. Paris 1825, v. 2, p. 335. [16]) Menzel 1, 219; Liebrecht 252.

Digitized by Google

mänen Siebenbürgens bildet am Nikolaustage das Hauptgericht gekochter Weizen, welche Frucht der Sage nach aus dem herabfallenden Fleische des am Kreuze hängenden Heilandes entstanden sein soll, und der durch Ausdrücken von verschiedenen Formen geziert und dann kirchlich geweiht wird [1]).

Honig soll man in Schlesien und stellenweise auch in Norddeutschland am Gründonnerstage essen; ihn faßte ja der alte Volksglaube als vom Himmel thauend und als Götterspeise auf — in Schlesien heißt es, daß der Unterlasser des Brauches zum Esel wird oder Eselsohren bekommt [2]); die Juden genießen am Neujahrsvorabend ein Stückchen süßen Apfels in Honig eingetaucht, auf daß das Jahr ein gutes und süßes werde, vermeiden dagegen den Gebrauch von Essig und andern sauren Sachen [3]). An der Innmündung und im Lechrain genießt man Johanni gebratene Tauben oder in Schmalz gebackene Holler [4]) — der Hollunderkuchen zu diesem Tage in Tirol gedachten wir bereits; des Rettigs als einer Osterspeise, um sich vor Fieber und anderen Krankheiten zu bewahren, erwähnt Naogeorgus [5]).

Verboten ist eigenthümlicherweise in verschiedenen Gegenden Deutschlands der Suppengenuß an gewissen Tagen. In Reichenbach im Vogtlande darf Christabend keine Suppe aufgesetzt werden, weil sonst das kommende Jahr eine tropfende Nase bringt [6]), anderwärts darf dieses aus gleichem Grunde Fastnacht nicht geschehen [7]); in Wunsiedel soll man keine Suppe zum Fastnachtshirsebrei essen, damit man nicht im Sommer zu viel von den Schnaken zu leiden hat [8]). In der Oberpfalz ist Suppe am Hochzeitstage der Braut verboten, damit sie gut tanzen kann [9]), ferner auch das Trinken während der Mahlzeit, um nicht später die Wirthschaft durch Trinken zu Grunde zu richten [10]). Wasser soll man nach einem schwäbischen Glauben am Charfreitag nicht trinken, weil man sonst das ganze Jahr über Durst und auch viel von den Schnaken zu leiden hat [11]). Die Vorliebe für die Suppe hinwiederum bewirkt indeß die in der Magdeburger Gegend dräuchliche Redensart „Wer lange suppt, lebt lange", welcher Glaube sich auch im Vogtlande in der Form, daß der Genuß vieler Suppe langes Leben bewirke, wiederfindet [12]). In Tirol ist stellenweise Kirschsuppe das Gericht des Christabends [13]). (Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Schmidt, Rumänen. S. 1. [2]) Wuttke, §. 22. Mannhardt, Mythen 412. [3]) Buxtorf 554/5. [4]) Bavaria 1, 1020; Leoprechting, Aus dem Lechrain. München 1855, S. 184. [5]) Brand 1, 92.

[1]) Köhler 330. [2]) [Frischer] Das Buch vom Aberglauben. Leipzig 1791, S. 222. [3]) Bavaria 3, 386. [4]) Schönwerth 1, 96. [5]) Schönwerth 1, 97. [6]) Meier 389. [7]) Köhler 433. [8]) Zingerle, Nr. 1780.

Der Stand der Karstarbeiten Ende der Arbeits-Saison 1888.

Von **Franz Kraus.**

Die Angelegenheit der Sicherung der Kesselthäler von Krain hat im Jahre 1888 neue Fortschritte gemacht. In Hinblick auf die bedeutenden Niederschläge dieses abnorm regenreichen Jahres wären die heurigen Ueberschwemmungen zu den größten bekannten zu zählen gewesen, wenn nicht schon so viel zur Beschleunigung des Wasserablaufes geschehen wäre. Das Thal von Ratschna, welches sonst mehrere Meter hoch überfluthet zu werden pflegte, ist heuer von jeder Ueberschwemmung verschont geblieben, und das Planina-Thal war nur bis durch 22 Tage unter Wasser gesetzt. In beiden Thälern sind es die künstlich eröffneten Wasserschlünde, die zu diesem Erfolge beigetragen haben.

Im Ratschna-Thale ist die Erweiterung und Consolidirung des Durchbruches zur Desnica-Höhle vorgenommen worden. Das zum Schutze gegen Einschwemmung von Holz und Astwerk errichtete Gitter aus eisernen Traversen hielt dem Anpralle der Wogen nicht stand und muß durch ein elastischeres aus Holz ersetzt werden. Die schon im Jahre 1887 begonnenen Versuche, in der Desnica-Grotte weiter vorzudringen, sind auch heuer fortgesetzt worden, und führten zur Aufschließung eines neuen Wasserbassins, welches eine bedeutende Tiefe hat (9 bis 15 m). Klüfte mit starken Erosionsspuren zeigen sich an der entgegengesetzten Wand dieses Bassins, und hofft der leitende Ingenieur, Herr Heasby, durch die Verfolgung derselben hinter den Syphon zu gelangen, um ihn dann durch Abgrabung der Barre, und durch Herunterspreng der Decke regnliren zu können.

Die an dieser Stelle herrschenden Verhältnisse deuten darauf hin, daß der Weg, den das Wasser jetzt zu nehmen gezwungen ist, nicht der ursprüngliche, sondern ein neuer, noch nicht fertig erodirter ist. Durch irgend eine Strömung mag der frühere Abzugskanal verstopft worden sein, und das Wasser zwängt sich jetzt durch irregulär verlaufende, auf- und absteigende, enge Klüfte. Derartige Störungen können ebensogut durch Verwerfungen, als auch durch einfache Einschwemmungen von Baumstämmen, durch Nachrollen, großer Deckenbruchstücke und durch andere Zufälle entstehen. Durch solche Störungen wird aber das Wasser gestaut, und das eigentliche Hinderniß kommt unter den Wasserspiegel zu liegen, wird also unzugänglich, und bereitet dem Techniker enorme Schwierigkeiten, wenn es ihm nicht gelingt, dasselbe von unten her anzugreifen.

Bei den Arbeiten zur Entwässerung des Ratschna-Thales war es 1888 der hohen Wasserstände wegen nie möglich, von Obergurt aus dem Wasser entgegen zu arbeiten. Dies wäre wohl 1887 möglich gewesen, die günstige Zeit konnte aber nicht ausgenützt werden, weil der Ingenieur zur Wassenübung einberufen wurde, gerade als der Wasserstand ein — allerdings höchst gefährliches — Vordringen gestattet hätte, denn die Distanz zwischen Decke und Wasserspiegel betrug nur 60 cm und das geringste Steigen hätte den Rückweg gesperrt. Als Beweis, wie gefährlich derartige Untersuchungen sein können, mag es dienen, daß seither ein Wasserstand nicht beobachtet wurde, der den Rückweg gestattet hätte.

Herr Heasby verfolgt außer der vorerwähnten Kluft im neuen Bassin noch eine zweite, die von der Hauptgrotte abzweigt, und die einen scharfen Luftzug zeigt. Diese übersteigt die Halle des neuen Bassins, und dürfte entweder am Tage, oder in noch unbekannte größere Höhlenräume münden. Vielleicht führt dieser felsige Weg auch hinter den Syphon, der um jeden Preis bewältigt werden muß, soll das Werk

Digitized by Google

nicht allen jenen Zufälligkeiten anheimgegeben bleiben, die den Wasserabfluß störend beeinflussen können.

Großartiger und kostspieliger waren die Arbeiten im Planina-Thale, wo der k. k. Forstingenieur Putick für Rechnung des Ackerbau-Ministeriums gearbeitet hat. Die beiden schon 1887 angeschlossenen Baron-Winkler-Höhlen kommunizirten jetzt mit der Oberfläche durch zwei Schächte, von denen jeder einen Querschnitt von 10 qm hat. Der Abfall beträgt bei 20 m, und es stürzen die Hochwässer mit gewaltigem Getöse in diese Schächte hinein, an deren Stelle früher nur unbedeutende Klüfte zu sehen waren.

Wer die betreffende Lokalität früher gesehen hat, wird sie kaum wieder erkennen. Die ganze Schuttlehde unter den Felswänden der Situation „pod stenami“ ist verschwunden, und der anstehende Fels, der hier deutliche Stockwerke bildet, liegt zu Tage. Der Raum um die beiden nahe an einander liegenden Schächte ist durch solides Mauerwerk zu einem großartigen Bassin umgewandelt, in dem bei Hochwasser die beiden käfigartigen, hölzernen Schutzgitter aus dem Wasserspiegel hervorragen. Bei Niederwasserstand erreicht der Ausfluß bekanntlich nicht mehr diesen Endpunkt seines Flußbettes, und verschwindet schon vorher in den Saugklöchern am Nordrande des Thales.

Durch diese kurz skizzirten sehenswerthen Arbeiten sind weitere wesentliche Erfahrungen gemacht worden. Vor allem ist es erwähnenswerth, daß in den neuangeschlossenen Höhlen das durch die Schächte einströmende Hochwasser in der kurzen Zeit seit ihrer Eröffnung wesentliche Veränderungen bewirkt hat. Ganze Berge von Höhlenlehm sind verschwunden, und neue Klüfte sind zum Vorschein gekommen, deren Verfolgung der vorgerückten Jahreszeit halber nicht mehr möglich war, die aber beweisen, daß die Erosionskraft des Wassers das Werk der Menschenhand insofern fördern hilft, als sie trachtet, den neuerwählten Weg zu erweitern.

Daß trotz des enormen Wasserquantums, welches die beiden Schächte zu verschlingen vermögen, doch eine Ueberschwemmung flattfand, beweist nur, daß zwischen dem Zulaufe und dem Ablaufe noch nicht das richtige Gleichgewicht hergestellt ist, und daß nebst den bereits fertigen Schächten noch andere unterirdische Abflußkanäle eröffnet werden müssen. An diesen ist, wie die Terrainuntersuchungen der früheren Jahre gezeigt haben, kein Mangel. Vielleicht genügt es sogar, die Baron-Winkler-Höhlen weiterhin aufzuschließen, wenn dies möglich ist, um größere Tiefen zu erreichen, und dadurch einen höheren Druck der Wassersäule hervorzurufen. Durch den erhöhten Druck mußte das Wasser mit größerer Rapidität durch die Verengungen getrieben werden, die den Abfluß verlangsamen, und es wäre dadurch schon viel gewonnen.

Soweit es dem Ingenieur bisher möglich war, in den Baron-Winkler-Höhlen vorzudringen, dürften dieselben mit Wasseransammlungen abschließen. Es läge also hier derselbe Uebelstand vor, wie in der Demica-Grotte im Ratschna-Thale, denn auch hier ist es unmöglich, den Syphon von unten her anzufassen, weil keine der bekannten Schachthöhlen zu stürzendem Wasser hinabführt, und weil an ein Entgegenarbeiten von Oberlaibach aus nicht gedacht werden darf — wegen der Bedenken der Bewohner der Laibacher Ebene, die ein zu rasches Zuströmen der Hochwässer befürchten, welche allfährlich einen Theil des sogenannten Laibacher Morastes unter Wasser setzen.

Diese selbst von Technikern getheilten Bedenken wären aber nur dann gerechtfertigt, wenn es sich darum handeln würde, eine Art Tunnel herzustellen, in dem jede Vorrichtung zur Regulirung des Zulaufes fehlt. Die moderne Technik vermag aber solche Sicherheitsvorrichtungen einzufügen, die nur einem bestimmten, errechneten Wasserquantum den Durchlaß gestatten, welches im Verhältnisse zur Aufnahmsfähigkeit des Bettes des Laibach-Flusses ist, dessen Regulirung bevorsteht. Bevor aber diese Regulirung nicht in Angriff genommen ist, darf selbstverständlich an den derzeit bestehenden Verhältnissen nicht gerührt werden. Man sollte meinen, daß schon jetzt durch die neueröffneten Schächte in Planina eine oder die andere der Laibach-Quellen einen merklich erhöhten Zufluß erhalten haben sollte, was aber, wie es die fortgesetzten Pegelstands-Beobachtungen erweisen, nicht der Fall gewesen ist. Die Hochwässer müssen sich demnach in unbekannten unterirdischen Räumen ansammeln, und sie treten, durch Widerstände aufgehalten, nur mit normalen Maximas in die Laibacher Ebene hinüber.

Bei dem lebhaften Interesse, welches der Ackerbau-Minister Graf Falkenhayn an den Entwässerungs-Arbeiten nimmt, ist es vorauszusehen, daß dieselben auch fortgesetzt werden, und es stehen daher noch manche in wissenschaftlicher Hinsicht wichtige Aufschlüsse über das Karst-Phänomen bevor. Zu verwundern ist es nur, daß diese einzig in ihrer Art dastehenden Arbeiten bisher von Fachleuten keiner Besichtigung unterzogen wurden. Die Karst-Technik ist allerdings nur dort anwendbar, wo es Karst-Terrains giebt, und die beschränkte Verbreitung derselben erklärt es vielleicht, daß die Fachleute ihre freie Zeit lieber ihnen näher liegenden Objekten opfern. Interessant bleiben diese Arbeiten aber trotzdem in hohem Maße, und wen der Weg nach dem Süden führt, der versäume nicht sie zu besichtigen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Einer Mittheilung des Professor L. Virchow zufolge ist die Annahme, daß in Europa Fundstätten echter Jade vorhanden seien, zuwiderst wieder in negativer Weise entschieden worden. Bekanntlich hatte Dr. Schuchhardt in Bergel (Graubünden) am Piz Longin ein Mineral gefunden, das er für Jadeit hielt. Herr v. Fellenberg hat nun die Fundstelle genau besichtigt, bei der es sich um von Lawinen zu Thal getragenes Gerölle von schwer zugänglichen Stellen des Berges handelt. Nach mehreren zu keinem sehen Ergebniß führenden Untersuchungen hat hierauf Dr. Rammelsberg die chemische Analyse des angeblichen Jadeits ausgeführt, und es hat sich ergeben, daß man es mit Pelvivian zu thun hat. Herr v. Fellenberg hat alle ihm zugänglichen Jadeit-Artefakte untersucht, ob sie nicht etwa auch aus Pelvivian bestünden, aber mit negativem Erfolge. Somit bleibt die Frage nach dem Fundort der westeuropäischen Jadeite noch immer offen.

Asien.

— Henri Dauvergne hat seine Reise in Centralasien, die namentlich naturalistische Zwecke verfolgte, glücklich beendet. Von Tiflis ist der Reisende zunächst über Aska-

Digitized by Google

bad, Merw, Samarkand, Chodschent, Kokan und Andidschan nach Osch vorgedrungen. Dann hat er den Alai-tag überschritten und am Thian schan auf Pali-Schafe gejagt. Ferner hat er sich nach dem Pamir-Plateau gewandt und daſſelbe bis zum Pamir-Kulan gequert, um von da nach Osch zurückzukehren. Von dort ist er endlich weiter aſtwärts nach Kaschgarien gegangen, hat den Kuen-Luen und Karakorum überstiegen, und ist über Saſſer-La und Kardong nach Leh (am Indus) und Srinagar (in Kaſchmir, wo der Reiſende seit lange seinen Wohnsitz hat) gelangt. Es handelt sich also um durchmeſſene Zickzacklinien von bedeutender Ausdehnung und von hohem geographiſchen Intereſſe. (Vergl. Comte rendu der Pariſer Geogr. Geſellſchaft, 1888, S. 450.)

— Am 13. Februar d. J. berichtete H. Grombtſchewski in der Geogr. Geſellſchaft zu St. Petersburg über ſeine vorjährige Reiſe durch das Pamir-Hochland nach Kundſchut (Hunza), wobei nach dem Referat der „Nowoje Wremja“ zu urtheilen, die perſönlichen Erlebniſſe des Reiſenden und die von ihm überſtandenen Hemmniſſe und Gefahren in lebhafter Weiſe zur Darſtellung kamen. Die Länge des von ihm durchmeſſenen Weges betrug mehr als 3000 km, wovon etwa 1470 in unbekannten, noch von keinem Forſchungsreiſenden betretenen Berglandſchaften zurückgelegt worden ſind. Mit vier Kaſaken und drei Eingeborenen aus Ferghana brach der Reiſende aus Margelan auf, überſchritt die Alai-Gebirge und gelangte über die Seen Kara- und Rang-Kul nach Afhu. Hier trat ihm ein chineſiſcher Beamter in den Weg, der ſich jedoch erweichen und die Expedition weiter ziehen ließ, die nun mit Schneegeſtöbern und ſchwierigen Gebirgswegen zu kämpfen hatte. Bald jedoch zeigte ſich ihr ein neuer Feind in Geſtalt einer Truppe von 50 Afghanen, die zur Einfangung der Ruſſen abgeſandt waren, von denen es aber umgekehrt den letzteren gelang, zwei Mann abzufangen. Glücklicherweiſe verwiſchte einfallendes Thauwetter die Spuren der Ruſſen im Schnee, ſo daß ſie ihren Verfolgern über den Hindukuſch hinüber entkamen und ſich bei dem Herrſcher von Kundſchut anmelden laſſen konnten, zugleich mit der Bitte, ihnen zum Weitermarſche hilfreiche Hand zu reichen. Der Chan ſandte ihnen ſofort Träger entgegen und erwies ſich, als die Fremdlinge in ſeine Reſidenz Baltid (Hunza) eingezogen waren, denſelben in jeder Beziehung gaſtfreundlich, offenbar weil er in ihnen Feinde Englands ſah. Grombtſchewski lohnte dieſe Haltung durch ein Geſchenk im Werthe von 1000 Rubeln. Beinahe jedoch hätte die Freundſchaft ein jähes Ende genommen. Nach dem Feſteſſen, das der Chan ſeinen Gäſten veranſtaltet hatte, wurde derſelbe nämlich plötzlich krank, und eine ihm auf Bitten ſeiner Gemahlin verabreichte Doſis Medizin verſchlimmerte das Uebel, ſo daß die Gäſte von den miſstrauiſchen Aſiaten als Giftmiſcher angeſehen wurden, bis endlich nach längerer Behandlung das Uebel ſich hob. Kundſchut zählt etwa 30 Ortsſchaften und gegen 40000 Einwohner, es iſt ein echtes Räuberland, in dem der Sklavenverkauf im ganzen wie im einzelnen getrieben wird. Am 20. September verließen die Ruſſen daſſelbe und begaben ſich auf den Rückweg, der wiederum mit unſäglichen Schwierigkeiten verknüpft war. In einem zweiten Vortrage verſprach der Reiſende weitere, wohl mehr wiſſenſchaftliche Mittheilungen zu machen.

— Folgender Brief Prſhewalski's, den er auf ſeiner letzten tranſig unterbrochenen Reiſe aus Samarkand an einen Freund ſchrieb, lehrt ſeine Anſicht in Bezug auf die centralaſiatiſche Eiſenbahn kennen:

„In zwei Wochen haben wir 5000 Werſt zurückgelegt — von Moskau nach Samarkand. Erſt fuhren wir mit der Riſhni Nowgorod-Bahn, dann die Wolga hinunter und quer über das Kaſpiſche Meer bis zur transkaſpiſchen Eiſenbahn. Letztere erſcheint wirklich wie ein Wunder in dieſer Wüſtengegend. Man fährt wie in einem Märchen durch den Flugſand und über die öden, waſſerloſen Ebenen. Eine Nachtreiſe vom Kaſpiſchen Meere bringt einen nach Kisil Arvat, am Abend deſſelben Tages befindet man ſich in Aſchabad, am nächſten Morgen in Merw, und ſo geht es weiter bis nach Samarkand. Eine Brücke über den Amu Darya ächzt und bebt förmlich unter dem Gewicht der Waggons, trotzdem aber läuft der Zug ſicher darüber weg, von Turkmenien nach Buchara. Alles in Allem iſt die Bahn eine kühne Unternehmung von der größten Bedeutung, beſonders vom ſtrategiſchen Standpunkt aus. Es iſt wahr, daß man verſchiedenen Unbequemlichkeiten und Unſicherheiten ausgeſetzt iſt, aber dieſe Mängel verſchwinden nicht im mindeſten die großen Verdienſte Alexander Konſtantinowitſch's. Die größte Schwierigkeit iſt des Flugſandes Herr zu werden. Ein aktiver Kampf mit dieſem Feinde mittelſt Hecken oder Zäunen iſt unmöglich, aber ein paſſiver Widerſtand, wie er augenblicklich geübt wird, durch wiederhaltes Begießen des Flugſandes von den Schienen und durch Ueberſchütten deſſelben mit Lehm ꝛc. kann mit Erfolg geleiſtet werden. Die transkaſpiſche Eiſenbahn verdient alſo nach meiner Meinung viel mehr gelobt und bewundert als verurtheilt und angegriffen zu werden.

— Morgen nehmen wir uns Pferde nach Taſchkend, wohin 800 Pud Gepäck auf Wagen ſchon vorausgeſchickt worden ſind. Alle ſind wohl und in beſter Stimmung. Nach acht Tagen in Taſchkend gehen wir weiter nach Karakol. Jetzt haben wir nur den einen Gedanken — Immer vorwärts nach Thaſſa.“

— Unter den natürlichen Reichthümern der mit Oberbirmah unter die britiſche Botmäßigkeit gerathenen Schan-Staaten nehmen die Silber- und Bleierze eine hervorragende Stelle ein. Die Hauptminen befinden ſich nach einem offiziellen engliſchen Berichte bei Banyaing. Unter dem König Thebaw in Verfall gerathen, ſind ſie unter engliſcher Herrſchaft ſeitens der Bevölkerung wieder in Betrieb genommen worden. Bereits in einer Tiefe von 3 m ſtößt man auf Erzgänge, der Abbau erfolgt aber im allgemeinen erſt in einer Tiefe von 90 m. Die Extrahirung der Metalle erfolgt durch primitive Prozeſſe in der Nähe der Minen, und der Hauptmarkt dafür iſt Mandalay. — Sehr intereſſant ſind die abergläubiſchen Bräuche und die Speiſeopfer, die ſeitens der eingeborenen Bergleute gegenüber den Berggeiſtern beobachtet werden.

Afrika.

— Lieutenant Baert, der königlich in Brüſſel angekommen iſt, nachdem er dem bekannten Tippoo Tib ein Jahr lang als Sekretär gedient hat, berichtet über Stanley und die Lage am Kongo nicht gerade viel Neues. Die Boten von Stanley hat er geſprochen, aber dieſelben haben ihm kaum mehr von dem Verlaufe der Expedition erzählt, als was in Stanley's Briefe ſtand. Die Reiſe von den Aruwimi-Fällen nach Wadelai dauerte volle zehn Monate und erforderte die gewaltigſten Anſtrengungen, ſo daß Stanley ſchließlich mehr als Hilfeſuchender als als Hilfebringender bei Emin ankam. In deſſen Lager mit allem Erforderlichen reichlich verſorgt, gelang es ihm ſodann den Rückmarſch nach dem Aruwimi in der ungleich kürzeren Friſt von 82 Tagen zu bewerkſtelligen. Die zweite Reiſe Stanley's nach Wadelai erklärt ſich Herr Baert nicht durch die Abſicht deſſelben, Emin zu entlaſten — derſelbe bedürfe keines Entſatzes —, ſondern durch die Abſicht, den Mahdiſten Khartum zu entreißen und Gordon's Werk von neuem aufzunehmen. In Tippoo Tib's Treue und Ergebenheit ſetzt Lieutenant Baert nicht den geringſten Zweifel, und am unteren Kongo ſah er Alles im erfreulichſten Aufſchwunge und Gedeihen. Wir können nicht leugnen, daß aus der Baert'ſchen Berichte immer ziemlich optimiſtiſch

Digitized by Google

erschienen sind, und daß sie das, was wir von Anderen vernommen haben — vor allem von dem unglücklichen Bartelot — bis auf weiteres nicht aus unserem Gedächtnisse tilgen können.

— Der Wasserstand des Nil ist in dem gegenwärtigen Jahre ein so niedriger, wie zu der entsprechenden Zeit niemals vorher, was die Bevölkerung Aegyptens, deren Existenz und Wohlstand bekanntlich zum guten Theile an dem Strome hängt, mit großer Sorge erfüllt. Bei Assuan zeigt der Pegel nur 50 Zoll — gegen 70 Zoll im Jahre 1878, was bisher der niedrigste verzeichnete Stand war — und ähnlich ist es auch an anderen Orten. Da das Fallen des Wassers bis Juni anzudauern pflegt, so fürchtet man in den kommenden Monaten großen und für die Ernten bedenklichen Wassermangel. Durch eilige Strambauten sucht man dem Uebel sowie so viel als möglich zu begegnen, aber doch mit wenig Aussicht auf nennenswerthen Erfolg. Was die ägyptischen Behörden den Landbebauern anrathen, ist namentlich, daß sie in diesem Jahre keine zu große Fläche bestellen oder bepflanzen sollen. Von der Baumwollenernte hofft man, daß sie den drohenden Wassermangel verhältnißmäßig am besten bestehen wird.

Australien und Polynesien.

— Die Franzosen haben im vorigen Sommer von der kleinen Insel Futuna im Nordwesten der Fidschi-Inseln Besitz ergriffen und dieselbe dem Residenten der benachbarten Wallis-Inseln unterstellt. Die Insel mißt nur 115 qkm und zählt 2500 Bewohner. (Vergl. „Geogr. Mittheilungen", 1889, S. 56.)

— Der kaiserliche Kommissar für das Schutzgebiet der Marshall-Inseln hat im Herbste vorigen Jahres die zu seinem Amtsbezirke gehörigen Radack-Inseln bereist und dabei auch dem Atoll von Watje (Otdia) einen Besuch abgestattet. Diese, von ihrem Entdecker Otto v. Kotzebue auch nach dem Grafen Rumanzoff genannte Insel ist dieselbe, auf welcher Adelbert v. Chamisso bei seiner Reise um die Welt an Bord des russischen Schiffes „Rurik" im Jahre 1817 mehrere Wochen verweilte. Da der Kommissar die Mittheilung von dem Vorhandensein alter Leute auf der Insel, welche sich der Anwesenheit des „Rurik" noch erinnerten, erhalten hatte, so ließ er es sich angelegen sein, darauf bezügliche Erkundigungen einzuziehen. Es wurde ihm ein sehr alter, aber noch rüstiger Mann namens Taburno gebracht, der auf Befragen durch einen Dolmetscher etwa folgendes erklärte:

„Ich bin der einzige noch lebende Mensch in Watje, welcher das erste Schiff der weißen Männer gesehen hat. Ich erinnere mich desselben noch sehr deutlich, denn ich war schon kein Kind mehr, sondern ein junger Bursche, als es kam, und es blieb längere Zeit in der Lagune. Ueber das Ansehen des Schiffes vermag ich nur zu sagen, daß es uns sehr groß vorkam. Mir ist, als ob es vier Masten hatte. (Thatsächlich war der „Rurik" eine Brigg und hatte daher selbst mit Einrechnung des von den Eingeborenen häufig mitgezählten Klüverbaumes nur drei Masten.) Ich entsinne mich noch deutlich der Namen einiger weißen Männer. Der Häuptling hieß Tottebo, ferner waren Leute namens Bibdan, Bätta, Tebjmaro, Tamita und Tabaka an Bord. Alle waren sehr gut und schenkten uns zwar keinen Tabak (setzt einer der wichtigsten Einfuhrartikel), aber Aexte, Messer und andere nützliche Dinge. Tottebo hat ferner hier vierfüßige Thiere gelandet, von welchen einige „wau-wau" und andere „mä-mä" machten, sie wurden aber später von dem großen Häuptling Bolick, welcher damals alle Radack-Inseln beherrschte, nach der Insel Malodlab (Kawen oder Calvert-Insel) fortgebracht. Was die weißen Männer hier wollten, weiß ich nicht; ebensowenig erinnere ich mich, daß einer derselben Pflanzen gesammelt hätte. Ich sowohl als einige andere ältere der hier anwesenden Leute erinnern uns dann eines anderen üblichen Schiffes, welches längere Zeit nach dem ersten, aber lange vor dem häufigeren Besuch der Schiffe aus Jaluit hier war, und dessen Häuptling Tebaben (the captain?) hieß."

Unter den obengenannten Namen sind Kotzebue, Chamisso und Schichtmarff mit Leichtigkeit zu erkennen, und schon Kotzebue erzählt, daß die betreffenden Namen von den Eingeborenen der Otdia-Insel „Totabu", „Tamiso" und „Timaro" ausgesprochen worden seien. Unter den Namen „Bötto" und „Taboka" sind vielleicht die Unterstenerleute Petroff und Ebramtschenko gemeint. Daß sich die Erinnerung an die Namen so lange Zeit erhalten hat, erklärt sich wohl aus der von Chamisso berichteten Sitte der Radack-Insulaner, die Namen zum Zeichen der Freundschaft auszutauschen. Die Erzählung über die Landung von Ziegen und Hunden und deren Wegnahme durch den von Chamisso „Labeutiet" genannten Häuptling entspricht ebenfalls den Angaben Kotzebue's und Chamisso's. Das später erschienene Schiff wird vermuthlich die Fregatte „Predpriatie" gewesen sein, auf welcher der inzwischen zum Kapitän beförderte Herr v. Kotzebue bei seiner zweiten Reise nun die Welt im April 1824 die Otdia-Insel wiederum besuchte, wo er unter seinem Namen „Totabu" lebhaft begrüßt und nach dem Befinden seiner Freunde „Timaro" und „Tamiso" befragt wurde.

Bücherschau.

— Emil von Lavelaye, Die Balkanländer. Ins Deutsche übertragen von E. Jacobi. 2. Band. Leipzig 1888. Karl Reißner. — Mit demselben Geiste und in derselben anziehenden und fesselnden Weise, wie es der Verfasser im ersten Bande seines Werkes bezüglich Kroatiens, Bosniens und Nord-Serbiens gethan hat, berichtet er in dem vorliegenden zweiten Bande über die Eindrücke, welche er auf seiner Reise durch Süd-Serbien, Bulgarien, Rumelien, die europäische Türkei und Rumänien empfangen hat. Die Triebfedern, welche in diesen Ländern an der Gestaltung des politischen und wirthschaftlichen Lebens thätig sind, werden in dem Buche nach verschiedenen Richtungen hin sehr scharf und klar beleuchtet, und wer sich für die sogenannte orientalische Frage interessirt, der kann sich kaum irgendwo angenehmer und besser darüber unterrichten. Der Verfasser ist der Meinung, daß das Nationalitätsprinzip auf der Balkanhalbinsel noch weitere entschiedenere Triumphe zu feiern haben wird. Der Uebersetzer verdient auch hinsichtlich des zweiten Bandes der „Balkanländer" hohe Anerkennung.

— Paul N. Pasig, Am Nil. Zürich 1888. Schröter u. Meyer. — Verfasser hat ein Jahr in Kairo gelebt, verschiedene Streifzüge im Nilthale unternommen, das Natur- und Volksleben des heutigen Aegypten mit aufmerksamem Auge beobachtet, und die untergegangene Kultur des Landes im Museum von Bulak mit Eifer studirt. Da er zugleich auch gewandt und lebhaft zu schildern versteht, so kann sein kleines Buch als interessante und lehrreiche Lektüre angelegentlich empfohlen werden.

Inhalt: Adrian Jacobsen: A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien. (Mit einer Karte und sechs Abbildungen.) — H. Seidel: Die Araber in Ost- und Mittelafrika. (Schluß.) — Karl Hoberland: Gebotene und verbotene Speisen bestimmter Tage. (Fortsetzung.) — Franz Kraus: Der Stand der Kartarbeiten Ende der Arbeits-Saison 1888. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien und Polynesien. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 3. März 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Die hauptsächlichsten Küstenplätze des Galla- und Somali-Landes.

Von Dr. Emil Deckert.

(Mit sechs Abbildungen.)

Seit Deutschland das Protektorat über Witu-Land übernommen hat, kann ihm die Natur des großen afrikanischen Ostsornes, das zwischen dem Golfe von Aden und dem offenen Indischen Ozean gegen Osten hinaus ragt, nicht mehr gleichgültig sein, und ebensowenig können es auch die Völkerstämme der Gallas und Somalis sein, die dieses Land bewohnen. In der einen oder anderen Weise wird Deutschland diesem Lande und diesen Völkerstämmen näher treten müssen, wenn es den Kolonialbesitz, den es an dieser Stelle erworben hat, in einem höheren Grade fruchtbar machen will. Mag das Land immerhin in seinem Innern noch gänzlich unerforscht sein, mögen kühne Reisende wie K. von der Decken, die den Versuch machten, seine geographischen Geheimnisse zu entschleiern, immerhin den christen- und europäerfeindlichen Bewohnern zum Opfer gefallen sein, und mögen seine Ufergebirge noch so düster und kahl hinaus blicken auf die Wellen des Indischen Ozeans — eine gewisse Kulturkraft und gewisse wirthschaftliche Hilfsquellen wohnen dem Lande doch inne, und die europäische Nation, welche mit Umsicht und Vorsicht, aber zugleich auch mit Energie und Ausdauer daran geht, sich seine seeseitigen Zugänge zu öffnen, wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach bald davon überzeugen können, daß das Land bei weitem nicht so schlecht ist wie sein Ruf. Es ist dies mit anderen Ländern, die das europäische Kolonisationsbedürfniß sich unterthan gemacht hat, auch nicht anders gegangen. Man denke nur an Neu-Holland, an den kanadischen Nordwesten, an Sibirien ꝛc. Und erzählen nicht an der Küste des Galla- und Somali-Landes eine ganze Anzahl von Städten durch ihre Baudenkmäler, daß sie in der Zeit der arabischen und ägyptischen Khalifen, sowie in der Zeit der portugiesischen Weltherrschaft zur See in viel höherer Blüthe gestanden haben als heutzutage! Kann dies aber anders der Fall gewesen sein als dadurch, daß das Land damals einen viel höheren Betrag an Erzeugnissen für den Welthandel lieferte!

Daß ein Geltendmachen deutscher wirthschaftlicher Interessen an dem Lande Anstrengungen kosten wird, verhehlen wir uns bei dieser Erwägung freilich nicht, daß diese Anstrengungen jemals so große zu werden brauchen, wie an der Küste gegenüber Zanzibar, bezweifeln wir aber. Abgesehen davon, daß man durch Schaden klüger zu werden pflegt, so liegen ja auch die gesammten geographischen und ethnologischen sowie auch die politischen Verhältnisse nördlich von der Mündung des Tana-Flusses ganz anders als südlich davon, und in mehrfacher Beziehung ohne Zweifel kulturgeographisch viel günstiger.

Es handelt sich bei der in Frage stehenden Küstenstrecke um den Steilrand einer großen Tafel aus Sandstein und Kalkstein, die gegen den Indischen Ozean sowie gegen den Golf von Aden plötzlich abbricht[1]), und dieser Steilrand erhebt sich nordwärts höher und höher, bis er in dem Kap Guardafui — beziehungsweise in dem Ras Shenarif — als gewaltige

[1]) An der Steilwand des Kap Guardafui (bezw. des Ras Shenarif) ist die ungefähre horizontale Schichtung des Gesteins durch die weißen Kalksteinstreifen deutlich sichtbar. Vergl. „Annalen der Hydrographie", 1886, S. 395. — Eduard Süß sagt: „Wir erkennen somit im Golf von Aden einen Einbruch, welcher die zusammenhängende Tafel unterbrach, und Arabien wie das Somali-Land erscheinen als die Fortsetzungen der großen nordafrikanischen Wüstentafel." (Vergl. „Das Antlitz der Erde", Bd. 1, S. 474.)

Digitized by Google

Landmarke für den Seefahrer volle 760 m hoch aufragt. Zwiſchen der Tana-Mündung und der Dſchuba-Mündung ſind der Küſte zahlreiche Inſeln vorgelagert, an deren Aufbau die Korallenthierchen den weſentlichſten Antheil haben. Mindeſtens die größeren davon — Lamu, Manda, Patta ꝛc. — dürften aber gleichzeitig auch als von der Brandung und den Sturmfluthen losgelöſte Bruchſtücke des Tafellandes zu betrachten ſein. Es iſt der Archipel der Dreihundert oder — wie andere ſagen — der Fünfhundert Inſeln, die die monſungepeitſchten Wellen des offenen Ozeans von der Feſtlandsküſte abhalten, und die zwiſchen ſich und der letzteren einen Kanal laſſen, in denen flachgehende Fahrzeuge ein ruhiges Fahrwaſſer finden. Von der Dſchuba-Mündung nördlich ſind ſolche Inſeln im allgemeinen nicht

Lamu.

vorhanden, und der Hügelrücken, welcher die Küſte bildet, verläuft hier außerordentlich eintönig, an ſeiner Oberfläche nichts als weißen Sand oder rothen Laterit zeigend, und nur eine äußerſt dürftige Wüſtenvegetation tragend. Ein Korallenriff zieht ſich auch hier der Küſte entlang, und wo daſſelbe unterbrochen iſt, da erſchwert in der Regel die Brandung den Schiffen das Landen. Noch weiter im Norden fallen verſchiedene Vorgebirge, wie das Ras Aſuad, das Ras Awath, das Ras al Khole, das Ras Mabber, das Ras Hafun, das Ras Ali Beſquel, das Ras Shenarif und

Siwi.

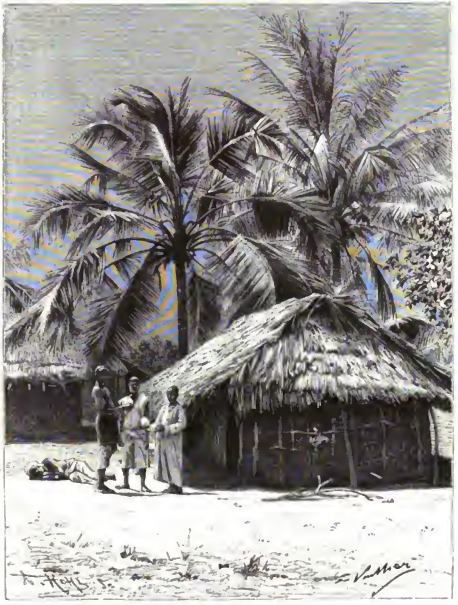
das Ras Aſſir (das eigentliche Kap Guardafui) als ſchwarze, gelbe oder weiße Wände jäh hinab in die See. Die Tiefen des Meeres werden ſeewärts vom Küſtenriffe auf der ganzen Strecke verhältnißmäßig raſch ſehr bedeutende.

Schaut nun die Küſte des Galla- und Somali-Landes alles in allem nichts weniger als kulturfreundlich aus, ſo hat ſie doch vor der ſüdlicher gelegenen Suaheli-Küſte den unſchätzbaren kultur- und wirthſchaftsgeographiſchen Vorzug, daß ihr trockenes Klima auch für Europäer geſund genannt werden kann. Die Handels- und Plantagen-Koloniſation in den Küſtenſtrichen gegenüber von Zanſibar wird aller Wahrſcheinlichkeit nach auch ſelbſt dann noch manchem Europäer das Leben koſten, wenn ſie nicht mehr in einem ſo hohen Grade wie jetzt eine mit unendlichen Strapazen verknüpfte Pionir-Arbeit ſein wird, und wenn die ſanitären Vorkehrungen in den daſelbſt liegenden Ortſchaften voll-

Digitized by Google

kommenere und zweckmäßigere geworden ſein werden. Alle Malariakeime in der dortigen Atmoſphäre auszurotten, wird eben niemals gelingen. An der Somali-Küſte tödtet die Trockenheit die Malariakeime gleichwie die meiſten Pflanzenkeime, und klimatiſche Fieber ſind in ihren Orten daher nicht ſehr zu fürchten. Falls die deutſche Handelskoloniſation ſich durch den erſten abſchreckenden Anblick des unwirthlichen und übelberufenen Geſtades nicht beirren läßt — von Plantagen-Koloniſation kann nur in ſehr beſchränktem Umfange die Rede ſein —, ſo iſt ihr alſo wenigſtens dadurch die Möglichkeit gegeben, feſten Fuß zu faſſen.

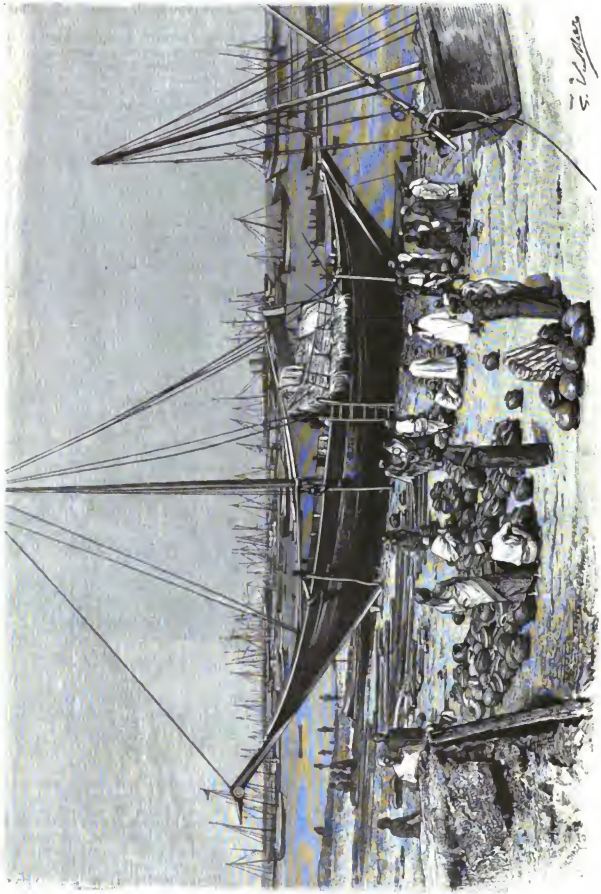
Einen ferneren hohen Vorzug der Küſte erblicken wir darin, daß an derſelben wenigſtens ein paar Zugänge vorhanden ſind, die man auch vom Standpunkte des europäiſchen Seefahrers aus gute und bequeme nennen kann. An der Küſte gegenüber Zanſibar läßt auch ſelbſt Dar-es-Salaam in dieſer Beziehung manches zu wünſchen übrig, wie wir in einem früheren Aufſatze betont haben (Vergl. „Globus“



Ein Haus in Kinnga.

Bd. 55, S. 10). An der hier in Frage ſtehenden Küſte dagegen bildet die weite Manda-Bucht, hinter der ſich Witu-Land ausbreitet, den beſten Naturhafen, der ſich an der afrikaniſchen Oſtküſte überhaupt findet, und der es den größten Seeſchiffen geſtattet, dicht bis an das Ufer hinan zu gelangen. Allerdings weicht die nächſte Umgebung der Bucht inſofern von dem allgemeinen Typus der hier in Frage ſtehenden Küſte unvortheilhaft ab, als ſie in der Hauptſache aus tiefgelegenen Mangroveſümpfen beſteht, und als nur bei zwei Ankerplätzen — bei Ras Kilindini auf der vorgelagerten Inſel Manda und bei Ras Mtangawanga auf der Inſel Patta — hohes und trockenes und zu Niederlaſſungen einladendes Land unmittelbar an ſie herantritt. Unſere allgemeinen Ausführungen über das Klima der Küſte finden alſo auf ſie keine Anwendung. Trotz alledem kann ſie aber als Stützpunkt koloniſatoriſcher Unternehmungen nicht hoch genug angeſchlagen werden, und das eiferſüchtige Streben der Kolonialpolitik treibenden europäiſchen Mächte,

Digitized by Google

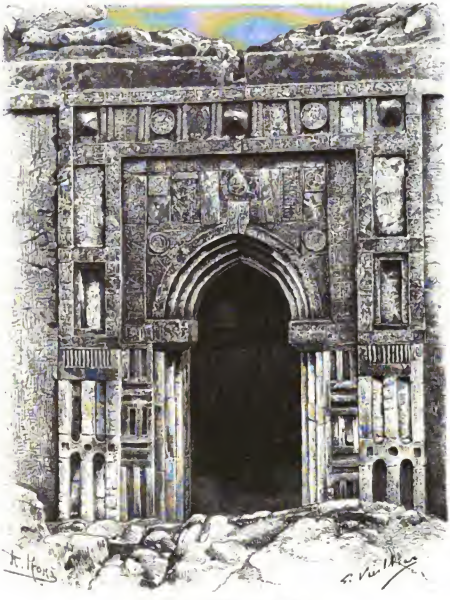


Fahrzeuge der Somali und Bajuase auf der Rhede von Kisiuga.

Digitized by Google

welches in der Gegenwart entbrannt iſt, dürfte leicht dazu führen, daß die Bucht in der einen oder anderen Hand — die deutſche Hand hätte wohl zuvörderſt noch die beſte Ausſicht darauf — in einer nicht ſehr fernen Zukunft eine hohe wirthſchaftsgeographiſche Bedeutung geltend macht. Auch die Bucht von Lamu, die füglich als eine ſüdliche Abzweigung der Manda-Bucht betrachtet werden könnte, geſtattet es durch ihre Tiefenverhältniſſe europäiſchen Kriegsdampfern bis an die Orte Schella und Lamu (S. Abbildung 1), die auf der Inſel Lamu gelegen ſind, hinanzufahren, und in dem Siyu- (oder Siwi-) Kanale ſowie in verſchiedenen anderen Kanälen und Creeks, die in die Inſeln Lamu, Manda und Patta ſowie in das Feſtland hineingreifen, iſt dies wenigſtens bezüglich kleinerer Kanonenboote und Dampfpinaſſen der Fall.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ein ſolcher Küſtenpunkt der Aufmerkſamkeit keiner koloniſirenden Nation, die in Oſtafrika Niederlaſſungen begründet hat, entgangen iſt. So



Das Portal der Moſchee von Kitoni.

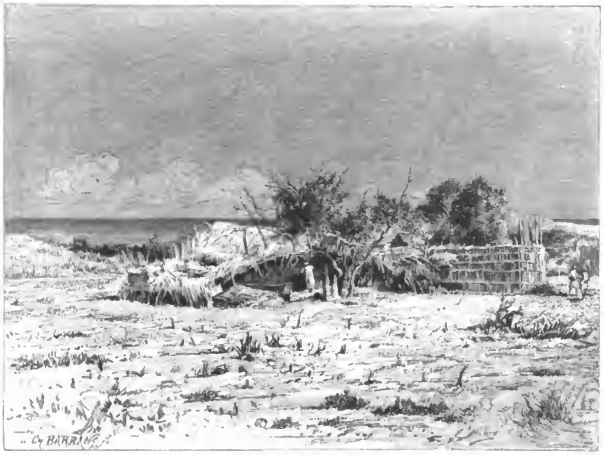
finden ſich bei Ras Kilindini die Ruinen einer ausgedehnten Stadt als Zeugen davon, daß vor allen Dingen die portugieſiſche Handelsmacht ſich ſeiner Zeit eine Stätte hierſelbſt bereitet hatte, und ebenſo iſt auch Siwi (S. Abbildung 2) auf Patta eine portugieſiſche Gründung. Heute bieten die Orte, welche an der Manda-Bucht und an den damit zuſammenhängenden Meerestheilen liegen, ein Bild des Verfalles, immerhin zählt Lamu aber noch gegen 15 000 Einwohner, und die Feſtungswerke, welche der Sultan von Zanſibar daſelbſt errichtet hat, beweiſen, daß auch die Zanſibar-Araber der Stadt eine hohe Wichtigkeit beimeſſen. Siwi und Faza, auf deren noch immer volkreichen und verhältnißmäßig wohl bebauten Inſel Patta haben etwa 5000 Einwohner.

Nördlich vor der Manda-Bucht iſt noch die Mündung des Durnford- oder Wubuſchi-Fluſſes größeren europäiſchen Schiffen zugänglich, und dieſelbe würde wohl umſomehr zur Anlage eines Hafens geeignet ſein, als ihre Ufer meiſt hoch und ſchön bewaldet ſind. Heute ſteht infolge der Ver-

Digitized by Google

wüstungen, die die räuberischen Kallalah-Somalis durch ihre Einfälle angerichtet haben, nur das armselige Dorf Burghad daraus.

Andere Punkte, die zwischen der Tana-Mündung und der Dschuba-Mündung liegen, gewähren zwar den „Thaus" und „Tepes" der Somalis und Bayuns gute Ankerplätze, nicht aber zugleich auch den großen europäischen Dampfern und Seglern, die vielmehr geradeso wie bei Pangani, Banamoyo ꝛc. in beträchtlicher Entfernung von ihnen auf schutzloser Rhede vor Anker gehen müssen. Die Orte, die hier entstanden sind, haben daher nur Bedeutung als Küstenfahrer- und Fischer-Häfen, und nur einzelne davon, wie Kiunga, das



Ein Fischerlager bei Kui.

direkte Beziehungen nach Zanzibar unterhält und das dahin namentlich die Erzeugnisse seiner Topfwaaren-Industrie verschifft, gewährt das Bild eines lebhafteren Verkehrs (S. Abbildung 4). Die Fischerei ist in der Lagune hinter den Dreihundert Inseln in beträchtlichem Schwunge (S. Abbildung 6). Einzelne Orte, wie Kikoni, Burghad ꝛc. enthalten auch hier Ruinen von Moscheen und anderen Bauwerken, die auf eine bessere Vergangenheit deuten (S. Abbildung 5). Zum Theil dürfte dieselbe im frühen Mittelalter gelegen haben. Heute sind die Ueberfälle der Räuberstämme aus dem Binnenlande der Hauptfluch, der auf diesem Küstenstriche lastet. (Fortsetzung folgt.)

A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien.

Von **Adrian Jacobsen.**

(Fortsetzung.)

Am 21. Dezember gelangten wir infolge widriger Winde nur bis zur Insel Kalao, zwischen deren Korallenriffe wir nur mit großer Mühe und erst spät in der Nacht einen Ankerplatz ausfindig machen konnten. Am folgenden Morgen erreichten wir dann den Hafen von Bonerate, welcher sich wegen des West-Monsuns an der Insel von Kalao befindet. Von hier ruderten wir in 1½stündiger Fahrt in unserm Kanu hinüber nach Bonerate, wo sich ein Mischling als holländischer Posthalter befindet. Die Fahrt in einem solchen kleinen Kanu ist auf eine längere Strecke nicht ungefährlich, denn sobald man eine ungeschickte Bewegung macht, schlägt es sofort um. Der Posthalter — Herr Bax — empfing

Digitized by Google

uns auf das freundlichste und versprach uns beim Sammeln nach Kräften zu unterstützen. Ehe wir uns aber an die Arbeit machten, nahmen wir ein Bad, was uns erfrischte und in dergleichen Klimaten sehr nöthig ist. Darauf statteten wir zusammen mit Herrn Bay einen Besuch beim Radja und einem anderen Hochangestellten ab. Dieselben zeigten uns auf unseren Wunsch verschiedene hübsche Sachen, unter anderem ein sehr altes Schild und verschiedene Emblème, welche dem Radja bei festlichen Gelegenheiten vorangetragen werden. Nachmittags ließen wir unsere Gewehre aus Land holen, da die Bäume ganz voll von fliegenden Hunden saßen. Uebrigens lud uns Herr Bay nicht blos zum Abendessen, sondern auch zum Wohnen für unseren fernern Aufenthalt zu sich ein, und so schliefen wir, nachdem wir zehn Nächte in unserer Prau — zumeist in hockender Stellung — geschlafen hatten, zum ersten male wieder ordentlich auf bequemerem Lager am Lande. Während unserer Ueberfahrt morgens hatten wir schon deutlich die Berge der Insel Flores sehen können.

Am 23. Dezember frühmorgens begaben wir uns in Begleitung des Herrn Bay, mit unseren Gewehren bewaffnet, in das Innere der Insel, um ethnographische Gegenstände zu erlangen. Bonerate ist fast ganz flach und aus Korallenfelsen zusammengesetzt, die nur hie und da in den Vertiefungen etwas Erde aufweisen. In diese Blumentöpfe — möchte man sagen — pflanzen die Eingeborenen ihren Mais, von dem sie sich fast ausschließlich nähren. Dieselben erscheinen sehr armselig und es kann einen kaum Wunder nehmen, daß sie sich früher auf Seeräuberei verlegt haben. Wo der Boden nicht zum Bebauen hergerichtet ist, steht alles voll von dichten Dornen und niederem Buschwerk, das sehr schwer auszurotten ist. Im ersten, aus einem einzigen Hause bestehenden Dorfe, konnten wir auch die tiefen, mühsam in den Stein gehauenen Brunnen bewundern, von denen wir später mehrere bis zu vier bis fünf Faden Tiefe sahen. Wir bekamen hier ein Blasrohr, eine Maschine zum Baumwollen-Entkernen und einige Lanzen. In einem anderen Dorfe kauften wir eine Medizin, die nur neben den Kranken gelegt zu werden braucht, um ihn gesund zu machen. Es war eine Art Gabel aus Bambus, ein geflochtener runder Deckel und ein Ring aus weißem und rothem Stoff. Dazu werden Verse aus dem Koran gelesen, was wieder zeigt, wie der Mohammedanismus mit dem Heidenthum verschmolzen ist.

Wir besuchten dann noch ein drittes Dorf, gingen aber nicht in die Häuser, da Blatternkranke darin lagen. Das Sammeln ist hierselbst überhaupt dadurch erschwert, daß der Zutritt in die Häuser dem Fremden verboten ist und selbst wenn man etwa in die erste Abtheilung eindringt, findet man da nur einzelne unbedeutende Gegenstände und Waffen, während in der hintern Abtheilung, die von den Frauen bewohnt wird, die werthvolleren Sachen, die Götzen u. dergl. aufbewahrt werden. Der Eintritt in diese Räume könnte einem den Kopf kosten.

Herr Bay erzählte uns, daß auf dieser Insel sowohl als auch auf Kalao eine Menge Hirsche, Schweine, Affen und Schlangen (Pytons) vorkommen, unter letzteren wahre Riesenexemplare. Auf Tampea soll nach seiner Behauptung eine verendete Schlange im Walde gefunden worden sein, welche einen kleinen Hirsch verschlungen hatte, dessen Geweih dann die Magenwände und Seiten durchbohrt hatte. Von der Schlauheit der hier vorkommenden Affen wußte Herr Bay auch manches zu berichten, was unglaublich klingt. Die Affen lieben bekanntlich leidenschaftlich Muscheln und kommen bei niedrigem Wasser in großer Zahl zum Ufer, um dieselben zu fangen. Da die Muscheln nun, wenn sie ruhig liegen, die Schale offen haben, so stecken die Affen Steinchen in die Oeffnung, was der Schnecke das Schließen unmöglich macht, und holen dann das Thier heraus. Wenn bei Ebbe die Fische in den Vertiefungen zurückgeblieben sind, so sollen sie denselben den Rückzug durch vorgelegte Steine abschneiden, um sie dann gierig zu fressen.

Nachmittags kehrten wir zum Dorfe zurück und versuchten noch einige Opfergestelle (Pomali) zu erhalten, leider bemühten wir uns aber vergebens, denn die Leute hatten sie verborgen, weil sie fürchteten, durch den Verkauf die Götter zu erzürnen.

Am 24. Dezember hatten wir sämmtliche Tauschartikel an's Land gebracht und eröffneten nun einen förmlichen Tauschhandel mit den Eingeborenen. Die Handelnden waren allerdings meist nur Knaben, und selten kam sich ein älterer Mann ein; sie verlangten für ihre Gegenstände immer eine bestimmte Waare; fanden wir nun, es sei zu viel, was sehr häufig der Fall war, so wurden die Jungen zurückgesandt, um ihre Eltern zu fragen, und so dauerte es oft stundenlang, bis wir einen Gegenstand erlangten. Wir erhielten aber auf diese Weise eine Anzahl Körbchen, Siri- und Medizin-Dosen, einen Webstuhl mit darauf gespanntem und halbfertigen Sarong, Fischspeere, Armbänder aus schwarzer Hornkoralle, Pfeile, Bogen, Götzen — alles Sachen, die wir hier nicht erwartet hatten.

Da es Weihnachts-Abend war, dachten wir aber daran, uns auch etwas Erholung zu gönnen. Wir ließen einige Flaschen Cognac von unserem Vorrath holen, branten uns einen steifen Punsch, und außer Herrn Bay fanden sich zu unserem Feste auch noch einige andere Gäste ein. Es wurden Violinen und Trommeln herbei gebracht, und zu der Musik führten mehrere Eingeborene ihre Tänze auf. Zum Theil waren dieselben denjenigen der Eskimos im nordwestlichen Alaska überraschend ähnlich — ein Beweis, daß es zahlreiche Gebräuche giebt, aus deren Aehnlichkeit man nicht im geringsten auf die Verwandtschaft der Völker schließen darf, bei denen sie geübt werden.

Ein tragikomisches Kampfspiel stellte den Fang einer Seekuh dar. Ein Mann, welcher die Seekuh darstellte, troch auf allen Vieren auf dem Boden herum, und zwei andere, als Jäger bewaffnet, verfolgten ihn nach dem Takte des Gesanges, das Fahren in einem Boote nachahmend. Dann und wann stachen sie nach ihm, aber immer fehlten sie ihn, bis er sich (unter dem eingebildeten Wasser) verbarg. Plötzlich kam er wieder zum Vorschein, wurde gefangen und ins Boot gezogen. Durch die Kraft der Seekuh schlägt aber das Boot um und alles liegt im Wasser und rollt auf dem Boden herum. Bald ist das Boot indeß wieder aufgerichtet, die Jagd beginnt von neuem, und die Seekuh wird erlegt, und stimmt zu Tode getroffen ihren Todtengesang an, was sehr gut dargestellt wurde. Dabei sei bemerkt, daß die Seekuh bei den Eingeborenen als ein übernatürliches Wesen betrachtet wird, etwa wie das Meerweib in Europa.

Am 25. Dezember packten wir die erlangten Gegenstände ein, und begleitet von Herrn Bay und unseren übrigen Gästen, begaben wir uns auf unsere Prau zurück.

Die Eingeborenen von Bonerate sollen aus Buton stammen, und ihre Sprache ist jener von dort thatsächlich verwandt, da jedoch ein reger Verkehr mit dem nördlichen Flores besteht, so ist wohl anzunehmen, daß auch von dort eine Einwanderung stattgefunden hat. Die Leute scheinen etwas größer, stärker und hellfarbiger als die Makassaren und Bajuresen, und besonders haben die Frauen, die wenig in die Sonne kommen, eine helle Hautfarbe. Wir beobachteten auch Männer mit krausem Haar. Auch hier sind übrigens — besonders unter Männern — Hautkrankheiten allgemein, und wir sahen einige, die dadurch Finger oder Zehen verloren hatten.

Digitized by Google

Nach Herrn Bar Berichte gab es im vorigen Jahre noch Tänzerinnen und zwar zweierlei: die Kinder und Verwandte der Häuptlinge, diese führten hohen Gästen zu Ehren Tänze auf; und ferner Mädchen aus dem Volke als berufsmäßige Tänzerinnen. Da aber bei ihren Vorführungen öfters Schlägerei und sogar Todtschlag unter den jungen Männern vorkam, wurde das öffentliche Tanzen verboten.

1884 kamen Butonesen mit 30 Prauen, um die Insel auszurauben, da die Häuptlinge auf Bonerate viele Bronzekanonen besitzen, wurden aber alle Prauen und Boote bemannt und bewaffnet, und es gelang Herrn Bar den übersiegenen Feind zurückzutreiben, und sogar eine Prau zu nehmen, deren gefangene Mannschaft später nach Makassar zur Bestrafung gebracht wurde. Um Bonerate liefen viele, wenig bekannte Riffe, dies benutzte der Vater des jetzigen Radja, um Schiffe auf sie zu locken. An tiefen Stellen, wo Passage war, leute er Pranen fest, die Feuer unterhalten mußten, so daß die Schiffe glauben sollten, dort liege ein Dorf, wohnrch sie gewöhnlich auf die Riffe fuhren, welche dunkel lagen, und dann ausgeraubt wurden. Einmal soll er eine Prau gebaut und sie über die Leiber von gefesselten Sklaven hinweg von Stapel gelassen haben. Seinen Lohn hat er bekommen, denn er wurde später von der holländischen Regierung gefangen.

Nachdem wir uns von unserem liebenswürdigen Wirth verabschiedet hatten, wurde alles zur Abreise fertig gemacht, und bei Sonnenaufgang segelten wir nach dem etwa 100 englische Meilen entfernten Flores weiter, theils mit Windstille, theils mit starker Strömung kämpfend, und unter anderen eine kleine Insel, die auf unserer Seekarte (von 1882) in Südosten von Bonerate verzeichnet war, vergeblich suchend.

Am Morgen des 28. Dezember erreichten wir das Kap Balu-mana, auf unserer Fahrt dahin immer wieder bald von gutem Winde getrieben, bald gegen widrigen Wind ankämpfend, bald auch in vollkommener Windstille unser Prau durch Rudern vorwärts bringend.

Ueberall sahen wir steile, hohe, theils bewaldete, theils bebaute Berge und Hügel. Ein starker Westwind brachte uns schließlich nach dem Hafen von Maumerie, wo wir ans Land gingen und wieder den Postbalter aufsuchten. Trotzdem er in einem Hause wohnte, was noch im Bau begriffen und eher einer Eingeborenen als eines Europäers würdig war, schlug er uns vor, bei ihm zu wohnen, weil es unmöglich war, ein Haus im Dorfe zu erlangen — wenn der Ausdruck „Haus" für die bienenkorbartigen Hütten überhaupt angewendet werden darf. Im Freien streifen überall große und kleine Schweine umher, verrathend, daß die Bevölkerung entweder christlich oder heidnisch sein muß.

Nachdem wir uns etwas ausgeruht hatten, machten wir uns auf den Weg, um die Geistlichen zu besuchen. Es befindet sich nämlich eine holländische katholische Missionsstation hier, an der die Herren Bornike, Eiteldorf und Celon thätig sind, — letzterer, unser Bekannter von Brouwershaven, erst seit einem Monate hier, die Wirkung des äußerst ungesunden Klimas aber bereits durch zahlreiche Geschwüre übel empfindend. Die Herren räumten uns sofort ihren ein Zimmer ein, womit wir sehr zufrieden waren. Wir ließen alsbald alle bis jetzt gesammelten Ethnographica an Land bringen und begannen mit dem Nummerieren und Etikettiren, wobei wir eine große Anzahl Zuschauer hatten, die bald zutraulicher wurden und mit denen sich zugleich auch ein reger Tauschhandel entspann. Am 30. Dezember war Markttag, und dazu kamen viele Bergbewohner herbei, von ihnen hatten wir aber nur wenige Erwerbungen zu verzeichnen.

Die Bewohner von Flores erscheinen höher und schlanker von Wuchs als die vorher von uns besuchten Insulaner. Sie tragen ihr langes, oft krauses Haar mit einem Tuche in die Höhe gebunden, was ihnen ein wildes Aussehen giebt. Mehrere von den Bergbewohnern waren auf der Stirn tätowirt und sehr dürftig bekleidet (nur mit einem Schamgürtel). Sie hatten alle Schwerter mit Griffen aus Büffelhorn schräg über den Rücken, sodaß die Griffe sich am rechten Ellenbogen befanden und außerdem trugen sie noch eine Lanze sowie auch Pfeil und Bogen; an der linken Seite hing ihre Sirl-Tasche. Da auf der Insel viel Pferdezucht getrieben wird, waren die meisten Männer beritten, während die Frauen zu Fuß gingen und ihre Verkaufsartikel (Mais und lebende Hühner) an Stangen auf dem Rücken trugen. Ein Theil der Bevölkerung von Larantuka und Maumerie stammt aus Goar und ist im 17. Jahrhundert durch die portugiesische Mission von dort nach hier verpflanzt worden. Die Männer und Weiber feilen zwei oder drei ihrer Schneidezähne oben und unten ab, um die Lücken mit einem großen Knäuel Tabak auszufüllen. Dies verschönert ihr auch sonst nicht gerade angenehmes Aussehen keinesfalls und beeinträchtigt ihre Sprache sehr. Die Bergbewohner scheinen von Hantfarbe dunkler zu sein als die Küstenbewohner. Uebrigens wohnen in den Seedörfern auch viele Makassaren und Buginesen, welche ihre Heimath wegen dort begangener Verbrechen verlassen haben und sich hier sicherer glauben.

Außer den Pfarrern leben auf der Missionsstation mehrere dienende Brüder — der Bruder Zimmermann, der Bruder Kupferschmied, der Bruder Apotheker, Doktor und Schulmeister ꝛc. — sowie gegen 150 Knaben, die hier erzogen werden. Abends führten die Knaben zusammen mit einigen Bergbewohnern Tänze vor uns auf, und es war erstaunlich wie viel Kraft, Ausdauer und Grazie sie dabei entfalteten. Sie bildeten einen Ring von etwa 20 Personen, in der Mitte desselben befand sich ein einzelner, und die anderen bewegten sich bald rechts und bald links, bald vorwärts und bald rückwärts, bald den ganzen Körper, bald den Kopf dabei beugend, das Bein hoch hebend ꝛc. Bei einem anderen Tanze war das Händeklatschen und die rasche Fußbewegung die Hauptsache. Den Schluß bildete ein Tanz mit papierüberklebten Rotang-Masken. Ein Tanzmeister leitete das Spiel, und Trommeln und Gesang ertönte dazu.

Am Neujahrstage des Jahres 1888 besuchten wir früh die Kirche, wo sich die ganze christliche Bevölkerung versammelt hatte, und wo die Knaben eine große Gewandtheit im Kirchendienst an den Tag legten. Die Predigt wurde in der Landessprache (Siccanesisch gemischt mit Malayisch) gehalten, wovon wir wenig verstanden. Nachmittags kamen viele Bergbewohner zusammen, weil ein Hahnenkampf stattfinden sollte, wobei sehr hoch gewettet wurde (bis 30 Gulden) und wobei die Leute sehr aufgeregt waren. Wenn ein Hahn gewann, tanzte der Sieger vor Freude mit lautem Jubel auf seinen Beine herum wie toll, und auch der Kampf selbst, der nur wenige Sekunden dauerte, wurde von großem Geschrei begleitet. Wenn ein Hahn davonlief, wie es öfter vorkam, so wurde der Gegner als Sieger erklärt und der Ausreißer, wenn er auch nicht verwundet war, getödtet. Das Fest endete ziemlich ruhig, oft soll es aber mit Schlägerei oder gar mit Todtschlag verbunden sein. Abends nahmen wir bei den Dorfbewohnern anthropologische Messungen vor, während die Bergbewohner nicht dazu zu bewegen waren, solche über sich ergehen zu lassen, und unserer Arbeit mit großem Mißtrauen zusahen.

Am 2. Januar unternahmen wir mit einem der Brüder und einigen geworbenen Trägern, welche verschiedene Tauschartikel trugen, eine Exkursion nach dem an der Südküste von Flores gelegenen Dorfe Sekka. Anfangs ging die Reise über flaches Land, welches sich bei etwa drei englischen Meilen bis an die Berge ausdehnt. Das Gras

Digitized by Google

war hier so hoch, daß es uns, obwohl wir zu Pferde saßen, bis an den Kopf reichte. Die Eingeborenen nennen es Alang-Alang und benutzen es zum Decken ihrer Hütten. Später wurde das Land hügelig, und wir stießen zugleich auf einen kleinen Fluß, an dem der Weg bald rechts, bald links, bald mitten hindurch führte. Zu beiden Seiten erhoben sich 4000 bis 5000 Fuß hohe Berge, an deren Abhange Maisfelder und darauf befindliche Wachthäuschen zu sehen waren. Auf den Bäumen erblickten wir nur wenige Vögel — fast nur den weißbanbigen Kakadu und einige Tauben. Auf einem Maisfelde, an dem wir vorüber ritten, arbeiteten einige Weiber; als dieselben unserer ansichtig wurden, flohen sie aber mit lautem Geschrei ins Gebüsch. Neben dem Flusse lag ein schwarzer, länglicher Stein, an dessen Oberfläche Marken eingehauen waren, die den Tättowirungen des Körpers glichen. Der Stein wurde von den Eingeborenen als heilig betrachtet.

Wir verließen nun den Platz und stiegen den Berg hinan, und oben auf dem Hochplateau stießen wir auf das Dorf Koting. Sobald unsere Leute anlangten, wurden die Tauschartikel vor den staunenden Eingeborenen ausgebreitet, und wir versuchten etwas von ihren Schmuckſachen und Hausgeräthen zu erwerben. Als wir uns dann auch Eingang in die Häuser verschaffen wollten, weil wir hofften, Götzenbilder in ihnen zu entdecken, verſperrten uns aber die Männer den Eingang mit gezogenen Klewangs (Schwertern). Nur in ein Haus, das nicht so scharf bewacht wurde, gelang es uns, einzudringen, um es mit Muße im Innern zu besichtigen, während seine Bewohner davon liefen. Die Häuser sind hier ebenso wie an der Küste auf Pfählen erbaut — 1 bis $1^1/_2$ m über dem Boden — und theilweise mit einer Gallerie umgeben. Auf einer Holzleiter steigt man hinein, und in der Regel findet man es durch Gitterwerk und Matten in zwei bis vier Räume getheilt. Die erste Abtheilung dient bei schlechtem Wetter zum Aufenthalt der Männer, während die zwei mittelſten Abtheilungen als Schlafräume und die letzte als Küche benutzt werden. Der Herd besteht in letzterer aus vier zusammengenagelten Stücken Holz, zwiſchen denen Sand aufgeſchüttet iſt und je drei Steine den Untersatz für einen irdenen Kochtopf bilden. Weiter sahen wir in dem fraglichen Dorfe noch mehrere kleine Vorrathshäuser, welche auf 2 bis 3 m hohen Pfählen standen. Dicht unter dem Boden derſelben befand ſich auf jedem Pfahl eine große, runde Holzſcheibe, durch die das Aufklettern und Eindringen der Ratten und Mäuſe verhindert werden sollte. Zwiſchen den Häuſern waren auf drei verſchiedenen Stellen mit Steinhaufen umgebene Opferpfähle errichtet, an denen nautenlich viel geopfert werden ſoll, wenn Dürre im Lande droht. Ein flacher Stein diente dazu, das Opfer aufzunehmen. Auch einen Platz zeigte man uns, wo früher eine Art Tempel (ein Pomalo-Haus) geſtanden haben ſoll, es waren von demſelben aber nur noch die Hauptpfähle zu ſehen. Dieſelben ſind ungefähr 8 Fuß lang und $1^1/_2$ Fuß im Durchmeſſer, beſtehen aus Eiſenholz und ſtellen in hübſcher Schnitzarbeit Krokodile oder Eidechſen dar. Es befand ſich im Dorfe auch ein Rieſenbaum, an deſſen Wurzeln eine Opferſtätte errichtet war, die als ein beſonderes Heiligthum galt. Es gelang uns ſchließlich, hier einige Götzenbilder, Schmuckſachen und Hausgeräthe zu erwerben.

Der Bruder, welcher uns begleitet hatte, verließ uns hier, um einen Verſuch zur Bekehrung der Eingeborenen zu machen, während wir unſere Pferde wieder beſtiegen und unſere Reiſe gegen Süden weiter fortſetzten. Der Weg — wenn man ihn ſo nennen darf — ging beſtändig bergauf und bergab, und oft mußten wir unſere Pferde, um vorwärts zu kommen, am Zügel führen. Die kleinen Thiere gehen übrigens außerordentlich ſicher den Abgrund entlang. Bei einem Orte, auf den wir ſtießen, brachten und die Leute Ananas, die nahebei in großer Menge wuchſen.

Endlich hatten wir den höchſten Berg erklommen und ſahen nun die von ſtarkem Weſtwinde bewegte Timor-See vor uns. Die Küſte erreichten wir in der Nähe des Dorfes Bagſe, und von dort zogen wir am Strande nach Oſten weiter. Die Brandung ging hier ſo hoch, daß die Pferde davor ſcheuten. Abends langten wir im Dorfe Sikka an, und wir wurden dort von dem ſeit zwei Jahren daſelbſt ſtationirten katholiſchen Miſſionär Le-Coq aufs beſte empfangen. Der genannte Herr führte uns ſogleich zum Radja, welcher ein großes aus Bambus gebautes Haus beſaß; vor demſelben ſtand ein großer behauener Stein, der den Radja zum Beſteigen des Pferdes diente. Der letztere empfing uns ſehr freundlich und zeigte uns ohne weiteres alle ſeine Schätze, deren Hauptſtück ein aus reinem Golde gearbeiteter Helm bildete, der die Form der im 16. Jahrthundert in Europa verwendeten Helme hatte. Zu demſelben gehörte auch ein Halsring, deſſen Glieder aus Gold gefertigte Muſcheln darſtellte, und außerdem noch goldene Ketten und Haarnadeln. Der Helm nebſt dem Halsringe wird im Kriege getragen.

Wir erſuchten den Radja durch Herrn Le-Coq, ſein Volk zu beſtimmen, uns die von den Vätern geerbten Heiligthümer zuzuführen, es wurde uns jedoch geſagt, da ſie nun Chriſten ſeien, hätten ſie alle derartigen Dinge verbrannt. Wir kehrten darauf zu Herrn Le-Coq zurück und wurden von demſelben auf das beſte bewirthet.

Tags darauf ſtürmte und regnete es gewaltig, da der Weſt-Monſun ſchon einige Tage eingetreten war, die Eingeborenen belagerten aber das Haus, um einen Blick von den Reiſenden zu erhaſchen, die ihre Heiligthümer hatten kaufen wollen. Wir machten morgens mit Herrn Le-Coq eine Runde im Dorfe und ſahen dabei einen Sarg in Form eines Kanu, der auf ungefähr $1^1/_2$ m hohen Pfählen ſtand und mit einem Dache überdeckt und mit Brettern zugenagelt war. In demſelben befand ſich ein ſeit Jahren verſtorbener Radja. In einem Hauſe entdeckten wir einen anderen Sarg mit einem Verſtorbenen, der ebenfalls bereits zwei Jahre im Hauſe ſtand, weil die Verwandten nicht die nöthigen Mittel zuſammengebracht hatten, um die Leiche gebührend beizuſetzen. Es werden dabei nämlich große Feſte gefeiert, bei denen eine Menge Schweine, Hühner, Ziegen ꝛc. geſchlachtet und verſpeiſt werden.

Unter anderen ethnographiſchen Gegenſtänden erwarben wir hier mehrere Trinkbecher aus Kokosnußſchale, die der Krieger gebraucht, um das Blut der erlegten Feinde vermengt mit Palmwein zu trinken. Dabei wurde uns erzählt, daß früher den im Kampfe Gefallenen das Herz und die Augen ausgeſchnitten wurde, damit das erſtere gebraten und verzehrt werde, um dem Genießenden Muth einzuflößen, die letzteren aber auf einen Stab geſteckt, und den Verwandten zum Hohne ausgeſtellt werden. Nach dem Kriege ſtellte man die Köpfe an der Grenze des Dorfes auf, und auf einer Planke befeſtigte man kleine Holzbilder von dem Erſchlagenen. Auch Gegenſtände, welche die Zauberer oder Prieſter tragen, um den ihrigen zum Siege zu verhelfen, kauften wir. Nach verrichteter Sache begaben wir uns auf den Rückweg, wobei wir zwei Wildſchweine ſahen, auf welche wir leider nicht zum Schuſſe kommen konnten, und ſpät abends langten wir wieder in Maumerie an.

Am nächſten Tage machten wir auf elenden Pferden in Begleitung des Poſthalters einen Ausflug nach Gliddeng. Wir trafen dort den Radja Nie, einen halbnackten, ſchön gebauten Bergbewohner, und mit ihm ritten wir eine Stunde weiter hinauf ins Gebirge. Sein Dorf lag auf der Spitze eines Hügels und war rings von Palliſaden und Steinwällen umgeben, auf denen einige alte Kanonen ſtanden.

Digitized by Google

An seinem Hause angelangt, wurden wir wieder von allen Seiten angekauut und bewundert. Wir erhielten hier einige hübsche Federkopfschmucke, konnten aber keine Götzen finden, weshalb wir uns bald wieder auf den Heimweg machten.

Am 5. Januar, als wir gerade beim Einpacken der zuletzt erworbenen Gegenstände waren, ertönte plötzlich der Ruf, daß das Dampfschiff in Sicht sei, und in großer Eile wurden die Kisten geschlossen und die Briefe nach Europa beendet. Da gerade Ebbe und sehr seichtes Wasser war, blieb das Schiffsboot weit draußen liegen, und die schwerste unserer Kisten, welche von sechs Mann getragen werden mußte, fiel ins Wasser dadurch, daß einer von den Leuten, die sie trugen, strauchelte; natürlich wurde sie sofort wieder aufgefischt. Wir hätten nun gern Maumerie verlassen, aber da der Wind sehr ungünstig war, mußten wir noch einige Tage liegen bleiben. Am 9. Januar machten wir daher einen zweiten Ausflug zu Pferde nach dem Dorfe Kotting, um noch einmal zu versuchen, die schon erwähnten schön geschnitzten Hausspäße zu erwerben. Unsere lange Verhandlung mit den Dorfbewohnern führte aber leider zu keinem Ziele, da sich dieselben nicht von ihren Heiligthümern trennen wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Persien.

Von A. J. Ceyp.

I.

Der Name Persien, welchen die europäischen Geschichtsschreiber dem Lande geben, ist den Eingeborenen selbst ein vollständig unbekannter, sie nennen ihr Land vielmehr von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten Iran, das Land dieseits des Amu Darja, das lichte Land, im Gegensatze zu dem hohen Turan. Der Name „das lichte Land“ wird von der Provinz Pärsistän, jetzt Färsistän, abgeleitet, was ursprünglich „das Glänzende“ bedeuten soll. Persien, dessen Areal 1 648 195 qkm beträgt und daher das Deutsche Reich mit seinen 540 500 qkm um mehr als das dreifache übertrifft, liegt zwischen dem 25. und 40. Grade nördlicher Breite. Es ist daher erklärlich, daß die klimatischen Verhältnisse in dem Reiche sehr verschiedenartig sind. Die vielen mächtigen Gebirgszüge, welche das Land kreuzen, bringen diese Verschiedenartigkeit des Klimas nur noch mehr zur Geltung. Die Elburz-Kette, jedenfalls die mächtigste Gebirgskette im Lande, reiht sich im Westen an das armenisch-kaukasische Taurusgebirge an und zieht sich fort bis zur Ostgrenze des Reiches, fast immer den Nordrand des Reiches bildend. Bei den Reisen von Teheran bis zum Kaspischen Meere passirt man vier bis fünf Parallelketten dieses Gebirges, und in den Mittelgliedern desselben sieht man Spitzen von 12 000 und 14 000 Fuß Höhe, welche meist mit Schnee bedeckt sind. Auf der südlichen Abdachung gegen das persische Tafelland zu sind diese Gebirgsriesen durchaus kahl, auf der nördlichen Abdachung gegen das Kaspische Meer zu sind sie dagegen hoch hinauf mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt. Im Westen Persiens und gegen den Süden zu, die Grenze gegen die Türkei bildend, liegen die kurdischen Hochgebirge, und an diese schließen sich unterm 35. Breitengrade die Elwend-Gebirge an, welche das Land von Westen nach Osten durchziehen und ihre Aeste bis in die Salzwüste ausbreiten. Im Süden zieht sich endlich noch ein mächtiger Gebirgsstock längs des Persischen Golfes hin, und steigt man über riesige Steintercassen zum schmalen, sandigen Uferlande des Golfes hinab. Die Provinzen Gilän und Mäzanderän, welche zwischen dem Kaspischen Meere und der nördlichsten Kette des Elburz liegen, haben tropisches Klima und Tropenvegetation, geradeso wie die Provinz Arábistän und der schmale Landstrich am Golfe. In der Mitte des Reiches ist je nach der Nähe der Gebirge das Klima ein heißeres oder gemäßigteres und dem entsprechend die Flora und Fauna verschieden. Azerbaidshán mit Täbriz, die nordwestliche Provinz des Reiches, ist die gesündeste, die Hitze ist dort immer mäßig, der strenge, schneereiche, aber meist kurze Winter schafft dieser Provinz stets genug Wasser, und dieselbe ist daher die fruchtbarste und bevölkertste aller Provinzen. Daran reiht sich die Provinz Chamsáh mit ziemlichem Wasserreichthum und entsprechender Kultur. Ziemlich fruchtbar sind auch noch einige Landstriche in Kurdistán. Im ganzen übrigen Lande ist nur dort Kultur und Leben, wohin die von den Gebirgen herabströmenden Wasseradern reichen, welche bei der geringen Sorge, die für deren Fortleitung aufgewendet wird, sich meist nach kurzem Laufe in dem porösen Schotterboden verlaufen. Es versteht sich von selbst, daß das hydrographische System dem orographischen auf das engste angepaßt ist. Fast überall fließen die Ströme von Nordwesten nach Südosten, oder in entgegengesetzter Richtung, und nur die mächtigsten haben die Gebirgsmauern durchbrochen und eilen dem Meere zu, wie der Sefid Rúd im Norden, der Karún im Westen, der Mund im Süden. Die Feuchtigkeit der Schluchten einzelner Bergabhänge und die Wärme des Südens ersetzt den Pflanzen das, was ihnen allenfalls an nährenden Boden abgeht. Ueppige Schlinggewächse — Epheu, wilder Wein, Waldrebe (Clematis vitalba) u. a. — hängen vom Felsen herab, elegante Farnkräuter (Scolopendrion, Pteris aquilina etc.) klettern in den Ritzen empor, an den Vorsprüngen und an wenigen steilen Stellen sowie auch auf dem Felsenschutt wachsen im bunten Durcheinander Buchsbäume, Steckpalmen, Feigenbäume und Ulmen, durch Schlinggewächse zu effektvollen Gruppen verbunden. Je länger das Auge schaut, desto mehr Wunder findet es in der herrlichen Natur; nur ungern trennt es sich von solchem reizenden Flechtenen Erde.

Es legt ein hohes Zeugniß für die Vorzüglichkeit der persischen Pferde und Maulthiere ab, daß sie im Stande sind, die Gebirgspäße, die zu den schwierigsten der Welt gehören, und mit denen die Saumpfade der Alpen auch nicht entfernt verglichen werden können, ohne eine Verringerung ihrer sehr bedeutenden Lasten und ohne wesentliche Verkürzung der Tagereisen zu überschreiten. In den Fällen, wo die zu überschreitenden Pässe weniger schwierig sind, wie im Nordwesten, im Osten und im ganzen Inneren, sowie besonders zur Durchschreitung der Wüste werden Kameele und Dromedare beim Gütertransport benutzt. Die eigentliche Landrasse der Pferde, bekannt unter dem Namen Jábú, ist zwar klein, aber im hohen Grade ausdauernd, genügsam und von ungemein sicherem Tritte, selbst auf den schwierigsten Gebirgspfaden, so daß sie in all diesen Punkten dem Maulthiere sehr nahe kommt, welches sie

Digitized by Google

andererseits an Flüssigkeit übertrifft, während sie an Tragfähigkeit ihm mindestens gleichkommt. Dromedare verwendet man überhaupt nur im Süden, da dieselben die Kälte ungemein schwer ertragen. Die Aufzucht der jungen Kameele ist recht schwierig. Im Alter von drei Jahren trägt es Lasten von 160 Kilo, mit fünf Jahren fast das doppelte. Mit 15 Jahren ist es in seiner vollen Kraft, es wird aber selten 25 Jahre alt, wegen der großen Anstrengungen, denen man es unterwirft, ohne welche es 40 und selbst 45 Jahre erreichen könnte. Das Kameel macht mit seiner ganzen Belastung etwa 1,07 km in der Stunde; wenn man die Last aber erleichtert, kann es bis 5 km zurücklegen. Im Trabe legt es in der Stunde 10 km zurück. Nach jedem Marsche entlastet man die Kameele und läßt sie niedergehockt zwei Stunden ruhen, alsdann reicht man ihnen Futter; diese Vorsichtsmaßregeln sind beim Karawanenmarsch nothwendig. Eine Stunde vor der Beladung giebt man den Kameelen zu fressen, die übrigens auch während des Marsches weiden. Sie können zwei bis drei Tage ohne Wasser auskalten; im Sommer läßt man sie einmal in 24 Stunden trinken, im Herbste und im Winter einmal alle zwei oder drei Tage. Sie können bis zu drei Tagen ohne Nahrung bleiben; bei einer längeren Reise fallen sie unerklich ab. Das Kameel fürchtet die Feuchtigkeit sehr und entfernt sich auf das schleunigste von sumpfigen Stellen. Die Nomaden tödten die Kameele, die keine Lasten mehr tragen können und zerstückeln sie, um sich davon zu nähren; das Fleisch der jungen Kameele wird hoch geschätzt. Im Winter trinken die Nomaden selten Kameelsmilch, im Herbste ist dieselbe aber reichlich vorhanden; man kann bis zu 735 Liter im Jahre von jedem weiblichen Thiere melken. Im Juni schneidet man den Kameelen etwa 12 Pfd. Haare ab, die zur Herstellung von Kleidungsstücken und Zelten dienen. Ihre Haut findet ebenfalls Verwendung. In den Provinzen Khurásán und Azerbaidshán, sowie in Máshshád und Astarábád kostet ein Kameel 50 bis 100 Kerán. Die Länge der Märsche durch die Wüsten hängt von den Punkten ab, wo man Trinkwasser findet. Man bricht morgens sehr früh auf, um vor Anbruch der Nacht anzukommen, und um die Thiere noch etwas weiden zu lassen; wenn diese letzteren während der Nacht nicht genug gefressen haben, marschirt man morgens erst um 6 oder 7 Uhr ab. Um während der Nacht im Freien zu lagern, ist es nothwendig, trockene, freie Stellen in der Nähe von fließendem Wasser zu wählen und solche, wo noch kein Lager gestanden. Für jede einzelne Person ist eine Filzdecke (namád), von der Länge, daß sie auf dem Boden damit liegen kann, nöthig. Als Brennmaterial findet man häufig den Saxsaul und die Absinthwurzel. Der Schutz der Thiere ist Gegenstand besonderer Sorgfalt. Die geringste Nachlässigkeit würde den Räuberbanden gestatten, das Vieh zu rauben, und eine Kleinigkeit kann die Thiere erschrecken und sie in die Wüste zerstreuen. Die Asiaten gebrauchen alle möglichen Mittel und Listen, um sich der Thiere zu bemächtigen. Die zahlreichen und sehr guten Esel dienen hauptsächlich für leichtere Güter (z. B. Tabak) und den lokalen Verkehr. Aus alledem geht hervor, daß das persische Verkehrssystem — hauptsächlich infolge der eigenthümlichen geographischen Gestaltung und der politischen Verhältnisse — bis zum heutigen Tage ein sehr unentwickeltes war; aus diesem Grunde kann man auch keinen Schluß aus den jetzigen Export- und Importverhältnissen ziehen auf die wirkliche Produktions- und Konsumtionskraft des Landes.

Auf der großen Ebene, auf der Teheráin liegt, sind die klimatischen Verhältnisse nicht die schlimmsten; der Sommer ist zwar drückend heiß, aber weil die Luft rein und trocken ist, so erträgt man die Hitze viel leichter als in feuchten Tropengegenden. Während des Juni und Juli sind die Nächte so warm, daß fast gar keine Abkühlung erfolgt, Mitte August beginnen aber schon leichte Briesen, die nächtliche Erfrischung bringen. Im September fängt es an nachts merklich abzukühlen, und im Oktober friert man oft schon in den allzu luftig gebauten Sommerwohnungen der höher gelegenen Bergstationen. Die unerträglichsten Sommertage sind die wenigen, an denen der Himmel unklort ist und die Sonne nicht durchzudringen vermag. Von Ende Mai bis Oktober ist ein Regen eine ungewöhnliche Naturerscheinung. Gegen Ende Oktober kommt dagegen in den meisten Jahren eine kurze Regen- und Kothzeit, bei sehr milder Temperatur, dann aber folgt noch ein wunderbarer Spätherbst — jedenfalls die Perle unter den Jahreszeiten in diesem Breitengrade. Der Winter tritt spät ein, manchmal recht streng, und dauert selten länger als acht Wochen. Der Beginn des Frühjahres ist die Zeit der langen Regen und heftiger Stürme, dann folgt große Hitze mit starken Gewittern. Im ganzen könnte ich nicht sagen, daß der Frühling zu den lieblichsten Zeiten gehörte, abgesehen etwa davon, daß das rasche Wiedergrünen Herz und Auge erfreut. Im Hochsommer tritt plötzlich die große Hitze ein, und zwar in solchem Grade, daß wochenlang die tägliche Temperatur 40° bis 43° C. beträgt — mit der nicht sehr angenehmen Beilage von Millionen Moskitos und einer Unzahl von Skorpionen und Taranteln. Wie schon erwähnt, hatte ich fast jeden Winter wochenlang jeden Abend und Morgen beträchtliche Kälte — bis zu 16° C. Das Mauerwerk der Häuser ist dünn, Thüren und Fenster schließen schlecht, der Lehmboden der Zimmer ist durchkältet, und die Kamine sind danach, jeden vorn zu braten und hinten erfrieren zu lassen. Der Europäer kauft sich doch wenigstens Steinkohlen — von denen der Zentner beiläufig zwei bis drei Mark kostet —, der Eingeborene hat jedoch meist die Mittel zu solchem Luxus nicht, und er steckt daher tagelang unter einer Decke mit dem Mángál (Kohlenpfanne). Man sagt, das der schöne Himmel Irâns jeden, der ihn kennen lerne, immer wieder dorthin ziehe. Diesem Ausspruche kann ich nur bedingungsweise zustimmen, daß derselbe besser aufs Gemüth wirkt als die grauen Nebel Nord- und Mitteleuropas, will ich aber gern zugeben. Epidemien und Epizootien treten nicht selten auf, aber nur die in den elendesten Stadttheilen enge zusammen lebenden Eingeborenen werden von diesen Krankheiten ereilt. Die Trockenheit der Luft — namentlich im mittleren Persien — hat zweifellos mancherlei sanitäre Vortheile im Gefolge, so namentlich den Mangel an Wechsel-Fiebern. Zu den am häufigsten vorkommenden und schwersten Krankheiten Persiens, wie überhaupt der Tropen- und Subtropenländer, gehört die Dysenterie. Ein großer Uebelstand ist der Staub. Was die persischen Frauen anbelangt, so ist ihre ganze Existenz eine ungesunde, und daher ist das Ergebniß fast immer eine mehr oder weniger ausgeprägte Anämie. Chlorotische und nervöse Zufälle, Herzklopfen und Schwächegefühle bis zur Ohnmacht sind recht häufig. Dazu trägt außer der einseitigen Nahrung vorzugsweise auch die Absperrung und Vermummung der Frauen bei. Die dichte Gesichtsmaske aus weißem Baumwollstoffe hindert die Respiration, das kontinuirliche Hocken und Sitzen mit untergeschlagenen Beinen die Cirkulation. Wunderbar genug, daß dabei doch Frauen zu höherem Alter kommen. Das ist die hygienisch so bedeutsame Seite des Islam: daß er die Rasse verschlechtert, indem er die Mutter herunterdrückt. Die Polygamie und die Sklaverei, indem sie den Import fremder Frauen begünstigen, haben ein gewisses Gegengewicht gebildet, und noch jetzt sind beide Institutionen nicht überwunden, obgleich der Schah nur vier Frauen hat, und der Sklavenhandel nicht mehr öffentlich betrieben werden darf. Jene Europäer,

Digitized by Google

welche sich bei der Akklimatisirung oder bei Reisen in den Tropengegenden Fieber holen, bringen solches schwer wieder fort. In der gesammten Lebensweise muß man sich, wie überall im fremden Lande, auch in Persien den Herkömmlichkeiten fügen. Man schaue und frage daher, wie die anderen leben, die schon lange in einem solchen Lande weilen, und mache es ihnen nach, denn vom hartnäckigen Verfolgen mitgebrachter Gewohnheiten würde man nur Nachtheile haben; es ist dies gewiß die verallustigste Thörenschrift. Die Provinzen Gilân und Mâzanderân und einzelne Orte an der Küste des Persischen Golfes, wie Bändär Abbâs, soll jeder Europäer meiden oder rasch zu passiren trachten; dort leiden selbst die Eingeborenen an fortwährendem Fieber. Das Fieber vergiftet den Organismus in wenigen Tagen, und man sieht Individuen, welche, ohne die Zeit zu haben, abzumagern, ganz blutleer, schwankend und im höchsten Grade cachektisch sind. Diese Wahrnehmung mußte ich an mir selbst machen. Während meines dreijährigen Aufenthaltes in verschiedenen Gegenden des Landes war ich stets gesund, und nur eine drei Wochen währende Reise in den beiden bereits bezeichneten Provinzen brachte mich körperlich gänzlich herunter.

Gebotene und verbotene Speisen bestimmter Tage.

Von **Karl Haberland.**

(Fortsetzung.)

Ferner fordern einzelne Tage Backwerk von bestimmten Formen, welche vielfach mit Wahrscheinlichkeit als Nachklänge alter heidnischer Opfer aufgefaßt werden [1], wozu wir das Gegenbild in den antiken Opferkuchen in Thierform finden würden, welche als Ersatz des ursprünglicheren Thieropfers galten, und uns auch bei den Hindus entgegentreten, sowie in dem im alten Mexiko üblichen Verzehren von Menschenbildern aus Teig innerhalb der Familien, an gewissen Festen, welche im öffentlichen Kultus das wirkliche Menschenopfer forderten [2]. Die Beschlüsse des Konzils zu Leptina vom Jahre 743 erwähnen sogar der Götzenbilder aus Mehlteig bei Gelegenheit der abzustellenden abergläubischen Gebräuche [3], was uns den ferneren mexikanischen Kultbrauch, bei bestimmter Gelegenheit das Bild der Gottheit selbst zu verzehren, wahrsinn könnte, aber es empfiehlt sich, bei Deutung der sogenannten Gebildbrote wenigstens vorläufig so zurückhaltend als möglich zu verfahren, um nicht das mythische Gebiet mit dem der einfachen Spielform für die Kinderfreude, das einfache andeutende Symbol des betreffenden Fest- oder Heiligentages mit den Nachklängen unsers alten heidnischen Glaubens und Kultus zu verwechseln.

Gehen wir nun zunächst die Thierformen durch. Bei den Ehsten erscheint zu Weihnacht der sogenannte Weihnachtseber, ein Brötchen mit nach oben gebogenen Enden [4], zur selben Zeit in Jever und Ostfriesland ein Schwein von Semmelteig und Korinthen für die Kinder, wozu häufig ihnen noch ein kleiner Trog nebst Leiter sowie ein Messer zum Schlachten geschenkt wird [5]; auf dem schwäbischen Weihnachtskuchen prangen die Bildnisse von Eber und Bock — der altheidnischen Thiere des Thor und des Fro [6]. In Belgien bäckt man zu Ehren des heiligen Nicolaus die „Nicolaoskerkel [7]“, auch waren und scheinen stellenweise auch jetzt noch dort gleichfalls zu Weihnacht als Pathengeschenke Backwerke in Form eines Ebers gebräuchlich zu sein [8]. Die Pferdeform ist beliebt im Aargau für die Weihnachtslebkuchen [9], im Wendischen, südlich von Fürstenwalde, für die zu Neujahr gebackenen Kuchen [10], welche auch in Ostfriesland gern die Abbildung des Pferdes tragen [11]; das in Tirol zu Allerheiligen oder Ostern als Pathengeschenk verabreichte mürbe Weizenbrot meist ebenfalls häufig die Form des Pferdes auf [12] — in allen diesen Fällen ist aber das Pferd nicht das einzig dargestellte Thier, mancherlei andere Thiergestalten treten neben ihm noch auf. In Oberfranken sind Neujahr namentlich gebackene Hündchen für die Kinder beliebt, denen auch die übernatürliche Eigenschaft zugeschrieben wird, daß sie, ins Feuer geworfen, dieses löschen; man hebt zu diesem Zwecke das Jahr über davon auf [13]. Hirschform hat das Weihnachtsbrot in Steiermark [14], und auch Zürich kennt ein Festbrot in Gestalt von einem Hirschgeweih, welches sowohl „Hirzehörnli“ als auch „Perchisbrot“ genannt wird [15]; gleichfalls bringt in Niederbayern der heilige Niklas den Kindern mit Vorliebe einen Hirsch, aus mürbem Teiche gebacken [16]. Die bereits erwähnten Pathenbrote zu Allerheiligen oder Ostern haben in Tirol häufig die Form von Hirsch oder Hase [17], in Oberbayern von Hirsch oder Horn [18]; ein ferneres Hasengebäck erscheint im Fürstenthum Waldeck am Christ- und Neujahrstage [19], in Oberfranken zu Ostern als sogenannter „Osterhase“ [20]. In Ungarisch-Preßburg nennen die Deutschen jedes gute Brot, welches man Kindern anpreisen will, „Hasenbrot“ [21]; in der Provinz Sachsen nennt man so den Ueberrest der mitgenommenen Zehrung, welche der heimkehrende Vater seinen Kindern mitbringt [22]. Eine Bärenfigur wird im Aargauer- und Bernerlande auf die Weihnachtslebkuchen gepreßt [23]; ein „Affe“ oder „Hornaff“ genanntes Gebäck, welches bereits im vierzehnten Jahrhundert bei Hochzeiten

[1] Simrock 510, 550.
[2] Tylor, Anfänge der Kultur. Leipzig 1873, Bd. 2, S. 406/7.
[3] Jehr 74/5.
[4] Holtmayer, Oſiana. Dorpat 1872, S. 56.
[5] Strackerjan 2, 26.
[6] Thüringsfeld 1, 103.
[7] Wolf, Beiträge 1, 124.
[8] Liebrecht, Zur Volkskunde. Heilbronn 1879, S. 439.
[9] Rochholz, Aargau, Bd. 2, S. 25.
[10] Kuhn-Schwartz 406.
[11] Ebendaselbſt.
[12] Zingerle, Nr. 1476.
[13] Panzer 2, 527.
[14] Rochholz, Aargau. 1, 247 (nach Weinhold).
[15] Ebendaselbſt.
[16] Bavaria 1, 1002.
[17] Zingerle, Nr. 1476.
[18] Bavaria 1, 410.
[19] Curtze 4, 41/2.
[20] Bavaria 3, 341.
[21] Rochholz, Kinderlied 547 (nach Schröer).
[22] Mündliche Mittheilung.
[23] Rochholz, Kinderlied 118.

Digitized by Google

erwähnt wird, kommt in einzelnen Gegenden Oberbayerns, namentlich am linken Ufer des Inn, vor [1]; im Flecken Mellingen bei Weimar erscheinen sogar gebackene Maikäfer, welche auf dem Markte am Dienstag nach Cantate feilgehalten werden [2]. Das Klausenbrot, welches im oberen Allgäu die Pathen am Niklastage zu schenken pflegen, hat meist die Gestalt von Vögeln oder auch von Schnecken [3], das Tiroler Pathenbrot häufig die eines Hahnes, wenn es für einen Knaben, einer Henne, wenn es für ein Mädchen bestimmt ist [4]. In der Ukraine bäckt man zum 10. März, dem Tage der vierzig Märtyrer, kleine Lerchen aus Teig, um sie an diesem Tage in die Luft zu werfen und dadurch die Lerchen und mit ihnen den Frühling herbeizuziehen [5]. An der rauhen Ebrach in Mittelfranken verfertigt die Hausfrau zu Weihnachten allerlei Thierformen aus Teig, welche den Gesammtnamen „Hauswolf" führen und an die Hausgenossen vertheilt werden [6]; in Mecklenburg backen die Bäcker allgemein zu diesem Feste die sogenannten Kinjes- (Kind Jesus-) oder Has-Poppen, welche menschliche Figuren, Hirsche, Pferde und namentlich Schweine vorstellen und für die Darstellung der Hirten von Bethlehem und ihrer Heerde gehalten werden [7]. Im Kult der Isis und des Osiris waren Opferkuchen mit dem Bilde eines gebundenen Flußpferdes am Feste der Rückkehr der Isis aus Phönizien, mit dem eines gebundenen Esels an anderen Festen gebräuchlich [8]; beide Thiere galten den Aegyptern als Vertreter des bösen Prinzips. Die im Westfälischen in Elsloth form gebackenen Lebkuchen schreibt man dem Esel des heiligen Martin, welcher die angenehme Eigenschaft hat, daß sich sein Korb, sobald er fällt, in Lebkuchen verwandelt [9], die Figuren auf den Graubündtener Weihnachtszeiten dem des heiligen Niklaus zu, welcher sie mit dem Hufeisen hineingetreten hat [10].

Weniger häufig erscheint die menschliche Figur im Festgebäck, als dessen Form oder auch als Eindruck auf demselben auftretend. Die in die alte Götterwelt zurückreichende Gestalt der Frau Holle, mit Spinnrad oder Spinnrocken, trugen bis vor nicht langer Zeit in Eisenach die Pfefferscheiben zu Weihnachten aufgedruckt [11]; in Nottingham drucken in früherer Zeit die Bäcker auf die Kuchen, welche sie Weihnachten ihren Kunden verehrten, häufig die Form der Jungfrau Maria mit dem Kinde auf [12], in Belgien bäckt man am Niklastage für die Kinder die Figur des Heiligen selbst [13]. In Ulten (Tirol) formte man früher aus dem letzten zusammengescharrten Teig beim Backen eine unförmliche Gestalt, welche man „Gott" nannte [14]; in der Provinz Bourbonnais wird an die Spitze der Tanne, welche man im letzten Getreidesnder aufsteckt, ein Mann aus Brotteig gehängt, und dieser am Erntefchluß vom Maire zerstückt und unter die Gemeindeglieder zum Essen vertheilt [15] — hinsichtlich dieser beiden Bräuche mag auf den anderen „den Alten haben" oder ähnlich genannten Erntebrauch hingewiesen werden. Die am Nikolastage gebackenen Kuchen haben in einzelnen Theilen von Schwaben die Gestalt menschlicher Figuren und werden dann „Hanselmänner" genannt [1], auch das Aargauer Festbrot „Chrihdibenz" hat die Gestalt eines Mannes [2]; dem Patzenkinde schenkt man in Mittelfranken zu Neujahr, wenn es ein Bube ist, einen Reiter aus Marzipan, dem Mädchen aber eine steifkrockte Dame aus gleichem Stoffe [3]. An den Marienfesten wurden früher in der Nordhäuser Gegend die „Oelmünchen", in Oel gesottene Kuchen in Form eines Wickelkindes, feilgeboten [4]. Ueber Backwerke in phallischer Form, welche stellenweise noch jetzt in Frankreich gebräuchlich sein sollen, berichtet Liebrecht in seinem Aufsatze „Der aufgegessene Gott" [5]. Am Allerseelentage erscheinen in Oberdeutschland Gebäcke in Knochenform, nach den verschiedenen Gegenden „Todtenbeine, Dürrbeenerchen, Bubenschenkel" genannt [6]; auch in Waldeck ist eine bestimmte Art Gebäck als „Bubenschinken" bekannt [7]; in Italien erhalten die Kinder an diesem Tage sogar Schädel und Gerippe in Zucker oder Teig gebildet als Spielzeug [8]. Eine fernere beliebte Gebäckform für den gleichen Tag ist die des geflochtenen Zopfes, welche in Oberbayern, in der Oberpfalz und in Schwaben namentlich auch für die an diesem Tage üblichen Pathengeschenke bräuchlich ist; „Seelen" nennt man diese Gebäcke in Schwaben, „Seelenzöpfe" in der Oberpfalz [9]. Ueberhaupt wählt man in Oberbayern für das weibliche Patzchen gern den kunstvoll verschlungenen Zopf als Patzenbrot [10] und ganz ebenso ist es bei den Letten Gebrauch, bei der Taufe ein zopfartig geflochtenes Weißbrot — die sogenannten Kolatschen —, welches aber die Länge des Täuflings um das doppelte überragen muß, als Gabe zu bieten [11]; im Voigtlande bäckt man am Niklastage die „Nickelzöpfe" [12], „Donner und Blitz" nennt sich ein belgisches Gebäck, lange in Zickzack sich dehnende Stengel [13].

Der Wallache backt zum Georgstage Kuchen in Ringform und legt ihnen eine Beziehung auf das Gedeihen seiner Heerde bei [14]; eigene Ringkuchen, „Baugen" genannt, ein uraltes Gebäck mit uraltem Namen, sind auch im Oesterreichischen und in Niederbayern ein beliebtes Gebäck [15]; das Seelenbrot für die Armen am Armenseelentage wird in Tirol stellenweise in Kreisform gebacken [16]. Bei den Rumänen Siebenbürgens erscheint zum Weihnachtsfeste ein in Radform gebackener und auch rota (Rad) genannter Kuchen [17]; dem Parsen sind für das Todtenopfer unter anderen auch sonnen- und monshförmige Opferkuchen vorgeschrieben [18]. Im Alterthum legte man Kuchen in Hörnergestalt auf die Altäre des Apollo, der Artemis, der Hekate und der Luna

[1] Bavaria 1, 401.
[2] Mannhardt, Mythen 348.
[3] Bavaria 2, 831.
[4] Jingerle, Nr. 1476; Wolf-Mannhardt 1, 289.
[5] Türingsfeld, 1, 128.
[6] Bavaria 3, 971.
[7] Bartsch, Nr. 1178.
[8] Plutarch, Isis und Osiris, Kap. 50, S. 1158, 1131 der Uebersetzung.
[9] Montanus, die Vorzeit u. Eberfeld 1870/1, Bd. 2, S. 259.
[10] Bondun, Beiträge zur deutschen Mythologie. Chur 1862, S. 17.
[11] Wuttschel 2, 173.
[12] Liebrecht 439.
[13] Wolf, Beiträge 1, 124.
[14] Jingerle Nr. 283.
[15] Liebrecht 437.

[1] Meier 465.
[2] Rochholz, Kindertied 149.
[3] Bavaria 3, 954.
[4] Pröhle, Harzlogen. Leipzig 1854. Einleitung S. 35 (nach Förstemann).
[5] Liebrecht, a. a. O. S. 438.
[6] Rochholz, Glaube 1, 293; Bavaria 4, 275.
[7] Curtze 457.
[8] Tylor 2, 37.
[9] Bavaria 1, 410, 743; 2, 256; Meier 452; Schönwerth 1, 173, 284.
[10] Bavaria 1, 410.
[11] „Globus" 10, 192.
[12] Köhler 164.
[13] Wolf, Beiträge 1, 64.
[14] Schott, Walachische Märchen. Stuttgart 1845, S. 300.
[15] Bavaria 1, 995.
[16] Jingerle, Nr. 1782.
[17] Schmidt, Rumänien 3.
[18] Spiegel, Avesta-Uebersetzung. Leipzig 1852 ff., Bd. 2, Einleitung S. 40.

Digitized by Google

nieder [1]); Hornform trägt bei uns das in Norddeutschland, dann auch in Schlesien übliche Martinshorn am Feste dieses Heiligen [2]), ferner häufig das Pathenbrot für die Knaben in Oberbayern [3]), Weißbröte in Hufeisenform, sogenannte Pagellnitz, erscheinen im Drawäne, einer wendischen Exklave Lüneburgs [4]). Abbildungen verschiedener Ackergeräthe sind in einigen schwedischen Provinzen auf den Weihnachtskuchen angebracht; diese Kuchen, „Pflugkuchen“ genannt, werden aufgehoben und im Frühjahr von den Arbeitern auf dem Acker verzehrt [5]), ein Brauch, welcher sich ähnlich früher auch in Deutschland vorfand, wo die Reste der Weihnachtsbrezeln aufgehoben und kleingerieben mit dem Samen zur Saatzeit gemischt wurden, während die Pflügenden, sowohl Menschen als Vieh, vom Gebäck gegessen haben mußten [6]). Dem Apollo opferte man zu Patara in Lykien Kuchen in Gestalt von Leier, Bogen und Pfeilen [7]).

Bei den Bekennern der griechisch-katholischen Religion sind vielfach Kuchen in Kreuzform, namentlich auch als Gaben für die Geistlichkeit, üblich. Die Griechen auf Kephalonia backen an ihren Allerseelentagen Kuchen in Kleeblattform, auf dessen drei Theilen Kreuze sind, und schicken sie den Pfarrern zu Messen für die Verstorbenen; ein ähnlich geformter Kuchen mit vier rothen Ostereiern — eins in der Mitte und je eines auf jedem Blättchen — ist als Ostergeschenk zwischen Freunden und Bekannten bei ihnen üblich [8]). Die Russen theilen während der Messe an verschiedenen Festen geweihte, zu einem Kreuz gestaltete Brote unter die Gemeinde und [9]). Dreieckige Form zeigen die Fastnachtskuchen in Ilsenburg und anderwärts in Norddeutschland; man will sie auf die Gestalt von Donar's Bilshammer beziehen [1]).

Die Fastenzeit hat in Deutschland ihr volksthümliches Gebäck in den sogenannten Fastenbrezeln, welche die christliche Volksthumkeit im Beiglande auf die Fessel, womit Christus gebunden, deutet, während sie in den Pfannkuchen den Schwanum, womit man ihn tränkte, erblickt [2]), und deren Genuß von mancherlei Folgen dem Volksglauben nach begleitet ist. Wer Charfreitag oder am grünen Donnerstage, an welchem Tage sie zum letzten Male gebacken werden, diese Brezeln ißt, bleibt nach Thüringer Glauben das Jahr über vom Fieber frei [3]), in Schwaben bewirken die am Charfreitag üblichen salzigen Brezeln dasselbe, wenn man sie nüchtern ißt [4]). Wer die Fastnachtsbrezel verachtet, erhält Eselsohren, sagt man in der Aischersleberer Gegend [5]), in Hessen, daß, wer Fastnacht keine Kreppel backt, das ganze Jahr nicht froh sein könnte [6]). Neben den Fastenbrezeln ist in vielen Gegenden von Nord- und Mitteldeutschland, auch in Schlesien, zu Fastnacht der Genuß von Pfannkuchen beliebt [7]), welches volksthümliche Gebäck sich auch in England, wo der Fastendienstag danach seinen Namen „Pancake Tuesday“ führt, für diese Zeit findet [8]). In der Bretagne wird sofort nach der Geburt eines Kindes nur aus dem Gelben einer ungeraden Zahl Eier — eine gerade Zahl würde dem Kinde Kummer und Noth im Leben verursachen — ein großer Eierkuchen gebacken und jedem Besucher ein Stück davon angeboten. Dieser Kuchen bedingt das Wohlergehen des Kindes, und darf ein solcher nur bei einer Geburt oder bei einer Rückkehr von langer Seereise gebacken werden; bei anderer Gelegenheit gebacken bringt er Unglück ins Haus [9]). (Schluß folgt.)

[1]) Kreuzer 2, 539.
[2]) Wolf, Beiträge. 1, 45; Kuhn-Schwartz 401; Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich. Wien 1859, S. 62.
[3]) Bavaria 1, 410.
[4]) „Globus“. 7, 213.
[5]) „Globus“. 3, 374.
[6]) Köhler 171.
[7]) Bénard, a. a. O., 623; Kreuzer 2, 538.
[8]) Thüringsth 1, 116.
[9]) Erman, Reise um die Erde. Berlin 1833, Bd. 1, S. 401.

[1]) Kuhn-Schwartz 370. Wolf-Mannhardt 2, 298. Wuttke, §. 27.
[2]) Köhler 367.
[3]) Wäschel 2, 195.
[4]) Meier 387/8.
[5]) Mannhardt, Mythen 412.
[6]) Wolf, Nr. 326.
[7]) Wuttke §. 27.
[8]) Brand 1, 37.
[9]) Rußland 1859, 29.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Dr. Merz hat in den Monaten November und Dezember 1886 zusammen mit Dr. de Groot eine Reise durch die chinesischen Provinzen Fo-kien und Kiang-si unternommen, über die er in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“ (Bd. 23, S. 401 ff.) ausführlich Bericht erstattet. Den Strömen Chin-lung-chiang, Min und Shang-jao folgend, und die Kette des Ma-shan-ling (nordwestlich von Ning-pang) in 1290 m, sowie auch das Grenzgebirge zwischen Fo-kien und Kiang-si überschreitend, gelangten die Reisenden zum Po-yang-See, und von da zu Schiff zurück nach ihrem Ausgangspunkte Amoy. Sie hatten bei ihrer Tour namentlich die Wirthschafts- und Kulturverhältnisse der durchreisten Provinzen im Auge und statteten unter anderem auch der Residenz des taoistischen Papstes — der Stadt Lung-hu-schan — einen Besuch ab.

— Ueber die tibetanische Expedition — die von dem Obersten Mich. Pjewzoff übernommene Hinterlassenschaft des unvergeßlichen Prshewalski — werden neuerdings in der russischen Presse folgende eingehendere Angaben gemacht. Den Bestand derselben werden 20 Mann bilden, darunter 12 Mann zur Bedeckung, 2 Dolmetscher und 2 Präparatoren. Als wissenschaftliche Hilfsarbeiter stehen dem Führer zur Seite die Herren Roborowski und Koslow, die alten getreuen und auch diesmal wieder herufenen Mitarbeiter des Verstorbenen, endlich der von der Geographischen Gesellschaft Rußlands beigegebene Geologe K. Bogdanowitsch. Unter den untergeordneten Theilnehmern der Unternehmung sind die meisten gleichfalls Leute, deren Brauchbarkeit sich auf früheren Reisen bewährt hat. Zweck des Unternehmens ist, einen sehr beträchtlichen Theil des nordwestlichen Tibet — von den Randgebirgen im Norden bis zum 33. Parallel im Süden und von dem Pangong See im Westen bis zu den Quellen des Jangtsekiang im Osten — der Wissenschaft zu erschließen. Dafür ist ein Zeitraum von zwei Jahren in Aussicht genommen. Der Winter soll in den bewohnteren Gegenden

Digitized by Google

Tibets zugebracht, und in der übrigen Zeit zweimal eine größere Exkursion innerhalb des eben bezeichneten Raumes ausgeführt werden. Den Lieblingstraum Prshewalski's — den Besuch von Lhassa, des „heiligsten unter den heiligen Orten" Tibets — hofft die Expedition nicht mit ihrem ganzen Bestande, sondern nur in der Person eines oder zweier ihrer Theilnehmer dadurch verwirklichen zu können, daß sie mit den Heiligen irgend eines der Klöster im nordwestlichen Landstrich Freundschaft schließt und deren Fürsprache erwirbt. Wahrscheinlich — so dürfen wir wohl unsererseits hinzufügen — rechnet man auch, wie Grombtschewski bei seinem Zuge nach Kaschgar, auf die Gegnerschaft Rußlands gegen England als auf einen Umstand, der den Russen bei dem augenblicklichen Konflikt Tibets mit England zur Empfehlung dienen wird.

— Als Hauptaufgaben der Expedition sind vorgesehen: Sammlung von kartographischem Material, astronomische Ortsbestimmungen, Terrainaufnahmen, Einziehung von Nachrichten allerlei Art, physikalische Beobachtungen. Während der Geologe auf seinem Spezialgebiet thätig sein wird, werden Pjerzoff, Roborowski, Koslow zoologische, botanische und andere Sammlungen anlegen, der erstere persönlich ethnographisches Material zu gewinnen suchen; selbst Ausgrabungen an einem durch sein Alterthum interessirenden Punkte vorzunehmen, wird beabsichtigt. Wahrscheinlich werden die genannten Herren um die Zeit des 20. März nach St. Petersburg verlassen, über den Kaukasus gehen, von Baku über das Kaspische Meer nach Ujun-Ada fahren, sodann mit der Eisenbahn nach Samarkand sich begeben, von hier an den Fluß Kul und über den Bedel-Paß an den Jarkand-Darja, an diesem aufwärts bis Jarkand, sodann nach Khotan, weiter nach Kiria und Nija und endlich nach Südost in das Hochgebirge und zum Hochplateau hinauf; der Rückweg soll weiter östlich auf anderer Route genommen werden. Bei dieser Gelegenheit mag bemerkt werden, daß als Hauptursache des Todes von Prshewalski sich Vertretung des Herzens herausgestellt hat, welche bei einem auf der Jagd gebolten, starken Erkältungsfieber dem robusten Manne verderblich werden mußte.

— Vor der Londoner Asiatischen Gesellschaft hielt Professor De Lacouperie vor kurzem einen Vortrag über das alte Volk der Diurtschen, das während des Mittelalters eine bedeutende Rolle in der Geschichte Central- und Ostasiens gespielt hat, und dem besonders die sogenannte Goldene Dynastie (die Kin-Dynastie) angehörte, welche seiner Zeit das gesammte Nordchina beherrschte. Ethnologisch gehörte das Volk demselben Stamme an wie die Mantschu, ohne aber deren direkte Vorfahren zu bilden. Heute ist die Diurtschen-Sprache vollkommen ausgestorben, und nur ein einziges Vocabularium, das sich im Besitze des Chinaforschers Dr. Hirt befindet, ist davon übrig geblieben. In Peking wurde sie aber noch im Jahre 1658 gelehrt. Nach Dr. Lacouperie dürfte der Zopf, der seit 1627 zur chinesischen Nationaltracht gehört, auf die Diurtschen zurückzuführen sein.

— Nachrichten aus China zufolge ist es im Januar des laufenden Jahres den Anstrengungen der aufgebotenen zahlreichen Arbeiter gelungen, den 1887 entstandenen Damm-Bruch der Hoangho zu verstopfen, und den Strom in sein früheres Bett zurückzulenken. Sachverständige Europäer, die den aufgeführten neuen Ufersdam besichtigten, hegen zu seiner Haltbarkeit freilich nicht sehr viel Vertrauen.

Afrika.

— In dem „Compte rendu" der Pariser Geogr. Gesellschaft (1888, p. 536 ff.) ist ein ausführlicherer Bericht über die Ergebnisse der Reise enthalten, welche M. Foa in den Monaten Mai bis Juli 1888 von Porto-Novo aus den Wheme- (oder Dagbo-) Fluß hinauf unternommen hat. Dieser Fluß bildet die Grenze zwischen dem Königreichen Porto Novo und Dahomey, und es handelte sich bei der Reise vor allem Dingen um die Unterstellung der Uferanwohner unter das französische Protektorat, was Fuhauwärts bis Affame (8° 9' n. Br.) gelang. Die Schiffahrt auf dem Wheme ist nur zur Zeit der starken Hochwasser (im September und Oktober) stromauf unmöglich.

— Auch der französische Hauptmann Binger hat seine Reise im Westsudan mit gutem Erfolge weiter fortgesetzt und ist von Kong aus glücklich in das Mossi- (Maischi-) Land gelangt, von wo er sich dann nach Salaga gewandt hat. Aus letzterer Stadt hat er im November v. J. nach Groß-Popo die Nachricht gesandt, daß es seine Absicht sei, nunmehr zurück nach Kong und dann über Buntuku nach Assinie (an der Elfenbeinküste) zu gehen. — Herrn Treich-Laplène ist dagegen sein Plan, von Assinie nach Kong vorzudringen und mit Hauptmann Binger zusammen zu operiren, nicht geglückt, sondern es ist ihm in Buntuku von Seiten der Eingeborenen die Weiterreise unmöglich gemacht worden. (Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 320.)

— Von Jules Borelli ist in Paris ein Brief aus Aden eingetroffen, nach welchem der Reisende seine Forschungen in den Ländern südlich von Abessynien abgebrochen hat. Entlang dem Gobschob-Flusse drang er aber bis zum Omo und in das Land Kullo vor, und ebenso durchstreifte er von Dschimma aus das kleine Königreich Jingero, allenthalben, wo er konnte, Höhenaufnahmen machend. Dem Bor-Gudda-Gebirge, in dessen Gegend noch Menschenopfer dargebracht werden sollen, kam er sehr nahe. Die Fährlichkeiten, welche der Reisende zu bestehen hatte, waren große; in Jingero sah er sich in einen erbitterten und grausam geführten Krieg der Eingeborenen verwickelt, und endlich litt er auch länger als zwei Monate schwer am Fieber. (Vergl. „Compte rendu" der Pariser Geogr. Gesellschaft, 1888, 510 f.)

Nordamerika.

— Die Herren Ogilvie und Mc Conner, von der kanadischen Landesuntersuchung, sind nach glücklicher Ueberwinterung am mittleren Pukon im Juli vorigen Jahres am Mackenzie angelangt, um von dort ihre Expedition nach der Küste des Nördlichen Eismeeres weiter fortzusetzen (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 48).

— Die Indianer Kanada's. Der General-Inspektor für Indianer-Angelegenheiten in Kanada, Dewdney, hat kürzlich seinen das Jahr 1888 umfassenden Bericht eingereicht. Er befürwortet in demselben die Weiterverfolgung einer Politik, die darauf hinausgeht, die Indianer allmählich mit der übrigen Bevölkerung zu verschmelzen, und zwar hauptsächlich dadurch, daß man sie in möglichst weitem Umfange im Ackerbau und in Handwerken unterweist, und den Sinn für seßhaftes Leben und Häuslichkeit in ihnen zu wecken sucht. Am günstigsten lauten die Berichte über die Indianer in Ontario, welche die besten Fortschritte machen und auch fast in allen Stämmen eine Vermehrung der Kopfzahl aufweisen. Ruhestörungen ernster Art kamen im Berichtsjahre nicht vor; nur einmal herrschte Aufregung unter den Indianern am oberen Skeena in Britisch-Columbia, weil einer von ihnen, der des Mordes beschuldigt war und verhaftet werden sollte, von dem damit beauftragten Beamten tödlich verwundet wurde. Die Gesammtzahl der Indianer war 124 589, und sie vertheilten sich in folgender Weise: Britisch-Columbia zählte 37 944, Manitoba und die nordwestlichen Territorien 26 368, Ontario 17 700, Quebec 12 465, der Athabaska-Bezirk 8000, der Mackenzie-Bezirk 7000, Ost-Rupertsland 4016, die arktische Küste 4000, Neufchntland 2145,

Digitized by Google

der Peace River Bezirk 2038, Neubraunschweig 1594, Labrador (Inneres) 1000, Prinz Edwards Insel 319. Die Indianerschulen besuchten insgesammt 6127 Indianer, nämlich in Manitoba und den nordwestlichen Territorien 2941, in Ontario 1974, in Britisch-Columbia 512, in Quebec 455, in Neuschottland 151, in Neubraunschweig 91, auf der Prinz Edwards-Insel 23. Auf Grund von Parlamentsbeschlüssen wurden 956 116,42 Dollars für die Indianer verausgabt, davon 876 384,65 Dollars in Manitoba und den nordwestlichen Territorien; ferner 284 206,92 Dollars aus den zum besten der Indianer verwalteten Fonds. Im Laufe des Jahres wurden 21 344 Acres von den zum besten der Indianer zu verkaufenden Ländereien veräußert, und noch 458 283 Acres solcher Ländereien sind vorhanden.

Südamerika.

— Der englische Kapitän J. Page gedenkt mit dem Naturforscher Graham Kerr eine Reise nach Argentinien zu unternehmen, um den Lauf und das Gebiet des Pilcomayo genauer zu erforschen. Ueber eine früher in das Gran Chaco unternommene Reise hat Herr Page kürzlich vor der Londoner Geogr. Gesellschaft berichtet.

— Nach einer Mittheilung des „Journal de Comercio“ in Rio de Janeiro wird in Brasilien der Plan einer großen interoceanischen Transversalbahn erwogen, welche vom Atlantischen Ocean quer durch Südamerika zum Stillen Ocean laufen und nicht nur die Staaten Brasilien, Paraguay, Uruguay und Chile auf dem Landwege verbinden, sondern auch einen Theil der brasilianischen Binnenprovinzen erschließen soll. Von der Stadt Recife de Pernambuco soll das riesige Unternehmen, für dessen vorbereitende Terrainstudien bereits die behördliche Genehmigung ertheilt ist, zunächst dem großen Thale des Rio S. Franzisko bis zur Barre des Flusses Abaeté folgen, indem es über Matto Grande, Porto Velho, Belem, Cabrobó und Boa Vista, in die Provinz Bahia eintreten, wo die Städte Casa Nova, Remanso, Pilão Arcado, Porto Allegre, Barra, Boa Vista, Espirito Santo und Carinhanha berührt werden würden. Weiterhin soll die Inlandsbahn in der Provinz Minas Geraes die Städte Januaria, S. Romao und Guacuhy anlaufen und über die Hochebene von Patrocinio nach Araxca und Uberaba führen. Nach Ueberwindung der Sierra von Matto da Corda erreicht sie das Thal des Paraná und, dem Laufe dieses Flusses ungefähr folgend, durchläuft sie die Provinzen S. Paulo und Paraná, um später den Uruguay überschreitend, die Orte S. Borja, Uruguyana und La Paz zu berühren. An dem letztgenannten Punkte ist eine Spaltung der Linie ins Auge gefaßt. Der eine Zweig soll nämlich nach Buenos Ayres gehen, der andere aber über Mendoza und Santa Rosa seinem Endziel am Stillen Ocean, Valparaiso zustreben. Dieses gewaltige Project, das vor allem die ungeheuren Urwälder Brasiliens erschließen würde, umfaßt eine Strecke von 6800 km, wovon 4400 km auf Brasilien, 2400 km aber auf Argentinien und Chile entfallen, während die Bausumme auf 700 Mill. Mark veranschlagt sind. Die Bahn würde zugleich die Veranlassung zur Anknüpfung bereits bestehender Linien geben. So konvergiren nach ihr die Paulo-Alfonsobahn in der Provinz Atagoas, ferner die Linie von Bahia nach Joazeiro, die Dom Pedro II Bahn, welche den Rio de las Velhas, einen Zufluß des Rio S. Franzisko erreicht, die Mogyanabahn, welche fast sämmtliche Linien der Provinz S. Paulo unter sich verbindend, auf Uberaba zuläuft, die Bahn von Paranagua nach Curytiba und endlich die Linie von Rio Grande nach Bagé und Uruguayana. An die Herstellung der Transversalbahn Pernambuco-Valparaiso werden in den betheiligten Kreisen große Hoffnungen geknüpft, über deren Verwirklichung die Zukunft die Entscheidung zu bringen hat. Daß es aber zur Besiedelung und Ausbeute der gewaltigen Binnenflächen Brasiliens derartiger Verkehrsanlagen bedarf, wird man nicht in Zweifel ziehen können. Am ehesten wird es wohl dahin kommen, daß man, unter Festhaltung des Hauptplanes, erst einzelne Abtheilungen baut, die dazwischen liegenden Strecken aber allmählich nach Bedürfniß und nach dem Vorhandensein der nöthigen Geldmittel ergänzt. A. O.

Bücherschau.

— A. v. Schweiger-Lerchenfeld, Das Mittelmeer. (Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde). Freiburg 1888. Herder'sche Verlagshandlung. — Mit seiner bekannten Federgewandtheit entwirft der Verfasser eine populäre Charakteristik des Mittelmeeres und seiner Küstenländer sowohl vom physikalisch-geographischen als auch vom kulturhistorischen und ästhetischen Standpunkte aus. Da der Stoff ein außerordentlich anziehender ist, so wird das Buch schwerlich verfehlen, sich in den Kreisen, für die es berechnet ist, zahlreiche Freunde zu erwerben. Die und da trägt es uns allerdings einen zu flüchtigen und zu rein komplatorischen Charakter, und unbeschadet der angestrebten Popularität könnte es wohl etwas mehr in die Tiefe gehen.

— Aegypten, Palästina und Syrien. Zweite Auflage. (Meyer's Reisebücher.) Leipzig 1889. Bibliographisches Institut. — Wenn wir bei Meyer's Reisebüchern schon ganz im allgemeinen gewöhnt sind, daß sie neben allerlei nothwendigen praktischen Fingerzeigen für den Touristen, auch eine große Fülle werthvoller wissenschaftlicher Notizen enthalten, so ist dies in einem erhöhten Maße bei dem vorliegenden Bande der Fall. Zählen doch zu den Bearbeitern desselben keine Geringeren als Professor H. Brugsch Pascha, Professor M. Hartmann, Baurath Schick ꝛc. Die Ausstattung des Buches mit Karten und Plänen ist eine vorzügliche, und auch derjenige, welcher trotz der benennen modernen Verkehrsmittel eine Fahrt ins Pharaonenland nach Palästina nicht ermöglichen kann, vermag sich auf diese Weise daraus über manche topographische Frage, die sich an diese Länder knüpft, mit hinreichender Gründlichkeit zu belehren.

— J. Wenger, Unglücks-Chronik. Bern. R. Jenni. — Eine Zusammenstellung der denkwürdigsten Verheerungen durch Erdbeben, Vulkanausbrüche, Ueberschwemmungen, Orkane, Bergstürze, Lawinen, Thurzeiten, Seuchen, Kriege, Verfolgungen ꝛc. von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, die der Natur der Sache nach lebhaftes Interesse erwecken muß. Wie weit die darin enthaltenen statistischen Zahlen — besonders für die älteren Zeiten — Glauben verdienen, muß freilich im einzelnen erwogen werden.

Inhalt: Dr. Emil Deckert: Die hauptsächlichsten Küstenplätze des Galla- und Somali-Landes. (Mit sechs Abbildungen.) — Adrian Jacobsen: A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien. (Fortsetzung.) — A. J. Ceyp: Aus Persien. I. — Karl Haberland: Gebotene und verbotene Speisen bestimmter Tage. (Fortsetzung.) — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 9. März 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Die hauptsächlichsten Küstenplätze des Galla- und Somali-Landes.

Von Dr. Emil Deckert.

(Mit acht Abbildungen.)

Tula, Ungumi, Kiama und Kismayu sind die letzten Hauptplätze der Inselkette, welche der ostafrikanischen Küste zwischen der Tana- und der Dschuba-Mündung vorgelagert sind. Auf allen vier Inseln, namentlich aber auf den drei letztgenannten, finden sich wieder die Ueberreste einer alten Kultur, die darauf hindeuten, daß die Araber in der Glanzzeit des Islam auf ihnen Kolonien gegründet haben, die sich einer hohen Prosperität erfreuten. Altsuahelische Porzellanscherben, auf die man inmitten der Ruinen größerer Ortschaften oder in der Nähe alter Grabmäler (siarahs, s. Abbildung 1) stößt, verrathen zugleich auch die ausgedehnten Handelsbeziehungen, welche die Araber in jener Zeit unterhielten. Heute nähren sich die wenigen Bewohner der Inseln nothdürftig von Kaurimuscheln-Fischerei, sowie stellenweise daneben von Hühner- und Ziegenzucht, oder von Durrah-, Tabak- und Kokospalmen-Kultur. Auf Tula ist ein schwacher zansibarischer Militärposten stationirt, der die harmlose Fischerbevölkerung der Bayuns, die die Inseln bewohnt, gegen die beständig drohenden Ueberfälle der Kallallah-Somalis schützen soll[1]).

Wo die Kette der Dreiinhundert Inseln und das durch sie vom Ozeane getrennte seichte „Khor“ ihr nördliches Ende erreichen — nur wenige Grademinuten südlich vom Aequator — da mündet der Dschuba oder Dscheb, der bedeutendste Strom des Galla-Landes, der seine rothgelben Wassermassen zum Theil aus den Gebirgen von Kaffa und Süd-Abessynien herbeiführt, und der bis gegen Berbera hin eine brauchbare Wasserstraße abgiebt[1]). Die Einfahrt in diesen Strom ist freilich größeren Fahrzeugen vollkommen unmöglich, da eine Sandbarre seine Mündung sperrt, und dieselben haben daher unter dem Schutze der Insel Kismayu in der sogenannten Kismayu-Bucht (oder Refuge-Bay) zu ankern. Die Fahrzeuge der Eingeborenen — Dhaus und Tepes — gelangen aber in der Zeit der Monsun-Wechsel (März bis Mai sowie September und Oktober) ziemlich bequem hinein, und flachgehenden Dampfbooten von geeigneter Konstruktion würde dies vielleicht selbst zur Zeit der voll herrschenden Monsune aus Südwest und Nordost, die beide eine starke Brandung auf der Barre erzeugen, gelingen[2]). Obwar unter Schwierigkeiten, so ließe sich der Punkt also doch wohl mit Aussicht auf Erfolg als ein Ausgangspunkt von Handelsbeziehungen in das Innere benutzen. Die verfallenen Banten des alten Kismayu, das auf der Höhe des Kap Bissel stand, weisen nach George Révoil auf das 13. Jahr-

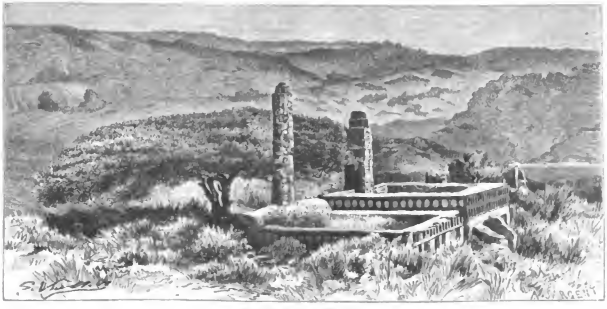
[1]) George Révoil beschreibt die Bayuns als kühne Seeleute, die gastfrei und freundlich gegen Fremde sind, die aber zu Lande keine große Tapferkeit an den Tag legen und daher den Somalis aus eigener Kraft keinen nennenswerthen Widerstand leisten. Ethnologisch dürften sie der Völkerfamilie der Gallas zuzurechnen sein.

[1]) Cf. v. d. Decken besuhr ihn bis zu diesem Orte mit seinem Dampfer „Welf“, der hier durch Auffahren auf einen Felsen scheiterte.

[2]) Die Barre wurde sowohl von den Booten der „Möwe“ (im April 1887) als auch von denjenigen der „Sophie“ im August 1888) überschritten, und zwar im letzteren Falle ohne irgend welche besonderen Schwierigkeiten. Die Wassertiefe darauf wurde dabei je nach dem Gezeitenstande auf 1 bis 4 m gelothet.

Digitized by Google

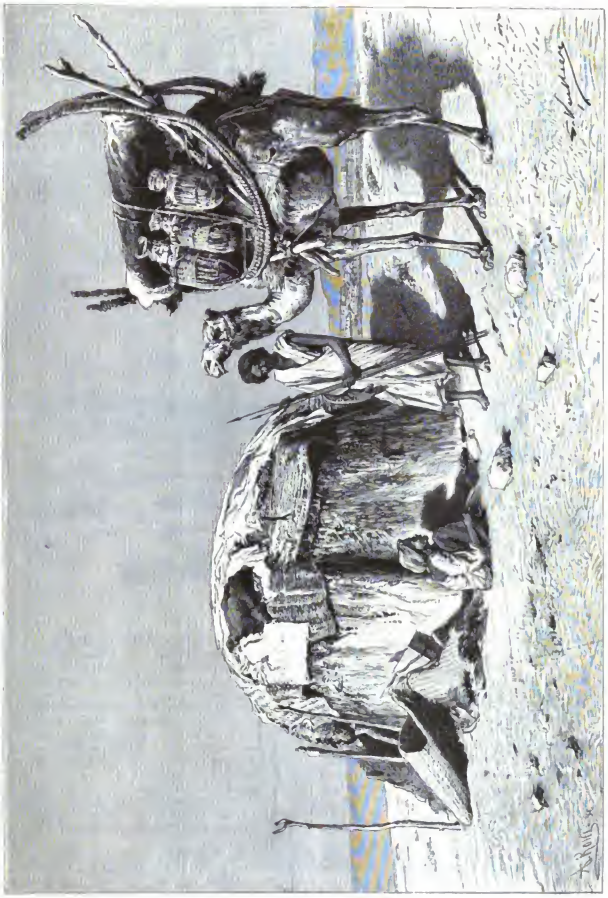
hundert als auf ihre Ursprungszeit hin. Das heutige Kismayu (S. Abbildung 4) hat eine Mischbevölkerung von Somalis, Arabern, Indern ꝛc. und außer einem beträchtlichen Karawanenverkehre nach den Küstenplätzen im Süden



Alte Gräber bei Kiama.

Kiama.

und Norden sowie den Tschuba hinauf, unterhält es in den geeigneten Jahreszeiten namentlich einen regen Schiffahrtsverkehr mit Zanzibar. Eine Kolonie von Medschurtinen-Somalis hauſt nahe bei Kismayu in denselben aus Matten und Häuten zusammengefügten „Gurgis“ wie in der Gegend des Kap Guardafui, durch ihre Existenz an diesem Orte zugleich



Ein Mohammedaner Gurgi bei Kismayu.

Digitized by Google

das beständige starke Hin- und Herfluthen der Somali-Bevölkerung illustrirend (S. Abbildung 4). Eine kurze Strecke stromaufwärts liegt die unbedeutende Stadt Dschuba, die von den Somalis auch Bumbo oder Dschumbo genannt wird. In beiden Orten finden sich zansibarische Forts mit verhältnißmäßig starker Besatzung, und man kann daraus schließen, daß man die Dschuba-Mündung in Zansibar für einen besonders wichtigen Küstenpunkt hält. Die Uferlandschaft des Stromes scheint fruchtbar und gut bevölkert zu sein, und die Bodenkultur sowie die Rinderzucht scheinen am Dschuba in ziemlicher Blüthe zu stehen. Entlang dem Strome sind zahlreiche Schambas (Pflanzungen) zu erblicken. Da die Somalis des Dschuba-Gebietes aber seit lange von fanatischen mohammedanischen Sekten und Orden beeinflußt werden, so verhalten sie sich im Gegensatze zu den Küstenbewohnern dem Vordringen der Europäer gegenüber sehr feindlich. Bei Berdera — der Hauptstadt des Gebietes — fand ja bekanntlich auch die Ermordung Claus von der Decken's statt.

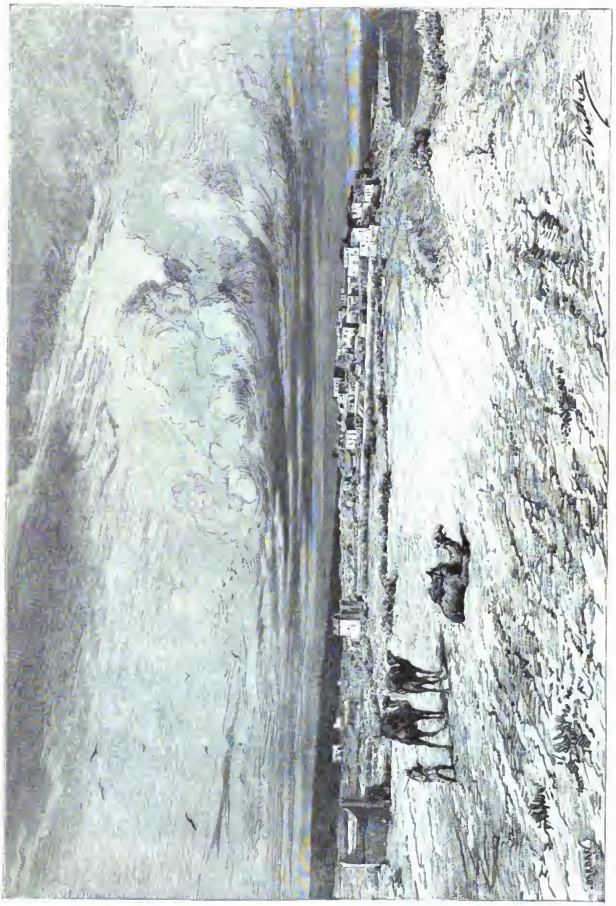
Nördlich von der Dschuba-Mündung ist die Küste von Inseln und Klippen frei, die von den Monsunen gepeitschte Brandung läßt es aber auch hier europäischen Fahrzeugen im allgemeinen wenig gerathen erscheinen, eine Landung zu versuchen. Die Ortschaften, welche auf dieser Strecke liegen — Lanschani, Igulu, Vogiri, Dschua, Cascara, Abdalla, Owe, Ailaligah und Ailaschir — sind auch alle unbedeutend, und haben wohl niemals eine größere Rolle gespielt. In der Nähe von Brawa (S. Abbildung 5) findet sich wieder eine kleine Inselgruppe, die zusammen mit den davon auslaufenden Riffen und Klippen den Seegang abhält, und die es der menschlichen Kunst leicht machen würden, einen guten Hafen hierselbst zu schaffen. Auf der Insel Barette steht auch ein alter Leuchtthurm, der von

Kismayu.

irgend einem früheren Herrscher, welcher den Handel und die Schiffahrt des Ortes zu fördern wünschte, errichtet worden sein muß. Brawa soll ja eine der ältesten und blühendsten der Kolonien gewesen sein, die die Araber an der Ostküste Afrikas begründeten. Heute liegt es in einer trostlosen Oede ohne Grün, mit einer aus Somalis, Suahelis und Arabern gemischten Bevölkerung von etwa 5000 Köpfen, von seiner alten Gewebsindustrie, durch die es einst berühmt war, ist keine Spur übrig geblieben, und auch sein Seehandel ist wenig belangreich. Indeß besuchen es in der Zeit der Monsunwechsel regelmäßig einige europäische Kauffahrteischiffe, und ein Hamburger Handelshaus hat daselbst sogar seinen ständigen — arabischen — Vertreter, der nächst dem Vali des Sultans von Zansibar, der angesehendste Mann im Orte ist. Die zansibarische Besatzung von Brawa ist 150 bis 200 Mann stark, die Macht des Sultans reicht aber nicht über die Stadtmauern hinaus. Das Hinterland von Brawa ist durch den Webbi-Strom ein relativ gutes, und außerdem ist auch die Karawanenstraße von hier nach Berdera und Ganane — den beiden Hauptplätzen am Dschuba — eine kürzere als von Kismayu aus. Die Somalis des Binnenlandes haben sich aber auch hier wiederholt als arge Räuber bewiesen, was insbesondere auch G. Révoil bei seinem Besuche desselben erfahren hat.

Bei Merka oder Marka ist es um die Landung und den Schutz für die größeren Schiffe viel schlechter bestellt als bei Brawa, und nur die Fahrzeuge der Eingeborenen können in die durch das Küstenriff abgeschlossene Bucht — dem durch die Bezeichnung Bender Merka (Merka-Hafen) eigentlich eine zu hohe Ehre angethan wird — gelangen. Auch Merka hat aber vergleichsweise kurze Karawanenstraßen nach Berdera und Ganane, und seine Beziehungen zu diesen Orten sind deshalb ziemlich intime, wie denn auch Merka ähnlich wie Berdera ein Haupthort des fanatischsten Mohammedanismus ist.

Die Stadt Gonderschech, weiter nordostwärts, scheint einst bedeutend gewesen zu sein, sie besitzt aber keine brauchbare Landungsstelle, und das letztere gilt auch von dem



Brawa.

Digitized by Google

Somalidorfe Tschilip (S. Abbildung 7), das nahe dabei liegt. Die Felseninsel, welche sich bei Gonderschech aus den wild brandenden Fluthen erhebt, trägt wieder alte Bauten-Ueberreste und steht bei den Eingeborenen als Sitz böser „djinni“ (Geister) in üblem Rufe. Möglich, daß die Konfiguration der Küste an diesem Punkte durch den Seeverkehr ungünstige Beränderungen erlitten hat. Die nächste Umgebung von Gonderschech macht durch ihr üppiges Grün einen viel reicheren Eindruck, als diejenige der vorher erwähnten Orte.

Makdischu (Mogdischu, Magadoxo) besitzt eine ziemlich gute, geräumige Rhede, und Brandungsboote können im Schutze eines an der Küste vorgelagerten Riffes die Landung fast zu jeder Zeit bewerkstelligen. Gegründet im Jahre 296 nach der Hedschra (im Jahre 908 der christlichen Zeitrechnung), bildete diese Stadt während des ganzen Mittelalters den Hauptmittelpunkt der arabischen Kolonialmacht an der ostafrikanischen Küste, und der arabische Geograph Ibn Batuta, der sie im Jahre 1337 besuchte, sah sie in hohem Glanze. Sie soll seiner Zeit nicht weniger als 101 Moscheen besessen und einen Flächenraum von 6 qkm eingenommen haben. Mit dem Dahinwellen der arabischen Handelsblüthe fiel sie aber sozusagen in zwei kleine Städte — Schingani und Hamarwein — aus einander, zwischen denen sich heute ein zansibarisches Fort erhebt, das sie beherrscht. Halb im Sande begrabene Thurmreste, Grabmäler und altes Gemäuer, das der jetzigen Bevölkerung zum Aufbau ihrer armseligen Hütten das Material liefern muß, erzählen von der alten Glanzzeit. Die beiden getrennten Stadttheile, die die Makdischu heute bilden, dürften zusammen kaum mehr als 4000 Bewohner zählen. Während der Monsun am heftigsten weht, werden die Dhaus und Boote zu ihrer Sicherung ans Land gezogen, und bei dieser Gelegenheit feiert die Stadt ein großes Volksfest (das sogenannte Lab-Fest, s. Abbildung 8).

Eine Medschurtinen-Frau.

Die Küstenstrecke zwischen Makdischu und Kap Guardafui bildet weitaus den unwirthsamsten Theil der Strecke, die wir hier im Auge haben, und auch selbst die Dhaus finden hier nur wenige Ankerplätze, was um so bedauerlicher ist, als die Viehzucht auf dem angrenzenden Plateau eine reiche Hilfsquelle zu bilden scheint, und als das Land daneben auch noch andere Produkte, wie Gummi, Straußenfedern, Elfenbein ꝛc. auf den Weltmarkt zu liefern vermag. Für den europäischen Ver-

Tschilip.

Digitized by Google

Makdischu beim Lab-Feste.

Digitized by Google

kehr kann hier eigentlich nur die Bucht von Ras al Khyle in Betracht kommen, die namentlich in ihrer Nordwestecke einen sicheren Ankerplatz gewährt, und in die zugleich auch der wasserreiche Nogal-Fluß mündet. Die Bewohner des Dorfes, das an der Bucht liegt, sind Somalis von dem Stamme der Medschurtinen, deren Frauen bezeichnenderweise unverschleiert gehen, obwohl sie sich zum Islam bekennen, und die in der Zeit der Monsunwechsel durch ihre Dhaus sowohl mit Zanzibar, als auch mit Aden, Maskat und Bombay verkehren [1]). In beschränktestem Umfange gilt dies auch von dem Dorfe Ras Hafun, am Fuße des nach ihm benannten, halbinselartig in die See hinausspringenden Vorgebirges [1]).

Die Nordküste der Somali-Halbinsel, die zusammen mit ihrem arabischen Gegengestade den Golf von Aden umschließt, ist viel besser mit Hafenbuchten ausgestattet als die Ostküste. Da sich die Engländer hier festgesetzt haben, so kommt dieselbe aber für deutsche kolonialpolitische Bestrebungen nicht mehr in Betracht, und wir unterlassen es daher an dieser Stelle, sie im einzelnen zu charakterisiren.

[1]) Den deutschen Seeleuten gegenüber, welche die Bucht sowie die in dieselbe mündenden Flüsse besuchten, bewiesen sich die Einwohner entgegenkommend und freundlich, ihnen auf alle ihre Fragen die Auskunft gebend, welche sie zu geben wußten. Woher der Nogalfluß käme, konnte niemand sagen, woraus man schließen darf, daß seine Lauflänge eine sehr beträchtliche, und die innere Zerspaltenheit der Somali-Bevölkerung eine sehr vollkommene sein muß.

[1]) Vergl. hierzu: „Annalen der Hydrographie" rc. 1885, S. 381 ff.; 1886, S. 279 f. und 391 ff.; 1887, S. 134 ff., 226 ff., 427 ff. und 482 f.; M. G. Révoil, „Voyage chez les Benadirs, les Comalis et les Bayouns" („Tour du Monde", 1888, Nr. 1459 und 1460 und „Globus", Bd. 47, Nr. 19 ff.); desselben Verfassers „Voyage aux pays des Medjourtines" („Bulletin de la société de Géographie de Paris", Mars 1890, p. 254 ff.

A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien.

Von **Adrian Jacobsen.**

(Fortsetzung.)

Nachdem alle unsere Effekten an Bord gebracht waren und wir von unseren liebenswürdigen Wirthen Abschied genommen hatten, ging unsere Reise nach Larantuka, an der Ostküste von Flores, weiter. Starke Windstöße von den Bergen herab brachten dabei unsere Frau wiederholt in ernste Gefahr, und es gelang uns nur unter großen Anstrengungen und unter großem Zeitverlust, unser Ziel am 11. Januar zu erreichen.

Im Hafen angelangt, waren wir nicht wenig erstaunt, darin ein Schiff vorzufinden, das einem Chinesen gehörte und von Singapore kam, um nach Timor (Koepang) weiter zu segeln. Wieder suchten wir zuerst den Posthalter, Herrn Worms, auf, bei dem gerade der Posthalter von Solor, Herr Nordhorn, zu Besuch war, und die Einladung des Herrn Worms, in seinem Hause Wohnung zu nehmen, nahmen wir natürlich gern an.

In Larantuka ließ sich im 17. Jahrhundert der oben erwähnte Radja von Goa nieder, und dadurch kam Flores unter die Oberherrschaft der Portugiesen, die es erst später an die Holländer abtraten. Es befindet sich daselbst die Hauptstation der katholischen Missionäre auf der Insel, in der fünf Priester und drei dienende Brüder leben. Auch ein Nonnenkloster ist in dem Orte vorhanden, in welchem eingeborene Mädchen erzogen werden.

Nachdem wir den Radja durch einen Boten hatten auffordern lassen, uns zu besuchen, erschien derselbe abends mit einigen anderen angesehenen Männern, und er versprach uns, Leute nach den nächsten Dörfern zu senden, um unsere Wünsche dort kund zu geben und für uns zu sammeln. Unter den Gegenständen, die wir am nächsten Tage im Dorfe selbst erwarben, waren besonders einige hübsch gewebte Frauen-Sarongs (Frauenröcke) bemerkenswerth. Das Garn dazu wird aus einheimischer Baumwolle mit der Handspindel gesponnen und mit aus einheimischen Pflanzen und Hölzern hergestellten Farben gefärbt. Das Web-Instrument ist ein sehr einfaches und fast auf allen Inseln gleich. Die Frauen, die die Stoffe weben, sitzen dabei meist zwischen den Pfählen unter ihrem Hause.

Am 14. Januar begaben wir uns mit dem Posthalter nach dem auf der Insel Adonare gelegenem Dorfe Wori, wo gerade von den Bergbewohnern ein Markt abgehalten wurde. Da die Strömung, welche hier sehr stark ist, uns entgegen kam, waren die meisten Besucher desselben aber schon nach ihren Bergen zurückgekehrt, als wir daselbst anlangten, und wir konnten deshalb keinerlei Erwerbungen machen. Herr Worms hatte aber einige Dynamitpatronen bei sich, und mit diesen gingen wir auf den Fischfang. In diesem Fahrwasser kommt nämlich eine Fischart vor, welche viel Aehnlichkeit mit unserer Makrelle hat, und welche in Schaaren am Ufer entlang schwimmt. Wir zündeten eine Patrone an, warfen sie ins Wasser, und in demselben Augenblicke war daselbe mit toten Fischen völlig bedeckt. Die Eingeborenen, welche vom Lande aus unser Treiben beobachteten und die Wirkung des Dynamits bereits kannten, stürzten sich darauf unter großem Lärm ins Wasser, und jeder Taucher kam bald mit einem Fische in jeder Hand wieder zum Vorschein. Nachdem wir gegen 200 Stück erlangt und die Taucher belohnt hatten, kehrten wir dann nach Larantuka zurück.

Am 15. Januar machten wir einen Besuch bei den Priestern, die uns sehr freundlich empfingen und uns ihre große Kirche zeigten — deren Wände und Dach aus Eisenblech bestanden — sowie auch ihre Schuljugend vor uns exerciren ließen. Letztere trug rothe Jacken nebst einer Mütze mit hohem Federschmuck und machte ihre Sache recht gut. Tags darauf besuchten wir ebenso auch die Nonnen und von diesen wurden wir mit vorzüglicher Milch von Kühen, die aus Australien stammten, bewirthet. Es waren im ganzen neun Schwestern, unter denen sich auch eine Deutsche, namens Cäcilie, befand. Dieselbe freute sich sehr, wieder einmal deutsch sprechen zu können, da sie ihre Muttersprache seit 16 Jahren nicht gehört hatte. Sie lebte ungefähr 27 Jahre in Indien und befand sich ganz wohl — sie gab den Mädchen, welche hier erzogen wurden, vielleicht 160 an Zahl, Musikunterricht — und erfreute

Digitized by Google

uns durch den Vortrag einiger von ihr aus dem Deutschen ins Malayische übersetzten dreistimmigen Lieder (Das deutsche Vaterhaus ꝛc.). Es war interessant zu sehen, was die Kinder, deren Väter vor einigen Jahrzehnten noch Menschenblut tranken, für Fortschritte in der Kultur gemacht hatten!

Am Nachmittag des 17. Januar miethete wir von einem Chinesen ein Boot und begaben uns nach der Larantuka gegenüber liegenden Insel Adonare, wo von den Bergbewohnern ein Markt abgehalten wurde. Wir fanden dieselben zu Hunderten versammelt, und einen jeden mit Lanze, Schild, Pfeil und Bogen bewaffnet. Von Gestalt waren die Leute kürzer aber kräftiger gebaut, als die Bergbewohner von Flores, ihr Kopfhaar war glätter und das Auge weniger geschlitzt, als das ihrer Nachbarn, was namentlich bei den Weibern auffiel. Unter den Männern sahen wir viele mit ziemlich starkem Backenbart. Die Hautfarbe der Frauen war gelblicher als die der Männer. Die Brust trugen erstere entblößt, während sie den äußeren Rand der Ohrmuschel, sowie auch den Ohrlappen voll von Ringen hatten. Bei unserer Rückkehr nach Larantuka trafen wir den Residenten aus Timor-Kopang, welcher mit einem Kreuzer gekommen war, um die Wahl des neuen Radja von Larantuka zu bestätigen. Uns empfing er ziemlich kühl, sowie er auch sehr ungnädig darüber war, daß unser Freund Worms gerade zum Begräbnisse des plötzlich verstorbenen Herrn Rothhorn nach Solor gereist war. Wenn auch ganz Solor stürbe, so müsse er anwesend sein, sobald er käme, äußerte er.

Am 18. Januar früh wurde der Radja Don Lorenzo (Christ, und von den Missionären erzogen) seitens der Regierung anerkannt und der Abhängigkeits-Vertrag unterschrieben und beschworen. Die Schulkinder waren dabei alle als Soldaten gekleidet und meistens mit Percussionsgewehren versehen. Die Musik, die von dem Bruder Zimmermann geleitet wurde, bestand ebenfalls aus Kindern. Verschiedene Unterhäuptlinge waren mit ihrer bewaffneten Macht erschienen, um dem Könige zu huldigen. Nachdem der Vertrag verlesen und unterzeichnet und der Schwur abgenommen, wurden von den Knaben zwei Salven abgegeben, vom Boote wurden sieben Kanonenschüsse gelöst, und auch von den Soldaten der verschiedenen Radjas, die ihre Gewehre dabei nach allen Himmelsrichtungen hielten, wurde eifrig gefeuert.

Dann sangen die Knaben mit Instrumentalbegleitung nach der Melodie: „Gott erhalte Franz den Kaiser", ein auf Don Lorenzo und Larantuka bezügliches malayisches Lied, dem die niederländische Nationalhymne folgte. Dem neuen Radja wurde hierauf als Zeichen seiner Würde ein Stab mit goldenem Knopf und dem holländischen Wappen übergeben, welcher schon seinen Vorgängern gehört hatte, aber bei deren Tode von dem Posthalter aufbewahrt worden war. Zum Schlusse der Feier brachte der Radja dem Residenten das übliche Gesichenk, bestehend in Schweinen, Hühnern und Kokosnüssen, dar.

Nachmittags reiste der Resident mit Herrn Worms zurück nach Timor-Kopang, was wir sehr bedauerten, da uns letzterer in jeder Weise behülflich gewesen war. Er hinterließ uns Empfehlungsbriefe an seinen Schwager, der Posthalter in Alor war.

Am 19. und 20. Januar konnten wir nichts unternehmen, da ich heftiges Fieber befam. Als aber am 23. Januar noch keine Aussicht auf Besserung war, begab sich Herr Kühn nach der Insel Solor, die so gut wie unabhängig von Larantuka ist. Die einzelnen Häuser des daselbst gelegenen Dorfes Trong lagen terrassenförmig übereinander. Der Radja, der in einem der Häuser wohnte, befand sich eben beim Arackrinken und zeigte sich sehr erstaunt über den fremden Besuch. Als er erfuhr, daß derselbe gekommen sei, Waffen, Geräthe ꝛc. im Dorfe zu kaufen, versprach er seine Hilfe, zugleich begann er aber auch um Gewehr, Pulver u. s. w. zu betteln. Da das Haus, vor allem aber die Gesellschaft des Radja meinem Reisegefährten nicht behagte, so bat er ihn um kein Nachtquartier, sondern zog es vor im Ruderboote zu schlafen, um so mehr, als er seine Tauschartikel dort sicherer erachtete vor den zu fürchtenden Langfingern. Zurückgekehrt auf sein Boot, fand er einige Leute beim Kriechen, während die anderen ein Zelt über dem Boote errichteten, um das Lager vor dem herausziehenden Regen zu schützen. Trotzdem war die Nachtruhe eine herzlich schlechte. Da der strömende Regen am nächsten Tage andauerte, so kamen auch keine Eingeborene zu dem Markte, der stattfinden sollte, und in die Häuser wurde man nicht gelassen. Zwei Schilde und zwei Regenröcke waren auf diese Weise die ganze Ausbeute; letztere bestehen aus Bindladen und daran gefnüpftem Baste, und werden um den Sarong geschlagen, damit er im Regen oder nassem Grase nicht feucht wird. Auf dem nahen Lombtem, wohin Herr Kühn sich von Solor begab, konnte er die Panzer von Büffelfell, die er hauptsächlich suchte, ebenfalls nicht erlangen, weil der dortige Unterhäuptling — der sogenannte „Kapitän", ein alter Mann mit weißem, struppigen Schnurrbart, der ein großes Ansehen bei den Eingeborenen genoß, den Leuten verboten hatte, solche zu verkaufen. Dagegen erwarb er fünf schöne Kriegskopfschmucke und eine Lanze mit kreuzförmiger Spitze, sowie eine Sirischachtel mit geheimen Fächern. Schließlich gelang es ihm, vom Kapitän auch noch einen eben erst geschnittenen, aber doch deutlich die charakteristische Form zeigenden Lederpanzer, zu bekommen.

Als Herr Kühn am 24. Januar wieder nach Larantuka zurückkam, war ich glücklicherweise wieder so ziemlich genesen, und wir konnten daran gehen, die neuerworbenen Sachen auszupacken, zu beschreiben und zu nummerieren. Wir erwarben auch dazu in Larantuka noch mehrere sehr schöne Holzschilder, die mit Menschenhaaren und geschlifftenen Muscheln verziert waren, sowie verschiedene Körbe aus Palmenblättern und Haus-, Jagd- und Fischereigeräthe. An religiösen Gegenständen erhielten wir von der sich in der Erde befindenden siebenköpfigen Schlange (bezw. dem Drachen) Ular-Naga sieben Schirme, welche zum Schutze ihrer Köpfe geopfert worden waren. Der Ular-Naga soll nach dem Glauben der Eingebornen die Seelen der Menschen fressen. Stirbt jemand unerwartet, so ist immer der Drache daran schuld, und sofort wird auf dem Steine, der seine Höhle bedeckt, ein Opfer dargebracht. Ferner gelang es uns, auch ein Pomali, das dem Nitu geweiht ist, zu erhalten. Nitu ist ein böser Geist, welcher Schlangen- und Menschengestalt annehmen kann, und welcher als Mensch den ihm Begegnenden Speise und Trank anbietet, woran dieselben erkranken und sterben. Ist jemand krank, so legt man ein Stück Bambus ins Feuer, wenn dasselbe darin kracht, so ist Nitu an der Krankheit schuld, und sogleich wird ihm geopfert. Da Nitu nicht bloß böse, sondern auch zugleich einfältig ist, wird er aber auch oft betrogen. So sieht er z. B. das Bild eines Menschen für den Menschen selbst an, und ebenso eine Hühnerleber für ein Huhn, ein krummgebogenes Holz für einen Elephantenzahn ꝛc. Endlich erhielten wir noch einige Kriegs-Pomali, die um den Leib gebunden werden und vor Verwundungen schützen sollen. Es sind Bänder, in die Rinden- und Holzstückchen eingenäht sind.

Da es alltäglich sehr regnete und starke Weststürme wehten, so verzögerte sich die Abreise von Larantuka und wir hatten reichlich Muße, uns neue Segel für unsere Praus nähen zu lassen.

Digitized by Google

Am 29. Januar begaben wir uns mit einem von den Priestern nach dem auf der Nordseite von Abonare gelegenen Dorfe. In der Meerenge, die Flores von Abonare scheidet, begegneten wir dem Dampfer „Landsberger", der nach Larantuka ging. Wir hielten uns deshalb nicht lange im Dorfe auf und kehrten, um unsere erworbenen Gegenstände mitsenden zu können, bald zurück. An Bord der „Landsberger" befand sich der für die Timor'sche Residentschaft neu ernannte Resident de Villeneuve nebst Frau und Kindern, und ebenso der deutsche Kapitän Langen, der seit vielen Jahren Plantagen sowie auch eine Holzschneidemühle auf den Kei-Inseln besitzt. Beim Landen des Residenten marschirten die Knaben auf, präsentirten das Gewehr, und die Musik begann zu spielen. Wir aber schlossen unsere drei Kisten, beendeten unsere Briefe und brachten alles an Bord, worauf das Schiff mit den genannten Herren nach Timor-Dilly weiter dampfte.

Wir selbst nahmen am 30. Januar, als schönes Wetter geworden war, von dem gastfreien Larantuka Abschied, um unserem nächsten Reiseziele Alor zuzusegeln. Getrieben von einem schönen Westwinde passirten wir die Insel Abonare und Lombien, und während der darauf folgenden Nacht hielten wir uns weit vom Lande abseits, um nicht vom Strome in die so gefürchtete Straße von Manrissa hineingetrieben zu werden. In allen diesen Meerengen herrscht nämlich eine gewaltige Strömung, so daß sogar große Dampfschiffe davon ergriffen werden, um in dem Strudel unterzugehen.

Am 31. Januar nachmittags hatten wir eine kleine steil aus dem Wasser ragende Insel, die zwischen Pantar und Alor liegt, erreicht. Tafelspitz überrauschte uns plötzlich eine Windstille, und der Strom drohte uns infolgedessen wieder zur See zu treiben. Am Ufer befanden sich viele Eingeborene, welche uns auf Malayisch zuriefen, daß wir Anker werfen sollten, und die uns sodann mit zwei Booten ans Ufer bugsirten. Für diesen Dienst verlangten sie Arac, den wir leider auch spendeten. Kaum hatten sie denselben nämlich getrunken, so wurden sie dreist und verlangten mehr, und nur halb mit Gewalt konnten wir sie wieder los werden. Wir warfen ihnen noch eine Flasche Arac ins Meer, worauf sie alle Jagd machten. Da wir den Wunsch ausgesprochen hatten, Fische fangen zu wollen, so tauchten zahlreiche Eingeborene drei bis fünf Faden auf den Meeresboden hinab, wo sich ihre mit Steinen beschwerten Fischnetzen befanden und vermittelst eines Taues zogen sie sie dann in das Boot. Wir nahmen einige Fische, und den Rest zerhackten die Leute, um sie roh selbst zu essen. Die Bewohner der fraglichen Insel hatten ein sehr wildes Aussehen, krauses Haar und dunkle Hautfarbe.

Als die Strömung schwächer geworden war, wollten wir unsern Anker aufziehen, dabei bemerkten wir aber zu unserem Schrecken, daß er unter ein Korallenriff gerathen war. An ein Untertauchen war bei der großen Wassertiefe — 14 Faden — nicht zu denken, wir wendeten also große Gewalt an, und dabei riß die Kette, und wir verloren unseren größten und besten Anker. Da es noch immer ganz windstill war, versuchten wir nun nach dem nur drei englische Meilen gegenüber liegenden Hafen zu rudern, wir wurden aber von der mit großer Gewalt nach Südwest laufenden Strömung erfaßt, und obschon kaum einen Pistolenschuß vom Lande entfernt, konnten wir dasselbe doch nicht erreichen. Unsere Praw legte sich bald rechts, bald links auf die Seite, vom Strome in einem wahren Hexentanze gedreht. Ueber die Steine und Korallenriffe ging es rasend hinweg, aber da hohes Wasser war, ohne Unfall. Am Ufer bemerkten wir viele Leute mit Lichtern, welche uns zuriefen, sich jedoch nicht hinauswagten. Endlich spät abends wurden wir in eine Bucht getrieben, wo wir unsere letzten zwei Anker auswarfen. Um Mitternacht, als die Strömung sich abermals gedreht hatte, gab der eine aber nach, das Tau des zweiten zerriß, und so trieben wir in der Finsterniß wieder in schneller Fahrt gegen die Insel und die Riffe. Gleichzeitig erhob sich ein starker Wind, mit dem wir gegen den Strom zu fahren versuchten, um in die Bucht hinein zu kommen. Der Strom packte uns aber immer wieder und wirbelte uns trotz Segel und Wind hin und her, so daß wir wieder fürchteten, entweder auf ein Riff zu gerathen, oder umzuschlagen. Von Gewalt über die Praw war nicht mehr die Rede. Bei einer dieser rasend schnellen Drehungen konnte unser kleines Boot, das hinten an der Praw hing, nicht schnell genug folgen und schlug um, so daß wir es schon verloren gaben und das Thau kappen wollten, damit es uns nicht etwa das Steuer, gegen welches es fortwährend antrieb, zerschlug, es gelang uns aber von Bord aus, es wieder aufzurichten und auf die Praw hinaufzuziehen, und nur unsere Ruder, die in dem Boote gelegen hatten, waren verloren. Damit war es noch nicht genug des nächtlichen Ungemachs. Mit Hilfe eines Windes, der sich erhob, gelang es uns, aus dem Strom und den Wirbeln herauszukommen und das Ufer zu erreichen, wo wir unseren letzten Anker auswarfen und uns noch obendrein mit einem starken Tau fest machten. Nicht lange hatten wir aber so still gelegen, da brach ein Sturm aus Süden los, unsere Praw schlug mehrere male auf die Felsen auf, und mit äußerster Anstrengung mußten wir uns durch Anstemmen langer Bambusstäbe vom Ufer abhalten. Auch der Strom ging jetzt wieder stark am Ufer entlang. Unter hartem Kampfe gegen Wind und Strömung brachten wir unser Fahrzeug endlich in eine kleine Bucht, wo wir ruhig liegen, trockene Kleider anlegen, und an etwas Ruhe denken konnten.

Am Morgen kam dann ein Boot mit Eingeborenen an unsere Praw heran, von denen wir hörten, daß der Posthalter der Insel nur eine halbe Stunde von dem Orte entfernt wohne; zu ihm beschlossen wir zu gehen, um ihn um Hilfe für unsere Praw und uns selbst zu bitten. Wir wurden von dem Herrn, namens Mijeroe, freundlich empfangen, und unsere Praw wurde in den Hafen und unsere Güter ans Land gebracht. Ebenso erhielten wir auch zwei Anker von ihm geliehen, die wir später tauften.

Am 2. Februar begaben wir uns dann in das Dorf, wo wir fast vor jedem Hause eine Opferstätte sahen — bald in der Form eines Kanus, welches auf einem Pfahle stand, bald in Form von Krokodilen oder Eidechsen. Leider waren die Dinge nicht verkäuflich, und eine Frau, welche hörte, was wir suchten, brachte ihre Heiligthümer eiligst ins Haus, da sie fürchtete, sterben zu müssen, wenn sie dieselben weggäbe. Nach Hause zurückgekehrt, wurden uns indeß von den Leuten verschiedene andere Sachen gebracht, wie Lendenschurze, Pfeile mit schönen Eisenspitzen, kunstvoll geschnitzte Schilde, prachtvolle Panzer aus Leder und mit Federn verziert, lange Schilder aus Leder, handbreites rothes Band aus Baumrinde, welches die Krieger um die Haare wickeln rc. Nachmittags machten wir trotz argem Regen einen Ausflug nach der Residenz des Radja, eines freundlichen, dicken Herren. Wir baten denselben um Taucher, um nach unserem Anker suchen zu lassen, welche er uns auch versprach. Danach fragten wir ihn auch nach alten Heiligthümern, worauf er uns ein prächtiges altes Modell einer Praw (Kora-Kora) mit fünf geschnitzten Figuren darauf, von denen eine Schild und Schwert führte, brachte. Dieses Boot stammte von seinem Urgroßvater und war dem Ritu oder Harnasch geweiht. Mit vieler Mühe erhielten wir außerdem auch noch einen Ular-Naga, (d. i. einen großen aus Holz geschnitzten Drachen, der einem Krokodil ähnelt), welcher dem noch lebenden Vater des Radja gehörte. Als Preis verlangte der Radja die Unkosten eines neu herzustellenden Abgottes (sieben Ziegen und eine Kiste Arac),

Digitized by Google

welche Forderung wegen der Seltenheit des Stückes bewilligt wurde. Die Eingeborenen waren über das Geschäft äußerst entsetzt. Ular-Naga und Harimau verursachen ja Krankheiten, welche nur geheilt werden können, wenn man ihnen opfert.

Medizinleute oder Priester giebt es nicht am Orte, sondern wenn jemand Schmerz empfindet, so ißt er Sirih und bestreicht die schmerzenden Stellen mit dem Speichel. Harimau ist der Name der Frau des Ulur-Naga, der stets mit dem des Ulur zusammen genannt wird. Die Gottheit wird aber nicht besonders verehrt. Ferner erhielten wir eine Eidechse, namens Toku, die folgendermaßen zum Abgott erhoben wurde: Es träumte einst ein Eingeborener, er werde von solch einem Thiere gebissen, er vergaß jedoch den Traum, als er erwachte, und erst später ward er wirklich krank. Ein Mann, der es verstand, in die Zukunft zu sehen, sagte, er habe geträumt, und müsse nun dem Thier, das ihn verfolgt habe, ein Bild errichten und ihm zu essen geben. Er that dies, und genas. Der Kultus des Ular-Naga, von dem wir durch einen Unterhäuptling ein sauber geschnitztes Bild erhielten, soll ebenfalls durch Träumen entstanden sein.

Am 3. Februar versuchten wir mit den Leuten des Radja unseren verlornen Anker wiederzufinden, was jedoch nicht gelang, und uns nur noch einige Faden unseres europäischen Taues kostete. Die darauf folgenden Tage sammelten wir fleißig und erwarben noch viele interessante Gegenstände.

Am 6. Februar fuhren wir mit dem Posthalter und vielen auf Alor wohnenden Makassaren nach dem Dorfe Djolulla, wo sich das Oberhaupt des Ortes uns anschloß. Die Reise ging dann nach dem von Westen her tief in die Insel einschneidenden Fjorde, wo jeden Montag ein Markt stattfand, auf dem die Bergbewohner ihre Produkte — Reis, Mais, Pisang u. s. w. — gegen Fische und europäische Waaren auszutauschen pflegen. Nach dreistündigem Rudern kamen wir am Orte unserer Bestimmung an, wo auf einem Stücke flachen Seestrandes einige Hundert Männer und Frauen der Ankunft des „Kapitän" harrten, ohne dessen Erlaubniß kein Markt abgehalten werden darf. Einige trugen Lendenschurze und viele auch einen breiten, aus Rotang geflochtenen Leibgürtel, in dem sie ihre Pfeile stecken hatten. Um den Hals hatten sie Perlenschmuck, und das Haar hatten sie theils mit Streifen aus der Blattscheide der Betelpalme, theils mit Rotang cylindrisch umwickelt, so daß nur ein kleiner Büschel daraus hervor schaute. Außer Hackmessern (Klewang) führten einige auch ein Schild aus Büffelfell, das am linken Arme hing. Manche Frauen trugen weißen Sarong, andere aber auch nur einen aus vielen Schnüren zusammengesetzten Lendenschurz, und die Brust war bei allen frei. Arme und Füße waren mit Messingringen geschmückt, welche bei jeder Bewegung klirrten, und der Hals war mit schön ausgeführten schmalen und breiten Perlen- oder Fruchtbändern behangen. Uebrigens sind die Bergbewohner sehr schmutzig, und sie sollen nie baden, weil es beschwerlich ist, das Wasser herbeizuschaffen. Hautkrankheiten sind daher unter ihnen sehr verbreitet. Nachdem wir uns wechselseitig zu Genüge bewundert und nebenbei einiges gekauft hatten, fingen die Leute auf Befehl des Radja an zu tanzen. Sie nahmen einen Pfeil und einen Bogen in eine Hand und umarmten mit dem anderen den Nacken des Nachbars, dabei abwechselnd mit den Füßen vor- und rückwärts schreitend und stampfend, und nach und nach einen Kreis bildend, der sich langsam nach links bewegte. Auch Frauen nahmen, wenn auch widerstrebend, theil. Der Tanz ward von einer monotonen Melodie begleitet, welche bald von einem einzelnen Manne, bald vom ganzen Chore gesungen wurde. Der Handel auf dem eröffneten Markte war namentlich insofern interessant, als weder die in Klein-Alor — der Wohnstätte des Posthalters — noch die sonst von der Seeküste stammenden Leute die Sprache der Bergbewohner verstanden, und der Handel also pantomimisch vor sich gehen mußte. Die Bergbewohner gaben ihre Waare nicht eher her, als bis sie die Bezahlung in Händen hatten. Unter ihnen befanden sich mehrere mit Lederpanzer bekleidete und vollständig bewaffnete, die keine Waaren bei sich führten, und den übrigen als Bedeckung zu dienen schienen. Auch auf die andere Seite des Fjordes, der hier nur so breit ist wie ein starker Fluß, begaben wir uns. Das Land im Fjorde ist meist flach, unbebaut, würde sich aber zur Kultur von Tabak und Kokospalmen gut verwenden lassen. Der Markt, welcher hier stattfand, war viel stärker besucht als am ersten Platze, aber die Eingeborenen waren auch viel mißtrauischer. Viele trugen hier ebenfalls Büffelhautpanzer, von denen es uns gelang, mehrere Prachtstücke zu erwerben, sowie auch schöne Gürtel. Einer derselben führte uns seinen Kriegstanz vor, welcher in drohenden Geberden und Hin- und Herlaufen bestand.

Nachdem wir unsere Geschäfte beendigt hatten, erlaubten wir uns einen Scherz mit den Eingeborenen, indem wir einige chinesische Feuerwerkskörper anzündeten und unter sie warfen. Es entstand dadurch eine förmliche Panik, so daß alle mit großem Geschrei und wunderlichen Sprüngen davon liefen. Als sie jedoch sahen, daß es nicht schlimm gemeint war, kehrten sie bald zurück und lachten über den Scherz mit. Wir beschenkten sie dann mit solchen Feuerwerkskörpern, was ihnen viel Freude machte. — Aehnliches Entsetzen rief übrigens in Klein-Alor, wohin wir uns abends zurück begaben, das bloße Spielen unserer Trehorgel unter den Weibern hervor. Dieselben zitterten dabei wie Espenlaub, und liefen eiligst davon; nur die Kinder freuten sich über die Musik.

Am 7. Februar machten wir uns reisefertig, und am 8. lichteten wir die Anker, nachdem der vorher tobende Sturm sich gelegt hatte. Da der Wind von Norden kam, nahmen wir den Kurs südwärts nach der Timor-Straße, weil zu dieser Jahreszeit die Stürme dort weniger heftig und der Seegang weniger hoch ist als in der Flores-Straße.

Am 10. Februar abends waren wir dicht unter der kleinen Insel Pulo-Kranbing; hier wehte ein heftiger West-wind, verbunden mit Regenschauern und hohem Seegang, so daß wir die Nacht unter kleinem Segel hin und her kreuzen mußten. Am 11. Februar früh waren wir sodann dicht am Ufer der Insel Wetar. Lange konnten wir dafelbst keine Häuser entdecken, endlich gegen Mittag sahen wir aber Rauch aus einer Gruppe von Palmen emporsteigen, und trotz starkem Wind und heftiger Brandung warfen wir Anker, um mit unserm kleinen Boote zu landen. Eine Gruppe Eingeborene, die uns aus der Ferne beobachtet hatte, floh aber in den Wald, als wir uns ihr näherten; und nur ein junger Mann, der etliche Worte Malayisch sprach, hielt Stand und berichtete uns, daß das Haus des Posthalters sich in der nächsten Bucht befand. Er ging auch auf unseren Vorschlag ein, uns als Lootse zu dienen, was uns freilich nichts nützte, da er sofort im höchsten Grade seekrank wurde, als er sich an Bord befand. Wir versuchten unsere Praw hinter der nächsten Landspitze in Sicherheit zu bringen, die Wogen gingen aber zu hoch, und erst, nachdem wir den dritten Anker ausgeworfen hatten, konnten wir uns einigermaßen als sicher betrachten und ans Land gehen. Durch einen großen Wald führte uns ein schöner Weg zum Hause des Posthalters, eines einsigen Germanen aus Hamburg, namens Heidte, der nach vielen Schicksalsschlägen auf seine alten Tage auf dieser Insel an der Seite eines hübschen, Malayischen Weibes und inmitten dreier hübscher Kinder einen sicheren Hafen gefunden hatte.

Digitized by Google

Das Dorf Aiwaki liegt auf der Südküste der Insel, und es legt hier alle drei Monate ein Schiff an. Das Land ist sehr bergig und zerklüftet und im Innern fast unbewohnt, das Klima jedoch gesund. Der Kaffee scheint wie auf dem benachbarten Timor sehr gut zu gedeihen, und eine Anpflanzung von Herrn Heidte trug schon nach zwei Jahren die schönsten Früchte. Die Bevölkerung ist ziemlich hellfarbig, freundlich, und was besonders gerühmt werden muß, ehrlich. Schon am Abend legte sich die See etwas, und nun war es uns möglich, mit Hülfe von Eingeborenen unsere Tauschartikel an Land zu bringen. Bei den Einkäufen, die wir auf Wetar machten, war uns Herr Heidte, der schon sechs Jahre hier stationirt war, und der die Landessprache gut verstand, sehr förderlich.

Am 16. Februar wurde dann wieder alles in Kisten verpackt und Herrn Heidte zur Weiterbeförderung mit dem Schiffe übergeben, das Ende März erwartet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Gebotene und verbotene Speisen bestimmter Tage.

Von **Karl Haberland.**

(Schluß.)

Am bedeutsamsten erscheint unter den in Deutschland für gewisse Zeiten gebotenen, für andere wieder verbotenen Speisen das Erbsengericht. Da ist zunächst der Donnerstag als Wochentag überhaupt, an dem es als gebotenes Gericht erscheint sowohl für Mecklenburg und die Mark — besonders in Berlin — als auch für Schwaben und den Aargau [1]), meist sogar mit der Nebenbestimmung, daß es an anderen Tagen als am Donnerstage zu meiden ist; in Schwaben ebenso wie in Berlin folgen Schwären am Körper der Verletzung des Verbotes [2]) — in vielen Dörfern der Mark sind indeß gerade Erbsen stehendes Sonntagsgericht [3]). Merkwürdigerweise zeichnen auch die mohammedanischen Aegypter den Donnerstag der Osterwoche durch das Essen von Erbsen aus, wovon dieser Tag sogar den Namen des Erbsendonnerstages erhalten hat [4]), und gerade vom Gründonnerstag weiß wiederum eine altmärkische Sage zu berichten, daß ein — wie der Graf von Gleichen — mit einer türkischen zweiten Gemahlin heimkehrender Ritter seine Hausfrau und Kinder, da er gerade am genannten Tage eintrifft, beim Essen von Erbsen und Stockfisch trifft, weshalb er denn eine Jahrhunderte lang gehandhabte Speisung der Armen mit diesem Gerichte für den Jahrestag des Ereignisses stiftet [5]). Auf Kephalonia erscheinen die Linsen als gebotenes Gericht des Gründonnerstages, weil an diesem Tage die Jungfrau Maria solche gegessen haben soll [6]).

Als alter katholischer Brauch wird das Erbsenessen am Freitage — vielleicht Gegensatz zum heidnischen Brauche — für Schwaben erwähnt [7]); für den Charfreitag ist dort aber jede Hülsenfrucht verpönt, man bekommt alsdann Geschwüre [8]). Im Norden von England und Schottland ist am Sonntage vor Palmensonntag — dem Passions- oder Carling-(grauer Erbsen-)Sonntage — die Erbse gebotene Festspeise [9]), woran sich in Yorkshire noch der Brauch schließt, daß der Bauer an diesem Tage seinen Carlinggroschen im Wirthshause vertrinkt und ihm der Wirth dazu das Festgericht gratis liefert; würde der Bauer diesen Trunk unterlassen, dann hätte er im folgenden Jahre in allen seinen Unternehmungen kein Glück [10]). Zu Evesham in Worcestershire sind nach altem Brauche die Gärtner verpflichtet, am Himmelfahrtstage ihren Leuten Erbsen mit Schweinefleisch vorzusetzen [11]), in Schwaben werden vielfach am Johannistage Erbsen gegessen [12]). Die indischen Bekenner des Islam opfern am dreizehnten des Monats Safar, an welchem Tage eine Krankheit ihres Propheten ihre höchste Heftigkeit entwickelte, und damit die Besserung eintrat, in seinem Namen Kichererbsen und Weizen, welche nachher portionsweise vertheilt werden [13]).

Eine fernere wichtige Rolle spielt das Erbsengericht in der Zeit zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstage. Bei den Czechen ist es Weihnachten Hauptgericht [14]), bei den Esthen am 17. Januar, welcher Tag bei ihnen auch der „Muttertag von Weihnacht“ genannt und als die Wintermitte betrachtet wird [15]), obligatorisch [16]), bei germanischen Völkern aber tritt für den oben erwähnten Zeitraum ein strenges Verbot des Erbsengenusses ein. Durch das ganze nördliche Deutschland, mit Einschluß der Provinz Preußen, dann aber auch durch Franken, geht dieses Verbot, mehrfach auch auf die Bohne und die Hülsenfrucht im Allgemeinen ausgedehnt, und mit Vorliebe mit einer Strafandrohung von von Bluthschwären oder Krähe verbunden [17]). Stellenweise ist in Masuren auch der Genuß der Erbse verbreitet, daß Gesinde, welches in dieser Zeit Erbsen ißt, im nächsten Jahre Prügel von der Herrschaft erhalten wird [18]); in Hilgenburg, gleichfalls in Masuren, müssen aber am Neujahrsfeste gerade Erbsen gekocht werden, damit sie im nächsten Jahre gut gerathen [19]). Nach thüringer Aufzählung dürfen auch in der Adventzeit keine Hülsenfrüchte gegessen werden, wenn man sich nicht Schwären zuziehen will [20]). Die Reckenphilosophie behauptet übrigens, daß derjenige, welcher am Weihnachtsabend keine Bohnen ißt, zum Esel werde [21]).

Als Fastnachtsgericht tritt die Bohne bei den Czechen auf [22]); auch sollen früher in Franken an diesem Tage an einzelnen Orten Milcherbsen mit gekochten Birnen gegessen sein [23]). Im Oldenburgischen beginnt man mit dem Essen der eingemachten Bohnen am ersten Fastenfreitage und fährt damit die folgenden Freitage fort [24]). Im Urbigen

[1]) Simrock 559; Kuhn-Schwartz 445. Rochholz, Glaube 2, 47. Bartsch Nr. 775, 1126. [2]) Kuhn-Schwartz, Rochholz, Bartsch a. a. O. [3]) Kuhn-Schwartz 523. [4]) Klunzinger, Bilder aus Oberägypten u. s. w. Stuttgart 1878, S. 178. [5]) Temme, Die Volkssagen der Altmark. Berlin 1839, S. 55. [6]) Thüringsfeld 1, 116. [7]) Birlinger, Aus Schwaben. Wiesbaden 1874, Bd. 2, S. 135. [8]) Meier 388. [9]) Brand 1, 66. [10]) Brand 1, 67.

[11]) Brand 1,119. [12]) Wolff-Mannhardt 3, 104. [13]) Garcin de Tassy 41. [14]) Grohmann Nr. 666. Grohmann, Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuse in der Mythologie der Indogermanen. Prag 1862, S. 53. [15]) Wiedemann, Aus dem innern und äußern Leben der Esthen. Petersburg 1876, S. 349. [16]) Holzmayer 66. [17]) Kuhn-Schwartz 111. Wuttke §. 13. Bartsch Nr. 775. 12-2. Panzer 2, 305. Loeppen 61, 63. Wisckiel 2, 174. Kuhn, Westfalen 2, 115. [18]) Toeppen 63. [19]) Toeppen 67. [20]) Witzschel 2, 156. [21]) Grimm Nr. 274. [22]) Grohmann 666. [23]) Brand 1, 66 (nach Aubanus). [24]) Strackerjan 2,35.

Digitized by Google

scheint ihr im Volksglauben keine Wichtigkeit für diese Zeit beigemessen zu sein, außer vielleicht in den katholischen Zeiten Englands, denn in den englischen Streitschriften des 16. und 17. Jahrhunderts wird des Segnens von Bohnen auf dem Altare als einer päpstlichen Unsitte mehrfach Erwähnung gethan [1]) und das Quadrigale Spirituale vom Jahre 1565 führt das Essen gekochter Bohnen während der Fastenzeit als eines Symbols der Beichte auf, hinzufügend, daß, wie die Bohnen, wenn sie wohlschmecken sollen, in eine Tunke gelegt werden müssen, ebenso auch die Beichte in dem Wasser des Nachdenkens über unsere Sünden als in einer Tunke liegen müsse; ähnliche Bemerkungen folgen dann noch weiter über die Bohne ebenso wie über die Erbse, welche in durchgeschlagener Form die wahre Reue und Zerknirschung des Herzens repräsentiren soll [2]).

Im alten Rom genoß man an den Bohnenkalenden Bohnenmuß mit Speck zur Stärkung des Fleisches, und brachte diese Speise auch den Laren dar [3]). In Athen wurden dem Apollo am 7. Pyanepsion (Oktober) gekochte Bohnen als Erstlinge des Herbstes dargebracht [4]), überhaupt waren dort mit gekochten Hülsenfrüchten gefüllte Töpfe ein beliebtes Opfer für die geringeren Gottheiten. Für die ältesten Zeiten Griechenlands wird Bohnenbrei mit Speck als die übliche Nahrung erwähnt [5]), auch bei den Hebräern war die Bohne eine der gewöhnlichen Speisen [6]). Dagegen war sie der ägyptischen Priesterschaft verboten, weil sie blähend und zu stark nährend sein sollte [7]), wie ihr überhaupt im Alterthum die Stumpfmachung der Sinne und die Erregung von Schlaflosigkeit vorgeworfen wurde [8]); nach jüdischer Ansicht soll indeß aber Bohnengenuß gerade schläfrig machen und er deshalb am Versöhnungstage dem Priester untersagt gewesen sein [9]). Plutarch erwähnt der Bohne als einer in Folge ihrer blähenden und auftreibenden Natur zum Geschlechtsgenusse reizenden Nahrung und bemerkt, daß Personen, welche sich einer besonderen Reinheit befliſſen, keine Hülsenfrüchte genossen hätten [10]); unterfagt waren sie unter anderem auch denen, welche ein Traumorakel wünschten, weil sie schwere und beunruhigende Träume mit sich brächten [11]). Gleich der ägyptischen Priesterschaft war auch den Pythagoräern der Bohnengenuß verboten [12]), und die gleiche Abneigung gegen diese Hülsenfrucht schreibt Prodari, wohl in Rücksicht auf die behauptete Abstammung der Zigeuner aus Aegypten, auch diesen Wandervölkern zu [13]).

Ihre Hauptbedeutung gewinnt die Hülsenfrucht aber in ihrer Anwendung als Leichengericht, in ihrer Verknüpfung mit dem Todtenkult. In Oberdeutschland ist das Erbsengericht noch obligatorisch bei der Leichenwacht, als Suppe oder Muß in Verbindung mit Speck und Most oder Schnaps [14]), in Mecklenburg für das Leichengefolge in Verbindung mit saurer Speckſauce und Hering selbst in Zeiten, wo es kaum noch zu beschaffen ist [15]); im Kanton Freiburg muß den Leuten, welche die Leichenwache halten, in jeder Mitternacht Erbssuppe vorgesetzt werden [1]). Vereinzelt wird in Deutschland die Erbse beim Leichenmahle durch die Bohne ersetzt und z. B. auch den Kindern, welche den Tod austragen, als Speise verabfolgt [2]); überhaupt ist sie in katholischen Ländern als Begräbnißspeise beliebt [3]); bei den Ebräern war die Linse Todtengericht: so wie die Linse keinen Mund hat, so soll auch der Todte nicht sprechen [4]). — Bei den Esthen erhält ein jeder, welcher am Todtensonntage das Haus besucht, einen Löffel von dem an diesem Tage stets bereiteten Erbsengerichte [5]), und ebenso bildet sie bei den Esthen mit Fleisch und Getränk oft ausschließlich den Todtenschmaus [6]). Und Deutsche weist diese Benutzung der Erbse auf unsern Donar, unter dessen Schutze die Leiche stand, aber auch schon die vedischen Ceremonialvorschriften erwähnen die Erbse in Verbindung mit den Leichenfeierlichkeiten [7]), und die Bohne nimmt im römischen Todtenkult eine bedeutungsvolle Stelle ein. Man warf am Manenfeste bei nächtlichem Opfer Bohnen aus dem Fenster oder in das Altarfeuer, wie man sagte, um die Lemuren damit aus dem Hause zu werfen [8]), ursprünglich aber jedenfalls wohl, um die abgeschiedenen Seelen damit abzuspeisen und sie dadurch vom Eintritt in das Haus abzuhindern. Ovid in den Fasten schildert das nächtliche Bohnenopfer der Lemuren im Freien am fließenden Wasser geschehend:

„Dann, wenn rein er die Hand sich im Wasser der Quelle gewaschen,
Dreht er sich um, und es nimmt schwärzliche Bohnen der Mund;
Hinter sich wirft er sie dann und „ich lasse sie frei aus den Händen"
Spricht er, „und kaufe damit mich und die Meinigen los."
Neunmal sagt er's und schaut nicht um, zieht fest die der Schatten,
Meint man, und unsichtbar folgt er im Rücken ihm nach [9])."

Nach Plinius war die Bohne Bestandtheil des Manenmahles [10]), nach Plutarch der Bohnenbrei sehr wirksam bei Anrufung der Manen [11]); durch ihre Verbindung mit der Unterwelt spielte sie naturgemäß auch im Zauberwesen ihre Rolle.

„Schwärzliche Bohnen im Mund, wendet sie sieben herum [12])."

Und wie beim Seelenfeste der alten Römer erscheint auch beim christlichen Allerseelentage in Italien noch die Bohne, im Piemontesischen werden an diesem Tage Schminkbohnen an die Armen vertheilt, damit sie für die Seelen beten [13]), in Benedig und auf der Küste Dalmatiens sind an selben Tage die sogenannten Todtenbohnen (fava de' morti) bräuchlich [14]). Auch in Tirol herrscht ähnliche Sitte bei den deutschen Gemeinden in Lavisgau und zwischen Brenta und Trau: man stellt gekochte Bohnen in hölzernen Töpfen auf die Gräber und vertheilt sie nachträglich unter die Armen mit dem Bemerken, daß die Todten nichts davon hätten genießen wollen [15]).

Diese Verbindung der Bohne mit der Geisterwelt tritt uns ferner recht deutlich in dem Glauben der Pythagoräer entgegen, daß die Seelen der Verstorbenen in den Bohnen ihren Aufenthalt hätten, welcher Glaube als mitwirkend

[1]) Brand 1, 68. [2]) Brand 1, 66/7. [3]) Besnard in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung des Arnobius. Landshut 1842, S. 624. cf. Creuzer 3, 697. [4]) Preller. Griechische Mythologie. Berlin, 1872, Bd. 1, S. 211. [5]) Ausland 1858, 280. [6]) Trusen, Die Sitten, Gebräuche und Krankheiten der alten Hebräer. Breslau, 1853, S. 35. [7]) Creuzer 2, 12. Plutarch, Isis und Osiris. Kap. 5. [8]) Plinius, Naturgeschichte 18. 30. [9]) Trusen a. a. O. [10]) Plutarch, Römische Gebräuche, S. 95. [11]) Plutarch, Tischreden, 8, 10, 1. [12]) Nach der Ansicht von Klausen (Aeneas und die Penaten. Hamburg und Gotha, 1839, S. 929) sind übrigens Bohnen gerade die gewöhnliche Kost des Pythagoras gewesen, der nur ihren Gebrauch bei demonstrativen Mahlen, nicht aber ihren Genuß als Speise verdammt habe; das später Verbot des Bohnengenusses bei den Pythagoreern ist nach ihm aus den italienischen Religionen herübergenommen. [13]) Predari, Origine e vicende dei Zingari. Milano, 1841, p. 42. [14]) Rochholz 1, 195; 2, 47. [15]) Bartsch, Nr. 353.

[1]) Rochholz, Aargauer Sagen 2, 228. [2]) Globus 30, 300. [3]) Brand 1, 68. [4]) Midrasch Berechit Rabba. Uebersetzt von Wünsche. Leipzig, 1881, S. 303. [5]) Großmann, Nr. 666, Anmerkung. [6]) Holzmayer 80. [7]) Gubernatis 127. [8]) Klausen, Aeneas und die Penaten. Hamburg und Gotha 1839, S. 1000. Creuzer 3, 74; Brand 1, 68, Anmerkung. [9]) Fasten, Buch 5, Vers 435 ff. Uebersetzung von Kluſsmann. [10]) Plinius 18, 30. [11]) Brand 1, 69. [12]) Fasten, Buch 2, Vers 575. [13]) Gubernatis 127. [14]) Düringsfeld 2, 91, 92. [15]) Zingerle, Nr. 1790.

Digitized by Google

für das Verbot das Bohnenessens angegeben wird[1]) und drastisch in dem von Plutarch[2]) aufbewahrten, der pythagoräischen Schule entstammenden Verse „Bohnen essen ist gleich dem Speisen der Köpfe der Eltern“ ausgesprochen ist. Dem Flamen dialis war die Bohne wegen ihrer Beziehung zu Traner und Leiche gleichfalls verbotene Nahrung[3]) und selbst die Biene, das reine keusche Thier, vermied nach antikem Volksglauben, sich auf Bohnenblüthen zu setzen[4]). Aus gleichem Grunde wurde von den griechischen Aerzten der Eppich als schädlich verboten, weil sich beim Leichenmahl die Gäste damit bekränzten und auch das Grabmal damit gekrönt wurde; aß die Wöchnerin dieses Kraut, so bekam der Säugling den Jammer[5]). Wie bereits der römische Glaube in der Bohnenblüthe gewisse Trauerbuchstaben las[6]), so weisen noch jetzt in Deutschland die gelben oder weißen Blätter einer Bohnenpflanze auf einen Todesfall im Hause[7]). Die in Lydien übliche Anwendung der Erbse bei Sühnungen und Reinigungen, sowie eine dort gebräuchliche Mordsühne von einem Scheffel Erbsen bei Tödtung von Mitgliedern der besiegten Ureinwohner erwähnt Plutarch in seinen Griechischen Gebräuchen[8]).

Wir finden also die Erbse oder an ihrer Stelle die Bohne in der indo-germanischen Völkerfamilie eng verbunden mit den Leichenbräuchen, und zwar knüpft sie in dem germanischen Zweig an die Göttergestalt das Thôrr-Donar an[9]). Ihm war die Erbse heilig, daher ihr Genuß an dem ihm geweiheten Wochentage; durch ihn, in dessen Schutz die abgeschiedene Seele stand, gelangte sie dazu, das Gericht des Leichenmahles zu werden; das Leichenmahl wird aber in ursprünglicher Auffassung stets unter Betheiligung der abgeschiedenen Seele und eigentlich für diese gedacht, daher ist die Erbse auch Speise der abgeschiedenen Seelen und, da das Geisterreich in diesen seinen ersten Ursprung hat, Geisterspeise überhaupt. Hieraus erklärt sich hinwiederum, vielleicht unter Mitwirkung der Ansicht, daß die Freude heiliger Zeit nicht durch einen Genuß, welcher an Tod und Trauer erinnert, zu entweihen sei, das Verbot des Erbsenessens während der Zwölften, der alten heiligen Zeit, während welcher das Geisterreich am weitesten in die Menschheit hineinragt, die Götter und Spukgestalten des Volksglaubens umziehen; in Lerbach wird direkt die Borliebe der Zwerge, welche ja in naher Beziehung zum Donar stehen, für die Erbse als Grund des Verbotes angegeben[10]). Diese Borliebe spiegelt sich auch in dem häufig in den Zwergsagen[11]) auftretenden Plündern der Erbsenfelder unter dem Schutze der Tarnkappe wieder, und entspricht, da im Volksglauben die Seelen vielfach in der Form von Mäusen auftreten, dem Komotauer Brauche, in mäusereichen Jahren nach dem obligatorischen Erbsenmahle am Christabend kleine Portionen dieses Gerichtes in die vier Ecken der Stube zu schütten, damit die Mäuse nicht überhand nehmen[12]). Ferner wird die Erbse noch als Bestandtheil des Hexenmahles während der Walpurgisversammlung in einer norddeutschen Sage erwähnt[13]), und in Schweizersagen tritt auch das Schweinefleisch, die gewöhnliche Begleitung des Erbsengerichtes, und wie dieses in Beziehung zum Donar stehend, als Lieblingsgericht der Erdmännchen auf[14]). Noch zählen in Lerbach Roggenmehlbrei, dessen Genuß daher auch in den Zwölften den Menschen verboten ist, und Möhren zu den Leibgerichten der Zwerge[1]); auf Mangarewa war eine bestimmte Wurzel mit süßem Safte gleichfalls als den Göttern vorbehalten dem Genusse entzogen[2]), und das Engelsüßblödchen, welches von solcher Nährkraft ist, daß man mit einem Stengel davon im Munde einen ganzen Tag ohne andere Zehrung ausdauern kann, ist in der Schweiz Nahrung der Kinderseelen, aber die Pflanze ist dort nur noch schwer zu finden, da die Schlüsselsehungsrau von Tegerfelden, welche diese Pflanze auch selbst setzt, sie eben zur Ernährung der von ihr im Berge gehüteten Kleinkinderseelen braucht, von denen sie große Schaaren für die Hebammen bereit halten muß[3]). Bei den Indianern der Antillen war es die Magneifrucht (Agave Americana), welche als Hauptspeise der Todten angesehen wurde, daher den verstorbenen Freunden nicht fehlen durfte und aus diesem Grunde den Lebenden verboten war[4]); in Kalifornien werden hinwiederum gerade diese Früchte als geschützter Wintervorrath eingesammelt[5]). Andere Indianerstämme kennen im Lande der Todten eine ungeheure Erdbeere, an welcher die Geister sich zu erquicken streben, welche aber bei der Berührung sich in rothen Stein verwandelt[6]), und wie hier die Beere als Geisternahrung erscheint, so auch im buddhistischen Glauben: nach ihm giebt es unter den niederen Geisterschaaren solche, deren Verdienst aus früheren Existenzen so gering ist, daß sie als Geister Mangel an Nahrung haben und daher zuweilen auf der Erde sich saure Beeren zur Stillung ihres Hungers suchen müssen[7]).

Ganz ebenso steht nun gleichfalls im deutschen Volksglauben die Beerenfrucht, besonders die Erdbeere, in vielfachem Bezuge zu den Seelen der Abgeschiedenen und zur Geisterwelt, so daß sie deutlich als Nahrung der Geister uns aus ihm entgegentritt. In der Oberpfalz darf vor Johanni eine Mutter, welche ein Kind verloren, keine Erdbeere essen, da an diesem Tage Maria die Kinder in die Erdbeeren führt, und das Kind der wider das Gebot handelnden Mutter dann zurückbleiben muß[8]); die gleiche Vorschrift findet sich in Oesterreichisch-Schlesien, nur daß es hier der heilige Johannes ist, welcher die Kinder in die Erdbeeren führt[9]), und ebenso gilt das Verbot in Böhmen verschieden nach den Gegenden, bis zu welchem Heiligentage, und stellenweise auch ausgedehnt auf Kirschen und Obst überhaupt, mit dem gleichen Grunde, daß sonst das todte Kind keine dieser Früchte erhält[10]). In Oberfranken und der Oberpfalz darf auch eine Schwangere, wenn sie dem Kinde nicht die Freude verderben will, vor Summend keine Erdbeere, in der Oberpfalz überhaupt keine Beere essen[11]). Auch in volksthümlichen Opferbräuchen bricht noch die Bedeutung der Erdbeere als Geisternahrung durch. Im bairischen Hochlande bindet man den Kühen ein Körbchen voll Erdbeeren zwischen die Hörner für die Fräulein, das sind die Elfen[12]); in Böhmen werden die erstgepflückten im Walde der heiligen Maria oder aber den armen Seelen geopfert, und diesen gehören gleichfalls alle die Erdbeeren, welche herabfallen, und welche man keinenfalls wieder aufheben darf[13]); in Oberösterreich gehören zu Boden gefallene Kirschen, Erd-, Schwarz-, Him- und Brombeeren dem Teufel und darf man solche nicht essen[14]). Als ein eigenthümlicher bairischer Brauch wird ferner noch gemeldet,

[1]) Plinius 18, 30. [2]) Tischreden 2, 3, 1. [3]) Plinius 18, 30; Klausen 929. [4]) Creuzer 2, 538. [5]) Plinius 20, 44. [6]) Plinius 18, 30. [7]) Wuttke, §. 45. [8]) Griechische Gebräuche §. 46. [9]) Der Tiroler Glaube, daß, wer Erbsen verliert, entweder verliebt ist oder bald stirbt (Zingerle, §. 99), besteht sich in einer merkwürdigen Weise auf die beiden Gebiete des menschlichen Lebens, welchen Donar vorsteht: Hochzeit und Sterben, Liebe und Tod. [10]) Wolf-Mannhardt 1, 197. [11]) z. B. Brüder Grimm, Sagen. Bd. 1, S. 198, 199, 201. [12]) Grohmann, Apollo Smintheus, S. 53. [13]) Kuhn-Schwartz 133. [14]) Lütolf 178.

[1]) Wolf-Mannhardt 1, 197. [2]) Lettres édifiantes et curieuses. Bruxelles, 1843, p. 126. [3]) Rochholz, Aargauer Sagen 1, 228. [4]) Blair 4, 327. Tylor, Anfänge der Kultur. Leipzig, 1873, Bd. 2, S. 62. [5]) Nature 25, 450. [6]) Tylor 2, 49. [7]) Beal, A Catena of Buddhist Scriptures from the Chinese. London, 1871, S. 89. [8]) Panzer 2, 13. Schönwerth 1, 203/4. [9]) Peter 2, 212. [10]) Grohmann, Nr. 839 bis 844. [11]) Bavaria 3, 322. Lammert 161. Schönwerth 1, 152. [12]) Wuttke, §. 131. [13]) Grohmann, Nr. 652 bis 655. [14]) Baumgarten, Aus der volksmäßigen Ueberlieferung der Heimath. Linz, 1864, S. 26.

Digitized by Google

daß jede Erdbeere, welche ein Weib im Gehen erblickt, von ihr zertreten, und jede, welche ein Reiter sieht, von ihm gepflückt und gegessen werden muß[1]). Den Rutschsteenggen Vorarlbergs wird eine Vorliebe für Heidelbeeren zugeschrieben[2]), und der Zwergkönig Hibich bei Grund im Harz läßt seinen menschlichen Gästen durch kleine Frauenbilder Erd- und Himbeeren, doch wohl die bei ihm übliche Nahrung, auftragen[3]); die Schlüsseljungfrau von der Schalk (in der Gegend von Zellerfeld) mit schmutziger Nase hingegen sagt oft die Frauen durch ihre Erscheinung aus den Erdbeeren[4]), — schützt sie vielleicht das zu ihrer Ernährung ihr nöthige Eigenthum? Ueberhaupt erscheinen beerensuchenden Kindern häufig übernatürliche Wesen, freundliche sowohl als drohende, begabende sowohl als schadende; ist auch hier der beerentragende Grund als ihr Aufenthalt wegen der Auffassung der Beere als Geisterspeise gedacht[5])?

[1]) Panzer 2, 13. [2]) Simrod 4, 13. [3]) Pröhle, Harzbilder. Leipzig, 1855, S. 60. [4]) Daselbst 106. [5]) Man vergleiche Mannhardt, Germanische Mythen. S. 428 ff.

Für die Brombeere gelten gleichfalls abergläubische Vorschriften hinsichtlich des Genusses. In Irland und Stellenweise in England dürfen die Kinder nach Michaeli keine Brombeeren mehr essen, die Abnahme derselben von diesem Tage ab wird in Irland der Phka, einem gespenstischen Wesen, zugeschrieben[1]), in England sagt man, der Teufel habe zu dieser Zeit seinen Klauenfuß darüber geführt[2]). In der Torgauer Gegend ißt man sie nach Bartholomäi nicht mehr, weil alsdann Barthel sie schmutzig — die weißblaue Färbung ist damit gemeint — gemacht habe[3]), bei Iserlohn aß man sie früher gar nicht, weil der Teufel seine Schuhe damit zu schmieren pflegte, und heißen sie in dortiger Gegend noch jetzt „Hexenschmiere 4)".

[1]) Grimm, Irische Elfenmärchen. Leipzig 1826. [2]) Kuhn-Schwartz 516. [3]) Kuhn-Schwartz 400. [4]) Woeste bei Mannhardt, Germanische Mythen 55.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Der englische Lieutenant Bans Agew hat eine Reise nach dem südöstlichen Tibet unternommen, um die Frage, ob der Lu-River identisch sei mit dem Irawadi oder mit dem Salwen, ihrer endgültigen Lösung entgegenzuführen, und die Londoner Geographische Gesellschaft hat ihm zu dieser Unternehmung einen Beitrag von 100 Pfd. St. gewährt (Vergl. „Proceedings", XI, p. 170).

— G. N. Kaschezoff, der im Sommer 1888 mit naturwissenschaftlichen — namentlich botanischen — Untersuchungen und Beobachtungen auf der Nordseite des Kaukasus thätig war und hier u. a. den Fisch Tag bestieg, wird sich zur Fortsetzung seiner Studien auch im bevorstehenden Sommer nach jenem Hochgebirge begeben.

— Auf eine vom geographischen Standpunkte, und noch mehr vom ethnologischen, dringend wünschenswerthe Forschungsreise wies jüngst der bekannte russische Sinolog Wassiljef in der ethnographischen Section der Russischen Geographischen Gesellschaft hin. Es handelt sich um eine im großen Stile zu unternehmende Durchforschung der Mantschurei, dieses durch die massenhafte chinesische Einwanderung immer mehr seinen ursprünglichen ethnographischen Charakter verlierenden Landes. Hier die Reste der alten Bevölkerung aufzusuchen, und sie, soweit es möglich, in ihrer Wesenheit kennen zu lernen, wäre in der That ein höchst verdienstliches Werk. Aber auch für die geographische Forschung würde sich im Inneren des Landes reichliche Gelegenheit bieten. Als den Mann, der die von dem Sinologen gekennzeichnete Aufgabe am besten übernehmen könnte, bezeichnete derselbe den ehemaligen russischen Konsul in Urga (jetzt in Tientsin) Herrn Paderin. Die Section beschloß dieser Anregung weitere Folge zu geben.

— In einem Vortrage im Britischen Museum über die Nationalität der Hittiten wies Herr W. Tylor gam besonders auf die interessanten Beziehungen dieses Volkes zu der biblischen Geschichte hin. Die hittitischen Denkmäler werden wahrscheinlich sehr wichtigen Aufschluß geben über die vor-israelitische Religion, sowie über die Bewohner Kanaans vor der jüdischen Eroberung überhaupt. Die Hittiten und die Amoriter erscheinen in dem Alten Testamente immer in engem Zusammenhange, und obwohl sehr wenig über die letzteren bekannt ist, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie zusammen mit den Hittiten eine viel größere Verbreitung hatten, als gewöhnlich angenommen wird. Mit Bezug auf die eingegrabenen Tafeln, die in letzter Zeit in Amtah entdeckt worden sind, meinte der Vortragende, daß die verschiedenen Rasseneigenthümlichkeiten, welche darauf veranschaulicht sind, ein merkwürdiges anthropologisches Problem darbieten. Obgleich sämmtliche Rassen in dem Namen Hittiten eingeschlossen sind, so sind die Individuen offenbar von verschiedenen Stämmen. Die physisch Untergeordneten scheinen dabei zu dominiren. Auf dem ägyptischen Bilde von Abu-Simbel, sowie auf den hittitischen Denkmälern tragen die Hauptpersonen einen Zopf und sind wahrscheinlich mongolischer Herkunft. Aber in einem merkwürdigen Bildwerke, das in Ejuk aufgefunden worden ist, erscheint ein Zopfträger, auf einer Leiter stehend, als Zwerg im Vergleich zu dem riesenhaften Vertreter einer anderen Rasse, der dicht daneben steht. Die besagten Hittiten tragen auch nicht die sogenannten Hittiten-Stiefeln mit aufgebogenen Spitzen, sondern nur Sandalen, wie deutlich aus dem Amtah-Denkmale zu ersehen ist. Diese Thatsache scheint darauf hinzudeuten, daß sie aus einem wärmeren Lande stammten. Zur Illustration der Bibelerzählungen dient auch die Zeugenschaft der Denkmäler, besonders der Karchemischen, bezüglich der Anbetung des Ascherah. Unter dieser Bezeichnung, welche im Alten Testament als „Hain" übersetzt wird, ist von Gelehrten seit langer Zeit eine Säule verstanden worden, und auf den Denkmälern sieht man diese senkrechte Säule in Verbindung mit dem Halbmonde. Dieser Umstand erinnert an den engen Zusammenhang im Alten Testamente zwischen Ascherah und Aichtoreth, der Mondgöttin. Eine solche Göttin ist auch die Göttin des großen Tempels in Hierapolis, in der Nähe von Karchemisch, und davor standen einst zwei Aschersäbe von ungeheurer Höhe.

— Den letzten englischen Konsularberichte aus St. Petersburg zufolge hat die Schließung des Freihafens von Batum im Verein mit der Eröffnung der transkaspischen Eisenbahn in jeder Beziehung den handelspolitischen Erfolg gehabt, den die Russen dabei im Auge hatten. Der russischen Baumwollenindustrie und auch verschiedenen anderen Industriezweigen Rußlands ist auf Kosten

Digitized by Google

der englischen sowohl auf dem russischen Boden selbst (in Kaukasien, Russisch-Turkistan rc.), als auch in Ost-Persien, Buchara, Afghanistan rc. ein viel besserer Markt eröffnet worden, als es vordem der Fall war.

Afrika.

— Das „Bulletin" der Pariser Geographischen Gesellschaft enthält in seinem dritten Hefte vom Jahre 1888 (S. 437 ff.) einen von einer Karte begleiteten Bericht von Camille Douls über seine Reise in der westlichen Sahara, der den von uns gebrachten Bericht (S. „Globus", Bd. 54, Nr. 1 ff.) hinsichtlich der wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise ergänzt. Es geht daraus hervor, daß der Reisende trotz der widrigen Umstände, mit denen er zu kämpfen hatte, mancherlei Neues bezüglich der Topographie und der Ethnologie mit heimzubringen im Stande gewesen ist.

— Daß die Italiener trotz der Schwierigkeiten, auf die sie gestoßen sind, nicht daran denken, die am Rothen Meere gewonnene Position wieder aufzugeben, beweist am besten die Eisenbahn, welche sie von Massaua nach Saati gebaut haben. Dieselbe ist nahezu 27 km lang und schmalspurig, und ihre Herstellung hat infolge bedeutender Terrainschwierigkeiten ungefähr drei Millionen Lire (2²/₃ Millionen Mark) gekostet. Der erste Zweck des Baues war natürlich ein strategischer, daneben dürfte sich aber wohl in einer nicht sehr fernen Zukunft auch der volkswirthschaftliche geltend machen, wenngleich die alte Karawanenstraße von Massaua einem anderen Thale folgte. Eine Verlängerung der Bahn nach Abessinien hinein — vielleicht zum Theil mit Zahnradvorrichtung — würde dazu allerdings nothwendig sein.

Nordamerika.

— Die neubegründete Geographische Gesellschaft zu Washington giebt unter dem Titel „The National Geographic Magazine" eine neue geographische Zeitschrift heraus, die in ihrer ersten Nummer eine Reihe von interessanten Beiträgen aus der Feder namhafter amerikanischer Gelehrter enthält. Wir heben besonders hervor: den Aufsatz von W. M. Davis über geographische Methoden bei geologischen Untersuchungen; denjenigen von W. J. Mc Gee über die Klassifizirung geographischer Formen nach ihrer Entstehung; denjenigen von H. G. Ogden über Küstenaufnahmen; und denjenigen von H. Gannett über die neue topographische Karte von Massachusetts.

— Der Fund eines Jade-Blockes in Alaska durch G. T. Emmons scheint die Annahme bestätigen zu wollen, daß es Fundstätten dieses Minerals auch in dem Nordwesten von Nordamerika giebt. Der fragliche Block zeigte deutliche Spuren künstlicher Bearbeitung. Einen ähnlichen Block hatte übrigens Dr. G. M. Dawson bereits früher am unteren Fraser Flusse gefunden. Eine Stelle, an der die Jade im anstehenden Felsen vorkommt, ist bisher aber weder in British-Columbia noch in Alaska entdeckt worden (Bergl. „Science", vol. XIII, p. 88 f.).

Australien und Polynesien.

— Ueber die Ergebnisse einer Reise in der Küstengegend des Papua-Golfes, die er in den Monaten November und Dezember 1887 von Thursday-Island aus unternommen hat, berichtet Theodore F. Bevan in den „Proceedings" der Londoner Geographischen Gesellschaft (Vol. XI, p. 82 ff.). Seine Forschungen, die mit Hilfe eines Rachgehenden Dampfbootes angestellt wurden, erstreckten sich zuerst auf den von Mangrowewuchs umgebenen Bell-Sund, dann auf den Philly-River und sein weit verzweigtes Delta, dann auf den Langford-Sund und endlich auf den Jubilee-River und die trachytischen Aird-Hills. Charakteristisch ist der Gegend eine vielfache Verflechtung der StromMündungsarme, die zum Theil vorzügliche Schiffahrtsstraßen bilden; sehr ausgedehnte junge Alluvionen; und Kalkfeinboden mit dollinenartigen Einsenkungen, die an die „sinkholes" gewisser Gegenden Nordamerikas erinnern. Die Aird-Hills bält der Reisende durch ihre insulare Lage und durch ihre beträchtliche Erhebung (circa 1000 Fuß) zur Anlage einer Handels-Station für sehr gut geeignet.

— Unter der Führung von W. H. Tietkens und auf Kosten der „Central Australian Exploring Association" soll von Adelaide aus eine neue Expedition in das Innere von Australien gesandt werden. Von der Station Alice Springs, am Fuße des Mc. Donnell-Gebirges (am südlichen Wendekreise), soll sich dieselbe westwärts wenden, um namentlich die Umgebung des Lake Amadeus auf ihre Naturbeschaffenheit und ihre Hilfsquellen zu durchforschen.

Allgemeines.

— Am 2. März d. J. hielt Professor Dr. W. Förster vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde einen Vortrag über die schließlichen Ergebnisse der Forschung betreffend der Krakatoa-Phänomene. Danach ist es durch die Untersuchungen der wissenschaftlichen Kommission, welche die „Royal Society" eingesetzt hatte, vor allen Dingen völlig außer Zweifel gestellt, daß die bekannten Dämmerungserscheinungen in direktem Zusammenhange mit der Krakatoa-Eruption standen. In den Tropen sind dergleichen Erscheinungen, hervorgerufen sowohl durch die daselbst so zahlreichen thätigen Vulkane als auch durch die großen Steppenbrände, sehr häufig. Der furchtbare Krakatoa-Ausbruch gab ihnen nur eine viel größere Intensität und eine viel größere Ausdehnung. — Die Schallwirkungen der Explosion wurden bis Rodrigues, d. i. 5000 km weit, vernommen — eine Entfernung, die derjenigen von Hamburg bis zum Tschad-See zu vergleichen ist. In sehr fernen Häfen glaubte man Notbschüsse von gestrandeten Schiffen zu vernehmen. Nahe dem Eruptionsherde war die Schallwirkung dagegen verhältnißmäßig schwach, weil sie durch die ungeheuren Massen aufgewirbelten Staubes und Dunstes gedämpft wurde. — Die große Stoß-Luftwelle, welche durch die Explosion hervorgerufen wurde, umkreiste vier- bis fünfmal die Erde. In Berlin traf sie 10 Stunden nach der Explosion ein, und in 36 Stunden hatte sie die ganze Erde umlaufen. — Die Staub- und Gasmassen, welche aus dem Krakatoa-Schlunde hervorbrachen, wurden 30 bis 40 km empor geschleudert, um sofort von einer starken Luftströmung erfaßt und rasch in der der Drehung der Erde entgegengesetzten Richtung fortgeführt zu werden. Allmählich verbreiteten sie sich dann in der Atmosphäre über die ganze Erde, und auch heute noch sind sie wahrscheinlich noch nicht wieder vollständig verschwunden; die merkwürdigen „leuchtenden Nachtwolken", die man gegenwärtig beobachtet, dürfen als eine letzte Nachwirkung des Krakatoa-Phänomens betrachtet werden.

Inhalt: Dr. Emil Deckert: Die hauptsächlichsten Küstenplätze des Galla- und Somali-Landes. (Schluß. Mit acht Abbildungen.) — Adrian Jacobsen: A. Jacobsen's und H. Küthe's Reise in Niederländisch-Indien. (Fortsetzung.) — Karl Haberland: Gebotene und verbotene Speisen bestimmter Tage. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Australien und Polynesien. — Allgemeines. (Schluß der Redaktion am 16. März 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Friedrich Ratzel's Völkerkunde[1]).

Von Dr. G. Leipoldt.

(Mit drei Abbildungen.)

Ratzel's Völkerkunde, von welcher vor kurzem der dritte und letzte Band erschienen ist, nimmt ohne Zweifel in ganz besonderer Weise das Interesse aller derjenigen in Anspruch, welche sich aus Beruf oder Neigung mit Erdkunde beschäftigen. Das stattliche und groß angelegte Werk behandelt zuerst in klarer, geistreichen Auseinandersetzungen die Grundzüge, welche die Völkerkunde im allgemeinen beherrschen, und entwirft sodann ein lebensvolles Bild von den einzelnen Völkern, von ihren Körpermerkmalen, ihrer Kleidung, ihren Wohnstätten und ihren gewerblichen Leistungen, von ihrer Sprache, Dichtung und Religion, von ihren Sitten und Gebräuchen, sowie von ihren staatlichen Einrichtungen. Die Kulturfortschritte der Völker sind ganz wesentlich bedingt durch ihren Wohnplatz; darum empfinden wir es sehr angenehm, daß stets erst der Erdraum geschildert wird, auf dem die Völker wohnen, und die Einflüsse nachgewiesen werden, welche die Eigenart des Bodens auf die Volksentwickelung ausübte. Die kräftige, vielfach schwungvolle Sprache, welche dem Verfasser eigen ist, wird aufs beste unterstützt durch eine überaus reiche Anzahl von ausgezeichneten Bildern — meist Nachbildungen von Originalphotographien. In zahlreichen Werken ähnlichen Inhalts beschränkt sich die Veranschaulichung eines Volkstypus auf die Abbildung einer einzigen Person, die dann als typisch für den betreffenden Stamm oder die betreffende Rasse gelten muß. Jeder, der sich einmal mit ethnologischen Studien befaßt hat, weiß aber, daß ein solches Bild leicht die ganz falsche Vorstellung erweckt, als ob nach solchem Typus das ganze Volk geartet sei. In Wahrheit ist die Gestalt des menschlichen Körpers, insbesondere des menschlichen Antlitzes, so überaus mannigfaltig, daß wir erst durch den Anblick einer größeren Anzahl typischer Gestalten — wo möglich aus beiden Geschlechtern, sowie von verschiedenen Altersstufen — mit den Körpermerkmalen eines Volkes einigermaßen vertraut werden. Wir sind daher dem Verfasser dankbar, daß er das Werk nicht bloß in gewählten Worten, sondern auch in zahlreichen, vorzüglich ausgewählten Gruppenbildern in lebendiger und berechter Weise sprechen läßt. Auch die Wohnungen, Kleidungsstücke, Waffen, Hausgeräthe und sonstigen gewerblichen Erzeugnisse der Völker sind durch zahlreiche wohlgelungene Abbildungen veranschaulicht.

Angesichts der Thatsache, daß sich die Völker der Erde überall mehr oder weniger mit einander vermischt haben, verzichtet der Verfasser auf eine strenge Scheidung der Rassen. Er ordnet die Völker vielmehr im wesentlichen nach geographischen Gesichtspunkten, also vor allem nach der Gleichartigkeit ihrer Wohnräume, ohne dabei ihre ethnographische Stellung aus dem Auge zu verlieren.

Aus dem reichen Inhalt des Werkes heben wir nur einige wichtigere Punkte hervor.

[1]) Bd. I: Die Naturvölker Afrikas. Mit 494 Abbildungen im Text, 10 Aquarelltafeln und 2 Karten. 756 S. Leipzig 1884. Bd. II: Die Naturvölker Oceaniens, Amerikas und Asiens. Mit 391 Abbildungen im Text, 11 Aquarelltafeln und 2 Karten. 786 S. Leipzig 1886. Bd. III: Die Kulturvölker der Alten und Neuen Welt. Mit 235 Abbildungen im Text, 9 Aquarelltafeln und einer Karte. 754 S. Leipzig 1888.

Digitized by Google

Da die Welt- und Kulturgeſchichte beſonders die fortgeſchrittenſten Völker der Erde in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht, ſo hat die Völkerkunde die Pflicht, ſich um ſo eifriger den tieferen Schichten der Menſchheit — den Naturvölkern — zuzuwenden. Den letzteren ſind daher zwei Bände gewidmet, während ſich nur einer — der dritte — mit den Kulturvölkern beſchäftigt. Der Kulturunterſchied, welcher zwiſchen verſchiedenen Gruppen der Menſchheit beſteht, gründet ſich nach Ratzel weniger auf die verſchiedene Begabung derſelben, als auf zahlreiche innere und äußere Verhältniſſe, unter denen ſich die Völker entwickelu, beſonders auf die Verſchiedenartigkeit des Wohnraumes. Bei den Naturvölkern wird faſt alle Kraft im Kampfe um das Daſein verbraucht; daher giebt es hier keine Anſammlung und Befeſtigung der geiſtigen Errungenſchaften. Wo aber die Summen geiſtiger Errungenſchaften ſich vereinen und von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich fortpflanzen, da werden die Völker zu Kulturvölkern. Jene gleichen nach ihrem geiſtigen Wachsthum ſchwachen, alljährlich hinſterbenden Kräutern, dürftigem „Völkergeſtrüpp“, dieſe hingegen mächtigen Bäumen, welche ſich nach und nach zu ſtolzer Höhe erheben. Das eigenthümlichſte Erzeugniß der Völker

Sattel, Sattel- und Speerſpitzentaſche eines Fürſten von Bagbirmi.

ſind die Sprachen; doch löſen ſich dieſelben nicht ſelten von ihren Erzeugern los, um auf fremde Völker überzugehen. Ueber den Wortreichthum der Sprachen entſcheidet vielfach das Bedürfniß. Intereſſant iſt die Thatſache, daß die Zeichen- und Mienenſprache häufig von kosmopolitiſcher Bedeutung iſt. So begegnete Livingſtone in Kaſembe's Reich einem Taubſtummen, der ganz derſelben Zeichen ſich bediente wie die Sprachloſen Europas. Religiöſe Vorſtellungen beſitzen alle Völker, wenn auch in ſehr ungleichem Grade; völlige Religionsloſigkeit kann nur die Frucht einer gemüthabſtumpfenden Uebertultur ſein, niemals aber das Ergebniß roher Unkultur. In dem Abſchnitte über Erfinden und Entdecken wird gezeigt, daß ſich große Neuſchöpfungen, wichtige Kulturfortſchritte bei Naturvölkern nur ſelten ereignen. Um ſo häufiger verbreiten ſich aber einzelne Kulturleiſtungen von Ort zu Ort und von Volk zu Volk. Die Thatſache, daß die verkehrsärmſten Völker (d. i. die Völker an den Spitzen der Kontinente und auf den ſchwerſt erreichbaren Inſeln, alſo die Bewohner von Auſtralien, vom öſtlichen Polyneſien, vom ſüdlichen Südamerika und vom inneren Südafrika) gleichzeitig auch die kulturärmſten ſind, beweiſt aufs klarſte, daß die ſpontane

Digitized by Google

Entstehung gleicher Leistungen an entlegenen Orten zu den Seltenheiten gehört, und daß vielmehr die Verbreitung gewisser Kulturleistungen einfach die Frucht eines regen Völkerverkehrs ist. Hierauf berichtet das Werk über die Bedingungen, unter denen sich Ackerbau und Viehzucht entfalten, sowie über die Einflüsse dieser Beschäftigungsweisen auf die Schicksale der Völker. Das Kapitel über Kleidung und Schmuck legt dar, daß völlige Unbekleidetheit unter keinem Volke vorkommt; Schutz gegen Wind und Wetter, sowie Befriedigung des Schamgefühls und der Gefallsucht sind die Zwecke der Kleidung. Der Abschnitt über die Wohnstätten entwirft ein anschauliches Bild von der Verschiedenartigkeit der Bauten, insbesondere bei den Naturvölkern. Betrachtungen über Familie und Gesellschaft, sowie über den Staat beschließen den ersten, allgemeinen Theil.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wendet sich der Verfasser zur Besprechung der Naturvölker Afrikas. Hinsichtlich der Abstammung derselben eignet sich Ratzel die Ansicht von R. Lepsius an, wonach der afrikanische Kontinent ursprünglich eine gleichartige Bevölkerung enthielt; dieselbe besaß im wesentlichen nur einen Rassentypus, und erst später bildeten sich die heutigen Unterschiede aus, die als Schattirungen von untergeordneter Bedeutung angesehen werden müssen. Die unablässigen Wanderungen der afrikanischen Völker, sowie der Sklavenhandel haben zu immer neuer Vermischung sehr wesentlich beigetragen. Gerade deshalb aber möchten wir — im Widerspruch zu Ratzel — behaupten, daß in früheren Zeitaltern die Rassenunterschiede schärfer hervortraten, wie wir auch den Satz nicht unterschreiben möchten, daß keine der afrikanischen Rassen diesem Erdtheil allein angehört; denn die negerähnlichen Völker Südasiens und Australiens unterscheiden sich trotz gewisser Aehnlichkeiten doch in nicht unwichtigen Punkten von den Negern; vor allem aber möchten wir, was Ratzel übrigens

Japanische Ackergeräthe.

an anderer Stelle auch thut, den gelben Hottentottenstämmen Südafrikas eine selbständige Stellung zuerkennen.

Da Ratzel einen einheitlichen Ursprung der afrikanischen Völker annimmt, so zerlegt er demgemäß dieselben rein geographisch in drei Gruppen: in Süd-, Central- und Westafrikaner. Die erste dieser Gruppen umfaßt die Buschmänner und Hottentotten, sowie die Kafferstämme, Damara und Ovambo; die zweite die Zambesi- und Nuassastämme, die Makebele, die Krieger- und Hirtenvölker hamitischer Abstammung (Galla, Somali) und die dunkleren und helleren Völker am oberen Nil; die dritte die Völker der westafrikanischen Küste, sowie die Neger des Niger-Benue-Gebietes. Eine ausführliche Besprechung des Negers, seiner Körpermerkmale, seines Geistes und Charakters, seiner Beziehungen zu Familie und Stamm, seiner Religion und materiellen Kultur findet sich inmitten des Abschnittes, welcher die erste der genannten drei Gruppen behandelt.

Der zweite Band beschäftigt sich mit den Naturvölkern Ozeaniens, Amerikas und Asiens.

Der Verfasser beginnt mit den Naturvölkern des Stillen und Indischen Ozeans, also mit den Australiern, Polynesiern, Mikronesiern und Melanesiern, Malayen und Madagassen. Da auch hier die Anordnung des Stoffes nach rein geographischen Grundsätzen erfolgt, so darf es nicht befremden, wenn den papuanischen Melanesiern mitten unter den malayischen Völkern ein Platz angewiesen wird. Mit besonderem Nachdruck hebt Ratzel, gestützt auf die Berichte von Robert Hartmann, Krause und Finsch, die große Negerähnlichkeit der Papua hervor, und ist der Meinung, daß ein ehemaliger Zusammenhang aller schwarzen Rassen in hohem Grade wahrscheinlich ist, zumal die büschelförmige Vertheilung des Haares über den Haarboden, welche bisher als der wesentlichste Unterschied zwischen den Negern und Papuas betrachtet wurde, nach neueren Zeugnissen (besonders von Finsch) einigermaßen fraglich gewor-

Digitized by Google

den ist. Ob die papuanische Rasse von der Rassenliste gestrichen werden darf, möchten wir jedoch zur Zeit noch bezweifeln, da außerdem noch manche Unterschiede zwischen Papua und Negern bestehen. Auch die Thatsache, daß einzelne Forscher leibhaftige Negerphysiognomien unter den Papua gesehen haben, dünkt uns wenig beweiskräftig zu sein; bemerkt doch Ratzel selbst: „Daneben giebt es (unter den Papua) auch Physiognomien, die an Indianer, wie Finsch angiebt, oder sogar an Europäer, nach Raffray's Mittheilung, erinnern." Unter diesen Verhältnissen kann den oben erwähnten Wahrnehmungen keine allzu große Beweiskraft zugeschrieben werden.

Besonders interessant ist das Kapitel über die Wanderungen der Völker auf dem Stillen Ozeane. Theilweise waren diese Wanderungen unfreiwillig, d. h. einzelne Polynesier wurden verschlagen oder durch Hungersnöthe fortgetrieben; theilweise entsprachen sie dem Wandersinn und der Kühnheit jener Völker; theilweise wurden sie endlich durch politische und merkantile Interessen herbeigeführt. So erklärt sich die erstaunliche Thatsache, daß sich die malayo-polynesischen Völker über einen Meeresraum von 210 Längen- und 80 Breitengraden ausbreiten konnten.

Ein syrisches Mädchen.

Ein weiterer Abschnitt gilt den Naturvölkern Amerikas. Ratzel neigt wie die meisten neueren Forscher zu der alten Anschauung Blumenbach's, wonach alle Amerikaner mit Ausnahme der Eskimo einer einzigen Rasse angehören. Die Naturvölker der Polarländer bilden den Schluß des zweiten Bandes. Obwohl diese Völker drei verschiedene Erdtheile bewohnen, so rechtfertigt sich doch ihre Vereinigung aus zahlreichen Gründen. Sie zählen alle zu den mongolenähnlichen Völkern; sie besitzen durchweg agglutinirende Sprachen; ferner ist ihnen allen eigen Mangel der Metallbearbeitung, große Vertrautheit mit dem Meere, der nomadische Grundzug des Lebens, mangelhafte gesellschaftliche und staatliche Gliederung.

Während uns die ersten beiden Bände die Naturvölker der Erde vorführen, beschäftigt sich der dritte mit den Kulturvölkern.

Der erste Abschnitt giebt einen Ueberblick über die Lebensformen der Völker der Alten Welt und schildert vor allem den Gegensatz zwischen Nomaden und Ansässigen, zwischen Hirten und Ackerbauern. Dieser Gegensatz wird hauptsächlich durch den Wechsel von Steppe und fruchtbarem Kulturland bedingt. Demgemäß weicht die Kultur selten von dem Boden, an dem sie einmal haftet, wie auch die Völkerströme über denselben hinziehen mögen, oder sie kehrt wenigstens nach kurzer Flucht immer wieder auf denselben Schauplatz zurück. Der Grund dieser Erscheinung ist leicht zu erkennen. Was festhält, ist kulturfördernd. Nichts aber wirkt befestigender auf den beweglichen Menschen als die Fruchtbarkeit des Bodens in Verbindung mit günstigem oder doch erträglichem Klima. Hingegen gehören die Steppen und Wüsten, welche sich vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean durch die ganze Alte Welt erstrecken, zu den Gebieten, in denen die Völkerwanderung in Permanenz erklärt ist. Diese Länder mit ungenügender Fruchtbarkeit zwingen die Völker zum Wandern. Im großen und ganzen führen die Nomaden eine schlechte Wirthschaft; denn sie verlieren Zeit und opfern Kräfte in nutzlosen Bewegungen, wobei sie zugleich zahlreiche nützliche Dinge verwüsten, welche eine seßhafte Bevölkerung noch mit großem Vortheil verwendet.

Folgendes sind die Gruppen, in welche die einzelnen Kulturvölker eingeordnet werden: der erythräische Völkerkreis (die Völker Nordafrikas und Arabiens), der innerasiatische, indische und ostasiatische Völkerkreis, die altamerikanischen Kulturvölker und der mittelländisch-atlantische Völkerkreis.

Der Abschnitt über die erythräischen Völker beschreibt die mannigfachen Volkstypen, die im Nordafrika und Arabien vorkommen, entwirft aber zugleich auch ein sehr lehrreiches Bild von den zahlreichen Wechselbeziehungen, welche insbesondere zwischen der Ostküste Afrikas und den benachbarten Asien seit uralten Zeiten bestanden haben. Die Ostküste Afrikas erscheint dabei „als der Strand, auf dem die von Asien herüberschlagenden Völkerwogen sich brechen". Seit den Hyksos-Einfällen nach Aegypten bis zu den neuesten Zügen der Araber an die großen mittelafrikanischen Seebecken, also seit dem zweiten Jahrtausend v. Chr., sind diese Wanderungen nicht zum Stillstand gelangt und haben zahlreiche Völkermischungen veranlaßt.

Ein weiterer Abschnitt des Werkes führt uns zu den Mongolenvölkern Innerasiens. Ihr Mongolentypus ist nicht überall gleich deutlich ausgeprägt. Es finden sich z. B. die Mongolenmerkmale ungleich reiner im Osten und Norden, insbesondere bei den eigentlichen Mongolen, als im Südwesten und Süden bei den Turkvölkern und Tibe-

Digitized by Google

tauern. Hinsichtlich der letzteren nimmt Ratzel mit Berufung auf Prjewalski an, daß sie den Zigeunern ähnlich sind und in ihren Physiognomien ein Gemisch von mongolischen und indischen Zügen erkennen lassen. Noch weiter entfernen sich die Turkvölker von den Grundzügen des mongolischen Typus, durch höheren Wuchs, längeres Gesicht, längeren Schädel, stärkeren Bart, weniger eingedrückte Nase, weniger breiten und dicklippigen Mund. Die Türken des Westens sprechen zwar türkisch, haben aber nichts von den mongolischen Rassenmerkmalen, sind vielmehr von Rasse Arier.

Außerordentlich mannigfaltig ist die Herkunft der indischen Völker. Die ältesten (vor-dravidischen) Volkselemente besitzen mancherlei Negermerkmale: platte Nase, wulstigen Mund und welliges, starkes Haar. Von ihnen unterscheiden sich die dunkelfarbigen Dravidas auf dem Hochlande von Dekhan durch gewisse mongolische Merkmale, insbesondere durch ein straffes Haar. Da wiederholt Mongolenhorden in Indien eingebrochen sind, so befremdet es wenig, wenn wir auch sonst mongolischen Volkselementen begegnen, z. B. den Marathen. Die Hindu von arischem Typus sind dunkel- bis kaffeebraun; sie sind ausgezeichnet durch ein schönes Oval des Gesichts, durch schmale, oft leicht gebogene Nase und glattes, schwarzes Haar. Hindu höherer Kasten ähneln einigermaßen Griechen und Italienern. Die Hauptmasse der indischen Bevölkerung ist entschieden ein Mischvolk. Diese „gemischten Inder" erinnern durch ihre schönen Gesichtszüge, ihre Adlernase und ihr langes, lockiges Haar lebhaft an die Zigeuner, deren indische Abstammung besonders aus sprachlichen Gründen sicher erwiesen ist. Bei den südindischen Völkern ist auch eine Mischung mit Malayen nicht ganz unwahrscheinlich. Die Ethnographie Vorderindiens enthält jedenfalls noch manches dunkle Problem. Den Ariern Indiens stehen die Iranier nahe; doch dürften reine, unvermischte Perser noch seltener sein, als reine arische Inder. Vielmehr haben sich dieselben mit Türken, Kurden, Arabern, Armeniern, Kaukasiern, Juden, Zigeunern, Afghanen, Belutschen und Hindu vielfach vermischt. Ebenso wie bei den Iraniern, sind auch bei den Bewohnern Hinterindiens die Körpermerkmale infolge zahlreicher Mischungen mit chinesischen, malayischen und indischen Elementen beträchtlichen Schwankungen unterworfen.

Der ostasiatische Völkerkreis umfaßt außer einigen südostasiatischen Bergstämmen von mongolischem oder malayischem Typus vor allem die Chinesen und Japaner. Hinsichtlich der beiden letztgenannten Völker zeigt der Verfasser, daß sie durchaus keine gleichartigen Volksmassen bilden. Die Nordchinesen haben eine weizengelbe Hautfarbe, auf welcher sich das Roth der Wangen vielfach wirkungsvoll abhebt, während die Südchinesen eine nahezu braune Haut besitzen. Auch ist die Bevölkerung im Süden von wesentlich kleinerem Wuchse, als im Norden. In Japan lassen besonders die niederen Volksklassen zahlreiche Eigenheiten erkennen. Dunklere Färbung, grobknochiger Bau, sowie mancherlei Sitten und Gebräuche weisen auf Beziehungen zu den Malayen hin. Man würde jedoch zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, daß in Japan das Volk der Aino von einem malayischen theils verdrängt, theils verändert worden sei, und daß die heutigen Japaner aus dieser Mischung hervorgegangen seien. Natürlich werden auch die Kulturleistungen dieser Völker ausführlich besprochen.

Der vorliegte Abschnitt des Werkes versetzt uns nach Amerika, zu den altamerikanischen Kulturvölkern und berichtet über die verschiedenen Stufen und Mittelpunkte amerikanischer Kultur, sowie über die Beziehungen zwischen den Kulturen der Alten und Neuen Welt. — Mit einer Zergliederung des bunten Völkergemischs im Kaukasus, sowie mit einer kurzen Uebersicht über die neugeschichtlichen Völker Europas schließt das Werk.

Bei aller Anerkennung, die wir der schönen und außerordentlich anregenden Arbeit Ratzel's zollen, können wir das Bedauern nicht unterdrücken, daß die Litteraturangaben in derselben nur äußerst spärlich zu finden sind. Keine Wissenschaft schöpft aus so mannigfaltigen — zuverlässigen, wie minder zuverlässigen — Quellen wie die Völkerkunde; darum wird jeder, der irgend ein Gebiet derselben zum Gegenstand besonderer Untersuchung macht, die Vertrauenswürdigkeit der zu benutzenden Quellen mit besonderer Sorgfalt zu prüfen haben. Hier läßt aber das Ratzel'sche Werk seinen Leser fast durchweg im Stich. Sollte dasselbe ein bloßes Volksbuch sein, so würden wir diese Forderung nicht stellen. Da es aber mit vollem Rechte einen hohen wissenschaftlichen Werth beanspruchst, so bedauern wir diesen Mangel um so lebhafter, als der Verfasser bei seiner großen Belesenheit durch genaue und reichliche Mittheilung seiner Quellen der Völkerkunde einen besonderen Dienst erwiesen haben würde [1]).

[1]) Die beigegebenen Abbildungen sind dem 3. Bande des Ratzel'schen Werkes entnommen.

A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien.

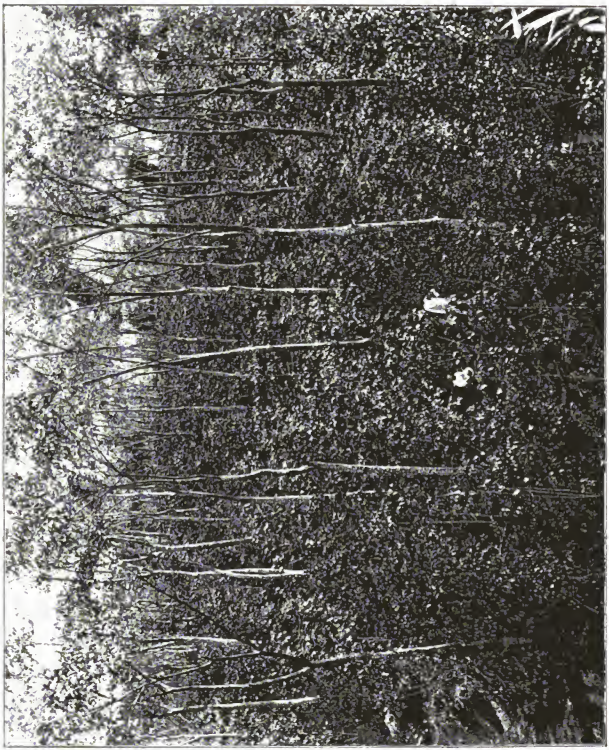
Von **Adrian Jacobsen.**

(Fortsetzung. Mit drei Abbildungen.)

Am 17. Februar konnten wir unsere Reise weiter fortsetzen, um am 18. Februar vormittags auf der Ostseite der kleinen Insel Keisar oder Kissar Anker zu werfen, und ans Land zu gehen. Nach halbstündigem Wandern auf schattenlosem, steinigem Grunde kamen wir in einem Dorfe an, dessen Orang-Kaya („kleiner Radja", ein Christ) uns mit Apfelsinen bewirthete, welche hier sehr gut gedeihen, und uns auch den gewünschten Führer nach dem Hauptorte Wurili, der an der Westseite der Insel liegt, stellte. Wir durchzogen dann kahle, überall mit starken Quarzadern durchzogene Hügel, auf welchen zahlreiche Schafherden die einzelnen Grasbüschel absuchten. Mehr gegen die Westseite hin wurde das Land fruchtbarer, und dort trafen wir auch zahlreiche Eingeborene, welche in Gruppen von 16 bis 30 Personen unter lautem Gesang den Erdboden mit Holzspaten bearbeiteten. Fast auf jedem Hügel standen Dörfer oder einzelne Häuser, welche oft terrassenförmig hinter einander lagen, so daß man beim Besuch eines Dorfes fortwährend Treppen steigen mußte. Die Wände der Hütten waren aus Steinen, Holz, Lehm oder Palmenrippen erbaut. Nach zweistündigem

Digitized by Google

Marsche erreichten wir das Hauptdorf Worili, wo wir bei einem ambonesischen Schullehrer und Prediger einkehrten. Nachdem wir demselben den Grund unseres Kommens mitgetheilt hatten, besahen wir das Dorf, welches an einem kleinen Bache lag, und auf unserer Wanderung durch dasselbe besuchten wir namentlich auch das Gemeindehaus, das aus einer offenen Halle bestand. Unter anderen Gegenständen erregte daselbst besonders eine große Kriegstrommel



Ein Kaffeegarten auf Celebes.

unsere Aufmerksamkeit, deren unteren Theil schön geschnitzte menschliche Beine bildeten. Außerhalb der Häuser hingen korbähnliche Opferstätten, welche dem Opolere (dem Vater der Sonne) errichtet waren. Die Religion ist ja ein sonderbares Gemisch von Heidenthum und Christenthum, und der Fetischkultus ist noch in vollkommenster Weise entwickelt. Zu gewissen Zeiten werden sogenannte Porka-Feste gefeiert, bei denen nachts um eine Porkafahne getanzt wird, die eine mit blauem und weißem Stoff bekleidete und mit hölzernem Kopfe versehene menschliche Figur darstellt. Dabei werden

Kopfringe aus Lontarpalmenblättern, mit schönen bunten Federstutzen geschmückt, getragen. In den Häusern wurden Kistchen mit kleinen menschlichen Figuren aufbewahrt, welche aus Holz, Knochen, Elfenbein, Blei, Zinn, und bisweilen auch aus Silber und Gold bestanden. Im Kriege werden ähnliche Figuren um den Hals getragen. Als wir abends in dem Flusse ein Bad nehmen wollten, sahen wir ein großes Götzenbild, welches die Eingeborenen im vorhergegangenen Jahre auf einem Kriegszuge nach dem am Südostende der Insel gelegenen Dorfe Dirata — nebst fünf abgeschlagenen Köpfen — als Trophäe erbeutet hatten. Schließlich sei noch erwähnt, daß sich auf dieser Insel über 200 Mischlinge befinden, die von holländischen Soldaten des 17. Jahrhunderts abstammen, und die Baluda genannt werden. Ihr Aussehen ist noch dasjenige der Europäer, und namentlich sind sie blond und blauäugig, aber in sprachlicher sowie in religiöser Beziehung sind sie den Eingeborenen gleich.

Am 19. Februar wurde der Geburtstag des Königs von Holland gefeiert, wobei der Lehrer mit seiner Schuljugend und der Sohn des verbannten Radja die Hauptrolle spielten. Vor der Schule erhob sich eine Ehrenpforte aus Palmenzweigen, die niederländische Nationalhymne wurde in malayischer Sprache gesungen, es wurden Schüsse abgefeuert ꝛc. Der Sohn des Radja erschien dabei in europäischer Kleidung.

Am 20. Februar kam der Orang Kaia mit vielen Leuten, welche ethnologische Gegenstände brachten, und es entstand bald ein reger Tauschhandel. Unter anderen Dingen erhielten wir namentlich einige interessante Lanzen, deren Eisenspitzen ganz abweichend von anderen geformt waren. Es waren Geschenke, welche der Wöchnerin bei der Geburt eines Mädchens von den Verwandten des Mannes gegeben werden, sobald die Gatten aus zwei verschiedenen Dörfern stammen. Der Lanze ist gewöhnlich auch noch ein Schwert mit schwarz und weißem Griffe (aus Ebenholz und Elfenbein) beigegeben. Bei der Geburt eines Knaben sind die Verwandten der Mutter verpflichtet, dem Vater mehrere schöne Sarongs zu schenken.

Frauen-Typus von Lette.

Nachmittags zogen wir unsere Anker ein, um einen besseren Hafen aufzusuchen und an der Südostküste der Insel fanden wir thatsächlich einen solchen, so daß wir am Ufer eine Verkaufsstätte errichten konnten. Am selben Abend brachte uns der Sohn des Radja ein im Kriege erbeutetes Götzenbild nebst vielen anderen schönen Dingen.

Am 21. Februar früh morgens kamen dann zahlreiche Eingeborene, und von ihnen erhielten wir viele Kleidungsstücke, Lanzen, Schwerter, runde Schilde aus Büffelleder, geschliffene Steine (welche im Kriege als Waffe verwendet werden), Kriegsamulette (in Form von kleinen Taschen, die mit Wurzeln und Rinden gefüllt waren ꝛc.), Kriegsgötzen, Hausbangötzen, Dorfgötzen ꝛc. Die Bewohner von Kissar bedienen sich, um ihr Eigenthum zu schützen, der sogenannten Verbotsstäbe (Matakao). Dieselben bestehen in aus Holz geschnitzten Figuren (Krokodilen, Schlangen, Hunden, Kriegern ꝛc.), welche in den Feldern auf die Fruchtbäume gehangen werden. Die Bedeutung dieser Figuren ist: „Das Krokodil soll den Dieb fressen, die Schlange ihn vergiften, der Hund ihn beißen, der Krieger ihn tödten!“

Dank dieser Vorsichtsmaßregel sollen auch thatsächlich wenig Diebstähle auf der Insel vorkommen.

Am 23. Februar begaben wir uns in Begleitung des jungen Radja nach einem im Westen gelegenen, jetzt verlassenen Dorfe, wo sich verschiedene Götzenbilder befinden sollten. Die Giebel der Häuser waren daselbst mit vielen Nautilusmuscheln geschmückt. Als Feuerstätte diente eine Riesenmuschel (Tridacna gigantea). In den Häusern standen wirklich sehr hübsche geschnitzte Götzenbilder, welche bald Männer, bald Weiber darstellten; die männlichen hatten Aehnlichkeit mit Buddhabildern und stellten den Opolere dar. In einem Hause, das wahrscheinlich seiner Zeit ein Tempel gewesen war, befand sich auch ein sogenannter Hausanker, d. i. ein Rotangtau, das mit einem Ende an dem Dachhalten und mit dem anderen an einem Steine im Fußboden befestigt war. Dieses Tau ist mit einer Holzscheibe, die ebenfalls mit Muscheln verziert ist, versehen und soll bei Opferfesten in Bewegung gesetzt werden, um den Opolere zu benachrichtigen, daß geopfert werden soll. In alten Holzkisten fanden wir ferner Reste von der so sehr geschätzten Porkafahne (Bandera Porka), freilich infolge ihres hohen Alters in einem sehr schlechten Zustande. — Leider gelang es uns nicht, ein einziges Stück von all diesen Schätzen zu erwerben, weil die Eingeborenen, welche uns gefolgt waren, ihre Wegführung um keinen Preis gestatten wollten. Mißvergnügt kehrten wir also abends auf unser Schiff zurück und segelten bei schönem Mondschein nach der Nachbarinsel Leite ab. Am 24. Februar morgens hatten wir dieselbe zwar erreicht, konnten aber wegen hohen Seeganges an unserem Bestimmungsorte Serwerru nicht anlegen, sondern mußten uns einen Ankerplatz zwischen Lette und Moa suchen und uns dann über Land nach Serwerru begeben. Dem dortigen Posthalter, einem Herrn von Room, schienen wir anfangs nicht sehr willkommen zu sein, als wir verschiedene, bald wir keinerlei Ansprüche machen würden, wurde er aber freundlicher und nahm uns in seinem Hause auf. Wir besuchten dann den in Serwerru stationirten Missionär, welcher mit seiner jungen Frau in einem steten Kampfe mit dem bösen Klima lebte und schnickschnack auf eine baldige Versetzung nach einem besseren Platze hoffte.

Nach dem Mittagessen ließen wir uns unsere Sachen aus Land holen — vor allem die auf Kissar gesammelten Gegenstände — um dieselben sofort zu verpacken. Wir thaten dies gewöhnlich im Freien, damit die Leute sehen sollten, was wir eigentlich wünschten. Oft brachten uns dieselben ja, was gar nicht zu gebrauchen war, wie Krebsscheeren, zerbrochene Töpfe, beliebige Stücke Holz, denen sie irgend eine fabelhafte Eigenschaft zuschrieben ꝛc. In den Augen der Eingeborenen waren wir nämlich nicht ganz zurechnungsfähig.

Digitized by Google

Auf Lette erhielten wir an Hausgeräth wenig, desto mehr aber Ahnenbilder. Viele von diesen letzteren ähnelten wieder sehr den Buddhabildern, andere hatten einen diademartigen Aufsatz und wurden uns als Bilder der Nieste-Priesterin angeboten (einer Frau, die auf vielen Inseln als Stammmutter betrachtet wird). Die Namen der Ahnenbilder wurden uns leider meist verschwiegen, da die Verkäufer die Rache der Geister fürchteten.

Als wir am Abend des 25. Februar einen Besuch im Dorfe machten und uns den Torfgöhen Opusse oder Lusi ansehen wollten, nahmen und die Bewohner dies sehr übel, um so mehr als wir auch einige Häuser betraten. Endlich gelang es dem Posthalter aber sie zu beruhigen. In einem alten, verlassenen Hause fanden wir auf dem Söller, wohin die Bilder gern gestellt werden, eine Anzahl Götzen, die leider ganz zerfallen waren.

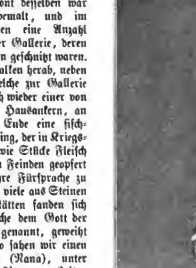
Den darauf folgenden Tag machten wir einen Besuch in einem westlicher gelegenen Dorfe, namens Tombra, wo wir ein interessantes Pomali-Haus sahen (Numa Surfurde). Die ganze Vorderfront desselben war mit Bildern bemalt, und im Inneren standen eine Anzahl Götzen auf einer Gallerie, deren Pfeiler sehr schön geschnitzt waren. Von den Dachbalken herab, neben der Treppe, welche zur Gallerie führte, hing auch wieder einer von den erwähnten Hausankern, an dessen unterem Ende eine fischähnliche Figur hing, der in Kriegszeiten Reis, sowie Stücke Fleisch von erschlagenen Feinden geopfert wurden, um ihre Fürsprache zu erlangen. Auch viele aus Steinen erbaute Opferstätten fanden sich im Dorfe, welche dem Gott der Erde, Oenose genannt, geweiht waren. Ebenso sahen wir einen heiligen Baum (Nana), unter welchem zu bestimmten Zeiten große Opferfeste abgehalten werden. Früher sollen diese Feste wahre Orgien gewesen sein.

Man theilt das Volk auf Lette ein in Adlige (Marna), welche vom Himmel gekommen sind, gewöhnliches Volk (Wasuru) und Sklaven (Ate), und das Heirathen aus einem Stande in den anderen ist verboten. Die meisten Ahnenbilder, die wir in Tombra erhielten, waren solche von den arbeitsscheuen und stolzen Adligen, aus deren Reihe auch die Priester gewählt wurden. Das Amt der letzteren besteht hauptsächlich darin, dem Opolere zu opfern. Obwohl ein kleiner Theil der Bewohner sich Christen nennt, so hängen sie doch alle noch sehr an ihrem alten Glauben. Es gelang uns in Tombra, unter anderem auch den oberen Theil einer Porkasahne und einen Luli (d. h. Herr des Dorfes) zu erhalten. Bei den Porkasesten steht der Priester in der Mitte des Volkes neben der Porkasahne und schlägt eine Tifal lali lali (Männertrommel), so genannt, weil das Unterstheil der Trommel den Unterkörper eines Mannes darstellt.

Sehr bemerkenswerth ist es, daß wir hier das erste mal auf Holzmasken stießen, die bei Tanzfesten gebraucht werden; sie hatten eine entfernte Aehnlichkeit mit denjenigen der Bewohner der Küste von Kaiser-Wilhelmsland.

Die Einwohner von Lette ernähren sich außer von Fischen namentlich von Mais und Reis. Originell erschien uns das Entkernen des Reises, wie es hier üblich ist. Man breitet nämlich die Aehren auf einer Matte aus und tanzt dann mit seinen Freunden — Männern wie Frauen —, indem man sich unter einander die Hände reicht, darauf herum, während dazu die Trommel geschlagen und gesungen wird.

Während unseres Aufenthaltes auf Lette bekamen zwei junge Leute mit einander Streit, wobei einer den anderen einen Heerenmeister nannte. Der so Geschimpfte gerieth darüber derart in Wuth, daß er seinen Gegner mit seinem Klewang tödtete. Danach floh er in den Wald, die Verwandten des Erschlagenen machten aber nun eine förmliche Hetzjagd auf ihn; am Abende des zweiten Tages entdeckten sie ihn, als er am Ufer entlang schlich, tödteten ihn rücklings mit zwei Speerwürfen, schnitten ihm Kopf, Hände und Füße ab, schlitzten ihm den Leib auf, und ließen ihn dann den Vögeln zum Fraße liegen.



Frauen-Typus von Luang.

Die Häuser der Eingeborenen sind auf den Inseln Lette, Moa und Lakor nicht auf Pfähle gebaut, wie sonst fast überall, sondern auf ebener Erde, und die meisten Dörfer liegen auf Hügeln, wegen der häufigen Kriege mit Steinmauern von 8 bis 10 Fuß Höhe umgeben.

Da unsere Ernte eine gute gewesen war, so hinterließen wir auch auf Lette dem Posthalter vier Kisten zur Weiterbeförderung. Am 1. März, 3 Uhr morgens, lichteten wir dann bei schönem Mondschein wieder die Anker und steuerten nach der ostwärts gelegenen Insel Luang, die wir in der darauf folgenden Nacht in Sicht bekamen, aber bei vielen Korallenriffe sowie der widrigen Strömung halber wieder erst nach Tagesanbruch und nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten und Gefahren betreten konnten. Im Hafen von Luang, den nur Schiffe bis zu vier Fuß Tiefgang besuchen können, lagen bereits sechs Prauen aus Makassar, welche nach Timor-Laut bestimmt waren, um dort Trepang einzunehmen. Da es auf Luang keinen Posthalter gab, so gingen wir ohne weiteres zum Radja und baten ihn um ein Obdach für die Tage, die wir auf der Insel zuzubringen gedachten, was er uns in seinem eigenen Hause freundlich gewährte. Nachdem wir dann unsere Tauschartikel aus Land gebracht hatten, machten wir, begleitet vom Radja und von vielem Volk, einen Gang durch das Dorf. Mitten darin standen wieder verschiedene Götzenbilder, die schön mit Muscheln und Schnitzwerk verziert waren. Der Schutzgott des Dorfes hieß Dopele, während das Bild des Opolere sich unter dem Nunu-Baum befand. Auch stießen wir auf mehrere Pomali-Häuser oder Götzentempel, und fast an jedem Hause sahen wir geschickene Opferkörbchen aufgehängt, die mit Reis, Sirih, Pennang und Tabak gefüllt waren, um dem Opolere dargebracht zu werden. Auch auf der Insel Luang befinden sich ein anbonesischer Lehrer und sollen einige der Bewohner dem Namen nach Christen sein. Auch hier — sowie auf Leti und Kisser — werden die Porkasefte gefeiert und ebenso findet man in jedem Hause

Digitized by Google

Ahnenbilder, doch konnten sich die Besitzer nur schwer von denselben trennen.

Es werden auf Luang viele und besonders schöne Sarongs gewebt, die von den Händlern gern gekauft werden, nun später auf Timor-Laut, wo man diesen Baumwollenindustriezweig nicht betreibt, gegen Tripang umgetauscht zu werden.

Es gelang uns hier, außer anderen ethnographischen Gegenständen zwei, wenn auch schadhafte Götzen von Doppelöl zu erhalten — Götzen, die etwa einen Fuß lang, mit Muscheln geschmückt, und in sitzender Stellung auf einem unterlangen Holzsockel befestigt sind. Rechts und links befinden sich hügelähnliche Höcker und hinten eins derselben, in einem leicht in einem Winkel von 45 Grad aufsteigenden, aber nach unten gebogenen Schwanze.

Da Luang im übrigen wenig anderes bot, als Leute, so beschlossen wir, den nun diese Zeit zu Ende gehenden Westmonsun dazu zu benutzen, weiter zu segeln, um sobald als möglich die Key-Inseln zu erreichen. Der Radja toastete uns am 4. März in der Frühe des Morgens persönlich über die Korallenriffe hinaus, um bei der kleinen Insel Kalappa von uns Abschied zu nehmen, nachdem wir ihn für seine Mühe belohnt hatten. An der Insel Sermata, welche steil und stark bewaldet ist, segelten wir vorüber, und am 5. März früh befanden wir uns dicht bei der Insel Wetang, einer Babar vorgelagerten Insel, bei der wir infolge der herrschenden Windstille und Gegenströmung wieder nur unter großen Anstrengungen in den vorhandenen kleinen Hafen einlaufen konnten. Daselbst kam ein junger Eingeborener aus Luang an Bord, der gut Malayisch sprach und uns feurerweit als Dolmetscher diente. Die Bewohner von Wetang haben helle Hautfarbe und durch Waschungen der Haare mit Kalk und Kokosmilch riesige blonde Haarbüsche, die sie mit rothen, baumwollenen Bändern oder Baumrinde in die Höhe binden, so daß sie dadurch ein sehr wildes Aussehen erhalten. Uebrigens haben sie viel Aehnlichkeit mit den Eingeborenen von Timor-Laut, während sie sprachlich mehr mit denen von Luang, Moa und Lette verwandt sein sollen. Auch sie beten Opolere an und besitzen keinen guten Ruf. Von der Insel Dai wird z. B. berichtet, daß jeder, der dort zu landen wagt, erschlagen wird.

Am Nachmittage miethete wir ein kleines Boot und einer von uns fuhr damit nach der Station des Posthalters, während der andere zu Fuß eine Rundreise um die Insel unternahm. Am Dorfe Tepa der Letwatu, auf Babar ist auch eine Posthalter-Station, der Inhaber derselben war aber leider schon Monate zuvor wegen starken Fiebers nach Ambon abgereist. Auch in diesem Dorfe gab es viele Opolere-Götzen, denen Schüsselchen von Reis, Fisch und Siri dargebracht waren. Wir stießen hier auf die ersten Frauen-Sarongs aus Baumbast und Palmenblättern, und die Männer trugen ein bis zwei Faden lange Schamgürtel von gekloptem Baumbast. Das Haar schmückte ein mit Federn verzierter Bambuskamm, und als Waffen dienten verschiedene Arten Lanzen, sowie Bogen und Pfeile. Die Häuser standen hier wieder auf Pfählen und hatten abgetheilte Schlafräume. Wir beobachteten auf Babar sowie auf den meisten anderen Inseln die eigenthümliche Sitte, daß man die Flossen und Schwänze von den Fischen getrocknet in den Häusern aufbewahrte, weil dies den Fischern Glück bringen soll. Die Fische werden meist roh gegessen.

Die Insel ist dicht mit Kokospalmen bewachsen, die Nüsse sind sehr billig und die Bewohner sind hier ebenso, wie auf Timor-Laut, große Liebhaber von Palmwein. Auch wir wurden in jedem Dorfe mit Palmwein und Kokosmilch bewirthet, und die Leute schienen große Freude über unseren Besuch zu haben. Dabei waren sie sehr neugierig und besahen und nicht bloß, sondern befühlten uns sogar, baten uns aber auch, darüber nicht böse zu sein, sie hätten noch so wenig weiße Leute gesehen.

Abends hatten wir noch einen starken Oststurm mit heftigem Gewitter, und wir wurden dadurch nicht wenig beunruhigt, weil es dann sicher ist, daß der Westmonsun zu Ende geht. Am 6. März früh brachten uns zahlreiche Eingeborene ethnographische Gegenstände, da jedoch eine Südbrise aufsprang, gingen wir schon mittags wieder unter Segel, um alsbald von einem starken Gewitter, verbunden mit furchtbarem Nordsturm, und darauf von vollständiger Windstille überrascht zu werden, und mehrere Tage auf der See herum zu treiben. Am 10. März befanden wir uns endlich in der Nähe der zur Timor-Laut-Gruppe gehörenden Insel Mulu oder Maulo, wo wir landeten, weil unser Wasservorrath beinahe zu Ende war. Wir warfen Anker bei dem Dorfe Welmasa, und es kamen mehrere Boote herbei, dieselben wagten sich aber trotz aller Aufforderungen nicht vollständig an uns heran. Da ließen wir, trotzdem wir schon einige Tage beide an starkem Fieber litten, unser kleines Boot aussetzen, steckten unsere Revolver in die Gürtel und fuhren ans Land. Ein einziger Mensch verstand ein paar Worte Malayisch, und ihm theilten wir mit, daß wir Wasser nöthig hätten, worauf man uns zum Wasserplatze führte, welcher aus einer fast ausgetrockneten Pfütze bestand. Da uns dies nicht genügte, kauften wir 200 Stück Kokosnüsse, deren Wasser wir gebrauchen wollten. Die Eingeborenen selbst scheinen wenig Wasser zu bedürfen, da ihnen die Kokosnüsse dasselbe ersetzen. Der Häuptling (Orang kaya) war anfangs sehr scheu und ließ uns durch den Dolmetscher sagen, daß er noch nie weiße Leute gesehen habe, bald wurde er aber zutraulicher, und die Gunst seiner sechs Frauen erwarben wir durch das Geschenk von einigen Nähnadeln und Zwirn. Als wir bald danach wieder an Bord gingen, wurden wir von der ganzen Bevölkerung bis an unser Schiff begleitet, und getrieben von einer mittlerweile aufgesprungenen schönen Westbrise, gingen wir wieder unter Segel.

Digitized by Google

Aus Persien.

Von A. J. Ceyp.

II.

Persien, das infolge seiner Binnenlage und in Ermangelung von Eisenbahnen vom unmittelbaren Einflusse des Abendlandes bis in die Neuzeit sich frei zu erhalten vermochte und mit seinen gesellschaftlichen, politischen und wirthschaftlichen Eigenschaften immer ein Stück urwüchsiges Asien, ein Bild aus den vergangenen Jahrhunderten des moslimischen Ostens dargestellt hat, scheint endlich zu beginnen, der europäischen Kultur seine Pforten zu öffnen. Nasir-ed-din Schâh hat vor kurzem eine Proklamation an sein Volk gerichtet, in welcher er jedem seiner Unterthanen volle Sicherheit des Lebens und Eigenthums gewährleistet, dergestalt, daß die Bevölkerung sortan mit Vertrauen sich in alle Handels- und gewerblichen Unternehmungen einlassen kann, welche die Grundlagen der Civilisation und die Wurzeln von Wohlstand und Reichthum bilden. Der treibende Faktor hierbei ist unzweifelhaft der seit November 1887 in Teherân fungirende Vertreter Englands, Sir Henry Drummond Wolff. Unwillkürlich wird man hierbei an den heftigen Interessenstreit erinnert, der schon seit Jahren zwischen der russischen und englischen Industrie um die Eroberung, bezw. um die Behauptung des persischen Absatzmarktes geführt wird. Aber die erwähnte Proklamation hat auch einen politischen Beigeschmack. Englisches Kapital, gedeckt durch die formellen Verheißungen des Schâ, wird nicht länger säumen, nach Persien einzuströmen, und dort die Herstellung von Verkehrsstraßen — einer Eisenbahnlinie von Teherân zum Hafen von Mohammerâ oder Bûschâhr am Persischen Golfe — vorzunehmen, welche in erster Linie dem Zwecke dienen soll, Persien der englischen Einflußsphäre näher zu führen und eine Parallel-Aktion zu inseriren, sowohl gegen das Eisenbahnprojekt des russischen Generals Komarow nach Meschhâd, als auch gegen den von einer russisch-belgischen Gesellschaft unternommenen Eisenbahnbau von Pirâh-Bâzâr am Kaspischen Meere nach Teherân, von welchem 20 Kilometer bereits fertig gestellt sind.

Es wäre zu wünschen, daß Deutschlands Unternehmungsgeist noch intensiver als bisher, sich der kommerziellen Eroberung neuer Gebiete in Centralasien zuwende. Besonders Persien ist dem deutschen Handel fremder geblieben als andere uns ferner liegende Gebiete. Russen, Engländer, Armenier und Franzosen haben den Groß- und Kleinhandel daselbst in Beschlag genommen. Der Handelsumsatz Persiens im Jahre 1886 betrug ungefähr 3,7 Millionen Toman (à 6⅔ Mark), von denen ⅔ auf die Einfuhr und ⅓ auf die Ausfuhr kommen. Außer Spirituosen (ordinäre, aber auch bessere, wie Rum und Cognac), Rauchfleisch, Häringen, Salz, Konserven, Bier, Möbeln (aus gebogenem Holze) sind folgende gangbare Einfuhrartikel zu führen:

Baumwollenwaaren, weiße	khâm, khalat, kârbas.
„ farbige	shâdir i shâb, kâdâk.
„ bedruckte und unbedruckte,	tshit u pârtshâh i sefid.

Butter, rûghân (findet als Luxusartikel in Blechdosen bei den Europäern der großen Städte Absatz; 1,28 kg wird etwa mit 6 Kerân = 4 Mark bezahlt).

Chinin und andere Medikamente, kinâh u sâir davâhâ.
Droguen, besonders Salze und Bittiole, âmlach u zâdjât i tukhmâh-leráshi.

Eisenbarren,	âhân i nou.
Eisenblech,	âhân i vârâki.
Eisendraht,	mâsfûl.
Eisennägel,	mikh i âhân i nou.
Eisenweißblech,	chalâbi.
Garne, baumwollene,	risnân.
„ hanfene,	nâkh i kânâb.
Glasglocken,	mârdângi.
Glaswaaren, venetianische,	djâm i vânâdik.
Gußeisenwaaren,	âlât i tahmâni.
Kupfer,	mes.
Kurzwaaren,	khurdâh âshâh.
Packsäcke,	tâlis i bârhând.
Porzellanwaaren,	zurûf i tshini.
Seidengarne,	kâdj i tâbidâh.
Stearinlichte,	shâm i kâfûri.
Schneiderutensilien,	âsbâb i khârâzi.
Schreibpapier,	kâghâz.
Schußwaffen, (Gewehre und Pistolen	âsbâb i tufâng u tâpânts-hâh.
Säbel,	shâmshîr.
Schuhdecken für Teppiche,	kâtân i rûfârsh.
Strümpfe, wollene,	djôrâb i pâshmi.
Toilettenspiegel, kleine,	âînâh i bâdâu, nemâ u nâzuk.
Tuche aller Art,	mâhut i hâmâh djûr.
Uhrketten, echte,	zândjirâh i asl.
„ unechte,	„ i hâdâl.
Zigaretten,	sîgâr i sakhtâh.
Zigarettenpapier,	kâghâz i sigâr.
Zinn,	kâl.
Zucker,	kând.

Bedenkt man, daß der Konsum dieser Produkte sich nicht bloß auf die Einwohnerschaft der großen Handelsplätze erstreckt, sondern daß ein solcher Ort in einem dünn bevölkerten Lande immer auch die Bezugsquelle für ferne Binnengegenden, den Ausgangspunkt für ein schwunghaftes Hausirwesen bildet, so muß man sich wohl sagen, daß Teherân, Tâbriz, Jezdahân, Kâsu, Isjâ, Kirmân, Bahrâmâbâd u. a. gar nicht unbedeutende Märkte sein können. Um so mehr muß man es bedauern, daß daselbst andere Nationen mit ihren Erzeugnissen vertreten sind, während Deutschland fast noch ganz fehlt. Bis jetzt ist im ganzen eine einzige böhmische Lampenfabrik, die auch in Konstantinopel und Alexandrien Niederlagen unterhält, in Teherân und Tâbriz vertreten. Und doch ist von einer Abneigung der Händler Teherâns gegen unsere Waare keine Rede. Auf alle meine diesbezüglichen an Ort und Stelle eingezogenen Erkundigungen erwiderte man vielmehr, daß bis jetzt noch wenige deutsche Handelsartikel den persischen Kaufleuten angeboten worden seien, daß sie aber dieselben gegebenenfalls gerne entgegennehmen würden.

Digitized by Google

Die Schuld trifft also nur unsere Kaufleute, deren Indolenz um so unverzeihlicher ist, als Persien uns durch die kaukasische Bahn so nahe gerückt ist. Könnten nicht, wenn schon vorerst versuchsweise, auch einmal die Teheran und Isphahan Musterlager errichtet werden. Möchten doch unsere Kaufleute, unsere Handelskammern und vornehmlich unsere Konsuln sich noch energischer als bisher um die Gewinnung neuer Absatzgebiete für unsere Waaren bemühen.

Obgleich ein Theil des Landes unkultivirbar, weil wirkliche Salzwüste ist, ein noch größerer Theil aber brach und unbebaut liegt, obgleich er entschieden kulturfähig und im höchsten Grade ergiebig ist — selbst bei schwacher Bearbeitung — so giebt hauptsächlich das Getreide meist einen zehnfachen, ja fünfzehnfachen Ertrag. Besonders wird Weizen (gándum) und Gerste (djou) in vorzüglichen Qualitäten, von mindestens doppeltem Gewicht als die unseren, geerntet. Es wird ferner gewonnen: Reis, Hülsenfrüchte, vorzügliche Obstsorten, wie z. B. Pflaumen, Birnen, Aprikosen, Pfirsiche, Quitten, süße Citronen, Granatäpfel und Weintrauben — letztere in so vorzüglichen Qualitäten und in solchen Quantitäten, wie sie kaum ein anderes Land wird aufweisen können. Die beiden besten in Persien gebauten Reissorten sind der aus Peshâwir stammende Tobâmphy, der besonders in Fârs gebaut wird, und der in Mâzândarân und Asterâbâd kultivirte kleinkörnige Ambârdû. Als eine sehr geschätzte Qualität gilt auch der Sadri. Als andere im Mâzândarân vorkommenden Reisvarietäten werden genannt: Bumâkân, Shâhâf; eine geringere Sorte Sâlimbegi, Kâldambôgh, Jârdmâjâh, Thârmâh (berühmt), Reihâny, Alâkâh. Weiter giebt es: Mandeln, Pistazien, Feigen, Datteln, Hasel- und Wallnüsse, Maulbeeren in besonders großen Massen, und die vorzüglichsten Melonen (khârbôzâh) in zwölf Arten. Persien besitzt ferner Wälder von Olivenbäumen — insbesondere längs der Straße von Rásht nach Teherân —, deren schöne Früchte man aber nicht ordentlich zu verwerthen versteht.

Die Weinkultur ist von großer Ausdehnung, da Weintrauben (ángur) gleichwie Reis ein Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen sind. Der Weinstock (riz) gedeiht in besonderer Güte in Khullâr, einem berühmten Weindorfe, zwei Tagereisen nordwestlich von Shirâz. Zur Zeit werden empfehlenswerthe Weine (sherâb) hauptsächlich gekeltert in Shirâz, Kazoin, Hamadân.

Ausgedehnte Tabakplantagen bei Rásht liefern einen guten Cigarettentabak (tutun), während bei Shirâz und Kûri der den Eingeborenen unentbehrliche Wasserpfeifentabak (tâmbakû) in bedeutenden Mengen gepflanzt wird.

Arzneipflanzen findet man in der aralo-kaspischen Wüste. Hauptsächlich sind zu nennen: die verschiedenen Manna- und Gummiarten, z. B. Tamariskenhonig, Eichenmanna, Kirschen- und Pflaumengummi (ángum), Mutterharz (bârzâd), Ammoniak-Gummiharz (ushâk). Dies letztere tritt freiwillig oder in Folge von Insektenstichen aus dem Stamme von Dorema ammoniacum Don (persisch kâl) und Dorema aucheri Boiss. Asa foetida (ankûnâh) ist eine wild wachsende Pflanze und wird in Indien als Gewürz gebraucht (dort hing genannt), ebenso Sagapenum (sâghbinâdj), Opoponax (djawshir), Sarcocolla (únzerut).

Von Harzen sind zu nennen: Mastix (sakiz); dieser ist der Haarsaft von verschiedenen fast über alle Theile Persiens verbreiteten Terebinthaceen; Süßholz (shirin beyân) von verschiedenen Varietäten der Glycyrrhiza glabra, — asperrima und — echinota, welche im großen Ueberfluß vorhanden sind; Salepknollen (esalâb) von Orchis latifolia.

Opium (târjâk) gedeiht mit Ausnahme der Küstenländer des Kaspischen Meeres, deren feuchtes Klima nicht dazu geeignet ist, in ganz Persien. Das nach London gesendete Opium geht von Bândir Abbâs größtentheils nach dem Kontinente, besonders zur Fabrikation des Morphins und der anderen Alkaloide des Opiums.

Verschiedene Fruchtsamen und Kerne, z. B. Anis (bâdiân), die Kerne der wilden Birne (andjudjâk), Koriander (gâshnîz), Kümmel (bâzarâk), Mohnsamen (khâkhnâr), Leinsamen (bâzrâk), Mutterkümmel (zirâh i sâbz), Quittensamen (bâh), Sesamsamen (kundjid) ꝛc. werden nach England, Indien, Arabien u. a. O. theils zu pharmazeutischen, theils zu kulinarischen Zwecken exportirt. Das Destillat von Salix zygostemon Boiss. dient zur Zubereitung eines erfrischenden Getränkes (arak i bidemishk) und wird nach Indien ausgeführt. Rosenöl (atr i gul) wird in größeren Quantitäten nur in Gîlân, und zwar im Distrikte Tâmân, südwestlich von Rásht, Rosenwasser (gul-âb) in größeren Mengen in Meimând, südlich von Shirâz, in Khânsâr, nordwestlich von Isphahan, in Gumsâr bei Kâshân und in Kum zubereitet; beide bilden einen beträchtlichen Exportartikel nach Indien. Von Farbstoffen wären anzuführen: Hennâ, die pulverisirten Blätter von Lawsonia inermis, die einen wichtigen Exportartikel nach allen anderen mohammedanischen Ländern des Orients bilden. Dieses Hennâ wird allgemein von den Eingeborenen zum Färben ihrer Extremitäten angewendet. Krapppwurzel (rúnâs oder rúniâs) wird in der Umgebung von Tâbrîz, in den Landstrichen am Urumiâh-See, sowie in Kâshân, Isphâhan, Jezd gebaut. Hauptanbauplätze sind Isphahan, Schîrâz und Kirmân, und die Ausfuhr geht nach Rußland, Indien, der arabischen Küste des Persischen Golfes und anderwärts. Safran (zaafaran, Crocus sativus) gedeiht in Kâin und Birdjând (Provinz Khurâsân), Saflor (kâfshâh, Carthamus tinctorius) namentlich um Isphahan und Bârâmîn. Die Ausfuhr geht nach der Türkei, Rußland und Indien. Kreuzbornbeeren (kara zâbrâh) von verschiedenen Rhamnus-Arten kommen hauptsächlich in der Provinz Khurâsân und der Umgebung der Stadt Kazvin vor. Galläpfel (mâzû) kommen in Kurdistân und den daran grenzenden Distrikten Ajarbâidjâns, Sâudj Bulâgh, Sârdâsît und Soldûz vor und werden stark nach Rußland und anderen Gegenden exportirt. Das Nußholz wird aus den mit dichten Wäldern bedeckten kaspischen Provinzen ausgeführt; besonders in Betracht kommen: 1) das Eichenholz, bisher nicht in bedeutenden Mengen exportirt; 2) das Buchsbaumholz. Der Buchsbaum (shimshâd) findet sich als dichter Wald in Gîlân und Mâzândarân, in der letzteren Provinz hauptsächlich in dem zwischen den beiden Flüßchen Nâmâkâbrûd im Osten und Sefid Tâmîeh im Westen liegenden Distrikt Tâmîkâbun. Diese Bäume werden seit 1870 in ungeheurer Anzahl gefällt und ausgeführt. Das Eichenholz geht meist schon verarbeitet und zwar in der Form von Faßbauben aus, die gewöhnlich eine Länge von 1 m sowie eine Breite von 12 bis 24 cm haben und 2,5 bis 5 cm stark sind. Der Preis für diese Waare beläuft sich pro 1000 Stück auf 17 bis 18, bei einer Länge von 1, 15 cm auf 20, bei einer solchen von 2 m auf 80 bis 90 Napoleonds. Seit einiger Zeit ist Wallnußmaserholz sehr gesucht, und Agenten europäischer, ganz besonders französischer Kunsttischlereien — sogenannte Louveurs — bereisen das Land, um dasselbe ausfindig zu machen und zu erwerben. Besonders ergiebig ist das die kaspischen Provinzen vom Hochlande trennende Gebirge, wo das gewünschte Holz zu bekommen ist; aber der Transport vertheuert es bei dem gänzlichen Mangel an Kommunikationsmitteln. Der Ver-

Digitized by Google

kaufspreis des kostbaren Produktes beträgt pro Tonne (= 1 cym) 130 bis 140 Francs oder Kerân (persisches Geld) franco porto. Bei Bezug größerer Partien treten noch bedeutende Ermäßigungen dieser Sätze ein. Die Uebergabe geschieht im Hafen von Anzeli am Kaspischen Meere. Die im ganzen Oriente bekannten Schreibrohre (kalâm) von Dizful werden stark nach Indien und der Türkei ausgeführt.

Einen hervorragenden und weiterer bedeutender Ausdehnung fähigen Zweig des persischen Exporthandels bildet die Ausfuhr der Baumwolle seit dem amerikanischen Bürgerkriege. Seit dem Jahre 1868 stieg sie jährlich auf über 100 000 Ballen. Jute wächst in Mâzanderân wild, und ist bisher nur zur Verfertigung von Bindfaden verwendet worden.

In Bezug auf Seide nimmt Persien schon seit den frühesten Zeiten des Mittelalters eine hervorragende Stelle ein. Der Hauptsitz ist Gîlân, dann sind als Seidendistrikte zu nennen: Mâzanderân, Asterâbâd, Kirmânshâhân, Südzeûr, Turbât i Heideriâh, Kâin, Birdjând, Kâshân und Jâzd. Gegenstand des Handels bildet die abgehaspelte Seide selbst (ibrischum), die Seidenabfälle (lâs, kâdj), und die Kokons (pilâh).

Die Hauptdistrikte der Schafwolle sind Irâk, Gulpâigân, Khurâsân, Kirmânshâhân, Nehâvând, Luristân und besonders Kurdistân und Kirmân. Das Fettschwanzschaf (Ovis steatopyga), ist in Persien das verbreitetste Schaf, und hat einen kurzen, aus drei bis vier Wirbeln bestehenden Schwanz, an dem oft Fettablagerungen von 30 bis 40 Pfund sitzen. Eines ganz besonderen Rufes erfreut sich die Unterwolle (kark) der Ziegenhaare (taftik), speziell die der Kirmân-Ziegen, welche dort zur Schalfabrikation benutzt wird und in bedeutenden Quantitäten über Bandâr Abbâs nach Bombay und von dort nach Kaschmir geht. Auch das Haar der persischen Kamele genießt einen besonderen Ruf wegen seiner Feinheit, Weichheit und Länge und wird hauptsächlich in den östlichen und südlichen Provinzen Kirmânshâhân und Kirman gewonnen. Ein ziemlich schwunghafter Export von Bären-, Wolf-, Fuchs-, Marder-, Otter- und Tigerfellen findet aus den nördlichen Provinzen und Jâspahân nach Rußland statt. An dem Mündungsarme des Sefidrûd beim Hafen von Anzeli und bei Pîrâh Bâzâr sieht man Störche, Flamingos, Haubentaucher, Podiceps, Kraniche, Trappen, Wildenten, welche von Norden kommend, während der kälteren Jahreszeit in großen Mengen hier erscheinen und von den Segelbooten aufgescheucht werden. Einen bis jetzt ganz unbeachtet gebliebenen Ausfuhrartikel könnten die Häute von Wildschweinen bilden. Die Thiere werden von den Eingeborenen lediglich des großen Schadens halber gejagt, welchen sie anrichten, wenn sie zur Nachtzeit den Feuchtfeldern in der Ebene ihren Besuch abstatten. Fell und Fleisch läßt man unbenutzt, ja man hütet sich aus religiösen Gründen ängstlich, die getödteten Thiere auch nur anzurühren. Schlachtvieh wird nach der Türkei, Rußland und Indien exportirt, ebenso Kuhhäute.

Die Pferde, deren Preis je nach der Qualität 50 bis 200 Mark, oft auch mehr beträgt, bilden bereits seit dem Mittelalter einen stehenden Exportartikel nach Indien. Zu diesem Behufe befinden sich immer eine Anzahl der in Shirâz anläßlich Bejât-Türken in Bombay. Maultiere wurden in größeren Mengen während des afghânischen Krieges exportirt.

Sehr bedeutend sind die Erträgnisse der Fischereien, welche sich an den Mündungen fast aller der zahlreichen Flüßchen von Asterâbâd bis Tâlish befinden. Sie bestehen in gesalzenen und getrockneten Fischen, Kaviar, Hausenblase ꝛc. Die wichtigsten dort gefangenen Fische sind die Störe, Schergen (russisch sobringa), Hausen (sâg mâhi), Welse (sum), Lachse und Lachsforellen (âzâd mâhi), eine große Karpfenart (kupûr), eine Barbenart (sefid mâhi). Aus dem ganzen Golf wird ein schwunghafter Handel mit getrockneten Fischen nach Zanzibar und Indien getrieben. Nach ersterem gehen gespaltene, 2 m lange Delphine und Haie, nach letzterem auch Hausischflossen als Delikatesse zur Suppenbereitung. Ebenso wird am Golf in Menge eine größere Garnelenart (meigû) eingesalzen und getrocknet. Diese Produkte, besonders aber die letzteren, würden als Delikatessen selbst in Europa Liebhaber finden.

Die Perlenausfuhr aus dem Golf, die sich auf jährlich über 16 000 000 Kerân beläuft und hauptsächlich über Lingâh nach Indien geht, ist bis jetzt ausschließlich in den Händen reicher Banianen (indischer Kaufleute).

Reich ist Persien an Mineralien, wie Blei, Eisen, Kupfer, Antimon, Kohlen — Steinkohlen hat man bisher im Aelburzgebirge gefunden, Braunkohlen kommen in den Gîsâkân-Bergen vor —, Marmor bei Rages, Alabaster, Salpeter, Schwefel, Steinsalz, Naphta, die allerdings nur in ganz ungenügender Weise oder gar nicht ausgebeutet werden. Die berühmten Türkis-Minen, stuftzahn an der Zahl, befinden sich bei Nishâbûr. Die Ausbeute erzielt pro anno 200 000 bis 300 000 Kerân.

Der Preis der guten Teppiche ist 18 bis 25 Mark pro Quadratmeter; die besten sind die aus Farâ (Murghâb-Kashghâi). Die Shalfabrikation ist hauptsächlich in Kirmân und Mâshhâd. Die feinste Qualität erfordert etwa ein Jahr zur Anfertigung, besteht aus der Unterwolle der Ziege und kostet 150 bis 200 bis 300 Mark. Seidenstoffe werden in Jâzd, Kâshân, Jspahân, Râsht fabrizirt und gehen besonders nach Rußland. Seidenstickereien (jildizlik) werden am schönsten in Râsht, weniger gut in Jspahân gefertigt, und der Preis der Râsht-Stickereien beträgt 12 bis 24 Mark pro Quadratmeter. Bronzewaaren und tauschirte Stahlwaaren werden am schönsten und in unübertrefflicher Qualität in Jspahân gefertigt, und haben sich bekanntlich in Europa einen nicht unbedeutenden Markt erworben. Die Zahl der wirklichen Alterthümer hat sich durch die große Nachfrage so vermindert, daß eine bedeutende Ausfuhr in Zukunft kaum noch möglich ist.

Da wir nach Persien nur im Süden, vom Persischen Golfe her, einen freien, bequemen Zugang haben, und seit vier Jahren jeder Transit von Waaren durch Rußland aufgehoben ist, so wird sich im Interesse unseres Handels nach Persien, nach der Inangriffnahme des Baues der Bahnstrecke von Teherân zum Hafen von Mohammerâ oder Bûshâr, die Errichtung einer Dampferlinie nach diesem Hafen sehr empfehlen. In einem Lande wie Persien ist es ungemein schwer, einen richtigen Ueberblick über die Handelsbewegung zu erhalten, und es ist mehr als zweifelhaft, ob die von den Konsulaten in dieser Hinsicht gegebenen Zahlen irgend einen absoluten Werth haben. Es ist jederzeit schwierig, selbst eine annähernde Schätzung des wirklichen Werthes des persischen Handels zu erlangen. Die Ursachen dieser Erscheinung liegen klar zu Tage. Vor allem besteht bei den Zollabfertigungen eine begreifliche Abneigung, ihren jährlichen Gewinn zu veröffentlichen; ferner die Gewohnheit, nur die Anzahl der eingeführten Ladungen eines jeden Artikels, ohne den wirklichen oder deklarirten Werth derselben einzutragen. Endlich darf man auch den ausgedehnten Schmuggelhandel mit den angrenzenden Provinzen Rußlands und der Türkei nicht vergessen. Die Handelsbilanz steht keinenwegs so sehr zu Ungunsten Persiens, wie es auf den ersten Blick der Fall zu

Digitized by Google

sein scheint. Der Schmuggelhandel, dessen Höhe nicht berechnet werden kann, trägt viel dazu bei, das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Meine Ausführungen dürften beweisen, daß die Gelegenheiten nicht bloß in weiter Ferne zu suchen sind, sondern oft noch vor der Thüre liegen. Englands Aufgabe ist es, zu verhindern, daß die russische Regierung auf Persien ihre schwere Hand legt, um dann allen Ausländern dort ebenso den Aufenthalt und Lebenserwerb zu erschweren, wie sie es gerade jetzt in den eigenen Stammlanden macht. Und das ist die politische Seite über den Umfang der deutschen Interessen in Persien.

Kürzere Mittheilungen.

Die mexikanische Republik.

Vor der Geographischen Gesellschaft zu München hielt im Februar d. J. Dr. Felix einen Vortrag über Mexiko, dessen südlichen Theil er in den Jahren 1887 und 1888 zum Zwecke geologischer Forschungen bereist hatte. Ein Hauptcharakterzug des mexikanischen Hochlandes ist nach Dr. Felix die große Bruchspalte, welche dasselbe durchsetzt, und welcher entlang sich die Reihe der mexikanischen Riesenvulkane hinzieht. Zwischen der tiefgelegenen tierra caliente, der höheren tierra templada und der noch höheren tierra fria befinden große Temperatur-Unterschiede, und während Veracruz eine mittlere Jahrestemperatur von 25° C. aufweist, hat die Hauptstadt nur eine solche von 16°. Die Temperaturschwankungen sind auf dem Hochplateau sehr beträchtliche. Die Intensität der Sonnenbestrahlung ist eine besonders große in den Wintermonaten, und während man durch dieselbe eine hohe subjektive Wärmeempfindung hat, so herrscht unmittelbar daneben im Schatten eine verhältnißmäßig sehr niedrige Temperatur. Die Temperaturunterschiede der verschiedenen Höhenlagen sprechen sich deutlich in der Vegetation derselben aus. Im Tieflande der tierra caliente herrscht eine artenreiche, üppige Tropenvegetation. Den mittleren Höhen sind Eichenwälder charakteristisch, wodurch gewisse Anklänge an Deutschland gegeben sind. Bei 2800 m beginnt aber die Nadelholz-Region, der verschiedene Pinus-Arten, die sämmtlich der Weymouthskiefer ähneln, eigenthümlich sind. Am Popocatepetl liegt die obere Vegetationsgrenze in 4300 m Höhe. — An großen Säugethieren ist Mexiko ebenso wie das übrige Amerika arm, dagegen besitzt es eine durch große Mannigfaltigkeit und Farbenpracht ausgezeichnete Vogelwelt, und auch Eidechsen und Schlangen sind häufig. — Die einheimische Indianerbevölkerung trägt in ihrer Physiognomie durchgängig die Züge eines großen Ernstes und großer Verschlossenheit. Mit Ausnahme der Apachen, im Norden des Landes, sind sämmtliche Stämme bald civilisirt, und wenigstens äußerlich Christen. Der Heiligenkultus ist bei vielen kaum etwas anderes als Vielgötterei. Spanisch verstehen fast alle, gegen die weiße Rasse hegen aber alle ein tiefgewurzeltes Mißtrauen an den Tag. Durch seinen konservativen Charakter wäre der Indianer bei höherer Bildung vielleicht besser zur Leitung des Staates geeignet, als die nubebständige Bevölkerung der Weißen und Mischlinge. Um das Bildungswesen steht es nicht gut im Lande, und in den Schulen erzielt man im allgemeinen nur oberflächliche Wichwisserei. Mit der öffentlichen Sicherheit ist es dagegen neuerdings viel besser geworden. Der Einfuhrhandel ist im wesentlichen in der Hand einiger großer deutscher Firmen, das Eisenbahnwesen beherrschen dagegen die Amerikaner und Engländer. Die Landstraßen sind schlecht, und die wenigsten großen Städte kann man zu Wagen erreichen. In politischer Hinsicht war die äußerst freiheitliche Verfassung des Jahres 1824, für die die Nation in keiner Beziehung reif war, verhängnißvoll. In 70 Jahren fanden nicht weniger als 300 Revolutionen und 60 Personenwechsel in der höchsten Regierungsgewalt statt, weshalb die geplanten kulturellen und wirthschaftlichen Verbesserungen natürlich niemals zur Reife gelangten. Der Präsidentschaft Porfirio Diaz blieb es vorbehalten, dem Lande eine längere Periode innerer Ruhe und damit zugleich die Anbahnung auf eine allmähliche Rückkehr zu geordneten Zuständen zu bringen.

Das Mackenziebecken, seine schiffbaren Gewässer und seine Produktionsverhältnisse.

Die Kommission des Senates der „Dominion of Canada", welche beauftragt ist, die Hilfsquellen des großen Mackenziebeckens, heym. des ganzen Raumes zwischen der Hudsonbai und dem Stillen Ocean zu erforschen, hat kürzlich ihren „dritten Bericht" erstattet. Derselbe enthält nicht nur zahlreiche und wichtige schriftliche Mittheilungen, sondern auch eine Reihe werthvoller Karten, auf denen man die Ausdehnung der schiffbaren Gewässer sowie die Verbreitung der nutzbaren Mineralien und anderer Landeserzeugnisse dargestellt findet. Dem erwähnten Berichte sind die folgenden Mittheilungen entnommen.

Als schiffbar werden bezeichnet zunächst von den in die Hudsonbai mündenden Flüssen: der Unterlauf des Moose River, der Albany bis fast an den S. Joseph-See, sowie der Unterlauf des Albany, der Capoonacangamy, der Eyanan, die Unterläufe des Wenisk R. und des Severn R. Die wichtigste Verkehrsader bildet aber hier der fast überall fahrbare Ausfluß des Winnipeg Sees — der Nelson — der als die Fortsetzung des in den genannten See sich ergießenden Saskatschewan anzusehen ist. Auch letzterer läßt die Schiffahrt zu, und ebenso seine beiden Hauptnebenarme, jedoch nur bis an den Ostfuß der Rocky Mountains, etwa in der Gegend der Forts Edmonton und Mc Leod. Dem Ostabhange der Rocky Mountains, etwa bei 55° nördl. Br., entströmen auch die beiden Flüsse, der Athabasca R. und der Peace R., von denen der erstere in den Athabasca-See, der andere in dessen Ausfluß, den Slaveyfluß, mündet. Der Athabasca R. ist, etwa vom kleinen Stlowe-See an vollständig befahrbar; der Peace R. und der Slaveyfluß dagegen bieten der Schiffahrt mit ihren Stromschnellen an einigen Stellen Hindernisse. Der Mackenzie selbst, der dem Großen Sklavensee entfließt, ist auf seinem ganzen Laufe bis zur Mündung schiffbar, in deren Nähe er von Süden her den theilweise fahrbaren Peel R. empfängt. — Diese große Ausdehnung der Wasserwege hat die Hudsonbai-Gesellschaft für die Versorgung ihrer Handelsposten in der Weise auszunutzen verstanden, daß jetzt alle ihre Niederlassungen, welche bis zum Polarkreise und theilweise darüber hinaus reichen, von der Centralstation in Fort Garry zu Wasser erreicht werden können, mit Ausnahme einiger zu Lande zurückzulegenden Strecken, die zusammen etwa nur 200 km ausmachen. Die größte Landstrecke liegt zwischen

Digitized by Google

dem Fort Edmonton und der Stelle des Athabascaflusses, welche als „Athabasca Landing“ bezeichnet wird.

Was die mineralischen Bodenschätze des Mackenziebeckens anbelangt, so wird mitgetheilt, daß eine breite galdhaltige Zone im Quellgebiet des Peace R. beginnt und von da an in nördlicher Richtung, aber allmählich an Breite abnehmend, bis zur Mündung des Mackenzie streicht, östlicherseits vom Peace R., dann vom Mackenzie selbst begrenzt. Als vereinzelte Goldfundstellen sind ein Punkt am Wager River gegenüber der Southampton-Insel und die sogenannten Sleepers in der Hudsonbai angegeben. An braunkohlehaltigen Gebieten fehlt es auch nicht. Ein großer Strich reicht vom nördlichen Saskatschewan bis an den Großen Sklavensund an den Marder-See; im Süden ist derselbe zehn Längengrade breit, nördlich des Peace R. wird er etwas schmaler. Ein zweites Braunkohlengebiet hebt am Großen Bärensee an und erstreckt sich längs der beiden Ufer des Mackenzie bis an die Küste des Eismeeres. Der ganze Ostfuß der Rocky Mountains, vom nördlichen Saskatschewan nach N., enthält Petroleum, und ebenso die gesammten östlichen Ufergegenden des Mackenzie. Andere Mineralien sind ebenfalls nachgewiesen worden, Eisen z. B. am Ostufer des Winnipegsees, am Nordufer des Athabasca-Sees und des Großen Sklavensees, sowie in dem Raume, der zwischen den Flüssen Hayes und Nelson liegt. Kupfer findet sich am Kupferflusse und am Chesterfield-Inlet. Graphitlager sind nachgewiesen u. a. am Wollaston-See, Bleierze am Westufer der Hudsonbai, Salz endlich in dem Distrikte, welcher zwischen dem Athabasca- und dem Großen Sklavensee liegt.

Bezüglich der natürlichen Vegetation hat man es mit drei Hauptformationen zu thun. Den Norden, etwa bis zu einer südöstlich verlaufenden Linie, welche die Mackenzie-Mündung mit Kap Churchill an der Hudsonbai verbindet, nehmen die „Barren Grounds“ oder, wie wir zu sagen pflegen, die Tundren ein. Südlich davon folgt das Waldgebiet, welches den ganzen Raum mit Ausnahme der Prärie und der bereits angebauten Flächen bedeckt. Der Prärieboden endlich beginnt im N. am Südwestufer des Großen Sklavensees, also bei 60° nördl. B. und erstreckt sich von da nach Südosten bis zur Landesgrenze, allmählich an Breite zunehmend.

Für den Bodenanbau können die meisten Theile des in Rede stehenden Raumes nicht in Frage kommen, namentlich nicht das ganze Gebiet der „Barren Grounds“. Auch das Waldgebiet fällt wegen seiner vielfach sesigen oder sumpfigen Beschaffenheit in diese Kategorie, während das Prärieland vollständig als muthbar bezeichnet wird, sei es für Ackerbau oder für Viehzucht. So bilden, von kleineren Strichen abgesehen, die „arable and pasture lands“ eine zwischen dem Ostfuße Rocky Mountains und den mehrfach erwähnten großen Seen eingeschaltete Zone, welche von der Grenze der Vereinigten Staaten, allmählich an Breite abnehmend, bis nahe an die Mündung des Mackenzie reicht. Nach den vorliegenden Angaben soll der Weizen noch am Großen Sklavensee, also bei 61° nördl. Br., reif werden, die Gerste dagegen bis zur Breite des Großen Sklavensees; und die Kartoffel soll bis an das Delta des Mackenzie, bei 68° nördl. B., angebaut werden können.

Im ganzen gewinnt man aus dem oben erwähnten Berichte der kanadischen Kommission den Eindruck, daß die südwestlichen Theile des Mackenziebeckens fruchtbarer sein müssen, als man bisher glaubte, und daß sie geeignet sind, eine ansehnliche Bevölkerung anzunehmen. Allerdings, so lange anderwärts noch günstigere und weniger entlegene Gebiete zur Verfügung stehen, wird der Zufluß von Einwanderern wohl recht langsam erfolgen. A. O.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Zu den Alpen- und sonstigen Gebirgsvereinen wird nunmehr auch ein „Krim'scher Gebirgsklub“ hinzutreten. Die von dem verdienten Krim-Forscher Listof und dem Odessaer Professor Kamenski ausgearbeiteten Statuten desselben sind vielumfassend, und sie bezwecken nicht nur die wissenschaftliche und artistische Bereisung des betreffenden Gebirges, sondern auch die Förderung der Landwirthschaft, des Gartenbaues und der kleinen Industriezweige des Gebirges. Als Mittel zum Zweck sollen Vorträge und Abhandlungen, die in einem besonderen Organ des Vereins erscheinen werden, sowie Sammlungen allerlei Art, Reiseerleichterungen, Wegeverbesserungen, Ordnung eines Führerwesens 2c. dienen.

— Bei Redcave im Kanton Bern ist eine neue große Tropfstein-Höhle entdeckt worden, die eine Ganglänge von etwa 1600 m, eine stellenweise Breite von 600 m und eine Höhe von 4 bis 20 m haben soll.

— Die deutsche Auswanderung über deutsche Häfen bezifferte sich im Jahre 1888 auf 80 671, d. i. nur auf 1198 mehr als im vorangegangenen Jahre, aber auf 103 698 weniger als im Jahre der stärksten deutschen Auswanderung (1881). Die Auswandererziele blieben im allgemeinen dieselben, so daß also die Vereinigten Staaten nach wie vor den Löwenantheil davon empfingen (76 767 gegen 76 115 im Jahre 1887); nur nach Argentinien wandten sich nahezu 40 Prozent Auswanderer mehr als im Vorjahre (1131 gegen 809). — Die Gesammtziffer der deutschen Auswanderung im Jahre 1888 erreichte sich derjenigen früherer fetter Jahre dürfte 100 000 nur um einige Hundert überschreiten; im Jahre 1881 betrug dieselbe 210 547.

Asien.

— Herr Douglas Freshfield macht uns hinsichtlich des Unglücks der Herren Fox und Donkin und ihrer schweizerischen Führer im Kaukasus die folgende Mittheilung, durch die eine frühere vorläufige Mittheilung unserer Zeitschrift (Bergl. „Globus“, Nr. 7, S. 110) an mehreren Punkten berichtigt wird. Die Reisenden sind nicht auf dem Wege von Mulach und dem Ghur-See nach der Nordseite der Bergkette hinübergegangen, sondern durch den wohlbekannten Belicho-Paß, einige dreißig Werst weiter westlich, und haben unterwegs den Dongussorun bestiegen. Aus den Briefen und Tagebüchern der Reisenden ist zu ersehen, daß sie nicht Dumala verlassen, in der Absicht nach Gebi, auf der Südseite der Kette, zu gehen und in sechs Tagen nach Uschtula (Karaul) zurückzukehren. Sie hatten ihrem Dalmetscher Rieger die Weisung gegeben, sie in Karaul mit Pferden zu treffen, um dann nach Gebi weiterzugehen. Sie dachten, in zwei bis drei Tagen in Karaul zu sein, hielten aber natürlich eine Verzögerung für möglich. Das Wetter war von dem Stand-

Digitized by Google

punkte eines Bergsteigers aus betrachtet nicht schlecht, wie man aus dem Berichte anderer Engländer weiß, die zu gleicher Zeit, nur zwei deutsche Meilen Luftlinie entfernt, eine Erstersteigung auszuführen im Begriffe waren. Tatarische Führer hatten den Reisenden bei ihren Besteigungen nichts nützen können.

— Der russische Ingenieur Kopenski, welcher mit der Untersuchung der Mineralölquellen von Pandschakend im Serafschanthale betraut worden war, hat über die Ergiebigkeit dieser Quellen ein sehr günstiges Urtheil gewonnen. Er glaubt, daß dieselben mindestens neun Milliarden Pfund reines Oel zu liefern fähig sein werden.

Afrika.

— Bezüglich der Dr. Hans Meyer'schen Usambara-Expedition (Vergl. Nr. 9, S. 138 ff.) haben wir die erfreuliche Notiz nachzutragen, daß es gelungen ist, die bei der bekannten Katastrophe verloren gegangenen wissenschaftlichen Aufzeichnungen und Kartenskizzen nachträglich zu retten. Ein Inder, der damit ein gutes Geschäft zu machen hoffte, hatte sie von den Räubern erworben, um sie schließlich gegen ein sehr mäßiges Entgelt (140 Mark) an den englischen Generalkonsul zu Zanzibar auszuliefern.

— Zur Festigung ihres Einflusses in ihrem afrikanischen Interessen-Gebiete, und zur Bekämpfung der Wirren, welche die arabischen Sklavenhändlerbevölkerung daselbst hervorgerufen hat, haben die Portugiesen unter der Führung von Antonio Cardoso eine starke Expedition von Quilimane nach dem Nyassa-See entsandt, und es ist derselben auch ohne große Schwierigkeiten gelungen, das Südende dieses Sees (bei Livingstonia) zu erreichen. Die Hauptlinge der Gegend (von Myonda 2c.) leisteten nicht nur keinen Widerstand, sondern bewiesen sich der Expedition freundlich und hilfreich.

Nordamerika.

— Nach A. T. Drummond's Untersuchungen über die Entstehung der großen kanadischen Seen sind dieselben in keinem Falle eine Wirkung der Gletschererosion, wie verschiedene amerikanische Geologen behauptet haben. Auch die Aufhäufung von Glacialschutt hat mit ihrer Bildung nur in beschränktem Umfange etwas zu thun. Der obere See ist mindestens zum Theil eine synklinale Mulde, die bereits in dem cambrischen bis huronischen Erdalter entstand, im einzelnen ist seine Konfiguration aber nebenbei durch vulkanische Ausbrüche bestimmt worden; seinen Ausfluß hatte er ursprünglich in den Weißfisch-Bay. Der Michigan-, Huron- und Ontario-See bildeten in der Präglazialzeit in der Hauptsache ein Flußbett, dessen Wasser erst durch die Erhebung der Schichtenkomplexe des Niagara und Hudson, sowie durch die Hineinlagerung von Sand- und Lehmmassen zu den gegenwärtigen Riesen-Seen gestaut wurden. Seen von geringerem Umfange bestanden aber auch schon an ihrer Stelle in der Zeit vor der Vergletscherung Kanadas. Der Erie- und St. Clair-See, die einst ein einziges Becken bildeten, sind die jüngsten der Reihe, und in ähnlicher Weise, wie die vorhergenannten, zum Theil durch neuere Schichtenfaltungen und zum Theil durch Abdämmung des alten Abflusses vermittelst neuerer Schuttablagerungen gebildet. Bei den Einzelheiten des Verlaufes der Uferlinien waren — namentlich beim Michigan- und Huron-See — auch große Brüche betheiligt, sowie in deren Gefolge die Thätigkeit der Wellen und Strömungen, die Atmosphärilien und die Gletscher (Vergl. „Science", vol. XIII, p. 32).

Südamerika.

— Wie den holländischen Generalstaaten mitgetheilt worden ist, soll der Grenzstreit zwischen Französisch- und Holländisch-Guyana einem Schiedsrichter (Rußland) unterworfen werden. Bekanntlich sollte nach früher abgeschlossenen Verträgen der Marowyne die Grenze bilden; als man aber sich mit dem Innern der Kolonie besser bekannt gemacht hatte, entstand die Frage, welcher der beiden Flüsse Lava und Tapanahony, durch deren Zusammenfluß der Marowyne entsteht, als oberer Lauf des letzteren zu betrachten sei. Zur Entscheidung der Frage wurde 1861 eine aus französischen und holländischen Beamten und Offizieren zusammengesetzte Kommission nach dem Innern von Surinam entsendet (S. Petermann's Mittheilungen 1862), welche den Lava als Grenzfluß erkannte. Eine Bestätigung dieser Ansicht durch die französische Regierung erfolgte jedoch nicht, und so blieb das Gebiet zwischen Lava und Tapanahony bestrittenes Eigenthum, welches durch die in den letzten Jahren dort gemachten Goldfunde einen größere Bedeutung gewann. Von beiden Seiten ist bisher die Sache mit großer Mäßigung und Zurückhaltung behandelt worden, obwohl in den letzten Jahren das streitige Gebiet von französischer Seite immer entschiedener beansprucht wurde. Die hierfür geltend gemachten Gründe werden von dem bekannten Reisenden Henri Coudreau in dem „Bulletin des Etudes Coloniales" etwa folgendermaßen zusammengefaßt: Der nun von der Kommission (1861) hinsichtlich der Grenzfrage gemachte Schluß, daß der Lava eine größere Wasserabfuhr als der Tapanahony habe, ist ungerechtfertigt; die Untersuchung ist zu schnell, um nicht zu sagen zu oberflächlich geführt worden. In dem Berichte der Kommission heißt es: Als im Monat September die Wassermenge, welche die Flüsse liefern, und welche als Jahresdurchschnitt angenommen werden kann, bestimmt wurde, betrug die des Lava mehr als zehnmal soviel als die des Tapanahony. Hiergegen bemerkt Coudreau, daß — die Richtigkeit dieser Angabe vorausgesetzt — doch der Beweis damit noch nicht geliefert sei, daß die im September beobachtete Wassermenge wirklich dem Jahresdurchschnitt entspreche. Jedenfalls ist die Wassermenge des Tapanahony im Winter (von März bis Juni) bedeutender als die des Lava, so daß die Gewässer des letzteren im eigenen Bette viele Kilometer weit aufgestaut werden. Auch scheint es durchaus nicht bewiesen, daß der Lauf des Lava länger und seine Breite größer ist. Letzteres ist allerdings an der Mündung der Fall, doch schon nach einer Tagereise vom Zusammenfluß entfernt, besitzt der Tapanahony eine größere Breite. Auch die Frage der Länge der Quellflüsse ist durchaus nicht erledigt. Von der Stelle an, wo, wie die Kommission annahm, die Quelle des Tapanahony nur eine Tagereise weit entfernt war, hat der Kapitän der französischen Buschneger noch zwölf Tagereisen bis in der Nähe der Quellen der Treuhetta auf dem Fluß stromaufwärts zurückgelegt. Coudreau hat etwa acht Monate im oberen Guyana zugebracht, er ist den Marowyne, den Lava und dessen Quellfluß, den Itany, hinaufgefahren, hat sich längere Zeit in den Tumuc-Humac, zwischen den Quellen des Itany und Camopi aufgehalten, und die Räckreise endlich längs eines bisher unbekannten Nebenflusses des Marowyne angetreten. E. M.

— Die Eisenbahnen und ihr Verkehr haben sich, wie die nachfolgende Tabelle zeigt, in Argentinien innerhalb des fünfjährigen Zeitraumes von 1883 bis 1887 mehr als verdoppelt.

Jahr.	Kilometer.	Reisende.	Warentonnen.
1883	3122	3,9 Mill.	1,87 Mill.
1884	4103	4,1 „	2,44 „
1885	4901	5,68 „	3,04 „
1886	6814	6,32 „	2,81 „
1887	7524	8,21 „	3,93 „ A. O.

Digitized by Google

Australien und Polynesien.

— Der Regierungsgeolog der Kolonie Südaustralien, Herr Brown, hat vor kurzem die Gegend von Alice-Springs (am südlichen Wendekreise) einer Durchforschung unterworfen, namentlich mit Rücksicht auf die daselbst befindlichen Gold- und Rubin-Fundstätten. Das Land zwischen Alice-Springs und Anna Creek fand er wohlbewässert, dasjenige zwischen Alice Springs und den Gruben dagegen schlecht. Die Hitze war eine furchtbare, und in einem Falle wurden nicht weniger als 124° F. (51° C.) im Schatten beobachtet. Es wurden bei der Expedition Kameele benutzt.

— Die reichste Goldmine Australiens ist zur Zeit die „Mount Morgan", 42 km südsüdwestlich von Rockhampton, in der Kolonie Queensland. Sie liegt auf dem Gipfel des Berges Morgan im Centrum eines früheren Geysers. Das Riff ist 600 Fuß lang, 300 Fuß breit und von unbekannter Tiefe, und man schätzt seinen Goldwerth auf mindestens 20 Millionen Pfd. Sterl. Der Ertrag daraus ist ein ungeheurer, und in der Woche vom 17. bis zum 24. November 1888 wurden 25,000 Unzen des feinsten Goldes zu 100,000 Pfd. Sterl. gewonnen. Das Terrain im Umfange von 640 Acres (259 ha) gehörte ursprünglich einem jungen Squatter, welcher es für 640 Pfd. Sterl. an die Gebrüder Morgan verkaufte. Jetzt ist die Mine in den Besitz einer englischen Kompagnie übergegangen und hat einen Werth von mindestens acht Millionen Pfd. Sterl.

Allgemeines.

— Eine schnelle Fahrt zwischen Brindisi und Bombay, die die Reise von England nach Indien in 15 Tagen ermöglichte, legte im letztvergangenen Februar der Dampfer „Oriental" von der „Peninsular u. Oriental Company" zurück. Derselbe brauchte von dem einen Hafen zu dem anderen im ganzen nur 12 Tage.

— Die mittlere Höhe Afrikas und Asiens. Im Jahre 1881 berechnete Josef Chavanne, gestützt auf ein reiches Höhenmaterial, zum ersten Male die mittlere Höhe Afrikas. In einer neueren Arbeit (Petermann's Mittheilungen 1888, Heft VII) hat Franz Heiderich auf Grund der hypsometrischen Karte zu Habenichts Spezialkarte von Afrika diese Rechnung wiederholt. Ist nun auch das hypsometrische Material für eine solche Arbeit noch immer ein außerordentlich lückenhaftes, so verdient doch das Resultat dieser mühevollen, streng methodisch vorgehenden Arbeit die Beachtung aller Geographen. Aus Heiderich's Berechnungen ergiebt sich eine mittlere Höhe Afrikas von 673 m — ein Resultat, welches mit demjenigen Chavannes (661,8 m) nahezu übereinstimmt. Ein anderer Aufsatz desselben Verfassers (aus dem Bericht über das 13. Vereinsjahr des Vereines der Geographen an der Universität Wien) enthält eine Berechnung der mittleren Höhe der Pamir-Gebiete in Inner-Asien. Dieses Plateau hat hiernach die ansehnliche mittlere Höhe von 3790 m; gleichmäßig über ganz Asien ausgebreitet würde das Pamir-Plateau den asiatischen Kontinent um 15,5 m erhöhen. Heiderich giebt noch der Ueberzeugung Ausdruck, daß die für Asien bisher angenommene mittlere Höhe von 500 m entschieden zu niedrig gegriffen ist. G. L.

— Der internationale Geographen-Kongreß, welcher mit der diesjährigen Pariser Weltausstellung verbunden worden soll, wird seine Versammlungen in den Tagen vom 5. bis 11. August in den Räumen der Pariser Geographischen Gesellschaft halten. Die Verhandlungen sollen sich auf mathematische und physikalische Geographie, auf Wirthschaftsgeographie, auf historische Geographie, auf Schulgeographie und auf Reisen und Entdeckungen erstrecken. Die an dem Kongresse theilnehmenden Geographischen Gesellschaften werden wiederholt ersucht, Berichte einzusenden über die Fortschritte, welche die geographische Wissenschaft während des letzten Jahrhunderts in ihren Ländern gemacht hat.

Bücherschau.

— J. L. de Lanessan, L'Indo Chine française. Paris 1889. Felix Alcan. — Unter den französischen Kolonialpolitikern nimmt J. L. de Lanessan ohne Zweifel neben P. Leroy-Beaulieu und P. Gaffarel die erste Stelle ein, und seine Publikationen über die überseeische französische Politik im allgemeinen (L'expansion coloniale de la France, Paris 1886) sowie über einzelne Provinzen des französischen Kolonialreiches (Le Tunisie, Paris 1887; L'Indo-Chine française, Paris 1889) insbesondere verdienen unsere Beachtung um so mehr, als sie auf sehr umfassenden Anschauungen beruhen, die an Ort und Stelle erworben sind. Von der französischen Regierung im Jahre 1886 mit der Mission betraut, die Verhältnisse, mit welchen es die französische Kolonialpolitik in Tunis sowie in Hinterindien zu thun hat, in diesen Ländern selbst zu studiren, hat er es verstanden, die ihm zugefallene Aufgabe in ausgezeichneter Weise zu lösen, und bei der Lektüre seiner Bücher wird man ihm namentlich die Anerkennung nicht versagen, daß er dabei große Mäßigkeit und großen Scharfblick an den Tag gelegt hat, sowie daß er sich frei gehalten hat von jener Kolonialschwärmerei. Den Werth der neuen überseeischen Anregungen Frankreichs verkennt er zwar nicht im geringsten, ebensowenig aber unterschätzt er die Schwierigkeiten, die bei ihrer Fruchtbarmachung für das Mutterland zu überwinden sind. In einem guten Theile sind die praktischen Rathschläge, welche De Lanessan in letzterer Hinsicht giebt, auch von der Regierung in Paris berücksichtigt worden, und seit dies geschehen ist, sind die tonginesischen und anamitischen Angelegenheiten thatsächlich in ein viel ruhigeres Entwickelungsstadium eingetreten, und Frankreich hat allmählich gute Aussicht gewonnen, sich seines neuen Besitzes zu erfreuen. Auf einzelne Abschnitte des vorliegenden Werkes gedenken wir später noch näher einzugehen. Hier begnügen wir uns damit, das Buch allen denjenigen, die sich für die überseeische Politik interessiren, nachdrücklich zum Studium zu empfehlen. Auch für die deutsche Kolonialpolitik ist nach unserer Meinung mancherlei daraus zu lernen.

— Richard Andree und Richard Schillmann, Berliner Schulatlas. Berlin 1889. Stubenrauch'sche Buchhandlung. — Wir halten es für eine sehr glückliche Idee, den Schulatlanten in der Weise, wie es in dem vorliegenden geschieht, einen lokalen Charakter zu geben. Die Kartenbilder gewinnen dadurch für den Schüler ganz bedeutend an Leben und Interesse. Die Ausführung ist sowohl in technisch-kartographischer, als auch in pädagogisch-didaktischer Beziehung vorzüglich. Statt die Hauptkarten mit Flußlinien, Gebirgsschraffen und Namen zu überladen, treten für belangreichere Erdgegenden kleine Nebenkärtchen ein, was wir namentlich mit Freude begrüßen. Eine neue Auflage könnte vielleicht hierin noch verschiedene Ergänzungen bieten.

Inhalt: Dr. G. Leipoldt: Friedrich Rapp's Völkerkunde. (Mit drei Abbildungen.) — Adrian Jacobsen; A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien. (Fortsetzung.) (Mit drei Abbildungen.) — A. J. Cyp: Aus Persien. II. — Kürzere Mittheilungen: Die mexikanische Republik. — Das Madenschöpfen, seine schiffbaren Gewässer und seine Produktionsverhältnisse. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. — Australien und Polynesien. — Allgemeines. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 22. März 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien.

Von Adrian Jacobsen.

(Fortsetzung. Mit vier Abbildungen.)

Erst am 13. März vormittags erreichten wir das Land zwischen Groß- und Klein-Key. Die Insel Klein-Key oder Nuhututut ist dicht bevölkert und alle Dörfer liegen hart an der Küste. Da wir beide sehr fieberkrank waren, so konnten wir aber keins von ihnen besuchen, sondern mußten unser Hauptreisezigel Tual auf der Insel Nuhutawun so bald als möglich zu erreichen suchen. Bei der vollkommenen Windstille ging dies überaus langsam; wir konnten ja unsere Prau nur mit langen Bambusstäben vorwärts bringen, ähnlich wie man es auf den deutschen Flüssen mit den Kähnen zu thun pflegt. Am 15. März hatten wir endlich Tual erreicht, beide vom Fieber sehr geschwächt, so daß der eine ans Land getragen werden mußte. Kapitän A. Langen, der in Tual wohnte, und dessen Bekanntschaft wir schon in Larantuka gemacht hatten, war leider gerade abwesend, wir wurden aber von seinem jüngeren Bruder, der seine Stelle vertrat, auf das gastlichste empfangen. Derselbe ließ uns in ein leerstehendes Haus bringen, weil uns das Geräusch der Sägemühle bei unserer Krankheit unerträglich gewesen sein würde, und zugleich sorgte er dafür, daß wir auf das beste gepflegt wurden. Am 24. März war ich wieder so weit hergestellt, daß ich eine Reise nach Groß-Key unternehmen konnte, wobei mich ein bei Herrn Langen in Dienst stehender Holländer, Namens Jochen, der die Sprache verstand und viele der Eingeborenen persönlich kannte, begleitete. Am nächsten Morgen hatten wir bereits das Dorf Fur, an der Südwestspitze von Groß-Key, erreicht, waren aber sehr enttäuscht, als wir daselbst auch nicht einen einzigen Gegenstand erwerben konnten. Die meisten Bewohner der Dörfer von Groß-Key sind nämlich Mohammedaner, und niemand gestattete uns den Eintritt in die Häuser. Auch in dem Dorfe Langgiar erhielten wir nichts, und unsere Ausbeute in den Dörfern im Norden der Westküste, nach denen wir uns dann wandten, war ebenfalls eine sehr geringe. Deshalb segelten wir abends bei hellem Mondschein nach Norden, und bald ankerten wir bei dem Dorfe Hoku, wo wir am nächsten Morgen durch die laut am Lande betenden Mohammedaner geweckt wurden. In dem Radja Fur, unter dessen Herrschaft das Dorf stand, lernten wir einen sehr vorkommenen, dem Trunke ergebenen Menschen kennen. Da er noch Heide war, hofften wir einige seiner Götzenbilder zu erlangen, wir erhielten aber nichts von ihm, sondern er bettelte uns nur an und war schließlich nur mit Gewalt von unserem Boote wegzubringen. Bei der mohammedanischen Bevölkerung erlangten wir etliches Hausgeräth. Darauf fuhren wir weiter und kamen nach dem Dorfe Larat, das dem Radja Reiro gehörte, und dessen Bewohner zur Hälfte Mohammedaner und zur Hälfte Heiden waren. Hier empfing uns die Bevölkerung freundlicher, und es entspann sich mit ihr ein lebhafter Handel. Bei einem Heiden, in dessen Hause wir Eintritt erhielten, entdeckten

Digitized by Google

wir dicht unter dem Dache einen großen, hausähnlichen Kasten (ein kleines Hausmodell), der mit Thüren und mit einem Fußboden versehen war, und in dem sich ein anderes kleines Kästchen aus Palmenrippen (Gaba-Gaba) befand, in welchem vier Götzenbilder standen — ein Mann und eine Frau mit Sohn und Tochter. Trotzdem ich einen hohen Preis dafür bot, erhielt ich diese Figuren nicht, dagegen verkaufte mir der Mann zwei Stück etwa zwei Fuß lange hölzerne Hähne, die bei langen Reisen auf der Prau — einer hinter und einer vorn — befestigt werden, um als Schutzgötter bei der Fahrt zu dienen. Bald fuhren wir weiter, und bei Sonnenuntergang langten wir am Dorfe Neiro an. Der Radja war zwar abwesend, seine Verwandten empfingen uns aber freundlich, und wir erwarben hier auch einige schöne Dinge. Fast in jedem Dorfe stand dicht am Ufer ein leeres Haus, das mit einer Anzahl Schlafstellen versehen war und den Fremden als Aufenthalt dient. Auch wir verbrachten die Nacht in einem solchen, um dann morgens an der Küste weiter zu segeln und bald am Dorfe Matta Hola anzulangen. Hier stürzte vor einem Felsen eine Quelle herab, in der wir ein erfrischendes Bad nahmen. Das Dorf besaß zwei große Seltenheiten: eine massive goldene Schüssel, mehrere Pfund schwer, und eine Kokospalme, die sich mehrere Fuß über der Wurzel in drei Stämme theilte, wovon jeder Früchte trug. Beide werden heilig gehalten, und an dem Baume werden häufig Opfer gebracht. Wir bekamen jedoch diese Heiligthümer nicht zu Gesicht, weil wir zu spät von ihnen erfuhren. Weiter besuchten wir zwei nördlicher gelegene Dörfer, welche sich dadurch auszeichneten, daß unter der Bevölkerung verhältnißmäßig viele Papua-Sklaven lebten. Früher wurde nämlich von Neuguinea nach Key ein sehr schwungreicher Sklavenhandel getrieben, und erst Herr Langen hat das Verdienst, denselben wirksam bekämpft und zahlreichen Papuas die Freiheit zurückgegeben zu haben.

Frauen-Typen von den Key-Inseln.

Am 28. März reisten wir wieder nach Tual zurück, wo sich der Zustand des Herrn Kühn mittlerweile etwas gebessert hatte, und wo wir die neue Sammlung verpackt verstaut machten. Am 1. April unternahm ich dann mit Herrn Jochen einen Ausflug nach dem Dorfe Kuiseer, in dessen Nähe sich ein berühmtes Götzenbild befinden sollte, wir bekamen dasselbe jedoch nicht zu sehen, weil die mißtrauischen Eingeborenen uns auf jede denkbare Weise irre führten, und wir konnten nur verschiedene Kleinigkeiten von ihnen kaufen. Am 3. April vormittags ging der holländische Postdampfer „Amboina" im Hafen vor Anker, der uns nach langer Pause wieder Briefe von Europa sowie Zeitungen brachte, damit zugleich auch die Nachricht von dem Tode des den Key-Insulanern wohlbekannten Kaisers Wilhelm. Mit diesem Schiffe kam auch ein Herr Wertheim in Tual an, welcher damit beauftragt war, daselbst eine meteorologische Station zu gründen und botanische und geologische Studien vorzunehmen.

Am 5. April fuhr die „Amboina" weiter nach Dula, das nur einige Meilen von Tual entfernt ist, weitere vier Kisten von uns mit fortnehmend. Die Herren Jochen und Wertheim, sowie ich selbst fuhren bis Dula mit. Dort stiegen 14 männliche und 2 weibliche Pilger an Bord, welche eine Reise nach Mekka antraten und von Hunderten von Eingeborenen bis aufs Schiff begleitet wurden. Am Ufer saßen außerdem noch eine Menge Leute — meist Weiber — welche durch jämmerliches Geheul ihre Trauer über die Abreise Ausdruck gaben, wofür sie unserem Bernehmen nach von den Arabern bezahlt wurden. Beim Abschiede wurde jeder Pilger von seinen Verwandten auf Wangen, Nacken und Brust, sowie auf die Rück- und Vorderseite der Hand geküßt. Als endlich die Dampfpfeife ertönte und das Schiff sich in Bewegung setzte, entstand an der Schiffstreppe ein großes Gedränge, und viele Männer sprangen ins Wasser, um schwimmend ihre Boote zu erreichen. Dula ist der Sitz des Posthalters sowie zahlreicher arabischer Kaufleute und Imams, und von hier aus bekehrten die Mohammedaner im Laufe weniger Jahre mehr als die Hälfte der Eingeborenen der Inselgruppe zu ihrer Religion. Es dürfte hier am Orte sein, zu erwähnen, daß der Mohammedanismus in den letzten Jahren im indischen Archipel Riesenfortschritte gemacht hat, ja daß sogar ein Theil der Bevölkerung des westlichen Neu-Guinea zu dieser Religion bekehrt worden ist. Die Bekehrer sollen in erster Linie immer den Radja zu gewinnen suchen, und dabei beträchtliche Summen aufwenden, worauf ihnen dann das Volk meist ganz von selbst zufällt. Das Reisegeld der Pilger von Dula wurde durch eine Sammlung auf der ganzen Inselgruppe zusammengebracht, und ein beträchtlicher Theil desselben soll von den Nichtmohammedanern herrühren.

Am 7. April langte das Dampfschiff „Batavier" in Tual an und mit ihm der Kapitän A. Langen. Unserem Programm gemäß sollte nun Herr Kühn die Inseln Goram, Giffar, Ceram, Buru und Sula besuchen, und zu diesem Zwecke hatten wir einen alten, sich in Tual aufhaltenden Ternatianer angeworben, der uns mit seinem Schiffchen — einem guten Segler — auf der Fahrt nach Groß-Key begleitet und sich dabei als sehr brauchbar gezeigt hatte. Ich selbst dagegen wollte nach Aru, Timor-Laut, Nila, Dammer, Roma sowie nach Portugiesisch-Timor gehen. Wir theilten also unsere Reisegelder und Tauschartikel, und da der Ostmonsun bereits schwach eingesetzt hatte, ersuchte ich den Kapitän Endert von dem „Batavier" — der gleich mir Normeger und mir von früher bekannt war — die Prau im Schlepptau nach dem nächsten Bestimmungsorte Aru mitzunehmen, worauf derselbe gern eingehen wollte. Es kam jedoch anders. Am 11. April, als alles zur Abreise bereit und die Prau schon mit starkem Kabel hinter dem Schiffe befestigt war, bekam ich einen sehr schweren Fieberanfall und mußte infolgedessen leider meinen ganzen Plan aufgeben. Beinahe einen Monat konnte ich nun nicht das geringste thun, und eine zusammen mit Herrn Langen geplante Reise nach dem nahegelegenen Neu-Guinea mußte ebenfalls unterbleiben.

Digitized by Google

Als es mir im Mai endlich wieder besser ging, machten wir mit Herrn Wertheim einen Ausflug nach den an dem Nordende von Klein-Key gelegenen Dorfe Kalani, in dessen Nähe sich an einer, etwa 30 bis 40 Fuß steil aus dem Meere emporsteigenden Felswand mehrere Grotten befinden; sie laufen in zwei bis drei über einanderliegenden Reihen galleriartig die Felswand entlang, und die unterste Reihe, die die größten Höhlen enthält, liegt 10 bis 12 Fuß über der Hochwassermarke. Ueber diesen Grotten waren an der Felswand allerlei Figuren gezeichnet — Frauen, Gesichter, Abdrucke menschlicher Hände, Seekerne, Boote ꝛc., von denen aber niemand zu sagen wußte, von wem sie herrührten. Die Grotten sollen dem Glauben der Eingeborenen nach der Aufenthaltsort der Geister der Verstorbenen sein, und vielleicht stehen die Zeichnungen mit diesem Aberglauben in Verbindung. Wir fanden sie nur von Tausenden von Fledermäusen bewohnt, und auf ihrem Boden breitete sich ein mehrere Fuß mächtiges Lager von Guano aus. Spuren von Menschen konnten wir nicht entdecken. Die Höhlen scheinen durch Wellenschlag entstanden zu sein, und wir konnten deutlich drei verschiedene Hochwassermarken beobachten; es war als ob sich die Insel wiederholt plötzlich um 8 bis 10 Fuß erhoben hätte.

Frau mit Dienerin auf den Key-Inseln.

Auf eine Aufforderung, die der Posthalter an verschiedene Radjas hatte ergehen lassen, trafen mehrere Boote von Groß-Key in Tual ein; unter diesen zeichneten sich besonders zwei aus, die mit doppelt übereinander liegenden Ruderbänken versehen waren. Die oberste Bank, welche in der Mitte eine Art offenes Deck bildete, lag etwa vier Fuß oberhalb des Bootrandes, so daß die unter dem Deck sitzenden Ruderer sich bequem vor- und rückwärts bewegen konnten und die auf dem obersten Deck befindlichen Ruderer hatten längere Ruder, so daß beide Abtheilungen unabhängig von einander arbeiten konnten. Jedes Boot führte eine Menge Flaggen und Wimpel, denn ein jeder Radja besitzt seine eigene Flagge und Standarte, welche sich scharf von der seines Nachbars unterscheidet.

Die Key-Inseln bestehen aus mehr als 50 größeren und kleineren Inseln. Die größte darunter ist Groß-Key oder Nuhujuut und erhebt sich 800 bis 900 m über den Meeresspiegel, während die kleineren — Nuhututut (Klein-Key) und Nuhutawun — höchstens 50 m hoch sind. Letztere bestehen vorwiegend aus Korallenboden. Die Inselgruppe liegt zwischen 131° 50′ und 133° 20′ östl. L. G. und 5° und 6° südl. Br. und ist verhältnißmäßig stark bevölkert, indem etwa 20 000 Menschen darauf wohnen.

Die Eingeborenen der Inseln bilden ein sehr buntes Völkergemisch, besonders in den Dörfern, welche von Händlern besucht werden. Man findet namentlich auch zahlreiche Nachkommen von Einwanderern und Sklaven, die von den benachbarten Aru-Inseln und Neu-Guinea herbeigekommen sind, und die der Papua-Rasse angehören (S. die Abbildungen 3 und 4). Auf einer kleinen Insel, welche zwischen Groß- und Klein-Key gelegen ist, hatten die Aru-Insulaner früher eine Niederlassung gegründet, und die Insel führt davon heute noch den Namen Pulo-Papua (Insel der Papuanen). Diese Papuas machten sich aber durch ihre Raubzüge nach den größeren Nachbarinseln so verhaßt, daß die Gesammtbevölkerung von Key sich schließlich vereinigte und sie ausrottete, bezw. als Sklaven auf die übrigen Inseln vertheilte. Auch sollen in früheren Zeiten Einwanderungen von den Banda-Inseln sowie von Ceram stattgefunden haben. Ferner sind die Ternataner und Tidoresen als Eroberer und Händler dahin gekommen, und in dem laufenden Jahrhunderte haben sich noch Makassaren, Buginesen, Butonesen, sowie Araber und Chinesen hinzugesellt. Auf keiner der anderen von uns bis dahin besuchten Inseln trafen wir auch nur annähernd eine so gemischte Bevölkerung. Das Klima der Inseln ist erträglicher und besser als das der benachbarten Archipele. Der bereits erwähnten Dampfsägemühle des Herrn Langen liefern besonders die Inseln Nuhututut und Nuhutawun viel Eisenholz und andere Nutzhölzer. Die Wälder wimmeln von wilden Schweinen. Wegen des großen Holzreichthums der Inseln wird hier Frauen- und Bootbau sehr im großen betrieben, und die hier gefertigten Schiffe sind vortreffliche Segler. In neuerer Zeit haben die arabischen Händler auch Schiffe nach europäischem Muster bauen lassen, die sehr gut ausgefallen sind. Die Handwerkszeuge der Eingeborenen sind dabei sehr einfach und von den Leuten selbst gefertigt. Die aus Eisen geschmiedete Axt ist genau den Steinäxten der auf dem östlichen Neu-Guinea wohnenden Papuanen nachgebildet, und der Bohrer wird beim Bohren nicht wie bei uns gedreht, sondern eingeschlagen. Es ist höchst interessant, den Schiffsbau zu beobachten. Zuerst wird, wie bei uns, der Kiel errichtet, dann folgt Planke auf Planke, dieselben werden aber mit starken Holznägeln an einander geflgt, etwa wie bei uns der Boden eines Fasses eingefügt wird und die Enden der Planken werden durch Zapfen vereinigt. Das Dampfen und Biegen des Holzes kennt man nicht, sondern man haut sich aus einem Baumstamme die Form heraus, wobei natürlich viel Holz verloren geht. Erst nachdem das Boot so weit fertig ist, werden die Spanten oder Gerippe eingesetzt.

Ausgeführt werden hauptsächlich Bau- und Möbelholz, Copra, Kokosöl, süße Kartoffeln, Trepang, Vogelnester, Perauen und Boote, und die Ein- und Ausfuhr der Inselgruppe beträgt jährlich über 200 000 Gulden.

Die Gewässer sind weit fischreicher, als auf den südlicher und westlicher gelegenen Inseln. Die Hauptnahrung der Eingeborenen besteht in Sago, Fischen und süßen Kartoffeln (Ubi), weniger in Reis, da derselbe eingeführt wird.

Die Key-Insulaner kleiden sich meistens wie die Makassaren in Sarongs, Salendangs und Jacken, und selbst in den abgelegenen Dörfern findet man Männer sowohl als Weiber vollständig bekleidet; die Stoffe jedoch sind sämmtlich importirt. Die Frauen lieben sehr goldene Ohrgehänge, goldene und silberne Fingerringe und anderen

Digitized by Google

Schmuck. Die Männer feilen theilweise ihre Zähne, die Frauen seltener. Das Volk wird in drei Stände eingetheilt: in einen hohen Stand (Mël-Mël), in einen Mittelstand (Jaana auch Radwaraad) und in das Gesinde oder die früheren Sklaven (Driri). Die Key-Insulaner sind nicht kriegerisch, und ihre Hauptwaffen bestehen in dem Klewang, und dem Parang oder Buschmesser, und außerdem besitzen sie einen kleinen Schild, der theilweise mit Muscheln eingelegt ist, aber jetzt fast nur bei Tänzen benutzt wird. Bogen und Pfeile werden nur bei der Jagd auf wilde Schweine und beim Fischfang gebraucht. Eiserne Lanzen sah ich nur auf dem südwestlichen Theile der Insel. Es giebt auch Töpfereien auf den Inseln, welche stets von Frauen betrieben werden, und welche besonders auf der Insel Nuhutawun sehr kunstfertige Artikel liefern.

Obwohl das Land nicht besonders fruchtbar ist, wird es wohl später durch seinen Holz-, Kokos- und Fischreichthum eine größere Bedeutung als jetzt erlangen. Herr Kapitän Langen hat auch einen Versuch mit Kaffeepflanzung gemacht, welche günstig ausgefallen sein soll.

Junger Papua von den Key-Inseln.

Am 13. Mai hatte ich mich endlich soweit vom Fieber erholt, daß ich an eine Weiterreise denken konnte. Mein nächstes Ziel war nun die südlich von Key gelegene Timor-Laut- oder Temimber-Gruppe. Leider hatte der Südwest-Monsun aber sehr stark zu wehen begonnen, so daß es schwer war, diese Inseln zu erreichen. Am 15. Mai — gerade zwei Monate nach unserer Landung in Tual — nahm ich trotzdem von meinem bisherigen Reisegefährten, Herrn Kühn, und ebenso wie von Kapitän Langen, welcher uns beide so treu gepflegt hatte und welchem wir unsere Genesung verdankten, und von den Herren Wertheim und Jochem Abschied und lichtete die Anker. Da der Wind uns mit großer Gewalt entgegen war, konnten wir aber wieder nur dadurch vorwärts kommen, daß wir uns unserer langen Bambusstangen bedienten. Es war mein Plan, zwischen Groß- und Klein-Key so weit nach Süden zu fahren, bis ich offenes Meer gewänne. Nur ganz langsam kamen wir aber von der Stelle, und ein Versuch zu kreuzen, den wir machten, mißglückte vollständig, und brachte uns über eine Meile zurück. Den nächsten Tag stürmte es so sehr, daß wir vor Anker liegen mußten, welche Gelegenheit ich zum Jagen benutzte, da es auf der betreffenden Insel von wilden Schweinen wimmelte. Meine Matrosen konnte ich dabei nur unter der Bedingung mitbekommen, daß ich jedem einen Revolver lieh, da sie sich vor den Thieren fürchteten. Kaum gelandet, schoß ich einen Adler, den meine Leute als gute Beute willkommen hießen. Vor einem Mutterschweine, das mit seinen Jungen daher kam, flüchteten meine beiden Begleiter auf Bäume, sobald sie es schreien hörten; später stieß ich auf fünf andere Schweine, wovon ich eins erlegte. Daß wir uns auf einer besonderen Insel befanden, erkannten wir erst auf unserer Wanderung; auf unserer Karte war dieselbe als zum Hauptlande gehörig gezeichnet, wie denn überhaupt die Karten bei allen diesen Inselgruppen sehr ungenau waren. Abends und während der Nacht stießen wir uns mit unseren Stangen weiter, am 17. Mai stürmte es aber wieder so heftig, daß wir zwischen Klein-Key und der Papua-Insel ankerten, und auf letzterwähnter Insel ans Land gingen, um wieder zu jagen; wir erlegten acht Tauben. Im Walde stieß ich dabei auch auf ein Erdhühnernest; es ist erstaunlich, wie dieser Vogel, der nicht größer wie unser Haushuhn ist, einen Hügel aufthürmt, welcher aus faustgroßen Steinen und aus Erde besteht und etwa 1 bis $1^1/_2$ m hoch und 2 bis 3 m im Durchmesser ist. Ihre Eier graben die Hühner oben ein. Im Inneren der Insel werden viele Eisenbäume geschlagen, und es war mir interessant zu sehen, in welcher Weise die Eingeborenen dieselben bis zum Ufer schafften. Ein etwa 3 m breiter Weg wurde von den Eisenbaumgruppen durch das Dickicht bis zum Ufer geführt, dieser Weg wurde dann mit Querhölzern aus kleineren Stämmen, die 2 bis 3 m aus einander lagen, versehen, und darauf wurden die großen Stämme mühsam nach dem Ufer gezogen. Da das Holz durch seine Schwere im Wasser zu Boden sinkt, so kann man nur zwei bis vier Stämme an einem größeren Boote befestigen, und so zur Schneidemühle führen. Am Ufer der Papua-Insel fand ich eine Höhle, welche den Holzschlägern zur Wohnung gedient zu haben schien: es waren mehrere Feuerstellen darin, und die Wände sowohl als auch die Decke waren von Rauch geschwärzt. Es lagen auch viele Muscheln herum, die theils als Nahrung, theils als Eßgeschirr gedient haben mochten; auch kleine Opfergaben bemerkten wir. Wir hatten unsere Prau in einem schmalen tiefen Kanale verankert, während der Nacht kam aber ein Gewitter mit starkem Winde und riß uns los und trieb uns auf die Korallenriffe; jedoch am Morgen gelangten wir ohne Schaden wieder in besseres Fahrwasser.

Am 18. und 19. Mai herrschte starker Gegensturm, und ich bekam dazu auch wieder einen heftigen Fieberanfall. Am 20. Mai langten wir an einem kleinen Dorfe an, und da mein Fieber nachgelassen, ging ich abermals auf die Jagd. Ein junger Mann aus dem Dorfe diente mir dabei als Führer, da überall im Walde Fallen und Selbstschüsse für die Wildschweine gelegt waren. Wir schossen zehn große Tauben und kehrten gegen Abend ins Dorf zurück.

Dort wurde gerade ein Fest abgehalten, und zu diesem Zwecke wurde ein Schwein geschlachtet und durch heiße Steine in einer Grube gebraten. Die Gäste wurden mit Reis, Sagokuchen, mit fein geschnittenem Schweinefleisch und Palmwein bewirthet. Es war ein Dankfest, welches ein von schwerer Krankheit Genesener veranstaltete. Vor dem Hause desselben war ein Holzgestell errichtet, worauf eine junge Kokosnuß von der Größe einer Wallnuß, und Stückchen von Kokosternen, sowie Reis und Sagokuchen den Göttern als Opfer dargebracht wurden. Ich wurde zum Feste eingeladen und nahm gern daran Theil. Die Leute staunten dabei meine Waffen an und begriffen nicht, daß ich in so kurzer Zeit so viel Beute gemacht

Digitized by Google

hatte, ja sie schienen sogar die Vögel noch gar nicht in der Nähe gesehen zu haben. Diese Eingeborenen waren Heiden, und ich hatte bei einer mohammedanischen Bevölkerung niemals einen solchen freundlichen Empfang zu verzeichnen gehabt.

Am 21. und 22. Mai machten wir mehrere vergebliche Versuche, nach Groß-Key zu gelangen, wobei uns aber die Segel zerrissen, und die Frau Wasser schöpfte, und umzuschlagen drohte. Es blieb uns nun nichts anderes übrig, als nach Tual zurückzukehren, um den Schaden wieder gut machen zu lassen. Am 26. Mai hatten wir unsere Frau endlich wieder in Ordnung und segelten abermals ab. Diesmal steuerten wir aber nach der Westseite der Inseln, da wir uns überzeugt hatten, daß wir wegen der starken Winde zwischen Groß- und Klein-Key nicht zur See kommen konnten. An der Westseite angelangt, fanden wir auch, daß der Wind weniger stark wehte, als an der Ostseite, da er durch die großen Bäume abgehalten wurde. Durch Rudern und Stoßen kamen wir nun verhältnißmäßig rasch vorwärts. Am 27. Mai langten wir im Dorfe Rumar an, wo wir des starken Gegenwindes wegen wieder einige Stunden anlegen mußten. In der Nähe dieses Dorfes sah ich ein Grab, welches sich von den früher gesehenen gänzlich unterschied, da es aus Stein gemauert, acht Fuß lang, vier Fuß hoch und mit einem aus Holz bestehenden und mit einem Dache aus Palmenblättern gedeckten Aufsatze gekrönt war. Am Kopf- und Fußende stand je eine Fahne aus weißem Leinenzeug, und an einem Baume daneben hing die Siri-Tasche und ein irdener Kochtopf. Im Dorfe selbst befand sich das Grab des verstorbenen Häuptlings, das aus Holz gefertigt und so kunstvoll geschnitzt war, wie ich es auf keiner anderen Insel sah. Bemerkenswerth war bei diesem Grabe noch, daß die Enden der Dachbalken mit eben solchen Verzierungen versehen waren, wie an den Grabhäuslern der Golden in Sibirien. Der Schnitzer dieses Werkes war ein Mann von der Insel Attenembar. In einem Hause, wo Palmöl bereitet wurde, hatten die Eingeborenen aus einer Riesenbaumrinde ein Gefäß hergestellt, welches einem Kahn ähnelte, und mehrere Faß Oel enthielt. Am Ufer standen viele Serres (Fischreusen bezw. Fischfallen) auf Stangen, und neben denselben befanden sich Körbe, welche Opfergaben enthielten, die wahrscheinlich dem Meeresgotte dargebracht wurden.

Am Abende setzten wir dann die Reise bei Windstille entlang dem Ufer fort, wobei die fischenden Insulaner uns einen interessanten Anblick boten. Jeder Fischer begiebt sich nämlich mit einer aus Palmenblättern bereiteten Fackel sowie mit einem Speer versehen, und theils in dem seichten Wasser watend, theils in einem kleinen Boote fahrend, auf den Fischfang. Da nun die Fische ebenso wie die Vögel dem Lichte nachgehen, so decken sie einen großen Theil ihres Bedarfes durch diese Fangweise. Die Menge Lichter am Ufer nehmen sich aber in der Ferne wie eine Großstadt aus. Leider geriethen wir bald auf Grund und konnten erst am anderen Morgen bei Hochwasser wieder fortkommen.

Am 30. Mai erreichten wir das Dorf Wobber, wo wir Wasser einnahmen und alle Vorbereitungen trafen, um nach Timor-Laut zu segeln. Die Bewohner sämmtlicher Dörfer an der Westküste von Klein-Key sind Heiden und sah ich hier verschiedene Götzenbilder zum ersten male. Der Orangkaija (das Oberhaupt des Dorfes) war auch sehr gastfrei und dienstfertig und versprach mit seinem Einflusse beim Volke darauf hinzuwirken, daß ich die gewünschten Dinge erhalten sollte, zu welchem Zwecke er Leute nach verschiedenen Dörfern aussandte. Da des Sturmes wegen ohnehin an eine Weiterreise nicht zu denken war, so begab ich mich, begleitet vom Orangkaija und von zahlreichen Eingeborenen, wieder auf die Jagd.

Die Leute schienen die Wirkung einer Vogelflinte nicht zu kennen und begleiteten jeden Schuß sowie das Herabfallen jedes Thieres mit einem wahren Kriegesgeschrei, und stürzten alle zusammen auf die Beute los. Ich schoß 14 große Tauben, einen Falken und einen Kakong, der die Größe eines Hasen hatte und von den Eingeborenen gern gegessen wird. Bei einem Kokospalmenhaine, an dem wir vorbei kamen, stießen wir auf ein Götzenbild, welches aus zwei durch einen Querbalken mit einander verbundenen Holzfiguren bestand, und als Hüter des Haines diente. Es gelang mir, diesen, sowie eine Sammlung anderer Götzenbilder zu erwerben. Außerdem erhielt ich auch noch einen großen Götzen aus Stein, der der Schützer des Dorfes sein sollte, sowie verschiedene andere ethnographische Gegenstände, die ich hier nicht erwartet hatte. Endlich am 2. Juni wurde der Wind günstiger, und wir gingen früh morgens unter Segel, um schon am 3. Juni abends in der Nähe des Dorfes Riabel, auf der Insel Larat, die zur Timor-Laut-Gruppe gehört, vor Anker zu gehen.

Ein Papua-Krieger von den Aru-Inseln.
(Abgezeichen von dem Speer zugleich Typus eines Kriegers von den Key-Inseln.)

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Reiſebilder aus Queensland.

(Mit drei Abbildungen.)

Von Brisbane ſind es nur ein paar Tagereiſen zur See bis zur Mündung des Fitzroy-River, der ähnlich wie alle anderen fließenden Gewäſſer Queenslands ſeicht und zur Schiffahrt wenig geeignet iſt, und in dem es den eifrig arbeitenden Baggermaſchinen nur mit Mühe gelingt, ein ſchmales Fahrwaſſer für kleine Dampfer offen zu erhalten. Wir gelangen auf dem Rücken des Fluſſes aber wenigſtens hinauf bis Rockhampton. Das linke Ufer iſt bis zu dieſem Punkte

Der Fitzroy-Fluß.

vollkommen flach und unintereſſant, am rechten Ufer dagegen gewahren wir eine Bergkette, die ſich etwa 450 m über den Meeresſpiegel erhebt.

Die hervorragendſten Gebäude in Rockhampton — das gegen 9000 Einwohner zählt — ſind ein hübſches Hoſpital und eine Schule, im übrigen ſind die Häuſer ebenſo wie in den meiſten auſtraliſchen Städten einſtöckig und mit Veranden umgeben, und die Trottoirs der Straßen ſind zum Schutze gegen die Sommerhitze überdacht. Als Handelsplatz ſpielt die Stadt eine beträchtliche Rolle, und eine 300 engl. Meilen lange Eiſenbahn verbindet ſie mit ihrem ſehr produktenreichen und konſumtionsfähigen Hinterlande.

Unſer nächſtes Ziel iſt eine ländliche Beſitzung mit Viehzuchtbetrieb, die von Rockhampton ſieben Meilen entfernt iſt, und die wir zu Wagen erreichen. Die Landſchaft an unſerem Wege iſt ſo eintönig, als ſie nur ſein kann, und erſt nachdem wir ihn nahezu überwunden haben, erhebt ſich das flache und ſumpfige Terrain etwas, und hinter einer hohen Bodenſchwelle befinden wir uns plötzlich an einem ausgedehnten See, auf dem es von Waſſervögeln wimmelt, und an dem ſich die weitläufigen Baulichkeiten unſerer Station erheben. Hier ſollen wir monatelang Gaſtfreundſchaft genießen und unſeren Studien nachgehen.

Am erſten Abende, den wir daſelbſt verbringen, verfehlt das intereſſante Thierleben — insbeſondere aber das gewaltige Inſektenleben — Queenslands nicht, einen tiefen Eindruck auf uns zu machen. Es iſt im November, die Luft iſt ſchwül, und Blitze zucken am Horizonte und wir ſitzen am Tiſche und verſuchen zu leſen. Das ſtellt ſich aber bald als ein Ding vollkommener Unmöglichkeit heraus. Motten

Digitized by Google

und Nachtſchmetterlinge kommen in ungeheuren Schaaren durch Thüren und Fenſter herein und umflattern uns und unſere Lampe, daß wir uns vor ihnen kaum laſſen können. Dazu quaken draußen Tauſende von Fröſchen, ſo daß wir das Wort unſeres Nachbars nicht verſtehen, und zum Theil ſtatten ſie uns auch in unſerem Zimmer einen Beſuch ab, und durch einen kühnen Sprung gerathen ſie wohl gar in unſeren Waſſerkrug.

Unſere aus Europa mitgebrachte Sommerkleidung erweiſt ſich bald als viel zu ſchwer für das Queensländer Klima, und wir haben darauf zu denken, uns die praktiſche landesübliche Tracht der Buſchleute zuzulegen: ein dünnes Merinohemd, darüber ein buntes Leinenhemd, das am Halſe offen iſt, und dazu weiße Baumwollenbeinkleider (moleskin), hohe Stiefel und einen breitrandigen Filzhut. Das Thermometer ſteigt ja in der Gegend, in der wir uns befinden, häufig genug auf 40 Centigrade, und von dem kühlenden Einfluſſe der Monſune, die näher dem Aequator in Queensland wehen, iſt hier leider keine Rede. Nur im Winter iſt die Temperatur bisweilen ſo niedrig, daß das Waſſer in den Gefäßen und Lachen an der Oberfläche gefriert. Der Himmel iſt beinahe immer wolkenlos, und die Luft iſt ſo durchſichtig — namentlich im Winter — daß die Berge in tiefſtem Blau erſcheinen und einen wundervollen Eindruck machen. Prachtvoll ſind auch die Nächte. Im allgemeinen kann man von einem ewigen Sommer reden, deſſen Monotonie nicht jedermanns Sache iſt, auch wenn man zugeſtehen muß, daß das Klima Queenslands trotz der anhaltenden Hitze geſünder iſt als dasjenige anderer Tropenländer.

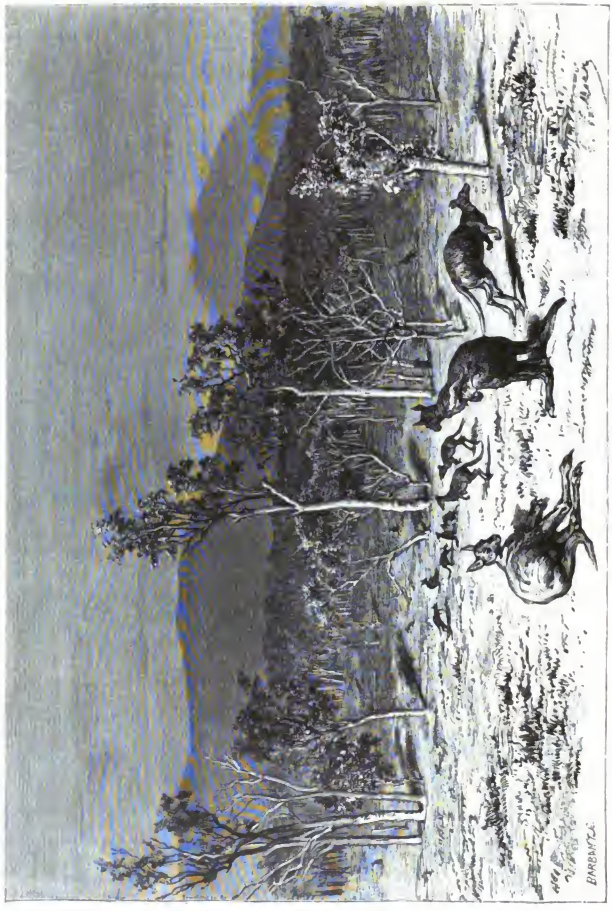
Eine Rinderweide in Queensland.

Das Trinkwaſſer verſchafft man ſich auf unſerer Station ebenſo wie an den meiſten Orten Auſtraliens durch große eiſerne Reſervoire, die an dem Hauſe angebracht ſind, und in denen man das Regenwaſſer auffängt; durch Alcarrazas und andere Verdunſtungsvorrichtungen verſteht man es auch genügend kühl zu machen.

An dem See bildet die aus Aegypten eingeführte Papyrusſtaude ein förmliches Dickicht, in dem eine kleine Rohrdroſſel, die als die beſte Sängerin Auſtraliens gilt, ihr Standquartier aufgeſchlagen hat. Auch ein ſchöner Garten iſt an dem Waſſer angelegt worden, und in ihm wachſen Weinſtöcke, Orangen- und Feigenbäume, Mangos, Ananas ꝛc. Kokos- und Dattelpalmen ſtehen nur zur Zierde da, und tragen keine genießbaren Früchte und europäiſche Blumen wie Levkoje, Reſeda, Nargeriten gedeihen und blühen ganz ſchön während des Winters, vertragen aber die Hitze des Sommers nicht. Auch auf einen Tamarindenbaum aus Madagaskar, ſowie auf einen Jacarandabaum aus Braſilien ſtoßen wir, ſo daß wohl ſo ziemlich alle Länder der Erde dazu beigetragen haben, die Flora des Gartens zuſammenzuſetzen.

Auf dem Waſſer beobachten wir namentlich zahlreiche Pelikane, die während des Winters hier verweilen und fiſchen, aber beim Herannahen der heißen Jahreszeit fortziehen. Schwarze Schwäne zeigen ſich nur ab und zu, dagegen iſt die Zahl der Enten und Gänſe Legionen, und auch weiße, graue und blaue Reiher ſowie Kormorane und Auhingas ſind ungemein häufig. Der merkwürdigſte unter den Waſſervögeln, die die Lagune beleben, dürfte aber wohl

Digitized by Google



Queensländer Naturleben.

Digitized by Google

der Lotos-Vogel (Parra gallinacea) sein, der die Größe einer Schwarzdrossel hat, und der sein Muschelsuchen- und Insektenfängergewerbe auf den schwimmenden Blättern der Wasserpflanze betreibt.

An Fischen ist in dem See kein Mangel, und besonders bei Niederwasser, nach anhaltender Trockenheit, kann man es kaum vermeiden, beim Baden mit ihnen zusammenzustoßen.

Die Besitzung, auf der wir uns befinden, war ursprünglich eine Schafzucht-Station (sheep station). Die zu große Feuchtigkeit der Gegend und das den Schafen so gefährliche Speergras (spear grass, Andropogon contortus), dessen Blätter sich in den Leib der Thiere einbohren und dieselben auf diese Weise tödten, hat den Eigenthümer veranlaßt, sie in eine Rinderzuchtstation umzuwandeln. Es weiden gegenwärtig etwa 4000 Rinder bester Rasse — einen jungen Zuchtstier bezahlte man mit 7000 Mark — auf ihren Fluren, natürlich nicht zur Milch-, sondern lediglich zur Fleischerzeugung. Ursprünglich waren die Ländereien, die dazu gehörten, viel ausgedehnter, das neue Landgesetz, welches mehr auf die Ackernutzung bedacht ist, hat dieselben aber stark reducirt.

Da der Boden rund umher eine ziemliche Mannigfaltigkeit der Gestalt besitzt und von zahlreichen Wasserläufen und kleinen Seen durchsetzt ist, so ist die Flora und Fauna eine sehr mannigfaltige. Der weitaus dominirende Baum, der der Landschaft ihre australische Eigenart verleiht, ist aber die Eukalypte mit ihren Verwandten. In den Sümpfen wuchern die durch ihr ausgezeichnetes Nutzholz bekannten Species Eucalyptus toreticornis und E. brachypoda untermischt mit Melaleuca leucadendron, und auf den Anhöhen wächst vor allen Dingen Eucalyptus terminalis — das „Bluthholz" („blood wood") der Kolonisten. In den wirklichen Waldbeständen, in denen Tristania suaveolens ein vortreffliches Holz zu Wasserbauten, und Eucalyptus robusta ein nicht weniger vortreffliches Tischlerholz liefern, sind auch Schlingpflanzen und Schmarotzerpflanzen, die den Baum langsam tödten, den sie umschlingen, außerordentlich zahlreich. Im allgemeinen machten die verschiedenen Arten gesellig bei einander, und einer bestimmten Gegend ist immer ein bestimmter Baum charakteristisch, aber entlang den Flußläufen ist die Artenmannigfaltigkeit eine gewaltige. Die Schlingpflanzen hängen mit ihren Gewinden hier vielfach überaus malerisch über das Wasser hinweg. Stark vertreten sind namentlich die Vitis (Vitis clematidea rc.).

Unter den den Wald belebenden Vögeln ist der Spottvogel mit seinem Ha-ha-ha-Rufe der bemerkenswertheste; unter den Säugethieren das Opossum. Die meisten wild lebenden Thiere weichen aber aus den von der Kultur in Beschlag genommenen Territorien rasch zurück. Die furchtbarste Landplage aus dem Thierreiche ist weit und breit die weiße Ameise, die ihre Nester auf den Baumgipfeln hat und von dort aus durch eine Art zum Boden führenden Tunnel ihre verwüstenden Streifzüge allerwärts hin unternimmt. Die Acker- und Gartenkultur hat es in Australien mit mancherlei schlimmen Feinden zu thun. So giebt es einen großen Nachtschmetterling, der den Orangen ihren Saft aussaugt, und der diese Frucht in dem Lande zu einer sehr kostspieligen macht. Da aus Europa eingeführte Honigbiene geht in der Gestalt ihrer jungen Larve regelmäßig durch eine Wilde zu Grunde.

Um die australische Natur in ihrer ganzen Ursprünglichkeit kennen zu lernen, müssen wir uns freilich ein paar hundert Meilen tiefer hinein in das Land begeben, und wir dürfen dies um so weniger versäumen, als die Eisenbahn uns in wenigen Stunden dahin führt. Bei Peak Downs wimmelt es namentlich noch von australischen Beutelthieren — Wallabys, Känguruh-Ratten und Riesen-Känguruhs, die in kleineren oder größeren Gruppen in dem lichten Walde weiden. Ein Viehzüchter erzählt uns, daß er in den 18 Monaten, die er sich in der Gegend aufhält, nicht weniger als 6000 dieser Thiere erlegt habe. Man läßt die Kadaver derselben übrigens ruhig liegen und verwundern, wo man sie geblieben hat, da ihr Fleisch nur von den Eingeborenen genossen wird. Der Schwanz soll eine ganz gute Suppe geben. Die Jagd auf die Känguruhs ist leicht, und man kann sich ihnen sogar auf Schußweite im Wagen nähern. Verfolgt, ermüden sie bald — besonders wenn es sich um ein altes männliches Thier (an old man) handelt. Den Hunden werden sie aber öfters dadurch gefährlich, daß sie ihnen mit ihrem großen Daumen den Leib aufschlitzen. Auch Schnabelthiere lassen sich am Dee-Flusse beim Insektenfange belauschen.

Bei der „Expedition Range" stießen wir zum ersten male auf den berüchtigten „brigalow scrub" (Acacia harpophylla), der nunmehr auf weiten Strecken die allherrschende Pflanze wird. Alles erscheint hier grau in grau, und nur hie und da ragt noch ein einsiedlerischer Flaschenbaum (Stercularia rupestris) empor, der in seinem schwammigen Holz-Gewebe große Mengen von Feuchtigkeit aufzusaugen und aufzuspeichern fähig ist, so daß die Viehzüchter im Nothfalle zu ihm ihre Zuflucht nehmen können.

Am Comet River bringt eine Gruppe von düsterfarbigen und blattlosen Casuarinen etwas Abwechselung in die Monotonie, kaum aber eine Abwechselung, die man als eine angenehme bezeichnen kann.

Etwa 250 engl. Meilen von der Küste entfernt, überschreiten wir dann die „Great Dividing Range", die die Gewässer West-Queenslands von denjenigen Ost-Queenslands trennt — und mit den Gewässern zugleich auch die Lebensformen beider Gegenden, so unbedeutend der Hügelzug auch ist. Auf dem Westhange beginnen und setzen große Fülle von rothhaltigen Kalabus, die wir am Ostrange niemals gesehen haben. Vor allem betreten wir nun aber das Reich der „Squatters", die ihre riesigen Schafwerden auf den endlos ausgedehnten Weiden herumtreiben lassen, um dann die Wolle nach den Häfen der Küste zu versenden. Das letztere Geschäft besorgen zumeist mit 18 bis 20 Ochsen bespannte Wagen, deren Führer in ihrem Zeltwagen zusammen mit ihrer Familie ein eigenthümliches Nomadenleben führen. Manche Squatters besitzen nicht weniger als 200000 Schafe und scheuen sich nicht, für einen besonders guten Widder 2000 Pfd. Sterl. (40000 Mark) auszugeben. Der größte Theil der Ländereien, die sie zu ihrem Gewerbe benutzen, ist ihnen aber von der Regierung nur in Pacht gegeben.

Eine Schafzüchterstation des Queenslander Westens ist eigentlich ein förmliches kleines Dorf. Außer dem Wohngebäude des Squatters oder seines Verwalters enthält sie noch eine ganze Anzahl Häuser für die Arbeiter, eine Fleischerei, einen Kaufladen, eine Wollniederlage rc. Am Wasser, sei es ein Teich oder ein Fluß — eine Station ohne solchen ist undenkbar — ist immer ein Gemüsegarten angelegt, in dem am häufigsten fleißige Chinesen ihr Wesen treiben, unermüdlich die Pflanzen mit besuchtendem Naß versorgend. Eine andere Haupteinrichtung, die keiner Schafzüchterstation fehlt, ist der umzäunte Viehhof (stock yard), in der namentlich die Pferde regelmäßig eingetrieben werden, damit man sie morgens zur Hand hat. Beispielsweise sich so doch beinahe alle Geschäfte im Sattel! Auch die Rinder werden zu gewissen Zwecken und Zeiten in diesem Gehege versammelt. Mitchrinder gibt es aber unter den letzteren in Queensland bisweilen bei einer Heerde von 10000 Stück nur etwa drei oder vier.

Die Schafzucht soll in Queensland unter Umständen bis 400 Prozent Gewinn liefern. Freilich kann aber eine Reihenfolge von Dürren den Squatter auch vollständig ruiniren. Zuweilen vergehen ja zehn Monate, ohne daß

Digitized by Google

ein Tropfen Regen fällt. Das Hauptnährgewächs der Heerden ist das Mitchell-Gras (Astrobla elymoides), das die für Australien unschätzbare Eigenschaft besitzt, die Trockenheit vorzüglich zu ertragen.

Um Minnie Downs herum gibt es wieder ziemlich viel Gestrüpp, weiter westlich schwindet dasselbe aber, und das Pflanzenleben ebenso wie das Thierleben wird ärmer und ärmer. An Räuthieren vertreten ist noch die Insektenwelt, namentlich gewisse Spinnen und Flöhe. Erstere (besonders Latrodectus scelius) sind zum Theil gefährlich giftig, und auch die Bisse der letzteren haben in Queensland viel unangenehmere und schlimmere Folgen wie in Europa. Auch die Fliegen sind eine schreckliche Landplage in West-Queensland, und man kann sich ihrer beinahe nirgends erwehren. Unter den Pflanzen tritt der bekannte Spinifex (Triodia irritans), der das Reisen in Inneraustralien so unendlich schwierig macht, in sein Recht ein. Nur an einzelnen Stellen, besonders an den Flußläufen, treten noch Eukalypten auf. Den Barcoo River finden wir bis auf wenige Tümpel in seinem Bett wasserleer, und das Wasser, welches in dieser Gegend den Menschen und Thieren zum Trinken dient, ist meist entsetzlich unrein von den Substanzen, die darin modern.

Bei Diamantina, das südlich von dem reichen Minendistrikte von Cloncurry liegt, hausen auch noch zahlreiche Eingeborene — Menschen von hohem und kräftigem Wuchs und mit ziemlich schlichtem Haar. Ebenso begegnet man daselbst öfters der schwarzen Polizei, die die Regierung originell genug aus der Zahl der Eingeborenen zum Schutze der Kolonisten organisirt hat. Dieselbe soll sehr zu rücksichtsloser Grausamkeit gegen ihre Stammesbrüder neigen, und man redet besonders deshalb viel davon, sie wieder aufzulösen. Den Eingeborenen im allgemeinen wirft man Heimtücke als eine Hauptcharaktereigenschaft vor, und ein bezeichnender Wahlspruch der Kolonisten heißt: „Never have a black fellow behind you!“ Eine Geschichte, die sich bei Dawson River zugetragen haben soll, ist sehr geeignet, diesen Spruch zu illustriren: Ein Squatter ging mit einem schwarzen Diener, der seit mehreren Jahren in seinem Hause gelebt und sich immer seine Zufriedenheit erworben hatte, in den Busch, um Taubengallast zu schießen. Während des Marsches klopfte ihn nun dieser Mensch plötzlich auf die Schulter, und verlangte, vorausgehen zu dürfen. Auf die Frage nach dem Warum aber antwortete er: „Ich verspüre zu große Lust, dich todt zu schlagen.“ (Schluß folgt.)

H. Rink über das grönländische Binnen-Eis.

In der Berliner „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde“ (Bd. 23, S. 418 ff.) veröffentlicht H. Rink eine sehr verdienstvolle Zusammenstellung der Ergebnisse, zu welchen die seit 1876 angestellten Untersuchungen über das Binnen-Eis Grönlands geführt haben.

Die Männer, welche sich um den betreffenden Zweig der Grönlandsforschung besonders verdient gemacht haben, waren K. J. V. Steenstrup, G. Holm, Kornerup, A. Jensen, R. Hammer, A. Helland, Ryder, Nordenskiöld, Peary, Maigaard ꝛc., und die Untersuchungen schritten im allgemeinen systematisch von Süden nach Norden vorwärts, bis sie in den Jahren 1886 und 1887 den 75. Grad nördl. Br. erreichten.

Die gesammte durch die äußersten Landspitzen gezogene Umkreislinie Grönlands würde, falls sich das Land nicht wesentlich weiter nach Nordosten erstreckt, als bisher bekannt, etwa 900 deutsche geographische Meilen betragen, die gesammte durch die inneren Enden der Fjorde gezogene Umkreislinie dagegen nur 800 Meilen, und von dieser letzteren Linie sind etwa 350 Meilen genügend erforscht, um allgemeine Schlüsse zu gestatten. Der Eisrand erwies sich nun auf der ganzen untersuchten Linie als ein zusammenhängender, so daß jede Hoffnung, innerhalb des Landes bewohnbare Strecken zu finden, aufgegeben werden muß. Ueberall, wo man eine Wanderung über das Eis nach dem Inneren versuchte, stieg die Oberfläche desselben anhaltend an, um sich allmählich mehr zu verebenen, und zugleich auch mehr mit Schnee zu bedecken. Die hohen Berge, welche man an der Küste bestieg, boten ebenfalls immer denselben Anblick dar: eine unabsehbare schneebedeckte Hochebene, aus welcher nur sehr sparsam einzelne Bergspitzen („Nunataks“) wie Inseln aus einem Meere emporragen. Die Horizontalität der Fläche kann nicht gut anders erklärt werden, als dadurch, daß die Eisdecke alle Thäler und Vertiefungen des Bodens, auf dem sie lagert, ausfüllt. Als zähflüssige Masse ist das binnenländische Gletschereis Grönlands gewissermaßen mit einer von den Wasserscheiden des Inneren ausgehenden Ueberschwemmung zu vergleichen. In demselben Maße, wie neues Eis sich in den mittleren Regionen des Landes bildet, findet eine Fortschiebung des älteren Eises nach dem Rande hin statt. „Ein allgemeines Vorrücken des Randes gegen das Meer und die Ausbreitung des Eises auch über das Küstenland würde daraus die Folge sein, wenn nicht theils das letztere durch seine Höhe einen Wall gegen den anschwellenden Eisstrom bildete, theils in dem übrigen Theile des Randes die Bewegung höchst ungleich wäre. Im allgemeinen genügt letztere nur gerade, um den äußeren Saum des Binnen-Eises zu ersetzen, in dem Maße, wie er durch die Sonnenwärme des Küstenklimas verzehrt wird, so daß der Rand, wenn auch periodisch etwas vorwärts und rückwärts gehend, im ganzen denselben Standpunkt behauptet. Nur an gewissen Punkten sind scharf begrenzte Theile, nämlich die in die sogenannten Eisfjorde niedergehenden Arme des Randes, einer Bewegung unterworfen, gegen welche die eben genannte thauende Wirkung verschwindet, so daß der Rand ins Meer geschoben, und der Ueberschuß abgebrochen und fortgeführt wird. Diese Ausflüsse sind allerdings verhältnißmäßig wenige und zerstreut, aber lokal um so gewaltiger, und nur in Verbindung mit der Vorstellung von einer Ueberschwemmung können wir uns die Produktion der ungeheuren Menge Eises, dessen die Eisfjorde zur Bildung der Eisberge bedürfen, erklären, nämlich durch Zufuhr aus den entferntesten Gegenden eines großen Binnenlandes.“ Wo der Eisrand offenes, niederes Land vor sich hat, ähnelt er einem Lavastrome, der in seinem Laufe plötzlich erstarrt ist. Gelingt es, diese Mauer zu erklimmen, so zeigt die Oberfläche noch ein weiteres starkes Ansteigen bis zu einer Höhe von etwa 2000 Fuß. Tiefe Spalten — zuweilen wohl von 1000 Fuß — sind hier furchtbare Hindernisse des Wanderns, öfters stößt man auch auf flache Wasserbecken, sowie auf schäumende Bäche, die sich in den Spalten verlieren. Die und da beobachtet

Digitized by Google

man schwach angedeutete Terrassen. Im Inneren, das zum Theil 7000 bis 8000 Fuß Höhe erreicht, nimmt die Spaltenbildung ab.

An den Eisfjorden konzentriren sich die Bewegungswirkungen des Binnen-Eises, und während das Vorrücken der meisten Eisarme, die das Meer berühren, sehr langsam erfolgt, so daß die dort losbrechenden Stücke („Kalbeis") kaum als Eisberge bezeichnet werden können, so erfolgt es am etwa 25 bis 30 Eisfjorden sehr rasch und in sehr gewaltigem Maßstabe, so daß daselbst wirkliche Eisberge entstehen. Manche der Gletscher bewegen sich in ihrer mittleren Partie in 24 Stunden 50 Fuß vorwärts, und von fünf derselben, die man genauer beobachtet hat, ist auf diese Weise berechnet worden, daß jeder dem Meere jährlich eine Eismasse von 170 000 Millionen Kubikfuß übergiebt (bezw. einen Eisberg von 14 000 Fuß Länge, 13 000 Fuß Breite und 900 bis 1000 Fuß Höhe).

Unterhalb der Eismassen ergießen sich vielfach Wasserströme in die Fjorde, die das Eis wahrscheinlich von weit her begleiten.

Die Bildung großer Eisberge hat eine verhältnißmäßig sanfte Neigung des Meeresgrundes zur Voraussetzung, da die Eisplatte an solchen Stellen, wo die Küste schroff in die Fjorde herabstürzt, in verhältnißmäßig kleine Stücke zersplittern muß. Das Loslösen eines wirklichen Eisberges bildet eine großartige Naturerscheinung, die aber bisher nur ein einziges mal beobachtet worden ist.

Die nördlichen Regionen der ostgrönländischen Küste scheinen nur wenige Eisberge zu erzeugen, mehr die südlichen, wo sich eine Anzahl Eisfjorde befinden. Der Küstenstrich ist aber im Osten viel stärker vereist als im Westen. Die Mehrzahl der von der Ostküste kommenden Eisberge strandet vor Kap Farwell.

Die Südspitze Grönlands ist ein Hochland, das im Inneren wahrscheinlich 8000 bis 10 000 Fuß hohe Gipfel besitzt, und das das Binneneis nach dieser Richtung hin staut. Bis gegen 68° nördl. B. produzirt die Westküste weniger Eisberge als der entsprechende Theil der Ostküste, und zwischen 62° und 68½° ist der Rand des Binnen-Eises auf einer merkwürdig langen Strecke so gut wie im Ruhezustande; hier findet sich auch das meiste niedere und eisfreie Land, mit den längsten Fjorden und den größten Strömen, die aus prächtigen Eisgewölben des Binnen-Eises hervorbrechen. „Wo das Eis die isolirten Bergpartien umschlingend, sich in mächtigen Armen über das niedrige Land ausbreitet, steht man häufig Zeichen einer periodisch vorrückenden und wiederum durch Abschmelzen zurückgehenden Bewegung. Im ersteren Falle kann üppige Fjordvegetation bis an die Eiswand reichen, im letzteren hat das Eis Schutt und Steine hinterlassen. Man findet auch die Erde wie von einem ungeheuren Schneepfluge in Wälle aufgeworfen und den Fels durch Druck in Scheiben verwandelt. An anderen Stellen hat das Eis früher durch den gesperrten Abfluß einen See gebildet, der aber jetzt beim Zurücktreten desselben wieder ausgetrocknet ist. Auch trifft man große Flächen neuen, aus Gletscherschlamm gebildeten Landes, auf welchem die Vegetation sich langsam im Kampfe mit dem Flugsande zu verbreiten sucht." Unter 62½° nördl. Br. untersuchte hier Kapitän Jensen den sogenannten „Frederikshaabs Eisblink" sowie den anstoßenden Theil des Binneneises, von dem derselbe als ein Arm ausgeht — zusammen eine Fläche von 30 deutschen Quadratmeilen. An der Rückseite der „Nunataks" fand man das Eis regelmäßig hoch aufgeschoben, um dann zu beiden Seiten mit seinen Bruchstücken auf die 4000 Fuß hohe Fläche wasserfallartig hinab zu stürzen; das Eis prallt also förmlich an diese bis 1500 Fuß über seine Fläche aufragenden Felsplatisaden an. Die Sonnenwärme aber ist die Ursache, daß sein Rand im allgemeinen seinen Standpunkt bewahrt.

Als die eigentliche Heimath der Eisberge muß die Westküste zwischen 68½° und 75° nördl. Br. bezeichnet werden, welche die sämmtlichen bisher untersuchten größeren Eisfjorde umfaßt. Hier befindet sich namentlich der Jakobshavner Fjord, in dem das Vorrücken des Gletschers, das Schwimmen seines Endes und in einem Falle auch das „Kalben" am genauesten untersucht worden ist; und ebenso der große Umanaksfjord, mit seinen zahlreichen Verzweigungen. Der Torsukatak-Gletscher, in einer der letzteren, ist nach Helland 29 000 Fuß breit und bewegt sich in der Mitte mit einer Schnelligkeit von 30 bis 32 Fuß in 24 Stunden; und bei einem Gletscher in der Bucht von Augpadlartok, bei Upernivik, beobachtete man im August ein Vorrücken von 99 Fuß in 24 Stunden, die größte Schnelligkeit, die bei irgend einem Gletscher der Erde beobachtet worden ist. — Bis Kap York dürften die Verhältnisse ähnlich liegen wie auf der Strecke zwischen 68½° und 75° nördl. Br., ob aber die Gegend noch weiter nördlich, und insbesondere der bekannte Humboldtgletscher, sehr viele Eisberge erzeugt, ist zweifelhaft. Die Schwierigkeiten der Schiffahrt im Smith-Sunde rühren wenigstens nicht von Eisbergen, sondern vom Meereise her.

In einer früheren Zeit ist die Vergletscherung Grönlands ohne Zweifel eine noch stärkere gewesen als heute, und auch die eisfreien Küstenlandstheile waren damals von Eis bedeckt, was aus den daselbst vorhandenen erratischen Blöcken und Gletscherfurchen und Gletscherschliffen deutlich hervorgeht.

Die virginische Sumpfcypresse (Taxodium distichum) und ihre wirthschaftliche Bedeutung.

Von Dr. F. Moewes.

Die beiden Arten der Gattung Taxodium (Sumpfcypresse) gehören zu den stattlichsten Nadelbäumen, welche wir kennen. Es sind beides Bewohner Nordamerikas, und zwar findet sich Taxodium mexicanum Carr. in Mexiko zwischen 1600 und 2300 m Seehöhe, während Taxodium distichum in den Sümpfen und an den Flußufern der Südstaaten der Union einheimisch ist. Ein berühmtes Exemplar der mexikanischen Art ist die „Cypresse des Montezuma", welche auf dem Kirchhofe des Dorfes Santa Maria del Tule, 1½ Meilen von Oaxaka, steht und bei einer Höhe von 40 m einen Stammumfang von 30 m besitzen soll. Es soll das derselbe Baum sein, unter dessen Schatten einst Ferdinand Cortez mit seiner ganzen Schaar sich lagern konnte. Decandolle hat das Alter des Baumes auf 6000 Jahre geschätzt.

Die virginische Sumpfcypresse („bald-cypress") erreicht ihre Nordgrenze im Staate New-Jersey, wo sie im

Digitized by Google

Ansterben begriffen ist. Dieser Baum hat, abgesehen von seinem stattlichen Wuchse, den wir auch in europäischen Parks häufig genug bewundern können, seit langer Zeit durch die eigenthümlichen kegelförmigen Auswüchse, die sich aus den Wurzeln erheben, das Interesse der Reisenden auf sich gezogen. Welche Rolle diese Auswüchse („knees") im Leben des Baumes spielen, das ist bisher eine ungelöste Frage gewesen. Erst neuerdings hat Herr N. S. Shaler eine befriedigende Erklärung dafür gegeben. Dieselbe gründet sich auf Beobachtungen, die er verschiedentlich während der letzten zehn Jahre, besonders aber in Verbindung mit der Thätigkeit der „Kentucky Geological Survey" in dem westlich des Cumberland-Flusses belegenen Distrikte gemacht hat[1]).

Nach Shaler's Darstellung sind nämlich die Auswüchse Athmungsorgane, welche die Pflanze da, wo ihr Wurzelwerk vom Sumpfwasser bedeckt ist, aus dem Wasser emporstreckt. Es zeigt sich nämlich, daß die Höhe der Auswüchse, welche zwischen 2 und 10 Fuß variirt, von der Höhe des Wasserstandes zur Zeit des thätigsten Wachsthumes zwischen April und Juli abhängig ist. Je weiter man von dem Rande in den Sumpf hineinkommt, um so höher erheben sich die Auswüchse, und um so reichlicher treten sie auf. Am Ufer selbst fehlen dieselben ganz; die Wurzeln zeigen nur kleine Anschwellungen, welche sich aber nicht über die Moderdecke erheben. Die jungen Auswüchse wachsen sehr schnell in die Höhe; später, wenn sie über die Wasserfläche gelangt sind, verbreiten sie sich, werden knotig und vergrößern so beträchtlich ihre mit der Luft in Berührung stehende Oberfläche. Wenn das Niveau des Wassers plötzlich steigt und sich über die Spitzen der Auswüchse erhebt, so sterben die Bäume ab. Ein sehr auffallendes Beispiel hierfür gewähren die ausgedehnten Flächen, welche bei dem Erdbeben von 1812 überfluthet wurden. Die großen Gebiete von Keelsoot und den angrenzenden Seen sind noch von den stattlichen Säulen der Sumpfcypressen bedeckt, welche damals infolge der Ueberfluthung ihrer Wurzelauswüchse getödtet wurden: einige Exemplare, deren Wurzelauswüchse nur zum Theil begraben wurden, sind noch heute am Leben.

Der Besitz dieser eigenthümlichen Organe hat ohne Zweifel wesentlich dazu beigetragen, das Verbreitungsgebiet der Sumpfcypresse zu erweitern. Die gegenwärtige Verbreitung des Baumes läßt darauf schließen, daß er aus höher gelegenen Gebieten mit den anderen Bäumen der Wälder des Mississippi-Thales verdrängt worden ist und in den Sümpfen eine Zuflucht fand, wo er sich mit Hülfe der Wurzelauswüchse neben den anderen Gewächsen behaupten hat.

Gegenwärtig ist die Sumpfcypresse in den Vereinigten Staaten über einen Flächenraum von etwa 30 000 Quadratmeilen verbreitet. Das Holz findet mannigfache Verwendung. Die größeren Wurzelauswüchse werden gelegentlich zu Wassereimern benutzt. Wenn sie sich nämlich in ihrem vollsten Wachsthum befinden, so sind sie hohl und können eine oder zwei Gallonen Wasser aufnehmen. Auch zu Bienenkörben finden sie hin und wieder Verwendung, doch sind sie im allgemeinen zu klein zu diesem Zwecke.

Das Holz der Sumpfcypresse läßt sich leicht verarbeiten, obwohl es etwas spröde ist. Man verfertigt daraus Schindeln und benutzt es verschiedentlich beim Häuserbau. Es dauert gut aus, sowohl über als unter dem Boden. Außerhalb der Gebiete des unteren Mississippi hat es indessen noch seinen rechten Markt gefunden. Mit der fortschreitenden Zerstörung der Wälder und der zunehmenden Seltenheit der Nadelhölzer wird es aber mehr und mehr in Anspruch genommen. Shaler ist der Ansicht, daß man durch künstliche Anpflanzung der Sumpfcypresse großen Vortheil erzielen werde. Hierzu geeignete Ländereien können für wenige Cents der Acre erworben werden. Abgesehen von dem Vortheil billigen Landes und des leichten Transportes zu Wasser (das Holz hält den Aufenthalt im Wasser besser aus, als das irgend eines anderen Baumes), sind die Sumpfcypressen-Wälder vollständig vor der Zerstörung durch Feuer geschützt, die für die nutzbringende Kultur der meisten amerikanischen Hölzer, namentlich der Coniferen, ein so ernstliches Hinderniß ist.

Die angepflanzten Bäume würden in 20 Jahren eine Größe erreicht haben, die sie handelsfähig macht. Der Baum ist wahrscheinlich mit 60 Jahren ausgewachsen und hat dann einen mittleren Durchmesser von etwa drei Fuß und eine Höhe von etwa 90 Fuß erreicht. In günstigen Lagen wird er 150 Fuß hoch und sieben und mehr Fuß dick. Die Bäume könnten zu der vollen Höhe, welche der Vortheil erheischt, erzogen werden, wenn etwa 20 Bäume auf den Acre kämen. Die Zwischenräume könnten durch jüngere Bäume ausgefüllt werden, denn die junge Sumpfcypresse kommt im dichtesten Schatten fort. Shaler glaubt, daß die Sümpfe nach 25 Jahren einen Durchschnittsertrag von zwei Dollars auf den Acre ergeben würden, und wenn größere Landstrecken in einer Hand vereinigt wären, so würden die Ausgaben für Anpflanzung und Obhut sehr gering sein.

Es besteht allgemein die Ansicht, daß die Sumpfcypresse eine zerstörende Wirkung auf die Malariadünste der Sümpfe ausübe. Diese Annahme ist nach Shaler darauf zurückzuführen, daß die Taxodien durch ihren Schatten, der dichter ist, als der irgend einer anderen amerikanischen Baumart, die Ausdünstungen der Sümpfe einschränken und dabei bewirken, daß das Wasser während der warmen Jahreszeit auf demselben Niveau erhalten bleibt. Wo sie sehr dicht wachsen, bilden ihre abgefallenen Blätter und Zweige einen Schwamm, welcher das Wasser während der ganzen Jahreszeit festhält, so daß der Zerfall sehr langsam fortschreitet und eine dünne Torfschicht entsteht. Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß Torfsümpfe infolge des Ausbleibens der Verwesung und der Anwesenheit antiseptischer Pflanzensäuren selten in irgendwie beträchtlichem Maße Malaria erzeugen. Die großen Torfsümpfe der nördlichen Staaten sind gesund, während ein eben brauniter Teich Fieberkeime in Menge erzeugen kann. Auch der Harzgeruch, welchen die Sumpfcypressen ausströmen, dürfte in gewissem Grade dazu beitragen, die Luft zu verbessern. Eigenthümlich genug ist es, daß das Wasser der Cypressensümpfe sehr gut trinkbar und zum Gebrauch auf den Schiffen sehr geschätzt ist, da es nicht, wie manches scheinbar reinere Wasser, fault.

Durch die Anpflanzung von Taxodien wird es möglich sein, die ausgedehnten Malariagegenden im Mississippi-Thale für die Ansiedlung durch den Menschen geeignet zu machen. Keine der Eucalyptus-Arten gedeiht nördlich von Louisiana. Leider wird zur Zeit die Zahl der Cypressen in den westlichen Sümpfen mehr und mehr vermindert; alljährlich fallen namentlich im Mississippi-Thale mehrere Hunderttausende der Art zum Opfer. Da niemand an Neuanpflanzungen denkt, so ist die Folge davon, daß die werthlosen und fieberbefördernden Pin-oaks, Cotton-woods (Populus monilifera) und andere Sumpfbäume sich weiter ausbreiten, oder daß die Sümpfe, im Falle, daß diese Baumarten nicht in die durch die Entfernung der Cypressen entstandenen Lücken eintreten können, der Einwirkung der glühenden Sonnenhitze freigegeben werden.

[1]) S. „Memoirs of the Museum of comparative Zoology at Harvard College", Vol. XV, Nr. 1 und 2.

Digitized by Google

Kürzere Mittheilungen.

Vom Panama-Kanale.

In der Berliner Abtheilung der „Deutschen Kolonialgesellschaft“ hielt am 25. März Herr Dr. H. Polakowsky einen Vortrag über den gegenwärtigen Stand des französischen Kanalunternehmens auf dem Isthmus von Panama. Leider ist zur Zeit wenig Erfreuliches davon zu berichten; denn der Kanalbau ist trotz aller Ausgaben, die bisher schon gemacht sind, noch viel weiter zurück, als man gewöhnlich annimmt. Am weitesten gefördert ist die von einer amerikanischen Gesellschaft in Angriff genommene Strecke am Atlantischen Ozeane, wo man mit Hilfe großartiger Bagger- und Erdschaar-Maschinen 20 Kilometer in einer Tiefe von sieben bis acht Meter fertig gestellt hat. Desto schlechter sind die übrigen Strecken gefördert — namentlich die gebirgigen, obschon man die Arbeiten jahrelang vorzugsweise auf diese Abschnitte konzentrirt hatte. Der schließliche Zusammenbruch der Kanal-Gesellschaft ist im letzten Grunde durch drei schwere Fehler verursacht worden, die Dr. Polakowsky dahin präcisirte: 1) die Leiter des Unternehmens, und Lesseps an der Spitze, haben verschiedene, sehr dringliche Warnungen besonders englischer Nationalökonomen in den Wind geschlagen, welche ausführten, daß ein Werk, wie der Panama-Kanal, unmöglich durch die immerhin beschränkten Geldmittel einer Privatvereinigung erbaut werden könne. Dergleichen vermöge nur ein kapitalkräftiger Großstaat zu leisten; eine Gesellschaft müsse früher oder später durch die enormen Nebenkosten, Zinsen, Spesen u. s. w. zur Auflösung gebracht werden. Bedenkt man, daß die Unternehmer schon 1886 bei der ersten Ausgabe der sogenannten „neuen Obligationen“ alles in allem $9^1/_2$ Prozent Zinsen bieten mußten, um frische Gelder zu haben, so leuchtet die Richtigkeit jenes englischen Urtheils durchaus ein, und die Ereignisse vom vorigen Dezember haben die weitere Bestätigung geliefert. 2) Der zweite Fehler war, daß die aufgebrachten Kapitalien überhaupt nicht zur Vollendung des Kanals ausreichten, auch dann nicht, wenn die Schwierigkeiten in der That nicht größer gewesen wären, als sie von Lesseps geschildert wurden. Da sich aber gerade das Gegentheil ergab, sah sich Lesseps gezwungen, auf jeder Generalversammlung seine Forderungen zu erhöhen, so daß er am 29. Juli 1885 bereits von 1400 Millionen Franken, statt der ursprünglich in Ansatz gebrachten 600 Millionen, sprach. Der dritte schwere Fehler bestand in der Nichtachtung eines Berichts der Ende 1880 nach dem Isthmus entsandten Ingenieur-Kommission, zur Prüfung der Trace. Die 75 Millionen Kubikmeter Erdaushub, welche Lesseps berechnet hatte, erhöhten die Ingenieure auf 120 Millionen, und ihr Kostenanschlag setzte nicht weniger als 1600 Millionen Franken voraus. Lesseps nahm damals diesen Bericht sehr ungnädig auf, wußte vieles besser, als die Ingenieure und strich die 1600 Millionen Franken durch allerlei Ersparnisse — auf dem Papiere — gewaltig zusammen. Gleichwohl ließ sich bis 1886 die Kanalangelegenheit noch immer recht günstig an; bedenklicher wurde die Sachlage erst mit dem Bekanntwerden eines Berichts von dem Ingenieur Rousseau, der sich an Ort und Stelle von dem traurigen Stande des Werkes überzeugt hatte. Von jetzt ab stockte auch der Zufluß des Kapitals, und man mußte von dem eigentlich geplanten Niveaukanal zum Schleusenkanal übergehen, wenn auch vorläufig unter der Voraussetzung, den Schleusenkanal später in einen Niveaukanal umwandeln. Das erforderliche große Scheitelbecken sollte zunächst in 49 m Höhe angelegt werden, und die Wasserversorgung während der Trockenzeit glaubte man durch Pumpmaschinen zu ermöglichen. Bald sah man indessen hiervon ab und entschied sich, das Scheitelbecken auf 38 m zu bringen und die Speisung durch die benachbarten Flüsse bewirken zu lassen. Trotzdem wird dieser Schleusenkanal heute noch so viel kosten, als der Nicaragua-Kanal überhaupt nur kosten würde, und dabei hat letzterer noch den Vorzug, daß er im Nicaragua-See das herrlichste natürliche Scheitelbecken besitzt und zwischen den einzelnen — auch hier ja nothwendigen Schleusen — ungleich weitere, schnell und bequem zu befahrende Strecken bietet, wie sie der Panama-Kanal niemals aufweisen wird. Der praktische Seemann sieht obnehin die Schleusen nicht; es ist also nicht ausgeschlossen, daß der Kanal — was sogar französische Nationalökonomen prophezeit haben — ein unrentables Unternehmen wird, besonders wenn er, wie neuerdings berechnet, nicht mehr als sechs Millionen Tons jährlich befördern kann. Gegen das Nicaragua-Project machen sich nicht mit Unrecht politische Bedenken geltend: der Plan geht allein von den Vereinigten Staaten aus, und diese würden sich und ihren Handel naturgemäß die größten Vorzüge sichern. Schon jetzt heißt es, daß nach den bestehenden Abmachungen die Schiffer der Union und Nicaraguas — welches letztere kaum Schiffer besitzt — einen höchst geringen Zoll zu entrichten hätten, wohingegen man den Schiffen anderer Nationen den interozeanischen Durchweg sehr vertheuern will. Deshalb erfreut sich Panama noch immer der Gunst aller Nicht-Amerikaner, auch wenn man, wie Dr. Polakowsky, der selbst den Isthmus bereist hat, die versprochene Umwandlung des Schleusenkanals in einen Niveaukanal verneinen muß.

H. Seibel.

Die Chinesen in Singapore.

Durch die zahlreichen in Hinterindien und auf den hinterindischen Inseln, namentlich Sumatra, in Betrieb gebrachten Pflanzungen steigt das Bedürfniß an Arbeitern fortwährend, und Singapore bildet gewissermaßen den Mittelpunkt für sie, wo sie für die verschiedenen Besitzungen angeworben werden. Unter den verschiedenen Nationen angehörigen Arbeitern spielen die Chinesen eine große Rolle. Die Einwanderung derselben nahm, wie wir dem Berichte des Niederländischen Generalkonsuls über 1887 entnehmen, in dem genannten Jahre wieder zu und erreichte die Zahl von 167 906 (worunter 6271 Frauen), gegen 146 862 (mit 4714 Frauen) im Jahre 1886. Hiervon zogen 62 951 Personen (darunter 4310 Frauen) weiter nach Penang. Gegen 22 000 der angekommenen Chinesen haben zu Singapore Arbeitskontrakte geschlossen; die Nachfrage ist sehr gestiegen, und die Makler, welche früher 60 bis 70 Dollars erhielten, verlangen jetzt pro Kopf 110 und 115, und selbst für diesen hohen Preis ist es nicht immer möglich, Kulis zu bekommen. Die unter den Chinesen bestehenden geheimen Gesellschaften machen der Regierung sehr viel zu schaffen, und der Bericht des „Protector of Chinese“ ist voll von Klagen über dieselben. Er sagt u. a.: „Die eigentlichen Führer der Ghee-Hok Gesellschaft haben ihr gesetzloses Treiben fortgesetzt, und obwohl sie nicht, wie ich vorausgesagt hatte, sich an den Häuptlingen, welche vor der Kommission als Zeugen gegen sie erschienen waren, zu rächen suchten, so haben sie doch zweifel-

Digitized by Google

los im Vertrauen auf die Straflosigkeit, deren sie sich fortwährend erfreuten, den Entschluß gefaßt, sich meines Widerstandes gegen ihre Anschläge zu entledigen, indem sie Ghoah Ah Sioh angestiftet haben, mich am 18. Juli in meinem Geschäftslokale zu überfallen, so daß ich nur unter dem Schutze der Vorsehung mein Leben gerettet habe. Ich habe allen Grund zu der Vermuthung, daß das Haus der Ghee-Hok-Kongsie als Versammlungsort für die Verschwörer gegen mich und den auf Karimon ermordeten chinesischen Offizier benutzt worden ist. Das Verbannungsurtheil gegen die Häupter der Ghee-Hok war ohne Zweifel reichlich verdient und hat auch bei anderen seine gute Wirkung geäußert; eine auffallende Thatsache ist es auch, daß nachdem sie einmal festgenommen und unschädlich gemacht waren, die täglichen Einnahmen des Opium-Verkaufhauses aufschnellt zu nahmen. Mit Rücksicht auf die während der letzten zwei Jahre durch die Häupter der Ghee-Hok erregten Unruhen habe ich es als meine Pflicht betrachtet, die Unterdrückung der Gesellschaft als eine Warnung für andere vorzuschlagen, da die für eine solche Maßregel sprechenden Gründe viel gewichtiger waren, als diejenigen, welche in den letzten sieben Jahren zu der Unterdrückung verschiedener anderer geheimer Gesellschaften geführt haben.

Gleichzeitig habe ich meine Meinung dahin ausgesprochen, daß die Zeit für die Regierung gekommen sei, um noch und noch alle gesährlichen Gesellschaften zu unterdrücken und ihre Wiederherstellung oder die Errichtung neuer, ähnlicher Gesellschaften unter Androhung strenger Strafe zu verbieten. Jederzeit bin ich der Ansicht gewesen, daß das Bestehen der Thien-Tè-Hoé in unserem Gebiete eine Unregelmäßigkeit und ein Vorwurf für uns sei, doch mit Rücksicht darauf, daß man ihnen, so lange die Kolonie besteht, Freiheit gelassen hat, sich ungestört zu entwickeln, und wir durch einträchtliches Zusammenwirken der Polizei und der Aufsichtsbehörde über die Chinesen nicht nur im Stande gewesen sind, dieser Verbindung Zügel anzulegen, sondern sie sogar mehrfach der Regierung unthäter zu machen, habe ich seit 1878 nicht auf ihre Unterdrückung angedrungen.

Spätere Erfahrung hat mich aber gelehrt, daß wenn ein solches Zusammenwirken nicht stattfindet, diese Gesellschaften ebenso gefährlich werden würden, wie sie es je gewesen sind, weshalb ich mich jetzt gedrungen fühle, ihre Schließung vorzuschlagen. Da ich jedoch, namentlich auf Grund der in China und in Holländisch Indien gemachten Erfahrungen weiß, wie troh der Bedrohung mit strenger Strafe in China für Anhänger der Tuen Tè-Hoé mit Enthauptung, der Wunsch geheime Gesellschaften zu bilden, in der Brust jedes Chinesen wurzelt, so kann ich es nicht wagen, den Rath zu geben, die bestehenden Gesellschaften plötzlich zu schließen, wenn nicht der Chef der Polizei über alle diese Gesellschaften genau unterrichtet und die Verantwortlichkeit einer solchen Maßregel auf sich zu nehmen bereit ist. Sollte die Regierung geneigt sein, dazu überzugehen, so werden wir selbstverständlich unsere Pflicht auf das strengste zu erfüllen suchen, doch muß ich jetzt schon auf die damit verbundenen Schwierigkeiten aufmerksam machen, und bitte, daß im Falle die Regierung die geheimen Gesellschaften verbietet, der Beitritt zu denselben mit den strengsten Strafen — Verbannung, Gelbstrafe und lange darauf dem Gefängniß — bedroht, namentlich aber, daß im Falle einer Beschuldigung dem Beschuldigten der Beweis seiner Unschuld aufgelegt werde."

Dem Berichte des General-Konsuls entnehmen wir noch einige Bemerkungen, welche geeignet sein werden, weiteres Licht auf die Bedeutung solcher Gesellschaften zu werfen. Die Zahl neuer Mitglieder, welche in Singapore im Jahre 1887 geheimen Gesellschaften beitraten, betrug 5135, so daß die Gesammtzahl nach den Listen des Protektorats auf 62376 gestiegen war; in Pinang traten den gefährlichen Gesellschaften 14356 neue Mitglieder bei; die Gesammtzahl betrug nun 92581. Der „Protektor" hat sich bisher als eifriger Gegner der Schließung der Gesellschaften gezeigt; er glaubte, daß gut geführte Listen der Mitglieder, sowie strenge Aufsicht über ihre Thätigkeit genügen würden, den gefährlichen Wühlereien der Gesellschaften eine Schranke zu setzen, wenn mit diesem Verfahren der Grundsatz verbunden würde, die Häupter in gewissem Sinne für das Betragen der Mitglieder verantwortlich zu machen und sie im Nothfalle zu verbannen. In neuerer Zeit aber haben diese Kongsies, namentlich durch ihre Spielwuth, große Aufregung hervorgerufen, und einer derselben hat sogar einen Mordversuch gegen den „Protektor" verüben lassen. Der Chef der Polizei hat schon lange auf die Unterdrückung der Gesellschaften angedrungen, und der Protektor sich ihm nun angeschlossen; trotzdem muß bezweifelt werden, daß die Regierung eine solche sehr einschneidende Maßregel nehmen wird, da die Kongsies tief im Leben der Chinesen wurzeln. Allerdings wäre es von dem niederländischen Standpunkte zu wünschen, da die geheimen Gesellschaften sich in diesen Besitzungen, namentlich aber auf der Ostküste von Sumatra, auf West-Borneo und auf Billiton, immer mehr ausbreiten.

E. M.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Eine Gesellschaft zur Erforschung der Zigeuner-Sagen hat sich unter dem Namen „Gypsy Lore Society" in England unter dem Präsidium des bekannten Forschers Charles G. Leland gebildet; sie giebt ein vierteljährlich erscheinendes Journal heraus, das von dem Sekretär der Gesellschaft, David Mac Ritchie in Edinburgh, redigirt wird. Herr Leland befindet sich gegenwärtig in Ungarn, um die dortigen Zigeuner zu studiren.

— Dem Berliner Museum für Völkerkunde sind kürzlich einige interessante Fundstücke der Steinzeit aus der Gegend von Merseburg einverleibt worden, darunter eins der größten bis jetzt bekannten Thongefäße jener ältesten Kulturepoche. Es hat ovale Form, sein unterer Theil ist wannenförmig, und nach oben verengt es sich zu einer kurzhalsigen, kreisförmigen Oeffnung. An der weitesten Stelle stehen an den Enden der Längsachse je zwei Henkel. Um die Oberseite des Bauches zieht sich ein erhabenes, schnurähnliches Ornament, und darüber stehen acht Systeme von je acht bis zwölf radialen Strichen, umsäumt von kleinen, federbartartigen Strichelchen. Den oberen Rand des Halses bildet wiederum eine Schnurnachbildung. Das Gefäß ist 32 Centimeter hoch und 48 Centimeter breit. Dazu gehörig sind zwei Thonbecher von 17 und 21 Centimeter Höhe, ebenfalls mit Strichornamenten verziert, sowie ein durchbohrter Axthammer aus Stein und ein Steinbeil.

Digitized by Google

— Die irische Auswandererstatistik beginnt mit dem Jahre 1851, und seit diesem Jahre haben 3 276 103 Iren ihre Inselheimath verlassen, um sich zum weitaus größten Theile nach den Vereinigten Staaten und sodann nach Kanada und Australien zu begeben. Im Jahre 1852 erreichte die Auswandererzahl ihr Maximum (190 322), und im Jahre 1876 sank sie auf ihr Minimum (37 587). Im Jahre 1887 betrug sie 82 923 und im Jahre 1888 78 684, und zu diesen letzteren Ziffern stellten das stärkste Kontingent die Provinzen Munster und Ulster. Im Jahre 1888 wandten sich 66 906 nach den Vereinigten Staaten, 3197 nach Australien und Neuseeland, und 2686 nach Kanada.

Afrika.

— Während Hauptmann Caubier und sein Stab im Auftrage der Regierung des Kongostaates die Aufnahme der vielberufenen Kongo-Eisenbahn unternommen haben (Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 192), ist der französische Ingenieur Jacob im Auftrage seiner Regierung bemüht gewesen, die Thunlichkeit der Herstellung einer Kommunikation von dem Quillu nach dem Kongo (bei Brazzaville) zu untersuchen. Derselbe erklärt die künstliche Schiffbarmachung des Quillu vermittelst einer Wehrvorrichtung für leicht ausführbar, und von dem Kopfpunkte der Schiffahrt würde dann nur eine gegen 100 km lange Eisenbahn nach Brazzaville zu bauen sein, womit der schiffbare Kongo-Lauf erreicht wäre. Es handelt sich dabei also um ein sehr beachtenswerthes Konkurrenz-Projekt der belgischen Kongo-Bahn.

— Der englische Missionär F. S. Arnot gedenkt sich nach Loanda zurückzubegeben, um seine Arbeiten in Garangange und am Bangwelo-See wieder aufzunehmen, und womöglich ein weiteres zur Lösung der zahlreichen geographischen und ethnologischen Fragen, die sich an diese Gegenden knüpfen, beizutragen (Vergl. S. 95).

— Der bekannte portugiesische Afrikareisende Serpa Pinto ist im Begriffe, nach der Delagoa-Bay abzureisen, um im Auftrage seiner Regierung eine ähnliche Expedition in das Innere von Südost-Afrika zu führen wie Antonio Cardoso. In erster Linie dürfte es sich dabei um eine Wahrung der portugiesischen Interessensphäre gegenüber den Bestrebungen der Engländer im Swasi- und Matabele-Lande handeln. Der Ingenieur Alvaro Castilloes, der zusammen mit Serpa Pinto nach Südost-Afrika geht, wird die Vorarbeiten für den Bau einer 88 km langen Eisenbahn zur Umgehung der Schire-Katarakte in Angriff nehmen.

— In der englischen Kolonie Natal hat man neuerdings in größerem Maßstabe Versuche mit der Kultur des Theestrauches gemacht, und es sind dieselben sehr zur Zufriedenheit der betheiligten Kreise ausgefallen. Nur die Zubereitung der Blätter wurde auf dem Londoner Markte nicht ganz für die richtige befunden. Im übrigen soll das Gewächs viel Aehnlichkeit mit dem des ceylonischen Niederlandes haben.

Nordamerika.

— Das dritte Heft des „Journal of American Folk-Lore" enthält mehrere Arbeiten über die amerikanischen Indianer; so über die Huronen, von denen ein kleiner Rest noch am Detroit-River wohnt, von H. Hale; über die Irokesen von De Cost Smith; über die Onondagas, die jetzt als fleißige Farmer bei Syracuse in New-York wohnen, aber theilweise noch ihre alten Gebräuche bewahrt haben, von Beauchamp; und über die Omahas und Pontas von J. Owen Dorsey. Außerdem berichtet Frau Boas über die von Lieutenant Emmons aus Alaska mitgebrachte schöne Sammlung ethnographischer Gegenstände und theilt einige Lieder der Tschimuks mit. Mit diesem Heft schließt der erste Jahrgang der vielversprechenden Zeitschrift.

Australien und Polynesien.

— In der Kolonie Südaustralien wurden bei Yorketown, einem Orte von 350 Seelen auf den Yorkes Peninsula (35° 5′ südl. Br. und 137° 55′ östl. L. von Gr.) werthvolle Petroleumquellen aufgefunden. Der Entdecker, A. Tocchi, erhielt zu seinen Ausnutzung ein Areal von 90 000 Acres Land (36 420 ha) von der südaustralischen Regierung überwiesen.

— Die Kolonie Westaustralien hatte am 31. Dezember 1888 eine Einwohnerzahl von 42 137, was eine beträchtliche Zunahme gegen die Vorjahre bedeutet, obwohl die Auswanderung in der Kolonie auffallendverweise stärker war als ihre Zuwanderung. Die Hauptbilfsquelle des Landes, die Perlenfischerei, ergab im Jahre 1887 einen Ausfuhrwerth von reichlich zwei Millionen Mark. Außerdem sollen kürzlich bei Pilbarra neue und sehr ergebnissreiche Goldfelder entdeckt worden sein.

— Die kleine Stewart-Insel, die eine Art Anhängsel an die Doppelinsel Neuseland bildet, war wirthschaftsgeographisch bisher eigentlich nur durch ihre Austernbänke von Bedeutung. Neuerdings hat man aber auch Zinnerze auf ihr entdeckt, deren Analyse zu guten Ergebnissen geführt hat, und es wäre demnach möglich, daß sich bald eine rege Bergbauthätigkeit auf ihr entwickelte.

— Die australischen Kabel. Seit dem 22. Oktober 1872 steht Australien mit den übrigen Kontinenten in telegraphischer Verbindung. Die „Eastern Extension Telegraph Company" übergab an diesem Tage ihr erstes, 1130 Meilen (1819 km) langes Kabel von Banjoewangie, auf Java nach Port Darwin, an der Nordküste der Kolonie Südaustralien, dem öffentlichen Verkehre. Wegen öfterer Unterbrechungen sieß die Kompagnie dann im Januar 1880 in derselben Richtung ein zweites Kabel legen. Aber auch dasselbe blieben gleichzeitige Störungen auf beiden Längen nicht aus. Ende Juni 1888 trat eine solche — infolge vulkanischer Ausbrüche im Ozeane — auf 14 Tage und am 10. Oktober 1888 vier Tage lang ein. Dies veranlaßte nun die Kompagnie, ein drittes Kabel von Banjoewangie aus nach Australien legen zu lassen, aber in anderer Richtung. Es wurde Ende Februar 1889 in der Länge von 1000 nautischen Meilen an der Rochuck-Bai, an der Nordwestküste der Kolonie Westaustralien in 18° 5′ südl. Br. und 122° 25′ östlich von Gr., gelandet, von wo aus ebenfalls, wie von Port Darwin, eine telegraphische Ueberlandverbindung mit allen Orten des Kontinents besteht. Dieses dritte Kabel soll aber für die östlichen Kolonien nur in Gebrauch kommen, wenn auf den beiden anderen Linien Störungen eingetreten sind. Die Länge der Kabel und Ueberlandtelegraphen von London bis Port Darwin beträgt 11 734 Meilen (18 884 km), wovon 1284 Meilen (2066 km) auf die Landlinien entfallen. Der Ueberlandtelegraph von Port Darwin durch Centralaustralien nach Adelaide ist 2543 Meilen (4094 km) lang. Eine Depesche von London nach Adelaide und nach Melbourne kostet für jedes Wort 9 Schillinge 4 Pence (9,50 Mark), nach Sydney 9 Sch. 6 P. (9,66 Mark) und nach Brisbane 9 Sch. 9 P. (9,93 Mark). Regierungsdepeschen werden mit 7 Sch. 1 P. (7,22 Mark) und Depeschen der Presse mit nur 2 Sch. 9 P. (2,79 Mark) pro Wort berechnet. Im April 1869 wurde vom Kap Schank, unweit Melbourne, ein Kabel nach der Nordküste von Tasmanien, 176 Meilen (283 km), und vor zwei Jahren ein zweites dahin gelegt; im Jahre 1876 eins von der Botany-Bay bei Sydney nach der Nordküste der Südinsel von Neu-Seeland, 1150 Meilen (1851 km); und

Digitized by Google

am 17. November 1886 eine vom Norden der Kolonie Queensland nach Thursday Island, dem Haupt Verkehrsmittelpunkte in der Torresstraße.

Polarregionen.

— Mit Unterstützung der Bremer Geographischen Gesellschaft gedenken die Herren Dr. J. Walther und Dr. Kükenthal, von der Universität Jena, im kommenden Sommer eine Polarfahrt zu unternehmen. Zu Tromsö wollen sie sich einem Walroß-Jäger anschließen, um je nachdem es die Eisverhältnisse gestatten werden, auf Spitzbergen oder Nowaja Semlja einen längeren Aufenthalt zu nehmen.

Allgemeines.

— Von dem am 24. bis 26. April in Berlin stattfindenden achten deutschen Geographentage liegt nunmehr eine vorläufige Tagesordnung vor. Demgemäß werden nach der feierlichen Eröffnung der Versammlung durch den Ehrenpräsidenten, Minister von Goßler, in der ersten Sitzung sprechen: Dr. von den Steinen über Erfahrungen zur Entwickelungsgeschichte der Völkergedanken und Geh. Admiralitätsrath Dr. Neumayer über das gegenwärtig vorliegende Material für erd- und weltmagnetische Forschung. In der zweiten Sitzung wird der Vorsitzende der Centralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland, Professor Dr. Kirchhoff, einen Bericht erstatten, Professor Dr. Supan über landeskundliche Literatur, und Professor Dr. Richter über Vorschläge zu einer sachgemäßen Stoff- und Arbeitsvertheilung unter den deutschen geographischen Zeitschriften handeln. In der dritten Sitzung werden vortragen: Professor Dr. Penck über das Endziel der Erosion und Denudation, Professor Dr. Brückner über die Konstanz des heutigen Klimas, Professor Dr. Partsch über Klimaschwankungen in den Mittelmeerländern, Dr. Goetz über die dauernde Abnahme fließenden Wassers auf dem Festlande, Professor Dr. Günther über die Lehre von den klimatischen Schwankungen bei den Forschern des 18. Jahrhunderts; in der vierten Sitzung Dr. Wahnschaffe über die Bedeutung des Baltischen Höhenrückens für die Eiszeit, Dr. A. Schenk über Glacialerscheinungen in Südafrika, Dr. v. Drygalski über die Bewegungen der Kontinente zur Eiszeit und ihren Zusammenhang mit den Wärmeschwankungen der Erdrinde, Dr. Hoyt-Linder über Verwerthung der Schnlausflüge, Professor Dr. Penck über die Nothwendigkeit geographischer Bildersammlungen; in der fünften Sitzung Professor Dr. Neumayer über Typen der Eruptionsmassen und Gebirgstypen, Professor Dr. Jordan über Methoden und Ziele der Höhenmessung, Dr. A. Boehm über die Genauigkeit orometrischer Höhenberechnungen und Professor Dr. R. Credner über die Ursachen der unperiodischen Wasserstands-Veränderungen in der Ostsee. — An die Sitzungen werden sich wissenschaftliche Ausflüge nach Rüdersdorf und in die Uckermark anschließen.

— Bezüglich der Behandlung der aus den Schutzgebieten eingehenden wissenschaftlichen Sammlungen hat der Bundesrath beschlossen: 1) daß die ethnographischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen, welche von den auf Reichskosten nach den deutschen Schutzgebieten ausgerüsteten Expeditionen eingehen, nach Ansonderung der Doubletten den Berliner königlichen Museen für Völkerkunde und für Naturkunde, bezw. den botanischen Anstalten der dortigen Universität gegen Erstattung der Anschaffungs-, Verpackungs- und Transportkosten eigenthümlich überlassen werden; 2) daß den Bundesregierungen auf deren Wunsch die Verzeichnisse der eingehenden Gegenstände einschließlich der Doubletten in Abschrift mitgetheilt und daß die letzteren den wissenschaftlichen Sammlungen der einzelnen Bundesstaaten gegen Erstattung der Anschaffungs-, Verpackungs- und Transportkosten zur Verfügung gestellt werden; 3) daß die auf Reichskosten ausgesendeten Forschungsreisenden angewiesen werden, ihre Einsendungen von ethnographischen oder naturwissenschaftlichen Gegenständen thunlichst in der von den Bundesregierungen gewünschten Zahl von Exemplaren zu bewirken.

Bücherschau.

— Ferd. Adalb. Junker von Langegg, El Dorado. Geschichte der Entdeckungsreisen nach dem Goldlande El Dorado im 16. und 17. Jahrhundert. Zwei Theile (128 und 132 S.) in einem Bande. Leipzig 1888. — Seitdem die Spanier bei der Eroberung von Mexiko und Peru reiche Schätze von Edelmetallen erbeutet hatten, wurden sie von einem unersättlichen Goldhunger ergriffen. Sie faßten neue Eroberungen ins Auge und sagten dabei namentlich dem Dunkelnde nach, welches abenteuerliche Sagen von einem unerschöpflich reichen Gold- und Silberlande ihrer trunkenen Einbildung vorgezaubert hatten. Besonders verlockend für sie war die dunkle Kunde von einem südamerikanischen Priesterkönige, der täglich gesalbt und mit Goldstaub bestreut würde. Man nannte denselben El Dorado — „den Vergoldeten" — und so entstand die Mähr von dem Goldlande El Dorado. Dieses war im 16. und 17. Jahrhundert das Ziel zahlreicher Expeditionen, an denen sich besonders Spanier, Deutsche und Engländer betheiligten. Den Spaniern hat dieses erfolglose Suchen sicherlich mehr gekostet, als sie jemals aus ihren südamerikanischen Besitzungen gewonnen haben. Obwohl das ertrümmte Gold nicht gefunden wurde, haben diese Reisen aber doch einen hochbedeutsamen Gewinn gebracht: sie haben zur frühzeitigen Durchforschung eines großen Theiles von Südamerika geführt. Alle die abenteuerlichen El-Dorado-Züge sind in dem ersten Theile des vorliegenden Werkes in klarer und fesselnder Weise dargestellt. Die gegebenen Schilderungen gründen sich auf die Berichte der Theilnehmer an jenen Zügen, sowie auf die Aufzeichnungen der namhaftesten Geschichtsschreiber jener Zeit. Der zweite Theil des Buches enthält zahlreiche werthvolle geographische, ethnographische und naturgeschichtliche Zusätze und Erläuterungen, in denen der Verfasser vielfach seine eigenen Erfahrungen und Beobachtungen während seiner Reisen in Westindien und Südamerika wiedergiebt. G. L.

Inhalt: Adrian Jacobsen: A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien. (Fortsetzung. Mit vier Abbildungen.) — Reisebilder aus Queensland. (Mit drei Abbildungen.) — H. Rink über das grönländische Binnen-Eis. — Dr. F. Moewes: Die virginische Sumpfzypresse (Taxodium distichum) und ihre wirthschaftliche Bedeutung. — Kürzere Mittheilungen: Vom Panama-Kanal. — Die Chinesen in Singapore. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Nordamerika. — Australien und Polynesien. — Polarregionen. — Allgemeines. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 31. März 1889.)

Hierzu eine Beilage der Verlagshandlung von Hermann Paetel, Berlin.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Die Staubfälle im Passatgebiete des Nordatlantischen Ozeans.

Von J. von Goerne.

(Mit einer Karte.)

Schon seit Jahrzehnten ist die Erscheinung der sogenannten Staubfälle von den Seefahrern, welche das Gebiet des Atlantischen Ozeans zwischen den Kanarien und der Gegend südlich von den Kap Verden durchsegeln, beobachtet und bekannt gemacht worden.

Als die gelehrte Welt sich dem Studium des genannten Phänomens widmete, war es vornehmlich Ehrenberg, der glückliche Förderer der Kenntniß kleinster Organismen, welcher zuerst der Ursache der Erscheinung der Staubfälle eine wissenschaftliche Grundlage zu geben suchte. Durch seine mikroskopischen Untersuchungen des Staubes wurde er zu der Annahme geführt, daß derselbe nicht, wie man allgemein unter den Seefahrern angenommen, der Sahara, sondern dem nordöstlichen Theile Südamerikas entstammen müsse. Maury, welcher in dieser Ansicht eine Stütze für seine damals noch neue Theorie der Gegen-Luftströmungen in größerer Höhe — hier also des SW-Antipassates — zu finden glaubte, trat Ehrenberg's Meinung bei.

Erst etwa dreißig Jahre später stellte sich Dr. Hellmann insofge neuerer planmäßiger Untersuchungen, denen er eine erhebliche Anzahl englischer Schiffstagebücher zu Grunde legte, der Ehrenberg'schen Anschauung entgegen und verhalf der bei den praktischen Seeleuten schon lange feststehenden Ansicht, daß jene Staubfälle als Wüstenstaub aus der Sahara anzusehen seien, zu ihrem nun nicht mehr zweifelhaftem Rechte.

Wir finden in Dr. Hellmann's Schrift zum ersten male umfassende Angaben aller einschlägigen Verhältnisse, sowohl was die örtliche Verbreitung der Staubfälle als auch was deren Häufigkeitsverhältnisse im Jahre betrifft. Hierbei beschränken sich aber seine Quellen lediglich auf die Gegenden südlich von 20° nördl. Br., während wir hier, ausschließlich deutschen Quellen neueren Datums folgend, auch die weiter nördlich gelegenen Gegenden der Betrachtung unterziehen wollen.

Die Erscheinung der Staubfälle an sich besteht darin, daß diejenigen Schiffe, welche im Passat längs der westafrikanischen Küste bis etwa 40° westl. Länge segeln, zu Zeiten — besonders bei frischem NO-Passat — die Wahrnehmung machen, daß sich auf ihrem Takelwerk ein feiner, mehlartiger Staub von verschiedener Farbe niederschlägt. Derselbe ist sehr verschieden stark: zu Zeiten giebt er sich nur durch eine veränderte Färbung der Segel kund, während es vorkommen kann, daß er so dicht auf dem Tauwerke, insbesondere aber auf den Segeln liegt, daß er von letzteren abgeschabt werden kann. In dieser Hinsicht macht ein Bericht des vorigen Jahres aus der Gegend in der Nähe der Kap-Verdeschen Inseln ganz besonders genaue und interessante Angaben. Der Staub konnte an der Windseite von Raaen und Tauen mit einem Kartenblatt abgeschabt werden. Strich man über die vom Staub bedeckten Taue mit dem Finger hin, so fühlte man deutlich sandige Bestandtheile in demselben. Es wurde in diesem Falle möglich, die gesammelten Produkte einer mikroskopischen Untersuchung zu unterziehen, welche folgendes Resultat ergab:

Die Farbe des Staubes war schmutzig gelbgrau und im Wasser löslich. Ohne Wasser zeigten sich bei 300facher

Digitized by Google

Vergrößerung schwärzliche, aus kleineren Körnern bestehende Klumpen. Bei Wasserzusatz wurden die einzelnen Körner durchsichtig und blieben nicht mehr zusammengeballt. Ihre Form war unregelmäßig, rund, zackig, auch prismatisch und bei durchgehendem Lichte von blaßgelber bis röthlichen Farbe. Das Ganze war als ein sehr feiner quarzhaltiger Sand anzusehen. Außerdem fanden sich in dem untersuchten Staube noch einige bewegungslose große Bacillen.

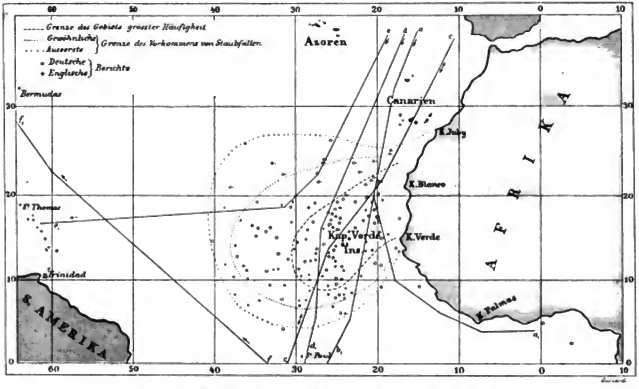
Uebrigens wird die Farbe des Staubes von den verschiedenen Berichterstattern ziemlich verschieden angegeben. Die einen bezeichnen sie als roth oder rothbraun, andere als gelb oder gelbroth.

Bemerkenswerth erscheint hierbei, daß die deutschen Berichte viel häufiger den gelben Staub in der Nähe der Küste als weiter entfernt von derselben wahrgenommen haben.

Auch für denselben Staubfall, dessen Fortschreiten in westlicher Richtung nach verschiedenen Berichten hat verfolgt werden können, zeigen sich Unterschiede in der Farbe: näher der Küste ist er gelb, weiter entfernt von derselben roth oder röthlich. Vielleicht ist die Ursache hiervon in mehr oder minderer Durchfeuchtung des Staubes zu suchen: nahe der Küste besitzt er noch die gelbe Wüstenfarbe, Hunderte von Meilen seewärts hat ihm der Wasserdampf der Luft ein anderes Aussehen verliehen.

Stets erscheint beim Auftreten der Staubfälle der Horizont verschleiert, und das Aussehen der Luft wird an Bord als „dicfig" bezeichnet. Auf der Kimm lagert eine weißlichgraue Dunstbank. Ueber dem Beobachter erscheinen die Gestirne nicht in gewohnter Reinheit, sondern sind ähnlich wie der Horizont verschleiert.

Beides ist natürlich, wenn man bedenkt, daß die Schicht der Staubnebel — diesen Namen verdient die Erscheinung wohl am besten, da sich feuchte Niederschläge nie zeigen—



Die Verbreitung der Staubfälle im Passatgebiete des Nordatlantischen Ozeans.

nach der Höhe zu nicht allzu bedeutend sein wird im Vergleich zu ihrer horizontalen Ausdehnung.

Indessen wird er zu Zeiten auch so dicht, daß die Sehweite bis auf eine Seemeile eingeengt und die Sonne erst bei 50 bis 60° Höhe sichtbar wird.

Da die Staubnebel oft mehrere Tage anhalten, so bilden sie für die Navigirung der Schiffe in jenen sonst für die Seefahrt so äußerst angenehmen Gegenden ein beschwerliches Hinderniß, weil eine astronomische Bestimmung des Bestecks [1]) tagelang wegen des verdeckten Horizontes unmöglich ist. Verschiedene Berichterstatter sprechen übrigens auch von einer Färbung der Nebel; hierbei ist bisher noch nicht aufgeklärt worden, ob dem Staub selbst die Farbe zukommt, oder ob die Färbung nicht vielleicht eine Diffractionserscheinung ist.

Staubfälle und Staubnebel kommen nur bei trockener Witterung vor, und meistens herrscht bei ihrem Erscheinen eine frische Passatbrise — eine weitere Stütze der Behauptung, daß das in Rede stehende Phänomen ursprünglich der Sahara entstammt.

Ein recht deutliches Bild über die Verbreitung der Staubfälle liefert die Skizze derselben, welche theils nach Berichten, die bei der deutschen Seewarte in den Jahren 1878 bis 1884 eingegangen sind, theils nach englischen Mittheilungen eines früheren Zeitabschnittes gezeichnet worden ist. Erstere wurden durch einen Kreis, letztere durch ein Kreuz bezeichnet; da diese einem etwa zweimal so großen Zeitraum angehören, wie jene nördlich von 20° nördl. Br. gelegenen, so müssen die letzteren, damit das Verhältniß der Staubfälle zur richtigen Darstellung gelangt, verdoppelt gedacht werden. Das ist durch einen neben den Kreis gesetzten Punkt hervorgehoben worden. (S. die Karte.)

[1]) Unter Besteck versteht der Seemann die Länge und Breite.

Digitized by Google

Bei näherer Betrachtung des Kärtchens nimmt man wahr, daß manche Stellen des Gebietes leer geblieben sind. Dies wird leicht dadurch erklärt, daß diese Orte von wenigen Schiffen oder überhaupt von keinen passirt werden, denn der Kurs der Schiffe, welche jene Gegenden befahren, ist ein sehr beständiger, auf einen bestimmten und verhältnißmäßig kleinen Raum zusammengedrängter. Die nach der Guineaküste oder dem Südatlantischen Ocean bestimmten Schiffe passiren östlich der Kap Verden ($a a_1$ und $a b_1$). Auf diesen Routen ist der Verkehr gering, und nahe der Küste fahren überhaupt keine Schiffe. Am regsten ist der Verkehr aber auf der Route westlich der Kap Verden ($c c_1$ und $d d_1$), hier steuern die Dampfer, die nach Brasilien oder den La Plata-Staaten bestimmt sind, alljährlich auf der Ausreise wie auf der Rückfahrt denselben Kurs. Eine weitere, für die Ermittelung der am westlichsten vorkommenden Staubfälle zu betrachtenden Route ist die von England zuerst bis nordwestlich der Kap Verden, etwa 20° nördl. Br. und 30° westl. L. v. Gr., und von da nach West laufenden Straße nach West-Indien, bezüglich Central-Amerika ($e e_1$).

Auch die Routen der aus dem Süden kommenden und nach Europa segelnden Schiffe kommen noch in Betracht ($f f_1$). Da diesen Schiffen nur der NO-Passat als treibende Kraft zur Verfügung steht, so müssen sie, hart am Winde segelnd, oft weit nach Westen in den Atlantischen Ocean hineinbiegen, um sich ihrem Ziele zu nähern. Aus all diesem ergiebt sich, im Vergleiche zum Kärtchen, daß ein Zweifel über den Wüstenursprung der Staubfälle nicht mehr obwalten kann.

Wie weiter ersichtlich, nimmt das Staubgebiet nur den östlichen Theil des nordatlantischen Passatgebietes ein, und das Hauptausgangsthor ist gerade derjenige Theil der afrikanischen Küste, in welchem die Sahara ausläuft, also etwa von Kap Dschuby bis Kap Verde. Das Gebiet der größten Häufigkeit wird weiter ringförmig umschlossen von einer Zone minder often Vorkommens, die bis 40° westl. Länge (d. i. etwa 1100 Seemeilen von der Küste) und bis etwa 4° nördl. Br. in das Meer hineinreicht.

Diese letztere Zone kann man noch eintheilen in einen Ring des gewöhnlichen und einen des äußersten Vorkommens. Die Kap Verden liegen nahezu in der Mitte aller Erscheinungen. Uebrigens sind die Grenzen der Staubregion nicht als annähernd fest anzunehmen, sondern im Laufe des Jahres ändern sich dieselben mit dem Passat. Nach den Berichten der Seewarte war die niedrigste Breite, auf welcher der Staub noch angetroffen wurde, 4° N. im Januar bis März, in mehreren Fällen 7 bis 8° N. für Juli und September dagegen nur 14,4° nördl. Br.

Nach Norden zu findet eine Beeinflussung der Staubgrenzen durch die jahreszeitlichen Verschiebungen des Passates nicht statt, da jener vor allem von der Lage der nördlichen Begrenzung der Saharaküste abhängig ist, und, wie die Beobachtungen ergeben, im Sommer und Winter die Ausdehnung des Staubgebietes nach Norden die gleiche ist.

Was nun die Zahl der Staubfälle in den verschiedenen Jahreszeiten anbetrifft, so kommen sie am häufigsten im Dezember, Januar und Februar vor; am seltensten dagegen im Spätsommer und Herbst — August bis November. Die Erklärung für diese Unterschiede liefert der Passat, wenn man wiederum sein Verhalten in den verschiedenen Jahreszeiten betrachtet.

Vom März bis August findet sich ein Maximum des Luftdruckes ziemlich beständig in der Gegend der Azoren, daher weht der Wind zu dieser Zeit fast parallel der afrikanischen Küste. Im Spätsommer und Herbst ist die Lage des Maximums nicht mehr von gleicher Beständigkeit, der Passat ist schwach, auch herrscht häufig Regenwetter.

Im Januar und Februar dagegen werden die für die Verbreitung des Staubes günstigsten Verhältnisse angetroffen: hoher Luftdruck über Nordafrika, ein steifer an der Saharaküste aus dem Lande wehender Passat, trockenes Wetter und eine starke südliche Ausdehnung des Passatgebietes. Folgende, auf deutschen Berichten fußende Zusammenstellung, in welcher die Tage, an denen Staubniederfälle vorkamen, gezählt werden, giebt den zahlenmäßigen Beleg für die obigen Angaben.

Von den 75 deutschen Einzelberichten über das Vorkommen der Staubfälle in den Jahren 1878 bis 1884 und den 60 in der Veröffentlichung des „Meteorological Office“ aufgeführten Fällen kommen auf den Monat:

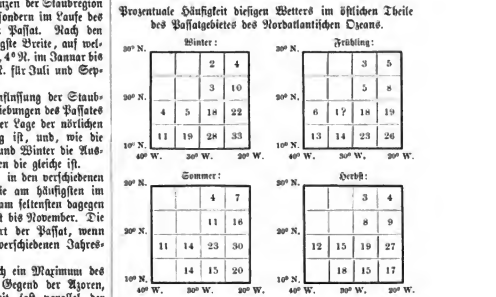
Dezember	13	Juni	9
Januar	31	Juli	5
Februar	31	August	4
März	10	September	4
April	9	Oktober	6
Mai	6	November	2

Nach allen diesen Ausführungen scheint schon jeder Zweifel beseitigt, daß das Vorkommen und Auftreten des Staubes eine andere Ursache als die Richtung und Stärke des jeweilig herrschenden Passatwindes haben könne.

Außerdem findet diese Ansicht aber noch eine weitere gewichtige Stütze dadurch, daß von verschiedenen weit entfernt stehenden Schiffen gleichzeitige Beobachtungen von Staubfällen gemeldet wurden, zufolge deren man auf die bedeutende Ausdehnung einzelner Staubfälle schließen kann. So hat sich für den 12. Februar 1882 die muthmaßliche Größe des vom Staubfall bedeckten Gebietes zu 527300 qkm ergeben — eine Fläche, welche nahezu derjenigen gleichkommt, welche das Deutsche Reich einnimmt.

Einen sehr deutlichen Einblick in die Natur des Ursprunges der Staubnebel — bezw. Staubfälle — gewähren auch noch nach den Tabellen der Seewarte und dem „Meteorological Office“ die Zahlen der prozentualen Häufigkeit diesigen und nebeligen Wetters für die verschiedenen Fünfgradfelder zwischen 10° und 30° nördl. Br. und 20° bis 40° westl. Länge in den einzelnen Jahreszeiten:

Prozentuale Häufigkeit diesigen Wetters im östlichen Theile des Passatgebietes des Nordatlantischen Oceans.



Man ersieht aus diesen Aufzeichnungen deutlich, daß innerhalb des bezeichneten Gebietes das diesige Wetter am häu-

Digitized by Google

figsten in der Umgebung der Kap-Verden-Gruppe angetroffen wird, und daß (wie auch oben schon angedeutet), die Häufigkeit der Declination der Sonne, also dieser entsprechend dem Passat und seinen jahreszeitlichen Verschiebungen folgt. Nach Norden und Westen nimmt die Häufigkeit ab. Das Auftreten des Staubes findet also genau so statt, wie es unter der Voraussetzung geschehen muß, daß der Ursprung des Nebels in der Sahara zu suchen ist, und daß der NO-Passat der Beförderer und Verbreiter desselben ist.

A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien.

Von **Adrian Jacobsen.**

(Fortsetzung. Mit zwei Abbildungen.)

Als wir uns bis auf ein paar Kabellängen Larat — der ersten Insel des Timor-Laut-Archipels — genähert hatten, blies der Wind wieder so stark vom Lande, daß wir nicht in den Hafen einlaufen konnten. Es kam nun ein mit Eingeborenen bemanntes Boot zu uns heraus. Da die Timor-Laut-Insulaner aber ihrer Räuberein halber übel berüchtigt sind, so trugen wir große Bedenken, sie an unser Schiff heran zu lassen. Es nützte uns unser Widerstreben aber nichts — um so mehr als ich selbst am Fieber darniederlag —, sondern die Leute schwangen sich kühn aufs Deck, ergriffen die Ruder und Bambusstangen, und bald nach dem Dunkelwerden befanden wir uns in dem Dorfe Ritabel.

Die Tenimber- oder Timor-Laut-Gruppe liegt zwischen 6° 20′ und 8° 30′ südl. Br. und 130° 40′ und 132° 5′ östl. L. v. Grw. und besteht aus etwa 20 oder 30 größeren und kleineren Inseln, die von kaum 13 000 Menschen bewohnt sind. Von diesen Inseln ist Gambeana die größte und an ihrer Ostküste ziemlich stark bevölkert, an der Westküste dagegen durch blutige Kriege entvölkert und verödet. Die anderen Hauptinseln sind Vordate, Larat, Multi, Maro, Sjera und Selaru. Die Bevölkerung spricht verschiedene Dialekte, kann sich jedoch über die ganze Inselgruppe verständigen. Auf der Insel Maro giebt es eine Niederlassung von Badjoresen, welche man als die Zigeuner des Indischen Archipels bezeichnen kann. Von der Südostküste von Celebes abstammend, und früher berüchtigte Seeräuber, hat sich dieses merkwürdige Volk nach und nach im Verlaufe unseres Jahrhunderts fast über sämmtliche Inseln verbreitet, und man findet sie sowohl auf den westlichen Philippinen, als auch an der Küste von Borneo, Celebes, Halmaheira, Buru, Ceram, West-Neu-Guinea und den sämmtlichen Inseln der Banda-See. Man erzählt von ihnen, daß sie ein Gelübde gethan haben, nur auf dem Wasser zu leben. Als das Volk sich aber stark vermehrte, wurde das in den meisten Fällen unmöglich, und sie halfen sich damit, daß sie ihre Häuser auf Pfählen über dem Wasser bauten. Durch ihr vieles Fahren auf dem Meere sind sie natürlich auch vorzügliche Seeleute geworden.

Die Bewohner von Timor-Laut sind ein schön gewachsenes, intelligentes Volk; wenn sie von den wenigen Reisenden, die mit ihnen in Berührung gekommen sind, als außergewöhnlich groß bezeichnet werden, so muß ich dem aber widersprechen. Die Männer färben ihr Haar durch eine Mischung aus Kokosnußasche und Kalk hell, und dasselbe gewinnt dadurch ein aschblondes Aussehen, was sie ungemein verschönert und den Nordeuropäern ähnlich erscheinen läßt. Sie tragen ihr Haar, je nach der Beschaffenheit desselben, entweder hochgebunden (wenn es glatt ist) oder wulstartig (wenn es gelockt ist). In der Gesichtsbildung und Hautfarbe erinnern sie an die Polynesier von Fidschi und Samoa. Die älteren Männer färben ihr Haar wenig oder nicht. Die männliche Bevölkerung trägt meist nur den Schamgurt, entweder aus baumwollenem Stoff — von Luang importirt — oder aus geklopfter Baumrinde, aus welch letzterer auch wirkliche Jacken gemacht werden. Außerdem tragen sie Ohrringe aus Dugong-Zähnen oder Holz, Armringe besonders aus Conus-Muschel oder aus den Genickwirbeln des Dugong oder auch aus Büffelhorn. Beide Geschlechter tätowiren theilweise Stirn, Wange und Brust. Im Kriege tragen die Männer auf dem Kopfe ein Holz, worüber das Haar gekämmt wird, um demselben ein stärkeres Aussehen zu geben. In den Haaren stecken ein bis zwei Kämme aus Bambus, die ein Loch haben, in welchem ein oder mehrere Federräder befestigt sind, die sich beim Laufen und bei starkem Winde drehen (nach Art des bekannten europäischen Kinderspielzeuges). Leute aus höherem Stande tragen ein Diadem aus vielen zusammen gebundenen Eisenbeinringen, manche auch eine turbanartige Kopfbedeckung, an deren rechter Seite sich eine Perlenquaste befindet. Im Kriege bekleiden sich die Timor-Laut-Insulaner mit einem korsetähnlichen Lederpanzer. Schilde aus Holz werden wenig gebraucht. Die Hauptwaffe scheint Bogen und Pfeil zu sein. Die sehr schön und kunstvoll gearbeiteten Bogen sind über sieben Fuß lang, mit baumwollenem Stoffe überzogen und schwarz gefärbt. Es werden 13 bis 15 verschiedene Arten von Pfeilen im Kriege und auf der Jagd gebraucht. Auch haben die Bewohner verschiedene Sorten Lanzen, wovon eine mit einzelnem oder doppeltem Widerhaken eine sehr gefährliche Waffe ist. Sie besitzen auch Schießgewehre, und als Kugeln benutzen sie geschliffene Muscheln oder Steine. Klewangs, sowie Lanzen aus Bambus gebrauchen sie ebenfalls, und alles in allem sieht man, daß das Waffenhandwerk von ihnen sehr kultivirt wird. Die Frauen tragen einen Sarong von der Aloepalme (Borassus flabelliformus), oft mit künstlichen Figuren geschmückt. Der Sarong wird an dem Oberkörper mit einem vier bis sechs Zoll breiten Gurt aus Palmenrippen befestigt. Das Schloß des Gurtes ist oft sehr kunstvoll geschnitzt, und das ganze wird vielfach als Brautgeschenk benutzt. Der Oberkörper wird frei getragen, dagegen werden die Arme mit vielen Ringen geschmückt — besonders bei Kindern und erwachsenen Mädchen. Außerdem tragen Frauen und Mädchen goldene Ohrringe, silberne Fingerringe und kupferne oder messingene Fußringe. Auch auf Timor-Laut werden in vereinzelten Fällen die Zähne abgefeilt.

Beim Heirathen muß der Bräutigam dem Vater der Braut werthvolle Geschenke geben, die meist in goldenen Ohrringen bestehen. Wenn der Kaufpreis nicht voll ge-

Digitized by Google

zahlt werden kann, so verbleibt das Ehepaar im Hause der Schwiegereltern, bis das Fehlende herbeigebracht ist. Die Frauen sind sehr arbeitsam und verrichten beinahe sämmtliche Feldarbeit, und schon früh am Tage hört man sie den

Klewangs nebst Scheiden.

Mais stampfen, zu welchem als Mörser die Tridacna-Muschel dient. Da ihre Felder und Gärten oft stundenweit entfernt im Walde oder an der Küste liegen, so sieht man sie auch morgens in ihrem Boote, jede mit einer Bambusstange versehen, das Ufer entlang steuern.

Die Häuser sind auch hier vier bis fünf Fuß über dem Grunde auf Pfählen erbaut, meist mit dem Giebel dem Wasser zugewendet. An der Mitte des Hauses führt eine Treppe ins Innere. Der Fußboden besteht aus Bambusstreifen, zwei Fuß über demselben befinden sich die langen, bankartigen Schlafstellen, ebenfalls aus Bambus, und als Kopfkissen dient ein rundes Stück Holz (oder Bambus). Nahe dem Giebel, der nach dem Lande gerichtet ist, ist die Feuerstelle angebracht. Oberhalb der Schlafstellen werden auf Bambus-Gestellen oder in Körben allerlei Feldfrüchte aufbewahrt.

Fast in jedem Dorfe befindet sich ein Haus am Wasser, welches Fremden Obdach gewährt, und welches auch zugleich als Trink- und Versammlungshaus benutzt wird. Außerhalb desselben findet man fast stets das Bildniß des timoresischen Bacchus Obila-Lingat, an diesem werden die des Morgens unter fröhlichem Gesange vom Palmbaume herunter genommenen Bambusgefäße, mit Palmwein gefüllt, aufgehängt — wahrscheinlich, damit der Gott ihm seinen Segen spende.

Palmweinbecher.

Wasserbehälter.

Waffen und Geräthe der Timoresen.

Auch errichten die Eingeborenen schuppenartige Gebäude, in denen sie die Boote vor den Sonnenstrahlen schützen; wo solche fehlen, bergen sie dieselben unter den Wohnhäusern. Die Straßen im Dorfe sind sehr unregelmäßig.

Der Fischfang geschieht auch hier bei Fackelschein durch Speere oder durch Pfeil und Bogen; außerdem dient das Fleisch der wilden Schweine und Büffel als Nahrungsmittel. An Feldfrüchten genießen die Insulaner Mais, weniger Reis und Ubi (süße Kartoffeln). Die Palmweinbereitung bildet die Hauptbeschäftigung der Männer, und aus dem Weine destilliren sie auch noch ein sehr starkes branntweinartiges Getränk, das Koli-Water heißt. Der Apparat dazu besteht aus zwei zusammengekitteten irdenen Töpfen und einem Bambusrohre. Die Timor-Laut-Insulaner sind in ihrem Wesen, wenn sie nicht betrunken sind, ein fröhliches Volk, allerdings nach unseren Begriffen etwas zudringlich und sehr neugierig; ich fand sie aber viel besser, als ihr Ruf war, und im Grunde genommen besser, als alle die Insulaner, welche wir besuchten.

Digitized by Google

Sie besitzen viele Götzen, von denen Dubillah der vornehmste ist; derselbe soll, wie mir berichtet wurde, in gewissen Häutern aufgestellt sein, und es sollen ihm täglich Opfer gebracht werden. In einem Dorfe, das ich besuchte, sah ich ihn aber auf dem Hauptplatze im Freien stehn. Es wird den Leser vielleicht interessiren, wenn ich die in Timor-Laut erworbenen Götzen zur Charakteristik der religiösen Anschauungen näher bezeichne:

1. Zu oberst steht der eben erwähnte Hauptgott Dubillah;

2. Diesem zunächst steht der ebenfalls bereits beschriebene Obila-Lingat, welches der Dubillah in anderer Form sein dürfte;

3. Beat-Tuanat (der Geist des Herrn);

4. Obila-Wanat — diese beiden als Beschützer und Befruchter der Maisfelder geltend;

5. Bew-Nawal, der in den Häusern aufgestellt ist und die Menschen mit Krankheit straft, falls sie die alten Sitten vergessen und nicht fleißig opfern;

6. Nitu-Tawi, der die Köpfe der Vorväter schützt die Köpfe werden bei einzelnen Familien, nachdem sie durch Verwesung vom Körper getrennt, im Hause aufbewahrt, um den Schutz der Verstorbenen zu genießen);

7. Beat-Foer, ein Geist, welcher die Menschen des Bestandes beraubt, kommt solches Unglück in der Familie vor, so wird schleunigst ein Bild dieser Gottheit gemacht, im Hause aufgestellt und ihm fleißig geopfert;

8. Nit-Nangen, der neben den Feldern aufgestellt wird, um die bösen Waldgeister von denselben zu verscheuchen;

9. We-Jaffn, der Schützer vor dem Feuer (da die Leute beim Tanze viele Palmenfackeln verwenden, können die Funken den Dächern leicht gefährlich werden);

10. Fadu-Owan, die Gottheit der Lampen;

11. Obea-Jahar, der Gott der Rache; (Ist Jemand bestohlen, beraubt oder betrogen worden, und ihm der Uebelthäter bekannt, so macht er sich ein Bild von der genannten Gottheit und stellt sich unter deren Schutz. Dann nimmt er von irgend einer beliebigen Person Schweine, Hühner, Kokosnüsse, Feldfrüchte ꝛc., bis er sich entschädigt glaubt. Der so Geschädigte muß nunmehr den Dieb zu erlangen suchen; kann er dies nicht, und können oder wollen auch seine Verwandten es auch nicht, so muß das ganze Dorf für das gestohlene Gut aufkommen; es giebt dies sehr oft Gelegenheit zu Kriegen);

12. Obra, der Schutzgott auf längerer Seereise;

13. Nitu-Wimit, der Gott, der Glück beim Fischfang bringt;

14. Nit-Berlore, der Gott, welcher aufgestellt wird beim Gießen von metallenen Gegenständen (meſſingenen Fußringen, kupfernen Lanzen ꝛc. und dem vor dem Gießen geopfert wird);

15. Wolukurer, die Gottheit, welche bei Dürre neben die Brunnen gestellt, und welcher dann geopfert wird;

16. Wet-Lingat, der Gott, welcher das Haus während längerer Abwesenheit des Besitzers beschützt;

17. Matan-Telu, der Gott mit drei Augen und der Schützer jedweden Eigenthums, der von den Dieben sehr gefürchtet wird;

18. Wet-Jangelu, der größte Wit (Geist), der dazu verwandt wird, zahlsanle Schuldner nachts im Traume, sowie auch bei Tage zu ängstigen, bis sie zahlen;

19. Trang-Rooka, der Gott, welcher die Familienglieder vor Betrunkenen schützt und welcher unter Umständen die Unruhestifter durchprügelt;

20. Wet-Sefefa, der Gott zur Warnung für Leute, die zu Gewaltthaten geneigt sind;

21. Wett-wo'ea, ein Krokodilbild, welchem fleißig geopfert werden muß, damit man nicht von einem solchen Thiere gefressen wird;

22. Iwin-Oball, eine Gottheit in Form eines Hundes, welcher bei längeren Seereisen auf das Vorderdeck der Prau aufgestellt und gewissermaßen als Führer und Lootse betrachtet wird (besonders bei dem regenreichen Westmonsun);

23. Wet-Wiling, der Schutzgott der Schiffssteuerruder;

24. Luw-Nitu, ein Sack, der ein paar kleine Holzfiguren nebst allerlei Wurzeln und anderen Zaubermitteln enthält und beim Fischfang benutzt wird; (In dem Sacke befindet sich auch eine heilige Kalk- und Siri-Dose, und beim Fangen einer Schildkröte wird Siri und Pinang gekaut und der Speichel dem Thiere ins Maul gespieen, der Kalk ihm aber in die Augen gestreut, damit es versöhnt werde und den Tödter nicht erkennt);

25. Nit-Snara, der Gott, welcher Glück bei der Jagd bringt und welcher zum Schutze der Fallen oder Selbstschüsse aufgestellt wird;

26. Inklu-Likerwurde, der Schutzgott der Häuser, welcher die Diebe durch Abbrennen ihrer eigenen Häuser bestraft;

27. Wet-Suruk, der Schützer alles Eigenthums, der den Dieb durch eine Hautkrankheit, welche wie ein Klewanghieb aussieht, bestraft (das Gözenbild ist mit einem Klewang ausgerüstet);

28. Wet-we, der spezielle Schützer des Hauses des Orangkaja von Sjera (einem Dorfe auf dem südwestlichen Timor-Laut).

Außer den bereits genannten Götzen besitzen die Timoresen noch in jeder Familie die sogenannten Walutus — die Geister der verstorbenen Vorväter — welche als Schutzpatrone angesehen werden, und für die fast in jedem Hause ein Platz vorgesehen ist, wo die Bilder stehen und ihnen geopfert wird.

Ferner trägt ein jeder Krieger einen Sack am Gurt, in welchem sich als Amulette kleinerne Aexte, Wurzeln und viele kleine hölzerne Walutus befinden; insbesondere von jedem seiner verstorbenen Vorväter, welche sich im Kriege ausgezeichnet haben, ein Bild, das Prisst-Walut genannt wird; und ebenso auch von jedem Vorvater den ersten Gemickwirbel (Nit-Botan). Der ganze Sack wird Suwa-Saat genannt. Um einem Dorfe den Krieg zu erklären, sendet man ein Götzenbild, Walut-Nora-Rooen mit Namen, dem man ein junges Kokosblatt um den Hals gebunden hat, läßt es am Strande vor dem Dorfe aufstellen, und beginnt darauf die Feindseligkeiten.

Ferner benutzt man die Walutus als Schutzpatrone des Hauses und seiner Insassen, sowie auch auf dem Wasser, im Walde, in den Kokospflanzungen, auf den Feldern ꝛc., in welchem Falle sie dann Walut-Tana-Bär genannt werden.

Die im Westen des Indischen Archipels so sehr üblichen Verbotsstöcke oder Matakau sind auch hier im Gebrauche, und dieselben werden auch hier theils in Menschen- theils in Thiergestalt gemacht. Beat-de-Su ist Schützer der Pinang-Bäume, ebenso We-nissa, Wet-Karba und Laiali (Schlange, Büffel und Maus). Sehr häufig findet man ein Krokodil mit einem Manne im Rachen aufgestellt, und ist dasselbe ein besonders gefürchtetes Matakau. Auch Abbildungen von giftigen Fischen werden viel benutzt. Baba-Weun ist ein Verbotsstock in Form eines Menschen, der errichtet wird, wenn fremde Händler auf der Insel erwartet werden — zum Zeichen, daß gewisse Früchte innerhalb einer Zeit von zwei bis drei Monaten nicht gepflückt werden dürfen. Man thut dies namentlich in den Kokospflanzungen, um recht viel Copra für die Händler bereit zu haben. Ein anderer Verbotsstock ist Baba-Fra, derselbe soll den Eigenthümer eines Nutzholzwaldes davor bewahren, daß Jemand seine Bäume fälle.

Digitized by Google

Von anderen religiösen Gegenständen erwarb ich namentlich noch das Modell einer Frau namens Leor, welche bei aufgetretenen Krankheiten von jedem Familienvater, der einen Kranken hat, mit einer Holzfigur nebst beigelegten Opfergaben versehen und dann den Wellen übergeben wird; ebenso ein anderes Frau-Modell, welches den Sarg eines Radja darstellte, und auf seinem Deckel viele Fahnen und Holzfiguren in Menschengestalt trug, die mit Gewehren und Trommeln versehen waren, um die bösen Geister vom Grabe zu verscheuchen. (Als Grabstätte der Radja dient gewöhnlich ein auf seichtem Korallenriff errichtetes Baubuskgestell, und die Särge haben die Form des eben beschriebenen Modells. Man behauptet, daß die Seelen der Verstorbenen nach den Inseln Nusnita und Selo wandern und darum das Schiff nöthig haben. — Es scheint diesem Brauche eine dunkle Erinnerung an die ehemalige Einwanderung zu Grunde zu liegen. Auch ist es bemerkenswerth, daß die Sage geht, die Insel sei früher ein großes Festland gewesen, das durch den Zorn der Götter zum größten Theil unterging.)

Da der Posthalter von Ritabel gerade nach der Insel Fordate gefahren war, so mußte ich mich auf eigene Hand nach einem Hause umsehen, ich fand aber keins, das mir zusagte, und schlug deshalb schließlich unter der Veranda des Postpaufes mein Quartier auf. Das Haus war mit einem ziemlich starken Bambuszaun umgeben, der mich vor dem Andrange der Leute schützte. Nachdem ich meine Tauschartikel daselbst untergebracht hatte, langten mehrere Frauen aus Sjeva an, die die Eingeborenen in große Aufregung versetzten, dieselben fuhren aber bald wieder ab, und mein Handel fing an zu blühen. Am 5. Juni hatte ich starkes Fieber und konnte wenig thun. Um mich vor der Neugierde der Leute zu schützen, deren beständiges Anstarren mir peinlich war, ließ ich ein Segel vor mein Bett ziehen, dies nutzte mir jedoch wenig, da besonders die Weiber den Vorhang zurückschlagen und ihre Musterung immer von neuem begannen. Am 6. Juni hatte mein Fieber nachgelassen und ich konnte meine Arbeiten wieder aufnehmen. Es war mir dabei sehr angenehm, daß sich die Leute hier viel leichter von ihren Schätzen trennten, als anderweit, und daß sie sogar mit den Köpfen ihrer Vorväter keine Ausnahme machten.

Am 7. Juni unternahm ich einen Ausflug nach dem Inneren der Insel Larat und fand daselbst regelrechte Dörfer, umgeben von Reis- und Maisfeldern. Die dortigen Häuser benutzt man aber nur beim Säen und Ernten der Feldfrüchte, weil die Leute für gewöhnlich an der Küste wohnen. Die Mitte der Insel bildet ein von einem kleinen Bache durchflossenes Thal, der nach Osten läuft. Auf meinem Rückwege durch das Dorf sah ich übrigens, daß die von mir tags vorher gekauften Götzen bereits durch neue ersetzt waren. An diesem Tage hatte einer von den Dorfbewohnern einen jungen Karabau erlegt und ich hatte dadurch das Vergnügen, seit Makassar zum ersten male wieder ein Beefsteak zu genießen. Nachts wurde von den lustigen Völkchen regelmäßig bei Fackelschein getanzt, und da ich mich etwas besser fühlte, sah ich mir die Tänze zuweilen an. Die Tänzer waren junge Männer im Alter von 15 bis 20 Jahren, und die Haupttänzer hatten eine Trommel, welche sie in der linken Hand hielten, mit der rechten Hand aber schlugen, in der Weise, daß der Handballen die Kante und die Fingerspitzen das Trommelfell trafen. Je zwei und zwei tanzten zusammen, den linken Arm durch den rechten des Nachbars gesteckt, jedoch so, daß die Trommel noch frei gehalten werden konnte. Sämmtliche Paare bildeten einen Ring, bewegten sich rhythmisch in der verschiedensten Weise, und zu dem Tanz wurde gesungen.

Am 8. Juni gelang es mir, zwei gegen 12 Fuß lange Dubillah-Bilder zu erhalten, die vor dem Gesellschaftshause des Nachbardorfes Watidal aufgestellt gewesen waren und eine große Aehnlichkeit mit den in Nordwest-Amerika gebrauchten Stammbäumen hatten. In einem Kriege (1883) war das Dorf überfallen und verbrannt, von dem Götzenbilde aber ein Stück von der Nase, dem Arme und dem Fuße abgehauen worden, und seitdem schienen die Eingeborenen den Glauben an seine Kraft verloren zu haben.

Seit unserer Ankunft hatte es jeden Tag arg gestürmt, und wir waren daher froh, daß wir die Inselgruppe vorher erreicht hatten.

Am 9. Juni Abends kehrte der Posthalter, Herr Hohendorp, ein Halbblut von Ambon, nach Ritabel zurück. Seine Mission nach Fordate war nicht mit Erfolg gekrönt gewesen; er hatte nämlich daselbst einen Verbrecher gefangen nehmen sollen, die Bevölkerung hatte ihn aber nicht ausgeliefert. Am 10. Juni gingen wir zusammen nach dem Dorfe Watidal auf die Jagd, da unser Fleischvorrath zu Ende war, und in weniger als einer Stunde hatten wir 14 große Tauben erlegt, was keine große Kunst war, da wir die Vögel in der Dorfstraße von den Bäumen herabschießen konnten. Die ganze männliche Bevölkerung des Dorfes begleitete uns aber dabei. Zwischen Ritabel und Watidal haben sich zahlreiche große Felsblöcke von der Küste losgelöst, welche wie Pfeiler aus dem Wasser herausragen; dieselben werden sämmtlich als Begräbnißplätze benutzt. Die meisten Särge sind Kanus, die oft in der Mitte durchschnitten sind. Andere Särge sind aus Palmenblattrippen oder aus Baumrinde gefertigt. Oft waren sie schon gänzlich verfallen und dann grinsten und die Schädel daraus entgegen. Abends wurde wieder getanzt, und dabei erfuhr ich, daß es sich um eine Art Generalprobe für ein bevorstehendes großes Fest in dem Dorfe Laubefar (an der Südostküste der Insel) handle, zu dem die ganze Bevölkerung von Ritabel geladen sei. Hier wie in Nordwest-Amerika werden den Besuchern bei solchen Festen reiche Geschenke verehrt, worauf dann im folgenden Jahre die Landesaren nach Ritabel kommen und ein gleiches Fest feiern.

Am 12. Juni hatte ich sämmtliche Einkäufe beendet, die Sachen numerirt und beschrieben und zum weiteren Transport nach Makassar verpackt, weil bald ein Schiff erwartet wurde. Da langte abends ein Boot an, mit der Nachricht, daß eine Flotte mit Kriegern von der Insel Mulo auf dem Wege nach Ritabel sei, um das Dorf zu bekriegen. Der Grund dazu war der: an demselben Tage, wo ich in Ritabel anlangte, waren im Nachbardorfe Watidal zwei dort zum Besuch sich aufhaltende Leute aus Mulo ermordet worden, die Verwandten hatten dies erfahren und kamen jetzt als Rächer. Die Bewohner geriethen in große Aufregung und kamen zum Posthalter, um sich Rath zu erholen. Auf meine Frage, warum sie die Leute erschlagen hätten, antworteten sie mir aber nur, daß die Leute von Ritabel im Februar auch drei Personen aus Mulo erschlagen hätten, und diejenigen von dem kleinen Nachbardorfe Ridol ebenso einen Mann von der Ostküste Timors, und daß dann die Einwohner beider Dörfer die Leute von Watidal so lange geneckt und Weiber gescholten hätten, bis diese die in Frage stehende Unthat vollbracht hatten. Ein nichtssagenderer Grund für einen Todtschlag kann wohl nicht gedacht werden. Als die Eingeborenen uns um unseren Beistand im bevorstehenden Kampfe baten, erklärte ich ihnen deshalb rund heraus, daß sie alle aufgehangen zu werden verdienten, was sie ruhig hinnahmen. Da wir zu befürchten hatten, in der Nacht überfallen zu werden, brachten wir aber unsere Gewehre und Revolver in Ordnung.

Digitized by Google

Als am 13. Juni vormittags noch nichts von den Kriegern von Mulo zu sehen war, beschloß ich aber abzureisen. Ein Versuch, welchen ich machte, einen der in Ritabel weilenden Leute aus Sjera als Lootsen zu erhalten, mißglückte leider, und nachdem wir uns verabschiedet und auf Wunsch des Orankaja beim Absegeln Salutschüsse abgegeben hatten, überfiel uns draußen auf der See ein böser Sturm, der unsere Pran auf die Seite legte, sie mit Wasser füllte, und uns direkt auf ein mehrere Meilen langes Korallenriff los trieb, an dem sich die See mit furchtbarer Gewalt brach. Meine Leute beteten laut zu Allah, und es schien, als ob wir diesmal alle zu Grunde gehen müßten. Zum Glück ließ der Wind aber einige Minuten nach, wir konnten das Segel vom Maste loschneiden, das Schiff wieder aufrichten, mit Hilfe eines kleineren Segels an dem Riffe vorbei steuern und eine Bucht erreichen, in der wir Anker warfen. Auch hier wehte der Monsum freilich so stark, daß wir trotz unserer drei Anker noch immer in Gefahr waren, an den Felsen zu zerschellen. Sobald es der Sturm gestattete, benannte ich aber unser Boot und sandte es mit einem Briefe zum Postbalter, denselben ersuchend, alles aufzubieten, um uns einen Lootsen zu senden. Der übrige Theil der Mannschaft schöpfte unterdeß das Wasser aus der Pran und reparirte Taue und Segel.

Am 14. Juni früh kam der Postbalter mit einigen Leuten mit der angenehmen Nachricht, daß der Orankaja aus Sjera an einer Landspitze, welche wir passiren müßten, uns erwarten und uns als Lootse dienen werde. Wir gingen also trotz des starken Sturmes wieder unter Segel und kamen auch, nachdem wir verschiedene gefährliche Korallenriffe passirt hatten, an der besagten Landspitze an, wo der Orankaja mit seinem jungen Sohne an Bord kam, um uns in $1\frac{1}{2}$tägiger Fahrt nach seiner Insel zu bringen. Bei Timor-Laut schneiden die Wasserstraßen ebenso tief in die Inseln ein, wie bei den Kei- und Aru-Inseln, und ebenso trennen sie zahlreiche Stücke davon ab. Diese schmalen und tiefen Kanäle sind aber nur den Eingeborenen bekannt.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder aus Queensland.

(Fortsetzung. Mit drei Abbildungen.)

Die Sommerhitze ist auch in West-Queensland eine furchtbare, und bei Diamantina sind schon 53° C. beobachtet worden. Bewegt man sich in solcher Hitze im Freien, so findet man auch keinen anderen Schatten zum Rasten und Ausruhen als den, welchen der Körper seines Pferdes wirft. Nichtsdestoweniger erfreuen sich die Squatters und ihre Arbeiter im allgemeinen auch einer in dieser Gegend beneidenswerthen Gesundheit, und bei der Arbeit draußen empfinden sie die Gluth, wie es scheint, viel weniger lästig, als es im Hause der Fall ist. Die Hauptkrankheiten, von welchen die Kolonisten heimgesucht werden, sind ein schmerzhaftes Augenübel („sandy-blight"), das leicht zur Blindheit führt; eine böse Hautkrankheit („barcoo-rot"), die durch einfaches Kratzen hervorgerufen werden kann; und eine Brechkrankheit („boliander"). Offenbar hängen dieselben mit dem Klima eng zusammen.

Das Leben auf der Schafzüchter-Station ist natürlich ein höchst einförmiges, und der Squatter hat in dieser Hinsicht kaum viel vor seinen Arbeitern voraus. Höchstens kann er sich öfters einmal durch eine Reise nach der Hauptstadt an der Küste etwas Abwechselung schaffen. Der Arbeiter plagt sich unverdrossen ein paar Jahre auf der Station, und dadurch, daß er so gut wie nichts von seinem Lohne ausgibt, häuft er eine hübsche Summe auf. Endlich läßt er sich aber von seinem Herrn den Lohn in Form eines Check auszahlen, um damit zum nächsten Dorfe zu ziehen, und ihn zusammen mit leicht gefundenen Zechgenossen bis auf den letzten Schilling zu vertrinken. Dann fängt er die Arbeit und das Sparen wieder von vorn an. — Mit Zeitungen und Tagesneuigkeiten ist die Station im allgemeinen gut versorgt.

Charakteristisch ist dem Westen von Queensland ein großer Mangel an Frauen. Die Squatters zwar sind beinahe immer verheirathet, ihre Arbeiter sind es aber selten, und Frauen, die ledig in diese Gegend kommen, bleiben es in der Regel nicht lange.

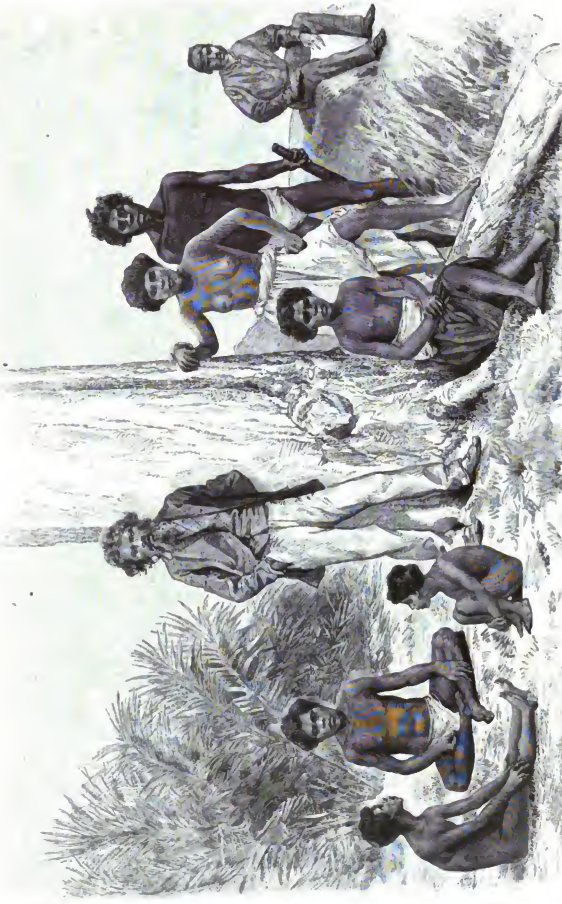
Nach unserer Rückkehr aus West-Queensland wenden wir uns von Rockhampton entlang der Küste nordwärts, und das Dampfboot bringt uns zunächst nach Mackay, einer kleinen Stadt, die ihre Entstehung den Zuckerrohrpflanzungen ihrer Umgebung verdankt. Die betreffende Kultur wird zumeist mit Hilfe von sogenannten Kanaken, die von den Archipelen der Südsee stammen, betrieben, und diese Arbeitskräfte sollen sich auch ganz vorzüglich bewähren. Außer freier Her- und Rückfahrt erhalten sie in der Regel für einen dreijährigen Dienst, zu dem sie sich verpflichten müssen, nur 18 Pfd. Sterl. Es sind also sehr billige Arbeiter. Ihre Behandlung seitens der Pflanzer ist im allgemeinen eine gute, und die Zahl derjenigen, die sich in Queensland dauernd wohlbefinden und für immer daselbst bleiben, ist keine geringe.

Von Mackay geht es bald weiter nach Townsville, das sehr malerisch an einer seichten Bucht des australischen Korallenmeeres liegt, das sich durch die Bichtacht und den Bergbau seines Hinterlandes ungemein rasch entwickelt hat, und das noch viel höher emporstrebt; und von da begaben wir uns nach der Mündung des Herbert-River, um diesen Fluß hinauf eine weitere Exkursion in das Innere zu unternehmen. Zuerst ist es eine sumpfige Mangrove-Landschaft, die sich rechts und links von uns befindet, indem unser Boot uns stromauf trägt, allmählich wird es aber festerer — obwohl immer noch flacher — Boden, der sich vorzüglich zur Zuckerrohrkultur eignen soll, und auf dem auch thatsächlich eine Anzahl großer Plantagen angelegt worden ist. Zum Theil ist er noch mit Riesen-Eucalypten bewachsen, das Fällen derselben schreitet aber rasch vorwärts, und damit ändert sich auch die ganze Physiognomie der Landschaft. Die Tauben- und Webervögel finden hier nicht mehr ihre Lebensbedingungen, und auch der Kasuar ist bereits sehr selten geworden. Nur die Krokodile in dem Flusse scheinen sich zwörderst noch nicht sehr um das Vordringen des Kulturmenschen in diese Regionen zu kümmern.

Höher hinauf dehnen sich Pandanus- und Palmen-(Livistonia-) Wälder aus, und die sogenannte Twiding Range erreicht eine viel bedeutendere Höhe als weiter südlich.

Eingeborene giebt es in dieser Gegend noch ziemlich viele, und wir finden bei unserem Aufenthalte mannigfache Ge-

Digitized by Google



Eingeborene von Nord-Queensland.

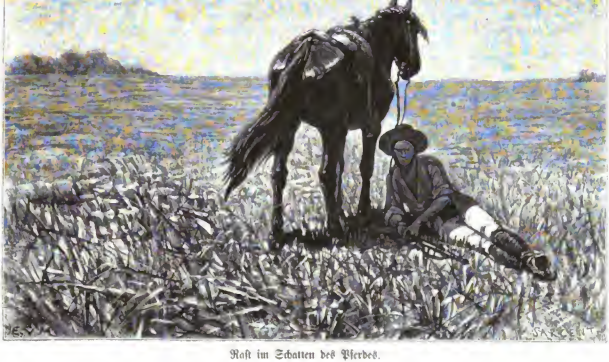
Digitized by Google

Wallaby Jagd.

Digitized by Google

legenheit, sie in ihrem Thun und Treiben zu beobachten. Im allgemeinen sind es große, kräftige Menschen. Zum Theil helfen sie beim Urbarmachen des Landes, wenn anders die Pflanzer sie zu behandeln verstehen, und sie nicht etwa, wie es oft geschieht, einfach als wilde Thiere betrachtet. Ihre Bezahlung erhalten sie dann in Gestalt von Mehl, Zucker, Thee, Tabak, Fleisch ꝛc. Der Anthropophagie, die sie früher offen betrieben haben, huldigen sie heute höchstens noch im geheimen, den Diebstahl treiben sie aber ziemlich arg. Zum größten Theile gehen sie noch völlig unbekleidet einher, zum Theil aber sind sie auch bezüglich der Kleidung von der Civilisation angehaucht, und dann besteht ihr höchster Ehrgeiz darin, ein Hemd, eine Tabakpfeife und einen Filzhut zu besitzen. Das Fleisch, das sie beim Schlachten eines Ochsen erhalten oder erhaschen, verzehren sie ohne irgend welche Zubereitung. Im übrigen essen sie Känguruhs Ratten, Eidechsen, Schlangen, Insektenlarven ꝛc., und ein Europäer dürfte ihrer Kost nicht viel Geschmack abgewinnen, bis auf den Bandicut (Peramelos) vielleicht, der ein sehr wohlschmeckendes Fleisch liefert.

Bei der Jagd, der sie mit Leidenschaft obliegen, bedienen sie sich theils der Wurfkeule (Nolla-Nolla), die ihnen mit ihrem spitzen Ende nebenbei auch zum Ausgraben von Wurzeln und Erdbirnen dient, theils der Lanze. Der Boomerang wird in dem bewaldeten Lande im allgemeinen nicht angewendet. Um die Känguruhs aufzujagen, stecken



Rast im Schatten des Pferdes.

die Wilden in der Regel das dürre Gras und Kraut in Brand, und weil der starke Morgenthau das Brennen oft unmöglich macht, so wählen sie als Jagdzeit mit Vorliebe den Nachmittag. Theilweise fangen sie die Wallabys auch in grobmaschigen Netzen, die sie selbst flechten und an Pfählen befestigen. Um Vogelnester zu erreichen, ersteigen die Eingeborenen mit erstaunlichem Geschick die höchsten Bäume, und zwar mit Hilfe des sogenannten „kämin“ — eines Rotangtaues (von Calamus australis), das sie um den Baumstamm werfen, und um ihre Arme schlingen. Die sehr scheuen und schwer zu beschleichenden Kasuare werden mit Hilfe abgerichteter Dingos gejagt.

In ihren Kriegen — die zwischen den einzelnen Stämmen häufig genug sind — gebrauchen sie außer den erwähnten Wurfkeulen und Lanzen noch Schwerter aus sehr hartem Holze und in primitiver Weise verzierte Schilde. Außerdem bemalen sie für den Kampf ebenso wie für den Tanz Gesicht und Körper mit rother oder gelber Farbe. Vor Feuerwaffen hegen sie große Furcht und die Sicherheit der Weißen unter ihnen ist ganz wesentlich hierin begründet.

Die religiösen Vorstellungen scheinen sich auf eine abergläubische Scheu vor allerlei bösen Geistern, die den Menschen Uebles zufügen können, zu beschränken.

(Nach Karl Lumholtz, Blant Mennesketaedere. Kopenhagen 1887.)

Digitized by Google

Kürzere Mittheilungen.

Die Insel Cypern.

In der Märzsitzung der Münchener Geographischen Gesellschaft entwarf Dr. E. Oberhummer eine Charakteristik der Insel Cypern und ihrer Neugestaltung unter englischer Herrschaft. Die geographische Wissenschaft dankt der letzteren in erster Linie eine trigonometrische Aufnahme Cyperns im Maßstabe 1:63360. Zwei große Gebirgssysteme und eine dazwischen liegende Ebene — die Mesaria — bilden die natürlichen Abtheilungen der Insel. Der südwestliche Theil ist von dem Troodos-Gebirge, das bis 1950 m aufsteigt, beherrscht; dasselbe ist von Limassol aus vermittelst einer vortrefflichen Gebirgsstraße nahbar, und es befindet sich in ihm in schattiger, quellenreicher Umgebung, nur 150 m unter dem höchsten Gipfel, das Sommerlager der englischen Truppen und Beamten. Den höchsten Punkt des nordöstlichen Gebirges (950 m), das aus Jurakalk besteht, nimmt die Burgruine Buffawento ein, von der aus man eine noch herrlichere Aussicht genießt, als vom Troodos-Gipfel. In der Mesaria erheben sich zahlreiche Tafelberge, die durch Auswaschung entstanden sind. Der Kupferreichthum der Gebirge, dem Cypern seinen Namen verdankt, ist neuerdings durch eine englische Gesellschaft wieder in Angriff genommen worden. Die englische Regierung hat auch auf der Insel sechs meteorologische Stationen errichtet, so daß eine nähere Beleuchtung ihrer klimatischen Verhältnisse demnächst zu erwarten steht. Die Fiebergefahr ist während des Sommers nicht schlimmer als in anderen Mittelmeerländern. Der Wald, welcher Cypern einst allenthalben bekleidete, ist heute auf wenige dürftige Bestände beschränkt, und fast sich in den niederen Lagen aus Seestrandkiefern, in den höheren aber aus karamanischen Föhren zusammen. Am besten ist noch das Troodos-Gebirge bewaldet. Das ackerreiche Gebiet von Kythraea, nördlich von Nikosia, bildet einen ungemein üppigen Fruchtgarten, und zeigt, was die künstliche Bewässerung auf dem Inselboden vermag. Sehr bedeutend ist noch immer der Weinbau, doch kommen nur die edlen Sorten von Kommanderia in den Handel. Im Troodos-Gebirge lebt vereinzelt das wilde Muflon (Ovis Cyprius), ein naher Verwandter des sardischen Mouflon und des asiatischen Argali. Unter den Haushtieren sind Schafe, Ziegen, Maultiere und Esel die hauptsächlichsten. Im übrigen ist die Seidenraupe von hoher Bedeutung für die Insulaner, sowie — als schlimme Landplage, der man seit einigen Jahren systematisch zu begegnen sucht — die Heuschrecke. Das Haupt-Bevölkerungselement ist von jeher das griechische gewesen. Das Kultur- und Wirthschaftsleben der Insulaner wird zwar durch noch immer durch die fortgeltenden osmanischen Gesetze in seiner Entwickelung gehemmt, indessen sind unter der britischen Verwaltung auch darin bereits große Fortschritte gemacht worden.

Transkaspien und seine Kulturbedeutung.

Vor einer zahlreichen Versammlung von Mitgliedern und Gästen der Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg hat Generallieutenant Annenkof, der Erbauer der transkaspischen Eisenbahn, am 20. März einen Vortrag über Mittelasien und dessen Kulturwerth für Rußland gehalten, aus dem wir das Folgende entnehmen. Nachdem der Redner in allgemeinen Zügen an die rasche Entwickelung der einst menschenarmen und wüsten, jetzt aber rührigen und gut bevölkerten Steppengegenden Südrußlands und an die zwar langsamer aber beständig fortschreitende des Orenburger Landes und Sibiriens erinnert hatte, ging er zu der Hauptfrage über, ob die mittelasiatischen Besitzungen Rußlands überhaupt und die transkaspischen Gegenden im besonderen die Bedingungen zu einer erfolgreichen Kolonisation darbieten oder nicht. Der General ist für eine entschiedene Bejahung derselben. Er findet, daß dort ausgedehnte Striche vorhanden sind, welche eben so günstige Verhältnisse zur Besiedelung bieten, wie viele dicht bevölkerte Gegenden Chinas. Das sind die Lößländer, welche sich den Ufern der Flüsse entlang und an den Abhängen der Gebirge vorfinden, und welche eine Vegetation hervorbringen, die den Boden vor der Verwehung durch den Wind schützt und andererseits dem Menschen im Kampfe gegen den Flugsand als Nahrungsanelle und Rückhalt dient. Eingehende Untersuchungen haben festgestellt, daß der gesammte Strich von Kisil Arwat bis Askabad und darüber hinaus im ganzen Ackerbreite einen einzigen zusammenhängenden Löß-Distrikt darstellt, der nur hier und da von Sandstellen unterbrochen wird. Wenn man sodann die ausgedehnte Region, in der die zahlreichen Arme des Amu-Darja ihre stetigen Verlegungen ausführten, als eine sicherlich lößbedeckte hinzurechnet, so ergiebt sich ein höchst umfangreiches Gebiet des Lößbodens. Die Brückenbauten aber bei Anlegung der transkaspischen Eisenbahn haben eine Mächtigkeit des Lößes von 20 bis 40 m Tiefe erschlossen, und die chemische Analyse hat die völlige Identität desselben mit demjenigen Chinas herausgestellt. Auf solchem Boden werden bei gehöriger Bewässerung auch in Transkaspien erstaunliche Erträge erzielt. In der Oase Merw z. B. wurde im Jahre 1888 trotz mangelhafter Bearbeitung das 170. Korn gewonnen! Mag denn auch das Reich des Sandes in Transkaspien ein großes sein, beträchtlich sind zugleich die zur Besiedelung tauglichen Kulturbereiche. Ja, wenn der Flugsand die letzteren in übersichtlichen und damit zu vernichten sucht, so ist der Mensch zum Theil selbst daran schuld, indem er die dort einstandene Vegetation zur Erlangung von Brennstoff vertilgt hat. Wo die Sandstrecken den Wohnstätten der Menschen ferner liegen, sieht man in ihnen Tamariskenn, Saxaul und andere Gewächse ihr Dasein fristen, auch gewisse Grasarten, die nicht jenen den Sand beseitigen und seine Beweglichkeit hemmen. Einen interessanten Beleg für das Walten der Natur und das entgegengesetzte des Menschen liefert die Thatsache, daß, seitdem das Verbot ergangen ist, bis zu einer Entfernung von 5 km zu beiden Seiten der Eisenbahn Saxaul und Tamariscken niederzuhauen, sich dort von neuem eine Vegetation gebildet hat, die vordem vernichtet war. So hat denn auch die Bahnverwaltung, nachdem sie zuerst fremde, aus Europa herbeigebrachte Gewächse dem Bahnkörper entlang anzupflanzen versucht hatte, jetzt die heimischen Arten im Auge gefaßt und Pflanzschulen derselben angelegt, aus denen später die festgezeigneten an das Geleise versetzt werden sollen. Bemerkenswerth ist übrigens die Thatsache, daß die Bewegung des Sandes — entsprechend der vorherrschend östlichen Richtung des Windes — nicht nach dem Innern Asiens hinein, sondern nach dem Meere hinausgeht, so daß infolgedessen eher eine Zuschüttung des Aralsees erwartet werden könnte, als eine Ausdehnung der Karakum-Wüste nach Osten. Vielleicht auch tritt nunmehr ein in Buchara längst gehegter Plan und Wunsch ins Leben, nämlich die Einführung eines großen Kanals in die Karakum. In der That, wenn man

Digitized by Google

bei Tschardschui das Hochwasser des Amu sich 4 km weit ausbreiten und mit einer Geschwindigkeit von ziemlich 12 km in der Stunde ablaufen sieht, so glaubt man an die Möglichkeit der Ausführung, die dem Kreise Karakul mit seinem fruchtbaren Lößboden neues Leben einhauchen würde. Wenn man die in Mittelasien und auch in Transkaspien — namentlich wohl im Gebirge — vorhandenen Waldbestände rationell ausnützen, ferner die jetzt im Sande sich verlierenden Flüsse und die Wasserschätze des Syr und Amu, des Tedschen und Murgab zur Berieselung verwenden würde, so könnten noch Tausende von Hektaren jetzt nutzlosen Landes zur Erzeugung von Werthen angebalten werden. Es ließen sich auf und mit ihnen Ernten gewinnen von Baumwolle, Reis, Ricinus, Bein, Seide, Turfa (Apocynum venetum, eine zu Fischernetzen vorzüglich geeignete Faser liefernd, s. „Globus“, Bd. 53, S. 366). Bekannt ist ferner der in den turkistanischen Landen vorhandene Metallreichthum. Rasch und günstige Gelegenheit zu russischer Kolonisation jenseits des Kaspischen Meeres ist vorhanden, aber mit Recht mahnte der General am Schlusse seines Vortrags, daß man nicht planlos dabei verfahren und nicht jedes answanderungslustige Bäuerlein dort zulassen dürfe und könne, daß man ferner Versuchsstationen und Musterfarmen gründen solle, daß man eine genaue Landesaufnahme noch zu machen habe, und die Frage der Berieselungsanlagen mit wissenschaftlichem Geiste anfassen und studiren müsse. F. M.

Spanische prähistorische Funde.

Die Herren Henri und Louis Siret haben gelegentlich eines achtjährigen Aufenthaltes in den Provinzen Murcia und Almeria die Küstenstrecke von Cartagena bis Almeria, längs deren sie die Vermessungen behufs Anlage einer Eisenbahn zu leiten hatten, auch in Beziehung auf prähistorische Spuren aufs genaueste untersucht und ganz unerwartet reiche Resultate erhalten, über die sie im „Journal of the Anthropological Society“, Vol. XVIII, Nr. 2 berichten. Auf der etwa 75 Kilometer langen Strecke wurden nicht weniger als 30 Stationen nachgewiesen und untersucht, alle innerhalb einer Entfernung von höchstens 35 Kilometer vom Meere gelegen. Sie gehörten drei deutlich geschiedenen Epochen an. Die ältesten entstammen der neolithischen Periode; sämmtliche Stationen liegen an ebenen, aber etwas erhöhten Stellen, die Ueberreste finden sich entweder an der Oberfläche oder in ganz geringer Tiefe unter derselben. Nur in einer der fünfzehn Stationen dieser Epoche fanden sich Spuren von Wohnstätten — etwas unregelmäßig polygonale, mit schwarzer Erde bis etwa 40 cm Tiefe erfüllte Ausgrabungen, umgeben von einem Wall aus rohen Blöcken. Die Feuersteinwerkzeuge sind meistens klein, aber in den gewöhnlichen Formen ausgeführt, das Material scheint aus der Gegend zu stammen. Die Aexte sind aus dem dort sehr häufigen Diorit gefertigt, Fragmente von ausgeschliffenen Steinringen schienen zu Armbändern und Ohrringen zu gehören. Von Instrumenten aus Knochen wurden nur wenige Nadeln gefunden. Sehr zahlreich waren dagegen aus Muscheln angefertigte Schmucksachen, besonders Perlen. In einer Urne von eleganter, sonst nicht vorgekommener Gestalt, aber rohem Material fand sich eine ganze Menge solcher Perlen in allen Stadien der Fabrikation; man sah, daß die Muscheln mit Feuersteinmessern in viereckige Stückchen geschnitten und diese dann erst auf beiden Seiten, dann auch am Umfang, glatt geschliffen und schließlich mit einer Feuersteinahle, die auch in der Urne enthalten war, durchbohrt wurden. Häufig waren auch Durchgänge, zu denen die reichgefärbten Kammmuscheln das Material liefern mußten; kleine wurden einfach unter dem Schloßrande durchbohrt, von größeren Randstücke abgebrochen, zugeschliffen und an einem Ende durchbohrt, ganz große (also wohl Pecten jacobaeus), waren zu Armringen verarbeitet, indem man einfach in der Mitte ein genügend großes Loch hineinschliff. Aehnliche Schmuckstücke sind in anderen Gegenden nur sehr selten gefunden worden. Aeußerst merkwürdig und bis jetzt wohl einzig ist ein aus Schiefer geschnittenes Kreuz. Die Topfscherben sind von sehr verschiedener Art, von der aller rohesten bis zu ziemlich sorgfältig gearbeiteten; an einzelnen Stellen fanden sich auch mit Linien und Eindrücken verzierte Bruchstücke und mit diesen zusammen auch Fragmente von hölzernen Werkzeugen; es scheinen also manche Stationen bis in die Metallzeit hinein bewohnt gewesen zu sein.

Die Todten wurden während dieser ganzen ältesten Periode unverbrannt begraben, und zwar mehrere zusammen in polygonalen, von aufrechtgestellten Steinblöcken umgebenen Räumen, von denen sieben genauer untersucht wurden. Manche enthielten Reste von 12 bis 15 Personen, aber nur eine Schädeldecke war in leidlichem Erhaltungszustande. Man begrub die Todten mit ihren Waffen und machte die Gräber nur wenig tief.

Die Stationen der zweiten, von den Herren Siret als Uebergangsperiode bezeichneten Epoche liegen an ähnlichen Stellen, wie die der ersten, aber sie enthalten mehr oder minder zahlreiche Werkzeuge aus Kupfer, außerdem Schmuckgegenstände aus Bronze, Perlen aus hartem Stein, und man findet Brandgräber neben den gewöhnlichen. Ein günstiger Zufall hat in einer verbrannten Wohnung noch die verkohlten Träger und die Eisparbolme erhalten, mit denen die aus Zweigen mit Lehmanstrich gebildete Decke zusammengebunden waren; die Wohnungen bestanden aus übereinandergelegten und statt des Mörtels mit Erde verbundenen Rollsteinen. Die Bewohner verstanden bereits zu weben, denn zahlreich finden sich durchbohrte Thonklumpen, an deren Löchern man noch die Spuren der durchgezogenen Fäden sieht, sie trieben auch etwas Ackerbau, denn man findet verkohlte Getreidekörner, und sie verstanden Kupfer zu schmelzen und zu Instrumenten zu verarbeiten, welche indeß genaue Nachahmungen der alten Steinwerkzeuge sind. Auch der Schmelzofen mit Schlacken und etwas Erz wurde aufgefunden, ebenso die oberflächliche Grube, aus welcher das Erz gewonnen wurde. Die Gräber enthielten neben einander Skelette nub Aschenurnen mit Deckel. Diese Urnen, und die damit zusammen gefundenen Armspangen aus Bronze und Perlen aus Bronze, Marmor und Karneol deuten auf ein ungewandertes, fremdes Element — vielleicht Händler, welche die Bronzesachen mitbrachten und die Eindeinsichen des Kupfererzs finden und verarbeiten lehrten. Es wurden sieben Grabstätten untersucht.

Einen ganz abweichenden und höchst eigenthümlichen Charakter haben die Ansiedelungen der dritten Periode. Sie hängen auf den steilen, fast unzugänglichen Felsenzacken, an denen dieser Theil Spaniens so reich ist. Zugänglichere Stellen sind mit dicken Wällen aus Steinen und Erde verwahrt. Die Steinwerkzeuge sind verschwunden bis auf die Feuersteinsägen, die durch Metall nicht zu ersetzen waren; ganz besonders charakteristisch ist aber die Verwendung edler Metalle, vorwiegend des Silbers. Die Ansiedelungen und die ganze in ihnen sich entwickelnde Zivilisation steht offenbar im engsten Zusammenhang mit der Entdeckung und Ausbeutung des gediegenen Silbers im Distrikte von Herrerias, um den herum sich die Orte gruppieren. Fünfzehn solcher Stationen wurden gefunden, zehn davon sorgfältig untersucht, und dieselben ergaben sowohl aus den Abfällen wie aus den wohlerhaltenen Gräbern, auch denen jede Spur von Leichenbrand verschwunden ist, reiche Funde. Man scheint die Todten in der Hausflur bestattet zu haben. Die Ausbeute war sehr reich. Außer zahlreichen Feuersteinsägen, von denen viele

Digitized by Google

noch Spuren der Befestigung von Griffen zeigten. Bernsteinen, Mühlsteinen von Handmühlen und etwa 40 polirten Diorit-äxten, welche mit den neolithischen völlig übereinstimmten, wurden gegen 900 Nadeln und Ahlen aus Knochen und Elfenbein gefunden, die meisten nur einfach zugespitzt, viele aber auch mit Oehren; dann verkohlte Ueberreste von Blättern, Gerste- und Weizenkörner, zahlreiche Seemuscheln, besonders Schüssel- und Herzmuscheln (Patella, Cardium), manche da-von durchbohrt, Gewichte zum Anspannen der Fäden u. dgl. Die Metallgeräthe zeigen entschiedenes Vorwiegen von Kupfer, auch Gußformen zu ihrer Herstellung wurden gefunden, ferner thönerne Schmelztiegel mit anhaftenden Spuren von Kupferschlacken und Bronze. Gegen 1300 Gräber konnten genauer untersucht werden. Die Leichen wurden entweder in einem rohen Steingewölbe oder in einer Steinkiste, oder auch in großen Urnen von gebranntem Thon beigesetzt. Letztere überwiegen der Zahl nach bedeutend, es wurden gegen tausend gefunden; sie sind selten über einen Meter hoch, die Leiche ist zusammengepreßt, Knie und Kinn berühren sich. Ihre Gestalt ist cylindrig mit trichterförmiger Oeffnung, und sie sind ohne Benutzung der Töpferscheibe hergestellt; Kinder scheint man in gebrauchten Geschirren begraben zu haben, sie liegen im Grabe horizontal und sind mit einer Schieferplatte verschlossen. Den Männern wurden flache Kupferäxte beigegeben, dann eigenthümliche, wohl hellebardenartig geschäftete Kupferwaffen, Schwerter, und ein Beil oder Messer, den Frauen ein Messer und ein Pfriemen. Die beigegebenen Thongefäße sind aus einer schwarzen, mit Glimmerblättchen durchsetzten Masse ohne Hilfe der Töpferscheibe gefertigt, von einfachen, aber eleganten Formen und sehr sorgfältig polirt; eigenthümlich sind Schalen mit Füßen und einem Biedestal. Am meisten Interesse bieten die Schmuckgegenstände; es wurden 500 aus Kupfer, 300 aus Bronze, 800 aus Silber und 8 aus Gold gesammelt, unter letzteren ein Stück von 114 g. Sie sind durchgängig aus rundem, unverziertem Draht hergestellt, von verschiedener Dicke und Windungszahl, vom einfachen Reif bis zum achtfach gedrehten Ohrring. Sehr schön sind diademartige Kopfringe aus Silber, von denen einer noch an dem Schädel einer Frau festsaß; sie sind aus 2 bis 5 mm starkem Silberblech gefertigt, oft vorn mit einer Stirnplatte versehen, und die Verzierung besteht aus vorgetriebenen Höckern. Fast stets finden sich Perlen, die Ueberreste von Halsbändern, meist aus gewöhnlichem Serpentin gefertigt, mitunter auch aus Thon oder Holz, aber auch aus Kupfer, Bronze, Silber, Gold und Elfenbein; sie sind in Frauengräbern häufiger als in Männergräbern, und junge Frauen scheinen sich schon damals mehr geschmückt zu haben, als alte. Meistens finden sich in den Gräbern auch Thierknochen, gewöhnlich Schienbeine von Ochsen, mitunter auch solche von Ziegen; sie wurden offenbar den Todten als Nahrung für die Reise ins künftige Leben mitgegeben.

Die gefundenen, genügend erhaltenen Schädel wurden von Dr. Jacques, dem Sekretär der belgischen anthropologischen Gesellschaft, genauer untersucht; derselbe unterscheidet vier Typen, von denen einer mit der Rasse von Cro-Magnon genau übereinstimmt, während zwei andere zu der dritten Rasse von Quatrefages und Hamy gehören und den Schädeln von Grenelle und Furfooz gleichen. Diese drei Typen finden sich bekanntlich heute noch unter den Basken. Der vierte Typus stimmt ganz mit den ligurischen Schädeln von Nicolucci.

Die Silberzeit von Herrerias hat bis jetzt noch nirgends ein genaues Analogon gefunden; die Autoren glauben sie höchstens mit den Funden von Hissarlik vergleichen zu können, ob mit Recht, läßt sich nach den wenigen Abbildungen nicht bestimmen. Die Herren Siret glauben aus dem Verschwinden des Leichenbrandes, dem verhältnißmäßigen Zurücktreten der Bronze und dem Fehlen der Perlen aus hartem Gestein schließen zu sollen, daß die Civilisation von Herrerias sich völlig autochthon entwickelte und sich ohne Verbindung oder höchstens mit schwachem Tauschverkehr erhielt. Die Beschränkung der Ansiedelungen auf die nächste Umgebung der Silberminen, die sorgfältige Auswahl vertheidigungsfähiger Stellen zur Ansiedelung, das Fehlen der Produkte von Herrerias in der weiteren Umgebung, scheinen uns viel eher auf das gewaltsame Eindringen eines fremden Stammes hinzudeuten, welcher das den Eingeborenen unbekannte, gediegene Silber ausbeutete und mit ihnen im Kriegszustande lebte. Aus der Anzahl der vorgefundenen Gräber läßt sich schließen, daß die Ansiedelungen höchstens 300 Jahre bestanden; sie mögen dann einem überlegenen Feinde zur Beute geworden sein, denn die meisten zeigen Brandspuren, aber der Feind begnügte sich jedenfalls, die eroberten Festungen auszurauben und setzte die Ausbeutung der Bergwerke nicht fort. Auch das könnte wieder auf eine fremde Bevölkerung gedeutet werden; eine einheimische hätte sich schwerlich so scharf gegen die Umwohner abgegrenzt, daß sie bis auf die letzte Spur hätte ausgerottet werden können.

Ko.

Die Rubinminen von Oberbirmah.

G. Streeter, der erste europäische Sachverständige, welcher die Rubinminen von Oberbirmah besucht hat, behandelte dieses Thema vor kurzem in einem Vortrage vor der Londoner Gesellschaft zur Beförderung von Kunst und Gewerbe. Die birmahnischen Minen sind danach seit lange die einzigen Fundorte wirklich guter Rubine, welche Diamanten von gleichem Gewicht und gleicher Größe an Werth noch übertreffen. Die Minen befinden sich an den Abhängen und auf der Sohle eines etwa 4000 bis 5000 engl. Fuß hohen Gebirgsthales, das ungefähr 130 km nördlich von Mandalay, der Hauptstadt Oberbirmahs, gelegen ist, das aber nur auf einem Umwege von 300 km durch ungeheure Dschungeln und über schwierige Bergpäße von dort aus zu erreichen ist. Die Minen sind seit Jahrhunderten in Betrieb, gehören aber den Birmahnen wahrscheinlich erst seit dem 16. Jahrhundert. Die frühesten europäischen Reisenden im 15. und 16. Jahrhundert erwähnen die Minen, durften sie aber nicht besuchen, und der erste, der wirklich dort gewesen ist, war wahrscheinlich ein entlaufener englischer Matrose, der im Jahre 1830 von dem König Phagyidoa mit dem Zersprengen eines Felsens in den Minen bei Tampambin beauftragt worden war.

Die vielen verschiedenen Menschenrassen, die in der Minengegend versammelt sind, machen sie auch vom ethnologischen Standpunkte aus betrachtet, sehr interessant. Die Gegend lag nicht fern von dem früheren Mittelpunkte, nicht nur des birmahnischen, sondern auch des Schan-Königreichs, und sie ist noch heute reich an Sagen und Legenden aus dieser alten Zeit. Sie ist auch nahe der Hauptstraße der Invasionen Birmahs von China aus, und die Zerstreuten und Besiegten beider Theile kamen herein in das Thal und siedelten sich dort an, während in späteren Zeiten viele von den Gefangenen, welche hergeschickt wurden, um in den Minen zu arbeiten, durch ihr gutes Betragen ihre Freiheit erwarben und selbständige Kolonien hier gegründet haben. Die Einwohner des Thales sind Buddhisten, ihre Religion hat aber durch die Beimengung von Schan-Glauben und Geisterraubeutung ihre Reinheit sehr eingebüßt.

Die Minen bergen nicht nur Rubine, sondern auch Spinele, Saphire, Zirkone, Mondsteine, Turmaline ꝛc. Sie gehören dem Könige und haben bis jetzt durch die Abgabe an die königlichen Beamten — von allen Steinen, welche einen Werth von mehr als 2000 Rupien haben, wobei natürlich seitens der Beamten ungeheuer viel Betrug vor-

Digitized by Google

kommt — ungefähr 20 000 Pfund Sterl. jährlich zu seinen Einkünften beigetragen. Der Export durch Britisch-Birmah allein beläuft sich auf 80 000 Pfund.

Herr Streeter und seine Reisebegleiter haben eine Konzession der Rubinminen auf sieben Jahre zu Gunsten Englands bewirkt, und eine Gesellschaft unter den Auspicien des Herren Rothschild ist gebildet worden, der der Betrieb der Minen von jetzt ab zukommen wird. Die Rechte der Thalbewohner sollen auch fernerhin respektirt werden, weitere neue Arbeitskräfte sollen aber aus den chinesischen Schan-Staaten Santa und Hotha herbeigeführt werden. Nach der Einführung von Maschinen und modernen Bergbaumethoden erwartet man in nicht sehr ferner Zeit eine weit reichere Ernte als bisher zu verzeichnen gewesen ist. Namentlich sind nach dem Glauben der Thalbewohner die Flußbetten reich an ungehobenen Schätzen. Da die indische Regierung die Gesellschaft begünstigt, so wird sie sich voraussichtlich besondere Mühe geben, die zuvörderst noch schwer bedrohte Ruhe der betreffenden Gegend herzustellen, und eine Eisenbahn wird aller Wahrscheinlichkeit nach binnen kurzer Zeit den Minendistrikt von Mogok mit dem Flußhafen Thabeik Khan in Verbindung setzen. F.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Von geographischen Forschungen und Untersuchungen werden für den bevorstehenden Sommer aus dem Schooße der Russischen Geographischen Gesellschaft folgende gemeldet: Herr W. Faussek, der Erforscher der russischen Nordprovinzen, gedenkt sich zur Fortsetzung seiner Studien an die Küste des Weißen Meeres zu begeben, um hier den ganzen Strich von Sumsk bis Kandalakscha zu bereisen. Der Geologe Andrussof beabsichtigt einen Ausflug nach dem östlichen Kaukasus zu machen. Herr A. v. Krasnof, bekannt durch seine geobotanischen Forschungen im Tien-schan, namentlich an der Riesenberggruppe des Chan-Tengri, wird diesmal eine botanische Durchstreifung der mittleren Provinzen des europäischen Aufstand vornehmen. Die Professoren der Petersburger Universität, Herr A. Wojeikof und S. Glasenoß nebst anderen Mitgliedern der geographischen Gesellschaft haben den Plan entworfen, an zwei im Lugaer Kreise des Petersburger Gouvernements belegenen Seen von 15 und 17 Kilometer Länge, die sich durch mancherlei Eigenthümlichkeiten auszeichnen, Untersuchungen anzustellen. Im Gouvernement Charkow ferner sollen Beobachtungen über lokale magnetische Anomalien ausgeführt werden. Endlich wird berichtet, daß die geographische Gesellschaft beantragt hat, einer vom Ministerium der Reichsdomänen ausgerüsteten Expedition in das Timangebirge einen Vertreter beigeselle zu dürfen, der astronomische Ortsbestimmungen ausführen und kartographisches Material sammeln würde. Im Gouvernement Wologda soll diese Expedition beginnen und bis zur Küste des Eismeers ausgedehnt werden.

— Bei Gelegenheit der Fischereiausstellung, die während des März in St. Petersburg stattfand, wurde vielfach Klage geführt über den abnehmenden Fischreichthum im Kaspischen Meere, woran der Raubwirthschaft der Fischer Schuld gegeben ward. Hierbei stellte sich nun heraus, daß im Gegensatz zu den Fischen die Seehunde des Kaspisees auf das sorgsamste geschont werden, und es brach sich die bisher noch keinem zum Bewußtsein gekommene Ueberzeugung Bahn, daß diese gefräßigen Thiere, die nicht Schonzeit und Schonplätze kennen, wohl auch an der Raubwirthschaft betheiligt sein möchten, und daß es gut sein dürfte, die bisher ihnen erwiesenen Rücksichten fallen zu lassen. Hiernach wird es mit dieser Reliktenspezies in jenem Binnensee vielleicht bald zu Ende gehen.

— Nach einer neueren statistischen Ausstellung des britischen Ministeriums des Inneren belief sich die Zahl der Personen, welche in Großbritannien und Irland im Bergbaubetriebe thätig sind, im Jahre 1888 auf 592656 (darunter 5680 Frauen), und die Gesammtförderung an Mineralien betrug 182660163 Tonnen. Die durch die Bergbauthätigkeit veranlaßten Todesfälle beziffern sich auf 960, im allgemeinen fordert der Bergbau aber heute bei weitem nicht mehr so zahlreiche Opfer als früher.

Nordamerika.

— Die Besiedelung Manitobas hat seit Eröffnung der kanadischen Pacificbahn sehr rasche und bedeutende Fortschritte gemacht. Im Jahre 1888 wurden nicht weniger als 600000 Acres an Einsiedler vergeben, und die Einwohnerzahl der Provinz vermehrte sich um rund 17000.

Südamerika.

— Dr. Paul Ehrenreich hat seinem früheren Reisegefährten, Dr. K. von den Steinen, mitgetheilt, daß er sich im vergangenen Januar mehrere Wochen in der Fazenda Sepating aufgehalten und mit linguistischen Studien und photographischen Aufnahmen beschäftigt hat. Von Hyatanaba, am Rio Paruß, wohin er anfangs Februar gelangte, besuchte er den Indianerstamm der Jamamadis und erwarb von demselben eine interessante ethnologische Sammlung. Ebenso gelang es ihm in Besitz des Pfeilgiftes zu gelangen. Unter der Moskitoplage furchtbar leidend, gedachte sich der Reisende im März nach Manaos und von da nach Para zurückzubegeben.

— Die Regenmenge in Valparaiso. Nach den auf der Handelsbörse gemachten Beobachtungen waren im Jahre 1887 27,35 Zoll Regen gefallen, im Jahre 1888 aber 38,26 Zoll, also fast 11 Zoll mehr. (Seit 1888 ist das französische Maßsystem gesetzlich eingeführt. Wenn aber in Chile ein Gesetz gegeben ist, so wird dann nicht viel weiter gefragt, ob es befolgt wird; heute kauft man überall noch nach Ellen und Pfunden ꝛc. wie vor Erlaß des Gesetzes, und mißt nach englischen Zollen ꝛc., wie vorstehende Zeitungsnachricht zeigt.) R. A. Ph.

Allgemeines.

— Zu unseren in Band 54 (S. 47) enthaltenen Angaben über „geographische Positionsbestimmungen" können wir heute — wieder nach den „Annalen der Hydrographie ꝛc." — einige recht wichtige Ergänzungen nachtragen. Die erste uns vorliegende Liste enthält nicht weniger als 59 Ortslagen von Plätzen an den japanischen Binnenlandseen, die von dem französischen Fregattenkapitain

Digitized by Google

M. Bauzá durch Diskussion aus den vorhandenen englischen und französischen Aufnahmen abgeleitet sind. Die Längen beziehen sich auf die Länge des Fußes der Zollhausmole zu Potokawa, die zu 13ʰ 9′ 38″ 50‴ Ost von Grw. gerechnet wird. Was das Verzeichniß noch werthvoller macht, sind die für 27 Berge mitgetheilten Höhen, welche — meist Gipfel der Inseln oder Halbinseln — viel dazu beitragen können, um ein besseres Verständniß von der landschaftlichen Gliederung der Binnenlandlee zu vermitteln. Steigen doch aus diesen reich gegliederten Meeresbecken Eilande auf, die sich mit ihrem Scheitel bis zu 282, 339, 435, 530 und 819 m über das Wasser erheben! Die Positionen selbst sind unter drei Titel geordnet, und zwar so, daß auf Titel 1 — die Jfuni Nada — sechs Ortslagen entfallen, womit die markanten Umrißlinien dieser Enge zwischen der Jnsel Awadschi und dem Hauptlande um Hiogo und Osaka bezeichnet werden. Titel 2 oder die Harima Nada, d. h. das viereckige Bassin zwischen Awadschi im Osten und Schodsu (Sozu) im Westen hat 36 mathematisch fixirte Ortslagen aufzuweisen, denen sich Titel 3 — die Jyo Nada — mit deren 17 anschließt. Das letztgenannte Meeresglied stellt sich als Verlängerung der Bungo Nada im Osten und der Suo Nada im Westen dar und bildet schon einen Theil der Seto Utschi oder Binnenlandlee. — Weniger stattlich erscheint die kleine Ortsliste zuwerlässig bestimmter Punkte aus Ostaustralien (Siehe Annalen ꝛc. 1888, VI, S. 266), deren Summe die Zahl 9 nicht übersteigt. Die Längen richten sich nach der Länge der Jnsel „Garden“ bei Sidney mit 151ʰ 14′ 47″ Ost von Grw.; von den Positionen heben wir die von Brisbane heraus, welche (für die Signalstation) auf 27° 27′ 32″ südl. Br. bei 153° 2′ 48″ östl. L. von Grw. berechnet ist.

— Jn der April-Sitzung der Meteorologischen Gesellschaft zu Berlin hielt Professor Dr. Börnstein einen Vortrag über die Frage der atmosphärischen Ebbe und Fluth. Auf Grund längerer Beobachtungen in St. Helena, Batavia, Melbourne und Kalkutta waren verschiedene Forscher geneigt, in der Dunsthülle der Erde eine ähnliche durch Mond und Sonne bewirkte Bewegung anzunehmen wie in der Wasserhülle derselben. Professor Börnstein wies aber überzeugend nach, daß die aus den betreffenden Zahlenreihen abgeleiteten Schlüsse unbedingt irrige sein müssen, wie ihnen denn auch durch anderweite Beobachtungen (besonders zu Paris) direkt widersprochen wird. Jn jedem Falle würde die atmosphärische Ebbe und Fluth, auch wenn sie vorhanden wäre, so geringfügig sein, daß sie mit den zu Gebote stehenden Jnstrumenten nicht nachweisbar sein würde. Nach Dr. Zenker würde sie theoretisch nur auf 0,0001 mm zu berechnen sein.

Bücherschau.

James Mooney, The Funeral Customs of Ireland. (Reprinted from the Proc. Amer. Phil. Soc. Philadelphia, 1888, 8°, p. 56.) Der Verfasser gibt zunächst eine Uebersicht über die in vorhistorischer Zeit in Jrland herrschenden Beerdigungsgebräuche. Einfaches Begräbniß, Beisetzung der vom Fleische gereinigten Knochen und Verbrennung kommen vor, die letztere weitaus am häufigsten. Begraben der Leiche in liegender Stellung scheint nur von den Dänen und Normannen geübt worden zu sein, welche von 795 bis zur Schlacht bei Clontarf (1014), welche ihre Macht brach, zahlreiche Küstenpunkte besetzt hielten. Die Bestattung der auseinandergenommenen Knochen scheint nur von den ältesten figurisch-iberischen Bewohnern — den Fomorians und Firbolgs — geübt worden zu sein, vielleicht nur von den ersteren, während die keltischen, blonden Thatha de Danauns, die sich 530 v. Chr. in der sagenberühmten Schlacht auf der Ebene von Moytura der Herrschaft bemächtigten, und die ihnen nachfolgenden höher zivilisirten Milesier die Todten verbrannten und bald in einfachen Vertiefungen, bald in Hügeln beisetzten; für ihre Fürsten errichteten sie die mächtigen Grabhügel von Tara am Boynefluße und die heute noch zahlreich über ganz Jrland zerstreuten Grabthürme. Wie sich mindestens die beiden Hauptrassen — die braune und die blonde — heute noch in Jrland nachweisen lassen, auch abgesehen von den eingewanderten Angelsachsen, so haben sich auch viele uralte Bräuche bei den Bestattungen bis in die neueste Zeit erhalten, aber jetzt sind sie im reißendschnellen Verschwinden begriffen, und es war hohe Zeit, ihre letzten Ueberbleibsel zu sammeln. Was die katholische Kirche trotz jahrhundertelangen Bemühens nicht erreichte, bringt die unzeitliche Bildung mühelos zu wege, und fast nur noch in Connemara hat man den Ullagone (Klagerus) und den Caoine die Lobpreisung des Todten durch die Frauen). Die Erinnerung an die alten Bräuche lebt aber noch überall unter den älteren Leuten, und so ist es dem Verfasser noch gelungen, ein ungemein reichhaltiges und kulturhistorisch wichtiges Material zusammenzubringen. Vieles davon ist spezifisch irisch und führt direkt in die alte Zeit zurück. So die Banshee, oder richtiger Beanshighe, eine Art weißer Fee, welche den Abkömmlingen einer alten Königsfamilie, auch den ärmsten den nahenden Tod ankündet und auch den Tod eines Familiengliedes meldet; dann der Glaube an die Maistiuid Morxnei, böse Geister in Hundegestalt, welche schlafend am Wege der Seele liegen, aber beim geringsten Laute aufspringen und sie verschlingen (darum darf kein Hinterbleibener laut weinen, ehe drei Stunden nach dem Tode vergangen sind, denn so lange braucht die Seele bis zum Himmel, wo sie vom Erzengel Michael gewogen wird); die Leichenwache (Toram), bei der viel geklagt und sehr viel Whisky getrunken wird; — die improvisirte Leichenklage (Caoine oder Keen), für welche vielerorts noch eine eigene Klagefrau bestellt ist (die Bean Caointe), deren Melodie und Refrain aus uralter Zeit stammen. Wer zuletzt auf den Kirchhof gebracht wird, muß allen schon länger dort ruhenden im Jegener Wasser zutragen, bis er durch einen neuen Todten abgelöst wird; liegen darum zwei Leichen gleichzeitig in einem Dorfe, so sieht jedes Gefolge dem anderen zuvorzukommen, und gar manchmal kam es früher am Kirchhofsthor zu blutigen Schlägereien. Seelen, die nicht in den Himmel eingehen können, werden häufig zur Buße auf die Erde zurückgesandt, oft in Thiergestalt, besonders als Schmetterlinge; die Weißlinge werden darum von den ächten Jrländern nie getödtet; sie sind arme Seelen und die Zahl der Flecken auf den Flügeln ist die Zahl der Sünden, die sie noch abzubüßen haben. — Diese wenigen Proben mögen genügen; wir können die Broschüre allen Freunden der Folklore angelegentlichst zum Studium empfehlen. Ko.

Jnhalt: J. v. Goeyne: Die Staubfälle im Passatgebiete des Nordatlantischen Ozeans. (Mit einer Karte.) — Adrian Jacobsen: A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Jndien. (Fortsetzung. Mit zwei Abbildungen.) — Reisebilder aus Tucuman. (Fortsetzung. Mit drei Abbildungen.) — Kürzere Mittheilungen: Die Jnsel Cypern. — Transkaspien und seine Kulturbedeutung. — Spanische prähistorische Funde. — Die Rabinmenen von Oberbirmah. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Nordamerika. — Südamerika. — Allgemeines. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 7. April 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Die Insel Madeira.

I.

(Mit vier Abbildungen.)

Rings von abyssischen Meerestiefen umgeben, die das Maß von 2000 Faden beträchtlich übersteigen, von der nächsten Festlandsspitze Afrikas (dem Kap Dschuby) etwa 600, und von denjenigen Europas (dem Kap Vincent) gegen 900 km entfernt, bildet die Insel Madeira zusammen mit ihren Nebeninseln — Porto Santo und den Desertas — eine kleine Welt für sich, ähnlich wie die noch weiter draußen im Ozeane gelegenen Azoren, und in einem viel höheren Grade als die durch verhältnißmäßig geringe Meerestiefen und Entfernungen von Afrika getrennten Kanarien. Die hochaufragenden basaltischen und trachytischen Felsmassen, die den kleinen Archipel zusammensetzen, ließen denselben von Anfang an in der Hauptsache als eine vulkanische Bildung erscheinen, daß die Inseln aber einfach aus dem Meere emporgestiegene Feuerberge seien, ist trotzdem nicht sehr wahrscheinlich. Vielmehr machen es die mitteltertiären Meeresablagerungen, die man auf Madeira ebenso wie auf Porto Santo gefunden hat, glaublicher, daß man es in ihnen mit den Ueberresten einer größeren Landmasse zu thun hat, die sich einst westlich von Iberien und Marokko ausdehnte. Der feste Basaltfels vermochte der abradirenden Wirkung der Meeresbrandung sowie der denudirenden Wirkung der Atmosphärilien natürlich viel länger zu widerstehen als die aus losserem Material — aus Sandstein und Kalkstein — gebildeten sedimentären Gesteine.

Hinsichtlich der Frage, welchem von den beiden Erdtheilen — Europa und Afrika — die Madeira-Gruppe physikalisch-geographisch zuzurechnen sei, könnte leicht ein Streit entstehen. Zieht man einfach die Entfernung von den beiden Erdtheilen in Betracht, so muß man sich ja zu Gunsten Afrikas entscheiden, um so mehr, als nach dieser Seite hin die Kanarien nebst den Salvages gewissermaßen als stehen gebliebene Pfeiler jener Landbrücke zu gelten haben, die Madeira einst mit dem Kontinente verband. Andererseits erstreckt sich aber südwestlich von Portugal eine Art unterseeisches Plateau, das in der Josephinenbank sogar nahezu den Meeresspiegel erreicht, weit hinaus in den Atlantischen Ozean, und die über 2000 Faden tiefe Rinne, welche dieses Plateau von der Madeira-Gruppe scheidet, ist eigentlich bei weitem nicht so breit und auch nicht ganz so tief, wie diejenige, welche sich zwischen den Salvages (bezw. den Kanarien) und Madeira gegen die Gibraltarstraße hinzieht. Man könnte danach geneigt sein anzunehmen, daß die Kluft zwischen Afrika und Madeira älter sei als diejenige zwischen Europa und Madeira. Dann hätte aber Europa offenbar ein größeres Anrecht auf die Insel als Afrika, und das Verfahren der Portugiesen, sie verwaltungspolitisch einfach als eine Provinz des Mutterlandes, nicht aber als eine Kolonie anzusehen, wäre auch physikalisch-geographisch gerechtfertigt. In jedem Falle stellt sich bei der berührten Erwägung die Erkenntniß heraus, daß die Natur scharfe Grenzlinien im allgemeinen nicht zieht, und daß es vielmehr der Menschengeist ist, der sie schafft.

Die floristischen Verhältnisse Madeiras [1]) stimmen mit den physikalisch-geographischen und geologischen insofern

[1]) Vergl. A. Grisebach: Die Vegetation der Erde, Bd. 2, S. 569; und R. Th. Lowe, The Flora of Madeira, London 1868.

Digitized by Google

übereinstimmen, als neben denjenigen Pflanzenformen, die der Insel eigenthümlich sind — nach Cossou 106 Arten von Gefäßpflanzen — die Formen Südeuropas am zahlreichsten vertreten sind. Dabei muß freilich die Frage vorläufig noch offen gelassen werden, ob die südeuropäischen Pflanzen vorwiegend durch die Vermittelung der Meeresströmung, des Windes, der Vögel und des Menschen erst in späterer Zeit eingewandert sind, oder ob sie vorwiegend aus der Zeit des Landzusammenhanges mit Europa stammen und die Eruptionen der Madeiravulkane ebenso überdauert haben wie die Zerstörung des Landes durch Einbrüche und durch das Nagen der Meeresbrandung. Die wissenschaftliche Durchforschung der Inselgruppe ist in dieser Beziehung noch nicht hinreichend vorgeschritten. Die endemischen Pflanzenarten — darunter besonders zahlreiche Farne — sind wohl mit Sicherheit als Ueberreste der Flora zu betrachten, die das verschwundene Land einst bedeckt hat.

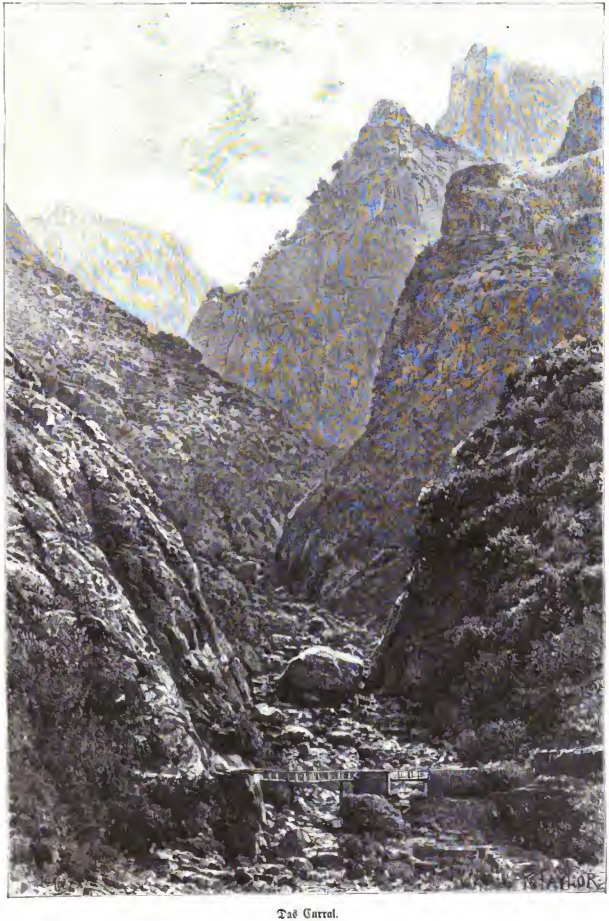
Haben jemals höher organisirte wilde Landthiere auf Madeira gelebt, so sind dieselben den erwähnten Ereignissen alle ohne Ausnahme zum Opfer gefallen. Säugethiere gab es auf der Insel zur Zeit ihrer Entdeckung gar nicht, und sowohl die Kaninchen und Ratten und Mäuse, die heute ziemlich stark darauf vertreten sind, als auch die „wilden Ziegen und Schweine", von denen ältere Besucher Madeiras reden, sind ohne Zweifel erst mit den menschlichen Einwanderern aus Portugal dahin gekommen. Von Reptilien gab es nur eine Eidechse (Lacerta dugesii), die sich der Weinkultur sehr feindlich bewiesen hat, sowie eine Schildkröte (Cauana caretta). Die Vogelwelt ebenso wie die Welt der Insekten und Land- und Süßwassermollusken

Die „Fünfundzwanzig Quellen".

ist eine verhältnißmäßig viel reichere, und namentlich die Untersuchung der letzteren würde vielleicht zu interessanten thiergeographischen Resultaten führen können. An Vögeln hat Madeira nur einen einzigen endemischen (Regulus madeirensis), fünf Vogelspezies — darunter der grüne Kanarienvogel (Fringilla butyracea) — kommen aber außer auf Madeira nur noch auf den Kanarien vor. Unter den 695 Käferarten, die T. V. Wollaston aufzählt, giebt es viele der Insel eigenthümliche, und insbesondere auch verschiedene Arten, die ihre insulare Existenz des Fliegens überhoben hat, und die infolgedessen nur ganz rudimentäre Flügel besitzen — ein hübsches Analogon zu den flügellosen Vögeln Neuseelands.

Daß die vulkanischen Eruptionen, deren Heerd Madeira einst bildete, gelegentlich furchtbare Verwüstungen in seiner Lebewelt anrichteten, beweisen vor allen Dingen die Lignitlager im Thale von S. Jorge. Die mächtige Baumvegetation, aus der dieselben entstanden sein müssen, liegen unter einer 360 m mächtigen Lavaschicht begraben. Heute scheint der Vulkanismus aber vollkommen erstorben zu sein, und es giebt weder rauchende Schlote, noch Fumarolen und Solfataren, noch Schwefelablagerungen, noch heiße Mineralquellen auf der Insel. Nur Erdbeben sind häufig, und ein paar Seen in den Distrikten von Fanal und Funchal tragen die Merkmale echter Kraterseen. In dieser Hinsicht weicht die Physiognomie der Madeira-Gruppe also von derjenigen der ihr sonst so nahe verwandten und benachbarten Kanarien und Azoren ziemlich stark ab. Auf den Azoren hatte der Pico de Esperanza noch 1808 eine verheerende Eruption, und auf den Kanarien dampfte der Pico de Teyde in den letzten Jahren wieder ziemlich stark (Vergl. die Ausfüh-

Digitized by Google



Das Curral.

Digitized by Google

rungen Dr. W. Biermann's im „Globus", Bd. 53, S. 182). Auf Madeira dagegen haben seit geraumer Zeit ausschließlich der Atmosphärilien und die Meereswellen an der Umgestaltung der aufgeschütteten vulkanischen Massen gearbeitet.

Die Nordostspitze von Madeira (São Lourenço).

Cabo Girão.

Einst mögen spitze Kegelberge auf der Insel ebenso hoch empor geragt haben wie der Pico de Teyde auf Teneriffa, heute sind dieselben zum guten Theile abgetragen und abgestumpft, und durch ihre Gestalt verräth nur noch eine Minderzahl ihren Ursprung. In ihre Flanken aber haben die abrinnenden Gewässer (S. Abbildung 1) tiefe Schluchten

Digitized by Google

und wild romantische Thäler hineingenagt, die imposanter sind als auf den Azoren und Kanarien. Das großartigste derselben ist das weite Kesselthal des Curral (S. Abbildung 2), das seitdem Beobachter gereist waren, als den Ueberrest von dem Hauptkrater des großen Madeira-Vulkanes anzusehen, das aber aller Wahrscheinlichkeit nach auch nichts anderes ist als eine Erosionswirkung.

Der Hauptgipfel Madeiras ist der Pico Ruivo, der zusammen mit anderen Gipfeln, die ihm wenig an Höhe nachstehen, nahe der Mitte der langgestreckten Insel liegt, dort wo sich dieselbe am beträchtlichsten in die Breite entwickelt. Augenscheinlich fanden dort dereinst die gewaltigsten vulkanischen Ausbrüche statt, vielleicht ragt aber dort auch das alte Grundgerüst unter den durch diese Ausbrüche aufgeschütteten Massen am höchsten empor. Der Pico Ruivo mißt 1846 m, der südlich davon gelegene Pico Arriero 1792 m, und der Monte Torrinnad 1818 m, und der alte Hauptkrater lag wohl zwischen diesen drei Gipfeln. Nach Westen zu wird der vulkanische Gebirgszug, der die ostwestlich gerichtete Hauptachse der Insel bildet, niedriger, indessen erreicht daselbst der Monte Ourse immer noch eine Höhe von 1406 m.

Gegenüber der Meeresbrandung, die die Insel auf allen Seiten, namentlich aber im Westen und Norden umtost, hat die Insel infolge ihrer Zusammensetzung eine ziemlich kompakte Gestalt bewahrt, und sjordenartige Buchten greifen nirgends in ihr Gestade hinein. Nichtsdestoweniger geht die Zerstörung der Insel auch dort langsamen Schrittes weiter vor sich, und an verschiedenen Punkten haben sich Felsklippen und Inselchen von ihr losgelöst (S. Abbildung 3). Einzelne steile Vorgebirge, welche hie und da hinausspringen in den Ozean, schauen freilich so trotzig aus, als ob sie den anstürmenden Wellen ewig widerstehen wollten. Wir weisen in dieser Beziehung namentlich auf die grosartig schöne Penha d'Aguia an der Nordküste hin. Die Südküste Madeiras zeigt im allgemeinen keine so wilde Gestaltung wie die Nordküste, an gewaltigen Basaltmassen, die ihren Fuß unmittelbar von dem Meere berühren lassen, fehlt es aber auch hier nicht. Die bedeutendste bildet das Kap Girão westlich von Funchal (S. Abbildung 4). Gute Naturhäfen besitzt Madeira nicht, und auch auf der Rhede von Funchal bleibt den Schiffen zur Zeit eines Südsturmes keine andere Wahl, als ihr Heil draußen auf der offenen See zu suchen, da sie sonst in Gefahr kommen, an dem felsigen Strande zu zerschellen.

Die Nebeninsel Porto Santo, die 46 km nordöstlich von Madeira liegt, erhebt sich in dem Pico de Facho 490 m, die größte der drei Desertas aber, etwa 20 km südöstlich davon, sogar nahezu 700 km.

Die Hypothese von dem Aufsteigen des unterseeischen Plateaus, welches die Madeira-Gruppe trägt, aus einer Tiefe von 2400 Faden, halten wir für viel unwahrscheinlicher, als diejenige von der Zerstörung der einstigen Landumgebung durch Einbrüche und durch die Meeresbrandung.

A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien.

Von **Adrian Jacobsen.**

(Fortsetzung. Mit vier Abbildungen.)

In Sjera war der Posthalter gerade nach der Ostküste von Timor gereist — wegen einer Metzelei, welche in einem dortigen Dorfe Eingeborene hatte —, sein Bruder und noch ein anderer Mischling empfingen mich aber aufs beste und versprachen mir in allem behilflich zu sein. Meine Tauschartikel wurden wieder ans Land gebracht, und es begann ein reger Tauschhandel. Dabei waren die Eingeborenen aber eifriger, als mir lieb sein konnte, sie stiegen, da ich die Thür verschlossen hatte, durch die Fenster zu mir ins Haus, und bald war ich der Lage so wenig Herr, daß ich meinen Handel einstellen mußte. Am 17. Juni unternahm ich eine Wanderung durch die Hauptdörfer, und stieß dabei auf mehrere Götzenbilder, die im Freien standen. Merkwürdigerweise waren einige davon durch Klewangthiebe beschädigt, und es wurde mir gesagt, daß dies durch Betrunkene geschehen sei. Große Ehrfurcht scheinen die Leute demnach kaum vor ihren Götzen zu haben. Ich sah auch eine Anzahl große dreieckige Opfersteine, die sehr schön behauen waren, und an deren einem als Opfer neben verschiedenen Feldfrüchten ein junges, lebendiges, an den Beinen aufgehangenes Huhn hing. Auf meine Bitte, es doch zu tödten, lachten die Leute, und zugleich hinderten sie mich auch daran, es selbst zu thun. Neben dem schon erwähnten Opfersteine befanden sich ferner kleine, auf Pfählen stehende Opferhäuser, in denen ebenfalls Götzenbilder und Opfergaben aufgestellt waren.

Auch am 18. Juni konnte ich mein Geschäft nur kurze Zeit betreiben, weil der Andrang zu groß war, und weil man mir zudem auch wenig neues brachte. Gewisse Dinge waren den Leuten auch auf dieser Insel unverkäuflich, so z. B. der Halskreig des Oranfaja, der mit einem Muschelgehänge versehen ist, und im Kriege sowie bei Tänzen und Festlichkeiten getragen wird; ebenso gewisse von Männern und Frauen getragene Armringe, die aus einer anderen Muschelart hergestellt werden, sowie eine große Kriegs- und Festtrommel.

Am 19. Juni ging ich mit dem Bruder des Posthalters und dem anderen Halbblut auf die Jagd, wobei wir unseren Weg verloren und von Dornen zerstochen und blutend wieder nach Hause kamen. Umweit der Dörfer trafen wir dabei auf die Ruinen eines großen Brunnens, der aus Steinen gebaut war und mehrere Meter im Durchmesser hatte; derselbe soll von makassarischen Händlern herrühren.

Am 20. Juni kam der Posthalter, ein Herr Westblatt, zurück, nachdem er an der Ostküste große Stürme erlebt hatte. Die berührte Metzelei hatte darin bestanden, daß die Bewohner des Dorfes Olitil diejenigen des Dorfes Alusi überfallen und dabei etwa 190 Personen — meist Frauen und Kinder — hingeschlachtet hatten. Den Posthalter hatte man nichtsdestoweniger freundlich empfangen und entlassen. Als ich dann mit dem Ordnen und Verpacken meiner neuen Sammlung beschäftigt war, widerfuhr mir ein Unfall dadurch, daß ein Eingeborener auf eine neben meinem Hause stehende Kokospalme geklettert war, um Nüsse zu pflücken, und dabei eine Nuß fallen ließ, die durch das Blätterdach des Hauses in eine meiner mit Tellern und Tassen gefüllten

Digitized by Google

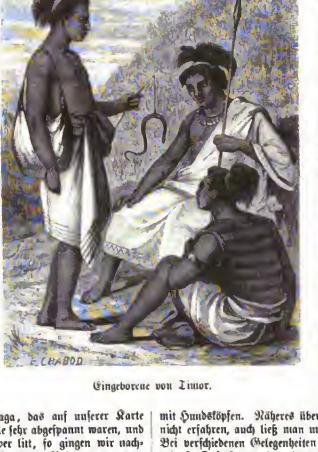
Kiste schlug und dieselben gründlich zertrümmerte. Wenig fehlte daran, daß sie mir auf den Kopf fiel.

Am 22. Juni nahm ich von meinen Freunden, und namentlich auch von dem Orankaya, der mir Lootse und zugleich auch Erklärer vieler mir noch fremder Dinge gewesen war, Abschied, und ging wieder unter Segel. Bei der Insel Tawolor, die wir abends passirten, stürmte es wieder heftig aus Südost, und bei der hohen pyramidenartigen Insel Dai zerbrach uns die Raa und zerriß uns das Segel, so daß unser Schiff wie ein Wrack dem Sturme und den Wellen preisgegeben war.

Am nächsten Tage zerriß dann auch noch unser letztes Reservesegel. Durch den starken Wind kamen wir trotzdem vorwärts, und nachts trieben wir südöstlich an der hohen, aus einem thätigen Vulkane bestehenden Insel Tama vorbei. Meinen Plan, auf dieser Insel zu sammeln, mußte ich demnach aufgeben. Mit Hülfe unserer als Tauschartikel mitgenommenen Leinwand schufen wir uns aber wieder ein ganzes Segel, und so langten wir am 25. Juni morgens an der Nordostspitze von Groß-Timor an, und mittags waren wir soweit in die Timor-Straße hinein, daß wir nicht mehr viel von Sturm und See zu befürchten hatten. Mehrere Hühner, welche wir als Provant aus Sjera mitgenommen hatten, waren wahrscheinlich durch Seekrankheit zu Grunde gegangen, und ebenso waren mein Tintenfaß sowie einige Bücher durch die Wellen aus der Kabine hinausgespült worden.

Wir fuhren nun immer dicht am Ufer entlang, und es fiel mir dabei auf, daß die Nordostspitze Timors keiner tropischen Landschaft glich. Der Boden ist steinig und mit wenig Vegetation bedeckt, und dadurch entsteht der Eindruck einer nordischen Landschaft. Vergeblich suchten wir das Dorf Laga, das auf unserer Karte verzeichnet war, und da wir alle sehr abgespannt waren, und ich obendrein an starkem Fieber litt, so gingen wir nachmittags in einer geschützten Bucht vor Anker, um auszuruhen und erst am morgen des 26. Juni nach Westen weiter zu segeln. An ein erstes, auf einer Landspitze gelegenes Dorf, konnten wir bei unserer Weiterfahrt der Strömung wegen nicht herankommen. Wir sahen aber danach an dem Gebirgsabhange hin und wieder einzelne Häuser, und endlich konnten wir vor ein paar an der Küste gelegenen Häusern vor Anker gehen, um die Eingeborenen über die Lage von Laga zu befragen. Leider verstand keiner derselben Malayisch, und wir mußten so unverrichteter Sache wieder weiter segeln. Nachmittags kamen wir aber vor dem lang ersehnten Laga an. Der Orankaya empfing uns freundlich, besonders da er hörte, daß ich Empfehlungsschreiben an den portugiesischen Gouverneur in Dilly hatte.

Früher war Laga eine portugiesische Militärstation, und man sieht daselbst noch jetzt von großen Steinwällen umgebene Häuser, die als kleine Festungen dienten. Das eigentliche Dorf liegt auf den in nächster Nähe befindlichen Bergen, etwa eine Stunde Wegs entfernt. Die Bevölkerung Timors ist schlank von Wuchs und gleicht sehr derjenigen von Alor und Flores. Die Männer tragen ihr Haupthaar oft in einen rübenartigen Knoten verschlungen, entweder oben auf dem Kopfe oder nach der Stirn zu, so daß es wie ein Horn vorsteht, oder auch an einem Ohre. Bald entstand ein reger Tauschhandel, jedoch erhielt ich nicht viel neues, und Götzenbilder, welche ich am liebsten gekauft hätte, erhielt ich gar nicht. An demselben Tage kam ein Schoner aus Ambon, der auf dem Wege nach Timor-Laut war, und der ebenso, wie wir, durch den starken Sturm hierher getrieben worden war. Nachmittags begab ich mich mit dem Kapitän Laut, einem Bruder des Orankaya, nach dem Hauptdorfe Laga. Wir trafen daselbst viele Eingeborene, welche gerade ein Todtenfest feierten. Es waren bezu Schweine, Ziegen und Schafe geschlachtet worden, und eine Menge von Schüsseln aus Palmblättern dienten dazu, das in Erdhöhlen gebratene Fleisch zu vertheilen. Das Ganze trug eher das Gepräge eines Jubelfestes als das einer Trauermahlzeit.



Eingeborene von Timor.

Die Häuser von Laga sind auf zwei Hügeln erbaut, welche im Kriege leicht vertheidigt werden können. Besonders interessant war mir ein Gotteshaus — das sogenannte Oma-Luli —, an dessen Längsseiten Gallerien hinliefen, worauf zahlreiche Götzenbilder standen, zwei davon von menschlicher Gestalt, und zwei andere mit menschlichen Körpern aber mit Hundsköpfen. Näheres über diese Gottheiten konnte ich nicht erfahren, auch ließ man mich das Haus nicht betreten. Bei verschiedenen Gelegenheiten wird daselbe als die vornehmste Opferstätte gebraucht, und es gab auch einen Priester, der das Opfer mit dem Opferunden verrichtete.

Es sollte sich in diesem Hause ein außergewöhnlich großer Opferstein befinden. Ich bot dem Radja eine hohe Summe für die außerhalb des Hauses aufgestellten Götzen, und rieth ihm, sich neue dafür zu machen, er erwiderte mir aber, daß er und sein Volk sterben müsse, wenn die Götzen von ihren Plätzen genommen würden.

Von den Dörfern aus hatte man eine schöne Fernsicht auf die umliegende Landschaft. Rechts stoß ein Bergstrom, dessen Ufer von den Eingeborenen eingedämmt und mit Reis bepflanzt worden waren. Die Bewässerung geschah

Digitized by Google

durch kleine Kanäle, die die Felder durchzogen. Im Hintergrunde erhob ſich ein zwiſchen 8000 und 9000 Fuß hoher Berg, deſſen Spitze faſt ſtets vom Nebel verdeckt iſt. Ringsherum, theils auf den Hügeln, theils auf den Bergabhängen, theils in den Thälern, lagen einzelne Gehöfte oder Häuſer, während ſonſt auf den meiſten Inſeln die Häuſer zu Dörfern vereinigt ſind. Nach den vielen Karabaus (Büffeln), Pferden, Ziegen und Schafen zu urtheilen, welche überall an den Abhängen graſten, mußte ein gewiſſer Wohlſtand unter dem Volke herrſchen. Auch liefen zwiſchen den Häuſern viele Schweine und Hunde herum, und ein Fremder konnte ſich der letzteren kaum erwehren. Eine der Beſtien fiel mich an und biß mich tüchtig in die Hand, wofür mir der Beſitzer des Hundes ein Stück Speck als Schmerzensgeld darbot.

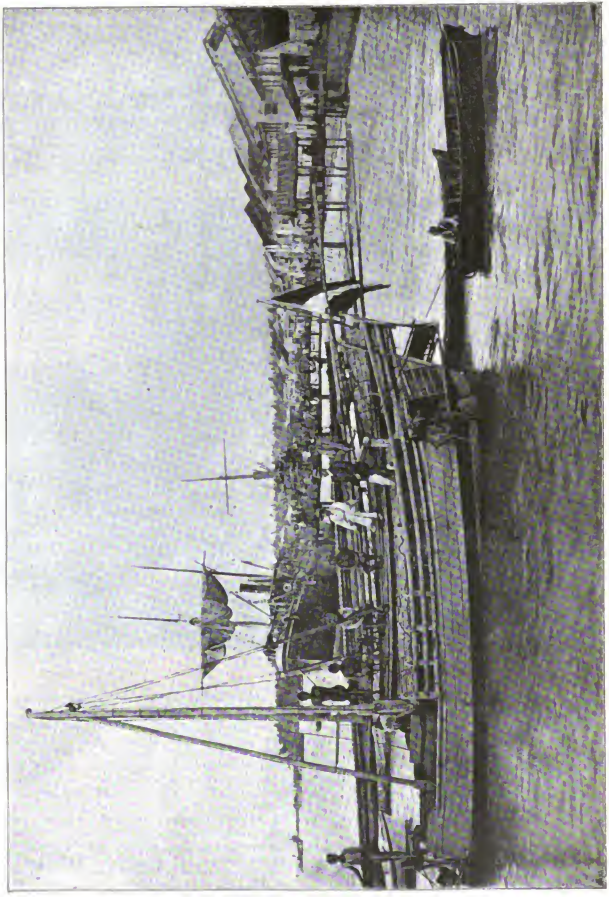
Am 28. Juni früh kamen viele Eingeborene zu mir, und es gelang mir verſchiedene Sachen, darunter auch einige ſehr intereſſante Götzen, zu erhalten. Meine Sammlung zählte nunmehr über 4000 Nummern. Uebrigens wurde ich hier wiederholt beſtohlen, und der Andrang der Eingeborenen war ebenſo ſtark wie in Timor-Laut. Leider verſtand auch hier faſt niemand Malayiſch.

Am 1. Juli ging meine Reiſe weiter nach der Reſidenz des Gouverneurs — Dilly — und zwar ſehr langſam, da wenig Wind war und eine ſtarke Strömung nach Oſten lief. Nachmittags begegnete der Dampfer „Batavier", welcher nach den Key-Inſeln zu fuhr. Am folgenden Nachmittage langten wir endlich außerhalb des Hafens von Dilly an, und gingen gleich von da aus an das Land, weil Strom und Wind die

Hütten auf Timor.

Einfahrt hinderten. Auf Rath des Hafenkapitäns und Steuereinnehmers begab ich mich dann ſofort zu dem Gouverneur, der etwa eine Stunde von der Stadt auf einem Hügel wohnte, und ich erreichte ſein Haus, als es dunkelte. Ich lernte in dem Gouverneur von Portugieſiſch-Timor, Herrn Antonio de Coſta, einen freundlichen und intelligenten Herrn kennen, der mehrere Sprachen verſtand, und der mich auf das gaſtlichſte empfing. Als er hörte, daß ich am Fieber litt, ließ er ohne weiteres eine Wohnung für mich in ſeinem Hauſe einrichten. Mein Empfehlungsſchreiben an ihn verdankte ich dem Vorſitzenden der Geographiſchen Geſellſchaft zu Liſſabon. Da der Poſtdampfer „Landsberg" gleichzeitig mit uns im Hafen angelangt war, erhielt ich auch noch an demſelben Tage Briefe und neue Lebensmittel aus Europa. Dem Hafenmeiſter ließ der Gouverneur den Befehl zugehen, mir behülflich zu ſein, meine Frau in den Hafen zu bringen.

Nachdem ich am nächſten Morgen alle meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatte, unternahm ich gegen Abend einen Ritt mit dem Gouverneur und ſeinem Sekretär und Adjutanten ſowie mit dem Kapitän. Der Weg führte uns von der Wohnung des Gouverneurs durch eine, die Stadt umgebende Sumpflandſchaft, die zumeiſt mit hohem Gras bewachſen iſt, und ſelbſt beim trockenen Monſun nicht austrocknet, wodurch Dilly natürlich ein ſehr ungeſunder Aufenthaltsort iſt. Die Küſte iſt durch den ſtarken Wellenſchlag ſehr hoch geworden, und das Waſſer des dahinter gelegenen, niedrigen Landes findet auf dieſe Weiſe keinen Abfluß. Um den Sumpf auszufüllen — wie es in Singapore und Hong-kong geſchehen iſt — fehlen hier die



Die Yacht der Jacobsen'schen Expedition.

Digitized by Google

Mittel. Der Hafen wird durch zwei lange Reihen von Korallenriffen gebildet, hat eine ſchmale Einfahrt und bietet Raum für einige große und viele kleine Schiffe. Die Stadt wird von einer Hauptſtraße in der Richtung von Südweſt nach Nordoſt durchzogen, und an der Küſte befindet ſich ein großer viereckiger Platz, auf welchem Sonntags ein Markt abgehalten wird, der von den umliegenden Bergbewohnern ſtark beſucht iſt. Rechts und links davon ſtehen die aus Stein gebauten Regierungsgebäude — die Kaſerne, das Steueramt, das Arſenal, das Hoſpital und der Palaſt des Gouverneurs, der jedoch wegen der ungeſunden Lage nicht bewohnt iſt, ſondern nur als Verwaltungsgebäude benutzt wird. Auch ein katholiſches Kouvent (ein Erziehungshaus für Mädchen) befindet ſich daſelbſt. Die vornehmſten Häuſer in der Hauptſtraße ſind die der in Dilly wohnhaften reichen Chineſen, in deren Händen namentlich der bedeutende Kaffeehandel liegt; auch arabiſche und indiſche Kaufleute giebt es, dagegen iſt außer einem holländiſchen Kleinkaufmann kein Europäer an dem Handel betheiligt. Der Handel richtet ſich ausſchließlich nach Makaſſar.

Das Straßenleben iſt in Dilly für den Fremden ſehr intereſſant. Man ſieht Gruppen von Eingeborenen mit

Hütten der Eingeborenen zu Dilly.

ihren Pferden und Waaren auf dem offenen Platze lagern, um ſie herum ſtehen oſtafrikaniſche Soldaten — ausgediente, welche ſich hier niedergelaſſen haben und welche durch ihr herausfordendes Weſen und ihre Trunkſucht übel berüchtigt ſind — und Chineſen, Araber und Hindu feilſchten mit ihnen um ihre Waaren. Am Strande ſind Hunderte von Alforeſen damit beſchäftigt, Prauen zu beladen oder zu löſchen. Andere bereiten ihre Mahlzeiten, oder pflegen der Ruhe. Nur die Alforeſen kann man als Arbeiter gelten laſſen, da der Eingeborene Timors wie der Präriеſohn Nordamerikas die Arbeit verachtet. In dem Klubhauſe, welches der Gouverneur für die europäiſche Bevölkerung errichtet hat, finden wir ein Billardzimmer, ein Leſezimmer, in dem zahlreiche portugieſiſche Zeitungen auslagen, und ein Reſtaurant.

Am 4. Juli hatte der Gouverneur faſt alle höheren Beamten zum Diner geladen, darunter auch einen Arzt aus Goa, der gut Engliſch ſprach, und zum Deſſert erhielten wir dabei in Dilly gewachſene Weintrauben, welche uns ganz vorzüglich mundeten. Das Land ſcheint zum Weinbau ganz gut geeignet zu ſein. Ebenſo baut man ſehr ſchöne Mandarinen und Apfelſinen daſelbſt.

Am 5. Juli verkaufte ich meine Frau an einen Chineſen, um meine Weiterreiſe von da ab mit dem Dampfer zu bewerkſtelligen. (Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

H. Stanley's Reisebericht.

Anfang April sind endlich Briefe von Stanley in Europa eingetroffen, die uns eine klarere Vorstellung von dem Zuge geben, den der heldenhafte Reisende nach dem Albert-Nyanza-See und von da zurück nach dem Aruwimi-Flusse unternommen hat, um ihn alsbald noch ein zweites mal auszuführen und Emin-Paschа endgiltig zu entsetzen. Zwei der Briefe sind unter den Daten des 18. September 1887 und des 14. Februar 1888 an Major Barttelot gerichtet, der bekanntlich mit einer starken Nachhut der Stanley'schen Expedition das befestigte Lager Yambuya, an den Aruwimi-Fällen, besetzt hielt. Dieselben gelangten aber niemals an ihre Bestimmung, da die Boten, welche sie überbringen sollten, von arabischen Sklavenhändlern abgefangen und festgehalten wurden, und Major Barttelot vermochte infolgedessen den darin enthaltenen Erwartungen und Weisungen nicht zu entsprechen. Ein anderer Brief ist mit dem 28. August 1888 datirt, auf der Bungangeta-Insel des Aruwimi-Flusses, und an den Präsidenten des Emin-Pascha-Entsatz-Comites, F. de Winton, gerichtet, und ein weiterer, datirt mit dem 1. September, von den Mariri-Fällen des Ituri (Aruwimi), an den Präsidenten der Geographischen Gesellschaft zu London. Aus diesen beiden letzteren Briefen, von denen der eine sich eingehend mit dem Schicksale und Verlaufe der Expedition, der andere aber mit den geographischen Ergebnissen derselben beschäftigen, geben wir in Folgendem den hauptsächlichsten Inhalt wieder.

An F. de Winton schreibt Stanley: Unsere Expedition brach am 28. Juni in einer Stärke von 389 Mann von Yambuya auf. Am ersten Tage marschirten wir dem Flusse entlang zwölf Meilen weit und gelangten in den ausgedehnten Jafonde-Distrikt, wo die Eingeborenen bei unserem Herannahen ihre Dörfer in Brand steckten und unsere Vorhut, die die uns bereiteten Hindernisse aus dem Wege räumte, angriffen und uns zu einem viertelstündigen Scharmützel zwangen. Am zweiten Tage schlugen wir einen oswärts führenden Pfad ein, den wir fünf Tage lang verfolgten, und der uns durch eine dicht bevölkerte Gegend führte. Die Eingeborenen belästigten und behinderten uns dabei in jeder ihnen möglichen Weise, aber wir verloren durch alle ihre Angriffe nicht einen einzigen Mann. Da der besagte Pfad uns schließlich zu weit ab von unserer Richtung brachte, wandten wir uns hierauf wieder nordöstlich und erreichten am 5. Juli wieder den Fluß, an dessen linkem Ufer wir nun bis zum 18. Oktober weiter marschirten. Am 24. Tage nach unserem Abmarsche von Yambuya verloren wir zwei Leute durch Entlaufen, und am 1. August ereignete sich der erste Todesfall, durch Dysenterie. Wir hielten im Juli nur viermal Rast, und der Erfolg der ersten 34 Tage war ein vorzüglicher. Als wir aber dann neun Tage lang eine vollkommene Wildniß zu durchmessen hatten, steigerten sich unsere Leiden, und es starben mehrere Leute. Der Strom war uns eine große Hilfe, insofern als unser Boot und unsere Kanoë den Ermatteten und Kranken ihre Lasten abnehmen konnten, und im ganzen kamen wir immer noch ziemlich gut vorwärts. Am 13. August kamen wir nach Air-Sibba, wo uns die Eingeborenen energischen Widerstand entgegensetzten, und fünf der unsrigen durch vergiftete Pfeile tödteten. Lieutenant Stairs erhielt eine Wunde unmittelbar unter dem Herzen, von der er sich erst nach einmonatlichem schweren Leiden wieder erholte. Am 15. August verlor Herr Jephson mit seiner Abtheilung den Weg, und erst am 21. stieß er wieder zu uns.

Am 25. August gelangten wir in den Avizeli-Distrikt, wo wir unser Lager gegenüber der Stelle aufschlugen, an der sich der Nepoko in den Aruwimi ergießt.

Am 31. August stießen wir zum ersten male auf einen Trupp Manyema-Leute, die zu der Karawane Ugarrowwa's (Uledi Balmy', eines früheren Zettbursches Speke's) gehörten. Von hier begann unser Mißgeschick, denn ich hatte mich bemüht, die Araber zu vermeiden, weil ich von ihnen fürchtete, sie könnten mir meine Leute durch Geschenke abwendig machen. Es desertirten mir in den drei Tagen nach dieser Begegnung nicht weniger als 26 Mann.

Am 16. September bezogen wir ein Lager gegenüber der Station Ugarrowwa's. Da es in der von Ugarrowwa verwüsteten Umgebung wenig Lebensmittel gab, rasteten wir aber doch nur einen Tag. Im übrigen setzte ich mich mit den Menschen in ein so freundschaftliches Einvernehmen, als eben möglich war, und ich ließ in seiner Station 56 Mann. Meine Somalis zogen sämmtlich das Rasten bei Ugarrowwa dem Weitermarschiren vor, und auch fünf Sudantesen blieben. Hätten sie uns noch weiter begleitet, so wären sie auch sicherlich alle zu Grunde gegangen, bei Ugarrowwa konnten sie sich vielleicht erholen. Es wurden demselben fünf Dollars pro Kopf und Monat für ihre Verpflegung zugesichert.

Am 18. Oktober erreichten wir die Niederlassung Kilinga-Longa's, eines zanzibarischen Sklaven bei allen Arabern Abed bin Salim, von dessen Wirthschaften in dem Buche „Der Kongo" berichtet worden ist. Es war dies ein furchtbarer Monat für uns, den sicherlich kein Mitglied der Expedition jemals vergessen wird. Wir hatten von Ugarrowwa's bis Kilinga-Longa's Station weitere 55 Mann durch Verhungern und Davonlaufen verloren. Wildwachsende Früchte, insbesondere eine große bohnenförmige Nuß, und Pilze hatten unsere Hauptnahrung gebildet. Die Sklaven Abed bin Salim's thaten dann das ihrige, um uns vollends zu verderben. Obgleich es zu offenen Feindseligkeiten eigentlich nicht kam, so beraubten sie unsere Leute doch der Gewehre, der Munition und der Kleider. Da wir zu schwach waren, um unser Boot und 70 Gütersäcken noch weiter zu tragen, ließen wir diese Dinge bei Kilinga-Longa zurück, unter dem Arzt Parke und dem Hauptmann Nelson, welch letzterer unfähig war, noch zu marschiren.

Nach weiteren 12 Tagen erreichten wir das Dorf Ibwiri, ohne daß sich unsere Lage gebessert hätte. Die Araber hatten bis in die Nähe dieses Punktes alles verheert, und zwischen Ugarrowwa und hier nicht eine einzige Hütte der Eingeborenen stehen lassen. Jetzt betraten wir aber eine gut bevölkerte Gegend, in der es an Lebensmitteln nicht fehlte, und unsere Hungerzeit, die am 31. August begonnen und uns zu bloßen Skeletten abgemagert hatte, fand am 12. November ihr Ende. Von 389 auf 174 reducirt, beschlossen wir hier eine längere Rast zu halten, um uns wieder zu erholen. Die Demoralisation unter den Leuten war zuletzt eine so schlimme geworden, daß dieselben nur noch durch Androhung und Ausführung der Todesstrafe zur Ordnung gezwungen werden konnten. Es war, als ob wir sie an einer Kette, die wir um unseren Hals geschlungen hätten, vorwärts schleppten.

Digitized by Google

In Ibwiri blieben wir 13 Tage und schwelgten in Geflügel, Ziegen, Bananen, Mais, süßen Kartoffeln, Yams, Bohnen ꝛc. Dann waren wir hinreichend gekräftigt, und in einer Stärke von 173 Mann, da einer durch einen Pfeilschuß getödtet worden war, ging es am 24. November weiter in der Richtung auf den Albert-Nyanza. Es waren dahin noch 126 Meilen, die uns aber bei guter Ernährung mit leichter Mühe zu überwinden zu sein schienen.

Am 1. Dezember sahen wir von einem Bergrücken aus offenes Land vor uns liegen, und am 5. Dezember betraten wir dasselbe, den düsteren Wald nach 100tägigem Marsche endlich hinter uns lassend. Es kam uns vor, als hätten wir niemals so grünes Gras und so liebliches Land gesehen. Die Leute brachen in lauten Jubel aus, hüpften und rannten mit ihren Lasten vor Freude.

Am 9. Dezember kamen wir in das Land des mächtigsten Häuptlings Mazamboni. Die Dörfer lagen hier dicht bei einander, und der einzige mögliche Weg führte entweder durch die Dörfer oder durch die Felder. Die Eingeborenen hatten uns aber von ferne herankommen sehen und rüsteten sich uns zu empfangen. Wir bemächtigten uns deshalb eines Hügels und erbauten uns darauf in aller Eile eine Scriba, während rund um uns herum der Kriegeruf ertönte, und Hunderte gegen uns heran zogen. Den ersten Angriff schlugen wir ohne große Mühe ab, und wir erbeuteten dabei zugleich eine Kuh, dadurch seit unserer Abreise vom Atlantischen Ocean zum ersten male wieder in den Stand gesetzt, Rindfleisch zu genießen. Die Nacht darauf verging ruhig, und am folgenden Morgen versuchten wir mit unseren Feinden zu unterhandeln; es gelang uns auch einen Waffenstillstand mit ihnen zu schließen. Wir erfuhren dabei, daß das Land als ein Theil Ugandas gelte, daß aber Kabba-Rega in Wirklichkeit König und Mazamboni sein Statthalter sei. Am 11. Dezember aber ertönte wieder der Ruf „kurwana!“ („Krieg!“), und es wurden die Feindseligkeiten begonnen, indem unser Unterhändler mit Pfeilschüssen begrüßt wurde. Es sei Mazamboni's Wille, daß wir aus seinem Lande zurückgetrieben würden, hatte ein Bote verkündigt.

Der Hügel, den wir besetzt hielten, erhob sich zwischen einer höheren und einer niederen Hügelkette, und wurde von der einen durch ein engeres (nur etwa 250 Yards breites), von der anderen aber durch ein breiteres Thal getrennt. Die höhere Kette war von zahlreichen Eingeborenen besetzt, die im Begriffe waren, herabzusteigen, und in dem breiteren Thale waren bereits Hunderte zum Angriff auf uns bereit. Es galt also keine Zeit zu verlieren. Ich entsandte gegen die letzteren Lieutenant Stairs mit 40 Mann, und gegen die ersten Herrn Jephson mit 30 Mann, darunter unsere bewährtesten Scharfschützen. Stairs drang mit seiner Abtheilung rasch vor, durchquerte einen tiefen, aber schmalen Fluß, nahm das erste Dorf ein, und bald wandten sich die Eingeborenen unter dem Feuer der Scharfschützen zu wilder Flucht. Einen ähnlichen Erfolg hatte auch die Jephson'sche Abtheilung, und gegen 3 Uhr nachmittags waren nur noch auf einem Hügel westlich von uns Eingeborene sichtbar.

Am 12. und 13. Dezember setzten wir dann unseren Marsch in östlicher Richtung weiter fort, indem wir dabei wiederholt kleinere Angriffe zurückzuweisen hatten. Lebensmittel erlangten wir leicht. Am 13. Dezember nach ein Uhr rief ich meinen Leuten laut zu: „Bereitet euch nun auf den Anblick des Albert-Nyanza vor!“ wobei ich allgemeinen Unglauben begegnete, da sich um uns herum noch immer die Ebene ausdehnte, und etwa vier Tagemärsche vor uns Berge aufragten. Halb zwei Uhr lag der See zu unseren Füßen. Kavali, unser Ziel, war in der Luftlinie nur noch sechs Meilen von uns entfernt, und die Berge, welche wir gesehen hatten, bildeten den Rand des Plateaus von Unyoro. Wir befanden uns unter 1° 20′ nördl. Br., in einer Höhe von 5200 Fuß, und der Spiegel des Sees lag 2900 Fuß tiefer. An dem flachen Ufustufer konnten wir jede Einbuchtung deutlich wahrnehmen, und ebenso sahen wir auch den von Süden her in den See einströmenden Kanilifi, wie eine silberne Schlange auf dunklem Grunde.

Nach einem kurzen Halte ging es den steinigen und zerklüfteten Plateauhang hinab. Bevor aber unsere Nachhut 100 Fuß abwärts gestiegen war, stürmten die Eingeborenen hinter ihr drein, und sie entspalteten dabei einen viel größeren Muth als vorher, so daß sie uns schwer zu schaffen machten. Ein Nachtangriff, den unsere Feinde auf uns machten, als wir in 2500 Fuß Meereshöhe am Fuße des Plateaus unser Lager aufgeschlagen hatten, wurde von unseren Wachen abgeschlagen.

Am 14. Dezember näherten wir uns dem Dorfe Kalongo, das an der südwestlichen Ecke des Sees liegt. Drei Stunden lang bemühten wir uns hier mit den Einwohnern Freundschaft zu schließen, es gelang uns dies aber nicht, und man wollte uns nicht gestatten, zum See hinab zu gehen, weil wir die daselbst weidenden Rinder schrecken könnten. Die Blutbrüderschaft verweigerte man uns, weil aus dem Westen noch niemals gute Leute gekommen seien. Geschenke wollte man nicht annehmen, weil man nicht wußte, wer wir wären, Wasser wollte man uns nicht zu trinken geben, und den Weg nach Nyam-Sasse wollte man uns auch nicht zeigen. Wir erfuhren aber von den Bewohnern Kakongos, daß sich in Unyoro ein weißer Mann befände, während ihres Wissens westlich von dem See nirgends ein solcher zu finden wäre. Von Dampfern auf dem See hatten sie nichts gesehen, und Kanus hatten sie nur zur Beförderung von Leuten. — Ursache mit ihnen Streit anzufangen hatten wir nicht, da man uns, wenn auch abweisend, so doch ziemlich höflich entgegentrat, und so setzten wir, nachdem wir uns über den Weg unterrichtet hatten, unseren Marsch weiter fort, um einige Meilen von Kakongo zu lagern.

Hier überdachte ich auf Grund der Unterredung mit den Kakongo-Leuten unsere allgemeine Lage. Meine vorausgesandten Eilboten hatten offenbar Emin-Pascha nicht erreicht, denn sonst würde er dem Südwestufer des Sees unbedingt mit seinen Dampfern einen Besuch abgestattet und die Eingeborenen auf meine Ankunft vorbereitet haben. Mein eigenes Boot befand sich bei Kilinga-Longa, 190 Meilen von uns entfernt. Kanus waren in Freundschaft nicht zu erlangen, und sich ihrer gewaltsam zu bemächtigen, ohne daß wir von den Besitzern angegriffen waren, erlaubte mir mein Gewissen nicht, Bäume von hinreichender Größe, um sie uns selbst zu fertigen, sahen wir auch nirgends. Der Marsch nach Wadelai war noch viel zu weit, als daß wir ihn in unserem stark reduzirten Zustande mit Aussicht auf Erfolg hätten antreten können. An den fünf Gefechtstagen in der Ebene hatten wir fünf Kisten Patronen verschossen, und in einem weiteren Monate solcher Kämpfe wäre uns unsere Munition sicherlich vollständig ausgegangen. Ich sah keinen anderen Rath, als den, daß wir uns zurückwandten nach Ibwiri, daselbst ein Fort anlegten, unser Boot von Kilinga-Longa herbeischafften, und sodann alle nicht beförderbaren Lasten unter der Obhut einer Besatzung in Ibwiri zurücklassend, zum zweiten male nach den Albert-Nyanza vordrängen, um Emin-Pascha vermittelst unseres Bootes zu erreichen. Nach einer langen Unterredung mit meinen Offizieren, beschloß ich diesen Plan auszuführen.

Am 15. Dezember erreichten wir die Stätte von Kavali, das mehrere Jahre vorher zerstört worden war, wobei uns

Digitized by Google

die Kakongo-Leute verfolgten und uns Pfeilschüsse zusandten, um sich darauf eiligst zu flüchten. Am 16. Dezember besanden wir uns dann nach einem Nachtmarsche wieder auf der Höhe des Plateaus, immer noch von den Eingeborenen aus Kakongo belästigt, so daß wir einen derselben tödteten und einen anderen verwundeten.

Am 7. Januar waren wir wieder in Ibwiri, und von dort entsanden wir Lieutenant Stairs mit 100 Mann nach Kilinga-Longas, um unser Boot und unsere Güter nebst den Herren Parke und Nelson zu holen. Von den 38 unter der Obhut der Offiziere zurückgelassenen Kranken wurden nur 11 nach dem Fort gebracht, die anderen waren entweder gestorben oder davon gelaufen. Nachdem Lieutenant Stairs seine Mission ausgeführt hatte, wurde er mit den Recognoscirenden nach Ugarrowwas gesandt, wozu ich 39 Tage bewilligte. Ich wurde bald nach seinem Abmarsche von einer Gastritis, sowie von einer Eiterung am Arme befallen, wovon ich aber nach einmonatlicher sorgfältiger Behandlung durch Dr. Parke wieder genas.

Am 2. April brach ich dann mit den Herren Jephson und Parke nach dem Albert Nyanza auf, den wiederhergestellten Hauptmann Nelson mit 43 Mann in Fort Bodo zurücklassend. Am 26. April gelangten wir wieder in Mazamboni's Land, und diesmal entschloß sich der genannte Häuptling auf meine Aufforderung, Blutbrüderschaft mit mir zu trinken, und alle anderen Häuptlinge bis hin zum See folgten seinem Beispiele, obgleich ich über 50 Gewehre weniger zu verfügen hatte. Rinder, Ziegen, Schafe, Geflügel und andere Lebensmittel verabreichte man uns ohne Entgelt, und meine Mannschaften lebten herrlich. Als wir noch einen Tagemarsch vom Nyanza entfernt waren, kamen Eingeborene von Kavali mit der Botschaft, ein weißer Mann, namens „Mateija", habe ihrem Häuptlinge ein Packet für mich, seinen Sohn, eingehändigt. Ich versprach ihnen, am nächsten Tage mit ihnen zu kommen, und sie reich zu belohnen, wenn sie die Wahrheit gesprochen hätten. Die Leute blieben die Nacht über bei uns und erzählten uns wunderbare Dinge über Schiffe, die so groß wie Inseln und ganz mit Leuten gefüllt seien. Wir hegten danach keinen Zweifel mehr, daß der weiße Mann Emin-Pascha sei. Am folgenden Tage kamen wir bei dem Häuptlinge Kavali an, und von ihm erhielt ich thatsächlich ein Schreiben Emins, das in einen Streifen von schwarzem amerikanischen Wachstuch eingewickelt war. Sein Inhalt war der: Emin-Pascha hatte durch ein Gerücht unter den Eingeborenen erfahren, daß ein weißer Mann am südlichen Ende des Sees gesehen worden war. Er war deshalb mit seinen Dampfern ausgefahren und hatte Gouneeres zu erkunden gesucht, ohne aber damit viel Erfolg zu haben, da die Eingeborenen von großer Furcht vor Kabba-Rega, dem Könige von Unyoro, erfüllt waren, und jeden Fremden mit ihm in Verbindung brachten. Das Weib des Nyam-Sassie-Häuptlings hatte indeß berichtet, daß sie uns in Mosuma (Mazamboni's Land) gesehen hätte. Er bat mich daher, zu warten, wo ich war, bis er sich mit mir in Verbindung setzen könne. Das Schreiben war vom 26. März datirt und mit Emin's Namen unterzeichnet.

Am 23. April wurde nun Herr Jephson und eine starke Abtheilung der Karawane damit betraut, das Boot auf den See zu bringen, und am 26. April gelangte daselbe nach Mswa, der südlichsten Station Emins, wo Herr Jephson sehr gastfreundlich von der ägyptischen Besatzung aufgenommen wurde. Einer um den anderen von der Bootsbemannung wurde umarmt und als Bruder begrüßt. Am 29. April, als wir uns wieder auf demselben Lager-Platze befanden, den wir am 16. Dezember inne gehabt hatten, sah ich dann einen Dampfer des Khedive schon in einer Entfernung von sieben Meilen gegen uns heran dampfen, und bald nach sieben Uhr abends erschienen Emin-Pascha und Casati mit Herrn Jephson in unserem Lager, wo sie von allen herzlich bewillkommnet wurden.

Am anderen Tage suchten wir uns einen besseren Lagerplatz, etwa drei Meilen von Nyam-Sassie, und daselbst blieben wir bis zum 25. Mai mit Emin-Pascha zusammen. An diesem Tage verließ ich ihn, Herrn Jephson, drei Sudanesen und zwei Zanzibar-Leute unter seiner Obhut lassend, dagegen von drei seiner Irregulären, sowie von 102 seiner Madi-Träger begleitet.

Vierzehn Tage später war ich wieder in Fort Bodo, wo ich Hauptmann Nelson und Lieutenant Stairs vorfand. Der letztere war 22 Tage nach meinem Abmarsche wieder daselbst eingetroffen, hatte aber von 56 Mann nur 16 wieder mit zurückgebracht; die übrigen waren todt. Meine 20 Eilboten, welche ich mit Briefen an Major Bartelot gesandt hatte, hatten Ugarrowwa in der Richtung auf Jambuya am 16. März wohlbehalten verlassen.

Fort Bodo befand sich in einem erfreulichen Zustande. Fast zehn Acres Land waren bebaut, die Maisernte war in den Vorrathsräumen untergebracht, und eben hatte man mit der neuen Aussaatpflanzung begonnen.

Am 16. Juni verließ ich Fort Bodo wieder, zusammen mit 111 Zanzibaris und 101 Leuten von Emin-Pascha, während die Herren Stairs und Nelson als Fort-Kommandanten und Herr Parke als Arzt, nebst 59 Mann zurückblieben. Ich zog es vor, ohne meine Offiziere zu reisen, weil ich alle Leute zur Verfügung haben wollte für den Transport der großen Vorräthe, die ich unter Major Bartelot in Jambuya gelassen hatte. Am 24. Juni erreichten wir Kilinga-Longas und am 19. Juli Ugarrowwas, welch letztere Station wir verlassen fanden, da ihr Herr alles Elfenbein, das in der Gegend aufzutreiben war, zusammengerafft hatte, und damit drei Monate vorher stromab gezogen war. In Fort Bodo hatte ich jeden Träger mit 60 Pfund Getreide belastet, und auf diese Weise gelang es uns diesmal ohne Schaden durch die Wildniß hindurch zu kommen.

In raschen Märschen weiter flußabwärts ziehend, hofften wir jeden Tag, unseren Eilboten zu begegnen, die wir durch die Zusicherung einer Belohnung von 10 Pfd. Sterl. pro Kopf zum Eifer angespornt hatten, oder vielleicht gar den Major Bartelot selbst, an der Spitze eines Heeres von Trägern. Am 10. August überholten wir Ugarrowwa mit einer riesigen Flotille von 57 Booten, und zugleich stießen wir auf unsere Eilboten, deren Zahl wir auf 17 reduziri fanden. Sie wußten Schlimmes von den mit genauer Noth entgangenen Gefahren zu erzählen. Drei von ihnen waren getödtet worden, zwei litten noch an erhaltenen Verwundungen, und an fünf anderen konnten wir wenigstens die Narben von Pfeilschußwunden noch deutlich wahrnehmen.

Eine Woche später, am 17. August, erreichten wir die Nachbut in einem Orte namens Bunalya, den die Araber Unanya nennen. Im Thore der Palisaden stand ein weißer Mann, den ich zuerst für Herrn Jamieson nahm, der sich aber nachher als Herr Bonny herausstellte. Auf mein Befragen erfuhr ich von diesem, daß Major Bartelot einen Monat vorher von den Manyuema erschossen worden war, während Herr Jamieson nach Stanley-Falls gegangen war, um mehr Leute von Tippoo-Tib zu erhalten. Herr Troup aber invalid in die Heimath und Herr Ward nach Bangala zurückgereist sei. Die ganze Nachbut war ein trauriges Wrack, von 257 Mann waren nur 71 übrig, und von diesen 71 erschienen bei näherer Musterung nur 52 dienstthätig, wenn sie auch wie Vogelscheuchen aussahen. Unsere erste Kolonne hatte trotz des Widerstandes der Eingeborenen

Digitized by Google

den Weg von Yambuya nach Bunalya in 16 Tagen zurückgelegt, die Nachhut hatte dazu 43 Tage gebraucht. Nach Bonny's Bericht war ihre Geschichte in den 13 Monaten und 20 Tagen, die seit meiner Abreise vergangen waren, nur eine Geschichte von Unglücksfällen, Tod und Desertion gewesen. Ich habe nicht den Muth, auf die zum Theil unglaublichen Einzelheiten einzugehen, und auch nicht die Zeit, da mir außer Herrn Bonny niemand dieselben kann, die Expedition zu reorganisiren. Es giebt noch immer viel mehr Lasten, als wir befördern können, und sehr nothwendige Dinge fehlen, so z. B. meine eigene Reservekleidung, die ich seiner Zeit in Yambuya zurückgelassen hatte.

Im Dezember waren einige Ausreißer von der ersten Kolonne in Yambuya eingetroffen, die daselbst erzählt hatten, ich sei todt, was ihnen auch zum Theil geglaubt wurde. Herr Ward stellte infolgedessen in einer Berathung der Offiziere den Antrag, meine Weisungen zu annulliren, und meine persönlichen Ausrüstungsartikel wurden als „überflüssige Dinge" den Kongo hinab geschickt. So sehe ich mich nun nach den großen Anstrengungen zu dem Entsatze der Nachhut entblößt von allem Nöthigen, und zwei Hitze, vier Paar Schuhe und eine Flanelljacke sind alles, was ich für mich mitzunehmen habe, um zu Emin-Pascha zurück und quer durch Afrika hindurch zu gehen. Livingstone war in Fetzen gekleidet, als ich ihn traf, diesmal wird der Befreier selbst in Fetzen gekleidet erscheinen. Glücklicherweise wird keiner meiner Offiziere mich zu bemeiden haben, denn ihre Koffer sind in Ordnung — ich allein war ja todt.

Ich bitte Sie zu beachten, daß wir nur 82 Tage zwischen dem Albert-See und Bunalya und nur 61 zwischen Fort Bodo und hier unterwegs waren. Die Entfernung ist also nicht so sehr groß, und es sind nur die Leute, die einen im Stiche lassen. Zum Nyanza hin marschirend, war es uns, als ob wir sie hinter uns her zu schleppen hätten; auf dem Rückmarsche wußte jeder den Weg und bedurfte keinerlei Antrieb. Zwischen dem See und hier verloren wir nur drei Mann, wovon einen durch Entlaufen. Ich brachte 131 Zansibaris hierher, nachdem ich 59 in Fort Bodo gelassen hatte, so daß mir also im ganzen 190 von 389 Leuten übergeblieben sind, bezw. daß ich 50 Prozent verloren habe. In Yambuya ließ ich 257 Mann, wovon ich jetzt nur 71 sowohl, darunter 10, die das Lager schwerlich verlassen werden. Es bedeutet dies einen Verlust von 270 Prozent. Obgleich unsere Leiden auf dem Marsche unerhörte waren, so war die Sterblichkeit bei und demnach nicht so groß wie in dem Lager zu Yambuya. Die Ueberlebenden von der Marschkolonne sind alle kräftig, während die Ueberlebenden von der Nachhut abgemagert und kränklich aussehen.

Ich habe im Vorstehenden unsere Bewegungen seit dem 28. Juni 1887 flüchtig skizzirt. Ich wünschte, daß ich die Möglichkeit hätte, mehr auf die Einzelheiten einzugehen, aber ich kann die Zeit nicht dazu finden. Ich schreibe dies in dem Wirrwarr und der Eile des Aufbruches und unter fortdauernden Störungen. Sie werden indessen aus diesem Briefe eine Idee von der Natur und von dem Lande gewonnen haben, welches wir durchreist haben. Wir waren 160 Tage im Walde, und zwar in einem zusammenhängenden, ununterbrochenen, dichten Walde. Das Grasland wurde von uns in acht Tagen durchschritten. Die Grenze des Waldes gegen das Grasland ist wohl markirt. Sie erstreckt sich in nordöstlicher Richtung mit ihren Krümmungen, Buchten und Vorgebirgen ähnlich einer Meeresküste und ebenso auch in südwestlicher Richtung. Der Wald reicht von Nyangwe bis in das Minbuttu-Land, und das ganze obere Kongogebiet, zwischen der Aruwimi-Mündung und dem 40. Grade östl. L. ist davon bedeckt, alles in allem etwa 246 000 Quadratmeilen. — Zwischen Yambuya und dem Nyanza durchquerten wir fünf verschiedene Sprachgebiete. Das letzte umfaßt die Völkerschaften der Wanyoro, Wamankori, Wanya-Ruanda, Wahha Karangwe und Mererwe.

Das Land dacht sich sanft von der Höhe des Plateaus am Nyanza gegen den Kongo hin ab, von 5500 auf 1400 Fuß über dem Meere. Nördlich und südlich von unserem Wege durch die Ebene ragten zahlreiche Gruppen von Bergkegeln sowie auch isolirte Berge und Höhenrücken auf. Im Norden sahen wir keinen Punkt, der die Höhe von 6000 Fuß überstieg, dagegen erblickten wir in einer Entfernung von etwa 50 Meilen von unserem Lager am Nyanza einen schneebedeckten Gipfel, namens Ruwenzori, der eine Höhe von 17000 bis 18 000 Fuß erreichen und sich als ein würdiger Rival des Kilimandscharo erweisen dürfte. Es ist möglich, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich, daß der Berg identisch ist mit dem Gordon-Bennett-Berge in Gambaragara.

Nur drei Eingeborenen begegnete ich, die an dem See südlich (von dem Albert-Nyanza) gewesen waren. Sie berichteten übereinstimmend, derselbe sei groß, aber nicht so groß wie der Albert Nyanza.

Der Aruwimi heißt 100 Meilen oberhalb Yambuya Suhali, gegen die Nepotomündung hin Nevoa, oberhalb dieser Mündung No-Welle, dann Itiri und endlich bis zu seiner Quelle Ituri. Nach einem Marsche von nur 10 Minuten vom Ituri erblickten wir den Spiegel des Albert-Nyanza.

Bevor ich diesen Brief schließe, will ich noch kurz den Gegenstand berühren, der mich in dieses Land geführt hat — Emin-Pascha.

Der Pascha gebietet über zwei Bataillone regulärer Truppen; das erste, aus etwa 750 Gewehren bestehend, hält Duffle, Honyu, Labore, Muggi, Kirri, Bedden und Radschaf besetzt, das zweite, 640 Mann stark, Wadelai, Fatiko, Mahagi und Mia — eine Linie von 180 Meilen, die sich am Nyanza und Nil entlang zieht. Westlich vom Nil behauptet er außerdem noch drei oder vier kleinere Stationen, alles in allem also 14. Außer den beiden Bataillonen hat er aber noch eine bemerkenswerthe Armee von Irregulären, Matrosen, Handwerkern, Beamten und Dienern. „Im ganzen würden wir 8000 Mann bei uns haben, wenn ich darein willige, mit fortzuziehen", sagte er mir in einer Unterredung, „und wie sollen wir die 10 000 Weiber und Kinder mit fortbringen!" Ich schlug ihm vor, die Frauen marschiren zu lassen, da dies ihnen nichts schaden würde, die kleinen Kinder aber auf seinen 200 Eseln befördern zu lassen. Lebensmittel würden die Rinder, deren Emin mehrere Tausende hat, liefern, während Getreide und andere Pflanzennahrung in den durchwanderten Gegenden leicht zu requiriren sein würden. Emin versprach schließlich den Vorschlag in Erwägung zu ziehen. In einer anderen Unterredung sagte er: Nach den gestrigen Auseinandersetzungen bin ich allerdings der Meinung, daß es das beste wäre, wenn wir uns von hier zurückzögen. Die Aegypter, etwa 100 Mann ohne die Weiber und Kinder, würden gern mit abziehen, und auch wenn ich hier bliebe, würde ich froh sein, sie los zu werden, weil sie beständig meine Autorität schädigen. Als ich ihnen mittheilte, daß Khartum gefallen und Gordon erschlagen sei, sagten sie den Nubiern, das sei eine erfundene Geschichte, und eines Tages würden Dampfer den Strom herauf kommen und uns entsetzen. Aber bezüglich der Regulären von meinen beiden Bataillonen hege ich große Zweifel. Dieselben haben hier frei und glücklich gelebt, und es sehr

Digitized by Google

gut gehabt, viele von ihnen sind verheirathet und haben Harems. — Von den Irregulären würden vielleicht viele mit gehen. — Wie aber, wenn die Regulären sich weigerten mit abzuziehen? Würde das mich nicht in eine sehr üble Lage bringen? Würde es auch recht sein, sie ihrem Schicksale zu überlassen? Ich würde ihnen ihre Waffen und ihre Munition lassen müssen, es würde aber die Disciplin unter ihnen aufhören, es würden sich Parteien bilden, es würden sich Ehrgeizige zu Führern aufwerfen, und durch Zwistigkeiten unter einander würden sie zu Grunde gehen. — Die Aegypter würde ich auch vielleicht bitten, mitzunehmen, wenn ich selbst bleibe. — Casati erklärte auf Befragen, daß er einfach dem Beispiele des Paschas folgen, und demselben für die Folgen seinerlei Verantwortung zur Last legen werde. — Die definitive Entscheidung wurde schließlich bis zu meiner Rückkunft aufgeschoben.

Zwei Monate später gedachte Emin-Pascha Fort Bodo zu besuchen und Herrn Jephson dahin mit zu nehmen. Den Offizieren des Fort habe ich die Weisung hinterlassen, daß sie dann die Befestigungen zerstören und den Pascha an den Nyanza begleiten sollten. Ich selbst gedenke diesmal auf einem kürzeren Wege zum Nyanza zu gelangen, um daselbst wieder mit ihnen zusammenzutreffen.

(Fortsetzung folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Die Mission auf Feuerland.

In der Sitzung des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins zu Santiago vom 25. Juli hielt der als Gast anwesende englische Missionär der Feuerlandstation, Rev. E. C. Aspenall, einen Vortrag über Leben und Erfahrungen in jenem südlichsten Erdwinkel, der viele interessante Einzelheiten bietet.

Der Stamm, unter welchem die Mission Ushuaia (Yoshonia nach englischer Orthographie) gegründet wurde, hat von Rev. Bridges den Namen Jahgannen erhalten, nach einer von ihm frequentirten Lokalität südlich vom Beagle-Kanal. Es ist derselbe, welchen Fitzroy als Tekenica bezeichnet, weil ihm einer der Eingeborenen auf die Frage nach einer Bucht tekinica, d. h. „nie zuvor gesehen“ in seiner Sprache erwiderte. Sie gehen für gewöhnlich vollkommen nackt, bis auf ein kleines Fell um die Schultern. Dafür pflegen sie ihren Körper mit einer Schmiere aus Thran und rother Erde einzureiben, was wohl auch einigen Schutz gegen die Kälte gewährt.

Zum Unterhalt sind sie einzig auf die Jagd angewiesen; im schlimmsten Fall begnügen sie sich mit Muschelkoft. Die daraus etwa entstehenden Verdauungsbeschwerden werden durch eine Pflanzenart geheilt. Es scheint fünf verschiedene solcher auf Bäumen wachsender Pilze zu geben. Meistens schweifen die Leute ohne bestimmten Wohnsitz in ihren Rindenkanus umher, in deren Mitte das in so feuchtem Klima schwer entzündbare Feuer stets brennend erhalten wird. Jedes Kanu nimmt eine Familie auf; die Frauen rudern und der Mann steht mit erhobenem Wurfspieß auf dem Anstand. Drei Arten solcher Spieße führt er stets mit sich: der eine mit spindelförmiger Spitze dient zum Tödten von Vogelwild, der andere mit Widerhaken, der aus einer Wallfischrippe gefertigt und mit dem Schaft durch eine kurze Binsenschnur beweglich verbunden, ist für die Jagd auf Fische bestimmt und der dritte mit gabeliger Theilung für Krabben und Mollusken. Statt direkt zu zielen, werfen sie die Waffe so, daß sie vom Wasser zurückprallend erst ihr Opfer trifft. Bei Fischen pflegt der Schaft im Uebergestrüch hängen zu bleiben und so den Ort anzuzeigen.

Beim Verlassen des Kanus hat die Frau zuerst den Mann aus Land zu tragen, der den Feuerbrand, zwischen Holzstücken verwahrt, sorgfältig über Wasser hält, und zunächst mit dem Aufschlagen einer primitiven Hütte beginnt. Selten können die Männer schwimmen, die Frauen immer. Diese Uebung zusammen mit dem Ruderhandwerk verleiht den letzteren eine ungewöhnliche Muskelkraft. Um das Recht und Ansehen des Herrn der Schöpfung zu wahren, nehmen die Männer zu geheimnißvollen Bräuchen ihre Zuflucht, die in größerer Gemeinschaft mit Ausschluß der Frauen ausgeführt werden. Sonderbarer Weise hat der Mann gewöhnlich zwei Frauen, eine alte und eine junge.

Ohne historische Ueberlieferungen, wahren sie gleichwohl manche Rechte und Gewohnheiten, zumal in Bezug auf die Jagd. Wer z. B. so glücklich ist, ein Guanaco zu erlegen, muß Verwandten und Freunden bestimmte Theile abgeben, was auch mit dem besten Willen stets geschieht.

Ueberhaupt sind sie von Charakter gutmüthig und hilfsbereit. Nie fagen sie die Unwahrheit oder versuchen sie fremdes Gut sich anzueignen. Um so nachdrücklicher fordern sie dagegen, was ihnen „von rechtswegen“ zusteht und greifen selbst zu den Waffen, um das ihnen Gebührende zu erlangen. Trotz des Mangels engerer Bande von Stammesgemeinschaft bemerkt man bei ihnen viele Züge wahrer Affekte und tieferer Neigung. Ebenso lieben sie ungemein lange Gespräche und Erzählungen; ein guter Theil des Tages wird damit ausgefüllt. Eine ihrer Legenden von einem unbändig starken Mann, der aus Stein war und schließlich doch an der Ferse durch einen Dorn sich verwundete und starb, erinnert an die Achillesferse oder an die Siegfriedsage. Aller religiösen Vorstellungen und Pflichten baar, kennen sie nichts als den vagen Begriff von Geistern der Verstorbenen, die in den Bäumen umgehen, und vor denen sie sich fürchten.

Die Arzneikunst beschränkt sich auf das Frottiren und den Aufguß einiger Burzeln, wie von Larrazacum, zur Bekämpfung der Leberkrankheiten, denen die Eingeborenen stellenweis ausgesetzt sind. Da der Vortragende Arzt von Profession ist, fiel es ihm verhältnißmäßig leicht, ihr Zutrauen zu gewinnen. Auf einer Reise nach dem Süden traf er in den Victoriawassern unweit der Wollastongruppe etwa 45 Leute, die bei seinem Herannahen die Flucht ergriffen. Erst als er sich in ihrer Sprache mit ihnen verständigte, wagten sie sich allmählich wieder herbei. Dabei fielen ihm rothe Streifen im Gesicht der Männer, sowie eine dunkle Querbinde mit hellen Punkten im Gesicht der Frauen auf, die, wie sich herausstellte, Zeichen der Trauer um ein ertrunkenes Kind waren. So hat jede Malerei bei ihnen besondere Bedeutung.

Ebendort hat Rev. Aspenall eine neue Station gegründet, für welche er von der chilenischen Regierung das nöthige Land nachsuchte, mit dem Erbieten, zugleich einen Leuchtthurm, falls man einen solchen dort baue, unterhalten und eine Rettungsstation leiten zu wollen. Sein Gesuch ist ihm unterdessen ohne weiteres bewilligt worden.

Die Hauptstation Ushuaia, deren Name „Enge Bai“ bedeutet, befindet sich nach den neuen Grenzbestimmungen auf

Digitized by Google

argentinischem Gebiet. Von der eigentlichen Feuerlandinsel kommen dort nicht nur die Onas hin, ein Zweig vom patagonischen Stamm, dessen Sprache und Lebensart kennen zu lernen bereits wichtige Schritte gethan sind; ihre Wirkungsweise erstreckt sich selbst bis in die fernsten Kanäle zu den Alakalufs, welche mit den Jahganen offenbar stammverwandt, aber in Sprache und Statur von ihnen unterschieden sind.

Im Jahre 1869 gründete dort der englische Bischof Waite H. Stirling die erste Niederlassung, nachdem 17 Jahre zuvor Kapitän Allen Gardiner in Spanish Port Hungers gestorben war. Sein menschenfreundliches Werk war darum nicht verloren; denn mit Hülfe von jungen Feuerländern, denen man auf der Keppel-Insel im benachbarten Falkland-Archipel die Rudimente der Kultur beigebracht, wurde nun die methodische Verbreitung menschenwürdiger Bedürfnisse begonnen. Dank der Umsicht der Leiter ohne weiteren Unfall, als einen einmaligen Ueberfall der Eingeborenen, dem eigentlich ein Mißverständniß zu Grunde lag, indem sie glaubten, daß man ihnen die auf Keppel-Island erhaltenen Kleider wegnehmen wollte, nur weil man zögerte, sie ihnen zu übergeben, aus Besorgniß, daß sie bei ihren alten Bekannten allzu rasch verschwinden würden. Man muß eben auch der Denkweise der Wilden gerecht zu werden suchen; und das ist selten der Fall von seiten der militärischen und commerciellen oder selbst wissenschaftlichen Expeditionen, die dort zuweilen vorsprechen. Nicht ohne Mißtrauen darf man solche Schilderungen über Anlagen und Charakterzüge armer Naturkinder aufnehmen.

Hervorragende Verdienste um seine Pflegebefohlenen erwarb sich Rev. Bridges, lange Jahre hindurch Vorsteher der Station, der als Adoptivsohn eines Missionärs in der Cranmerstation auf Keppel-Island mitten unter den Feuerländern aufgewachsen war. So erlernte er leicht und sicher ihre Sprache, in welche er außer einigen Hymnen und Gebeten die Evangelien des heiligen Lukas und Johannes, sowie die Apostelgeschichte übersetzt hat. Leider mit einem complicirten System der Lautübertragung, das linguistischen Grundsätzen nicht gerecht wird. Von ihm rühren auch die Materialien zu den Grammatiken Garbe's und Lucien Adam's her, sowie ein handschriftliches, vollständiges Vokabular, dessen angeblich 30000 Worte vielfach nur Formen einer und derselben Wurzel sind. Begreiflicherweise ist die rein agglutinirende Sprache in manchen Beziehungen, zumal für Gegenstände und Ortsverhältnisse, sehr findig und reich. Zahlen kennt sie nur bis drei.

Zur Zeit ist M. Bridges nach Doven East, einem weiter östlich am Beagle-Kanal gelegenen Punkte gezogen, um dort eine große Farm einzurichten, wozu ihm die argentinische Regierung einige Hektare Land verliehen hat. Seit 1½ Jahren hat M. Aspenall die Leitung der Mission Ushuaia übernommen, mit Unterstützung des Verwalters M. Lawience und des Zimmermanns, namens Ince. Außer der Frau des letzteren lebt dort auch Frau Mrs. Hummings, die Wittwe eines Arztes, deren Obhut eine Art Waisenhaus für Mädchen anvertraut ist, welche etwa, 16 an der Zahl, dort in allen häuslichen Pflichten unterrichtet werden. Man hofft, daß ihre Verheirathung mit den von Keppel heimkehrenden jungen Leuten das Werk der Gesittung festigen helfen werde. M. Aspenall gesteht, daß der erste Eindruck ihm einerseits zu viel, andererseits zu wenig Kultur gezeigt habe, — weniger als er nach so vielen Jahren der Arbeit erwartet habe, insofern der Kreis der dauernd Gewonnenen klein ist, viele Eingeborene oft allen Zwang der Geselligkeit wieder abschütteln und eine wirkliche Civilisation des Volkes nicht gedeihen kann. Dazu kommen noch die vor wenigen Jahren dort ausgebrochenen Blattern, die über 100 auf einmal dahinrafften. Zu viel Verfeinerung besitzen sie, indem die an Kleidung und Bedürfnisse Gewöhnten oft stannenswerthe Proben ihrer Fähigkeiten abgeben. So besitzen sie ein großes Talent zum Zeichnen. Einer, namens Nelson, welcher eine Art Hotel für die unvermutheten Gäste unterhält, besorgt dieses natürlich selbstverbaute Haus nicht allein in der musterhaftesten Weise, er predigt wohl auch seinen Gästen und ermahnt sie zum Guten. Edmond Button, der Sohn jenes berühmten Jemonesi Button, den Fitzroy einst mit nach England genommen, ist zwar für gewöhnlich nur Koch, da er aber Englisch und Jahganisch lesen und schreiben kann und Additions- wie Subtraktionsprobleme mit fehlerloser Sicherheit löst, konnte ihm M. Aspenall während seiner Abwesenheit vertrauensvoll die Schule übergeben, die er sonst persönlich zu halten pflegt. Ehre den Vorkämpfern oder Menschlichkeit bei jenen Unglücklichen, die lange für die niedrigsten unter ihresgleichen galten!

L. Dy.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Prof. G. Schweinfurth ist nach einer dreimonatigen, erfolgreichen Forschungsreise in Südarabien am 23. März wieder in Aden eingetroffen, von wo er am 1. April die Rückreise anzutreten gedachte. In Berlin dürfte er erst im Laufe des Monats Mai eintreffen, da er in Aegypten einige Zeit verweilen will. Seine Sammlungen sind sehr umfangreich; das Herbarium umfaßt gegen 600 Arten in 1800 Nummern, und außerdem bringt er auch viele Spirituspräparate und lebende Pflanzen mit nach Hause.

— Die Hauptarterien des persischen Handels sind nach E. F. Law: 1) der Weg von Tabris und Resht über Kasvin nach Osten und Südosten; 2) der Weg von der Südostecke des Kaspischen See's über Asterabad und Schahrud nach Khorasan; 3) der Weg von Bagdad über Kamanschah und Hamadan nach Teheran; 4) der Weg von Buschir nach Jöfaban; 5) der Weg von Bender Abbas nordwärts nach Khorasan. Die beiden ersten dienen namentlich den russischen, die drei letzten aber den englischen (bezw. indischen) Interessen. Herr Law befürwortet angelegentlich die Ausstattung der Route von Bagdad nach Teheran mit einer Eisenbahn. (Vergl. Proceedings XI, p. 242.)

— In Teheran wurde auf Betreiben des bekannten persischen Staatsmannes und Gelehrten Mirza-Mohammed Khan eine Gesellschaft zu dem Zwecke ins Leben gerufen, um unter der persischen Bevölkerung Kultur und moderne Bildung zu verbreiten. Die Fonds dieser Gesellschaft, der bereits zahlreiche, durch Geburt, Rang, Wissen und Reichthum ausgezeichnete Perser angehören, werden durch freiwillige Beiträge beschafft werden. Der Schah hat die ungehinderte Wirksamkeit dieser Gesellschaft im ganzen Reiche gestattet und derselben seine werkthätige Unterstützung in Aussicht gestellt.

— Die Waldverwüstung auf Ceylon hat nach und nach solche Dimensionen angenommen, daß die Regierung sich zum Einschreiten veranlaßt sieht. Schon 1873 wurde ihre

Digitized by Google

Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gelenkt, aber erst 1883 wurde eine Verordnung erlassen, nach welcher bestimmte Distrikte unter Expropriation des darin gelegenen Privateigenthums zu Staatsforsten erklärt und einer besonderen Behörde unterstellt wurden. In den dünnbevölkerten Distrikten im Norden und Osten der Insel wird man sich fürs erste begnügen müssen, die Wälder sich selbst zu überlassen und nur jede Ansiedelung innerhalb derselben zu verbieten, im Süden dagegen, in der Nähe von Colombo und im Gebiet des Kelani, sollen die Wälder von Meilenjalla und Kanonpelli einer sorgsameren Bewirthschaftung unterzogen werden. Seither ließ man dort Unternehmer wirthschaften, welche gegen eine bestimmte Vergütung das Holz für Regierungsbauten u. dergl. zu liefern hatten; jetzt soll die Fällung der Forstbehörde übertragen werden und das gefällte Holz in zwei Hauptdepots — dem einen in Colombo, dem anderen an der Ostküste — zum Verkauf gelangen; außerdem werden noch eine ganze Anzahl kleinerer Lagerplätze angelegt und durch Schleppbahnen mit dem Wald verbunden. Man hofft auf diese Weise nicht nur der Verwüstung Schranken zu setzen, sondern auch aus dem großen Reichthume an Nutzhölzern einen hübschen Ertrag für das Land zu erzielen. Ausfuhrzungen hält der Chef des Forstwesens, Oberst Clarke, für unnöthig, da in dem günstigen Klima Ceylons der sich selbst überlassene Boden sich rasch wieder mit Hochwald überdeckt.

— Auf Verfügung des russischen Kaisers soll die Stadt **Karakol**, in der General Prshewalski seinen Tod fand, zu Ehren des großen Reisenden von jetzt ab Prshewalski genannt werden. Die Stadt wurde im Jahre 1868 begründet und führte ihren bisherigen Namen („Schwarzbach") von einem kleinen Bergstrome, der sich unfern davon in den See Issik Kul ergießt. Sie liegt 1500 m über dem Meere und hat ungefähr 5000 russische und tartische Bewohner. Das Prshewalski-Denkmal, welches man daselbst zu errichten im Begriffe ist (Bergl. S. 159), soll von einem öffentlichen Parke umgeben werden.

Afrika.

— Der deutsche Reichskommissar, Hauptmann Wißmann, ist mit seinen europäischen Begleitern, deren Zahl sich insgesammt auf gegen hundert beläuft, in Zanzibar angekommen, und hat sich alsbald nach Bagamoyo begeben, um von dort aus eine erste Inspections- und Orientirungsreise entlang der Küste zu unternehmen. Gleichzeitig mit ihm ist auch Dr. **Peters**, der Leiter der deutschen Emin-Pascha-Expedition, in Zanzibar eingetroffen. Derselbe traf in Aden den aus Ostafrika heimkehrenden Grafen Teleki und konnte von demselben werthvolle Informationen über die Gegend erhalten, die er zu durchreisen beabsichtigte. Von Emin-Pascha selbst geht das Gerücht, daß derselbe zusammen mit Stanley im Anmarsch gegen Bagamoyo begriffen sei, während Gaiati als sein Stellvertreter in Wadelai zurückgeblieben sein soll. Es versteht sich aber von selbst, daß dieses Gerücht mit großer Vorsicht aufgenommen werden muß, um so mehr, da daselbe aus Stanley-Fällé zu stammen scheint.

— Ueber den geologischen Bau von Madagaskar verbreitete sich kürzlich vor der Geologischen Gesellschaft zu London der englische Reisende R. Baron. Danach besteht das centrale Hochland der großen Insel aus Gneiß und anderem krystallinischen Gestein, dessen Streichungsrichtung mit der Richtung der Hauptachse der Insel sowie mit der Richtung der krystallinischen Gebirge Südost-Afrikas übereinstimmt. Basisch ist das Gestein bis zu einer großen Tiefe verwittert, und es bildet dann einen rothen Boden, der in großem Umfange von den Strömen mit fortgerissen wird. Besonders bare Massen bleiben als lose Blöcke liegen und können von dem Unkundigen für durch Gletscher herbeigetragene erratische Blöcke genommen werden. Die höchsten Berge — besonders diejenigen im Südwesten der Hauptstadt — bestehen aus Basalt und Trachyt, und es sind an ihnen noch deutliche Lavaströme von großer Mächtigkeit (bis 500 Fuß) zu beobachten. Thätig ist aber kein madagassischer Vulkan, und nur die Kohlensäure-Aushauchungen mancher Gegenden, die heißen Quellen und die häufigen schwachen Erdbeben darf man als Nachwirkungen des Vulkanismus betrachten. Die Aschenaufhäufungen sind an den Vulkankegeln am mächtigsten auf der Nordwest-Seite, was sich durch den herrschenden Südostpassatwind zur Genüge erklärt. Die Linien, entlang denen die Vulkane stehen, korrespondiren im allgemeinen mit der Haupt-Gebirgsachse. Die jüngeren Sedimentärbildungen (jurassische, kratacesische und tertiäre) lagern namentlich im Westen und Süden, und jüngste Ablagerungen bilden den Küstensaum. Im Osten der Hauptwasserscheide dehnt sich eine große Alluvialebene aus, die wohl als das ausgefüllte Bett eines großen Binnensees zu deuten ist. Die Lagunen der Ostküste danken gleichfalls neueren Alluvionen ihren Ursprung. Die Lostrennung der Insel von dem afrikanischen Festlande dürfte spätestens am Anfange der Pliocän-Zeit stattgefunden haben (nach Wallace). Etwa 80 Prozent der madagassischen Pflanzengattungen finden sich auch anderweit, dagegen sind wenigstens 80 Prozent der Pflanzenarten der Insel eigenthümlich.

— Die östliche Somali-Küste, die wir in einem früheren Aufsatze (Vergl. Nr. 12, S. 177 ff.) von wirthschaftsgeographischen Gesichtspunkten aus etwas ausführlicher charakterisirt haben, wird trotz der Schwierigkeiten, die sie der Schiffahrt bietet, nicht von allen Kolonialpolitik treibenden Mächten als ein werthloser Besitz angesehen. Das geht aus der italienischen Flaggenbissung in Obbia hervor, die von Zanzibar aus bewirkt worden ist. Daß der genannte Punkt an sich große Verlockungen biete, kann man ja nicht behaupten. Es giebt im Gegentheil verschiedene Orte an der Somali-Küste, die ihm als Ausgangspunkte für einen zu eröffnenden Verkehr mit dem Binnenlande weit vorzuziehen sind. Immerhin ist er in dieser Beziehung nicht zu unterschätzen, und der italienische Einfluß auf die Geschicke des Somali-Landes wird sich von da aus füglich ebenso gut weiter ausdehnen lassen wie von einem anderen. Der Ankerplatz, den Obbia gewährt, ist nicht mehr zu rühmen, als die übrigen Ankerplätze zwischen Makdischu und Kap Guardafui, es findet sich daselbst aber trinkbares Wasser und etwas Baumvegetation, und eine Karawanenstraße führt von da aus in das Viehzucht treibende Innere. Mit den Absichten Italiens in Bezug auf Absssinien hat die Annexion natürlich nur einen entfernten Zusammenhang. Sie zeigt aber, daß die italienische Regierung trotz der Anstrengungen und Opfer, die ihr Massaua gekostet hat, ihre ostafrikanische Kolonialpolitik in großem Style weiter verfolgt.

Inhalt: Die Insel Madeira. I. (Mit vier Abbildungen.) — Adrian Jacobsen: Reisen in Niederländisch-Indien. (Fortsetzung. Mit vier Abbildungen.) — Stanley's Reisebericht. — Kürzere Mittheilungen: Die Mission auf Feuerland. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. (Schluß der Redaktion am 14. April 1889.)

Hiezu eine Beilage von B. Martens, Cigarrenfabrikant, Bremen.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Emil Deckert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Die Insel Madeira.

II.

(Mit sechs Abbildungen.)

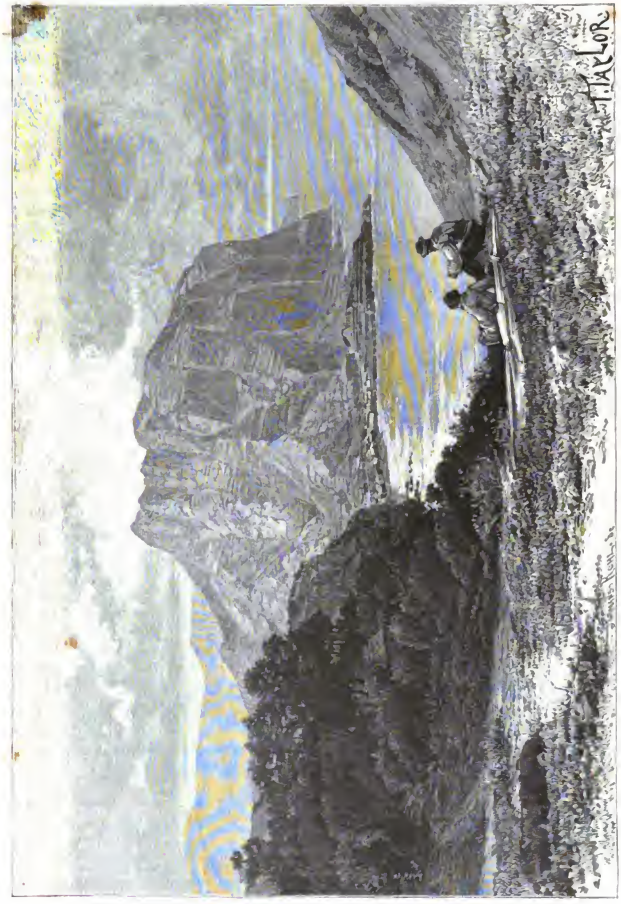
Wenn irgend ein Klima paradiesisch genannt zu werden verdient, so muß es wohl das von Madeira sein. Vor allen Dingen ist dasselbe durch außerordentlich geringe Temperaturschwankungen ausgezeichnet, so daß es der Altmeister der deutschen Meteorologen, J. Hann, „das wahre Musterbild eines gleichmäßigen Klimas“ nennt. Und dabei ist von monotoner Tropenschwüle keine Rede, sondern die Wärmegrade, welche erreicht werden, entsprechen nur denjenigen der europäischen Mittelmeerländer; der Sommer ist nur durch den vorherrschenden Nord- und Nordwestwind und durch den Dyan kühler als dort, und der Winter dagegen milder. Die mittlere Jahrestemperatur von Funchal ist 18,8° C., die mittlere Julitemperatur 22,7° und die mittlere Januartemperatur 15,9°, so daß der Unterschied zwischen dem heißesten und kältesten Monate also nur 6,8° beträgt. Der höchste Hitzegrad aber, welcher in dieser Station überhaupt beobachtet wurde, war nicht höher als 32,4°, und der niedrigste Kältegrad nicht niedriger als + 7,9°. Auch die Schwankungen des Thermometerstandes während der einzelnen Tage sind sehr geringfügige, denn dieselben betragen im Mittel nur 4,7°.

Größere Gegensätze bieten die Luftfeuchtigkeits- und Niederschlagsverhältnisse auf der Insel dar. Die erstere beträgt im Durchschnitt 75 Prozent, kann aber zu Zeiten — wenn der sogenannte „Leste“ von der Sahara her weht — auf 20 Prozent sinken. Die Regenmenge beläuft sich im Mittel auf 76 cm, unterliegt aber beträchtlichen Schwankungen von Jahr zu Jahr, und geht ebenso wie in Südeuropa und Nordafrika zum weitaus größten Theile in den Wintermonaten (November bis März) nieder. Die sommerliche Trockenzeit, in der nur ein Minimum von Regen fällt, dauert auf Madeira fünf Monate, ist also nur um ein geringes kürzer als auf den Kanarien. Schnee fällt in den tieferen Lagen der Insel niemals, ebensowenig wie es daselbst zur Eisbildung auf den Gewässern kommt, und um diese Schauspiele zu genießen, muß man ziemlich weit hinauf in die Berge steigen. Bei 800 m giebt es gelegentlich leichte Flocken, und bei 1300 m breitet sich zuweilen für ein paar Tage eine Schneedecke über die Landschaft aus.

Was den Wind betrifft, so weht derselbe auf Madeira weit weniger ungestüm als auf den Azoren, und namentlich die Südküste ist gegen die stärkeren Luftströmungen — aus Nord und Nordwest — durch das Gebirge in sehr wirksamer Weise geschützt. Der bereits erwähnte trockene Wüstenwind „Leste“, der namentlich im Winter sowie im Frühling und Herbst über die Insel hereinbricht, und der seinen Einfluß so deutlich am Hygrometer bemerkbar macht, führt in der Regel einen feinen rothen Staub mit sich, um dadurch seinen Ursprungsort jenseits des westafrikanischen „Dunkelmeeres“ nur um so nachdrücklicher zu bekunden. Die Stürme wehen vorzugsweise aus Nord und Nordwest, und daraus erklärt sich eben die stärkere Benagtheit der Nord- und Westküste durch die Brandung. Gewitter sind selten und von geringer Heftigkeit.

Seinem angenehmen Klima verdankt Madeira direkt und indirekt seine Berühmtheit. In erster Linie ist es dadurch zu einem der namhaftesten Sanatorien für Brustkranke geworden, und wenn es auch nicht Allen, die es zu diesem Zwecke aufsuchen, vollkommen Heilung schafft, so läßt es doch kaum einen ohne Linderung seiner Leiden. In jedem

Digitized by Google



Die Penha d'Aguia.

Digitized by Google

Falle leistet es in dieser Eigenschaft erheblich mehr als die Kurorte der nördlichen Mittelmeerküste. Sodann zeitigt dieses Klima auch Madeiras edlen Früchte, und insbesondere seinen herrlichen Wein, dessen Gewinnung leider in den letzten Jahrzehnten durch die Traubenkrankheit (Oïdium Tuckeri) sowie durch die Reblaus (Phylloxera vastatrix) sehr beeinträchtigt worden ist.

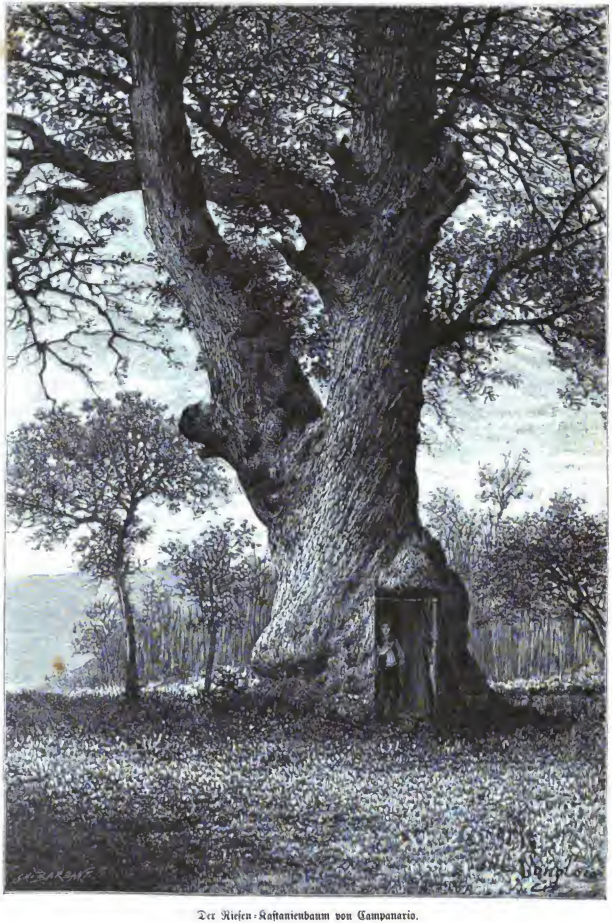
Da der Boden der Insel außerordentlich felsig und abschüssig ist, und da die lockere Verwitterungsschicht, die sich darauf bildet, von den meisten Orten rasch thalwärts geschwemmt wird, so ist die kulturfähige Fläche von Natur eine sehr beschränkte, und auch dort, wo sie vorhanden ist, bedarf es meist harter Anstrengungen seitens der Menschen, sie zu erhalten und auszunutzen. Nichtsdestoweniger bildet die Bodenkultur (neben der Fischerei und dem Fremdenverkehr) die Haupthilfsquelle der Bewohner. Wo sich an den Berghängen anbaufähiges Land befindet, da hat man es sorgfältig terrassirt und durch künstliche Vermauerungen und andere Vorrichtungen vor dem Abgeschwemmtwerden bewahrt, und zugleich hat man auch aus den von den Bergen herabrinnenden Bächen und Quellen Bewässerungskanäle darüber hinweggeleitet, damit die Pflanzen während der anhaltenden Sommertrockenheit nicht verdorren. Da die Nordseite der Insel viel reicher mit Quellen und Wasserläufen ausgestattet ist als die Südseite, die letztere sich aber im übrigen zur Kultur viel besser eignet (der geringeren Schroffheit der Abfälle halber), so ist man sogar nicht davor zurückgeschreckt, das Wasser über den Hauptgebirgskamm hinweg — bezw. durch denselben hindurch — zu leiten. So hat man beispielsweise den Ribeiro de Iawella, der ein hochgelegenes Thal im Nordwesten der Insel durchfließt, vermittelst eines durch hartes Basaltgestein hindurch gesprengten Tunnels unterhalb der Hauptwasserscheide nach der Südküste hinüber geleitet, damit er daselbst die Umgebungen von Paulo do Mar und Calheta befruchten soll. Besonders ausgedehnt und zweckmäßig ist das System der Bewässerungsanlagen in der Gegend von Funchal, die dadurch den Eindruck großen Reichthums macht. Wo immer dem vulkanischen Boden ein hinreichendes Maß von Feuchtigkeit zugeführt wird, da entfaltet derselbe eben auf Madeira eine sehr große Fruchtbarkeit, und er würde sicherlich die aufgewandte Arbeit und das aufgewandte Kapital reichlich lohnen, wenn die angegebenen schlimmen Landplagen nicht gerade die allerwichtigste Kultur in eine überaus bedenkliche Lage gebracht hätten.

Der Wasserfall von Rabaçal.

Der Weinbau ist im 16. Jahrhundert auf der Insel eingeführt worden, und zwar waren es Reben aus Kreta und Cypern, die man hierher verpflanzte. Dieselben gediehen vorzüglich, und sie lieferten allmählich ein Getränk, das dasjenige der Heimathländer der madeirensischen Reben weit in den Schatten stellte. Da trat im Jahre 1852 das Oïdium auf, und der ganze Rebenbestand wurde vernichtet. Durch Neuanpflanzungen erholte sich der Weinbau nur sehr langsam wieder von diesem furchtbaren Schlage, da kam im Jahre 1873 die Phylloxera, und durch sie liegt die Hauptkultur Madeiras noch heute in einer schweren Krisis, deren Ende nicht absehen ist. Einst bezifferte sich der Jahresertrag der madeirensischen Keltern auf mehr als 80 000 Hektoliter, 1878 dagegen nur noch auf 25 000, 1879 nur auf 21 000 und 1880 sogar nur auf 11 000.

Neben dem Weinbau bildete bisher der Zuckerrohrbau die hauptsächlichste Erwerbsquelle der Bevölkerung. Auch in Bezug hierauf ist aber die wirthschaftliche Lage auf der Insel seit geraumer Zeit keine glänzende. Angeblich ist das Zuckerrohr bereits um die Mitte des 15. Jahrhunderts von Sicilien her eingeführt worden. Aber andere Zuckerrohrländer, in denen Sklavenarbeit zur Verfügung stand, und in denen auch die natürlichen Vorbedingungen für das Gedeihen der Pflanze zum Theil günstiger lagen, waren von jeher bedenkliche Rivalen, da sie billiger und massenhafter zu produziren vermochten. Neuerdings ist nun obendrein auch noch die Zuckerrübe dem Zuckerrohr überhaupt gegenüber getreten, und die dadurch entstandene allgemeine Zuckerkrisis fühlt natürlich auch Madeira. Wenn es also nicht gelingt, die Phylloxera endgültig aus den madeirensischen Weinbergen zu bannen, so ist kaum Aussicht vorhanden, daß die Zuckerrohrkultur für den dadurch entstehenden Ausfall einzutreten vermag.

Digitized by Google



Der Riesen-Kastanienbaum von Campanario.

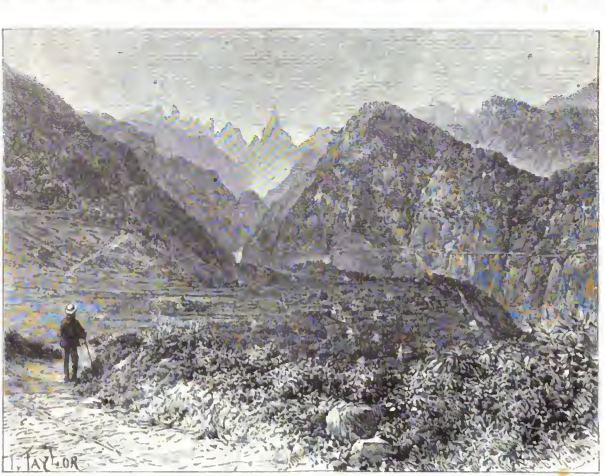
Digitized by Google

Der Getreidebau wird nur in sehr geringem Umfange auf Madeira betrieben, da der Boden dafür infolge der schwierigen Bewässerungsanlagen meist viel zu kostbar ist, und mit Brotfrüchten muß die Insel deshalb vorwiegend vom Auslande her versorgt werden.

Von Früchten gewinnt man namentlich noch Orangen, Ananas, Bananen, Kastanien und alle europäischen Obstsorten, indeß sind die letzteren von keiner hohen Qualität. Am aussichtsreichsten wäre vielleicht eine weitere Ausdehnung des Anbaues von zeitigen Gemüsen, in welcher Beziehung die Insel dann auf den europäischen Märkten mit Algerien, Malta ꝛc. in Wettbewerb zu treten hätte. Unter den Knollengewächsen, die auf Madeira angebaut werden, ist außer der Kartoffel namentlich Colocasia esculenta zu erwähnen.

Für die Viehzucht sind die Bedingungen ähnlich wie in den europäischen Mittelmeerländern nur in beschränkter Weise günstig, und an nutzbaren Mineralien finden sich außer guten Bausteinen gar keine.

Die Verkehrsverhältnisse liegen für Madeira sowohl in dem Inneren als auch nach außen ungemein schwierig. Die gebirgige und von tiefen Schluchten zerrissene Beschaffenheit des Bodens hat ja die Anlage fahrbarer Straßen nur in einem sehr kleinen Umfange ermöglicht, so daß nur auf ganz kurzen Strecken Räderfuhrwerke verkehren können. Selbst unmittelbar an der Küste mußten die Straßen zum Theil durch den Felsen hindurch gesprengt werden (S. Abbildung 5). Das charakteristische madeirensische Fuhrwerk bildet der sogenannte „carro“, eine Art Schlitten, der



Der Ribeiro de Metade.

durch Ochsen auf den steilen, mit Basaltplatten belegten Wegen dahin gezogen wird, und der sowohl zur Beförderung von Personen als auch von Lasten dient. Meist ist das Gestein glatt genug dazu, sobald dies aber zeitweise nicht der Fall ist, werden die breiten Kufen desselben mit Fett bestrichen. Der Führer des „carro“ läuft bergab unglaublich raschen Schrittes neben seinem Fahrzeug einher (S. Abbildung 6). Zum Vorwärtsbringen kleiner Lasten und einzelner Personen benutzt man allgemein das Maulthier.

Bezüglich des augenblicklichen Verkehrs haben wir auf die Hafenlosigkeit der Insel bereits hingewiesen. Die Rhede von Funchal ist gegen Nord und Nordwest, woher die meisten Stürme kommen, gut geschützt, und ebenso auch gegen Ost und Nordost, dagegen liegt sie gegen Süden ganz offen.

Bei der günstigen Verkehrslage Madeiras, durch die dasselbe einen natürlichen Hauptkreuzungspunkt der zwischen Europa und den Gestadeländern des Südatlantischen Ozeans verkehrenden Dampferlinien bildet, ist dies doppelt empfindlich. Nicht weniger als neun regelmäßige Dampferlinien — vier englische, zwei portugiesische, zwei deutsche und eine französische — berühren Funchal, um den Ort namentlich als Kohlenstation zu benutzen. Es sind: 1) die in vierzehntägigen Intervallen zwischen Southampton und Kapstadt verkehrende Union-Linie; 2) die Linie der Firma Donald Currie & Comp. (ebenfalls vierzehntägig und zwischen denselben Häfen); 3) die Linie der Firma Lampert & Holt

Digitized by Google

(zwiſchen Liverpool und den Laplata-Häfen); die British-Weſt-Indian-Steamſhip-Company (zwiſchen Liverpool und Demerara); die Woermann-Linie (zwiſchen Hamburg und Weſtafrika); die Hamburg-Südamerikaniſche Dampf-

Ein Tunnel durch die Küſtenfelſen.

ſchiffahrtsgeſellſchaft (zwiſchen Hamburg und den Laplata-häfen); die Companhia Lugitana (zwiſchen Liſſabon und den Azoren); die Empreza Nacional (von Liſſabon nach Angola); und die Chargeurs Réunis (zwiſchen Hâvre und Südamerika).

Auch für den transozeaniſchen Telegraphenverkehr bildet

Ein „Carro“.

Madeira eine wichtige Station, und es führen von ihm aus ſowohl zwei unterſeeiſche Leitungen nach Liſſabon als auch zwei ſolche nach Pernambuco; ebenſo iſt es neuerdings auch mit den Kanarien in Kabelverbindung geſetzt worden.

Digitized by Google

A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien.

Von **Adrian Jacobsen.**

(Fortsetzung.)

Eine nach dem Süden und Südwesten von Portugiesisch-Timor geplante Reise wurde mir leider durch die daselbst herrschenden Kriege unmöglich gemacht. Dagegen unternahm ich am 6. Juli eine größere Tour in das Innere, auf Befehl des Gouverneurs begleitet von einem portugiesischen Unteroffizier, welcher Englisch verstand — als Dolmetscher und Führer — einen afrikanischen Korporal mit drei Soldaten — als Bedeckung — und 13 Trägern mit 10 Pferden zum Fortbringen meiner Tauschartikel. Nachdem ich vom Gouvernement und den übrigen Europäern Abschied genommen hatte, brachen wir auf. Als Reisegefährte schloß sich uns dabei der König von Laklu, der in der Stadt Einkäufe gemacht hatte, an. Wir erstiegen einen etwa 1000 Fuß hohen Felsrücken, auf dessen Gipfel wir mit einer großen Karawane Eingeborener zusammen trafen, die von Osten kamen und Kaffee, sowie Karabaue, Ziegen und Schafe nach Dilly brachten. In der Nähe des Dorfes Hera kamen wir wieder an die Küste, die hier aus großen Salzmarschen bestand und mit undurchdringlichen Mangrovebäumen bewachsen war, auf welch letzteren zahlreiche Affenfamilien ihren Aufenthalt hatten. Bei Hochwasser fangen dieselben von den im Wasser stehenden Bäumen auch Fische. Weiter überstiegen wir noch zwei kleine Vorgebirge, und langten dann im Dorfe Maliuaro an, wo mein königlicher Begleiter eine Handelsstation errichtet hatte. Da ich sehr an Fieber litt, nahm ich hier einen Aufenthalt, und es wurde ein Schwein geschlachtet und von der Tochter des Wirthes zubereitet.

Am Morgen des 7. Juli begab ich mich mit dem Könige und meinem Führer nach dem nahen Dorfe und versuchte ethnographische Gegenstände zu erwerben, trotz der Autorität meines Begleiters erhielt ich aber nichts. Uebrigens befand sich auch in diesem Dorfe ein Oma-Luli (Opferhaus) und es gelang mir von der Frau des Priesters, da dieser selbst abwesend war, Eintritt in dasselbe zu erhalten, freilich nicht ohne einen großen Auflauf. Neben der Thür an einem Hauptpfahl angebunden, sah ich drei heilige Lanzen und einen heiligen Klewang; als Opfergaben waren einige leere Maisähren aufgehangen, daneben drei Siritaschen, in welchen außer verschiedenen Wurzeln Siri, Pinang, eine Kalkdose und der Rest von dem Stirnbande eines Priesters (aus rothem Zeuge) enthalten waren. Einige der Wurzeln waren in rothes Zeug eingenäht, ähnlich wie die Kriegsamulette auf den Nachbarinseln. Es soll auch ein Götzenbild in dem Opferhause gestanden haben, dasselbe war aber vor unserem Eintritte weggenommen worden. Die Frau des Priesters weinte und zitterte vor Aufregung, indem sie uns führte, und da die Eingeborenen eine sehr drohende Haltung annahmen, so entfernten wir uns bald wieder.

Noch sei erwähnt, daß der Priester (Dalo-Luli) in den südlicher gelegenen Königreichen außer dem beschriebenen Stirnbande eine kronenartige Kopfbedeckung, mit zwei Hörnern versehen, trägt, sowie eine goldene Brustplatte, ähnlich derjenigen der Porka-Priester auf den Nachbarinseln. Man erzählte mir, daß ein portugiesischer Priester sich gelegentlich in ein Oma-Luli gewagt hätte, dabei aber von der weiblichen Bevölkerung so durchgeprügelt worden sei, daß ihm danach die Lust zu dergleichen Besuchen gründlich vergangen sei.

Der König hatte mir versprochen, mich bis zu seiner eigentlichen Residenz zu begleiten, da aber an demselben Morgen Händler ankamen, besann er sich anders, und ich mußte ohne ihn weiter reisen. Meine Leute waren äußerst langsam in ihren Bewegungen und brauchten ein bis drei Stunden, um die bereit liegenden Packete auf den Pferden zu befestigen, wir konnten deshalb erst spät am Tage aufbrechen. Wir marschirten nun durch ein ausgetrocknetes Flußbett und bestiegen später auf einem engen, schwierigen Wege einen etwa 3000 Fuß hohen Berg, der das Laklu-Thal von der Küste scheidet. Nur die timoresischen Pferde können auf solchen Wegen vorwärts kommen. Auf dem Berge angelangt, hatten wir einen schönen Rundblick: im Süden zerklüftete, mit Vegetation bekleidete Berge, dazwischen bis 100 m tiefer liegende, fast ausgetrocknete Bäche, die in der Regenzeit reißende Ströme werden, und etwa 1500 oder 2000 Fuß unter uns einen breiten Fluß, welcher sich gleich einem Silberfaden durch das Laklu-Thal nach Norden hin zieht, um sich dort ins Meer zu ergießen. Gegen Norden sah man undeutlich durch die dunstige Luft die Gebirge der Inseln Alor, Pulo-Kamping und Wetar. Wir stiegen den Berg wieder hinab und langten am Ufer des eben erwähnten Flusses an, dessen Ufer wird nordwärts bald auf der rechten, bald auf der linken Uferseite verfolgten. Bei jedem Uebergange wurden wir arg durchnäßt. Auch hier begegneten wir vielen Eingeborenen, die Vieh und Kaffee nach Dilly brachten, und die alle gut bewaffnet waren und einen unheimlichen Eindruck machten. Ober Uhr nachmittags langte ich in Laklu an, während meine Begleiter erst zwei Stunden später kamen und die Soldaten gänzlich ausblieben. In Laklu lebte ein chinesischer Händler, welcher Malayisch sprach und mir sehr behilflich war. In der Nähe der Wohnung der Königin gab es eine Art Wache, in welcher sich die an Fußblöcke gefesselten Verbrecher befanden, während ein Eingeborener als Schildwache auf und ab ging. Gegenüber standen zwei leere, von den durchziehenden Eingeborenen als Quartiere benutzte Häuser, in welchen auch wir unser Lager aufschlugen. Am 8. Juli morgens kam der erwähnte Chinese mit einem Verwandten der Königin, welchem ich auftrug, dem Volke zu sagen, warum ich gekommen sei, und konnte ich dann schon nachmittags vieles einkaufen. Unter den hier erworbenen Sachen zeichneten sich besonders die Pferdegeschirre durch ihre Eigenart aus. Als Sattel bedient man sich eines sackähnlichen Kissens oder eines Holzgestelles, das mit Tauen überflochten ist, und die Steigbügel bestehen aus Karabauhorn, sind aber so klein, daß nur die große Zehe hindurch geht; zum Theil sind die letzteren auch aus Kokosnußschale gefertigte, runde Scheiben mit einem Strick durch die Mitte, worauf die zwei größten Zehen ruhen. Das Gebiß ist aus Messing und ein wahres Folterwerkzeug für die Thiere. Jeder Eingeborene trägt unter dem linken Arme aus Bauumwolle gewebte Siritaschen, deren Tragbänder mit Muscheln und Knochen schön verziert sind. In der rechten Hand halten sie einen oder mehrere Wurfspeere. Auch den folgenden Tag machte ich viele Einkäufe und verpackte dieselben abends, um sie vermittelst Pferd nach Dilly zu senden. Bis hierher hatte ich nämlich die Träger aus Dilly, dieselben kehrten aber nun zurück, und ich mußte sie durch neue ersetzen.

Digitized by Google

Für den 10. Juli früh waren uns die Pferde versprochen, doch Stunde auf Stunde verging, ohne daß sie kamen. Endlich gegen Mittag trafen sie ein, und ich schickte nun zuerst meine Sammlung ab. Nachdem alles besorgt war, konnten wir dann ebenfalls abreisen. Zuerst ging es dem Flusse entlang nach Manitutu hinab, nach einer Stunde trafen wir dann auf einen anderen Fluß, der von Osten her kam, und an dessen Ufer wir aufwärts zogen. Zum Glück war wenig Wasser in demselben, da wir ihn oft kreuzen mußten. Die Eingeborenen, welche uns entgegen kamen, flohen bei unserem Anblicke. Gegen Sonnenuntergang erreichten wir ein verlassenes Dorf, in dem wir für die Nacht Unterkommen fanden. Da sich in den Gebirgen viele Pferdediebe aufhalten sollten, wurden vier große Feuer angezündet, die Pferde zwischen denselben angebunden, und an jedem eine Wache gestellt.

Als wir unsere Abendmahlzeit bereiten wollten, fand sich niemand zum Wasser holen, da sich alle vor den Swangis (bösen Geistern) fürchteten; zu dreien wagten sie es aber endlich. Die Nacht war kühl, und deshalb waren wir froh, am nächsten Morgen wieder aufbrechen zu können. Wir folgten nun erst einem kleinen Bergkrome, marschirten dann durch ein meilenlanges Flachland, welches dicht mit Kai-Putebäumen bewachsen war, und auf der ganzen Strecke sahen wir von lebenden Wesen nur einen weißen Kakadu sowie einige verscheuchte Tauben. Wir bestiegen einen ziemlich hohen Berg, der zum Königreich Baricue gehörte. Oestlich von demselben sahen wir einige Häuser, und da unser Weg an ihnen vorüber führte, machten wir daselbst am Mittage Rast.

Während das Mittagbrot bereitet wurde, machte ich einige Aufzeichnungen, welche Gelegenheit meine Gepäckträger benutzten, um mit den Pferden davon zu laufen. Ich wurde dies erst gewahr, als sie zwei und zwei auf jedem Pferde, oben auf dem Berge angekommen waren, und da ich keine anderen Pferde hatte, konnte ich ihnen auch nicht nachsehen, die afrikanischen Soldaten aber, die dergleichen verhindern sollten, hatten sich schlafen gelegt. Sie wurden geweckt und ausgeschickt, um die Pferde zu suchen, kamen aber nach einer Stunde ohne sie zurück. Inzwischen hatte ich mit dem Oberhaupte des Dorfes gesprochen — das hier Suku heißt — und dieser Mann versprach mir bis zum nächsten Morgen andere Mannschaften und Pferde zu besorgen. Ich besah mir unterdeß das Dorf, das nur aus wenigen Häusern bestand. Unter denselben zeichnete sich das Uma-Luki aus, dasselbe stand auf hohen Pfählen, und es lief eine Gallerie ringsherum. Von Götzenbildern war nichts zu sehen. An einer Ecke des Hauses waren aber sechs Schädel von Karabaus mit Hörnern angenagelt. Der oberste Dachbalken war der ganzen Länge nach mit einem starken Tau umwickelt. — Zum Abendbrot brachte uns der Suku ein Schwein und Reis, und zugleich sandte er auch Leute aus, um aus den vereinzelt im Gebirge liegenden Gehöften die Eingeborenen herbeizurufen. Auf jede Bergkuppe stellte sich ein Ausrufer, und seine laute Stimme tönte weit hinaus ins Land. Da neben bedient man sich auch einer Signalpfeife, um sich von Bergspitze zu Bergspitze zu verständigen, und in Kriegszeiten werden Büffelhörner zu Signalen benutzt, um die Bewohner zum Kampfe zu rufen. Am 12. Juli morgens tönten noch immer die Rufe von den Bergen, und auch und nach langten auch Leute und Pferde an, so daß wir bereits um neun Uhr aufbrechen konnten.

Nach zweistündigem scharfen Marsche hatten wir den hohen Berg Nanak erklommen, der sich 5000 bis 5500 Fuß über den Meeresspiegel erhebt, und die Wasserscheide zwischen Nord- und Süd-Timor bildet; oben wehte ein sehr kühler Wind, und da wir nur leicht bekleidet waren, froren wir fast. Ich sah daselbst verschiedene Gräser und Blumen, welche auch in Europa wachsen, und zugleich genoß ich eine prächtige Rundsicht. Ich sah sowohl das Meer im Südosten, welches die Eingeborenen das männliche, als auch das im Nordwesten, das sie das weibliche nennen. Der Gipfel des Berges war kahl, und mein Führer versicherte, daß der Boden sich zu Kaffeebau sehr gut eignen würde, daß die Leute aber zu faul zum pflanzen seien. Wir verfolgten den Bergrücken eine Strecke nach Südwesten, dann änderten wir aber unsere Richtung nach Südost, immer bergauf und bergab, durch dichten Wald, durch Gebüsch und durch hohes Gras steigend. Erst am Abend langten wir im Dorfe Lakluta an. Hier erfuhren wir, daß der König wegen eines Streites mit seinen Unterthanen nach dem Nachbarreiche Baricue gezogen war. Sonach berrschte eine Art Interregnum, was wir auch bald merkten, da sich niemand um uns kümmerte.

Ich will hierbei erwähnen, daß in Timor nicht weniger als 47 Königreiche bestehen, und daß ein jeder König unumschränkt regiert. Jedem Könige stehen auch Beamte zur Verfügung, die nach portugiesischer Benennung folgenden Rang bekleiden: ein Parlementär, ein Coronel, ein Major und ein Kapitän. Auf Timor soll ebenso wie in Afrika das Mutterfolgerecht-Trinken üblich sein, und stehen sich dann die Fürsten im Kriege wechselseitig bei. Die Königswürde ist erblich und geht in der Regel an den Sohn oder Bruder des Königs über, falls männliche Erben fehlen kann aber auch eine Tochter die Regierung übernehmen. Ist die königliche Familie ausgestorben, so kann ein König des Nachbarreiches gewählt werden, dauf dann aber nur König über das ihn wählende Volk sein. Beim Tode eines Königs werden Hunderte von Karabaus, Ziegen, Schweinen und Schafen geschlachtet und ein allgemeines Fest gefeiert; kann dieses Fest wegen ungenügender Anzahl Thiere nicht gefeiert werden, so bleibt der König oft viele Jahre lang unbegraben.

Die zum Kriege aufgerufenen Mannschaften werden vom Priester einer genauen Prüfung unterworfen, und zwar geschieht dies in den mittleren Königreichen Timors dadurch, daß ein von jedem Krieger mitgebrachter Hahn geschlachtet wird. Streckt das Thier beim Sterben das rechte Bein höher als das linke, so ist der Eigenthümer von der Gottheit zum Krieger erkoren; die anderen Mannschaften dienen nur als Schlüßer ihrer Hahre. Die in diesen Königreichen im Kriege erbeuteten Köpfe sollen präparirt und als Trophäen im Hause aufbewahrt werden, und jeder Krieger, der Köpfe genommen hat, wird vom Könige ausgezeichnet; nach dem Friedensschlusse erhalten aber die Verwandten der Erschlagenen die Köpfe ihrer Angehörigen nebst einem kleinen Geschenke zurück.

Die ganze Bevölkerung Timors macht auf den Fremden keinen angenehmen Eindruck, denn sie ist unfreundlich und höchst ungefällig. Die Bewohner von dem von uns zuerst besuchten Dorfe Laga scheinen eine Ausnahme zu machen, wahrscheinlich weil viele Fremde daselbst verkehren und mit der Bevölkerung der Nachbarinseln viele Verschwägerungen stattgefunden haben. Auch auf Timor tritt die Mischung der Rasse übrigens deutlich zu Tage. Man findet krausharazige sowohl als glattharazige Leute, und bald erinnert der Typus an die Hindus, bald an die Mongolen, bald an die Polynesier.

Jede Familie ist verantwortlich für die Verbrechen ihrer Angehörigen, und wo man nicht genau weiß, wer der Missethäter ist, wird das ganze Dorf, ja sogar das ganze Königreich zur Verantwortung gezogen. Die Frauen werden auch hier durch Geschenke erworben. Mitglieder königlicher Familien dürfen nicht unter ihren Stand heirathen, und ein Prinz muß oft mehrere Hundert Karabaus, Pferde ꝛc. für seine Braut zahlen. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Zur Kolonisation und Kartographie der Republik Chile.

Von Dr. H. Polakowsky.

Fast alle Staaten des ehemaligen spanischen Amerika sind bemüht, europäische und besonders deutsche Einwanderer zu gewinnen. Sie bieten zu diesem Zwecke mehr oder weniger bedeutende Vortheile und bemühen sich, diese und die natürlichen Reichthümer ihrer Länder in Europa nach Kräften bekannt zu machen. Aufgabe, ja einer der Hauptzwecke der „Deutschen Kolonialgesellschaft“ muß es nun sein, diese Verhältnisse, Bedingungen, Publikationen kritisch zu prüfen, die guten Unternehmungen (Projekte der betreffenden Regierungen) zu empfehlen und vor den schlechten oder zweifelhaften zu warnen.

Es ist erwiesen, daß in verschiedenen Theilen Süd-Amerikas — und vielleicht nur dort — das Gros unserer Auswanderer arbeiten, gedeihen und bis zu einem gewissen Grade deutsch und mit dem Mutterlande in Handelsbeziehungen bleiben kann. Zu diesen Theilen gehört auch Chile, wie die prosperirenden alten deutschen Ansiedelungen in Valdivia und Llanquihue und die stets wachsenden Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Chile beweisen.

Seit dem Jahre 1883 macht die Regierung von Chile bedeutende Anstrengungen, einen Theil der europäischen Auswanderer nach denjenigen Gebieten des schönen Küstenlandes zu lenken, welche bis 1882 von den mehr oder weniger unabhängigen Araukanern bewohnt wurden. Ich bin nun der Ansicht, daß einige Angaben über die Verhältnisse dieser in einem bisher fast unbekannten Lande angelegten Kolonien, über die Lage der Eingeborenen ꝛc. nicht nur für den Kolonialpolitiker, sondern auch für den Geographen von Interesse sind. Schon hier führe ich an, daß das von Chile gegen die Araukaner eingeschlagene Verfahren die Regierung Chiles's ungemein ehrt, und sie als die eines hochcivilisirten Staates zeigt. Welch wohlthuender Gegensatz zum Nachbarlande Argentinien, wo man die Eingeborenen wie wilde Thiere niedergeschossen hat und sie noch jetzt hetzt, und wo seit 1880 Dinge vorgekommen sind, die an die Greuel der Conquista erinnern!

Diese neuen Kolonien liegen in den Provinzen Malleco und Cautin. Ehe ich zur Beschreibung der heutigen Lage dieser Kolonien und zur Geschichte bezw. Vertheidigung und Berichtigung der im Interesse der Auswanderung nach Chile in den letzten Monaten publicirten großen statistischen Karte (Leipzig 1888. Druck v. Fischer u. Wittig) übergehe, will ich zunächst Einiges über den Text zu genannter Karte sagen.

Die Chilenen huldigen dem Grundsatze: Es ist nicht erlaubt, in derartigen Publikationen direkte Unwahrheiten zu sagen, aber — es giebt gewisse Wahrheiten, welche nicht publicirt zu werden brauchen. Da man mir nicht die freie Auswahl unter diesen zu publicirenden Wahrheiten gestatten wollte, überließ ich bereits 1884 die Abfassung der Broschüre „Chile im Jahre 1883“ [1]) Herrn Valentin Letelier, dem Sekretär der chilenischen Gesandschaft in Berlin. Diese Arbeit des Herrn Letelier ist übrigens entschieden eins der besten Bücher über Chile und, wenn auch optimistisch, doch wahr gehalten. Dasselbe läßt sich von vielen der späteren officiösen Publikationen, so z. B. von der des General-Agenten Benj. Dávila-Larrain (Chile, seine Vorzüge und Erwerbsquellen. Zürich, Orell Füßli u. Comp.) nicht sagen. Es findet sich daselbst z. B. S. 28 die Phrase: „Ein Volk, unter welchem alle Welt arbeitet und Grundbesitz hat, unter welchem jedermann unmittelbar an der Beständigkeit der Einrichtungen und am Kredit des Landes im Auslande ein Interesse hat, ist gegen innere Wirren und Umwälzungen auf die Dauer geschützt.“ — Es fehlt nur der Zusatz, daß Chile zu diesen Ländern nicht gehört. Die kleinen Grundbesitzer (unsere Bauern) sind nicht zahlreich, mindestens 100 000 Arbeiter (Tagelöhner, Bergleute, Schiffer) haben weder Familie noch festen Wohnsitz, sondern arbeiten unregelmäßig und vagabundiren dazwischen und ziehen so im Lande und den Nachbarstaaten herum. Von dem Hasse dieser Menschen gegen die reichen Grundbesitzer und Kapitalisten hat man in den letzten zehn bis zwölf Jahren bereits verschiedene beunruhigende Symptome verspürt.

Ich interessire mich lebhaft für die neuen Kolonien in Chile. Bietet doch die Regierung dem Einwanderer viel Vortheile. Ich studirte nicht nur die zahlreichen offiziellen Publikationen, sondern las auch Briefe von Kolonisten, erhielt Briefe von in Chile ansässigen Deutschen, sowie seit Jahren regelmäßig chilenische Zeitungen und die Mehrzahl der in Europa über diesen Gegenstand publicirten Broschüren und Zeitungsartikel. — Ich berichtete auf Grund dieser Materialien über die Kolonisation von Araukanien in der „Dtsch. Kolon.-Ztg.“, Bd. III, 1886, in meinen Korrespondenzen in der Revue Coloniale Internationale 1887, I, S. 439 und II, S. 344 f., und in der „Leipzig.-Ztg.“ vom 17. Novbr. 1887.

Im Sommer 1887 besuchte mich Herr Dr. Isidor Errázuriz, ein bedeutender Politiker Chiles, welcher als Generalagent der Chilenischen Regierung für die Kolonisation des Landes seit Frühjahr 1887 in Paris wohnte und große Reisen in Europa im Interesse seiner Mission unternahm. Bei einem zweiten Besuche in Berlin, im Januar 1888 beauftragte mich genannter Herr, im Namen der Regierung Chiles, mit der Herausgabe einer Karte mit Text, ähnlich der von F. Latzina über die Argentina publicirten [1]). Ich nahm den Auftrag an, besprach den Inhalt des gewünschten Textes und bat um Zusendung des neuesten statistischen und kartographischen Materiales (aus Paris) über das ehemalige Araukanien. Der von mir verfaßte deutsche Text wurde gedruckt und dann zur Uebersetzung in die französische und englische Sprache nach Paris geschickt. Die Karte sollte gleich in drei Sprachen erscheinen.

Ich gedachte in wissenschaftlich objektiver Weise das reiche mir vorliegende Material zu verarbeiten und also auch die Mängel der neuen Kolonien, d. h. die mehr oder weniger berechtigten Klagen der guten Kolonisten zu behandeln. Da kam ich aber schön an!

[1]) Berlin 1884, 98 S. in 8°. Thormann u. Goetsch. — Durch den Buchhandel nicht zu beziehen. — Dasselbe gilt, wie ich schon hier bemerke, auch für die von Opitz und mir edirte Karte und für alle officiellen Publikationen Chiles.

[1]) La Rép. Argent. relat. a l'émigrat. europ. — Lithogr. et impr. de Schiller et Laass. Buenos Aires, 1888. — Erschien auch in spanischer, englischer, deutscher u. italienischer Sprache.

Digitized by Google

Sowie die betreffenden Kapitel in Paris ankamen, schrieb mir der Sekretär der Agentur, N. Vega, im Namen des genannten Herrn Errázuriz unter dem 30. März 1888 [1]):

„Es giebt keine Klagen der guten Kolonisten, noch irgend welchen Grund zu denselben, wie Sie aus dem Buche des Pastors Grin ersehen werden. Deshalb convenirt es nicht, die Klagen der schlechten Kolonisten, wenn solche Klagen vorgekommen sein sollten, in Betracht zu ziehen." — Der Leser wird sicher über diese ebenso naive, wie arrogante Eintheilung der Kolonisten in gute, welche nicht klagen, und schlechte, welche zu klagen wagen, lächeln. Bereits am 3. April 1888 wiederholte mir der Herr Vega die Versicherung: „Die Thatsache, daß die Klagen im Kolonialgebiete ausschließlich von den schlechten Kolonisten ausgehen, kann von einem unparteiischen Beobachter nicht verkannt werden. Der General-Agent überzeugte sich davon auf seiner Reise nach dem Süden." — Ich zog nun natürlich sofort meinen Namen vom Texte zurück und überließ, nach längerer, unerquicklicher Korrespondenz, die Redaktion der auf die Kolonien und Kolonisten bezüglichen Artikel ganz den Herren in Paris.

Sehen wir nun, was die offiziellen Berichte und das Buch des Herrn Pastor Grin [2]) über die Klagen der Kolonisten sagen. F. Grin, ein evangelischer Geistlicher aus der französischen Schweiz, besuchte in den Monaten Januar bis März 1887 die neuen Kolonien Chiles. Er hat viel Gutes über dieselben zu sagen (was auch von mir in den oben genannten Publikationen geschehen ist), ist aber nicht blind für die Mängel, denen er ein eigenes Kapitel (XVIII) widmet. Schon an verschiedenen anderen Stellen im erzählenden Texte bringt er Belege für die Unsicherheit für Eigenthum und Person und für den Haß der Chilenen gegen die fremden Eindringlinge. Grin stellt im genannten Kapitel („Ombres au tableau") als Mängel und als berechtigte Klagen der Kolonisten zusammen: den Mangel an Organisation bei Beginn der Kolonisation sowie die uneingeschränkte Herrschaft des Kolonie-Direktor Drouilly, welche derselbe zuweilen schwer mißbraucht. Ich beeile mich aber, schon, hier zu erklären, daß die große Mehrzahl der Kolonisten mit Herrn Drouilly zufrieden ist, und die Berichte desselben nicht nur klar und von hohem wissenschaftlichem Werthe sind, sondern auch den Eindruck der Objektivität machen.

Weiter schreibt Herr Grin: Es fehlt eine für die Kolonisten leicht erreichbare Justiz. Klagen (auch die über den Kolonie-Direktor) kommen an den Minister und gehen von diesem zunächst an — Herrn Drouilly zur Begutachtung zurück. Die Landloose sind nicht genau vermessen und abgegrenzt, die monatliche Subvention wird nicht zum bestimmten Termine pünktlich gezahlt, die Kolonisten müssen den weiten Weg zum Bureau oft vergeblich machen. Das Gepäck der Einwanderer bleibt oft durch Wochen, ja Monate im Zollhause oder auf der Bahn liegen, ehe es in die Hände der Besitzer gelangt. Die versprochenen Materialien (Bretter, Nägel, Ochsen) sind zuweilen unzugänglich in der Qualität. — Soweit der Pastor Grin [3]).

Der Leser wird hieraus ersehen, daß eine Stirn von Eisen dazu gehört, mich auf den Pastor Grin als Zeugen dafür zu verweisen, daß nur die schlechten Kolonisten sich beklagen! Doch sehen wir weiter. — Uebertrieben optimistisch und mit mehreren Unwahrheiten durchsetzt sind zwei als „Amtliche Bekanntmachungen der Kolonisations-Agentur in Europa" bezeichnete Broschüren, welche Mitte 1888 in meine Hände kamen. Unterzeichnet sind dieselben: General-Agentur der chilenischen Regierung für Kolonisation, Paris 1. Decbr. 1887. Es wird darin gesagt: „Bis zum Herbst (April—Mai) 1887 fanden in einer Bevölkerung von 3500 bis 4000 Ansiedlern neun Morde statt. Hierbei ist zu bemerken, daß die Thäter ergriffen, gerichtlich verfolgt und event. zum Tode verurtheilt worden sind." Sehen wir, wie es in Wahrheit steht und zwar nach offiziellen chilenischen Angaben!

Zuerst ist die Zahl zu hoch. Bis Mitte 1885 gab es nur 1367 europäische Kolonisten und erst im Mai 1888 betrug die Anzahl derselben 3700. Herr Drouilly sagt in seinem Berichte vom 8. Mai 1884 [4]): „In den letzten Monaten sind verschiedene Diebstähle vorgekommen und ein Kolonist ist meuchlings ermordet worden." Wenige Zeilen weiter schreibt er, daß es nicht gelungen sei, auch nur einen der Uebelthäter zu ergreifen. — Im nächsten Generalberichte vom 31. August 1885 schreibt derselbe (Herr Drouilly?), daß die Sicherheit noch immer viel zu wünschen übrig läßt und erzählt dann die Ermordung von zwei Kolonisten und die Verwundung mehrerer anderer. Nur die Mörder des einen Kolonisten wurden ergriffen und bestraft. Im nächsten Berichte (vom 1. Juli 1886) wird die Ermordung von drei Kolonisten konstatirt und gesagt, daß Raubanfälle und Diebstähle abgenommen haben [5]). Zwei der Mörder wurden ergriffen. Herr Drouilly schreibt aber nicht, daß man den meist belasteten Mörder entfliehen ließ.

Im Berichte von 1887 wird die Ermordung von vier Kolonisten konstatirt, und nur die Mörder des einen wurden mit Sicherheit festgestellt [6]). Bis Ende April 1888 [7]) endlich konstatirt der offiziöse Bericht vier neue Morde, und auch hier wurde nur der Mörder einer Person ergriffen. — Im September 1888 wurden in einer Woche, wie ich aus der Zeitung „La Patria" (Valparaiso) ersehen habe, drei Kolonisten ermordet.

Trotz aller dieser Thatsachen wurde im Texte zur Karte nur gesagt: „Daß trotzdem Klagen verschiedener Kolonisten vorgekommen sind, darf nicht überraschen, handelt es sich doch um Ueberwindung gewisser Schwierigkeiten, welche von den Kolonisten eben nur durch Fleiß und Geduld ertragen und beseitigt werden können" [8]). — Diese Proben dürften genügen. Sie zeigen auch, wie berechtigt das Mißtrauen ist, welches unsere Regierung der Anwerbung deutscher

[1]) Ich halte es für unbedingt nothwendig (im kolonialpolitischen Interesse) auf diese Korrespondenz hier einzugehen. Ich werde aber nur die offiziellen Briefe der Agentur, nicht die Privatbriefe des Herrn Errázuriz benutzen.

[2]) F. Grin, pasteur. Nos compatriotes au Chili. Lausanne, imp. F. Regamey. Jahresz. fehlt, das Buch ist Ende 1887 erschienen.

[3]) Er schließt das Kapitel mit folgenden Worten (l. c. 283): „Si a ces misères, l'on djoute les gels si fréquents, les vols et les attaques auxquels on est exposé, l'impossibilité absolute de trouver un médecin, un pharmacien, de se procurer des médicaments, même dans les villes importantes, on comprendra que le colon, qui a besoin de tout cela, ait le droit de se plaindre, et que, dans les premiers temps surtout, il ne puisse pas toujours être heureux. Il faut avoir été malade, d'obtenir du secours, l'urgence de se faire transporter a l'hopital- et quel hopital! ou, dans les cas de décès sur la colonie, les cruelles nécessités d'une telle situation, on conviendra que tout n'est pas rose dans l'existence du colon, et que les avantages dont il jouit, sont chèrement achetés. Herr Dr. Kirstein, welcher als Docent der Landwirthschaft von der Regierung kontraktlich engagirt war und circa 2 Jahre in Chile verbrachte, besuchte diese Kolonien im Jahre 1887. Er sprach sich mir gegenüber (und in einem Vortrage vor dem „Klub der Landw. in Berlin" am 11. Decbr. 1888) noch viel ungünstiger über die Lage der Kolonisten aus.

[4]) Memor. pres. p. el Ministro de Relac. Exter. i de Colonizc. de Chile. Santiago 1884, p. 138.

[5]) Memor. de Relac. Exter. de Chile 1885, p. 82.

[6]) Memor. de Relac. Exter. de Chile 1886, p. 53.

[7]) Memor. de Relac. Exter. de Chile 1887, p. 197.

[8]) Memor. del Minist. de Industria yobras publicas de Chile 1888, p. 225.

[9]) Aber selbst diese Bemerkung schien noch inopportun zu sein. In der Ende 1888 ganz ohne meine Beihilfe gemachten

Digitized by Google

Auswanderer für Chile bisher bezeigt hat. All diesen Mißständen kann nur abgeholfen werden, wenn die Regierung — durch eine zu schaffende Auswanderungsbehörde — die Auswanderung selbst überwacht und — bis zu einem gewissen Grade — leitet und dann das Treiben der Agenten mit größter Strenge unterdrückt.

Etwa 80 Exemplare der Karte [1]) (mit deutschem, französischem und englischem Texte) habe ich an wissenschaftliche Gesellschaften und befreundete Gelehrte in Europa und Amerika geschickt, stets aber zugleich geschrieben, daß ich für einige Abschnitte des Textes nicht verantwortlich sei, und dieselben für übertrieben optimistisch halte.

Nur einige Worte über die heutige Lage der neuen Kolonien nach den citirten letzten Berichten des Herrn Drouilly. In der Zeit zwischen Mai 1887 und April 1888 sind nur 49 Familien (mit 212 Personen) in den Kolonien angekommen; davon sind 34 Engländer, 8 Franzosen, 4 Deutsche, 2 Schweizer und 1 Italiener. Die Cholera trug in erster Linie die Schuld daran, daß der neue Nachschub so gering war. Auch hier (wie in vielen offiziösen Schriftstücken) wird die Nothwendigkeit hervorgehoben, das nationale Element zwischen den Fremden anzusiedeln, um so eine Verschmelzung zu beschleunigen. Man hat eine wahre Angst vor der Bildung „fremder Centren“ und bietet deshalb alles auf, die Kolonisten zur baldigen Erlernung der Landessprache zu zwingen.

Die genannten 49 Familien brachten an baarem Gelde 78 800 Francs mit. Die Regierung legt mehr und mehr Werth darauf, Kolonisten mit Vermögen zu gewinnen (was speziell der deutschen Regierung nicht angenehm sein wird). Hat doch die Erfahrung gezeigt, daß gerade diese die festhaftesten sind. — Daß das Zollamt in Talcahuano Einfuhrzölle vom großen Gepäcke dieser Kolonisten erhoben hat, tadelt Herr Drouilly und erklärt, daß dies gegen die Zusagen der General-Agentur in Europa verstoße und er deshalb diese Zollgebühren aus den Fonds für die Kolonien zurückgezahlt habe. Um einen Ueberblick über die von den Kolonisten geleisteten Arbeiten und den Fortschritt derselben zu gewinnen, wird alle Jahre eine Statistik aufgenommen. Nach derselben gab es am 31. März 1888 in den 10 Kolonien: Victoria, Ercilla, Quillón, Temuco, Traiguén, Quechereguas, Quino, Galvarino, und Imperial, Contulmo, Purén 830 Familien mit 3716 Personen. Dieselben hatten 1887 ausgesät: 6172 Fanegas (à 137 Pfd.) Weizen, 3522 Fan. Kartoffeln, 1180 Fan. Hülsenfrüchte und 328 Fan. Gerste. Sie ernteten im Februar bis März 1888 = 71 078 Fanegas Weizen, 23 000 Fan. Kartoffeln, 7412 Fan. Hülsenfrüchte und 2556 Fan. Gerste. Die kultivirte Fläche betrug in Summa 4946 Hekt., der Besitzstand der Kolonisten: 2500 Ochsen, 1640 Kühe, 1884 Kälber, 897 Pferde, 3280 Schweine, 682 Schafe und 21 154 Stück Geflügel. — Für den Hektoliter Weizen erhalten die Kolonisten in den nächsten Ortschaften 3 Pesos, und den Gesammtwerth der Ernte schätzt Herr Drouilly auf 400 000 Pesos.

Die Spezialtabellen, welche über den Stand jedes einzelnen Kolonisten berichten, zeigen, daß der Ertrag des dem Walde abgerungenen Bodens von Jahr zu Jahr steigt, während die Ebenen bereits Erschöpfung zeigen. An der Cholera starben nur 26 Kolonisten, während in der Stadt Angol (4000 Einwohner) allein ca. 250 starben. Die Regierung beabsichtigt sechs weitere Elementarschulen (mit spanischem Unterricht) auf den Kolonien zu errichten und Subventionen für event. in deutscher oder englischer Sprache unterrichtende Lehrkräfte zu zahlen. Die Neuvermessung der Kolonialloose ist bis auf das Gebiet von Victoria und Ercilla vollendet, und die Grenzen sind genau markirt. In Summa okkupiren die Kolonisten im früheren Araukanenlande 44 820 Hektar. Für das Jahr 1888/89 rechnet man auf größeren Zufluß von Kolonisten und sollen dieselben angesiedelt werden: am Nord-Ufer des Imperial, im Süden des Cautin, bei Lautaro und bei Pitrufquen, am Ufer des Tolten, wo die Bahn nach Valdivia und Osorno diesen Strom schneidet.

Die von 1868 bis 1888 im ehemaligen Araukanenlande abgetheilte und vermessene Fläche beträgt 702 087 Hektar, von denen 388 122 meistbietend an Chilenen und in Chile ansässige Ausländer verkauft worden sind. Diejenigen sind 62 297 Hektar, und der Rest von 251 659 ist an Eingeborene, Kolonisten und für fiskalische und Municipal-Gebäude vergeben worden. Die Eingeborenen wohnen bei: Huequén, Traiguén, Quino, Victoria, Galvarino, Purén, Lumaco, Choquechóque, Quillén, Lielol, Carahue, Cholchol, Guadaba, Ercilla, Concura, Nauintuleufú und Nueva-Imperial. Sie vertragen sich sehr gut mit den Kolonisten, speziell mit den Deutschen. Von den zahlreichen, oben genannten Morden schreiben selbst die Chilenen nur einen auf Rechnung der Araukaner. 69 089 Hektar erhielten diese Eingeborenen, die sich bei der Regierung gemeldet hatten. Nach dem Gesetze soll der Eingeborene das Land, welches er seit mindestens einem Jahre bewohnt und bebaut, gratis und definitiv erhalten. Da aber oft ganze Stämme (Familiengruppen unter einem Cazíken) von 30 bis 60 Personen nur Flächen von 1 bis 3 Hektar bebaut hatten (und im Frühjahr dann von Wurzeln ꝛc. lebten und hungerten), mußte ihnen eine größere Fläche (im Durchschnitt 4,4 Hektar pro Kopf) überlassen werden. Sie haben sich übrigens die besten, fruchtbarsten Gebiete zu ihren Niederlassungen ausgesucht. Eine von der Regierung ernannte Kommission ertheilt den Araukanern gratis Besitztitel. Bis April 1888 waren erst 116 derselben faktisch ausgeliefert. (Schluß folgt.)

---

spanischen Ausgabe des Textes steht an dieser Stelle: „Sin embargo de ello no han faltado (como en todas partes) jente que se han quejado, pero hay que decir que eran personas que no entendian una palabra en cuestiones de campo o bien perezosos llegados al pais con ideas fantásticas.“

[1]) Der Umschlag derselben trägt den Titel: Offic. Publikat. der General-Agentur f. Kolonisation b. Chilen. Reg. in Europa. — Die Republik Chile und ihre Bedeutung f. die Europ. Auswanderung. Geogr.-statist. Angaben über das Land u. über die neuen Kolonien in Araukanien. Leipzig 1888. Druck von Fischer u. Wittig. — Die Karte selbst zeigt den Titel: Mapa de la Republica de Chile, dib. i publ. seg. los mapas, datos i publicac. de: A. Pissis, A. Petermann, E. Martin, P. H. de Rougemont, A. Bertrand, L. Brackebusch, A. Seelstrang, F. Paz Soldan, M. Drouilly, F. Schert, A. Lotharia, P. Güßfeldt; otros i los mapas de la Offic. Hidrog. de Chile i de los almisani, ingles i aleman por E. Opitz (Neustadt-Leipzig); Dr. H. Polakowsky (Berlin) 1888. Escala: 1:2 500 000. — Mit drei Nebenkarten. Druck von H. F. Hütte, Leipzig.

Digitized by Google

Stanley's Reiseбericht.

(Schluß.)

Der Brief Stanley's an die Londoner Geographische Gesellschaft ergänzt den bereits mitgetheilten an F. de Winton im wesentlichen durch die folgenden Ausführungen:

Schon einige Tage nach unserem Aufbruche wurden wir in alle möglichen Kriegslisten der Wilden eingeweiht. Unter anderen Künsteln, welche von den Eingeborenen geübt werden, sind namentlich seichte Gruben zu erwähnen, welche mit scharfen Splittern gefüllt und mit Laub zugedeckt werden. Für Barfußgehende sind die Folgen natürlich schrecklicher: oft durchbohren die Spitzen den Fuß durch und durch, oder sie brechen in der Wunde ab und verursachen dadurch grausige Geschwüre. Ich war sehr erstaunt über die ungeheuren Haufen von Austernschalen, die man auf den Inseln des Aruwimi-Flusses findet, sowie über die Zahl und Größe der Fliegen und Schmetterlinge und anderer Insekten. Die Morgen waren gewöhnlich trübe und dunkel und alles in dicken Nebel gehüllt, der sich erst gegen elf Uhr zu zerstreuen pflegte. Bis dahin herrschte im Walde eine Todtenstille, dann aber, wenn kein Regen auf die Dunkelheit folgte, brach die Sonne plötzlich durch, und alles wurde lebendig.

Die Nejambi-Schnellen bilden den Scheidepunkt zwischen zwei verschiedenen Bauarten und zwei verschiedenen Sprachen. Unterhalb der Schnellen giebt es kegelförmige Hütten, oberhalb lange, geradlinige Dörfer mit viereckigen, einzelnstehenden Häusern, welche von Palisfaden umgeben sind, die zur Vertheidigungsstärke des Dorfes sehr beitragen. Hier entdeckten wir auch die Natur des Giftes, mit dem die Pfeile bestrichen waren, die uns so viele Leute gekostet hatten. Um dieses tödtliche Gift zu bereiten, werden rothe Ameisen getrocknet, zu Pulver zerstoßen und in Palmöl gekocht. Durch die unzähligen Insekten dieser Gegend — Bienen, Wespen, Mücken und Läuse der verschiedensten Arten — wurde uns unser Leben auf das äußerste verbittert.

Die Eingeborenen haben eine sonderbare Weise, um den Wald zu lichten. Es wird ein Gerüst von zehn bis zwanzig Fuß Höhe aufgeführt, und die Bäume werden in dieser Höhe abgehauen. Hieraus sind die charakteristischen weißen Baumstämme auf dem unteren Kongo zu erklären. Oberhalb der Nepoko-Mündung wird die Schiffahrt schwieriger, und nachdem wir einige Tage den Strom verlassen, wurde das Vorwärtskommen fast unmöglich. Wir brauchten den ganzen Monat October, um die Ansiedelung von Kilonga-Longa zu erreichen. Geschwüre, Hunger und Dysenterie hatten die Kräfte aller untergraben. Sobald wir aber die Regionen verlassen, welche von den Arabern auf ihren Elfenbeinjagden heimgesucht werden, ging es uns ganz gut, wir lebten im Ueberfluß, und die Leute erholten sich wieder und waren zu jeder Unternehmung geeignet.

Am 13. Dezember erblickten wir den Albert Nyanza von dem höchsten Punkte aus (5200 Fuß), den wir bis jetzt erreicht hatten, und von welchem sich das Land plötzlich um 2900 Fuß bis zum Spiegel des Sees hinabsenkt.

Der Aruwimi-Fluß hat viele Namen — Dubu, Biyerre, Luhali, Nevva, Nowelle-Itire ꝛc. Auf den letzten 300 Meilen seines Laufes nach der Quelle zu ist er allgemein bekannt unter dem Namen Ituri. Die Eingeborenen der Nyanza-Gegend und die Stämme des offenen Plateaus sowie des Waldes bis in die Nähe der Nepoko-Mündung nennen ihn alle Ituri. Der Hauptstrom ist in einer Entfernung von 680 Meilen von der Mündung 125 Yards breit, neun Fuß tief und besitzt eine Schnelligkeit von drei Knoten. Er scheint parallel zu laufen mit dem Nyanza, und ich vermuthe, daß er seinen Ursprung in der Berggruppe nimmt, von der die Hauptspitzen die Namen Mt. Schweinfurth, Mt. Junker und Mt. Speke führen. Die Gesammtlänge dieses Tributär-Stromes des Kongo beträgt ungefähr 800 Meilen. Wir sind auf einer Strecke von 680 Meilen den Fluß entlang gereist — bei unserem ersten Marsche nach dem Nyanza zuerst 156 Meilen, dann gingen wir zurück, um unser Boot von Kilonga-Longa zu holen, und führten es auf derselben Strecke wieder mit, und auf einer Entfernung von 480 Meilen fuhren wir dann auf seinen Gewässern oder gingen am Ufer entlang, um die Nachzut der Expedition zu suchen, und wir müssen annehmen an demselben Flusse zum dritten male zurück nach dem Albert-Nyanza.

Am 25. Mai 1888 standen die Sudanesen Emin's in Reih und Glied, um unsere Vorhut zu begrüßen, als wir vom Nyanza nach dem Ituri-Flusse abmarschirten. Eine halbe Stunde danach schieden wir. Indem ich über den Pascha nachdachte, machte mich mein Waffenträger auf einen großen blauen Berg aufmerksam, der, wie er meinte, mit Salz bedeckt sei. Ich dachte sofort an den Ruwenzori, von dem die Eingeborenen sagen, daß er etwas Weißes wie das Metall meiner Lampe auf seiner Spitze habe. Meine Messung ergab 215°, von einer Stelle fünf Meilen vom Nyanza entfernt, und ich würde seine Entfernung von dieser Stelle auf reichlich 50 Meilen schätzen. Ob es der Mount Gordon Bennett ist oder nicht, weiß ich nicht. Gegen diese Annahme spricht die Thatsache, daß ich 1876 keinen Schnee auf dem letztgenannten Berge gesehen habe, sowie daß seine Form eine ganz andere ist, und daß der Ruwenzori etwas westlicher steht als die Lage, die ich für den Mt. Gordon Bennett berechnet habe. Wenn der Breitengrad des Gordon Bennett richtig ist, zweifle ich sehr daran, daß man ihn in einer Entfernung von 50 Meilen bei einer nicht besonders klaren Atmosphäre sehen könnte. Die Schneelinie schien mir ungefähr 1000 Fuß unterhalb des Gipfels zu liegen. Es giebt ja übrigens Raum genug in dem Lande zwischen der Beatrice-Bucht und dem Albert Nyanza für den Ruwenzori und den Gordon Bennett zugleich.

In Bezug auf den zuletzt genannten See kann ich nicht begreifen, wie Sir Samuel Baker ihm eine so ungeheure Länge in südwestlicher Richtung beimessen konnte, von dem Hochland oder der Terrasse bei Mbalovia an. Sein äußerster südlicher Punkt liegt etwa in 1° 11′ nördlicher Breite, höchstens vier oder fünf Meilen von der Stelle, wo Sir Samuel Baker gestanden hat. Um die Sache noch verwickelter zu machen, sagt derselbe in seinem Buche, daß es an dem Tage, wovon die Rede ist, „wunderbar klar" war. Wenn dies der Fall war, so sollte er erkannt haben, daß er nur eine seichte Bucht — etwa zehn Meilen breit und vier oder fünf Meilen lang — vor sich hatte, daß der Semliki-Fluß, ein südlicher Tributär des See's, in diese Bucht mündet und aus dem Südwesten durch eine flache Ebene herfließt. Er hätte doch unschlbar diesen Schneeberg vor sich sehen müssen, wie er nach dem Südwesten blickte. Auch die „blauen Berge" sind keine anderen, wie der Abfall des Pla-

Digitized by Google

teaux, der 5200 Fuß über dem Meeresspiegel oder 2500 Fuß über dem Albert-Nyanza liegt. Jener „merkwürdige Katarakt" ist ebenfalls nichts weiter, wie die nasse Fläche einer Felswand, bespült von einem beschiedenen Flüßchen von 10 Fuß Breite. Bis ich unter 1° 20′ nördl. Br. stand und auf den See herabblickte, vermuthete ich beinahe, daß Oberst Mason einen bedenklichen Fehler begangen hatte, oder daß eine große, mit hohem Schilf bewachsene Schlammbank ihn daran gehindert hatte, den See weiter zu übersehen. Er hat aber seine Arbeit so gut gemacht, daß ich im allgemeinen nur die Richtigkeit seiner Karte bezeugen kann. Im Süden und Südwesten des Sees giebt es kein Geheimniß mehr. Vor hundert Jahren muß der See gegen 15 Meilen länger und in der Nähe von Mbakovia beträchtlich breiter gewesen sein, wie heutzutage. Gleichzeitig mit der Erosion der Felsen, welche den Nil unterhalb Wadelai versperren, hat sich der See rasch zurückgezogen, und er ist noch heute im Zurückweichen begriffen, zu der Verwunderung Emin's, der den See vor sieben oder acht Jahren zum ersten mal gesehen hat. Emin sagt: „Inseln, welche sich nahe dem Westufer befanden, sind jetzt Landspitzen geworden, die mit Stationen und Dörfern bestanden sind."

Die Farbe des Sees zwischen Nyamsassie und Mbakovia zeugt von großer Seichtheit, denn sie ist braun und trübe, wie die eines Flusses, der durch alluvialen Boden fließt. Diese Farbe ist selbstverständlich theilweise dem Semliki-Flusse zuzuschreiben, aber an Bord des Dampfers bemerkte ich, daß in einer Entfernung von anderthalb Meilen vom Ufer einer der Leute mit einer Stange fortwährend auf den Boden stieß. Nahe dem Südende muß der Dampfer ungefähr fünf Meilen vom Ufer vor Anker gehen.

Am Südwestende steigt die Ebene von den Ufern des Sees um einen Fuß auf 180. Die Ebene am südlichen Ende zeigt dieselbe Steigung auf einer Strecke von zehn Meilen. Indem sich dann die östlichen und westlichen Wände des Plateaus dem See nähern, hat der Gebirgsschutt ihrer Abhänge, durch starken Wind und Regen herabgeschwemmt, das Tafelland erhöht. Die Eingeborenen sagen, daß die Ebene weiter südlich rasch ansteigt, aber ein Vordringen der Umwandung des Sees hat uns an dem Feststellen dieser Aussage verhindert, und das weitere werden wir erst bei der Rückreise erfahren. Ich denke, daß das Land zwischen dem Albert Nyanza und dem See, den ich 1876 entdeckt habe, interessante Aufklärungen verspricht. Bis heute weiß ich noch nicht, ob der letztgenannte See dem Gebiete des Nil oder dem des Kongo angehört — wahrscheinlich wohl dem letzteren. Nur dessen bin ich sicher, daß er keinerlei Verbindung mit dem Albert Nyanza besitzt. Den Semliki-Fluß müssen zum Theil die Abhänge des Ruwensori, zum Theil das Plateau im Westen und Südwesten mit Wasser versorgen. Aber die Wasserscheide zwischen dem See und irgend einem anderen Flusse im Süden oder im Südwesten ist es, welche das höchste Interesse bietet.

Die Stämme, welche Wald und Thal am Ituri-Flusse bewohnen, sind zweifellos Anthropophagen. Zwischen dem Nepoko und dem Graslande giebt es viele Zwerge, die Wambutti heißen. Die Leute des Pascha erkennen in ihnen die Tokki-tikki von weiter nördlich wieder. Nur wenige solcher Leute sind im Süden des Ituri zu finden. Wir haben vielleicht 150 Waldhöfer oder Lager der Wambutti gesehen. Es ist eine boshafte, feige und diebische Rasse, aber sehr geschickt im Gebrauche ihrer Pfeile, wie wir zu unserem Schaden gesehen haben.

Kürzere Mittheilungen.

Von der Halbinsel Yucatan.

Herr William Miller, Assistant Surveyor-General im Britischen Honduras, hat im Anfange des vorigen Jahres eine mehrwöchige Reise in den der Britischen Besitzung Belize nördlich benachbarten Theil der Halbinsel Yucatan ausgeführt und darüber im diesjährigen Januarheft des „Proceedings", unter Beigabe einer Kartenskizze, Bericht erstattet. Seine Mittheilungen verdienen insofern einiges Interesse, als dieses Gebiet seit langer Zeit nicht besucht wurde. Miller hatte daher nicht nur Gelegenheit, die gegenwärtigen Zustände der Bevölkerung kennen zu lernen, sondern manche Verbesserungen der letzterschienenen Karte (Mapa de la Peninsula de Yucatan, por Joaquin Hübbe y Andreas Aguar Perez y revisado por C. Hermann Berendt, 1878) zu gewinnen. Das von ihm besuchte Gebiet, wie überhaupt ein großer Theil der Halbinsel, ist gegenwärtig im Besitze der Santa-Cruz-Indianer, welche vor etwa 50 Jahren die damals dort ansässigen Spanier vertrieben. Ruinen von einst gut gebauten Steinhäusern und die auf älteren Karten befindlichen Namen zahlreicher, aber jetzt nicht mehr vorhandener Städte und Dörfer weisen darauf hin, daß einstmals das Land gut bevölkert war und sich in günstigem Zustande befand. Den Verfall haben die Santa-Cruz-Indianer herbeigeführt, die in dem übelsten Rufe bei ihren Nachbaren stehen und viele Mordthaten auf ihrer Rechnung haben. Die Stadt Santa Cruz selbst haben außer Miller nur wenige Engländer besuchen können. „Ich hatte es", sagt jener, „für unmöglich, daß ein Weißer von anderer (als englischer) Nationalität dahin gelangen kann".

W. Miller selbst, von drei Negern begleitet, ging von dem Orte Corozal, welcher an einer inneren Ausbuchtung der gerännigen Chetumal-Bai liegt, auf dem Seewege zunächst nach der Mündung des Hondo-Flusses und von da nach dem Chac Creek, dem Abflusse der etwas landeinwärts gelegenen Bacalar-Lagune. An dem Westufer der letzteren befindet sich die am zweiten Reisetage erreichte Stadt Bacalar, die einst sehr hübsch gewesen sein muß und von einer Mauer umgeben ist. Zur Zeit von Miller's Besuch war sie ganz unbewohnt, worin man von einem etwa 60 Mann zählenden indianischen Wachtposten absieht, der alle zwei Monate abgelöst wird. In der stattlichen Kirche des Ortes, der zwei englische Meilen lang und eine Meile breit ist, bemerkte Miller große Haufen von Menschenknochen — nach seiner Ansicht von Flüchtlingen herrührend, die bei Gelegenheit jenes Aufstandes von den Indianern getödtet worden waren.

Von dem verlassenen Bacalar reiste W. Miller in nordöstlicher Richtung weiter und gelangte nach sechs Tagen in Santa Cruz an. Gern hätte er von da den weiter nordöstlich liegenden Punkt Tulum besucht, weil sich daselbst ein von den Indianern als Orakel hochverehrtes Kreuz befindet, aber seine Begleiter waren nicht dazu zu bringen, ihm dahin zu folgen. Wie Bacalar, muß auch Santa Cruz einst ein

Digitized by Google

ansehnlicher Ort gewesen sein. Zur Zeit aber entbehrt er einer selbstständigen Bewohnerschaft; er enthält nur eine indianische Wache von ungefähr 150 Mann, die mit Enfield-Gewehren und selbstgemachten Messern, sogenannten „machetes", bewaffnet sind. Die Santa-Cruz-Indianer sind meist kleine Leute von dunkelbrauner Hautfarbe, pechschwarzem Haar und durchschnittlich wenig kräftigem Körperbau. Sie bekleiden sich mit Hemd und Hose aus Baumwolle; außerdem tragen sie Strohhüte und Sandalen. Ihre Wohnstätten sind leichte Hütten aus Zweigen und Laubwerk. Die Leute bekennen sich zwar zum Christenthum, aber nur ganz äußerlich; auch haben sie keine Priester, und keiner von ihnen versteht zu lesen oder zu schreiben. Dem Reisenden gegenüber benahmen sie sich zwar nicht unfreundlich, aber sie gaben ihm auf seine Fragen über Land und Leute keine oder keine genügende Auskunft.

Der gegenwärtige Häuptling der Santa-Cruz-Indianer ist ein gewisser „Aniceto Sul", gewöhnlich „Don Anié" genannt, der seine Machtstellung durch Ermordung der anderen Häuptlinge erlangt hat. Von der mexikanischen Regierung will „Don Anié" nichts wissen, und, wenn dieselbe versuchen sollte, ihre Rechte geltend zu machen, so würde sie bei diesen blutdürstigen und wohlbewaffneten Leuten auf einen hartnäckigen Widerstand stoßen. Wenn also unsere Karten, wie dies wohl ausnahmsweise geschieht, das Gebiet der Santa-Cruz-Indianer zum Machtbereich der Republik Mexiko rechnen, so ist dies einer in der Kartographie des romanischen Amerika häufig vorkommenden Fehler. Thatsächlich herrschen hier die Indianer. Weiße giebt es nicht, mit Ausnahme der Nachkommen einiger als gefangen zurückgehaltener Spanier. Aber diese Leute, bei denen die europäische Abkunft an der Körperbildung noch deutlich zu erkennen war, sind im Laufe der Zeit nach Sprache und Lebensweise vollständig zu Indianern geworden.

Was die oben angedeuteten, durch W. Miller gewonnenen Verbesserungen der Karte anbelangt, so ist vor allem zu bemerken, daß die Stadt Bacalar, welche nach den älteren Karten am Ostufer der gleichnamigen Lagune liegen sollte, an deren Westufer sich befindet. Auch fehlt auf jenen eine im Norden der Lagune liegende Insel. Endlich ist eine früher bei Santa Cruz angegebene Hügelkette überhaupt nicht vorhanden.

A. O.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Herren M. Weber und A. Wichmann haben im Dezember vorigen Jahres eine Reise im südlichen Flores unternommen. Von Maumerie, an der Nordküste, kreuzten sie die schmalste Stelle der Insel in einem anstrengenden Marsche über steiles, wildes Terrain bis zu dem Dorfe Sikka. Von hier fuhren sie in einer Prau nach Endeh, das von einer Mischlingsbevölkerung aus alfurischen Bergbewohnern und malayischen Einwanderern bewohnt ist. Dann ging die Fahrt an der Südküste westwärts bis Bombang, am Fuße des Gunung Rokka, wo die Reise wegen des mittlerweile eingetretenen Westmonsuns abgebrochen werden mußte. Professor Weber gedenkt nunmehr nach Europa zurückzukehren, während Professor Wichmann seine Forschungen in Ost-Flores und auf Timor noch weiter fortsetzen will (Vergl. Geographische Mittheilungen, Bd. 35, Seite 101 f.).

— Im Anschluß an die Mittheilung auf S. 237 des laufenden Bandes vernehmen wir noch folgendes: Die geheimen Gesellschaften der Chinesen und die gegen dieselben beabsichtigten Maßregeln machen den Gegenstand einer ernstlichen Berathschlagung zwischen der Kolonialregierung und dem Staatssekretär für die Kolonien aus. Während das Gesetz, welches die vollständige Unterdrückung der Gesellschaften verordnet, bereits im Kolonialen Rath in zweiter Lesung angenommen ist, hat der Staatssekretär sein Veto telegraphirt, bis die Angelegenheit näher behandelt sein wird. Leute, welche Erfahrung im Osten gesammelt haben, glauben, daß die plötzliche und vollständige Unterdrückung der geheimen Gesellschaften nur dann versucht werden kann, wenn die Regierung auch auf einen gewaltsamen Ausbruch vorbereitet ist. Die Menge schlechten Gesindels, welche sich infolge der durch nichts beschränkten Einwanderung in Singapore und Pinang angesammelt hat, bildet eine wirkliche Gefahr. Keiner der Chinesen, der dort etwas zu verlieren hat, wird Lust haben, sich einer Empörung anzuschließen, unglücklicherweise giebt es aber unter den Chinesen dort eine Verbrecherklasse, welche gern an jeder Unruhe, welche die Aussicht auf Plünderung bietet, sich betheiligen würde, während im allgemeinen solchen Versuchen nicht mit der nöthigen Strenge entgegen getreten wird. Gewiß wird vollständige Unterdrückung das Endziel sein, welches man zu erreichen haben wird, aber das kann nur auf dem Wege geschehen, daß nachgewiesene Mitgliedschaft mit strenger Strafe belegt wird. Wenn ein Dieb nur mit einigen Tagen Gefängniß bestraft würde, würde die Zahl der Diebstahle zunehmen; ebenso ist es mit den Mitgliedern der geheimen Gesellschaften. Es ist eine sehr große Ausnahme, daß sie einander verrathen; die Eingeweihten haben daher vollkommenes Geheimniß und die öffentliche Meinung für sich, und wenn man berücksichtigt, welche Vortheile in Bezug auf gegenseitige Hülfe und Schutz für begangene Gesetzesübertretungen die Gesellschaften bieten, so wird man einsehen, daß nur sehr strenge Maßregeln imstande sind, die niedrigen Klassen abzuhalten, denselben beizutreten, oder sie zu veranlassen, sich von ihnen loszusagen, wenn sie ihnen bereits angehören. Die englische Gesetzgebung wird die Mitgliedschaft mit keinen Peitschenhieben oder lebenslänglicher Gefangenschaft bedrohen wollen; die einzige Strafe, die aber außerdem den nöthigen Schrecken verbreiten könnte, wäre Verbannung nach China und Mittheilung des Grundes an die chinesischen Behörden. Dies wäre mit anderen Worten ein Todesurtheil für den Verbannten, da die chinesischen Behörden alle Mitglieder geheimer Gesellschaften, ohne sich lange mit Untersuchungen aufzuhalten, hinrichten lassen. Aus diesem Grunde würden vielleicht manche humane Menschen Widerspruch gegen diesen Vorschlag erheben, ohne aber wahrscheinlich bessere Vorschläge machen zu können. Die Lösung der Frage ist durchaus nicht einfach.

— Einen interessanten Bericht über die Auffindung eines offenbar neugebildeten, der Schiffahrt gefährlichen Korallenfelsens im Südende des Rothen Meeres bringt „Nature". Am 4. März stieß der Dampfer „Avocet" an einer für ganz sicher geltenden Stelle zwischen den Inseln Dschebel, Zugur und den Zebgir-Inseln, etwas südlich von Hodeida, auf einen Felsen und ging verloren; die Mannschaft wurde

Digitized by Google

durch den in der Nähe befindlichen Dampfer „St. Oswald“ gerettet. Von Aden aus wurde alsbald ein Kriegsschiff zu genauerer Untersuchung abgesandt, konnte aber an der angegebenen Stelle keinerlei leichtes Wasser finden. Man neigte sich der Annahme zu, daß vielleicht ein Theil der aus Eisenbahnschienen bestehenden Ladung des „Avocet“ das Schiff von innen her beschädigt habe, und hatte in Aden bereits eine darauf hinzielende Untersuchung eröffnet, als die Meldung einlief, daß ein zweiter Dampfer, der „Teddington“, unter ganz gleichen Verhältnissen in derselben Gegend verloren gegangen sei; auch er war wieder abgekommen und seine Mannschaft von einem anderen Schiff aufgenommen worden. Nun wurde zunächst der Dampfer „Griffon“ ausgesandt, kehrte aber unverrichteter Sache wieder zurück, nachdem er eine Woche lang sondirt hatte, ohne leichtes Wasser zu finden. Da aber die Auslagen des Führers des „Teddington“ zu bestimmt lauteten, wurde der Surveyd-Dampfer „Sylvia“ aus dem Mittelmeer nach Aden beordert und beauftragt, weiter östlich als seither nachzuforschen, da es wahrscheinlich war, daß eine heftige Querströmung die beiden verlorenen Schiffe in dieser Richtung aus ihrem Kurs gedrängt habe. Die „Sylvia“ fand schließlich nach sechswöchentlichem Kreuzen einen kleinen Fleck mit 28 bis 30 Faden Tiefe, wurde aber vom Wetter zur Heimkehr gezwungen, ohne den gefährlichen Felsen entdeckt zu haben. Um ganz sicher zu gehen, sandte die Behörde den Dampfer „Stork“ noch einmal an die von der „Sylvia“ gefundenen Stelle, und dieser hörte um ein Haar breit selbst Schiffbruch gelitten, da ihn ein Sturm von seinem dicht neben dem Felsen befindlichen Ankerplatze losriß. Er konstatirte einen kleinen Korallenhügel von kaum 40 m Durchmesser, welcher bis zu 15′ von der Oberfläche aufragte und nach allen Seiten allmählich abfiel. Derselbe liegt ganz nahe an dem Kanale, welchen die Dampfer benutzen, und es ist sehr merkwürdig, daß er nicht schon früher Anlaß zu Schiffbrüchen gegeben hat; seine ganze Formation, besonders der allmähliche Abfall, läßt ihn als eine neue Bildung erscheinen, die noch im raschen Wachsthum begriffen ist; und er ist um so gefährlicher, als er selbst bei Sturm keine Brandung zeigt und er an einer Stelle liegt, von der aus man nur bei ganz hellem Wetter Land sieht. Die genaue Position des „Avocet Rock“ ist 14° 22′ 8″ südl. Br. und 42° 41′ 32″ E. L.

Australien und Polynesien.

— Das große Unglück, welches die deutsche Marine in den Gewässern von Samoa betroffen hat, indem ein Orkan zwei ihrer Schiffe und zahlreiche Mannschaften vernichtete, macht eine Charakteristik des samoanischen Klimas, welche Dr. Eb. Graeffe im „Journal des Museums Godeffroy“ gegeben hat, doppelt bemerkenswerth. Demnach sind die vorherrschenden Winde auf Samoa östliche, im Sommer (November bis April) treten aber häufig auch Westwinde (namentlich Nordwestwinde) auf, theils leicht, theils als Regenböen, theils auch als von Regen begleitete anhaltende Stürme. Als warme und feuchte Luftströmungen bedingen die Nordwestwinde eine Art Regenzeit auf den Inseln. Gewöhnlich lagern sich schwarze Wolkenbänke am Horizonte, die Temperatur wird eine drückende, und es gehen schwere, eine reiche Vegetation ernährende Regengüsse nieder. Um diese Zeit, namentlich aber von Januar bis Mitte April, hat man auch Orkane zu erwarten. Dieselben beginnen mit heftigem Nordost, gehen dann über Nord nach West, um als Südwest zu endigen. Meist gehen ihnen wochenlange Weststürme mit Regen und niedrigem Barometerstand, bei drückender Schwüle, voraus. Klärt es sich sodann in Nordost mit fallendem Barometer, so ist der Orkan nahe. Er dauert einen bis drei Tage, worauf meist unmittelbar schönes Wetter mit Passatwind folgt. In den letzten zehn Jahren haben nur zwei Orkane die Samoa-Inseln erreicht. Auf den Tonga- und Fidschi-Inseln sind sie viel häufiger, und dort entstehen sie im Südosten und endigen im Nordwesten. Der samoanische Winter (April bis November) ist durch Passatwinde beherrscht. Dieser Wind (aus Südost) ist von Juli bis Mitte September vielfach sehr scharf und kühl, für die Bewohner heftige Katarrhe mit sich bringend. Später wird er weniger lebhaft, und der Westwind löst ihn bisweilen ab. Die Thaubildung ist im Winter sehr reichlich und erscheint in den Bergen oft als förmlicher Regen.

— Der australische Reisende David Lindsay ist auf Grund von Erkundigungen, die er bei Eingeborenen eingezogen hat, geneigt an die Existenz eines thätigen Vulkanes in Central-Australien zu glauben. Der Berg soll 150 bis 200 englische Meilen nordwestlich von Alice Springs liegen, und unter lautem Getöse beständig Flammen, Sand und Steine auswerfen. Daß es nothwendigerweise ein echter Vulkan sein müsse, ist damit freilich noch nicht bewiesen. Die Eingeborenen meiden die Umgebung des Berges als einen Ort des Spukes, ähnlich wie es bekanntlich die Indianer bezüglich der Wunder des amerikanischen Yellowstone-Parkes auch thaten.

— In den „Transactions of the New Zealand Institute“ giebt T. F. Cheeseman eine eingehende Schilderung der Flora der Kermadec-Inseln, welche er gelegentlich der neulichen definitiven Besitznahme durch Neuseeland besuchen und durchforschen konnte. Die vier Inseln, aus denen der Archipel besteht, liegen ziemlich weit zerstreut, au der nächsten Stelle immer noch 500 bis 600 engl. Meilen von Neuseeland entfernt und etwas entfernter von der Tonga-Gruppe. Raoul oder Sunday-Island hat etwa 20 Meilen im Umfang und erhebt sich zu 1720 Fuß über das Meer, Macaulay ist erheblich kleiner und nur halb so hoch, Curtis und L'Espérance sind kaum mehr als einzelne Felsen, die letztgenannte so unzugänglich, daß die Expedition dort nicht landen konnte. Alle Inseln bestehen nur aus vulkanischem Gestein. Von den 115 gesammelten Gefäßpflanzen sind nur fünf endemisch, 14 auf den Archipel und Neuseeland beschränkt; 85 kommen auf beiden vor, sind aber weiter verbreitet; 47 kommen auch in Polynesien vor, und 16 davon haben Neuseeland noch nicht erreicht. Die Hauptein wanderung ist offenbar von Neuseeland, hat nun die Theorie eines alten Landzusammenhanges ganz fallen lassen; die Winde und Strömungen und die Vögel genügen völlig zur Erklärung der Ueberwanderung der Pflanzen. Nur Sunday Island hat eigentliche Baumvegetation; vorherrschend ist Metrosideros polymorpha, eine durch Polynesien weit verbreitete, aber in Australien und Neuseeland fehlende Art; dann folgt Areca Baueri, die Palme der Norfolkinsel, und ein prachtvoller Baumfarn (Cyathea Milnei), welcher bis jetzt nur von der Insel bekannt ist; er wird 50 bis 60 Fuß hoch. Macauley-Island ist ganz mit einem dichten Grasteppich bedeckt, dessen Bestandtheile aber Mangels an Blüthen nicht bestimmt werden konnten.

— Im südwestlichen Queensland, in den sogenannten Grey Ranges, bei Thargomindah, sind neue Goldfelder entdeckt worden, über deren Ergiebigkeit die Regierung der Kolonie von Barbon Stafford günstig lautende Berichte erhalten hat.

— In Tasmanien scheinen die Blei- und Silbererzlagerstätten des Mount Zeehan eine hohe Bedeutung erlangen zu wollen, und die Regierung der Kolonie hat sich infolgedessen entschlossen, eine Eisenbahn von Macquarie nach dem Minendistrikte zu bauen.

Digitized by Google

— Das australische Eisenbahnnetz hat gegenwärtig eine Gesammtentwickelung von gegen 13000 km, wovon auf die Kolonie Viktoria reichlich 3500, auf Neu-Süd-Wales ziemlich 3400, auf Queensland 3100, auf Südaustralien 2400 und auf Westaustralien 320 km kommen. Neuseeland, das bei dieser Aufstellung nicht mit gerechnet ist, hat ein Eisenbahnnetz von reichlich 3000 km (Colonies und India).

Ozeane und ozeanische Inseln.

— Der Südseeforscher Guppy macht in einem von „Nature“ veröffentlichten Briefe darauf aufmerksam, daß von den Südinseln, deren Flora wir durch die Challenger-Expedition kennen gelernt haben, einestheils Triston d'Acunha, Amsterdam und St. Paul, anderntheils Feuerland, die Crozets, Kerguelen und Macquarie engere Beziehungen zu einander zeigen. Er deutet aber diese Beziehungen nicht im Sinne eines ehemaligen Landzusammenhanges, sondern nimmt eine Verbreitung von Samen durch die mit den vorherrschenden Westwinden fliegenden Seevögel an. Seine eigenen Untersuchungen des Kropfinhaltes geschossener Seevögel haben ihm ergeben, daß man mindestens bei einem unter 25 Sämereien findet. Die große Entfernung der Inseln von einander ist aber kein Hinderniß: bei der Expedition des „Alert“ wurde eine Möve gefangen und nach Umlegung eines Halsbandes wieder frei gelassen; sie folgte dem Schiff über 5000 Seemeilen weit; die Umsiegung des Erdballes hat also für diese Flieger keine Schwierigkeit, noch weniger eine Reise von Triston du Cunha nach Amsterdam. Auf diese Weise findet die enge Verwandtschaft der unter ziemlich gleicher Breite gelegenen Inseln nun genügende Erklärung; der Unterschied zwischen dem nördlicheren und dem südlicheren Gürtel erklärt sich zur Genüge aus der verschiedenen geographischen Breite. Unerklärt bleibt freilich, wie Hemsley bemerkt, das endemische Element und die Verwandtschaft mit manchen, ausschließlich der nordischen Hemisphäre angehörigen Pflanzen, die nur aus einer früheren Periode, mit anderer Vertheilung von Wasser, Land und Pflanzen stammen können. Ko.

Allgemeines.

— Nach einem Vortrage, den Professor Dr. Ebermayer kürzlich vor der Münchener Meteorologischen Gesellschaft hielt, hat der Wald einen gewissen Einfluß auf die Entstehung der Gewitter und damit zugleich auf die Zahl der Blitzschläge und Hagelfälle. Gut bestockte Waldkomplexe begünstigen in einem geringeren Maße als abgeholzte Flächen die Entstehung eines lokalen, aufsteigenden, feuchtwarmen Luftstromes und damit die Bildung von Sommergewittern. Die in den letzten Jahren bemerkte Steigerung der Blitzgefahr steht nach Professor Ebermayer ebenfalls im Zusammenhange mit der fortschreitenden Entwaldung. Buchen werden übrigens vom Blitze viel seltener getroffen als Eichen, Fichten, Tannen und Kiefern.

Wie weit unter Umständen Thiere und Pflanzen durch Meeresströmungen verführt werden können, beweist eine von „Nature“ mitgetheilte Beobachtung aus Port Elizabeth in Südafrika. Seit Ende 1886 und Anfang 1887 trieben dort große Quantitäten Bimsstein ans Land, welche offenbar noch von dem Ausbruch des Krakatoa herrührten, also seit 1883 auf dem Meere umhertrieben. Mit ihnen kamen nicht nur zahlreiche Belemnen, sondern auch eine Anzahl Fischarten, die sonst dem Kap fremd sind, darunter ein paar riesige Rochen, ferner einige der giftigen Büffelschlangen (Pelamys bicolor), die sich in den Gewässern von Sumatra finden, und von welchen eine noch eine Zeit lang lebend gehalten wurde, und eine große Frucht einer Myrtacee, welche in den Park gepflanzt, aufging und sich als Barringtonia speciosa, ein an den indischen Küsten häufiger Baum, erwies. Fische, Schlangen und Pflanzen waren also nach dreijährigem Umhertreiben mit dem Bimsstein und wahrscheinlich auf weitem Umwege, noch lebensfähig über den ganzen Indischen Ozean hinüber gekommen.

Bücherschau.

— Michael Geistbeck, Leitfaden der mathematischen und physikalischen Geographie für Mittelschulen und Lehrer-Bildungsanstalten. Zehnte verbesserte Auflage, mit vielen Illustrationen. Freiburg i. Br. 1889, 163 S. — Zum zehnten male nimmt das vorliegende Werk seinen Weg in die deutschen Schulen. Selbst Schulbücher haben sich nur selten eines solchen Erfolges zu erfreuen, und es entspricht dann wohl immer der äußere Erfolg dem wahren Werthe des Buches. Auch von Geistbeck's Leitfaden darf dies behauptet werden. Derselbe ist in knapper Sprache geschrieben und zeigt eine klare, durchsichtige Gliederung des Stoffes, wodurch dem Schüler die Aneignung desselben erleichtert wird. Auch sachlich bietet das Buch recht gutes und steht auf der Höhe der Wissenschaft. Einige kleine Ausstellungen, die wir in dieser Hinsicht machen, sollen durchaus nicht den Werth des Buches in Frage stellen. Zu dem Abschnitt über die Meteoriten vermissen wir die charakteristischen Merkmale derselben. Die Novembermeteoriten haben gleich den Augustmeteoriten eine einjährige Periode (womit natürlich nicht gesagt werden soll, daß sie alle 33 Jahre in besonders reicher Menge fallen). Die Identität der Meteoriten und Kometen dürfte nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung ernstlich zu bezweifeln sein. Die bedeutsamen Ergebnisse der spektralanalytischen Durchforschung des Himmels sind wenig berücksichtigt; in Hinsicht auf die Nebelflecke (§. 34) sind sie nicht einmal angedeutet. Die Eintheilung der Gebirge ist eine sehr eigenthümliche: die „Ausbruchsgebirge“ und „Aufschüttungsgebirge“ könnten getrost in Wegfall kommen; selbst der Name „Erosionsgebirge“ will uns wenig glücklich vorkommen, da die Erosion auch in den sogenannten „tektonischen Gebirgen“ (z. B. in den Alpen) die großartigsten Wirkungen hervorgerufen hat. In dem Abschnitt über Erdbeben wird die Bestimmung des Erdbebenherdes ganz außer acht gelassen. Besonders wünschen wir den Abschnitten über den Luftkreis eine beträchtliche Erweiterung. G. L.

— Handkarte der Deutschen Schutzgebiete in Ostafrika. Weimar, Geographisches Institut. — Diese in großem Maßstabe (1:1000000) gezeichnete und von J. J. Kettler redigirte Karte wird allen denen, welche an der Gestaltung der Dinge in Ostafrika ein lebhaftes Interesse nehmen, als Orientirungsmittel sehr willkommen sein.

Inhalt: Die Insel Madeira. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Adrian Jacobsen: A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien. (Fortsetzung.) — Dr. H. Polakowsky: Zur Kolonisation und Kartographie der Republik Chile. I. — Stanley's Reisebericht. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Die Halbinsel Yucatan. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Australien und Polynesien. — Ozeane und ozeanische Inseln. — Allgemeines. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 24. April 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Zur Beurtheilung der Bevölkerungsverhältnisse Inner-Westaustraliens.

Von Dr. Franz Diederich.

Motto: Da der Fortschritt der Kultur ein Schlußsummen ist, das auf dem Austausch zwischen ärmeren und reicheren Völkern beruht und dieser Austausch hier ungemein beschränkt und schwierig ist, entsteht eine Verarmung, an welcher nicht so sehr, wie man oft behauptet hat, die Naturanlage der Buschmänner, Australier, Tasmanier, Süd-Neuseeländer, Feuerländer, als die Armuth der Hülfsquellen dieser Länder die Schuld trägt. Die Hauptursache bleibt indessen die Schwierigkeit des Verkehres mit anderen Völkern, welche in der Lage gegeben ist.

Friedrich Ratzel, Oekumene (S. 156).

Auch der Mensch ist ein organisches Gebilde, dem die engere ihn umgebende Natur sein Werden vorschrieb. Wo sie mit farbenprächtigem Gewande auf seine Sinne wirkte, wo sie die Thier- und Pflanzenwelt in phantastischen Formen sich überbieten ließ, wo der Strahl der Sonne feuriger dem weitgewölbten Blau des Aethers entglitt — im Gürtel der Tropenzone — dort ließ sie auch in seinem Geiste üppigere Blüthen der Phantasie die Kelche öffnen, rauschender und glühender die Töne des Herzens in Musik und Dichtkunst ausströmen. Anders wieder übte sie ihre Wirkung dort, wo einmal im Kreislauf des Jahres die Vegetation in Schlummer sinkt, wo Eis und Schnee alsdann über Wasser und Erde ihre Hülle breiten, wo der Gegensatz von Sommer und Winter, Herbst und Frühling wechselweise sich geltend macht — in den gemäßigten Zonen. Vielgestaltig ist hier die Natur. Nicht in ewig gleicher Fülle entzückt sie ihre Menschen, nicht in gleichem Maße schüttet sie das reichhaltige Füllhorn ihrer ernährenden Gaben ihm im Laufe der Monde in den Schooß. Sie verschließt es ihm gar fast ganz für lange Tage und zwingt ihn, sich selbst zu helfen, wenn ihm des Daseins Erhaltung lieb. Ihr Zwang hat den Menschen hier erfindungsreich gemacht, sie schuf ihn zum Bannerträger der Kultur. Wo — wie es in echt tropischen Gebieten Erscheinung wird — der Quell des Reichthums der Natur unversieglich sprudelt, dort bedarf es für den Menschen keiner Mühe, der Erhaltung nachzusinnen: er greift zu und sättigt sich. Sein Geist allerdings erklimmt keine höhere Stufe, er verfällt in Trägheit. Mit dem Wechsel ihres Antlitzes aber stattete die Natur des Menschen Geist mit höherer Kraft aus und begabte sein Herz mit der Vertiefung der Innigkeit seines Fühlens, welches hier in sanfteren Weisen und wechselreicher vor allem sich äußernd Herz zum Herzen klingt. Arm aber sind alle diese Güter des Denkens und Fühlens, wo die Natur ihr Kennzeichen in der Beschränkung des Lebens trägt — in arktischen Kreisen. Kein wärmender Wald entfaltet hier, dem Menschen zu Schutz und Wohnstatt, seine grünenden Hallen; ein kurzer Sommer rauscht pfeilgeschwind vorüber, oft kaum mächtig genug, Schnee und Eis von ihrem Besitzthum zu verdrängen; kaum erwacht sinkt die

Digitized by Google

Pflanzenwelt weltend wiederum in starren Schlaf. Mühsam fristet der fischende, jagende Mensch sein den Stempel der Kümmerlichkeit tragendes Leben. Kein Fleckchen Erde bietet ihm dauernd, was sein Hunger heischt. Sein gestern und heute spielen an verschiedenen Orten sich ab. Wo gestern seine Rentthierheerde, an die sein ganzer Reichthum geknüpft ist, auf stechtenüberwuchertem Boden zur Weide ging, vermag er heute nicht mehr zu weilen, denn die Hitze der blinnen Pflanzenschicht verstegte schnell. Jede flüchtige Minute, die nicht dem stärkenden Schlafe in den dunstigen, ärmlichen Fell- oder Baumrindenhütte gewidmet ist, füllt sorgend der Gedanke an die Erhaltung des traurig zu nennenden Lebens aus. Und so wie hier ist es auch dort in wärmeren Zonen um den Menschen bestellt, wo ihm ein einförmig-armes Gebiet als Wohnplatz zugefallen ist, wo die Hilfsmittel der Natur zu versteckt liegen, als daß er sähig wäre, sie aufzudecken und sich dienstbar zu machen — in Wüsten zunächst und dann in denjenigen Steppen, die entweder an sich zu unbedeutend, um zur Wiege eines zahlreichen kräftigen Volkes zu werden, oder die der Zone der Kultur zu fern gelegen, um von ihren Zöglingen befruchtende Lehre zu empfangen. Auch hier begegnet uns das Bild sorgenschwangeren Daseinskampfes, der die Tage anfüllt, der den Menschen nomadisirend von einem Orte zum anderen jagt und ihm die Freiheit raubt, sein Denken von der Befriedigung des Augenblicks, von dem Bedürfnis der Schutzwehr und des Hungerstillens loszulösen und auf den Weg zu lenken, der Natur zu helfen, daß sie ihm helfe. Auf einer solchen niederen Stufe der Kultur stehen wir in erster Linie den Bewohner australischer Binnengebiete stehen, und ihm gelte die eingehendere Betrachtung folgender Blätter.

Buschland und Steppe decken den Boden, auf dem sich das Leben des Eingeborenen Innerauftraliens, und besonders des westlichen, einförmig abrollt. Je weiter der unbekannte Pfad die aufopferungsfreudigen Erforscher von der Küste her dem Herzen dieses Gebietes entgegenleitete, um so mehr wuchs vom lichten Waldlande der Küsten aus das Vorherrschen des Buschlandes. Grassteppe bildete die Pforte, die zu grausigem Scrub, zu baumlosen Spinifexflächen Eingang gewährte, bis in trostloser Sandwüste der Gipfel des Schreckliches erreicht war. Das, was für das Leben der Pflanzen als wichtigstes Nahrungsmittel obenan steht, die Feuchtigkeit, und zwar die in geregelter Ordnung stetig zufließende, eben sie nimmt von der Küste aus, wo die Gunst des verdunstenden Meereswassers der Vegetation noch ihren Segen beut, nach dem Inneren zu ab. Durchschnittlich fallen im Inneren des Gebietes zwischen dem 20. und 30. Grade südl. Br. jährlich nur bis höchstens 20 cm Regen, während um diese Zone, welche nordwestlich zwischen den Flüssen Fitzroy und De Grey sogar bis an die Küste sich vordrängt, 20 bis 60 cm Regen als jährliches Mittel berechnet sind [1]). Zu dem schon furchtbar geringen Maße, welches für das Innere (natürlich nur annahmeweise, aber gewiß niemals übertrieben — es fehlen bei dem Unbesiedeltsein selbstredend Messungen) veranschlagt steht, kommt als schwerwiegendes Faktum, daß die Niederschläge vollständig regellos sowohl über Zeit als Lokalität sich vertheilen. Es kann lange Zeit an einem Orte äußerste Trockenheit herrschen. Das erkannte Forrest mehrfach auf seiner großen Reise 1874, wo er von Perth aus in etwa 26° südl. Br. das westliche Festland durchquerte, an der Beschaffenheit der Vegetation. Das alte Gras erwies sich als vollständig verdorrt. Um eine ausgetrocknete Thonpfanne, für deren Lage 30° 7′ 3″ südl. Br. und 124° 41′ 2″ östl. L. aufgezeichnet steht, konnte am 21. September 1875, wo Giles hier verweilte, dem Aussehen der Vegetation nach, seit Monaten, vielleicht seit Jahren kein Tropfen Regen zur Erde gelangt sein. Das Gras umher war weiß und trocken und wäre von jedem Winde leicht fortgeblasen worden [2]). Und weiter westlich tagt derselbe Reisende von einem anderen Punkte seines Weges: „Regen konnte hier, glaube ich, seit Jahrhunderten nicht gefallen sein“ [3]). Mag letztere Ansicht nun auch, trotzdem sie durchaus nicht unmöglich ist, nicht auf den Füßen der Thatsachen stehen, sondern in die Luft gebaut sein, so charakterisirt sie doch gut den trostlosen Zustand der Trockenheit, welcher das betreffende Stück Land beherrschte.

Das gänzlich vertrockete Aussehen von Erdreich und Vegetation braucht nicht immer seine Ursache in einer langandauernden Regenlosigkeit zu finden; zwei andere Faktoren noch giebt es, welche mächtig genug sind, dieselben derartig in den solches Anblicks ungewohnten Augen des Sohnes genügsigerer Breiten zu verunstalten. Das sind die oft entsetzlichen Hitzegrade und die ihnen dadurch bedingte gesteigerte Verdunstung. Gosse berichtet vom 10. Dezember 1873, wo er unfern des Wasserlochtes Appatinna am ausgetrockneten Alberga-Bett in circa 135° östl. L. wanderte: „Den ganzen Tag über ist es sehr heiß, 115° (46° C.) im Schatten, selbst die Eingeborenen treten auf Gras und Büsche, um ihre Füße nicht auf dem Boden zu verbrennen“ [4]). Und dabei sind Temperaturen, welche zwischen 45 und 48 Grad liegen, noch nicht einmal zu den Seltenheiten zu rechnen. Die höchsten Hitzegrade im Inneren von New-Süd-Wales sind bei Fort Bourke und zu Custon gemessen, dort 49,7° und hier 51,4°. Stuart beobachtete im Inneren am 21. Januar 1845 sogar 55°, und ein andermal erlebte er eine Temperatur von 54°, und beide im Schatten. Die Gosse'sche Mittheilung von der Weise, wie die Eingeborenen sich vor dem Verbrennen zu schützen suchen mußten, klingt uns durchaus wahrscheinlich, wenn Stuart erzählt, daß zufällig fallen gelassene Zündhölzchen sofort in Flamme geriethen, wenn sie den Boden berührten. Das Innere Australiens leidet eben unter besonderer Ungunst der Verhältnisse. Es giebt ja noch Gebiete in anderen Erdtheilen, welche ihr schwesterliche Verhältnisse entgegenbringen, wie die Hochebenen Südafrikas — die berüchtigte Kalahari. Die Erhitzung ist hier gewiß eine hohe, aber doch steht es um Innerauftralien noch schlimmer, denn dessen Niederungen sogar erhitzen sich im Sommer durchschnittlich stärker. Selbst in der klimatisch unbestritten am günstigsten gestellten Kolonie Viktoria war in den Jahren 1859 und 1860 die jährliche Verdunstung nahezu doppelt so groß als die Menge des gefallenen Regens und betrug während des Sommers sogar das dreifache dieses Werthes [5]). Griesbach fügt dieser Thatsache ergänzend hinzu [6]): „Es ist selbstverständlich, daß solche Verhältnisse entweder durch örtliche Ungleichheiten oder durch Thaubildung ausgeglichen werden müssen.“

Eine merkliche Folge dieser Hitze und der Trockenheit der Luft sind die zahlreichen wasserlosen Seenbetten, auf welche die Forscher im Inneren stießen. Ich will nur an den auf unseren Karten fälschlich immer als See gezeichneten und benannten großen Amadeus im Herzen des Erdtheils erinnern. Derselbe ist thatsächlich trocken. Die

[1]) Berghaus' physikalischer Atlas, Karte 37.

[1]) Petermann's geographische Mittheilungen 1876, S. 186.
[2]) Ebenda, S. 191.
[3]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 370.
[4]) Neumayer, die Kolonie Viktoria. Melbourne 1861. Laut Griesbach, Vegetation der Erde, Bd. II, S. 205.
[5]) Vegetation der Erde, Bd. II, S. 205.

Digitized by Google

beiden großen abflußlosen Wasserbecken der Blauen Berge von Neu-Süd-Wales, Lake George und Lake Bathurst, trocknen zuweilen ganz aus. Und wenn selbst die kolossale Wassermenge dieser umfangreichen Bassins nicht zum Widerstande ausreicht, so kann es den kleineren Reservoirs nicht besser gehen. Mehr als einmal geschah es, daß die Reisenden zur Abhilfe der Wassernoth einen Ort zu erreichen strebten, wo, wie sie wußten, einer ihrer Vorgänger guter Rast hatte pflegen können. Südlich vom Glen Edith, im Westen der schönen Mc Donnell-Berge gelegen, fand Giles 1872 einen kleinen eukalypten-bewachsenen Creek, der Wasser führte. „Freudig", so lesen wir in den Geographischen Mittheilungen [1]), „begrüßte der Reisende das hohe frische grüne Gras, das sich über Tausende von Aeckern zu beiden Seiten des Flußbettes ausbreitete, und dankbar benannte er das Thal „Vale of Tempe". Und als Gosse am 7. Juli des folgenden Jahres auf der Wassersuche diesem geräumten Tempe zustrebte, fand er nicht, was Giles erquickt und ihm selbst so ersehnt war: der Creek lag wasserlos da. Auch Wasserlöcher, welche ihres Wasserreichthums wegen bei den Eingebornen besonderen Ruf genießen müssen, da sie von diesen mit Namen belegt wurden, erwies das Schicksal, dessen Laune das feuchte Element in Australien nun einmal in besonderem Grade unterworfen ist. So traf Gosse das Wasserloch Murdarinna vollständig vertrocknet [2]). Ebenso ging es Giles mit dem Wasserloche Paring [3]) im Beginn seiner Reise vom Jahre 1875 und mit dem schon erwähnten Appatinna [4]) am Schlusse der Reise von 1876. Forrest fand 1874 an Gosse's Lagerplatz in Day Gully kein Wasser [5]), und ein gewisser Wm. Wills, der vor einigen Jahren eine Reise ausführte, auf welcher er sich an von Gosse und Forrest berührte Orte hielt, erwähnt in seinem Telegramm an letzteren, die Quelle bei Fort Müller habe er trocken gefunden [6]). John Roß traf 1874, nachdem er vergeblich Wasser aufzuspüren versucht hatte, Eingeborene, welche ihn zu einem Wasserloche führten. Als sie aber hingelangten, war es ausgetrocknet [7]). Austin wurde durch die Trockenheit der Wasserplätze der Eingebornen westlich vom Murchison zur Rückkehr nach seinem vorherigen Lagerplatze am Mount Welcome gezwungen, und so wie ihm ging es den meisten Reisenden an den verschiedensten Punkten des Kontinentes. Wie schnell die Verdunstung fortschreitet, möge aus einer Schilderung Giles auf seiner Reise 1875 erhellen. Er erzählt [8]): „Von meinem fernsten Punkte im Westen (29° 15' südl. Br. und 128° 3' 30" östl. L.) kehrte ich zu dem Daume zurück und sah, daß sogar während meiner kurzen Abwesenheit von 31½ Tagen die Abnahme der Wassermenge eine erstaunliche gewesen war, diese Abnahme verhältnißmäßig noch förmlich, denn sie betrug über 1 Zoll pro Tag." Die Oberfläche des Wasserstrichters war acht Fuß lang und drei Fuß breit, bei elliptischer Gestalt. Bis zum Boden war er drei Fuß tief, aber das meiste davon war Schlamm. Der Trichter [9]) war keineswegs gefüllt. Vielmehr stand das Wasser mindestens drei Fuß unter der höchsten Wassermarke.

Gegen solche Verhältnisse der Erhitzung, welche eine gründliche Ausdörrung des Bodens im Gefolge haben müssen, vermag natürlich eine schon an und für sich unzureichende Regenmenge wie die in Inneraustralien nicht anzukämpfen. Selbst die oft in heftigen Ergüssen niederfallenden Wassermengen verschwinden schnell von der Erdfläche. Es hilft der Verdunstung die Porosität des trockenen Sandbodens thatkräftig beim Aufsaugen derselben. So blieb Giles Mitte September 1872 auf dem Wege von der Gardiner-Kette zum Mount Udor mehrere Tage und Nächte ohne jedes Wasser, da der poröse Sandhügelboden, den er zu überschreiten hatte, selbst mehrere Gewitterregen, die am 20. September fielen, sofort gänzlich auffog [1]). Aehnliches berichtet Gregory 1856 von der fernsten Stätte, die er im nördlichen Inneren zu erreichen im Stande war [2]). Das flache Sandland abhorbirte hier das Wasser eines Creek so schnell, daß dieser unfähig war eine Wasserrinne zu bilden. Gosse [3]) vermochte 1873 trotz seit dem 23. Mai ab und zu gefallenen Regens nur nach längerem Suchen erst am 27. Mai an einer unzugänglichen Stelle in der Bluff-Kette ein wenig Wasser zu entdecken. Das änderte sich auch in den folgenden Tagen nicht, obgleich der Regen stärker und anhaltender wurde. Nur der Boden durchweichte sich, aber nirgends blieb auch nur ein Eimer voll Wasser an der Oberfläche stehen. Nicht besser ging es Stuart 1860 auf der ganzen nordöstlich vom Central Mount Stuart gelegenen Strecke vom Strelitzky-Berg bis zur Davenport-Kette [4]). Der gefallene Regen hatte sich hier auch nicht in einem Tropfen an der Oberfläche gehalten. Und 1861 regnete es bei Newcastle Water, in der Sturt-Ebene westlich vom Viktoria-Flusse, vom 3. bis 7. Juni ununterbrochen ziemlich heftig. Der Boden wurde weich und sumpfig, und als man sich endlich aufmachen wollte, war kaum ein Tropfen auf der Oberfläche der ausgedörrten Ebene zurückgeblieben. Nicht die kleinste Pfütze war beim Nachgraben zu entdecken, und in zwei Fuß Tiefe hörte jede Feuchtigkeit überhaupt auf [5]). Gregory erzählt [6]) vom oberen Viktoria: „Ich ging ungefähr eine Meile (engl.) weit in die Polygonum-Wiese hinein, konnte aber kein Wasser finden, obgleich der Boden an einzelnen Stellen weich und schlammig war." Die Durchfeuchtigung des Bodens ist eben eine ungemein schwierige und noch nicht einmal vom Forschungsreisenden erwünschte. Sturt sagt von der nach ihm benannten Ebene: „Es muß eine ungeheure Regenmasse dazu gehören, um diesen Boden zu sättigen, und wenn dies einträte, so würde er seiner Beschaffenheit wegen unpassirbar werden." Der alte Oberst Warburton machte 1873 in dieser Hinsicht die schrecklichsten Erfahrungen.

Bisweilen mögen solche gewaltige Regenmassen wohl zur Erde gelangen. Es deutet darauf eine ganze Reihe von Beobachtungen hin. Da hat man zunächst die Spuren von Ueberschwemmungen hier und da bemerkt. So sah Gregory 1858 im oberen Viktoria-Gebiete auf einer, sich soweit sich schauen ließ erstreckenden Lehmebene ihre Male haften [7]). Alexander Forrest fand 1879 während seines Parforcerittes östlich vom Victoria eine ganze Reihe von Anzeichen, daß in der Regenzeit die ganze Gegend weithin überschwemmt sein müsse [8]). Dempster meinte, daß die von ihm entdeckten Seen — gewissermaßen das Mittelglied zwischen den nordwestlich von Austin und südöstlich von Roe gefundenen Becken — nach stärkerem Regen unter einander

[1]) Geogr. Mittheil., 1873, S. 187.
[2]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 370.
[3]) Geogr. Mittheil., 1876, S. 178.
[4]) Geogr. Mittheil., 1877, S. 207.
[5]) Geogr. Mittheil., 1875, S. 413.
[6]) Geogr. Mittheil., 1884, S. 154.
[7]) Geogr. Mittheil., 1875, S. 418.
[8]) Geogr. Mittheil., 1876, S. 182.
[9]) Diese Form ist alles Eindämmungen der Eingeborenen eigen.

[1]) Geogr. Mittheil., 1873, S. 186.
[2]) Proc. Geogr. Soc., 1858, S. 58.
[3]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 362.
[4]) Geogr. Mittheil., 1861, S. 182.
[5]) Geogr. Mittheil., 1862, S. 63.
[6]) Proc. Geogr. Soc., 1858, S. 54.
[7]) Proc. Geogr. Soc., 1858, S. 58.
[8]) Geogr. Mittheil., 1881, S. 129.

Digitized by Google

in Verbindung zu stehen schienen und wahrscheinlich nur Residuen der häufig eintretenden großen Ueberschwemmungen seien [1]). Die rothen, vom Südostpassate über die Ebene gewehten, so merkwürdigen Treibsand-Dünen, welche am oberen Dakover bis zu 60 Fuß Höhe aus dem Flachlande aufsteigen, zeigten sich von Wasser ausgewaschen [2]). Und, frage ich, woher stammen die zahlreichen Creeks, diese kürzeren und längeren Flußläufe, welche über das ganze Land ausgestreut liegen; woher stammen auch die oberen Läufe der größeren Küstenflüsse wie Dakover und Ashburton, welche außer kleinen Lachen und Tümpeln so oft gänzlich oder überhaupt wasserlos befunden wurden? Woher stammen sie bei einer Beschaffenheit des Erdbodens, wie sie oben in genügend Beispielen erläutert wurde, bei einem Boden, der gleich einem trockenen Schwamm gierig den Tropfen da einsaugt, wo er auf ihn fällt? Ich glaube, daß diese Wasserrinnen zum großen Theil, außer etwa wo sie als ursprüngliche Anlage von vornherein bestanden oder durch Quellabflüsse gebildet wurden, den plötzlichen und heftigen Regengüssen ihre Entstehung verdanken, durch die so gewaltige Wassermassen zur Erde geführt wurden, daß die höher gelegenen Theile des welligen Bodens nicht im Stande waren, alle Feuchtigkeit, so wie sie fiel, in sich aufzunehmen, sondern daß ein erhebliches Guthell an den tiefsten Stellen des Bodens sich sammelte und abzufließen begann. Hier erst war es möglich, der Wassermassen Herr zu werden, und das in der Regel bald. Die Läufe der Creeks, denen Forscher zu folgen suchten, um leichter vorwärts zu gelangen, verliefen stets nach kurzer Strecke spurlos in den Vegetationsflächen. So glaubte Stuart in dem ausgedehnten Newcastle Water die Quelle eines Nebenflusses des Viktoria entdeckt zu haben und folgte ihm, um, wie er meinte, so einen Pfad zum Meere zu gewinnen; aber der Abfluß des kleinen Sees erwies sich seinen Hoffnungen nicht günstig: schon drei geographische Meilen vom Ausflusse zerfiel er in eine Kette von Teichen, und vier geographische Meilen weiter verlor er sich ganz. Wie groß die Wassermassen sein müssen, die oft in ganz kurzer Zeit zur Erde gehen, davon giebt uns am besten ein Erlebniß Kunde, welches Warburton vor der „Royal Geographical Society“ zu London persönlich mittheilte [3]). Er lagerte auf seiner fast unglücklichen abgelaufenen Forschungsreise vom Jahre 1873 an einer Uferstelle des Dakover, wo dieser Strom gegen 300 bis 400 Ellen breit sein mochte. Aber kein Tropfen Wasser war in dem Bette zu sehen und wahrscheinlich auch seit langer Zeit nicht darin zu sehen gewesen. Man legte sich zur Ruhe, und beim Erwachen um 3 Uhr morgens war das Bett auf einmal bis zum Rande gefüllt — ein glänzender Strom, auf dessen wogender Fläche zahllose Enten und große Baumstämme fortgetragen wurden.

Die starken Regengüsse, von denen hier die Rede war, sind, wenn günstige Jahre dem Erdtheil beschert werden, die Begleiter der Gewitter, welche von Mitte Dezember bis Ende Februar (so ist es wenigstens am Ueberland-Telegraphen) ein sozusagen fast tägliches Ereigniß [1]). Die ersten Gewitter pflegen sich im Oktober einzustellen, in demselben Zeitpunkte, wo die intensive Hitze, die bis in den März hinein währen kann, ihre verheerende, austrocknende Wirkung zu üben beginnt. Winterregen, welche an der Südküste zu den regelmäßigen Erscheinungen gehören, werden drei bis vier Breitengrade nördlich vom Abelaide spärlich und erreichen selten den 28. Breitengrad. Hinwiederum erstreckt sich das Gebiet derjenigen Sommerregen, bei denen man ebenfalls von einer Regelmäßigkeit zu reden berechtigt ist, nicht über den Wendekreis nach Süden, so daß also zwischen diesen Parallelen ein sechs bis sieben Breitegrade breiter Gürtel liegt, welcher unsicheren Regenfall hat, der Dürre unterworfen ist, selten im Winter Regen erhält und zumeist von den Sommergewittern abhängt. Mit solcher Bestimmtheit, wie diese aus Aufzeichnungen der Beamten am großen Ueberland-Telegraphen sich ergebende Vertheilung der Niederschläge in der Darstellung klingen mag, treten die Regen natürlich nirgends in Australien auf. In einem Jahre erhält dieser Strich, im anderen jener reichere — oder sämmtliche — Niederschläge, während dieser darben muß. Die Lokalregen sind es, welche den Kontinent besonders in centralen Theilen auszeichnen und ihm allerdings damit eine entsetzliche, verderbenbringende Ausdehnung zu theil werden lassen. Am Murrayfluß (34° bis 36° südl. Br.) bleibt die Regenzeit zuweilen ganz aus, und ganze Jahre können ohne Niederschläge hingehen [2]), und dieß ist ein Gebiet, welches den begünstigsten Theilen Australiens ganz benachbart liegt, wo der Südostpassat seine segenbringende Last an Feuchtigkeit ablädt. „Die letzte große Trockenzeit im Norden war 1865, wo das Land auf Hunderte von Meilen eine Wüste war, ohne jedes Futter, besäet mit den Gebeinen todter Thiere — die Ansiedler verloren viele Tausende von Rindern und Schafen. In der Periode von 1870 bis 1872 folgten sich gute Jahre, in denen über dem ganzen Inneren reichlicher Regen fiel [3]).“ An einer Station am Darling war bis Oktober 1876 durch 30 Monate kein Regen gefallen [4]). Doch genug der Beispiele. Was diese Trockenzeiten allmählich an Verderben zu bewirken vermögen, das vollbringt in kürzester Frist ein anderer für Australiens Küstengegenden besonders charakteristischer Feind. Das ist der aus dem erhitzten Inneren bisweilen wehende Gluthwind. Vor allem die Südküste wird von ihm heimgesucht. Von den heißen Winden am 21. und 22. Januar 1860 bemerkt Neumayer, „die Aepfel an den Bäumen seien buchstäblich gebraten worden, wo sie dem Nordwinde ausgesetzt waren“. Der 6. Februar 1851 — der sogenannte „schwarze Donnerstag“ — erzeugte ausgedehnte Buschbrände, welche zahlreichen Pflanzungen den Garaus machten und selbst viele Menschenleben zum Opfer nahmen [5]).

Natürlich rufen die Monate November bis Januar, die heißesten Sommermonde, diese furchtbaren Zerstörer im Inneren wach. (Fortsetzung folgt.)

[1]) Geogr. Mittheil., 1863, S. 97.
[2]) Geogr. Mittheil., 1862, S. 286.
[3]) Proc. Geogr. Soc., 1875, S. 49.

[1]) Hann, Handbuch der Klimatologie, S. 331 bis 332.
[2]) Griesbach, Vegetation der Erde, II, S. 206.
[3]) Hann, Handbuch der Klimatologie, S. 332.
[4]) Hann, l. c., S. 650.
[5]) Hann, l. c., S. 689.

Digitized by Google

Die Insel Madeira.

III. (Schluß-Aufsatz.)

(Mit vier Abbildungen.)

Die Bewohner Madeiras sind von portugiesischer Herkunft, und wie in dem Mutterlande, so sieht man auch hier öfters die Beimischung von Neger- und Maurenblut ihren Gesichtern an. Ein schöner Menschenschlag sind sie kaum zu nennen. Die Tracht erinnert an die portugiesische Bauerntracht. Die Männer tragen eng anliegende, leinene Kniehosen, ein großes Faltenhemd und eine kurze Jacke, die Frauen buntfarbige Kleider und Tücher; die eigenthümliche Kopfbedeckung der Insulaner aber bildet die „Carapuça", eine trichterförmige Mütze, die oben in einer langen Spitze endigt. Obgleich die Auswanderung (besonders nach Britisch-Guyana und Hawai) eine verhältnißmäßig starke ist, so nimmt die Bevölkerung doch stetig zu, und im Jahre 1882 betrug ihre Zahl 133 955 (62 962 Männer und 70 993 Frauen). — Die Volksbildung ist keine sehr hohe, was bei der Schwierigkeit, die die Terrainverhältnisse darbieten, bis zu einem gewissen Grade entschuldbar ist. — Von nichtportugiesischen Bevölkerungselementen, die ständig auf der Insel wohnen, ist nur das englische (eine Kolonie von etwa 200) nennbahft; dasselbe vermittelt namentlich den Weinexport. — Die Regierung und Verwaltung ist einem von der portugiesischen Krone ernannten Statthalter anvertraut, und die Inseln zerfallen politisch in zehn sogenannte „Concelhos" (Distrikte). Die Religion ist die römisch-katholische, und der oberste Seelenhirt der Insulaner ist der Bischof von Funchal.

Insulaner von Madeira.

Funchal, die Hauptstadt, hat etwa 20 000 Einwohner, wenn man aber die Bewohner der Landhäuser („Quintas") und Dörfer in seiner nächsten Umgebung hinzurechnet, so ergiebt sich etwa die doppelte Zahl. Durch ihre terrassenartige, amphitheatralische Anlage an der steil aufsteigenden Küste macht die Stadt schon von ferne einen ungemein freundlichen Eindruck, und sobald man sie betritt, so erscheint sie nur um so freundlicher. Aumuthige öffentliche und private Gärten und Parks, mit tropischen und halbtropischen Pflanzen, lachen dem Fremden entgegen, manche Gebäude sind stattlich, andere zierlich, und überall wohin man blickt, herrscht eine tadellose Reinlichkeit. Unter den sieben Kirchen, die die Stadt besitzt, ist die Kathedrale die schönste. Vier Forts, die die Stadt umgeben, dienen gegenwärtig mehr zur Ausschmückung ihres Bildes als zu ihrer Vertheidigung.

Der Charakter Funchals als Kurort dokumentirt sich namentlich in dem Vorhandensein von einer großen Anzahl von Heilanstalten, die meist von einzelnen Aerzten begründet und unterhalten sind. Da es zu einem großen Theile Schwerkranke sind, die Madeira behufs Wiederherstellung ihrer Gesundheit und Linderung ihrer Leiden besuchen, so muß dieses System als ein durchaus zweckmäßiges bezeichnet werden. Ein größeres öffentliches Hospital wird von der Regierung unterhalten.

Die kleine Insel Porto Santo zählt 4000 Bewohner und bildet einen „Concelho" für sich.

Was die Entdeckungsgeschichte Madeiras angeht, so hat man aus Plinius' Angaben schließen wollen, daß schon die Phönizier die Inselgruppe auf ihren Fahrten berührt haben. Dieser alte römische Schriftsteller erwähnt nämlich die Gruppe der „Mauretanischen" oder „Purpur-Inseln" in Beziehung auf die Fortunaten oder Kanarien derart, daß der Name auf die Madeira-Gruppe gedeutet werden könnte. Es wäre nur merkwürdig, daß die phönizische Entdeckung keinerlei Spuren auf den Inseln hinterlassen, sowie daß sie den späteren Seefahrern wieder vollkommen abhanden gekommen sein sollte. Die älteste Karte, auf der die Madeira-Gruppe verzeichnet steht, ist die zu Florenz aufbewahrte Seekarte des Grafen Baldelli Boni, die aus dem Jahre 1351 stammt[1]); danach dürften die Genuesen vielleicht die ersten gewesen sein, die die Inseln besucht haben, wie denn auch der älteste Name — „Do Legname", „Holzinsel" — italienischen Ursprunges, und erst später ins Portugiesische übertragen worden zu sein scheint; vielleicht

[1]) Vergl. O. Peschel, Geschichte der Erdkunde (München 1865), S. 176.

Digitized by Google

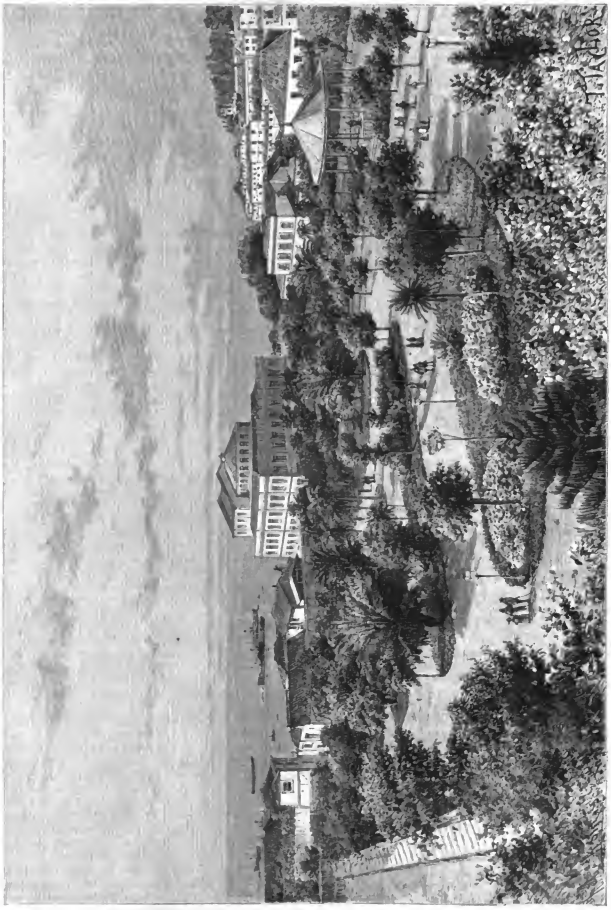
waren genueſiſche Kapitäne in portugieſiſchen Dienſten die Entdecker. — Die Geſchichte von dem verfolgten engliſchen Liebespaare Robert Machim und Anna d'Arfet, das um die Mitte des 14. Jahrhunderts in einem kleinen Fahrzeuge

Funchal.

Die Kapelle von São Vincente.

auf die Inſel getrieben worden ſein ſoll, klingt mehr romantiſch als wahrſcheinlich, und die Thatſache, daß man in der Kirche von Machico noch heute ein Stück von dem Kreuze zeigt, das Spätergekommene auf dem Grabe der Liebenden

Digitized by Google



Theater und Stadtwerk zu Funchal.

Digitized by Google

gefunden haben wollen, erhöht sicherlich nicht ihre Glaubwürdigkeit.

Was man bestimmteres über die Entdeckung von Madeira sagen kann, ist daher nur folgendes: Im Jahre 1419 wurden zwei Kapitäne des Prinzen Heinrich von Portugal, namens Gonçalo Zarco und Tristan Vaz durch einen schweren Sturm nach Madeira verschlagen, um daselbst bei Porto Santo — das sie aus Dankbarkeit so benannten — Schutz und Rettung zu finden, und von dort wohlbehalten nach ihrer Heimath zurückzusegeln. Schon im nächsten Jahre entsandte dann die portugiesische Regierung eine besondere Expedition nach der Inselgruppe, um dieselbe für Portugal in Besitz zu nehmen, und zugleich faßte man auch ihre Besiedelung und Verwerthung näher in das Auge. Die Portugiesen fanden sowohl Porto Santo und die Desertas als auch die Hauptinsel unbewohnt, und von einer früheren historischen oder vorhistorischen Bevölkerung — wie bei den Kanarien — fanden sich feinerlei Ueberreste[1]).

[1]) Vergl. hierzu: G. Hartung, Geologische Beschreibung der Insel Madeira (Leipzig 1864); F. v. Hochstetter, Madeira (Wien 1870); H. G. Bennett, Geologie of Madeira (London 1811); J. Y. Johnson, Madeira (London 1865); E. M. Taylor. Madeira (London 1882); E. Vernon Harcourt, Madeira (London 1851); C. P. de Kerhallet et Legras, Madère etc. (Paris 1869); P. Langerhans, Handbuch für Madeira (Berlin 1889).

Zur Kolonisation und Kartographie der Republik Chile.

Von Dr. H. Polakowsky.

(Schluß.)

Zwei der ersten Abzüge der Karte (ohne Text) sandte ich nach Santiago de Chile an den „Deutsch. Wissenschaft. Verein“ und an die „Sociedad de Fomento Fabril“. Beide Gesellschaften hat ich um möglichst genaue Besprechung der Karte, auf welcher leider mehrere Druckfehler bei der Eile der Herstellung, zu welcher wir gezwungen, stehen geblieben waren. Zahlreiche Berichtigungen, bezüglich der Höhenschichten (gegen deren Eintragung ich mich überhaupt gesträubt hatte, und die allein ein Werk des Herrn Opitz sind), die Vertheilung der Salpeterlager, der Richtung der neuen Eisenbahnen ꝛc. erwartete ich, und zwar mit großem Interesse.

Bereits unter dem 18. Juli 1888 schrieb mir der General-Sekretär des ersten der genannten Vereine, Herr Dr. Darapsky (Nr. 98): „Empfangen Sie des deutschen wissenschaftlichen Vereins aufrichtigsten Dank und zugleich dessen, sowie meine beste Gratulation zu ihrer neuen Karte von Chile. Dieselbe ist in der That ein Meisterwerk, auf welches Deutschland stolz, und wofür Chile Ihnen dankbar sein muß. Heute ließ ich das Ereigniß, denn es ist wahrlich ein solches, auch in der hiesigen Presse bekannt geben. Gerechte Bewunderung weckte in unserem deutschen Kreise vor allem die Vorzüglichkeit in Stich und Ausführung, an welche keine einzige frühere Karte Chiles heranreicht; daß sie aufs genauefte alle vorhandenen Quellen verwerthet[1]), war ja nach Ihrer sonstigen rühmlichen geographischen Thätigkeit nicht anders zu erwarten. Welche Misere ist dagegen die neue kleine Ausgabe von Pissis' Atlas, wie geringwerthig Bertrand's Schulkarte von Chile! Wir Deutschen hier freuen uns natürlich ganz besonders über solche Leistungen; also nochmals herzlichen Glückwunsch.“

„Doppelt bedaure ich in diesem Augenblick, daß die lange projektirte Abtheilung in den „Verhandlungen“ unseres Vereines für Besprechung aller auf Chile bezüglichen Werke noch immer nicht hat verwirklicht werden können. Ihre Arbeit sollte billig ihres allgemeinen Interesses wegen den Anfang machen“.

Die zweite Gesellschaft beauftragte einen Herrn Alvaro Bianchi Tupper mit der Begutachtung der Karte. Der acht Seiten in gr. 8° umfassende Bericht desselben datirt vom September 1888 und erschien im neunten Heft des „Bolletin de la Sociedad de Fomento Fabril“ (Jahrg. 1888). Bei der genauen Besprechung derselben werde ich Gelegenheit haben, auf das von Herrn Opitz und mir bei Herstellung der Karte benutzte Material näher einzugehen. — Herr Bianchi Tupper beschreibt zunächst die Größe und Form der Karte und sagt dann, daß dieselbe, weil sie eine offizielle Publikation der General-Agentur der Regierung von Chile in Europa sei, eine ganz genaue Prüfung auf Wahrheit und Genauigkeit erfordere, besonders da dieselbe wichtige Irrthümer in der Markirung der Grenzen des Landes enthalte. Es folgt eine Angabe der von uns auf dem Titel angeführten Quellen zur Herstellung der Karten und dann die Bemerkung:

„Mit diesem Materiale haben sie eine Publikation angefertigt, welche in sich Alles vereinigt, was über die Geographie des Landes bekannt ist, und ist diese Karte unzweifelhaft die vollständigste aller publizirten Generalkarten Chiles. Wenn sie nicht die Fehler enthielte, die ich weiter unten in einzelnen angeben werde, würde man auch sagen können, daß sie so genau wie vollständig ist.“ — Weiter wird der Druck gelobt und gesagt, daß die Namen meist mit der Sorgfalt und Achtung für die Sprache geschrieben sind, welche charakteristisch für die deutschen Geographen zu sein scheinen. Leider seien viele Ausdrücke schlecht übersetzt und viele einheimische Namen seien aus falschen Quellen geschöpft. Der erste Irrthum, welcher dem Herrn Kritiker passirt, ist der, daß er sagt, die Karte sei in vier Farben ausgeführt. In Wahrheit sind es sieben.

Weiter meint Herr Bianchi Tupper, daß die große Fülle der Namen die Klarheit des Werkes schädige. Eine für den Schul-Unterricht bestimmte Karte müsse nur die Details von einer gewissen Wichtigkeit enthalten. — Das ist sehr richtig; aber hier handelt es sich nicht um eine Schulkarte, sondern um eine möglichst genaue Generalkarte. Eine solche war ich beauftragt anfertigen zu lassen. Bei dem großen Maßstabe (1 : 2½ Millionen) und bei der relativ geringen Zahl der Städte und Dörfer wird die Klarheit in keiner Weise beeinträchtigt, und es wäre noch genügend Raum, um die wichtigsten Hacienden einzutragen.

Herr Bianchi Tupper findet es schmerzlich (sensible), „daß die Autoren eben so viel Werth auf die Geographie der benachbarten Länder, wie auf die des unserigen ver-

[1]) Es ist dies leider an zwei oder drei Stellen der Karte nicht geschehen.

Digitized by Google

wandt haben". Diese Eifersucht ist ebenso bezeichnend wie unbegründet. Herr Koffmahn sagt in seiner Kritik unserer Karte (Peterm. Mitteilg. 1888. Literaturber. Americ. Nr. 464): „Das argentinische Gebiet ist ersichtlichlich skizzenhaft gezeichnet. Für die unmittelbar an Chile grenzenden Theile ist es aber gar zu Tiefstmöglichst behandelt." Nach meiner Ansicht haben wir gerade die richtige Mitte gefunden. Wie aber die leidlich genaue Zeichnung der Grenzgebiete „schmerzlich" sein soll, kann die Einsicht eines Europäers wohl kaum fassen. Weiter behauptet Herr Bianchi Tupper, die Grenze Chile's sei sehr schwach markirt, so daß nicht leicht zu erkennen sei, was Chile ist und nicht ist. — Es wird dem Leser genügen, wenn ich auf diese tadelnde Bemerkung, welche so unbegründet, wie die Mehrzahl der übrigen ist, erwidere, daß eine fünf Millimeter breite rothe Linie die Grenze markirt!

Dann wird dem Leser angekündigt, daß der Herr Kritiker zur Bezeichnung der Hauptirrthümer der Karte bezüglich der Grenzen übergehe, doch bemerkt er zugleich vorweg, daß die Mehrzahl dieser nicht uns, sondern dem Materiale zuzuschreiben sei, welches wir vor Augen hatten. Die Regierung habe aber befohlen, die weitere Ausgabe der Karte zu suspendiren, bis zur Ausmerzung aller Fehler, und deshalb müßten dieselben sämmtlich bezeichnet werden. Die vier „errores de importancia" sind:

1) Die Grenze gegen Perú folgt nicht dem Rio Sama bis zur Quelle, sondern wendet sich etwas früher gegen Osten. Herr Bianchi Tupper giebt selbst zu, daß auf diese Weise nur ein sehr kleines Gebiet verloren gehe. Auf der großen Karte von Bertrand ist die Sache übrigens nicht nennenswerth verschieden gezeichnet, das Quellgebiet des Sama ist auch noch nicht genau erforscht, man kann nicht sagen, welcher der drei Quellflüsse als Rio Sama gelten soll. (S. die Carte de la Guerre du Pacifique, publiziert von der Oficina Hidrogr. de Chile und abgedruckt in D. Barros Arana, Hist. de la Guerro du Pacif. Tom. I.) Der Grenzvertrag mit Perú[1]) besagt allerdings, daß der Rio Sama bis zu seiner Quelle als Grenze dient. Wir hätten also einem der drei Flüßchen bis zu Ende folgen müssen, und kann dies also als ein kleiner Irrthum gelten.

2) Die Grenze zwischen Antofagasta und Tarapacá und Atacama sei durch etwas stärkere Punkte markirt, als die der übrigen Provinzen. Es ist dies richtig, geschah aber ohne besondere Absicht.

3) „Die Grenze zwischen Chile und der Argentinischen Republik bilden, nach dem Vertrage von 1881, die Gipfel der Andes, welche die Wasserscheide bilden. Es kann also deshalb im argentinischen Gebiete keine Flüsse geben, welche nach dem Pazifischen Ozeane gehen, noch im chilenischen Gebiete solche, die nach dem Atlantischen Ozeane fließen. Trotzdem zeichnet die Karte die Grenze zwischen dem 44. und 46. Breitengrade durch eine phantastische Linie, welche in der Mitte einen See schneidet, dessen Existenz ich nicht kenne (ignoro), und welche den Argentinern den ganzen oberen Lauf der Flüsse Aisen und Huemules giebt." Schrecklich! In Grenzfragen hört bei der Mehrzahl der gebildeten Hispano-Amerikaner jede ruhige Diskussion auf. Es ist deshalb ein noch ungelöstes Problem, einen Atlas zu erfinden, welcher allen Prätensionen dieser Leute genügt. Jeder will: sein Vaterland „muß größer sein". — Ein findiger Verleger, dem es nur um das „Geschäft" zu thun ist, muß bei einem event. Schul-Atlas die Grenzen je nach dem Staate markiren, für welchen die betreffende Ausgabe bestimmt ist. Doch nun zu Herrn Bianchi Tupper. Der Grenzvertrag besagt in Art. 1[1]): „Die Grenze zwischen Chile und der Argentinischen Republik ist, von Nord nach Süd, bis zum 52. Breitengrade die Cordillere der Andes. Die Grenzlinie verläuft in dieser Ausdehnung über die höchsten Spitzen der genannten Cordillere, welche die Wasser scheiden, und geht zwischen den Abhängen hindurch, welche sich von der einen oder anderen Seite ablösen".

So die etwas dunkele Fassung, die der nächstens in Aktion tretenden Kommission zur faktischen Markirung der Grenze noch viele Schwierigkeiten bereiten wird, in wörtlicher Uebersetzung. Es ist ein vom Lokal-Patriotismus eingegebener Wunsch, daß kein in den Pacific fallender Fluß argentinisches Gebiet berühren darf. Nicht unsere Grenzlinie ist an genannter Stelle fantastisch, sondern die auf der großen Karte von Bertrand, welche den oberen Theil der Flüsse Aisen und Huemules zu Chile schlägt und zu diesem patriotischen Zwecke die Cordillerengipfel nach Osten verlegt.

Und nun zur Bemerkung über die Laguna Fontana. „Ignorar" bedeutet zugleich „nicht wissen" und „ignoriren", und in der That muß einer von beiden Fällen hier vorliegen. Wenn der Herr Kritiker die Reisen Fontana's, des Gobernadors von Chubut, nicht kennt, wenn er überhaupt von der Existenz eines See's in dieser Gegend (welchen See schon Franz Latzina auf seiner bekannten statistischen Karte von 1882 markirt, obgleich denselben damals noch kein Europäer besucht hatte) nichts wußte, dann ist es eine ungeheure Ueberschätzung seiner Kräfte, daß er sich an die Kritik dieser Karte, in welcher ein gewaltiges Material von Literatur und Kartographie verarbeitet ist, machte. Die Laguna Fontana ist kein Phantasiegebilde. Herr Bianchi Tupper lese nur den Tom. VII des Bol. del Instit. Geograf. Argent. und besonders die Hefte VII, V, IX—XII und betrachte sich die Originalkarte in H. IX. Daselbst wird er auch ersehen, daß auch der Rio Corcovado sich vom argentinischen Gebiete durch die Gebirge einen Weg nach dem Pacific sucht. Dieser Fluß ist also auf unserer Karte falsch gezeichnet. Bezüglich des Rio Aisen bin ich Fontana, welcher glaubt, derselbe entspringe der L. Fontana, nicht gefolgt, da mir die Sache noch sehr zweifelhaft scheint. Auch Fr. Latzina ist in seinen neuesten Karten, die mir erst im Oktober 1888 zu Gesicht kamen, so verfahren[2]).

Wäre die Kritik des Herrn Bianchi Tupper eine wirklich ernsthafte, wissenschaftliche, so hätte er die Lage des Fontana wohl mit Recht kritisiren können. Ich glaube, daß derselbe zu weit westlich gezeichnet ist. Herr H. Wichmann hatte die Güte, mich zuerst hierauf aufmerksam zu machen. Es ist eine von mir übersehene Aenderung der ursprünglichen Karte von Chile (im „Atlas Universal" von F. Bolckmar. Leipzig 1888. Edic. chilena), welche Herr Opitz vorgenommen hat. F. Latzina zeichnet übrigens in seinem neuen Werke (Geogr. de la Republ. Argent.) den See auf den zwei in Betracht kommenden Karten (S. 50 und 582) verschieden, verlegt die größere Hälfte einmal nach Chile und einmal nach Argentinien. Auf alle Fälle ist der See bei uns zu weit nach Westen, auf der Originalkarte von Fontana aber (schon nach dem Texte) zu weit nach Osten gezeichnet. Wo bei Fontana die Hauptcordillere gezeichnet, befindet sich das Meer. Hoffentlich bringt das betreffende Blatt des Atlas de la Republ.

[1]) Memor. de Relac. Exter. de Chile 1883, p. CV.

[1]) Memor. de Relac. Exter. de Chile 1881. p. 169.

[2]) S. die schöne Arbeit v. Kommand. D. Fur. M. Simpson in Anuar. Hidrogr. de la Marina de Chile. Tom I., wo der Rio Aisen bis 71° 30' westl. L. gezeichnet ist.

Digitized by Google

Argent. von Seelstrang Klarheit. Auf der übrigens ziemlich mangelhaften neuesten Karte von Duclout (Buenos-Aires) liegt der L. Fontana ganz auf argentinischem Gebiete und hat einen Abfluß nach dem Pacific, von dem Fontana nichts erzählt.

Oder soll das „ignoro“ ignoriren bedeuten? Es ist dies durchaus nicht unmöglich, da die Fälle häufig sind, daß bei Grenzstreitigkeiten die sorgfältigsten, aber unbequemen Arbeiten todtgeschwiegen werden. Hier wäre dies ganz unverzeihlich, da der Bericht des Fontana eine wahre Goldgrube für jeden Geographen ist.

4) Der Titel Gobernacion de la Tierra del Fuego umfaßt einen großen Theil chilenischen Gebietes. — Dieser „error de importancia“ ist einfach komisch. Der Name „Tierra del Fuego“ geht groß gedruckt über die ganze Insel, auf argentinischem Gebiete steht kleiner gedruckt darüber: „Gob. de la.“ Die fünf Millimeter breit in roth markirte Grenze schließt doch für jeden sehenden Menschen jeden Irrthum aus.

Die Fehler, welche in der Zeichnung der Karte selbst entdeckt wurden, sind die folgenden:

1) Die Cerros Peinado und San Francisco und die Pässe von San Francisco und Losas sind falsch (d. h. zu weit nach Osten) gezeichnet. Dieselben müssen nach der Karte der Atacama von Alej. Bertrand eingetragen werden. — Hierbei ist zu bemerken, daß die Grenze an dieser Stelle (zwischen den Graden 26. und 27) auf der großen Chile-Karte Bertrand's (welche voll der gröbsten Fehler ist) ganz anders markirt ist, als auf der Atacama-Karte. Auf ersterer liegt auch der Paso de Losad da, wo wir ihn gezeichnet haben. Bei dieser Sachlage sind wir den Karten von Brackebusch, Duclout und dem Atlas des Paz Soldan gefolgt.

2) Der Archipel der Inseln Campana, Principe Enrique, Wellington ist ganz falsch gezeichnet und ist eine Nomenclatur angenommen, welche nicht die der Oficina Hidrogr. de Chile ist. — Herr Bianchi Tupper sordert, daß man uns die neue chilenische Karte dieser Gegend sende. Dieselbe (Canal Fallos in Anuar. Hidrogr. de la Mar. de Chile, Tom. XI) ist in meinen Händen und gebe ich zu, daß die Nichtbenutzung dieser Karte welche die der deutschen Admiralität (Aufnahme des Albatroß, publ. 1885) wesentlich ergänzt, ein schwerer, durch mich verschuldeter Fehler ist. Ich hatte diese Karte nicht an Herrn Opitz gesandt und später Vergleich und Nachtrag versäumt. — Uebrigens sehe ich Herr Bianchi Tupper die große Karte von Bertrand an, wie schlecht da dieser Archipel gezeichnet ist.

3) Der Kanal, welcher die Wasser von Skyring mit dem Seno Obstruccion vereinigt, existirt nicht. — Wir sind hier dem großen Atlas der Argentina von Seelstrang (Taf. XXVI als Abra de Rhys.) gefolgt und haben diesen Kanal auch als problematisch eingetragen. Ob die Behauptung des Herrn Bianchi Tupper richtig ist, bedarf übrigens erst des Beweises.

4) Die kleine Bahnstrecke zwischen Mejillones und Mantos Blancas existirt nicht. — Die Bahn von Antofagasta nach dem Innern, welche nur bis Conchi gezeichnet ist, muß bis zur Grenze von Bolivia fortgesetzt werden und im Norden des Salar de Atcotan und Volcan Tyagua und nicht im Süden derselben laufen. — Hierzu bemerke ich, daß uns nur die Karte der Atacama von Bertrand hierfür vorlag, auf welcher die Bahn bis zu 23° südl. Br. als fertig gezeichnet ist. Aus chilenischen Zeitungen ersah ich, daß eifrig an der Fortsetzung gearbeitet wurde. Ich ließ deshalb die Bahn bis Calama fertig zeichnen. Im letzten Momente (bei der Korrektur) fand ich in einer chilenischen Zeitung, daß die zweite Brücke (bei Station Barbara) über den Rio Loa fertig sei, und die Lokomotive bis dahin laufe. Ich glaube wirklich, daß man mit größerer Sorgfalt nicht verfahren konnte. — Was die Lage der Bahn betrifft, so sind wir der genannten Karte Bertrand's gefolgt. Von einer Aenderung der Trace habe ich nichts erfahren. Vergebens wandte ich mich wiederholt wegen offiziellen Materiales mit Karten und Plänen über die projektirten Bahnen an die hiesige chilenische Gesandtschaft, an Herrn Errázuriz und an den Bauteminister Pedro Monti in Santiago. Man sandte mir aus Paris einen — Zeitungsausschnitt, der mir längst bekannt war! Nach solchen Daten haben wir mehrere der neu projektirten Linien einzeichnen müssen. Die von Herrn Bianchi Tupper an der Antofagasta-Bahn entdeckten Fehler sind also völlig ungerecht.

Es folgt nun eine Liste von 82 wirklichen und angeblichen Druckfehlern. Wirkliche Druckfehler sind 62 (wobei mehrere, die sich in der Nebenkarte von Araukanien wiederholen, doppelt gezählt sind), viele höchst unbedeutend. Wir können Herrn B. Tupper aber für die fleißige Zusammenstellung derselben nur dankbar sein. Viele der übrigen angeblichen Schreibfehler kann ich aber als solche nicht gelten lassen, da sie dem mir vorliegenden, guten, meist chilenischen Material entsprechen. So derändert Herr B. Tupper Talcahuano in Talcagnano. Faktisch ist der Name aber auch auf Bertrand's großer Karte, in der „Memoria de Marina“ vom Jahre 1887 und anderen offiziellen, neuesten Publikationen mit h geschrieben. — Rio Buta Palena soll in Rio Palena geändert werden. Faktisch bezeichnet die Ofic. Hidrogr. de Chile (Karte in Tom. XI) diesen Strom auch als Rio Buta Palena. Wie konnten wir die von Herrn A. Bianchi Tupper beliebte Nomenklatur kennen? Der Raum fehlt, um alle diese angeblichen falschen Namen zu besprechen. Auch Herrn B. Tupper ist die richtige Uebersetzung für „Sound“ „Seno“ und nicht „Zonda“. Wir sind dem großen Atlas der Argentina von Seelstrang gefolgt, zu dessen zahlreichen Vorzügen eine sorgfältige Nomenklatur gehört.

Zum Schlusse wünscht Herr B. Trouilly einige Bezeichnungen, die wir nur der größeren Vollständigkeit wegen gemacht haben, unterdrückt zu sehen. So soll statt Océano Grande ó Pacífico nur Océano Pacífico geschrieben werden Er hat die Güte, hinzuzufügen, daß diese von uns gemachten Angaben keine Irrthümer seien. Unverständlich ist mir z. B. auch, wie die Schreibweise Cabo Virjenes „von mehr grammatikalischer Richtigkeit“ sein soll, als das von mir angenommene Cabo de las Virjenes. Der Schluß der Kritik ist wohlwollender [1]), als man nach der Aufzählung so merkwürdiger „errores“ glauben sollte.

Ich beklage es, daß unsere Karte in Chile bisher nicht von kompetenterer Seite geprüft und kritisirt worden ist. Dennoch ist Herrn B. Tupper's Kritik für uns werthvoller, als allgemeine Bemerkungen (wie z. B. in der Kritik in den Verhdl. der Ges. f. Erdk. z. Berlin, XV, S. 289),

[1]) Derselbe lautet: Salvados en el Mapa los errores de limites con los paizes vecinos, nuestro Golierno podria autorizarlo para su circulacion con caracter oficial. — Depurada, en seguida, de las faltas de escritura que he apuntado; puesto de acuerdo con la lei que cree la provincia de Antofagasta, tendriamos el mas exacto i completo de los mapas existentes sobre Chile. Si, finalmente, se le aclara un poco nombres, inútiles i se descarga de datos la parte que no se refiere á Chile, el Mapa, será de facil i espedita consulta para todos. En este caso, está llamado a servir eficazmente de ausiliar para el fomento de la emigracion europea a Chile, i en tal sentildo se le puede considerer como una buena adquisicion hecha por el pais.

Digitized by Google

wobei gar nicht näher auf die Karte selbst eingegangen wird. Die schon oben citirte Kritik des Herrn Kossmahn, welche nichts weniger als wohlwollend gehalten ist, geht aber speziell auf einige der wirklichen und angeblichen Mängel der Karte ein. Herr Kossmahn sagt z. B.: „Dabei hätte sich jedoch die Benutzung von Schert-Lastarria's flüchtiger Situationszeichnung nicht auch auf den von Gormaz aufgenommenen Calle-Calle und seine Zuflüsse erstrecken sollen." — Hierzu bemerke ich, daß das einzige mir für die Karte von den Auftraggebern zugestellte, mir bisher unbekannte Material in der Karte von Schert und Lastarria und in einer Skizze (Rauschc) ohne Namen und Datum, den Rio Imperial und seine nördlichen Zuflüsse darstellend, bestand. Trotzdem zeichneten wir mit Benutzung der Aufnahmen von Gormaz. Als mir die Differenzen bedenklich schienen, fragte ich speziell in Paris an: an welche Aufnahme ich mich halten sollte (für die Spezialkarte von Arankanien, welches Gebiet Herr Errázuriz kürzlich besucht hatte). Ich erhielt darauf die bestimmte Weisung, zunächst die Pansche und dann die Karte von Schert und Lastarria (die mir übrigens nicht als „flüchtig" erscheint) zu benutzen. Es ist dies übrigens das einzige direkte Eingreifen der Auftraggeber in die Herstellung der Karte gewesen und ist es also unrichtig, wenn in dem Berichte des Ministers[1]) gesagt wird, die Karte sei in Leipzig unter Direktion des General-Agenten gedruckt. Derselbe hat die Karte erst gesehen, als sie ganz fertig war.

[1]) Memor. del Minist. de Industr. y obras publ. de Chile, 1888, p. XCV.

A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien.

Von **Adrian Jacobsen.**

(Schluß.)

Bei Lakluta floß ein Strom namens Mota-Luko vorüber, um an der Südostküste der Insel bei dem großen Dorfe Luka zu münden. Leider konnte ich demselben nicht folgen, wie ich gewünscht hatte, da ich der in Luka herrschenden Kriegswirren halber keine Begleiter aufzutreiben vermochte. Auf dem jenseitigen Ufer ragte der 4000 Fuß hohe Heimodo-Berg empor, dessen Gipfel mit hohem Grase bewachsen ist und vielen Hirschen zum Aufenthalte dient. Nordwestlich von demselben liegen die Berge Eitana und Loi-Leki.

Eingeborene, die ethnographische Gegenstände brachten, fanden sich in Lakluta trotz meiner wiederholten Aufforderungen nicht ein, und so setzte ich am 16. Juli meine Reise mit neuen Pferden und Trägern weiter fort.

Die letzten zwei Tage hatte es viel geregnet, und schien es bei diesem Monsun auf der Ostküste überhaupt mehr zu regnen als auf der Westküste, wie denn auch die Ostküste stärker bewaldet war als die Westküste. Wir folgten dem Flusse Mota-Luko etwa fünf englische Meilen in südöstlicher Richtung, dann bogen wir aber südlich und südwestlich ab und überschritten einige niedrige, bewaldete Berge.

Recht bezeichnend für die Timoresen ist ihre geringe Ortskenntniß. Kaum eine Stunde vom Dorfe entfernt, kannte keiner meiner 15 Träger den Weg, und wir irrten planlos herum, bis wir ganz zufällig den richtigen Pfad wieder trafen. Auf einem hohen Berge angelangt, hatten wir eine prächtige Aussicht über eine große Strecke der Ostküste Timors. Das Land ist bis 15 bis 20 engl. Meilen von der Küste flach und dicht bewaldet, dann wird es aber bergig. Von dem Gebirge herab strömen unzählige kleine Flüsse, die das Land bewässern. Allem Anschein nach mußte sich dasselbe zum Tabakbau gut eignen. Die herrschenden Baumarten sind Akazien, Tamarinden und Gummibäume, die Ufer der Bergströme sind aber meistentheils mit der auf Timor so häufig vorkommenden Kasuarnuß (einer Nadelholzart) bewachsen. Beim Absteigen vom Berge in südwestlicher Richtung stießen wir auf den Fluß Mota-Gumava. Hier betheuerten sämmtliche Träger den Weg nicht zu kennen, und ich mußte daher einige von ihnen nach den nahen Bergen senden, wo Häuser standen, um dort Führer zu erhalten. Wir überschritten dann mehrere Gebirgsketten und Ströme. Als es aber dunkelte, vermochten auch unsere neuen Führer den Weg nicht mehr zu finden, und es war ein Glück, daß wir zwei Eingeborenen begegneten, die nach Bariqae wollten, und denen wir uns anschließen konnten. Abends kamen wir dann in der Residenz des Königs von Bariqae an, an den ich ein Empfehlungsschreiben vom Gouverneur aus Dilly besaß.

Am 17. Juli begab ich mich mit meinem Dolmetscher zu ihm und wurde freundlich empfangen. Der König war etwa 50 Jahre alt, trug einen ziemlich starken Kinn- und Schnurrbart, und sah sehr europäisch aus, er schrieb und sprach auch portugiesisch. Sehr bald begriff er, was ich wünschte, und zugleich versprach er mir auch, mir behilflich zu sein. Es wurden von ihm sofort Boten an die zunächstwohnende Bevölkerung ausgeschickt, um sie herbeizurufen. Meine Reiseroute, die ich über Somoro, Alco, Bibihsun und Tarâkai nach Dilly zu nehmen gedachte, änderte ich auf den dringenden Rath des Königs — da zwischen den zwei zuletzt genannten Königreichen Krieg ausgebrochen war —, und ich entschloß mich, fast denselben Weg zurückzugehen, den ich gekommen war.

Ueber den Glauben der Timoresen befragt, äußerte der König, daß er nur wenige Götzenbilder gesehen habe. Falls eine Familie solche besäße, würden sie an einem abgelegenen Orte im Gebirge verwahrt, und es würde ihnen nur bei besonderen Gelegenheiten geopfert — bei Krieg, Tod, Heirath ꝛc. Im Lakluta-Lande trägt der Opfernde beim Opfern einen alten verrosteten Krieß. Alles, was den Eingeborenen außergewöhnlich ist, wird heilig gehalten und erhält Opfer, und jede Familie besitzt ein solches Kleinod — einen eigenthümlich geformten Stein, einen außergewöhnlich großen oder alten Baum, ein altes in der Erde gefundenes Schwert, eine Lanze ꝛc., und ist für solche Dinge der Verkauf völlig ausgeschlossen.

Das Haus des Radja stand auf einem großen viereckigen Platze, und besaß ein überdecktes Portal, vor dem ein Eingeborener Schildwache stand. Der Fußboden bestand aus Lehm und war etwa zwei Fuß aufgefüllt. Im Inneren befanden sich vier Zimmer, von denen das große Eingangszimmer als Empfangszimmer diente. Die Wände bestanden

Digitized by Google

aus Bambusstreifen, welche vorhänglich geflochten waren. Die Thürröffnungen, welche nach den inneren Räumen führten, waren durch bannwollene Stoffe verhangen, die durch neugierige Weiber, welche einen Blick der Fremden erhaschen wollten, beständig in Bewegung gesetzt wurden.

In der Mitte des Dorfes stand ein großer Baum, auf dessen Gipfel eine lange dünne Stange befestigt war; an der Spitze dieser Stange befand sich ein fastreifenähnlicher Holzring, und in der Mitte der Stange hing eine aus schwarzem Palmenbast gemachte menschliche Figur — die Darstellung der an einem ergriffenen Pferdedieb vollzogenen Strafe, um andere vor ähnlicher Uebelthat zu warnen.

Zurückgekehrt vom Könige fand ich Hunderte von Eingeborenen meiner wartend, und ich konnte von ihnen sehr schöne Gegenstände erwerben. Wie zu erwarten, glichen die Sachen aber vollständig denjenigen von der Küste. Auf mein Befragen versicherte mir der König auch, daß er so weit er auch in alle möglichen Richtungen gekommen wäre, keine wesentliche Unterschiede wahrgenommen hätte.

Am 18. Juli vormittags brachen wir wieder auf, mit einem sogenannten Kapitän, welcher beritten war, als Führer. Wir folgten meist einem kleinen Flusse, der dem Hochgebirge entströmte, verließen denselben aber später, und gelangten auf ein Hochplateau, auf dem sechs bis acht unbewohnte Häuser standen. Mit uns zugleich kamen zahlreiche Eingeborene, die auf dem Wege nach Dilly waren, oben an. Durch das Reiten im hohen nassen Grase waren wir tüchtig durchnäßt, von den Trägern, die uns Proviant und trockene Kleider bringen sollten, war aber nichts zu sehen. Um uns an einem Feuer zu erwärmen, sammelte ich mit dem Dolmetscher Bambusstückchen und Holz, wobei ich beinahe von einem Skorpion in den Fuß gebissen worden wäre.

Am 19. Juli morgens, als es noch dunkel war, setzte ich dann, begleitet von dem Dolmetscher und dem Führer, die Reise weiter fort, während die Träger erklärten, nichts anfassen zu dürfen — wegen der Swangis — ehe die Sonne aufgegangen sei. Wir überschritten zwei Bergrücken, folgten dann einem Flusse und erreichten mittags den Weg, welchen wir bereits früher nach Lakluta benutzt hatten. Hier weigerte sich auch unser Führer weiter zu gehen, indem er vor Heißhunger umzufallen drohte. Da ich am Morgen einen fliegenden Hund und einen Lorie geschossen hatte, konnte ich ihm Fleisch zu essen geben, das er gierig verzehrte. Dann bestiegen wir den Berg Ranaek. Ich sah auf dem Wege wiederholt aus getrockneten Palmblättern gefertigte Figuren, die an Querstangen befestigt waren und hielt dieselben anfangs für Verbotsflöße (hier „Nauy" genannt), auf meine Frage, was sie zu bedeuten haben, erklärte mir aber mein Führer, es seien Zeichen vom Könige, durch die derselbe sein Volk zusammen rief, da er unmöglich an jedes zerstreut liegende Haus einen Boten senden könnte. Nachdem wir nochmals die schöne Aussicht vom Berge Ranaek genossen hatten, stiegen wir auf der Nordwestseite zum Thale hinab und langten noch vor dem Dunkelwerden wieder in dem von uns einige Tage früher besuchten Orte Dokiel an. Die Soldaten mit den Trägern kamen zwei Stunden später. Die ersteren berichteten, daß nach unserem Aufbruch sämmtliche Träger davon gelaufen waren; die Soldaten hatten darauf alle Pferde der Leute, welche gleichzeitig mit uns auf der Höhe angekommen waren, mit Beschlag belegt, bis aus den Gebirgshäusern neue Träger und Pferde herbeigeschafft worden waren. Es war dies das einzige mal, daß unsere afrikanischen Soldaten sich wirklich nützlich gezeigt hatten.

Am 20. Juli morgens waren die sämmtlichen neuen Träger und Pferde an Ort und Stelle, dank unserem alten liebenswürdigen Wirthe, und wir ritten nun auf unserem früheren Wege zurück. Am Flusse Mitwaki angelangt, gingen wir aber nicht aufwärts, sondern abwärts, wo er bei dem großen Dorfe Manitutu in einen See mündet. Wir stießen dabei auf einen breiten, in europäischer Weise gebauten Weg, neben dem ein Kanal hinlief, durch den das terrassenförmige und mit Reis bepflanzte Land bewässert wurde. Auf den zum Theil halb unter Wasser stehenden Reisfeldern sah ich viele graue und weiße Kraniche sowie eine mir unbekannte Schneepenart. Auf einem nahen Hügel saß ferner ein für diese Gegenden sehr großer Adler, der unter den hier in Menge vorkommenden Turteltauben eine Mahlzeit halten wollte. Abends langten wir in Manitutu an und nahmen bei einem portugiesischen Händler Wohnung. Den ganzen Tag hatte ich sehr starkes Fieber gehabt, so daß ich mich kaum noch auf dem Pferde hatte halten können. Mein Wirth berichtete mir, daß er bei einer Reise im Gebirge zwei steinerne Götzenbilder gesehen habe, daß der Ort aber zu weit entfernt sei, um sie herbeischaffen zu können.

Manitutu ist wohl nach Dilly der größte Ort von Portugiesisch-Timor, die meisten Eingeborenen sind dem Namen nach Christen, haben aber doch noch ihre Uma-lui. Es giebt eine große steinerne Kirche, sowie auch eine Erziehungsanstalt für eingeborene Mädchen, jedoch waren die Schwestern noch nicht angelangt, und nur ein Priester war in Thätigkeit. Auch chinesische Händler waren da. Ein portugiesischer Beamter, welcher ein von Wällen und Kanonen umgebenes Haus bewohnt, befand sich gerade auf einer Reise im östlichen Timor. Die Straßen des Dorfes waren ziemlich regelmäßig, die Häuser jedoch klein und armselig. Der Hafen ist bei beiden Monsunen ungenügend und vier englische Meilen östlicher befindet sich ein tiefer Einschnitt, der viel besseren Schutz bieten würde. Ich wollte von hier aus per Boot nach Dilly reisen, konnte aber kein brauchbares Fahrzeug auftreiben. Wir ritten also, nachdem wir nach vielem Hin- und Herreden mit dem Radja wenigstens Leute und Pferde erhalten hatten, nach dem etwa drei Stunden entfernten Dorfe Lakllu weiter. Hier traf ich meinen alten königlichen Bekannten wieder (den seltheren portugiesischen Korporal); derselbe weilte seit einigen Tagen in seiner Residenz, empfing mich freundlich und sagte mir, daß meine von seinem Dorfe mitgenommenen Träger, die mich in den Bergen so schmählich verlassen hatten, exemplarisch bestraft worden seien. Diesmal wurde ich auch der Königin vorgestellt; es war eine ältere Dame, die wie die anderen wohlhabenden Timoresinnen geflochtet war. Da ich noch an Fieber litt, ließ ich mich auch gern überreden, die Nacht bei dem Könige zu bleiben, während die Soldaten und Träger vorausgingen.

Am 23. Juli vier Uhr morgens machte ich mich aber, begleitet von meinem Dolmetscher bei prächtigem Mondscheine wieder auf den Weg, und im scharfen Trabe ritten wir den Mitwaki-Fluß hinauf, dabei wieder auf Gruppen von Eingeborenen stoßend, die mit Vieh und Kaffee auf dem Wege nach Dilly waren; dieselben hatten große Feuer angemacht, um ihr Vieh vor Dieben zu schützen. Mit unseren vorzüglichen Pferden erklommen wir rasch den hohen Bergrücken, der Lakllu von der Seeküste scheidet, und kurz nach Mittag langten wir in dem an der Küste gelegenen Dorfe Matinaro an; hier trafen wir auch unsere afrikanischen Soldaten, und wir setzten unseren Weg mit ihnen weiter fort. In der Nähe eines Mangrove-Waldes stießen wir auf eine Affenfamilie, welche vom nahen Gebirge kam, um von den Bäumen aus Fische zu fangen. Der Affenvater ging ohne Furcht langsam vor uns her, die Mutter folgte etwas ängstlicher, der kleine Sohn aber sprang wie toll hinter ihnen drein. Nach einem scharfen Ritte langten wir schon kurz nach vier Uhr in Dilly an, und eine Stunde später ebenso unsere Träger.

Digitized by Google

Die Mannschaft meiner früheren Frau, die ich aufsuchte, fand ich leider in einer traurigen Verfassung, da sie alle sehr stark am Fieber litten. Der Gouverneur empfing mich wieder sehr freundlich und hörte mit hohem Interesse meinen Reisebericht an.

Am 24. und 25. Juli, als ich mit dem Ordnen meiner Sachen beschäftigt war, hatte ich wieder starkes Fieber, obwohl ich jeden Abend eine Portion Chinin nahm. Der Gouverneur, ebenso wie sein Sekretär und sein Adjutant, nahmen dieses Mittel ebenfalls täglich und waren bis dahin vom schweren Fieber verschont geblieben.

Am 26. Juli besuchte ich mit den sämmtlichen höheren Offizieren eine Schießübung, welche die afrikanischen Soldaten ablieferten. Auf eine Entfernung von 100 Metern traf keiner von ihnen die große Scheibe, und konnten sie nicht einmal das linke Auge schließen. Die Soldaten stammen aus der Gegend des Zambesi-Flusses. Der Befehlshaber beklagte sich, daß den Truppen keine Disciplin beizubringen sei, dagegen zeigten sich einige voriges Jahr zurückgesandte, einem anderen Stamme angehörige ostafrikanische Negertruppen als zuverlässige und tapfere Krieger. Auf dem Rückwege passirten wir die Stelle, wo ein Jahr vorher der Vorgänger des jetzigen Gouverneurs durch die Eingeborenen von Dilly ermordet worden war, nachdem schon längere Zeit eine Mißstimmung gegen ihn geherrscht hatte.

Nachdem ich am 28. Juli im stande gewesen war, meine Sachen zu verpacken, weckten mich tags darauf am frühen Morgen Kanonenschüsse — ein Zeichen, daß ein Dampfschiff in Sicht war. Ich begab mich alsbald nach der Stadt, und fand daselbst den Dampfer „Batavier", der direkt nach Makassar ging. Ich nahm auf ihm Plätze für mich, meine Mannschaften und Sammlungen. Am 1. August sieben Uhr morgens legte auch der Dampfer „Landsberg" in Dilly an, auf dem sich Dr. Bäßler, ein deutscher Reisender, befand, welcher schon früher eine Reise in den Molucken gemacht hatte, und welcher ein eifriger Sammler ethnographischer Gegenstände war. Nachmittags vier Uhr war alles zur Abreise bereit, und ich empfahl mich beim Gouverneur, dessen Gastfreundschaft ich während meines Aufenthaltes genossen und dem ich meine Erfolge auf Timor ganz wesentlich verdankte. Von den übrigen Herren an Bord gebracht, lichteten wir dann die Anker.

Am 2. August gegen Abend passirten wir die Insel Pulo-Komba, die sich kegelförmig bis zu einer Höhe von 1600 Fuß aus dem Meere erhebt und einen thätigen Vulkan trägt; der Krater befindet sich etwa 800 Fuß unterhalb der Spitze des Berges, und es stieg aus demselben eine mächtige Rauchwolke hervor. Die nördliche Seite der Insel ragt als eine zähe Wand aus dem Wasser empor.

Am 3. August kamen wir dann an der Ziegen-Insel vorüber, die ein niedriges Korallenriff ist und von See- und Landvögeln wimmelt. Ein unternehmender Australier hat vor einigen Jahren versucht, Guano von dort auszuführen, da die Insel in einer Zone liegt, wo viel Regen fällt, so war derselbe aber von schlechter Qualität.

Am 4. August warfen wir in dem schlecht geschützten Hafen von Bala-Nipa, auf Südost-Celebes Anker. Es mündet hier ein ziemlich tiefer Fluß, die Einfahrt in denselben ist aber durch Sandbänke erschwert, und Sümpfe machen die Gegend sehr ungesund. Ich flattete hier mit dem Kapitän der holländischen Niederlassung, sowie auch dem hier stationirten Residenten, dessen Familie sehr am Fieber litt, einen Besuch ab. Von einigen chinesischen Kaufleuten sollten wir eine Kofferladung mit nach Makassar nehmen. Fünf bis sechs Meilen von der Seeküste sangen nämlich die Hügel und Gebirge an, auf denen sich überall Kaffeeplantagen befinden. Als wir uns nach drei Uhr wieder an Bord begeben wollten und den Fluß hinunterruderten, sahen wir viele Eingeborene — Männer und Weiber — bis an den Leib im Wasser stehen, und mit kleinen Netzen Fische fangen; eine kleine Strecke weiter hin lag am Ufer ein großes, 12 bis 14 Fuß langes Krokodil. Als ich den Bootshaken ergriff, um ihn in seinen Rachen zu stoßen, lief es schnell ins Wasser und peitschte dasselbe mit seinem Schwanze zu Schaum. Es ist unbegreiflich, daß hier so wenig Unglück durch diese Thiere vorkommt, da die Eingeborenen beim Fischfange doch vielfach im Wasser stehen. Die Ufer an dem unteren Theile dieses Flusses sind mit einem dichten Busche von kleinen Wasserpalmen (Bala-Nipa) bedeckt; daher auch der Name des Ortes.

Zwei englische Meilen vom Ufer entfernt befinden sich im Golf von Boni verschiedene Inseln, welche von Fischern — hauptsächlich von den früher erwähnten Balinesen bevölkert sind. Es ist besonders morgens ein schöner Anblick, wenn die nach Hunderten zählenden Fischerboote von der Insel sich nach allen Richtungen hin zerstreuen. Auch lagen in Bala-Nipa viele Prauen und Schoner, die vermuthlich getrocknete Fische kauften.

Am 6. August hatten wir volle Ladung und gingen nach Makassar unter Segel. Wieder bekam ich einen starken Fieberanfall.

Am 7. August in Makassar angelangt, ließ ich einen Arzt rufen, welcher leider keine Hoffnung auf völlige Genesung in diesem Klima gab, und mir rieth, sobald als möglich nach Europa zurückzukehren. Da ich mich am 18. August noch nicht besser fühlte, entschloß ich mich also meine Sammelreise zu beenden und die Heimfahrt anzutreten.

Am 19. August bot sich auch schon eine Gelegenheit dazu, indem ein nach Singapore gehöriger Dampfer die Anker lichtete. Kaum auf See gekommen, fühlte ich mich wieder viel wohler, und am 20. August konnte ich in Amphnang, auf der Insel Lombok, ans Land gehen, den Marktplatz und verschiedene Häuser von Eingeborenen besuchen und eine kleine Sammlung von Geräthschaften, darunter hübsche, aus Holz geschnitzte buddhistische Götzenbilder, erwerben. Der Radja, dessen Bekanntschaft ich machte, glich mehr einem Hindu als einem Malayen; derselbe soll einen prächtigen Garten besitzen, worin sich ein schöner Buddhatempel befindet. Früher sollen die Bewohner dieser Insel dem Islam angehört haben, aber durch Kolonisten aus Bali sollen sie zum Buddhismus bekehrt worden sein. Das Volk — besonders die Frauen — war hier hübscher als in Timor, und die Typen glichen ebenfalls mehr den Hindu als den Malayen. Im Innern soll aber noch ein Stamm wohnen, welcher sich noch der Bogen und Pfeile bedient und heidnisch ist. Außer den chinesischen Großhändlern giebt es auch einige armenische und arabische Händler hier. Wir nahmen als Ladung rohe Baumwolle und Kaffee. Am selben Abend verließen wir dann den Hafen von Amphnang wieder und dampften nach der Stadt Baleling, auf der Insel Bali ab, wo wir am 22. August morgens anlangten. Auch hier begab ich mich ans Land und besuchte das Haus eines reichen Chinesen, von dem wir Ladung nahmen. Es war ein schön gebautes und reich ausgestattetes, palastartiges Gebäude. Neben demselben stand eine Art Musikpavillon, auf welchem viele Musiker Platz genommen hatten; die Instrumente bestanden aus den in Java so beliebten Gamelang (vielen verschiedene Töne gebenden, auf Holzgestellen befestigten Gongs). Auch wurde ein Feuerwerk abgebrannt. Dies alles war ein Dankopfer, welches den Göttern gebracht wurde. In der Stadt hatte nämlich seit Monaten die Cholera gewüthet, und dieselbe wurde jetzt als erloschen betrachtet. Nachdem ich einige ethnographische Gegenstände

Digitized by Google

erworben hatte, suchte ich einen seit 16 Jahren auf Bali wohnenden gebürtigen Holländer auf, der hierher gekommen war, um die Sprache der Balinesen zu studiren, und der derart an Land und Leuten Gefallen gefunden hat, daß er wohl nie wieder die Insel verlassen wird; er kleidete sich und lebte wie die Eingeborenen. Herr Van-der-Tuck hat auf diese Weise umfangreiche Studien gemacht, die einst der Wissenschaft von hohem Werthe sein können. Auf meiner Wanderung durch die Stadt fiel mir auf, daß außerhalb fast eines jeden aus Lehm gebauten Hauses ein Bambusgerüst errichtet war, und auf meine Frage, wozu dieses diente, erklärte mir Herr Van-der-Tuck, daß, obwohl die meisten Eingeborenen dem Namen nach Buddhisten seien, sie doch, wie alle Insulaner, auch noch an andere Geister glauben, welche aber nicht bildlich dargestellt werden. Als nun die Cholera ausbrach, wurde diesen Geistern auf solchen Gestellen geopfert. — Auch auf dieser Insel befindet sich im Innern ein Stamm, der noch heidnisch ist und eine andere Sprache spricht. — Die Stadt hat regelmäßige Straßen, steinerne Häuser und viele Bazare, in welchem Chinesen, Araber und Armenier ihre Waaren feil bieten. Auch wohnt hier ein holländischer Resident. Die Boote und Frauen gleichen denen auf dem östlichen Java und sind bedeutend besser als die makassarischen. Das Volk ähnelt dem von Lombok, und die Frauen gehen ebenso wie dort mit unbedecktem Oberkörper einher. Da auf dieser Insel viel Rinder- und Pferdezucht getrieben wird, nahmen wir eine große Zahl dieser Thiere an Bord. Die Rinder wurden auf barbarische Weise verladen, indem ihnen ein Tau um die Wurzel der Hörner gelegt wurde und sie so mit einer Dampfwinde emporgehoben und auf dem Deck nieder gelassen wurden. Von Bali richteten wir unseren Kurs auf Surabaya.

Am 23. August vormittags, als wir in die Nähe genannter Stadt gekommen waren, hatte ich Gelegenheit den javanischen Fischern bei ihrer Beschäftigung zuzusehen. Die Boote sind mit 15 bis 20 Personen, wovon die meisten rudern, bemannt und vom Maste hält ein Mann Ausguck. In diesem Gewässer lebt ein Fisch, der unserer Makrele sehr ähnlich ist, und der auch die Eigenschaft hat, daß er in Zügen an der Oberfläche schwimmt. Sobald die Fischer einen solchen Schwarm entdecken, versuchen sie denselben mit einem Netze, welches später unten zusammengezogen werden kann, zu umzingeln, und um die Fische ins Netz zu treiben, springen mehrere mit Bambusstäben versehene Leute ins Wasser.

Am 23. August 1 Uhr mittags warfen wir im Hafen von Surabaya Anker. Auch hier wüthete — besonders unter den Eingeborenen — die Cholera, und selbst die Mannschaft zweier Schiffe im Hafen war von der Krankheit befallen. Von Bekannten erfuhr ich hier auch, daß vor einigen Tagen ein Aufstand unter dem Volke, zum mohammedanischen Priester (Jmmam) geplant worden war. Die Europäer waren aber rechtzeitig gewarnt worden, und hatten Maßregeln dagegen getroffen, so daß der Aufstand nicht zum Ausbruch kam. Zwei Nächte lang hatte kein Europäer geschlafen, und die Häuser waren verschlossen und alle Waffen zurecht gelegt.

Am 25. August verließen wir Surabaya, am 28. August spät abends langten wir in Singapore an, und am 30. August schiffte ich mich auf dem der deutschen Dampfschifferederei in Hamburg gehörigen Dampfer „Polyhymnia" nach Europa ein. Ein starker Fieberanfall, den ich am folgenden Tage hatte, ging am 6. September in eine starke Nierenblutung über. Die stärkende Seeluft während der Fahrt auf dem Mittelmeere und auf dem Atlantischen Ozean kräftigte mich aber bald wieder so, daß ich am 11. September fast vollständig genesen in Hamburg ankam. Mein Reisegefährte, von dem ich später Briefe erhielt, befindet sich gegenwärtig noch auf den Molucken, wo er seine Sammelarbeit noch weiter fortsetzt.

Kürzere Mittheilungen.

Die Gletscher Alaskas.

In der Aprilsitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft erstattete Harold W. Topham einen Bericht über seine Beobachtungen an den Gletschern Alaskas und des Elíasberges. Unter den zahlreichen Eismassen, welche in die sogenannte Gletscherbai hinuntersteigen, ist nur der Muir-Gletscher genauer erforscht worden. Derselbe ist 30 engl. Meilen lang und an seiner Mündung in den See eine Meile breit, seine Masse ist aber in raschem Zusammenschwinden begriffen. 1886 betrug die Höhe der Eiswand an seinem Ende 319 Fuß, 1888 aber nur noch 266 Fuß. Die Berge, welche sich in der Gegend des Cross-Sund und der Jakatat-Bai erheben, erreichen eine Höhe von gegen 16 000 Fuß, und dieselben erscheinen um so imposanter, als sie unmittelbar aus der See aufsteigen, und als ihre absolute Höhe zugleich auch ihre relative Höhe ist, sobald man sie von Westen her mißt. Eigenthümlich ist es, daß den Gletschern, die ungemein steil zum Meeresspiegel hinabstürzen — an vielen Stellen in Gletscherkaskaden aufgelöst — die Moränen zum Theil vollkommen fehlen. An der Jakatat-Bai lagert sich den Bergriesen aber eine 30 bis 60 engl. Meilen breite Ebene vor, die gänzlich von Eis bedeckt ist und hier ist das Gefäll der Gletscher gering, und ebenso auch die Bewegung des Eises. Die Endmoräne ist hier mehrere Meilen breit und mit Erlen-, Weiden- und Tannengebüsch bewachsen. 50 Meilen landeinwärts befand sich der Reisende in der Jakatat-Ebene nur 650 Fuß über dem Meeresspiegel. Der grauweiße Jahrsetab-Fluß bricht sieben Meilen von seiner Mündung, in einer Breite von 50 Fuß, aus einer 500 Fuß hohen Eiswand hervor und besitzt einen ungeheuren Sedimentreichthum; sein westliches Ufer besteht ganz aus Eis. Die Oberfläche des Malaspina-Gletschers ist mit Stücken von Schiefer, Granit, Schwefelkies 2c. überstreut. — Am Elíasberge gelangte Herr Topham von Südwesten her zunächst bis zu dem Rande des eisgefüllten Kraters — 7600 Fuß über dem Meeresspiegel —, und dann weiter aufwärts bis 11 461 Fuß, über welch letzteren Punkt sich der höchste Gipfel nach der angestellten Schätzung immer noch 7000 bis 8000 Fuß höher erhob. Auch an den Kraterwänden lösten sich die Gletscher vielfach in Eiskaskaden auf, und mit den darüberliegenden Schneefeldern standen sie zum Theil außer Zusammenhang. — Eine charakteristische Eigenthümlichkeit der alaskischen Gletscher besteht darin, daß die Moränen auf denselben in inselartigen Abschnitten auftreten. Auf dem Tyndall-Gletscher kann man weite Strecken über das weiße Eis dahin schreiten, ohne durch etwas anderes als durch ein paar zerstreute Steine an das

Digitized by Google

Vorhandensein einer Moräne erinnert zu werden. Dann kommt man aber plötzlich an einen großen isolirten Schuttbausen, der von nirgendwo herzustammen scheint, und dem man an dem betreffenden Orte auf den ersten Blick kaum eine Existenzberechtigung zuzuerkennen vermag. — Auch in der Gegend des Etiosa-Kraters glaubte Herr Topham die Anzeichen einer stark fortschreitenden Abschmelzung der Eismassen wahrzunehmen. — Die größte Höhe, in der am Elias-berge noch andere als Flechten-Vegetation gefunden wurde, betrug 4500 Fuß (Vergl. „Nature", Vol. 39, p. 568 f.)

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— In der am 20. April abgehaltenen Sitzung der königl. Niederl. Geogr. Gesellschaft zu Amsterdam wurden hinsichtlich der in Niederländisch-Indien unternommenen Forschungsreisen folgende Mittheilungen gemacht: Die Arbeiten auf den Key-Inseln waren bis zum März in vollem Gange. Durch Herrn Ad. Langen wurde die Expedition mit einem Kredit im Betrage von 4000 fl unterstützt. Herr Wertheim beabsichtigte im März nach Europa zurückzukehren, da die Untersuchung von Klein-Key und die der meisten kleineren Inseln beworfstelligt, die von Groß-Key aber vorausssichtlich bis zum März beendet war. Herr Planten beabsichtigte die Aufnahme fortzusetzen und hoffte dieselbe mit den verfügbaren Mitteln zu Ende führen zu können. Auf Flores stieß die geologische Untersuchung anfänglich auf einige Schwierigkeiten von Seiten der eingeborenen Häuptlinge, doch bildet dies kein wesentliches Hinderniß für die wissenschaftliche Expedition. Die topographische Aufnahme ist dem Ingenieur Van den Brock aufgetragen. Professor Dr. Max Weber, der die zoologische Untersuchung der Insel ganz auf eigene Rechnung vornimmt, hat keinen bestimmten Auftrag empfangen, und augenblicklich kann noch nichts näheres über seine Arbeiten mitgetheilt werden (Vergl. S. 286).

— Hauptmann Grombtschewski gedenkt sich Mitte Mai wieder nach Khokand zu begeben, um seine Forschungen und Aufnahmen in den Grenzdistrikten Indiens weiter fortzusetzen (Vergl. S. 175.)

— Auf Ceylon treibt eine eigenthümliche Rasse ihr Wesen, die mit unseren Zigeunern eine große Aehnlichkeit besitzt. Von den Singhalesen werden sie Telngus genannt, und bei ihrer Beschäftigung als Gaukler und Ausseller zahmer Schlangen und Affen sind sie fast überall auf der Insel anzutreffen. Aeußerlich sind sie nicht von den gewöhnlichen tamilischen Kulis Süd-Indiens zu unterscheiden, und bei einem neueren Census sind sie offenbar auch als Tamilen eingetragen worden. Sie nennen sich aber nachdrücklich Telugus, obwohl sie nicht Telugu sprechen, sondern Singhalesisch und Tamilisch, allerdings mit fremdem Accent. Mit der Klasse der wandernden „Moors" von Ceylon (Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 94) sind sie auch keineswegs zu verwechseln. — Die beiden Klassen der Schlangenzähmer und Affenkünstler werden von ihnen streng unterschieden, gehören verschiedenen Kasten an und betrachten ihre Beschäftigung wechselseitig als entehrend; erstere ist bei weitem die zahlreichste. Die Frauen der Affenkünstler üben auch Wahrsagen. Die Religion der Telugus scheint immer von derjenigen Gegend, wo sie vorgefunden werden, bestimmt zu sein; zum Theil sind sie Buddhisten, zum Theil Siwiten. Sie besitzen fast gar keine Bildung und wollen auch nicht, daß ihre Kinder besser erzogen werden. Sie sind niemals ansässig, sondern treiben sich auf der Insel herum, ihre Hütten auf den Rücken ihrer Esel mit sich führend. Alle Arbeit ist ihnen verhaßt, aber ernstlichere Verbrechen scheinen sie nicht zu begehen. Dem Stehlen sind sie ebenfalls nicht in dem Maße ergeben wie die europäischen Zigeuner, wenn sie auch dazu reichliche Gelegenheit haben, höchstens findet man zuweilen die Ernte etwas vermindert, wenn sie eine bestimmte Gegend verlassen. Was ihre Ansprüche auf Telugu-Herkunft anbetrifft, so ist die Thatsache von Interesse, daß auch die vagirenden Kasten des Dekkan — Schlangenzähmer ꝛc. — sich als Telugus bezeichnen. F.

— Der im „Globus" (Bd. LII. 107 und 119) über Amof und Mataglap gemachten Mittheilung lassen wir noch eine dem 3. Theile von Dr. C. L. van den Burg, de geneeskeer in Nederl. Indie entnommene Ergänzung folgen: Mataglap ist nicht als besondere Krankheitsform aufzufassen, und man wird, wenn durch den Richter eine sachverständige Beurtheilung eines solchen Falles gefordert wird, genau zu untersuchen haben, ob wirklich Grund besteht eine, wenn auch noch so kurze, Geistesverrittung bei dem Angeklagten anzunehmen; es läßt sich verstehen, daß der Zustand sich leicht zur Simulation eignet. Man kann doch nicht, wenn ein Eingeborener einen Mord begangen hat und dann einfach erklärt, er habe nicht gewußt was er that, weil es ihm dunkel vor den Augen geworden sei und er den Erschlagenen für ein Schwein angesehen habe, solche Erklärung gleich für wahr halten. Die Beurtheilung ꝛc. gehört zum Gebiet der Lehre von den Nervenkrankheiten und ist in diesem Falle für Indien dieselbe wie für Europa. Auch bei Beurtheilung von Fällen, in denen Mataglap (bei Amok) als Ursache angegeben wird, wird man manchmal den im vorigen Kapitel erwähnten Zuständen von Hypnotismus oder Suggestion Rechnung zu tragen haben, wozu jedoch ein besonderes Studium jedes einzelnen Falles nöthig ist. E. M.

Nordamerika.

— In den Shawangunk-Mountains, im Staate New-York, hat sich in neuerer Zeit das europäische Wildschwein eingebürgert. Ursprünglich von einem Herrn Otto Plock aus dem Schwarzwalde in seiner im fraglichen Distrikte belegenen Besitzung eingeführt, damit sie die daselbst vorhandenen Schlangen und anderes Gewürm vertilgen sollten, haben sich die neun übergeführten Eber und Sauen rasch vermehrt, sie sind aus der Besitzung ausgebrochen, und sie bilden nunmehr in den Gebirgswildern ein Hauptwildpret (Vergl. „Science", XIII, p. 237).

— In der nordamerikanischen Union hat die Freigebung Oklahomas für die Kolonisation eine förmliche Völkerwanderung hervorgerufen, und nicht weniger als 50 000 Menschen haben sich von Arkansas-City, Caldwell, Wichita und anderen Orten der Staaten Kansas, Arkansas und Texas über die Gegend ergossen, um das daselbst gelegene anbaufähige Land zu ergreifen, neue Städte zu grün-

Digitized by Google

den ꝛc. Um die durch den „Oklahoma-Boom“ veranlaßte Bewegung in gesetzlichen Schranken zu halten, hat die Regierung beträchtliche militärische Kräfte aufgeboten. Nichtsdestoweniger hat das Ungethüm, mit der die Einwanderung erfolgte, für viele Kolonisten eine kritische Lage herbeigeführt, und der Einströmung ist eine fluchtartige Rückströmung auf dem Fuße gefolgt. Die Hilfsquellen Oklahomas sind ja nur beschränkte, und der bei weitem größte Theil des Landes ist zum Ackerbau durchaus nicht geeignet.

Australien und Polynesien.

— Professor Robert Wallace, von der Edinburgher Universität, steht im Begriffe eine Reise nach Australien zu unternehmen, um die landwirthschaftlichen Hilfsquellen der dortigen Kolonien einer genaueren Prüfung zu unterwerfen.

— Der in den letzten Jahren so schwer von Elementarereignissen heimgesuchte Fidschi-Archipel ist vor kurzem noch von großen, durch ungewöhnlich heftige Regengüsse verursachten Ueberschwemmungen betroffen worden. Im Rewa-Flusse stieg das Wasser 34 Fuß höher als gewöhnlich, und die in dem Rewa-Gebiete gelegenen Zuckerrohrpflanzungen und Zuckerwerke wurden schwer beschädigt. Die Nath der Einwohner droht sich dadurch noch weiter zu steigern (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 17 ff. u. 33 ff.).

Allgemeines.

— Nach Dr. R. Regel haben sich in der Flora Rußlands durch den direkten und indirekten Einfluß des Menschen in den letzten Jahrzehnten mannigfaltige interessante Veränderungen vollzogen. Das erst neuerdings eingeführte Erigeron canadense ist bis zum Altai vorgedrungen, und Matricaria discoidea, das vor dreißig Jahren aus Amerika herüber gebracht wurde, hat sich über den ganzen Distrikt von St. Petersburg verbreitet. Sambucus racemosa wuchert in den Marschen von Schlüsselburg, und Bellis perennis, Impatiens parviflora, Aster praecox etc. haben einen Bestandtheil der waldwachsenden Petersburger Flora bilden lernen. Von Elodea canadensis, Corydalis bracteata, Scilla cernua etc. läßt sich die weiter und weiter fortschreitende Ausbreitung im letztvergangenen Jahrzehnt verfolgen. Hinsichtlich der Farbe der Blüthen ist es bemerkenswerth, daß solche Blüthen, die anderwärts bunt oder blau sind, in dem Petersburger Distrikte sehr entschieden dazu neigen, weiß zu werden, worin Dr. Regel eine durch ungünstige klimatische Verhältnisse hervorgerufene pathologische Erscheinung erblickt. Das färbende Pigment verschwindet nicht dabei, aber es erscheinen zahlreichere Intercellularräume, die mit Luft gefüllt sind, und dadurch wird das Licht vollständiger reflektirt. Pflanzen, die in dieser Hinsicht namhaft zu machen sind, sind Polygala vulgaris, Lychnis viscaria und L. flos cuculi, Calluna vulgaris, Brunella vulgaris, Orchis maculata, Campanula patula etc. (Vergl. „Nature“, 39, 592.)

— Die bisher nur auf peruanische Funde gegründete Annahme Professor Whitmad's, daß unsere Bohne (Phaseolus vulgaris) aus der Neuen Welt zu uns gelangt sei, hat eine weitere Bestätigung durch die Funde der Hemenway-Expedition in Arizona erhalten. Unter anderen Samen, welche das alte arizonische Kulturvolk anbaute, befand sich nämlich auch der in Frage stehende. Die „Bohne“ des altweltlichen Alterthums war also wohl Dolichos chinensis.

— Nach den Angaben des englischen Kolonialamtes bezifferte sich der Handel Englands mit seinen Kolonien im Jahre 1887 auf reichlich 100 Millionen Pfd. Sterl. Die Bevölkerung der Kolonien nahm in den Jahren 1881 bis 1887 um 25 Proz. (4 Millionen) zu. Die Schulden der Kolonien beliefen sich insgesammt auf 239 Mill. Pfd. Sterl., von welcher Summe auf Kanada 47, auf Neuſüdwales 40, auf Neuſeeland 35, auf Victoria 34, auf Queensland 23, auf Kapland 21 und auf Südaustralien 19 Millionen entfielen. In der Hauptsache erklärt sich diese große Schuldenlast durch den Eisenbahnbau, für den bis zu dem genannten Jahre rund 260 Mill. Pfd. Sterl. verausgabt worden. — Indien ist bei diesen Aufstellungen wie üblich nicht mit gerechnet.

Bücherschau.

— Wlislocki, Dr. H. von, Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachsen. — (Virchow-Holtzendorff, Vorträge, N. F., III, Heft 63.) — Es war hohe Zeit, die Sitten und Gebräuche der Deutschen in Siebenbürgen zu sammeln, denn auch dort bricht die neue Zeit herein und fegt sie unbarmherzig hinweg. Bis in das letzte Jahrzehnt herein haben die Sachsen von den Bewegungen der Neuzeit fast unberührt hinter ihrem Bergwall gesessen, ihren Acker nach der alten Dreifelderwirthschaft gebaut und üb an den alten Bräuchen festgehalten; die Eisenbahnen haben aber auch ihnen den Konkurrenzkampf gebracht, und gegenwärtig sind sie scharf daran, das nachzuholen, was sie versäumt und in wenigen Jahren die ganze Umwandlung durchzumachen, welche in Deutschland sich fast schon durch ein Jahrhundert hindurch vollzogen hat. Wlislocki's Zusammenstellung ist auch für uns im Reich hochinteressant, denn sie lehrt uns manchen alten Brauch kennen, der in Deutschland schon abgekommen ist, ehe man an Sammeln und Verwerthen solcher Sachen dachte.

— Schär, Prof. Ed., Die Arznei- und Genußmittel in ihrer kommerziellen und ethnographischen Bedeutung. (Oeffentliche Vorträge, gehalten in der Schweiz, Bd. IX, Heft 12.) — Der Autor plädirt sehr energisch für die Aufnahme von Arznei- und Genußmitteln in die ethnographischen Museen und weist eingehend nach, welche ungeahnte Rolle diese Stoffe im Weltbandel seit den Zeiten der Sabäer und Phönizier gespielt haben, und wie vielfach Gang und Entwickelung des Handels durch sie bedingt wurde. Der kurze Vortrag ist reich an interessanten Gesichtspunkten und Anregungen.

— Hermann Rieck, Praktische Anleitung zur Kultivation subtropischer Gebiete. München und Leipzig 1887. R. Oldenbourg. — Ein kleines lesenswerthes Büchelchen, das sich zwar ausschließlich auf austral. Erfahrungen bezieht, dessen Rathschläge sich aber zu einem guten Theile auch auf andere Kolonien anwenden lassen.

Inhalt: Dr. Franz Diederich: Zur Beurtheilung der Bevölkerungsverhältnisse Inner-Westaustraliens. — Die Insel Madeira. III. (Schluß-Aufsatz. Mit vier Abbildungen.) — Dr. H. Polakowsky: Zur Kolonisation und Kartographie der Republik Chile. (Schluß.) — Adrian Jacobsen: A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Die Gletscher Alaskas. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Nordamerika. — Australien und Polynesien. — Allgemeines. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 5. Mai 1889.)

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Justus Perthes in Gotha.

Redakteur: Dr. O. Dedert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Emil Deckert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Reiseeindrücke und Studien aus Mexiko.

Von Dr. **Emil Deckert.**

I.

(Mit zwei Abbildungen.)

Indem wir den wilden Grenzstrom überschreiten, der Mexiko von der Union trennt, und indem wir, das hastige Treiben des Yankee-Städtchens El Paso hinter uns lassend, in dem stillen Paso del Norte die ersten Bilder echt mexikanischen Lebens an uns vorüberziehen lassen — kniende Frauen und Männer in einer halbverfallenen Kathedrale, Schaaren von Bettlern vor der Kirchthür ebenso wie in den Straßen, einzelne mittelalterliche Reitergestalten mit silberbetreßten Sombreros auf dem Kopfe und großen Revolvern im Gurte —, müssen wir unwillkürlich über den tiefgreifenden Unterschied nachdenken, der zwischen den beiden großen nordamerikanischen Freistaaten besteht. Die bundesstaatliche, freiheitliche Verfassung, die Mexiko im Jahre 1824 angenommen hat, ist ja im Grunde genommen nichts als eine Kopie der Unions-Verfassung, wie abweichend hat sich aber trotzdem das gesammte politische, wirthschaftliche und kulturelle Leben südlich und nördlich von dem Rio Grande gestaltet! Hier eine ruhig arbeitende Staatsmaschine, deren Gang nur ein einziges mal — durch den großen Bürgerkrieg der sechsziger Jahre — ernstlich gestört gewesen ist, dort bis in die neueste Zeit beständig wiederkehrende Revolutionen und ein ewiges Fallen aus dem einen anarchischen Zustande in den anderen; hier eine rüstige, fieberhafte Unternehmungs- und Schaffenslust und ein sich ins Ungemessene steigernder Volksreichthum, und dort eine allgemeine Indolenz, ein schwerfälliges Einherschreiten in ausgetretenen Bahnen, ein Versiechen der wichtigsten Hilfsquellen und eine bedenklich um sich greifende Verarmung und Verschuldung; hier eine hochentwickelte Volksbildung, und Tempel der Kunst und Wissenschaft, die Miene machen, ihre Vorbilder in den Kulturstaaten der Alten Welt in den Schatten zu stellen, und dort Unwissenheit, Bigotterie, Aberglaube, höhere Kulturblüthen aber nur insofern, als dieselben von einer entschwundenen, besseren Zeit hervorgebracht worden sind. Seit einiger Zeit sind ja Anzeichen da, als sei in Mexiko in allen diesen Beziehungen eine entschiedene Wendung zum Besseren eingetreten, aber noch immer will die Befürchtung nicht völlig schwinden, daß diese Anzeichen doch am Ende wieder trügen können. Und daß Mexiko jemals den Aufschwung nehmen werde, den die Union genommen hat, kann niemand ernstlich glauben.

Fragt man sich nach den Gründen, warum dies so ist, und warum die gesammten Kulturverhältnisse in Mexiko eine so ganz andere Physiognomie tragen als in der Union, so wird man immer in erster Linie an die verschiedene Besiedelungsgeschichte der beiden Länder denken. Es waren in der That zwei sehr verschieden geartete Volksindividualitäten, die diesseits und jenseits des Rio Grande die Kolonisation und Kultivation des nordamerikanischen Welttheils an die Hand nahmen, und auch die Sendlinge, deren sie

Digitized by Google

sich dabei bedienten, waren in den beiden Fällen andere. Nördlich von dem wilden Grenzstrome — der allerdings von vornherein keineswegs als Grenzstrom respektirt wurde — war es das Angelsachsenthum, das dem Lande und der Kultur seinen Stempel aufprägte, und südlich davon war es das Hispanierthum, und die eine Nation entstande in der Hauptsache an harte Arbeit gewöhnte Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute, Puritaner und Quäker in die Neue Welt, die andere aber arbeitsscheue Edelleute und Soldaten, Abenteurer, Schatzgräber, Mönche und Priester. Der verschiedene Sauerteig mußte aber natürlich ein verschiedenes Brot geben.

Dazu kommt dann noch, daß die Amerikaner von der Union sich durch die Ausrottung der Indianer eine ziemlich vollkommene tabula rasa für ihre Kulturbestrebungen schufen, während die Spanier sich in Mexiko mehr oder minder vollkommen mit den Eingeborenen zu amalgamiren und zu einem Mischvolke zu gestalten hatten, in dem das Indianerelement mindestens 90 Prozent ausmacht. In der Union mengte sich dem Angelsachsenthum allmählich in sehr bemerkenswerther Weise das Deutschthum bei, das war aber ein dem Angelsachsenthum nahe verwandtes Element, und außerdem ließ sich dasselbe auch bekanntlich, ohne viel Widerstand zu leisten, angelsächsisch umprägen. Ein Element, das sich in der Union von dem allgemeinen Strome nicht ganz leicht mit fortreißen läßt, und das der rasch fortschreitenden wirthschaftlichen und kulturellen Entwickelung des staatlichen Gemeinwesens große Schwierigkeiten bereitet, ist nur das

Der Rio Grande bei Norte bei Painted Cave (in Texas).

Negerelement, dasselbe kommt aber nur für die Südstaaten in Betracht, und da die dem leitenden Norden innewohnende Energie eine ganz außerordentliche ist, so übt es auf den allgemeinen Gang der Dinge nur einen beschränkten Einfluß aus.

Alle Ueberlegenheit der amerikanischen Kultur[1]) auf Rechnung der Angelsachsen zu setzen, und alle Schwächen und Mißstände der mexikanischen Kultur auf Rechnung der Spanier und Mexikaner, hieße aber doch wohl oberflächlich verfahren. Die Besiedelungsgeschichte erklärt nicht alles in der Verschiedenheit der beiden Kulturen, sondern es müssen auch die verschiedenen geographischen Verhältnisse der beiden Länder in Rücksicht gezogen werden. Zwei ungleicher gestaltete und begabte staatliche Territorien als die Union und Mexiko lassen sich in der That kaum in unmittelbarer Nachbarschaft neben einander denken.

In der Union sind die von Hochgebirgen umrahmten und durchzogenen Tafelländer des Westens, die auf den weitaus größten Strecken absolut steril und wüstenhaft sind, das Accidens an dem Staatsgebiete, die Hügelländer und Ebenen des Ostens mit ihrer gewaltigen und vielseitigen natürlichen Produktionskraft aber die Hauptsache; in Mexiko verhält sich dies genau umgekehrt, und mindestens neun Zehntel des Gebietes fallen dem Gebirgs- und Tafelande zu, nur ein Zehntel aber dem Tieflande. Außerdem ist die Union in ihrem Osten wie in ihrem Westen reich an geräumigen und sicheren Hafenbuchten und an bequemen Zugängen von der Seeseite her; bei Mexiko dagegen fehlen

[1]) Wir nehmen den Ausdruck „Amerika“ hier in der üblichen Weise als synonym mit dem Ausdruck „Union“.

Digitized by Google

dieselben namentlich an der atlantischen Küste — die durch das nordamerikanische und europäische Gegengestade dazu bestimmt erscheint, die Hauptverkehrsküste zu bilden — beinahe vollkommen, und Veracruz, Tuxpan, Tampico, Matamoros ꝛc. stehen als Seehäfen selbst hinter den Seehäfen der südlichen Unionsstaaten, die doch auch fast alle mancherlei zu wünschen übrig lassen, noch sehr wesentlich zurück. Ferner ist die Union in ihrer Osthälfte von einem Netze natürlicher Wasserstraßen durchzogen, wie es vollkommener kein anderes Land auf Erden besitzt; in Mexiko taugen die Ströme, die von dem Plateau herabstürzen, bis auf geringfügige Ausnahmen weder zur Zeit ihrer Wasserfülle noch zur Zeit ihrer Wasserarmuth zu Zwecken der Binnenschiffahrt. Die Wasserkräfte aber, die in dem Osten der Union — besonders in Neuengland — zu Industriebetrieben jeder Art in so imposanter Menge zur Verfügung stehen, sind in Mexiko während der Regenzeit viel zu ungestüm und wild, in der Trockenzeit dagegen viel zu schwach und unbedeutend, als daß sie sich irgendwie benutzen ließen. Man muß froh sein, wenn die Bäche und Ströme in der einen Jahreszeit nicht das kulturfähige Land verwüsten oder mit sich fortreißen, und wenn sie in der anderen Jahreszeit wenigstens so viel Wasser behalten, daß sie zur Berieselung eng umgrenzter Garten- und Ackerstrecken dienen können.

Was die Schätze des Erdinnern betrifft, so ist der Reichthum Mexikos an Edelmetallen bekannt genug, und man braucht nur die Tressen und Knöpfe an den Sätteln und Sombreros sowie an den Jacken und Hosen der Hacendados anzuschauen, um daran erinnert zu werden, daß sich die Silberförderung des Landes seit Ferdinand Cortez auf viele Milliarden Mark belaufen hat. Die Edelmetalle sind aber als kulturförderndes Moment immer nur in sehr beschränktem Maße und vorübergehend wirksam, und außerdem hat die Union in ihrem Westen während des Verlaufes der letzten Jahrzehnte einen Reichthum entfaltet, der kaum geringer ist als der mexikanische und der diesem letzteren allmählich eine sehr empfindliche Konkurrenz bereitet hat. Palaeozoische Kohlenlager, die sich allerwärts als viel kräftigere Hebel des Kultur- und Wirthschaftslebens bewährt haben, und bezüglich deren die Union das bestausgestattete Land der Erde genannt werden muß, sind dagegen bisher in Mexiko nirgends aufgeschlossen worden, und bei der vorherrschenden Zusammensetzung seiner Gebirge und Ebenen aus jungvulkanischem, praecarbonischem, kretaceischem und tertiärem Gestein, ist es auch nicht sehr wahrscheinlich, daß dereinst noch ausgedehntere Kohlenreviere entdeckt werden.

Der Rio Grande von Painted Cave aus.

Daß das Klima der mexikanischen „tierra caliente“ in einem noch höheren Grade erschlaffend auf die menschlichen Nerven und auf die menschliche Thatkraft einwirken muß, als das Klima der nordamerikanischen Südstaaten, ist selbstverständlich. Dadurch wird aber der Kulturwerth der Küstenniederung, der schon durch die Beschaffenheit der Häfen ein geringer ist, noch weiter herabgedrückt. Des Gelben Fiebers, daß die Küstenplätze Mexikos allsommerlich heimsucht, während es in den südlichen Unionsstaaten nur ab und zu auftritt, bedürfte es kaum, um das Bild dieser Gegend

Digitized by Google

in einem wenig vortheilhaften Lichte erscheinen zu lassen. Was ist denn ein Land voll Palmen und Bananen ohne rüstige Schaffens- und unternehmungslustige Bewohner! Zu einem solchen „Paradiese" läßt aber übrigens auch der vom Passatwinde landeinwärts getriebene Dünensand die östliche Küstenniederung nur ausnahmsweise werden.

Eine weitere kulturgeographische Schwäche Mexikos liegt darin, daß der Bau des Terrains es ungemein schwierig machte, die auf der „tierra fria" gelegenen Kulturherde — und insbesondere die Hauptstadt — mit der Peripherie des Landes in Verbindung zu setzen. Auch dadurch war das Land wenig geeignet, im Wettbewerbe um die höchsten Errungenschaften der Civilisation als ein ebenbürtiger Rival der Union aufzutreten. Man denke da nur an die gewaltige Steigung, die die Straße und Eisenbahn von Veracruz nach Orizaba und nach dem Plateau von Anahuac zu überwinden hatte, oder an das vielfache Auf und Ab der Straße von der Hauptstadt nach Acapulco. Bei dem Baue der mexikanischen Centralbahn, die in der Längsachse des Landes von Paso del Norte nach der Stadt Mexiko führt, war zwar nicht eine einzige Tunnelanlage nöthig, wohl aber das Ueberschreiten zahlreicher wilder Ströme und das Durchmessen endloser Wüstenräume. Es ist leicht erklärlich, daß nicht blos der Handel und Verkehr Mexikos, sondern auch die Konsolidirung seiner staatlichen Gewalt und seiner staatlichen Ordnung durch solche Verkehrsschwierigkeiten sehr hintenan gehalten werden mußten. Auch in dieser Hinsicht lagen die Dinge in der großen Schwesterrepublik nördlich vom Rio Grande del Norte ungleich günstiger. Selbst im Felsengebirge ließen sich dort die großen Transversalbahnen mit viel geringeren Anstrengungen herstellen und ausgestalten.

Fällt der kulturgeographische Vergleich zwischen der Union und Mexiko in allen den berührten Beziehungen entschieden zu Ungunsten des letzteren Landes aus, und kann die kulturelle und wirthschaftliche Inferiorität des mexikanischen Gemeinwesens gegenüber dem „amerikanischen" dadurch gewissermaßen als entschuldbar gelten, so muß es um so mehr auffallen, daß Mexiko in den Zeiten vor Columbus und Cortez einer relativ hohen Kultur als Heimstätte gebient, und dieselbe sozusagen aus seinem Boden heraus erzeugt hat, während das Unionsgebiet vor der europäischen Invasion nichts war als der Tummelplatz wilder Jägerhorden. Geht daraus nicht unwiderleglich hervor, daß Mexiko auch mancherlei Gaben von der Natur empfangen haben muß, die man als ganz anerkennen hat? Die sorgfältig angelegten Bewässerungskanäle (acequias) bei Paso del Norte und die im herrlichsten Blüthenschmuck prangenden Obst- und Weingärten daneben sagen uns vor allen Dingen, daß es in Mexiko außer Bettlern und Priestern auch fleißige Leute giebt, und unsere weiteren Beobachtungen auf dem Plateaulande bestärken uns in der Ansicht, daß rüstige Arbeit daselbst unter Umständen ganz vorzüglich gedeiht. Damit ist aber eine Hauptbedingung der Kulturentwickelung gegeben. Außerdem giebt es neben den unwirthlichen Gebirgen und Wüsten auch ausgedehnte Strecken in dem Lande, die unter dem Einflusse künstlicher oder natürlicher Bewässerung wahre Gärten von Fruchtbarkeit genannt werden müssen, und auf denen nicht weniger als Alles gedeiht: Weizen, Mais, Hülsenfrüchte, Tabak, Wein, Kaffee, Baumwolle ꝛc. Endlich scheint uns für die autochthone mexikanische Kulturentwickelung auch die innere Gliederung des Landes durch Bergzüge von hohem Belang. Dieselbe ist eine viel reichere und energischere als in der Union, und es konnten durch sie zahlreiche Kulturherde von einer gewissen Selbständigkeit und Individualität entstehen, die mit einander in Wechselwirkung traten — ähnlich, wenn auch nicht in demselben hohen Grade, wie in Europa. Auf den weiten Flächen der Union haben die Luftströmungen eine sehr nachtheilige Bewegung, und ebenso auch die Kulturströmungen, die sich über sie ergossen und die sich auf ihnen so imposant gestalteten. Die Entwickelung einer Kultur ab ovo und ebenso auch die Entwickelung jedes einzelnen Kulturphänomens ab ovo bedarf aber vor allen Dingen eine gewisse Ungestörtheit und Ruhe — fast wie die Bildung eines Krystalles —, und Räume, wie solche Ruhe und Ungestörtheit gewähren, fanden sich auf dem mexikanischen Tafellande besser als in der Union.

Natürlich darf man hierbei nicht vergessen, daß die Kultur der alten Azteken eine mittelalterliche war, und daß ein Territorium, welches das Gedeihen oder die selbständige Entwickelung einer mittelalterlichen Kultur begünstigt, nicht zugleich auch das Gedeihen einer modernen Kultur zu begünstigen braucht. Die hispanische Kultur, welche durch die Conquistadoren nach Mexiko verpflanzt wurde, war ebenfalls eine mittelalterliche, und sie trieb vielleicht gerade deshalb auf dem mexikanischen Boden so rasche und hohe Blüthen. Bis vor wenigen Jahren sah es aber beinahe aus, als solle Mexiko niemals aus dem Mittelalter herauskommen: Mönche und Priester regierten das Land, das Faustrecht waltete, Bürgerkrieg folgte auf Bürgerkrieg, Räuber machten die Wege unsicher, Hexen wurden verbrannt, Heilige wurden verehrt ꝛc. ꝛc.

Die neueste Zeit hat dem Staate namentlich eine Reform gebracht, die von segenreichen Folgen bezüglich der modernen Kulturentwickelung begleitet sein könnte, da sie die oben angedeuteten widrigen Naturverhältnisse wenigstens zum Theil aufhebt. Wir meinen das Eisenbahnnetz, das Dank dem Unternehmungsgeiste amerikanischer und englischer Kapitalisten heute bereits eine Linienlänge von 7500 km erreicht hat. Dadurch sind der Produktion des Landes gute Absatzkanäle geschaffen worden, und sowohl der Bergbau, als auch die Viehzucht und die Landwirthschaft — insbesondere der Tabak-, Kaffee- und Baumwollenbau, für den die natürlichen Vorbedingungen in ausgedehnten Distrikten des Landes vorzügliche sind — können nunmehr Alles, was sie erzeugen, bequem zu Markte bringen. Ebenso ist aber die Regierung dadurch in den Stand gesetzt, den ewigen Pronunciamentos und Bürgerkriegen, die bisher der wahre Fluch des Landes waren, sowie dem Räuberunwesen, das in dem Gefolge der Bürgerkriege einherging, ein Ende zu bereiten und allenthalben gute Ordnung herzustellen. Wer wollte aber leugnen, daß damit die Aussichten auch für die moderne Kultur in Mexiko viel bessere geworden sind!

Digitized by Google

Cagnat's und Saladin's Reiſen in Tuneſien.

XVII[1]).

(Mit vier Abbildungen.)

Von der Ruine Gergur aus, bis wohin wir den Reiſenden zuletzt gefolgt waren, ſollte zunächſt das nördlich davon an der Medſcherda gelegene Schemtu beſucht werden.

Die in den algeriſchen Bergen bei Khamiſſa entſpringende Medſcherda iſt die bedeutendſte Waſſerader Tuneſiens. Sie durchbricht das gewaltige Grenzgebirge Algeriens und tritt nicht weit von Ghardimau in eine ungeheure, zum Theil aus Schwemmland beſtehende und von üppigen Weiden und Getreidefeldern bedeckte Ebene ein. Bei Beſcha durchbricht ſie von neuem einen Bergzug, der ſie zwingt, ihren Lauf eine kurze Strecke nach Süden zu wenden, worauf ſie als ein Strom von anſehnlicher Breite ungehindert in nordöſtlicher Richtung dem Meere zufließt. Etwas öſtlich von Bizerte mündet ſie, in mehrere Arme getheilt, nicht weit vom alten Utica, deſſen ehemals ſo blühenden Hafen ſie jetzt verſandet hat. Bei eintretendem Hochwaſſer, namentlich zur Winterregenzeit, iſt der Fluß ſo gewaltig, daß er aller künſtlichen Hemmniſſe ſpottend, Brücken wegfegt und gleich dem Eridan des Virgil Heerden ſammt ihren Ställen hinabreißt in die Strudel ſeiner

Durchfurtung der Medſcherda.

Waſſer. Dann verbietet er natürlich auch jeden Verkehr zwiſchen den beiden Ufern, wie z. B. im Winter 1886, wo mehrere wichtige algeriſch-tuneſiſche Uferverbindungen länger als drei Monate unterbrochen waren. Doch zur gewöhnlichen Zeit, d. h. während der übrigen neun Monate des Jahres, füllt die Medſcherda nicht einmal ihr Bett aus. Ihre gelblichen, ungeſunden Fluthen beſpülen dann abwechſelnd nur eines der Ufer, wobei ſie langſam und faſt unmerklich dahinſchleichend, Erde mit fortnehmen, um ſie am jenſeitigen Ufer wieder abzuſetzen. Der Fluß ſcheint gleichſam zu ſchlummern in ſeinen unzähligen Windungen und iſt heute noch derſelbe, wie ihn der Dichter Silius Italicus ſchildert, „der Bagradas, der mit trüben Waſſern langſam dürre Sandbänke durchwühlt".

Da, wo die Reiſenden die Medſcherdaebene betraten, weiſt ſie bereits eine Breite von 6 km auf. Zwei Stunden waren nöthig, um das bei der durchſichtigen Luft Tuneſiens ſcheinbar ganz nahe weiße Bahnhofshaus zu erreichen.

Von dieſer Stelle aus iſt der Weg nach Schemtu (Colonia Simittus) zwar nur kurz, aber für Fußreiſende ziemlich beſchwerlich, denn es gilt drei Stromläufe zu überſchreiten, welche zwar nicht alle gleich breit ſind, aber doch alle Waſſer enthalten. Zuerſt gelangt man an den Wadi Meliz, deſſen in ziemlich hohe und abſchüſſige Uferbänke eingegrabenes Flußbett nur wenig ſeichte Stellen zum Uebergange aufweiſt. Eine Strecke von 3 km geht darauf die Wanderung durch üppige Gerſtenfelder, bis die Ufer der Medſcherda erreicht ſind.

Alle Fluren, welche die Medſcherda umſäumen, zeichnen ſich durch wunderbare Fruchtbarkeit aus, und die Gerſtenähren reichen nicht ſelten hinauf bis zur halben Leibeshöhe der Pferde. Köſtlich iſt es des Morgens durch dieſe Felder zu wandern. Hie und da erheben ſich mit rauhem Schrei blaue Häher oder Schwärme von Turteltauben, welche von ihrer Mahlzeit aufgeſcheucht, mit wenigen Flügelſchlägen die ſteilen Ufer des Fluſſes erreichen. Ueberall in den Feldern hört man Wachtelſchlag und Lerchenſchmettern; die ganze Natur ſtrahlt gleichſam von Heiterkeit.

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 52, S. 113.

Digitized by Google

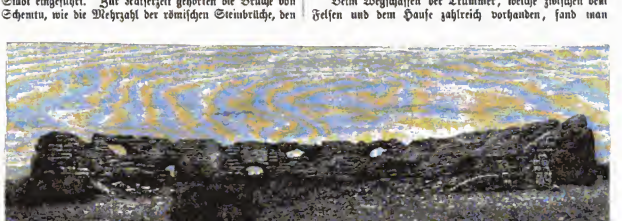
Gesammtansicht von Tebessa.

Digitized by Google

Die Medscherdafurt war ziemlich breit und dabei zur Zeit so tief, daß die Pferde oft bis zur Brust im Wasser waten mußten; und doch war die Tage über kein starker Regen gefallen. — Bis zum Wadi Sbaghai, welcher die Trümmerstätte Schemtus bespült, beträgt die Entfernung nur noch einen Kilometer, und in unmittelbarer Nähe davon befindet sich das Haus des Direktors der erst von Tissot und Delattre wieder aufgefundenen Marmorbrüche, in welchem die Reisenden die größte Gastlichkeit fanden.

Den Marmorbrüchen verdankt Schemtu offenbar seine Entstehung und einstige Bedeutung; denn ihnen entstammte der im Alterthum so berühmte numidische Marmor. Alten Ueberlieferungen zufolge sah derselbe roth und gelb aus. Statius spricht von dem aus den gelblichen Brüchen Numidiens flammenden Purpur, und Isidor von Sevilla bestätigt, daß der numidische Marmor mit safranfarbigen Flecken besprenkelt war, was genau dem Marmor von Schemtu entspricht. Die Römer schmückten damit ihre öffentlichen Gebäude, sowie auch Privatbauten. In Rom wurde er zuerst im Jahre 676 nach der Begründung der Stadt eingeführt. Zur Kaiserzeit gehörten die Brüche von Schemtu, wie die Mehrzahl der römischen Steinbrüche, den Imperatoren, welche sie zu ihrem Vortheil ausbeuteten. So verwendete Hadrian ihren Marmor, um seine Städte Tivoli und Antium damit zu schmücken. Ebenso waren 50 von den 200 Säulen, mit welchen die Gordier ihre Stadt Prenesta zierten, von numidischem Marmor. Der Kaiser Tacitus stiftete 100 Säulen für die Gemeindebauten der Stadt Ostia, und sogar in der von Justinian erbauten Sophienkirche in Constantinopel findet man ihn. — Noch heutzutage sind in Schemtu deutliche Spuren dieser Ausbeute sichtbar. Gerade gegenüber dem Hause des Direktors sieht man die Oeffnungen dreier gewaltigen Schlünde: das sind die im Steinbruche angelegten Gänge. An der linken Höhlenwand ist rechts folgende, mit einem Kreuze versehene Inschrift angebracht: Bruch angelegt durch Diotimus. — Wunderbar malerisch ist dieser gelbe Felsen, der stellenweise röthliche Töne aufweist und an anderen ganz verschwindet unter einer Decke von Blumen und Grün. Der harmonische Ton dieses unbehauenen Gesteins hebt sich kräftig ab von dem tiefen Blau des Himmels, und die Sonne verleiht den satten Farben des Felsens noch einen glühenderen Ton.

Beim Wegschaffen der Trümmer, welche zwischen dem Felsen und dem Hause zahlreich vorhanden, fand man



Das Theater von Schemtu.

Bruchstücke von Inschriften, Meilensteine u. dergl. Links öffnet sich eine große, kreisrunde Höhlung, deren Wände mit Quadersteinen ummauert sind. Höchst wahrscheinlich war dies eine Cisterne.

Gleich neben dem hier beschriebenen erhebt sich noch ein Hügel, welcher ehemals vielleicht eins sein mochte mit dem ersten und von diesem anscheinend durch Menschenhand getrennt worden ist. Dieser zweite Felsen, welcher genau so ausgehauen ist wie der erste, weist verschiedene große, rechtwinklige Vertiefungen auf, welchen jedenfalls die Säulen entstammen.

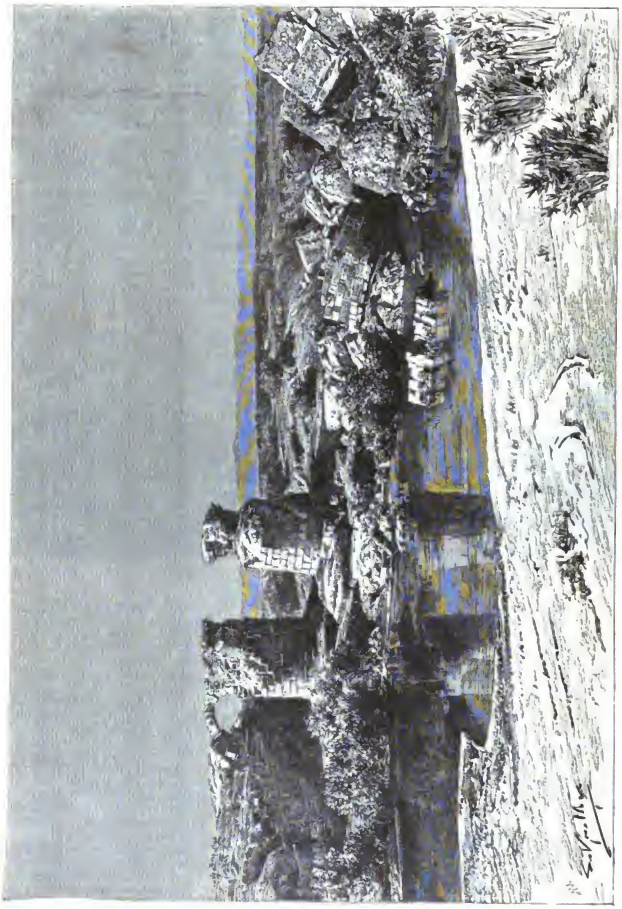
Es sind jedoch noch andere Stellen des Hügels zu erwähnen, wo man zwischen Trümmern riesige viereckige Blöcke mit merkwürdigen Inschriften und Zeichen gefunden hat, ähnlich den heute noch bei Steinmetzen üblichen, welche zuerst den Namen des Kaisers, dem sie gehören, ferner die Nummer des Steines, den Namen des Bruches, die betreffende Jahreszahl und allerlei räthselhafte Figuren enthalten. Auf diese Weise erfahren wir, daß sich hier ehemals verschiedene berühmte Brüche befanden. Einer, als „königlich" bezeichnet, läßt darauf schließen, daß hier bereits zur Zeit der numidischen Könige Marmor gebrochen wurde. Daran grenzt der Bruch des Agrippa, der seinen Namen vielleicht von einem Verwalter desselben hatte, während andere, wie der des Augustus und Aurelian nach den bekannten Kaisern genannt sind. Alle diese hier zurückgelassenen Blöcke wurden zur Zeit der „guten Kaiser" Trajan, Antoninus Pius und Marc Aurel gebrochen.

Wenn aber diese Brüche, wie wir bereits andeuteten und wohl annehmen müssen, schon zur Zeit der numidischen Könige in Angriff genommen worden sind, so müssen wir auch die Begründung der Stadt in jene Zeit zurückverlegen. Als Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung ist die Bemerkung der Reisenden anzusehen, daß sie in Schemtu — und merkwürdiger Weise bis dahin auch nur in Schemtu — Spuren punischer Kunst oder vielmehr griechischer Kunst zur punischen Zeit entdeckt haben. Mitten unter formlosen Bruchstücken wurde ein leider sehr verstümmeltes, mit Blattwerk und Greifenkopf geschmücktes Säulenkapitäl gefunden, welches zweifelsohne den Stempel griechischer Kunst zur Zeit Alexander des Großen trägt.

Die Ruinen des Gebäudes, dessen Schmuck es bildet, sind gänzlich zerfallen; nur einige Grundmauern bezeichnen seinen ehemaligen Standort. Wahrscheinlich war es ein Tempel.

In Anbetracht der Kostbarkeit der angewandten Baumaterialien und der günstigen Lage an der Hauptstraße

Digitized by Google



Die Trajansbrücke von Schemtu.

Digitized by Google

von Karthago nach Bona, mußte Schemtu ehemals eine blühende, denkmalreiche Stadt sein, wovon uns ein Blick auf die jetzige Trümmerstätte noch heute überzeugen kann (S. Abbildung 2). In dem an das Theater und an die Thermen angrenzenden Viertel ist es leicht, nach den vorhandenen Mauerspuren sich einen Begriff von der Richtung der Straßen zu machen, obgleich in diesem Theile des alten Simittus die Häuser oft wohl nur aus Stampferde oder aus lehmverbundenen Bruchsteinen aufgeführt waren; denn die Mauern sind ganz eingestürzt, und nur einige Grundsteine oder Haufen formlosen Materials sind davon übrig. Hier sieht man auch die ersten Bogen der Wasserleitung, welche Schemtu das reine Wasser der umliegenden Berge zuführte. Sie ist verschiedenemal ausgebessert worden.

Wenn man die Ruinen von Simittus von ihrer malerischsten Seite in Augenschein nehmen will, muß man sich ihnen von Osten her nähern. Da erblickt man zunächst links zwischen der römischen Heerstraße und der Medscherda einen länglichten Rundbau, ganz überwuchert von Buschwerk und Brombeergesträuch. Diese Ruinen gehören ohne Zweifel einem Amphitheater an, dessen Größe auf eine volkreiche Stadt schließen läßt. Nicht weit davon erhebt sich ein kleiner Hügel in Gestalt eines abgestumpften Kegels, welcher Dschebel el Hadschela (Rebhuhnberg) heißt und aus lauter Marmortrümmern und Abfällen besteht. Gleich darauf betritt man die Stadt selbst, stößt jedoch zunächst nur auf unbedeutende Trümmer. Interessanteres erblickt man erst da, wo der Wadi Melah in die Medscherda mündet, hier stehen sodann zahlreiche andere Bauten, welche von großem Reichthum zeugen, vor allem eine monumentale Brücke (S. Abbildung 4) über die Medscherda. Von den beiden ersten, auf dem rechten Ufer ruhenden, etwa 15 m über den Wasserspiegel sich erhebenden Bogen derselben, welche die Reisenden noch bei ihrem ersten Besuche der Stadt vorgefunden hatten, war einer inzwischen zusammengestürzt, während die übrigen, der Uebermacht des Stromes längst gewichenen Pfeiler und Bogen mit ihren Trümmern das Bett des Flusses noch immer füllten. Linksseitig bemerkt man die Trümmer eines Uferbaues, der sowohl den Anfang der Brücke, als den eines Ufердammes bildete. Nach der Inschrift eines in der Medscherda aufgefundenen Steines war Trajan der Erbauer der Brücke.

Der Wadi Melah, welcher ein Stück stromaufwärts von der Trajansbrücke in die Medscherda mündet, durchfloß den ganzen niederen Theil der Stadt und trennte ihn von ihrer Hauptmasse. Kurz vor seiner Mündung überspannte ihn eine nur einbogige Brücke, von welcher jedoch nur die Ansätze erhalten sind. Am linken Ufer, also zwischen den beiden Flüssen, stehen mehrere wichtige Gebäude, besonders zwei Basiliken und ein Theater. Der gewölbte Chor der beiden ersteren ist fast vollkommen erhalten, und auch der Fußboden ist durch Ausgrabungen, welche leider nicht genug ausgedehnt wurden, bloßgelegt. Das Theater erhob sich nach römischer Bauart auf ebenem Boden und bestand aus zwei Stockwerken sich über einander erhebender Bogenwölbungen, deren unterer allein erhalten ist; doch sind die Absätze der Sitzreihen östlich erkennbar. Noch im gegenwärtigen Zustande macht das Gebäude einen mächtigen Eindruck (S. Abbildung 3). Der über die Einsenkung des beschriebenen Hügels führende Pfad, in welchem man bald eine altrömische Straße erkennt, die man gleich der berühmten Via Appia als eine Gräberstraße bezeichnen könnte, läuft in nordwestlicher Richtung weiter durch die Ebene. Es ist die bekannte Straße von Schemtu nach Tabarca, welche auf Befehl des Kaisers Hadrian ausgeführt wurde, für welchen es von großer Wichtigkeit war, den Marmor in Tabarca einschiffen zu lassen, wo die Fahrzeuge einen sichern Hafen fanden. Wie die Schwierigkeit der Ueberschreitung des Khumir-Gebirges überwunden wurde, ist jetzt unerklärlich. Heute freilich wird Tabarca niemals wieder seinen alten Wohlstand erleben, denn die nahe Eisenbahn, welche Bona mit Tunis verbindet, führt den Marmor theils nach Bona, theils nach la Golette. Beim Einfall der Vandalen wurde Schemtu zerstört; und wenn auch durch die byzantinische Eroberung die Marmorbrüche wieder ein wenig nutzbar gemacht worden waren, so steht doch fest, daß sie nach dem Einfalle der Araber vollständig in Vergessenheit geriethen bis zu dem Tage der Schienenlegung von Tunis nach Ghardimau. Bis dahin hielt man den schönen, gelben Marmor für verloren. Doch ist er noch reichlich und in alter Güte vorhanden, und man wird Gelegenheit haben, Proben davon auf der diesjährigen Pariser Weltausstellung in Augenschein zu nehmen.

Zur Beurtheilung der Bevölkerungsverhältnisse Inner-Westaustraliens.

Von Dr. Franz Diederich.

(Fortsetzung.)

Ein Ueberblick über alle diese erwähnten Thatsachen der Temperatur und der Befeuchtung Australiens lehrt uns vor allem zweierlei, daß nämlich einmal eine ausreichende Bewässerung tellurischer sowohl als kosmischer Herkunft fehlt, und zweitens, daß es auch an einer Regelmäßigkeit der Niederschlagsverhältnisse vollständig gebricht.

Von solchen Verhältnissen, die also im westlichen Inneren wohl in der vollkommensten Gestalt die herrschenden sind, weil hier der aus Südost wehende Passat längst aller Feuchtigkeit entledigt ist, von ihnen hängt nun die Vegetation des Landes ab.

Wo die Wasserzufuhr an Unregelmäßigkeit leidet, dort erscheint auch in der Entwickelung der Pflanze jener Gang, der sich nicht wie in unseren Breiten an einen periodischen Wechsel bindet, sondern sich, dem Tempo der Wasserzufuhr gemäß, regellos vollzieht. Zur Bildung von Wald im eigentlichsten Sinne des Wortes, wie wir es aufzufassen gewohnt sind, kommt es dadurch in den inneren Theilen Australiens nirgends, denn das Wachsthum der Bäume muß hier zurücktreten. Nur der Süd- und der tropische Nordosten bieten uns — letzteren in seinen schattigen Cedernwäldern — etwas derartiges dar, weil hier die langen, hohen Ketten der Küstengebirge den Südostpassat der segnenden Feuchtigkeit entladen. Sonst fehlt der schattenspendende Wald, und in ihrer Verbreitung vorragend, decken Buschland, Steppe und Sandwüste das Innere. Holzgewächse höheren und

Digitized by Google

niedrigeren Wuchses greifen in Hainform von den Küstenlandschaften aus ins Binnengebiet hinein, ihr Verschwinden bedeutet Eintritt ins Gebiet der unsicheren Niederschläge, und hier steht der Scrub in seinem Rechte. „Verschlungene Sträucher mit starrem, immergrünem Laube bedecken in dichten Gemeinschaften, nur gelegentlich von Blumen unterbrochen, aber mit völligem Ausschluß von Gräsern und Kräutern, ausgedehnte Flächen des inneren Australien. Kein Monat vergeht hier ohne Blüthen, aber jeder Monat sieht dasselbe wüste Gedränge starrer, lastloser und untereinander großentheils übereinstimmender Farben [1])." Eine Periode des Welkens giebt es hier nicht. Mit jedem Regenguß erwacht die Vegetation des Scrub, mit dem ersten Tropfen beginnt die Lebensthätigkeit des Sprossens, um mit dem Enden des Regens ebenfalls wieder in Schweigen zu versinken. Eine Neubildung von Knospen ist nicht erst vonnöthen, weil die alten Organe nicht während der vorhergehenden Trockniß verdorrten, sondern auf dem Stadium der Entwickelung verharren blieben, wo sie am Schlusse des letzten Regenfalles angekommen waren. Ericaceen und Proteaceen sind die Hauptbildner dieses Pflanzengewirres. Von baumartigen Formen ragt nur hie und da vielleicht einmal ein starrblätteriges Gewächs aus dem verfilzten Strauchdickicht der Geschwisterpflanzen hervor, sich selbst mit seiner Größe das Zeugniß besonderer Lebenskraft ausstellend. Die Ausdehnung der einzelnen Scrub-Bestände — von solchen muß man reden und darf nicht etwa der Vorstellung Raum geben, als sei das ganze Innere eine Scrubmasse — mißt oft ganz gewaltige Strecken. So hatte Giles, als er auf seiner dritten Expedition am unteren Küstenfluß des Torensbedens eintraf, auf 220 engl. Meilen das beinahe schlechthin Scrub-Land zu durchbrechen und fand auf dieser ganzen Strecke nur einen Strich guten Bodens von ungefähr 30 engl. Meilen Breite [2]). Derselbe Reisende war 1875 auf einem Wege durch 7½ Längengrade, d. h. 450 engl. Meilen, vom 9. Juni bis zum 3. September, gänzlich von dichtem Scrub umgeben [3]). Anderen gewaltigen Scrubwüsten begegnete auch Forrest 1874, und ich will nicht unterlassen, daran zu erinnern, daß eine ganze Reihe von Expeditionen ihren Zweck nicht zu Ende zu verfolgen vermochte, weil undurchdringlicher Scrub, zugleich ein Abzeichen wasserärmster Wüsteneі, sich ihnen in den Weg stellte. So ging es Stuart in der Umgegend von Newcastle Water, so Goße, der seine westliche Richtung westlich von den Mc Donnell-Bergen in eine südliche umändern mußte, so im Süden dem mehrerwähnten J. Roß 1874 und Roe 1848 im südlichen Südwesten. Roe äußert [4]): „From the summit of the Mt. Ridley, which is a huge mass of bare granite a quarter of a mile in length, and about 700 feet above the surrounding plains, several hills of similar description were visible to the southward and eastward, but in every other direction was spread out one illimitable sea of frowning scrub and thicket, with extensive chains of salt and samphire flats and lakes too numerous to particularize, and bounded by a distant horizon as unbroken as that of the sea itself."

In dieser Schilderung werden wir schon auf etwas hingewiesen, was in der Continuität der Scrubmassen einen Wechsel bedeutet, das sind die Salzflächen, die zahlreichen gefüllten und ausgetrockneten Salzbecken, welche über das ganze Innere verstreut zu sein scheinen. Da haben wir zunächst die gewaltige Fläche des Amadeus. Westlich und südöstlich der Bluff-Kette entdeckte Goße eine ganze Reihe kleiner Lagunen. Am Oberlaufe des Stur-Creek stieß Gregory ebenfalls auf solche, und sie fehlten auf Forrest's Route von 1869 nicht. Der Moore- und Austin-See im Westen sind ebenfalls nanhaft und schließen sich an Forrest's eben erwähnte Seen nach Westen hin an. Nach der Entdeckung des Amadens fühlte man sich zu der Vermuthung veranlaßt, die Wüstenregion sei mit Salzlimpfen ohne wesentliche Unterbrechung vom Moore- und Austin-See bis zum Amadeus hinüber angefüllt [1]). Die Reisen von Forrest und Giles 1874, bezw. 1876 haben dieser Vermuthung keine positiven Thatsachen zur Stütze zu reichen vermocht, sie vielmehr zur Unwahrscheinlichkeit gemacht. Wohl aber dürfte es grrechtfertigt sein zu sagen, die Verbreitung der Salzseen und der an den Rändern derselben sich entwickelnden halophilen Flora sei in Westaustralien eine weite, den Charakter größerer Strecken nicht nur beeinflussende, sondern bestimmende.

Ein weiterer, was den Scrub auf lange Flächen hin ablöst, sind die Sandwüsten, die mit gesträuchteten Stachelgräsern, mit dem berüchtigten Spinifex (Triodia irritans) sich überwuchert zeigen. Sie sind der echte Ausdruck weitgehendster Wasserarmuth des Bodens. Goße und Stuart schildern die Stachelgrasflächen in grauenhafter Weise. Trocken wie der Boden sind die Stengel, trocken und ohne Gehalt, so daß die hungrigen Pferde selbst sie als Speise verschmähen. Westlich von den Bluff Ranges dehnte der Spinifex sich in einem Gürtel von 40 engl. Meilen über die Sanddünen hin aus [2]). Am mächtigsten scheint diese Vegetationsform, wie allerdings nicht zu verwundern steht, in der Zone vom Boden Besitz ergriffen zu haben, welche sich als eigentlich regenlos erweist — in den Breiten vom Wendekreis bis zum 28° südl. Br. Forrest's Marsch führte 1874 mitten durch dies Gebiet von Westen nach Osten hindurch. Man muß die Reiseschilderung lesen, um sich einen einigermaßen deutlichen Begriff von den Mühseligkeiten des Kampfes bilden zu können, den das Durchwandern einer Spinifex-Wüste mit sich bringt. Forrest selbst gesteht [3]): „Wenn ich die lange Zeit überblicke, die wir zu dem Marsche bedurften, so wundere ich mich oft, wie wir durch ein so erbärmliches Land hindurchkommen konnten, denn über 600 engl. Meilen weit mußten wir über eine Spinifex-Wüste reisen." „Howling wilderness", „hideously arid desert" sind die bezeichnenden Attribute, welche Giles der 1875 durchwanderten Strecke beilegt.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Supan, Grundz. d. phy. Geogr., S. 412.

[2]) Zeitschrift des Vereins für Erdkunde zu Berlin, 1875, S. 351.

[3]) Geogr. Mittheil., 1876, S. 184.

[4]) Proc. Geogr. Soc., 1852, p. 13.

[1]) Geogr. Mittheil., 1873, S. 187.

[2]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 363.

[3]) Geogr. Mittheil., 1875, S. 32.

Digitized by Google

Die Verhandlungen des Achten Deutschen Geographentages.

Die Verhandlungen des Achten Deutschen Geographentages haben einen Verlauf genommen, von dem die große Mehrzahl seiner Mitglieder und Theilnehmer sicherlich in einem hohen Grade befriedigt worden ist. Vorwiegend die physikalische Geographie — oder wie Andere lieber sagen, der Geophysik — gewidmet, in die nothwendigerweise der Schwerpunkt jeder wirklichen geographischen Forschung und Untersuchung fällt, ließen sie doch auch andere Zweige der Erdkunde nicht leer ausgehen, und besonders die Landeskunde und Schulgeographie fanden eingehende Berücksichtigung, wenn die letztere auch nicht so stark in den Vordergrund trat wie auf früheren Geographentagen. Daß mehrere Fachgeologen Vorträge hielten, war bei den engen Beziehungen, die zwischen der Geographie und Geologie bestehen, nur mit Freude zu begrüßen, und wenn die Grenzlinie zwischen den beiden Schwesterwissenschaften dabei an einzelnen Punkten nicht ganz streng beachtet worden sein sollte, so würde dies wohl zu entschuldigen sein. Haben ja doch derartige Grenzlinien immer etwas Flüssiges! Einen anderen, viel entschiedeneren Schritt aus der Geographie heraus that man in dem geistvollen Einleitungsvortrage, in dem man sich ganz auf das Gebiet der Ethnologie begab, auch dabei handelte es sich aber um eine nahe verwandte Wissenschaft, deren Aufgaben sich mit denjenigen der „Erdkunde“ vielfach berühren, und indem man den betreffenden Vortrag zuließ und mit gespannter Aufmerksamkeit anhörte, folgte man außerdem auch noch der Tradition früherer Geographentage. Spezifisch geographische Themata, die keine andere Wissenschaft für sich in Anspruch nehmen kann, wurden daneben beinahe mehr als genug behandelt, und diese Vorträge legten fast ohne Ausnahme ein glänzendes Zeugniß davon ab, wie man heute geographischen Spezialfragen nachzugehen gelernt hat. Die alte Litanei, als ob die Geographie „keine selbständige und wirkliche Wissenschaft“ sei, wird dem gegenüber bald verstummen müssen. Am Riesmütterlichsten wurden auf dem Achten Deutschen Geographentage die Kulturgeographie und die historische Geographie bedacht, dabei handelt es sich aber offenbar nur um einen Zufall, und schwerlich sollte dadurch seitens der Vereinigung die Erklärung abgegeben werden, daß diese Zweige überhaupt keine „Geographie“, oder wenigstens keine „wissenschaftliche Geographie“ seien. Wie der erste Vorsitzende, Freiherr von Richthofen, ganz richtig betonte, wird der Geographentag betreffs seines Tagungs-Programmes naturlicherweise immer gewissen Zeitströmungen ausgesetzt sein.

Unter den Eröffnungsreden heben wir nur diejenige des Ehrenpräsidenten der Versammlung, des preußischen Kultusministers Dr. v. Goßler hervor, da dieselbe bekundet, daß man den Bestrebungen der Deutschen Geographen an leitender Stelle ein tiefes Verständniß entgegenbringt. Die Rede lautete:

Als Ehrenpräsident Ihrer Versammlung habe ich die Freude, die Theilnehmer des Achten Deutschen Geographentages in des Reiches Hauptstadt willkommen zu heißen. Ich begrüße Sie hier, wo seit ihrer letzten Zusammenkunft in Karlsruhe so viel Trauer und Schmerz über uns hereingebrochen, wo die beiden ersten Deutschen Kaiser dahinsanken, welche Deutschland aus einem theoretischen Begriff zu einem mächtigen Staatswesen erhoben, welche uns aber auch gelehrt haben, Sorge und Kummer durch treue, männliche Arbeit niederzukämpfen. Als hier vor neun Jahren während des Anthropologen-Kongresses die Vertreter der Vereine für Erdkunde ihre Hände zu einem neuen Bunde in einander legten, war klein die Zahl der Stifter, unsicher der Anfang; aber, wie der Sohn der Erde in der hellenischen Sage, so haben auch die Deutschen Geographen durch ihre Berührung mit der Erde immer neue Kräfte gewonnen, und heute erscheinen sie in früher nicht geahnter Fülle, berufene Jünger der Wissenschaften, wie warme Freunde aus allen Kreisen der Gebildeten. Die Gunst der Umstände, eigene ernste Arbeit mit neu gesteckten Zielen, die Aenderungen auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens haben Ihren Bestrebungen Nahrung, Richtung und Erfolg verliehen. Die Einigung der deutschen Stämme und Staaten hat auch Ihnen den Boden bereitet, dem gemeinsamen Mühen sichere Frucht verheißend, den Blick der Deutschen schärfend und erweiternd. Dem Binnenländer sind die Meeresküsten nicht mehr fremdartige Gebilde, mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt er die Entwicklung der deutschen Seemacht, begleitet sie auf ihren, auch für die Wissenschaft so nutzbringenden Fahrten um den Erdball, und gewinnt ein volles Verständniß für die Ausbreitung deutscher Interessen an den Gestaden fremder Erdtheile. Mit der Gründung der Seewarte, der Betheiligung an den erdmagnetischen Untersuchungen auf der nördlichen, an den Unternehmungen aus Anlaß des Venusdurchganges auf der südlichen Erdhälfte hat das Deutsche Reich Ihren Bestrebungen wichtigen Vorschub geleistet. In der Reorganisation der internationalen Erdmessung, des geodätischen und des meteorologischen Instituts in Preußen, der topographischen und geologischen Landesaufnahme, der Errichtung von Museen für Völkerkunde sind Ihnen in den Einzelstaaten neue Hilfsquellen entsprungen. Seit Jahrzehnten haben wir Deutsche den uns gebührenden Antheil an den Forschungsreisen genommen, und was wir im fünfzehnten Jahrhundert versäumt, suchen wir im neunzehnten nach Humboldt's bahnbrechendem Vorgange mit reichen Opfern an Aufstrengung, aber auch an theurem Leben nachzuholen. In dem stetig wachsenden Kreise der Vereinigungen für Erd-, Völker-, Heimathskunde, Anthropologie und Urgeschichte, für die Erforschung der Alpen und heimathlichen Gebirge sind Ihnen neue Bundesgenossen entstanden. Schon hat sich der Stoff so gehäuft, daß es auf manchen Gebieten der Geographie weniger der Sammlung an neuem Material bedarf, als der Sichtung und Ordnung nach bestimmten wissenschaftlichen Gesichtspunkten. Diese entwickelt, die Kunde von der Oberfläche der Erde vertieft und verbreitert zu haben, bleibt die Aufgabe, aber auch das Verdienst Ihrer Vereinigung. Den Zusammenhang zu erkennen, welcher zwischen dem Reiche des Festen, Flüssigen und Luftförmigen und der organischen Welt, dem Menschen und der Menschheit in ihrer vielgestalteten Entwickelung besteht, ist das Ziel Ihrer Mühen. In dieser Erweiterung greift die Geographie weit über in die Gebiete benachbarter Wissenschaften, sie siedelt sich auf ihren Grenzen an, verbindet alt-überlieferte Disziplinen unter neuen eigenartigen Anschauungen und trägt so dem Bedürfniß der Jetztzeit Rechnung. Zwar in der Beschränkung zeigt sich der Meister, und nur die Theilung der Arbeit und die Vereinzelung der Untersuchung führt zu sicheren wissenschaftlichen Thatsachen. Aber die Spaltung ist nicht der Selbstzweck, sondern nur

Digitized by Google

das nothwendige Ergebniß unserer menschlichen Begrenztheit, — die Betrachtungsweisen, welche wir nach methodischer Ausgestaltung Wissenschaften nennen, bilden nicht unabänderlich abgeschlossene Gebiete in unserem geistigen Leben. Und die zusammenfassende Kraft ist noch immer das Kennzeichen der großen Forscher gewesen. In hohem Maße förderend und fruchtbringend haben sich die Beziehungen zwischen den in Ihrer Gemeinschaft jetzt vereinigten Bestrebungen der modernen Geographie und der preußischen Unterrichtsverwaltung gestaltet. Nicht allein die auf Anschauung und Zeichnen gegründeten Methoden, die aus Ihrem Kreise hervorgegangenen Lehrbücher haben Eingang in die preußischen Schulen gehalten. Vor Allem die Heranbildung der Lehrer in einer Ihrem Vorschlägen entgegenkommenden Weise ist im Laufe des letzten Jahrzehnts gesichert. Jede preußische Universität erfreut sich eines eigenen Lehrstuhls für Geographie, ihre Vertreter sind als gleichberechtigte Mitglieder in die wissenschaftlichen Prüfungskommissionen eingetreten, bei der Prüfung selbst ist die Geographie als selbständiges Lehrfach anerkannt und Fürsorge getroffen, daß selbst der geringste Grad von Lehrbefähigung nicht ohne ein gewisses Maß zuverlässiger Kenntnisse in der physischen und mathematischen Geographie gewonnen werden kann. Indem die Geographie in der Prüfung als ein Hauptfach sowohl mit den sprachlich geschichtlichen wie mit den naturwissenschaftlich-mathematischen Fächern sich verbinden läßt, ist sie in den Unterrichtsplan unserer höheren Lehranstalten als ein Bindeglied zwischen die beiden großen Gruppen der Disziplinen gestellt worden, erfüllt mit der hohen Aufgabe, in bevorzugtem Maße an der harmonischen Ausbildung unserer Jugend mitzuwirken und in dem jugendlichen Geiste die Einheit des Wissens zu vermitteln, — doppelt wichtig angesichts der Durchführung des Fachlehrersystems. Eine ernste Gefahr für die Stellung der Geographie in dem Lehrplane konnte füglich erst dann eintreten, wenn die Bemühungen, die Geographie älteren Bestandes aus dem Gebiete der Geographie überhaupt hinaus zu drängen, von Erfolg gekrönt werden sollten. Schwerlich kann die Schule darauf verzichten, die Erdoberfläche in Verbindung mit dem Menschen und die Erkenntniß seiner Beziehungen zu der erschaffenen Welt als das letzte Ziel der Geographie zu betrachten. Vielleicht bewährt sich auch auf diesem Gebiete die in der Geschichte der Wissenschaft oft gemachte Erfahrung, daß eine zu lange zurückgehaltene Quelle der Forschung mit elementarer Gewalt sich Bahn bricht und ihre Wogen über altangebautes Land ergießt. Wenn die Wasser aber sich verlaufen haben, zeigt es sich, daß sie nur neues Land der Kultur gewonnen, daß alte indeß mit seinem frischen Leben nicht dauernd geschädigt haben. Auf geistigem Gebiete fällt der Kampf die Kräfte und erhält Leben und Bewegung. Wege er auch Ihren Berathungen nicht fern bleiben. Wege er aber, wie bisher, geführt werden in dem eifrigen Trachten, im Richte der Wahrheit die Gegensätze auszugleichen und den Gewinn zu machen, welchen die Wissenschaft von jeder gemeinsamen ernsten Arbeit zu erhoffen berechtigt ist. Mit diesem Wunsche erkläre ich den Achten Deutschen Geographentag für eröffnet.

Den Vortrag Dr. K. von den Steinen's über „Erfahrungen zur Entwickelungsgeschichte des Völkergedankens", der die eigentlichen Verhandlungen einleitete, gedenken wir in einer folgenden Nummer ausführlicher wiederzugeben.

In dem zweiten Vortrage gab der Geheime Admiralitätsrath Professor Dr. G. Neumayer aus Hamburg eine „Uebersicht des gegenwärtig vorliegenden Materials für erd- und weltmagnetische Forschung". — Bereits auf dem ersten Geographentage hatte der genannte Herr die Wichtigkeit der magnetischen Untersuchungen beleuchtet und auf die aus dem neu zu beschaffenden Materiale resultirenden Ergänzungen unserer bis dahin gültigen Ansichten hingewiesen. Inzwischen ist nun eine reiche Zahl wichtiger Arbeiten über den Gegenstand erschienen: so namentlich die erdmagnetischen Untersuchungen, welche auf der Challenger- und Gazelle-Expedition gemacht wurden, die Ergebnisse der Vega-Reise um die Nordküste Asiens und die Publikationen der internationalen Polarforschung. Auf kleineren Feldern haben der norwegische Professor Mohn, und einige holländische Gelehrte sehr verdienstliche Erhebungen angestellt. Magnetische Festlandsuntersuchungen sind besonders in Schweden und in den Vereinigten Staaten in mustergiltiger Weise durchgeführt worden. — Wir besitzen schon aus verhältnißmäßig frühester Zeit, aus dem Jahre 1840, eine epochemachende Darstellung der erdmagnetischen Phänomene, bezogen auf das Jahr 1830, in den unvergänglichen Arbeiten von Gauß, deren Resultate in dem zu größter Berühmtheit gelangten „Atlas des Erdmagnetismus, nach den Elementen der Theorie entworfen von Gauß und Weber" zusammengefaßt sind. Später wurden nach dem Vorbilde dieses Werkes von A. Erman und Petersen bearbeitet und von der Kaiserlichen Admiralität herausgegeben: „Die Grundlinien der Gauß'schen Theorie und die Erscheinungen des Erdmagnetismus im Jahre 1829". Auf diese Publikation folgte 1880 eine Neukonstruktion der erdmagnetischen Karten durch die deutsche Seewarte in Hamburg. Diese Karten, welche auf drei Tafeln die erdmagnetischen Elemente — Deklination, Inklination und Intensität — darstellen, sind im 7. Hefte des VIII. Bandes der „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie" veröffentlicht worden, unter Beigabe eines erläuternden Textes, der zugleich einen erschöpfenden Literatur-Katalog bietet. Der verstorbene Professor v. Quintus-Icilius, derzeit Präsident der Geographischen Gesellschaft zu Hannover, unterzog sich der Mühe, eine Nachprüfung dieser Karten in Bezug auf die 24 Gauß'schen Konstanten vorzunehmen. Das sich immer mehr häufende neue Material bewog indeß Geheimerath Neumayer — nur unter Berücksichtigung der neuesten Arbeiten — eine nochmalige Zusammenstellung der erdmagnetischen Elemente ins Werk zu setzen. Es wurden wieder große Karten angefertigt, die auf der Berliner Ausstellung für Unfallverhütung zu Gesicht gebracht werden sollen. Aus der Prüfung dieser jüngsten erdmagnetischen Karten gelangte aber Professor Neumayer zu überraschenden Ergebnissen: Eine Darstellung des erdmagnetischen Zustandes aus den 24 Gauß'schen Konstanten stimmt zur Zeit nicht mehr mit den Thatsachen überein, und Theorie und Praxis differiren. Es scheint sich immer klarer zu ergeben, daß sich die Aenderung der erdmagnetischen Elemente auf ganze große Zonen und rings um die Erde erstreckt. Deshalb wird vielleicht eine Erweiterung der Gauß'schen Theorie, sowie die Einführung anderer Methoden nicht ausbleiben können. Dringend nothwendig ist aber in erster Reihe eine gründliche erdmagnetische Durchforschung Südamerikas und der antarktischen Regionen, über die wir nach dieser Seite hin so gut wie gar nichts wissen. Auch in unserem eigenen Vaterlande haben wir übrigens noch viel zu thun, ehe wir hinsichtlich der erdmagnetischen Kenntniß Deutschlands soweit fortgeschritten sind, wie z. B. Schweden, Ungarn, Frankreich, England und Belgien ꝛc. Auch in Rußland und Japan wird eifrig gearbeitet, um Klarheit über die erdmagnetischen Verhältnisse der betreffenden Länder zu gewinnen.

In der zweiten Sitzung berichtete Professor v. Richthofen zunächst über die Höhe der für das „Nachtigal-Denkmal" eingegangenen Gelder und deren geplante Verwendung. — Außer einer Büste des verewigten Forschers, die

Digitized by Google

sich im Besitz der Berliner Gesellschaft für Erdkunde befindet, soll nach den Vorschlägen des Redners in der afrikanischen Abtheilung des Berliner Museums für Völkerkunde sowohl, als auch in Nachtigal's Vaterstadt Stendal ein Denkmal aufgestellt werden, und der Rest des Geldes zur Herausgabe von Nachtigal's literarischem Nachlasse dienen. Der Geographentag erklärte sich mit diesen Vorschlägen einverstanden.

Darnach ertheilte Professor Dr. A. Kirchhoff aus Halle einen „Bericht über die Thätigkeit der Central-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde", aus welchem hervorging, daß man in allen deutschen sowie in vielen außerdeutschen Ländern mit einem vorher unerhörten Eifer auf diesem Gebiete arbeitet. Insbesondere hat die Zusammenstellung einer vollständigen landeskundlichen Bibliographie große Fortschritte gemacht. Seitens der Kommission sind mehreren Gelehrten Unterstützungen zu Forschungszwecken gewährt worden (namentlich dem Dr. Eschert zu einer erdmagnetischen Aufnahme des Harzes). Umfassende Aufnahmen der erdmagnetischen Verhältnisse Nordwest-Deutschlands wurden angeregt. Als eine wichtige Aufgabe betrachtet ferner die Kommission die Richtigstellung der Ortsnamen, welche auch auf den deutschen Generalstabskarten oft ungenau sind, und setzt deshalb einen Preis von 400 Mark auf die beste, bis zum 1. März nächsten Jahres eingelieferte Arbeit über Namenberichtigung der Berge und Ortschaften des Deutschen Reiches.

Weiter hielt Professor Dr. A. Supan aus Gotha einen Vortrag über „spezialgeographische (landeskundliche) Literatur". — In dem gegenwärtigen wissenschaftlichen Schriftthum wird die allgemeine Geographie weit mehr gepflegt, als die regionale Geographie. Der Grund hierfür liegt einerseits in der naturwissenschaftlichen Richtung unseres Zeitalters, das nach allgemein gültigen Gesetzen sucht, andererseits darin, daß in der allgemeinen Geographie die rein geistige Thätigkeit am Studirtisch mehr Erfolge erzielt, als in der Spezialgeographie. Die letztere Ursache kann beseitigt werden, wenn man die beschreibende Spezialgeographie oder Chorographie, in der allein durch Beobachtung eine fördernde Thätigkeit ausgeübt werden kann, von der spekulativ erklärenden Chorologie trennt. In dieser kann der der allgemeinen Geographie eigenthümliche Dualismus zwischen dem naturwissenschaftlichen und historischen Element, der unsere Wissenschaft zu keiner inneren Einheit gelangen läßt, und sie in „Kompetenzkonflikte" mit verwandten Disziplinen bringt, aufgelöst werden, wenn man einen Gesichtspunkt findet, der sowohl in der Natur wie im Menschenleben (im Leben der Bewohner als soziale Einheit) eine maßgebende Rolle spielt. Dieser Gesichtspunkt ist der Begriff der benachbarten geographischen Gegensätze. Mit Hilfe dieses Gesichtspunktes können sich auch die Chorologien der einzelnen Länder zu einer Chorologie der Erde überhaupt erweitern, und zwar in derselben Weise, wie sich die Spezialgeschichten zur Weltgeschichte erweitern.

Den letzten Vortrag der zweiten Sitzung hielt Professor Dr. Richter aus Graz „über eine sachgemäße Stoff- und Arbeitsvertheilung unter den deutschen geographischen Zeitschriften". Vor allen Dingen wünschte Redner das Stoffgemenge in den einzelnen Zeitschriften vermieden zu sehen. — Da der mit dem Vortrage verbundene Antrag des Redners in den betheiligten Kreisen auf lebhaften Widerspruch stieß, so zog er ihn schließlich wieder zurück.

In der 3. Sitzung sprach zuerst Professor Dr. Albrecht Penck aus Wien über „das Endziel der Erosion und Denudation". — Die Anschauung, daß die Thäler Werke des rinnenden Wassers sind, hat neuerdings gegenüber der Spaltentheorie die Oberhand gewonnen. Besonders geschiebeführende Ströme gestatten es, die wegräumende und ablagernde Thätigkeit zu beobachten, durch die die Ströme ihr Gefäll zu regeln streben, bezw. eine bestimmte Gefällskurve (Parabel, Cykloide, logarithmische Kurve) herzustellen suchen. Die Wasserwirkung ist proportional der Wassermenge und Fallhöhe, wird aber beschränkt durch den Widerstand der hinwegzuräumenden Massen (Fels, Sand rc.). Nichtsdestoweniger könnte sich jeder Strom in hinreichend langer Zeit ein sogenanntes Normalgefäll schaffen, d. h. allenthalben eine gleiche Laufgeschwindigkeit erzielen — vorausgesetzt nur, daß die Hindernisse nicht immer von neuem entstehen. — Der größte Theil Geschiebe stammt nicht aus dem Flußbette selbst, sondern von den Ufern und begleitenden Gehängen, ihre Menge steht also außer Beziehung zum Flusse und kann von demselben nur bemeistert werden, wenn sich entweder die Wassermenge oder das Gefäll derselben anpaßt. Das letztere ist möglich. — Die Endkurve der Erosion (Erosionsterminante) ist nicht gleichbedeutend mit der Normalkurve, sondern sie würde nur dann erreicht sein, wenn die Wasserkraft so gering geworden wäre, daß sie keine korrodirende oder transportirende Thätigkeit mehr zu entfalten vermöchte. — Die lebendige Kraft, welche dem fließenden Wasser innewohnt, wird auf die verschiedensten Thätigkeiten verwendet, vor allem auf die Ueberwindung des Reibungswiderstandes von Boden und Ufer, und zum viel kleineren Theile auf Geschiebetransport und Korrosion. Beträchtlich sind letztere nur in Widerwassern, in Stillwassern wird die Wasserkraft beinahe ausschließlich zur Herstellung der fließenden Bewegung und zur Ueberwindung der Reibung verwendet. Nach Bazin und Darcy kann ein 1 m tiefes Gerinne bei einem Gefälle von 1,5 m auf 1 km noch einen nennenswerthen Theil seiner Kraft auf Geschiebetransport verwenden, ein ebenso tiefes, über Geröll fließendes Gewässer aber erst bei einem Gefälle von 7 m auf 1 km eine nennenswerthe Zerstörung seines Bettes beginnen. Die Erosion wird also bereits bei einem verhältnißmäßig starken Gefälle unbedeutend, und die meisten großen Ströme besitzen dasselbe nicht. Thatsächlich erodiren allerdings auch noch die großen, meist mit einem Gefälle von unter 0,5 dahin fließenden Ströme, sie thun es aber gewissermaßen nur gelegentlich und nebenbei, und ihre diesbezüglichen Wirkungen sind im allgemeinen quantitativ sehr minimale. Erst dann hört die Erosion ganz auf, wenn die Gewässer so träge dahin schleichen, daß sie nicht mehr die feinsten Partikel zu verschleppen vermögen. Noch bei 0,2 m Geschwindigkeit verschleppen sie aber lehmige Partikeli. Die wahre Erosionsterminante erbeisst ein ganz minimales Gefäll, und wenn die Flüsse lange genug wirken, so können sie das Innere der Festländer fast bis auf das Meeresniveau hinab zerschneiden. — Der Lauf der Flüsse dient aber der Denudation benachbarter Gelände als Basis. Weder durch Bergstürze, noch durch Windwirkung, noch durch Abspülung kann ein reich bewässertes Land bis unter den Spiegel seiner Flüsse abgetragen werden. Die Flüsse fixiren also für jede Gegend ein jeweiliges lokales unteres Denudationsniveau, die wirklichen Erosionsterminanten der Flüsse aber besitzen absolut niedrigste Lage, unter welche ein reich bewässertes Land überhaupt nie abgetragen werden kann. — Die Abspülung der zwischen den Flüssen liegenden Gelände erfolgt nach denselben Regeln wie in den Flüssen selbst, nur daß es sich dabei nicht um große und tiefe Gerinne, sondern um kleine, seichte, unbestimmte Fäden handelt. Beträchtlich wird sie aber nur, wenn sich das Wasser in Bodenfalten sammelt. Da die Denudation auf den Wasserscheiden minimal ist, so würden die letzteren sich mit der Zeit allenthalben auf Erden als scharfe Firste darstellen müssen. Dem wirken aber andere Umstände entgegen, und in Wirklichkeit muß man als das Endziel der Denudation — der ver-

Digitized by Google

einigten Wirkung von Verwitterung, Abbröckelung, Abspülung und Verwehung — eine nahezu völlige Einebnung des Landes bezeichnen. Der Erdtheil Asien könnte durch die Denudation bis auf eine Höhe von 100 m abgetragen werden.

Den nächsten Vortrag hielt Professor Dr. Brückner aus Bern über die Frage: „Inwieweit ist das heutige Klima konstant?“ — Aus der geologischen Vergangenheit der Erde geben die fossilen Reste genügenden Beweis für die einst viel größere Wärme in den Polarzonen, wohingegen wieder während der sogenannten Eiszeiten auch die gemäßigten Gürtel bis weit zum Aequator hin unter ein kaltes Klima gebracht wurden. Damit ist aber nicht gesagt, daß unser Klima in historischer Zeit ähnlichen Wechseln unterworfen gewesen sei, ja es besteht sogar ein alter Streit, ob eine Frage nach solcher Aenderung überhaupt berechtigt sei. Die Meteorologen wollen Klimaschwankungen im kosmischen Sinne nicht anerkennen. Indeß sind schon Forrel und Richter in ihren Untersuchungen über die Veränderungen der schweizerischen Gletscher für das Vorhandensein merklicher, periodisch sich abspielender Klimaschwankungen eingetreten. Einen neuen, sehr gewichtigen Beweis für diesen Satz fand Reduer aus seinen Erhebungen über die Wasserstandsschwankungen im Kaspischen und Schwarzen Meere, sowie in der Ostsee[1]). In diesen Becken wechseln langdauernde Zeiträume des Steigens mit solchen des Sinkens ab, und wie in den Meeren ändern sich auch in den großen nordeuropäischen Flüssen periodisch die Wasserstände. Ja diese Erscheinung läßt sich durch alle Länder der nördlichen Hemisphäre verfolgen, und Dr. Siegert in Wien ist zu derselben Erkenntniß dem entsprechenden Verhalten der abflußlosen Seen Asiens und Afrikas gelangt. Das Beweismaterial, welches zur Zeit für unsere Frage vorliegt, ist quantitativ wie qualitativ ein äußerst reiches; es entstammt mehr als 600 meteorologischen und hydrographischen Stationen, aus zusammen 30000 Beobachtungsjahren. Durch graphische Darstellungen erläutert Reduer sodann die Niederschlagscurven, einmal durch Europa und Asien in der Richtung der Alpen von Westen nach Osten, und sodann auch quer durch die nördliche Halbkugel von Norden nach Süden. Aus diesen Kurven geht übereinstimmend hervor, daß wir in den Jahren zwischen 1840 bis 1850 und wieder zwischen 1870 bis 1880 eine Periode regenreicher, kühl-feuchter Jahre durchlebt haben, während um 1860 eine Zeit größerer Trockniß und Wärme herrschte. Wir stehen hier vor gleichmäßigen, überall erkennbaren Schwankungen, deren Maxima und Minima jedoch, durch die Oertlage bedingt, kleinen Variationen unterworfen sind. Einzelne Ausnahmen müssen konstatirt werden, wie z. B. Sicilien, Unter-Italien, Spanien, Strecken der Ostküste Nordamerikas und das Gangesstromland, dieselben haben gegen die große Masse der Festlandsräume wenig zu sagen. Die Schwankungsintensität nimmt zu vom Meere aus nach dem Inneren der Kontinente und die Unterschiede zwischen den kühl-feuchten und warm-trockenen Perioden sind in Rußland, in West-, Mittel- und Ostsibirien am größten. Aus den Eisgangsberichten und den Angaben über die Navigationsdauer der russischen Gewässer lassen sich diese Schwankungen für Osteuropa stellenweise bis zum Jahre 1700 zurückverfolgen, für das Kaspische Meer sogar bis 1685. Noch weiter zurück führen aber die Daten über die Zeit der Weinreife. Solche Aufzeichnungen kommen bereits um 1400 vor, doch werden sie erst von 1550 ab genau und zahlreich genug, um als Beweismittel gelten zu können. Auch diese Nachrichten ergeben einen Wechsel kühl-feuchter Perioden, mit später Weinreife, gegenüber warm-trockenen Jahresreihen, mit früher Weinreife. Und was das wichtigste ist, diese Perioden fallen der Zeit nach zusammen mit den vorher ermittelten Schwankungen der Wasserstände in Meeren, Seen und Flüssen. Doch ist der Rhythmus dieser Schwankungen kein ewig gleicher, feststehender, sondern man muß sich zu seiner Bezeichnung mit angenäherten Mittelwerthen von etwa 30 bis 36 Jahren begnügen. — Die Endursache dieser Erscheinungen ist gegenwärtig noch völlig räthselhaft; höchstens für den Regenfall, der von den Windverhältnissen (die wieder vom Luftdruck abhängig sind) beeinflußt wird, dürften sich Aufschlüsse darbieten. In den trockenen Zeiten höheren Luftdrucks befindet sich auf dem Lande ein Ueberdruck, dessen nachherige Verminderung der kühlenden und befeuchtenden Einwirkung des Meeres freies Feld gestattet, was zu den sogenannten nassen Jahren führt. — Jedesfalls sind diese Klimaschwankungen von hoher praktischer Bedeutung; sie lassen gewissermaßen eine Prognose zu bezüglich der Navigationsdauer der Flüsse und Häfen, bezüglich andauernd niedriger Wasserstände, sowie bezüglich der Hochwassergefahren. Die Hungersnoth, welche zu Anfang der siebziger Jahre den Norden Brasiliens heimsuchte, fiel zusammen mit der letzten großen Trockenperiode. Wie in der Vergangenheit, so werden sich wahrscheinlich auch in der Zukunft diese Wechsel vollziehen, und ihr Studium ist neben dem wissenschaftlichen Werthe, der solchen Untersuchungen innewohnt, von höchster Wichtigkeit für die verschiedensten Zweige menschlicher Thätigkeit sowie für das gesammte Kulturleben.

Hiernach verbreitete sich Professor Dr. J. Partsch aus Breslau über „Klimaschwankungen in den Mittelmeerländern“. — Redner erörterte, daß zur Erforschung dieses Gegenstandes die modernen meteorologischen Beobachtungen nicht ausreichen, da sie sich über einen zu kurzen Zeitraum erstrecken. Viel weiter zurück gehen die geologischen Beweise, bei denen Feststellung wir aber jedes chronologischen Ausdruckes entbehren. Als Ersatz müssen demnach historische Aufzeichnungen dienen, die für die Mittelmeerländer Jahrtausende umspannen; gleichwohl dürfen auch diese Zeugnisse nur mit größter Vorsicht ausgenutzt werden, da die Berichterstatter oft zu Uebertreibungen geneigt sind und meistens nur das Seltene und Ausnahmsweise in ihrer Erzählung würdigen. Sicherer ist die schweigende Kunde, die wir aus eigenthümlichen Vorkommnißänderungen von Pflanzen und Thieren ableiten können. Doch muß auch hier vor allzu eiligen Schlüssen gewarnt werden; denn mit Unrecht hat man z. B. aus dem Verschwinden der Landschildkröte auf dem Peloponnes ein gegen frühere Zeiten trockener werdendes Klima dieser Halbinsel behauptet. Die Landschildkröte kommt noch heute wie ehedem im Peloponnes vor; nur hat sie sich in die einsamsten Bergdistrikte des Inneren zurückgezogen, wo sie weniger gesehen wird und vor Nachstellungen geschützt ist. Wenn das Kamel jetzt in Nordafrika das Rind verdrängt hat, so braucht das noch nicht aus klimatischen Gründen geschehen zu sein, sondern es erklärt sich aus den wechselnden Lebensbedürfnissen der Völker, welche nach einander diese Räume bewohnten. Auch ist hingänglich bekannt, daß der Wille des Menschen oft genug Thiere und Pflanzen in anderen Klimaten einheimisch gemacht hat. Die Verbreitungsgrenze der Dattelpalme war im Alterthume genau dieselbe, wie in der Gegenwart; der Oelbaum liebte und mied damals dieselben Regionen, die auch wir als Siedelungsstätten dieses nützlichen Gewächses kennen oder aber als Oertlichkeiten, wo die Pflanze trotz sorgsamster Pflege über kurz oder lang zu Grunde geht. Ein Gleiches ist vom Weinstocke zu sagen, und die zur Zeit für Italien zwar noch nicht völlig beendeten Untersuchungen über die

[1]) Vergl. Annalen der Hydrographie rc. 1888, Heft II, S. 55 bis 67 und den Auszug hierüber im 54. Bande des „Globus“ (S. 55 ff.).

Digitized by Google

Ernteermine lassen schon jetzt die Annahme einer Klimaänderung nicht zulässig erscheinen. In Griechenland sprechen sich diese Untersuchungen vielmehr für eine große Beständigkeit der Witterungsverhältnisse aus. Der von Rissen durch ein reiches historisches Material geführte Satz, daß die Winter im alten Rom kälter gewesen seien, hat sich trotzdem vor neueren Nachprüfungen nicht stichhaltig erwiesen. Die häufig erwähnte Thatsache von der konstanten Sommerhöhe der Nilhochwasser will vielleicht weniger bedeuten, als es ursprünglich den Anschein hat; denn gerade dieser Strom ist nach seiner ganzen Anlage meist von wesentlich anderen Einflüssen abhängig, als von dem Wetter im Gebiete seines Unterlaufes. Ein völlig unverdächtiger Zeuge ist indessen der Schott el Dscherid in der algerisch-tunesischen Depressionszone, der immer, so weit wir Kunde über ihn haben, ein Salzsee gewesen ist mit derselben dürftigen Wassermenge. Aus den Ruinenfeldern an seinem Rande ist weder ein Ab- noch ein Zunehmen seit der Römerzeit zu ersehen; indeß liegt noch ein alter römischer Brunnen mitten im See — an der Straße, die damals das Becken durchschnitt —, und alles um ihn her zeugt für ein Gleichbleiben der Zustände. Der Verlust an Fließwasser in Nordafrika ist nach Professor Partsch weniger auf eine Klimaänderung als auf das Verschwinden der ehedem hier ansässigen Ackerbauvölker und die Einwanderung nomadisirenden Araber zurückzuführen, welch letztere für die gewissenhafte Erhaltung und Pflege des Wasserzeuges kein Bedürfniß hatten. Ein ferneres, sehr gutes Beispiel giebt uns das Todte Meer, an dessen steilen Ufern merkliche Verschiebungen des Oberflächenspiegels sofort tiefgreifende und auffällige Umgestaltungen nach sich ziehen mußten, indem eine Hebung die Halbinsel Lisân zur Insel, eine Senkung aber den feuchten Südzipfel zur dürren Steppe verwandelt hätte. Im Allgemeinen ist es also unwahrscheinlich, daß in historischer Zeit eine klimatische Veränderung in den Mittelmeerländern stattgefunden hat; allein was bedeutet diese durch menschliche Zeugnisse engbegrenzte Spanne in der Geschichte der Erde, in der 1000 Jahre sind wie ein Tag. — Der Vortrag des Professor Dr. Günther aus München über „die Lehre von den klimatischen Schwankungen bei den Forschern des 18. Jahrhunderts“, wurde aus Rücksicht auf die vorgeschrittene Zeit zurückgezogen, und aus demselben Grunde sprach Dr. Güß aus München nur ganz kurz über „die dauernde Abnahme des fließenden Wassers auf dem Festlande“. Redner ist der Ansicht, daß eine allerdings sehr langsame, aber stetige Verminderung des Wassers vor sich gehe. Atmosphärische Gründe, wie z. B. stärker gewordene Verdunstung, austrocknendere Wirkung der Luftströmungen, die Verschiebung der Baumgrenze und endlich oft auch die Kulturarbeit des Menschen, dessen Ackerfelder immer mehr Feuchtigkeit brauchen, erzeugen eine Verringerung der Quellen und Bäche. (Schluß folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Das Gran Chaco und seine Flüsse.

Das Gran Chaco, jenes weite Tiefland Südamerika's, welches nördlich von den Pampas zwischen den Paraná-Paraguay und den Ostfuß der Anden eingeschaltet ist, hat nach Kapitän J. Page, der ihn kürzlich bereiste, eine Ausdehnung von etwa 466 000 qm und würde demnach beinahe so groß wie das Königreich Spanien sein. Vom 29° s. Br. bis über den südlichen Wendekreis reichend, gehört er größtentheils zur Republik Argentinien; nur etwa ein Drittel befindet sich im Besitze der Republik Paraguay. Die nördliche und die mittlere Abtheilung des „großen Jagdgebietes“ steigt ganz unmerklich vom Paraguay nach Bolivia hin an und enthält zahlreiche und ausgedehnte Sümpfe und Dschungeln, die ihrerseits von vielen kleinen Wasseradern entwässert werden. Nur am Paraguay giebt es eine Reihe niedriger Erhebungen, welche die weite Ebene in angenehmer Weise unterbrechen. Die beiden genannten Abtheilungen sind gut bewaldet, und zwar in der Weise, daß große Palmenbestände stets die den Ueberschwemmungen unterworfenen Distrikte bezeichnen. Am Nordufer des Rio Bermejo steigt das Land in merklicher Weise an und bildet so eine Art Wall, der den Gewässern dieses Flusses ihren Weg nach Osten vorschreibt. Die südliche Abtheilung des Gran Chaco, das „Chaco Austral“, welche an natürlichen Reichthümern die beiden anderen Theile übertrifft, steigt vom Paraná aus stufenweise an und wird von mehreren kleinen Flüssen durchschnitten, welche schon jetzt als Wasserwege den hierher kommenden Ansiedlern nützliche Dienste leisten. Bei etwa 25° 40′ südl. Br. tritt insofern eine Aenderung in der Bodenbeschaffenheit ein, als von da an das Land sich nach dem Thale des San Francisco-Flusses senkt, der von SW kommend, seine Gewässer zum Bermejo sendet. An diese Senkung schließt sich eine ausgedehnte Depression an, die, jährlichen Ueberschwemmungen unterworfen, den Raum zwischen dem 61. und 62. Grade westl. L. v. Gr. ausfüllt. Der nordwestliche Theil des Chaco Austral — an der Grenze der Provinz Salta gelegen — ist zur Zeit noch unerforscht und gilt wegen seiner ausgedehnten Urwälder als undurchdringlich. Die beiden Flüsse, welche einander parallel, bei einer durchschnittlichen Entfernung von 330 km, in der Richtung von NS nach SO das Gran Chaco durchschneiden und in den Paraguay münden, sind der Pilcomayo und der Bermejo; beide schmale Gewässer von sehr gewundenem Laufe und fast ohne Nebenflüsse. Der nördlichere von ihnen, der Pilcomayo — Pisicumayu in der Quichua-Sprache, und „Vogelfluß“ bedeutend — hat dunkles, bisweilen bräunliches Wasser, das des Bermejo, oder des „Rothen Flusses“ dagegen ist röthlich gefärbt. Ein weiterer Unterschied dieser Parallelflüsse besteht darin, daß der Bermejo eine weit größere Masse von Sinkstoffen mit sich führt, als der Pilcomayo. Die Detritusmassen des ersteren sind in der That enorm. Kapitän J. Page nimmt an, daß die gewaltige Erosionsthätigkeit des Bermejo, welche eine beständige Neuderung in der Ufer bildung zur Folge hat, bis zu einem gewissen Grade durch einen bemerkenswerthen Salzgehalt seines Wassers begründet wird. So werden ganze Bänke auf einmal weggerissen, welche, weiter unten wieder abgesetzt, sich bald mit üppigem Grün bedecken. Der Pilcomayo ist zum großen Theil noch unerforscht. Die vollständig unbekannte Strecke seines Laufes liegt zwischen 61° und 62° westl. L. v. Gr. und zwischen 22° und 23° südl. Br., d. h. an der Stelle, wo die Gebiete der drei Republiken Argentinien, Bolivia und Paraguay an einander stoßen. J. Page ist der Meinung, daß die beiden Flüsse in Zukunft einmal eine wichtige Rolle im Binnenverkehre Südamerika's spielen werden. Doch will uns diese Ansicht, zumal bezüglich des Bermejo, etwas zu optimistisch erscheinen. A. O.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Professor J. Taupin aus Saigon hat eine ausgedehnte Forschungsreise in dem unteren Laos-Lande beendet. Im Oktober 1887 von genannter Stadt ausgehend, hat er zuerst die siamesische Provinz Siem Reap besucht und zahlreiche Denkmäler der Khmer-Kultur — besonders die von Angkor — photographisch aufgenommen, dann hat er das Waldweh von Unter-Laos bis Ubon durchkreuzt und im letzteren Orte sieben Monate zugebracht, um die eigenartige Laosſprache, die von vier Millionen Menschen gesprochen wird, ebenso wie die Laos-Schrift genauer zu untersuchen. Nebenbei hat er auf seiner Reise ein Anfinex von 1000 km Länge aufgenommen, naturhiſtoriſche und meteorologiſche Beobachtungen gemacht, Versuche mit der Akklimatisation europäiſcher Pflanzen gemacht ꝛc.

Afrika.

— Dem Engländer Daniel J. Rankin ſoll es gelungen ſein, einen ſchiffbaren Mündungsarm des Zambeſi aufzufinden, der auch zur Zeit der tiefſten Ebbe drei Faden Waſſer hat und die Anlage eines guten und ſicheren Hafens geſtattet. Da der Quaama, an dem Quiſſimano liegt, bei Meyo's Nun nur durch eine ſchmale und ſeichte Waſſerrinne als ein Mündungsarm des Zambeſi bekundet, und der Waarentransport von ihm nach dem Zambeſi auf einer Strecke über Land erfolgen muß, ſo würde darin eine wichtige verkehrsgeographiſche Entdeckung liegen, die kaum verfehlen könnte, günſtig auf die Entwickelung des portugieſiſchen Kolonialbeſitzes in Südoſtafrika einzuwirken, und die zugleich auch den Beſtrebungen der „African Lakes Company“ zu gute gehen könnte. Der Hafenplatz Quiſſimane freilich dürfte davon leicht üble Folgen verſpüren, da die oſtafrikaniſche Dampferlinien alsdann wahrſcheinlich ſtatt im Quaama im Tſchinde — das iſt der Name des fraglichen Zambeſi-Armes — anlegen würden. — Bei der in Frage ſtehenden Entdeckung iſt aber in jedem Falle zu berückſichtigen, daß die Tiefenverhältniſſe in den einzelnen Mündungsarmen des Zambeſi beſtändigen ſtarken Veränderungen unterworfen ſind, und daß der ſchiffbare Tſchinde — der wahrſcheinlich identiſch iſt mit dem Zuhaombe — binnen kurzem wieder dermaßen verſanden könnte, daß er zur Schiffahrt mutmaßlich würde. Wahrſcheinlich hat erſt die ſtarke Strömung irgend eines Hochwaſſers der letzten Jahre die tiefe Rinne geſchaffen.

— Die Portugieſen ſind eifrig am Werke, die durch die Cardoſo'ſche Nyaſſa-Expedition errungenen Erfolge (vergl. S. 223) zur Befeſtigung ihrer Stellung in der Seengegend weiter auszunutzen. So ſteht Lieutenant Leal, der nach Cardoſo's Rückkehr mit einem Truppenkörper am Nyaſſa zurückgeblieben war, gegenwärtig im Begriffe, in dem Lande des Häuptlings Mgorobe, halbwegs zwiſchen dem Südende des Sees, eine feſte Station anzulegen. Die Intereſſen der engliſchen „Lakes Company“, die ſüdlich vom Nyaſſa ihre Stationen Matope und Blantyre hat, erſcheinen dadurch natürlich in ſehr empfindlicher Weiſe berührt.

— Kapſtadt, das bisher nur über Perim und Hauſibar mit Europa telegraphiſch verkehrte, hat vor kurzem noch eine Kabelleitung via Freetown, Loanda und Maſſamedes erhalten. Dadurch iſt zugleich auch Deutſch-Südweſtafrika (vermittelſt der Stationen Walfiſchbai und Angra Pequena) in den transozeaniſchen Telegraphenverkehr hineingezogen worden. Bis Loanda war das weſtafrikaniſche Kabel bereits im Jahre 1886 geführt.

Australien und Polynesien.

— In augenſcheinlichem Zuſammenhange mit dem geplanten auſtraliſch-kanadiſchen Telegraphenkabel (Vergl. „Globus“, Bd. 54, S. 192 und Bd. 55, S. 16) hat das Kriegsſchiff „Rapid“ neuerdings auch den öſtlich von Samoa gelegenen Suworoff-Archipel für England in Beſitz genommen. Korallinen Urſprungs, niedrig, klein und ohne Trinkwaſſerquellen, ſind dieſe Inſeln an und für ſich ein wenig verlockenden Beſitz. Durch das umgebende Korallenriff führt aber ein tiefer Kanal in die Lagune hinein, ſo daß ſich hüglich ein brauchbarer Hafen ſchaffen ließe, und ebenſo wie die im vorigen Jahre von den Engländern annektirten Inſeln Chriſtmas und Fanning liegen die Suworoff-Inſeln an der geraden Linie von Neuſeeland nach Vancouver. Bewohnt ſind die Inſeln nicht, dagegen ſind ſie mit Gehölzen und Kokospalmen bewachſen und bis zu einem gewiſſen Grade anbaufähig. Trinkwaſſer wird man ſich durch Ciſternen verſchaffen müſſen, ſo wie es in anderen Gegenden Polyneſiens und Auſtraliens bekanntlich auch geſchieht.

Bücherſchau.

— Noack, Prof. Dr. Th., Beiträge zur Kenntniß der Säugethierfauna von Süd- und Südweſtafrika. — Sep.-Abdr. aus den Zoolog. Jahrbüchern IV, 167 S. mit 3 Tafeln. — Dieſe auf die Sammlungen des Herrn Heſſe in Banana, am Kongo, und Dr. Schinz in Südweſtafrika gemachten Sammlungen bietet auch in zoogeographiſcher Beziehung ein bedeutendes Intereſſe, da die Frage, ob Oſt- und Weſtafrika zu einer Provinz zu vereinigen ſind oder nicht, und wo die Grenze zu ziehen, immer noch der Löſung harrt. Wichtig iſt die Entdeckung eines neuen Schuppenthieres, das ſich gewiſſermaßen zwiſchen die bis jetzt getrennten afrikaniſchen und aſiatiſchen Arten der Gattung Manis hineinſtellt.

J. von Benko, Reiſe S. M. Schiffes „Albatros“ nach Südamerika, dem Kaplande und Weſt-Afrika. Pola 1889. — Wie ſeiner Zeit die öſterreichiſche Korvette „Zrinyi“, ſo benutzte auch das Kanonenboot „Albatros“ ſeine ausgedehnte Uebungsfahrt in dem Süd-atlantiſchen Ozeane zu allerlei wirthſchaftsgeographiſchen Beobachtungen und Erkundigungen. Ueber dieſelben wird in dem vorliegenden Bande eingehend Bericht erſtattet. Bei dem hohen handelspolitiſchen Intereſſe, das die berührten Gebiete — Marokko, Braſilien, Uruguay, Argentinien, Kapland, Angola, der Kongoſtaat ꝛc. — heute in Anſpruch nehmen, wird das Buch nicht verfehlen, die Aufmerkſamkeit der weiteſten Kreiſe auf ſich zu ziehen. Insbeſondere kann ihm der deutſche und öſterreichiſche Kaufmann manchen nützlichen Wink entnehmen.

Inhalt: Dr. Emil Deckert. Reiſeeindrücke und Studien aus Mexiko. I. (Mit zwei Abbildungen.) — Gagnat's und Saladin's Reiſen in Tuneſien. XVII. (Mit vier Abbildungen.) — Dr. Franz Tiedemann: Zur Beurtheilung der Bevölkerungsverhältniſſe Innerweſtauſtraliens (Fortſetzung). — Die Verhandlungen des Achten Deutſchen Geographentages. — Kürzere Mittheilungen: Der Gran Chaco und ſeine Flüſſe. — Aus allen Erdtheilen: Aſien. — Afrika. — Auſtralien und Polyneſien. — Bücherſchau. (Schluß der Redaktion am 12. Mai 1889.)

Hierzu eine Beilage der Zentral-Kommiſſion für wiſſenſchaftliche Landeskunde von Deutſchland.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Zur Beurtheilung der Bevölkerungsverhältnisse Inner-Westaustraliens.

Von Dr. **Franz Diederich.**

(Fortsetzung.)

Das übertriebene Urtheil Warburtons, laut dessen das ganze Innere des australischen Festlandes als Wüste zu betrachten sei, weist schon Behm 1876 zurück, indem er mit Recht betont, daß von Queensland und Neu-Süd-Wales doch nur einiges Gebiet an der Westgrenze so zu bezeichnen sei und auch im Inneren des südaustralischen Gebietes zu bedeutende Ausnahmen dieser allgemein hingesprochenen Bezeichnung widerstritten [1]). Friedrich Ratzel bemerkt in der Völkerkunde [2]): „Das Beiwort „wüstenhaft" sagt für Australien auch darum zu viel, weil vorwaltend die Wirkung der Dürre bei der Steppenbildung stehen bleibt und verhältnißmäßig wenig saharaähnliche Wüstengebilde als Extrem der Steppe auftreten." In die Steppe hinein sind auch hier Oasen gestreut, Erdflächen, welche auf größere Strecken hin von fruchtbaren Graswiesen bedeckt und von besseren Bewässerungsverhältnissen begünstigt sind. Die ausgedehnte Denison-Ebene, welche Frank Gregory am Sturt-Creek entdeckte, glaubte auch Alexander Forrest 1879 viel weiter nördlich am Ordflusse noch berührt zu haben. Die äußerst fruchtbaren Gebiete um die Mc Donnell-Berge im Centrum des Landes werden von allen Erforschern, welche sich dort aufhielten, hoch gerühmt. Aber nicht alle Oasen des Inneren weisen den Umfang der eben genannten auf. Sie messen oft ganz geringes Areal, aber es bleibt doch Thatsache, daß sie sich weit ins Gebiet des Scrub und Spinifex hinein verbreitet finden. Ueber die Oase Ularring (29° 35′ südl. Br. und 120° 31′ 4″ östl. L.) läßt sich Giles in folgenden Worten, die so recht den Gegensatz von Oase und Umgebung zur Geltung bringen, vernehmen [1]): „Auch hier in dieser furchtbaren Wüste, dieser heulenden Wildniß — „this antro wast and desert wild" — finden wir Stellen aus solidem Felsen ausgehöhlt, wo die mächtige Grundlage der runden Welt bloßliegt, damit die niederen Organismen von Gottes Menschen-Familie den ihnen geeigneten Unterhalt finden können, aber der Fluch, daß sie ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts verdienen sollen, muß gegen sie mit furchtbarer Wirkung ausgesprochen sein." Sehr schönes Gras traf Forrest am Warburton-Berge, also mitten im Lande, noch innerhalb des gewaltigen Spinifexmeeres, dessen Ostgrenze er auf den 128. Längengrad verlegt [2]).

Die Creeks sind, wie sich voraussagen läßt, vor allen Dingen die Schöpfer und Erhalter solcher Grasoasen. Oft genug trafen die Forscher dieselben als Zierde der Ufer einer Wasserrinne, deren Wasser allerdings nur allzu häufig versiegt war. Nahe an eine englische Meile weit, die Ausdehnung der Ueberschwemmungen andeutend, erstreckte die Grassteppe sich an einem solchen trockenen Creek, den Gregory am 7. Februar 1856 erreichte [3]). Man kann sich die

[1]) Geogr. Mittheil., 1876, S. 35.
[2]) Völkerkunde II, S. 8.

[1]) Geogr. Mittheil., 1876, S. 257.
[2]) Proc. Geogr. Soc., 1875, p. 277.
[3]) Proc. Geogr. Soc., 1858, p. 48.

Digitized by Google

freudige Ueberraschung malen, welche jeden Forscher befiel, der lange Tage und Wochen mit nichts als der Bekämpfung widerwärtigsten Pflanzenwuchses sich abplagen mußte, und nun plötzlich eine Stätte, mit Gras und Wasser gesegnet, in der Einöde trifft. A. Forrest nennt einen solchen Platz gelegentlich [1]) ein „Paradies für seine entkräfteten Pferde". Warburton traf auf seiner an Noth und Entbehrungen mehr als reichen Wüstenwanderung mitten in Sand und Stachelgras bei Mount Wedge zwei reizende Thalschluchten, deren freudenerregende Wirkung auf ihn man sich leicht denken mag, wenn man liest, er habe sie nach dem Namen seiner beiden Patrone getauft [2]).

In den von Feuchtigkeit begünstigteren Küstenstrichen erheben sich über die Grasmatten hohe, oft ganz gewaltige Bäume, nicht eng gedrängt, so daß sie ein schattendichtes Dach zu wölben vermöchten, sondern licht von einander gerückt. Besonders Eukalypten (gum-trees) stechen hervor, und diese dringen auch ins Herz des Landes hinein und breiten hier zumeist an der Seite der Creeks die glanzlosen, graublau belaubten Zweige aus. Sie gedeihen nur an feuchten Stätten, vermögen indeß auch der Trockniß lange Widerstand zu leisten, wodurch sie bei ihrer Eigenschaft, Wasser in den Geweben aufzuspeichern, gleich den Knollen und Zwiebeln der unter die Gramineen der Grassteppe gemischten Orchideen und Liliaceen von hoher Wichtigkeit für die tiefinneren Gebiete werden.

Nähern wir uns nun, nachdem in großen Zügen das Bild der Vegetation entworfen, wie es dem klimatischen Zustande entsprechend sich gestaltet, den Menschen, welche in diesem Gebiete ihre Heimath erkennen.

Die Unregelmäßigkeit und geringe unzureichende Menge des Niederschlages gelten, wie wir sahen, als Urheberinnen der australischen Steppenbildungen, und sie sowie dieses ihr Produkt, üben ihre wirksame Gestaltungskraft auf das Wesen, das Thun und Treiben des in ihrem Kreise wohnenden Menschen aus, den wir als Nomaden sein Dasein führen sehen. Der Nomadismus ist die Wirkung der Naturäußerungen, die Wirkung der Unmöglichkeit zunächst Ackerbau zu treiben, und sich an die Scholle bindend, seßhaft zu werden. Der Ackerbau verlangt in erster Linie einen geregelten, regelmäßigen und natürlich genügenden Zufluß von Feuchtigkeit — und diese Hauptbedingung — ich habe es zur Genüge erörtert — wird hier nicht erfüllt. Nicht nur indirekt treibt aber der Wassermangel den Australier zu beständigem Wechsel seines Wohnortes — dadurch nämlich, daß er den Getreidebau verhindert — sondern auch direkt. Wasser ist für Pflanzen sowohl als Menschen ein gleich nothwendiges Existenzmittel. Was also ist die Folge davon, wenn wir es hier nicht nur in Regellosigkeit zufließen, nein, wenn wir außerdem noch das Zugestossene schnell verschern, vor allem durch die Hitze und Trockenheit der Luft aus Quellen, Brunnen, Thonlöchern und aus den leichten Vertiefungen der Bodenfläche überall in raschester Weise verdunsten sehen? Es bleibt nur eine Antwort: häufiges Wandern, um beim Versiegen des einen Wasservorraths einem neuen sich zuzuwenden.

Aus der Ungewißheit, für die an einem Platze zur Neige gegangene oder zur Neige gehende Flüssigkeit an einem anderen Ersatz zu finden, mußte sich, wie aus jeder dauernd wirkenden Veranlassung im Laufe der Zeit desselben in den centralen Theilen des Landes, die in dieser Beziehung ja, wie gezeigt, am schlimmsten daran sind, eine auf Wasser bezügliche Bedürfnißlosigkeit entwickeln, die man nicht etwa Sparsamkeit nennen darf. Aus dieser mag sie schon hervorgegangen sein. Waschen giebt es für den australischen Eingeborenen nicht. Er braucht sein Wasser auch nicht zum Kochen. Allein zum Trinken, zur Löschung des Durstes dient es ihm. „Daher," sagt Oerstradt [3]), „reicht ein Felsenloch mit 30 oder 50 Gallonen Wasser auf längere Zeit für eine Anzahl Eingeborener hin, während europäische Reisende mit Kameelen und Pferden kaum für einmal daran genug haben". Dieser Bedürfnißlosigkeit gesellt sich hohe Sorgfalt, das edle Naß so gut als möglich vor der zehrenden trockenen Hitze zu beschützen. Einmal kann man temporäre Lachen durch Eindämmung permanent machen [2]), und dann bedeckt man auch die Felswasserlöcher mit Steinen oder Büschen [3]). Die Berthelung dieser Felswasserlöcher durch den Kontinent giebt zu denken. Forrest nennt sie natürliche Höhlungen in einem Felsen, worin sich das Regenwasser fängt. Sie sind dieweilen sehr umfangreich, öfter allerdings sehr klein. Das seltsame in der Verbreitung ist nun, daß diese Behälter nur in einem an Flüssen armen und an Quellen sehr spärlich gesegneten Gebiete, also im Innern vornehmlich anzutreffen sind. „Wenn man", sagt Forrest [4]), dem das Verdienst gebührt, hierauf unsere Aufmerksamkeit gelenkt zu haben, „in einem Gebiet sich befindet, welches reich an Flüssen und Quellen ist, findet man nie oder wenigstens kaum je ein Felswasserloch, obgleich zahlreiche Felsen und ebenso Plätze für die Behälter vorhanden sind; andererseits trägt, wenn man in einem quell- oder flußlosen Lande verweilt, jedes Stück bloßliegenden Felsbodens diese Behälter. Sie befinden sich sowohl im Granit, im Kalkstein entlang der ganzen Australischen Bucht als auch im Wüstensandstein Centralaustraliens, und sind in Australien eine Eigenthümlichkeit schlecht bewässerter Gegenden". Forrest's Meinung widerstreitet dem, daß etwa künstliche Anlagen der Eingeborenen in diesen Receptakeln zu erblicken wären. Aber woher schreibt sich dann die eigenthümliche Begrenzung ihrer Verbreitung? Vielleicht ergiebt doch eine eingehendere Prüfung, die uns bis jetzt zu fehlen scheint, daß wir es hier mit einem Produkt von der Hand Eingeborener zu thun haben. Dann hätten diese auf solche Weise selbst die Möglichkeit, Wassersammlungen auf ihren Wüstenwanderungen zu treffen, zu vergrößern gewußt. Forrest mag sich bemüht haben, von den Eingeborenen selbst über den Ursprung der Löcher aufgeklärt zu werden, und, weil er diesen am Ende selbst dunkel war, glaubte er sie als eine natürliche Bildung auffassen zu müssen. Ein solcher Schluß würde indeß noch nicht berechtigt sein. Die Wasserlöcher können in einer Zeit von den Australiern geschaffen sein, wo ihre größere Kopfzahl (bekanntlich sind sie heute fast in der ganzen Erstreckung des Kontinentes im Aussterben begriffen) sie auf die Erfindung dieser künstlichen Wasserfänger führte. Als dann die Zahl zusammenschrumpfte, schwand auch die Nothwendigkeit neue Löcher auszuritzen. Die Tradition belastete sich nicht mit der Kunde von dem Werke der Vorfahren, es wurde vergessen, wie so manches geschickte Handgriff zur Anfertigung von Dingen, den der Europäers fertige, leicht zu erhandelnde Waare vielleicht unnöthig machte.

Sollte es den Eingeborenen nicht gelingen, mit Hülfe dieser Löcher und ihrer Brunnen Wassers habhaft zu werden, so sind sie darum dem Verderben noch nicht geweiht. Es giebt zunächst Früchte, deren Genuß angenehm erfrischend wirkt. Das dürften in erster Linie die der Quandong-Bäume (Santalum Preissianum) sein. Giles fand diese in der wasserlosen Umgebung des Mount Udor [23° 14′ südl. Br.

[1]) Geogr. Mittheil., 1872, S. 231.
[2]) Zeitschr. d. Ver. f. Erdk., Berlin 1875, S. 339.
[1]) Zeitschr. d. Ver. f. Erdk., Berlin 1875, S. 338.
[2]) Geogr. Mittheil., 1875, S. 33.
[3]) Journ. Anthrop. Inst., V, p. 320.
[4]) Ibid., p. 320.

Digitized by Google

und 130° 32′ östl. L.[1]) und Gosse, der hier ebenfalls mit Wassernoth kämpfte, thut ihrer auch Erwähnung[2]). Forrest erwähnt die wohlthuenden kleinen, bleikugelähnlichen Früchte der Ficus platypoda aus dem Innern des Erdtheils[3]). Ein schlimmes Zeichen für den Reisenden liegt in der Entdeckung von aufgehäuften, zerbrochenen Wurzeln. Es deutet das auf wasserlose Gegenden. Die Eingeborenen entfernen sich nämlich bisweilen weit von ihren Wasserplätzen, und dann helfen sie sich mit den Wurzeln einer weit verbreiteten Eukalypten-Art, des sogenannten Mally-Scrub (Eucalyptus dumosa[4]). Sie brechen dieselben in fußlange Stücke und stellen sie auf das Ende in eine hölzerne Schale, wodurch das in ihren Geweben aufgespeicherte Wasser zum Ausfiltern gelangt. Auch die Wurzeln anderer Bäume werden sehr häufig zu diesem Dienste herangezogen[5]). Ich will hier an die Thatsache erinnern, daß auch andere Steppen- und Wüstengegenden durch den Besitz gewisser Pflanzen den Mangel an Wasser zu ergänzen vermögen. Da giebt es in der Kalahari z. B. die eben bedhalb so überaus wichtige Liroschina oder Tschappa, deren Wurzelknollen, laut Baines' Mittheilung sogar bis zu ein Meter Länge und nicht viel geringerer Dicke anschwellend, ein milchiges, saftreiches, kühles Mark in dicker Rinde birgt. Baines urtheilt, daß das Kauen auch nur eines Stückchens davon erfrischenden sei, als das Trinken einer noch so großen Wassermasse. Ohne Zweifel spielt auch die Thaubildung, wo sie stattfindet, in der Wasserfrage der Eingeborenen bei ihrer Anspruchslosigkeit eine Rolle. Starker Thau fiel z. B. Anfang September 1879 auf Alexander Forrest's Ritt vom Victoria nach der Telegraphenlinie und gewährte seinen Pferden, da Wasser nicht zu entdecken war, wenigstens einige Erquickung[6]).

Auch der bei der Jagdweise der Eingeborenen gewiß rasch abnehmende Beuteertrag eines Gebietes muß als Agens zum Nomadismus betrachtet werden. Wo der Australier sich gerade mit seinen Genossen oder seiner Familie an einem Creek, an einem Wasserloch, an einem Fluß niederläßt, dort beteidt er seine Jagd. Im Nordwesten brennt man das Gras rings um solche Wasserplätze nieder, an denen Spuren auf den Besuch von Kängurubs deuten[7]). Diese werden vom Feuer umzingelt und, wenn sie den flammenden Ring stiebend, durchzubrechen suchen, von den lauernden Jägern erlegt. Geradezu bemächtigen sie sich vielfach — auch Fallen dienen dazu — der Wallabis, einer Halmaturus-Art, welche im Spinifex zu wohnen pflegt. Auf diese Manier geht mit einem Schlage an einem Platze ein zahlreiches Wild zu Grunde — oft gewiß mehr als verzehrt werden kann. Von einem Aufbewahren des Fleisches berichtet keiner der Erforscher. Das dürfte auch bei den starken Hitzegraden dieser Gegenden nicht räthlich sein, mögen die Eingeborenen das Fleisch braten oder nicht. So beschränkt die Hitze auch in dieser Hinsicht das Verweilen an einem bestimmten Orte.

Auch andere Nahrung unterstützt vermuthlich die wandernde Lebensweise. So dürfte die Zeit, wo eine gewisse Leipoa-Art zum Brüten schreitet — der beliebten Eier dieser Vögel wegen, Lowan-Eier genannt — die Eingeborenen in die Nähe von ihnen besonders reich bevölkerter Stätten locken. Immer aber wird zunächst, auch bei der Wahl der an Pflanzennahrung gesegneten Graspläße zum Aufenthalt, der Wasserreichthum der zu wählenden Gegend entscheidend sein, will man sich nicht mit Mally-Wurzeln zufrieden stellen. Wasser ist das Lebenselement der Australier: von seiner Menge hängt Reichthum oder Armuth, schnelleres oder langsamerer Gang ihrer Wanderungen ab, und die Unregelmäßigkeit seines Zuflusses, sie — ich wiederhole es — ist die Grundursache der sie beherrschenden Ruhelosigkeit des Nomadenlebens.

In gewissen Küstenstrichen, so wird man einwerfen können, ist ja aber der Wasserzufluß geregelter, steliger. Warum gab auch hier kein Eingeborener sich dem seßhaften Verweilen an einem Orte hin und schritt in kulturlicher Beziehung zum Betrieb von Pflanzen- und Viehzucht fort? Es wäre schon, wenn auch unter erschwerten Umständen, möglich gewesen zu pflanzen. Es bedurfte noch nicht einmal der Einführung fremdländischer Kulturpflanzen. Solche bot die Flora des eigenen Landes dem Australier. So fand Fraut Gregory in Nordwest-Australien in der Gegend der großen Küstenströme Alyburton und De Grey große Melonen, Wassermelonen, einen kleinen Kürbis, wilde Feigen und Pflaumen[1]). Derselbe sah 1856 bei ungefähr 18½° südl. Br. am Sturt-Creek wilden Reis und Hirse in beträchtlicher Menge in feuchten Höhlungen[2]). Mehrere Mehlkörner tragende Pflanzen ferner sind einheimisch. Wie viele Australier schließlich — ich erinnere, daß Grey für Südwest-Australien deren 21 verschiedene (von Dioscoreen, Orchideen, Farnkräutern, einem Rohrgras u. a.) neben vier Arten von Gummi oder Harz, sieben Pilzen, Sago- und Zamiafrüchten, den honigreichen Blüthen der Banksien aufzählt — dienen als gute Nahrung! An eigentlichen Ackerbau, wie wir ihn betrieben zu sehen gewohnt sind, denke ich nicht. Aber es ist bemerkenswerth, was Lefroy, ein Kenner und Erforscher Südwest-Innenaustraliens, über dieses Gebiet sagt[3]): „Bedenkt man die Bemerkungen Darwins über die verschiedenen Wirkungen einer bestimmten Regenmenge in den trockenen inneren Provinzen des nördlichen Cylse und in den feuchten Küstendistrikten der südlichen Provinzen jenes Landes, so wird man nicht befürchten, daß der geringe jährliche Niederschlag, der meiner Ansicht nach diesem Distrikte zu Theil wird, sich als ungenügend für die Zwecke eines künftigen hoch produktiven Ackerbaues und für die Bedürfnisse zahlloser Schaf- und Rinderheerden erweisen werde." Die Kultur unserer Getreidepflanzen, ihre Akklimatisation, hat bis jetzt allerdings nur wenig Siege in Australien zu verzeichnen gehabt. Nur in Tasmanien und in Queensland, an der tropischen Nordostküste, waren Erfolge errungen, dem Passat zu danken, der dort vom Meere kommend den bewaldeten Gebirgen entlang weht und regelmäßige Niederschläge erzeugt[4]). Vielleicht kann eine solch regelmäßige Befeuchtung einmal durch die Beförderung des im Erdboden in gewissen Tiefen schlummernden Wassers über die Oberfläche erzielt werden. Die Brunnen der Eingeborenen, welche bis ins Innere hinein angetroffen sind, beweisen das Vorhandensein solchen Tiefenwassers. Gosse[5]), Alexander Forrest[6]), W. Wills[7]) setzten sich durch nicht allzu tiefes Graben in den verschiedensten Gegenden in Besitz des kostbaren Elementes. Wills erlangte dasselbe z. B. durch 13 Fuß tiefes Graben. Stuart äußert von der Sturt-Ebene, die ihm 1861 das Durchdringen nach dem Victoria unbezwinglich wehrte, er glaube, man würde an

[1]) Geogr. Mittheil., 1873, S. 186.
[2]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 363.
[3]) Journ. Geogr. Soc., 1875, p. 280.
[4]) Geogr. Mittheil., 1875, S. 412.
[5]) Journ. Anthrop., Inst. V, p. 320.
[6]) Geogr. Mittheil., 1881, S. 129.
[7]) Proc. Geogr. Soc., 1853, p. 151.

[1]) Nagel, Anthropo-Geographie, S. 375.
[2]) Proc. Geogr. Soc., 1858, p. 55.
[3]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 296.
[4]) Griesbach, Vegetation der Erde II, S. 204.
[5]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 361.
[6]) Geogr. Mittheil., 1881, S. 128.
[7]) Geogr. Mittheil., 1884, S. 154.

Digitized by Google

vielen Stellen der Ebene in mäßiger Tiefe auf Wasser stoßen [1]). Im „Globus“ lesen wir [2]): „Am 15. Juli ist in Cowards Springs, ungefähr 65 Meilen westlich von Hergott und 10 Meilen südwestlich vom Lake Eyre entfernt, eine Quelle mit ungeheurem Wasservorrath angebohrt worden. In 308 Fuß Tiefe wurde das Wasser mit dem Diamantbohrer angeschlagen, welches sofort herausströmte, alles überschwemmte und in einer Menge von 12 000 bis 14 000 Gallonen in der Stunde oder etwa 300 000 Gallonen im Tage ausfloß. Am anderen Tage erreichten diese Zahlen jedoch schon die Höhe von 40 000 für die Stunde, also etwa eine Million für den Tag.“ Favenc schreibt kürzlich erst ganz begeistert [3]): „Wasser wurde bei 572 Fuß tiefem Bohren angetroffen und bis zehn Fuß hoch an die Oberfläche gehoben, und auf dem Kallara, wo es bis 26 Fuß über die Oberfläche stieg, traf man es in 144 Fuß Tiefe. Wasser wird sich also wahrscheinlich fast überall in einer Tiefe von 600 Fuß finden lassen, und ein beträchtlicher Theil der schwach bewässerten Ebenen des Innern wird zu seiner höchsten Leistungsfähigkeit vermittelst Bohrens zu bringen sein.“ Wenn die Ausnutzung dieses Tiefenwassers im Erdreich den ertraggesegneten Anbau von Getreidepflanzen etwa doch nicht allein zum Gelingen zu fördern mächtig sein sollte, so bleibt doch noch ein großer Nutzen, den es unzweifelhaft bringen würde — die Kräftigung der Weiden nämlich und die damit zusammenhängende Vergrößerung der Viehzucht australischer Kolonisation. Auch eine andere oberirdische Erscheinung ist hier von kulturreller Wichtigkeit, nämlich die Neubildung von Seen in feuchten Jahreszeiten und selbstredend auch die Vergrößerung schon vorhandener in solchen Regenperioden, wie Dempster sie östlich von Lake Austin vermuthete. Man hat das Auftreten solcher oft immensen Wasseransammlungen zur Schaffung künstlicher Seen benutzt, wie in Südaustralien. Einmal gefüllt halten diese Reservoirs einen Wasservorrath für Jahre. Mit Recht hören wir Friedrich Ratzel sagen [4]): „Die Erhaltung der Seen, ja selbst die Schaffung neuer ist eine der vornehmsten Aufgaben der Kultivirung Australiens geworden.“ Mit dem Wachsen der Lösung dieser Aufgabe wird auch die Vieh-, besonders die Schafzucht, für die der australische Boden sich bis jetzt als vorzüglich geeignet erwies, immer größere Ausdehnung gewinnen. Schon heute sind die Resultate überaus günstig. Bereits vor 25 Jahren schrieb Lefroy [1]): „In Australien haben wir täglich das Beispiel vor Augen, daß früher für unnahbar gehaltene Wüsten sich rasch mit größeren Heerden beleben.“ So ist es geschehen mit großen Länderstrecken südlich von Alice Springs. Ausgezeichnete Weide, gute Bewässerung und schönes Gras machen den Boden entlang dem Stephenson zu einem kostbaren, und auch im Norden der Mc Donnell-Kette — Warburton hebt es hervor — eignet sich das Land für Viehzucht [2]). Das wichtigste Resultat der Rückreise Stuarts 1861 sowohl wie der Hinreise war die Gewißheit, daß sich auf der ganzen Strecke zwischen Süd- Australien und den nördlichsten von der Expedition erreichten Gegenden das ganze Jahr hindurch genug Wasser und Futter selbst für große Heerden vorfindet [3]). Im Jahre 1862 ist vom Newcastle-Gewässer bis zur Südküste die große Anzahl Pferde Stuarts nur eine Nacht ohne Wasser gewesen, und erhielt auch dann schon am nächsten Tage solches [4]). H. Wichmann sagt kürzlich [5]): „Durch die Erforschung der Länderein zu beiden Seiten der transkontinentalen Telegraphenlinie ist die Erschließung neuer Hilfsquellen durchaus nicht ausgeschlossen. Auf den Pfaden der Forscher sind die Heerdenbesitzer ins Innere vorgedrungen, und die Gebiete, in denen einst die Reisenden der Gefahr des Verdurstens ausgesetzt waren, bieten heute Tausenden von Schafen gute Weide; fast überall, wohin die Kultur vordringt, weicht die Wüste zurück, und Scrub und Spinifex verschwinden bei Anlage nahrhafter Gräser.“ Ich will darauf hinweisen, daß Burke und Willis in einem Gebiete verhungerten, welches heute von Schafheerden bevölkert ist, und welches all die physikalischen Eigenschaften besaß, die zur Deckung menschlicher Bedürfnisse von nöthen sind. Die Viehzüchter vermögen ihre Heerden deshalb so weit ins Innere vorzuschieben, weil ihnen die Gräser selbst mit einer Eigenthümlichkeit bei diesem Werke hohe Unterstützung gewähren. Selbst in trockenen Klimaten bewahren nämlich die Rasen einmal lange Zeit ihre lebhafte Farbe, und dann, wenn sie zuletzt dürr, bräunlich oder gelb werden, vermögen sie doch den Heerden noch genügende Nahrung zu gewähren, vorausgesetzt, daß die Niederschläge zur rechten Zeit eingetreten, worauf sie rasch aufs neue ergrünen [6]).

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Geogr. Mitteil., 1862, S. 61.
[2]) Globus, Band 50, S. 383.
[3]) Favenc, The Hist. of Austral. Exploration 1788 bis 1888, p. 280.
[4]) Völkerkunde, II, S. 6.

[1]) Geogr. Mitteil., 1864, S. 297.
[2]) Proc. Geogr. Soc., 1875, S. 49.
[3]) Geogr. Mitteil., 1862, S. 65.
[4]) Geogr. Mitteil., 1863, S. 151.
[5]) Geogr. Mitteil., 1887, S. 320.
[6]) Griesbach l. c., S. 212.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

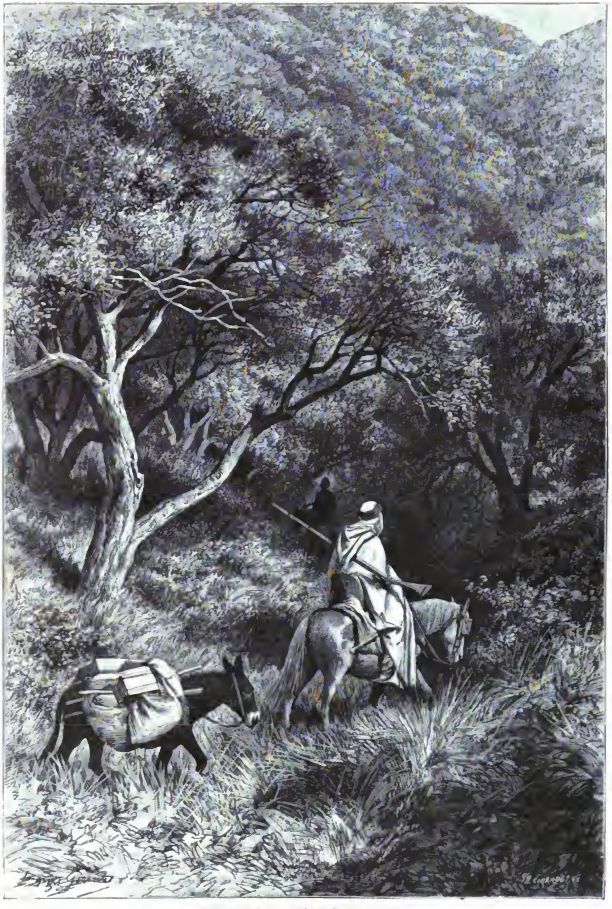
XVIII.

(Mit vier Abbildungen.)

Außer dem allgemein geschätzten gelben Marmor findet man übrigens noch mehrere vorzügliche Sorten: 1) den sogenannten numidischen, dessen veilchenblauer oder bräunlicher Grund mit gelben Punkten übersät ist und im ganzen ein düsteres Gepräge hat; 2) den rosafarbenen, der alle Farbentöne aufweist, vom lebhaftesten Rosenroth bis zum zartesten Rosa, und welcher hauptsächlich zu dekorativen Zwecken verwendet wird, wie zahlreiche, theils rohe, theils polirte Stücke beweisen; 3) den geaderten gelben, dessen schöner Grund mit braunen oder perlmuttergrauen Adern durchzogen ist; 4) den sogenannten Orientholz-Marmor, der in dem Gebiete der Luxusmöbelfabrikation eine große Zukunft hat; 5) den grünen Marmor von Schemtu, der einem gewissen Serpentinstein sehr ähnlich ist und der noch dunklere Adern hat als der Cipollin-Marmor. Dieser letztere, zweifelsohne einer der allerschönsten, wurde erst in den allerletzten Jahren entdeckt.

Der jährliche Erlös für tunesischen Marmor beträgt gegenwärtig gegen 700 000 Francs, und Schemtu ist nun

Digitized by Google



Ritt durch den tunesischen Korkeichenwald.

Digitized by Google

eines der ersten Unternehmen zur Ausbeute der mineralischen Reichthümer des Landes. Was kann dasselbe erst einbringen, wenn man sich entschließt, die vorhandenen Blei-, Silber- und Goldbergwerke, die ergiebigen Lager von Kohlen, sowie die umfangreichen Felsen von schwarzem Marmor und Gyps planmäßig auszubeuten? Aber erst, wenn einmal die schmalspurigen Eisenbahnen Wege bis in das Innerste des Landes hinein gebahnt haben werden, dürfte man von den diesbezüglichen Versuchen wirkliche Erfolge erwarten. Erst wenn einmal die rechte Ruhheute des Acker- und Weinbaues und der Viehzucht Hand in Hand gehen wird mit der planmäßigen Ausnutzung der reichen Bergwerke, würde dieses von der Natur so überaus reich ausgestattete Land, welches nur durch fortwährende Entvölkerung, durch lange Unglücks- und Hungerjahre, durch Kriege und feindliche Einfälle, sowie durch jahrhundertlange Mißwirthschaft so heruntergebracht werden konnte, wie es sich heute zeigt, wieder im Stande sein empor zu blühen. —

Soviel als möglich der römischen Heerstraße folgend, begaben sich die Reisenden nunmehr nach Tabarca. Fünf Kilometer von Schemtu verliert man die Spur der alten Straße, doch läßt sich ihre Richtung deutlich erkennen, denn es ist im Ganzen noch dieselbe, welche die Araber heutzutage einschlagen — wofür ein Meilenstein spricht, auf den die Reisenden nahe der Quelle von Ain-Zaga stießen. Nicht weit davon liegt ein ziemlich ausgedehntes ehemaliges Dorf, Ruine Ed-Dekir genannt. Eine wasserreiche Quelle von wunderbarer Klarheit entspringt inmitten der Ruine unter einem römischen Bogen. Tief sprudelt sie aus dem antiken, mit den verschiedenartigsten Trümmern vollständig bedeckten Boden hervor. Leider findet sich jedoch unter all den Trümmern nicht ein einziges Denkmal erhalten. Nur bei Untersuchung der gleichfalls ganz zerfallenen Mauern, welche die gegenwärtig dort befindlichen arabischen Gärten umgeben, fließ man auf eine, jetzt im Louvre-Museum befindliche Inschrift, welche ein Gesetz über Privatgesellschaften enthält. Bekanntlich wurde das Vereinswesen im römischen Reich weniger geduldet als im heutigen konstitutionellen Westeuropa; nur Beerdigungs-Genossenschaften waren allenthalben gestattet. Kleine Handwerker, Arbeiter des gleichen Standes

Die Thermen von Tabarca.

oder Bewohner desselben Viertels hatten das Recht sich zu vereinigen. Jede dieser Beerdigungsgenossenschaften hatte ihren besonderen Versammlungsort, welchen man Curie nannte. Und so bestand in diesem kleinen weltverlorenen Dorfe, welches zu Schemtu oder Bulla Regia — den beiden großen Nachbarstädten gehören mochte — eine solche Vereinigung, und die aufgefundene Inschrift enthält die Satzungen dieser Gesellschaft. Der Anfang lautet: „Curie des Jupiter; am fünften Tage vor dem ersten Dezember, unter dem Consulat des Maternus und Atticus (185 n. Chr.). Möge diese Feierlichkeit gut und glücklich verlaufen!“ u. s. w.

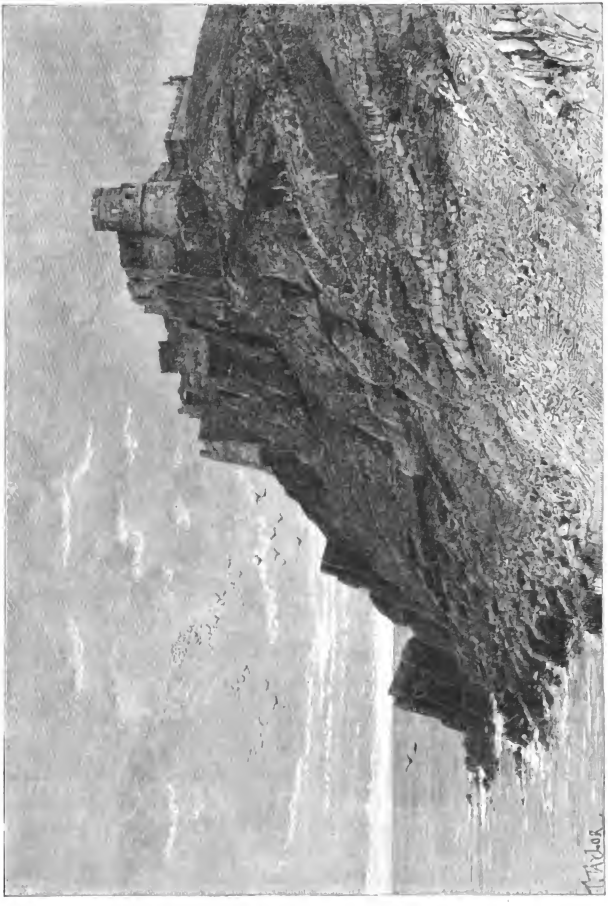
Von Ed-Dekir wurde die Reise in nördlicher Richtung fortgesetzt. Bis Fernana gab es nichts besonderes zu verzeichnen. Die einzige Merkwürdigkeit des Ortes ist eine riesige Korkeiche. Ihr Stamm ist ganz ungewöhnlich stark, die Zweige sind regelmäßig am Wipfel angewachsen, und der Riesenstrauß, welchen sie bilden, ist nach allen Seiten hin gleichmäßig abgerundet. Kaum hatte man Fernana verlassen, als die Gegend wild und bergig wurde, und das Land der Korkeichenwälder (S. Abbildung 1) erreicht war, welche den Schlupfwinkel jener Khrumirs bilden, deren Existenz zwar vielfach angezweifelt, von Mohammed jedoch nicht geleugnet wird.

Die prächtige, ganz neue und eigenartige Gegend bildet zum übrigen Tunesien einen überraschenden Gegensatz.

Ungewohntes Halbdicht dämmert, wunderbare Frische waltet unter den stattlichen Baumkronen des herrlichen, grenzenlos scheinenden Waldes, an dessen mächtigen Stämmen Riesengras und Haidekraut emporwuchert. Hier befand sich ein zweites Lager der Franzosen, das sogenannte „Gesundheitslager“, wohin beim Verlassen Fernanas die Kranken übergeführt worden waren, um in dieser wunderbar reinen Luft zu genesen. Zwei Stunden waren zur Ueberschreitung des Plateaus nöthig, worauf man auf einen schmalen, schroff abwärts führenden Pfad gerieth, welcher sich besonders für die Lastthiere schwierig erwies.

Endlich gelangte man in ein sehr schmales Thal, El-Meridsch genannt. Am Rande des Weges, den Arbeiter unter Aufsicht des Genies eben durch Aufschütten von Steinen ausbesserten, befand sich ein Meilenstein, dessen

Digitized by Google



Fort Tabarca.

Digitized by Google

antiker Untertheil darauf hinwies, daß man sich abermals auf der alten Straße befand, welche von Schemtu zum Meere führte; nur war in dem dazwischen liegenden Walde keine Spur davon zu sehen gewesen.

Unter dem Schatten der Korkeichen wurde am Rande einer klaren Quelle, welche die Araber mit Recht Ain-Draham — „Silberquelle" — nennen, gerastet und am nächsten Morgen die Reise nach Tabarca fortgesetzt. Die Nacht wurde in dem kaum einen Kilometer entfernten Lager der Franzosen zugebracht.

Vor einigen Jahren noch wäre diese Reise ein gewagtes Unternehmen gewesen, doch heutzutage kann, wie die Araber sagen, ein junges Mädchen mit einer goldenen Krone auf dem Haupte furchtlos das Land durchreisen. Statt den geraden Weg einzuschlagen, der nichts bemerkenswerthes bot, machten die Reisenden einen Umweg, um eine ziemlich bedeutende römische Ruine in Augenschein zu nehmen, welche etwas nordöstlich von der von Tabarca nach Beschga führenden Straße liegt. Dieser Abstecher nahm nur einen einzigen Tag in Anspruch, und am Abend sollte in der Ruine selbst gerastet werden. Immer noch führte der Weg hierbei durch Korkeichenwälder, welche unabsehbar Ebenen und Thäler des ganzen Landes bedecken, und worin das in großer Ueppigkeit emporschießende Farrnkraut das Vorwärtskommen nicht wenig erschwert. Drei Führer begleiteten die Reisenden, welche durch die Sage von den hier hausenden Khoumirs, deren Ruf nicht der allerbeste ist, sehr ängstlich gemacht worden waren. In Sukel-Tnin, einem sehr besuchten Wochenmarkte der Gegend, wurde gefrühstückt. Nicht weit davon gewahrt man eigenthümliche, in den Felsen gehauene Grabhöhlen in so großer Anzahl, wie sie die Reisenden bisher noch nirgends gefunden hatten. Der im Norden sich erhebende Berg weist zahllose, viereckige Oeffnungen auf, die vom gelben Gestein grell abstechen. Jede der Grabkammern, deren Eingang diese kleinen Nischen bilden, hat eine Seitenlänge von ungefähr anderthalb Metern. In einigen Grabkammern fanden sich in den Felsen eingehauene Bänke.

Bei Sonnenuntergang langten die Reisenden in Ain-Zaga an, von wo sie gegen Norden hin das schimmernde

Der Triumphbogen von Bulla Regia.

Meer, welches den Horizont begrenzte, erblickten. Die roh gebaute Festung des Ortes wurde am nächsten Morgen besichtigt. Das Land war einst eine kaiserliche Domäne, und Ain-Zaga ist die Trümmerstätte eines großen Dorfes, welches ehemals von den römischen Kolonisten bewohnt wurde. Die Festung war in den letzten Jahren der Kaiserherrschaft erbaut worden, zu der Zeit, in welcher Festungsmauern allein den Bewohnern einer Stadt einigen Schutz bieten konnten. Im Felsen zeigten sich drei ähnliche Grabkammern, wie die vorhererwähnten.

Nach zweistündigem Aufenthalte wurde die Weiterreise aufgenommen. Der Abstieg von Ain-Zaga aus erwies sich schwieriger als man gehofft hatte. Zwar ist dieser Nordabhang nicht bewaldet, doch nöthigten zahlreiche, mit Gebüsch bewachsene Schluchten die Reisenden oft zu Umwegen, so daß sie bei beständigem Auf- und Absteigen in einer Stunde kaum einen halben Kilometer weitergekommen waren. Das Dickicht hörte erst in dem Thale von Tabarca auf, und erst gegen Mittag wurde nach Ueberschreitung des am genannten Orte mündenden Flusses das auf dem Hügel liegende Fort Bordsch Dschedid erstiegen, woselbst der Oberbefehlshaber den Fremden mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit eine leere Baracke zur Verfügung stellte.

Tabarca besteht aus zwei ganz verschiedenen Theilen, aus der gleichnamigen von den Ruinen einer alten Festung gekrönten Insel und der gegenüberliegenden Niederlassung auf festem Lande, welch letztere nur aus Baracken und roh gebauten, mitten unter römischen Ruinen befindlichen Häusern und Hütten besteht.

Bedeutende Bänke hervorragend schöner Korallen verliehen dem Orte von jeher Bedeutung. Noch vor wenigen Jahren war hier die Korallenfischerei in lebhaftem Gange. Nicht weniger als 50 Barken, deren Führer am Fuße des Felsens in dürftigen Hütten wohnten, dienten dem Zwecke. Jedoch wurden die Korallenfischer durch die seit 1881 in Tunesien eingetretenen Ereignisse verscheucht und mehr noch durch die Bombardirung der Insel und des Bordsch Dschedid von Seiten französischer Kriegsschiffe. Ehemals stand das von Karl V. erworbene Recht der Korallenfischerei den Spaniern zu, während den Genuesern der Handel mit

Digitized by Google

Korallen gegen eine Abgabe von fünf Prozent gestattet wurde. Karl V. war es auch, der nach Beschlagnahme der Insel, eine Citadelle zu ihrer Befestigung erbauen ließ. Da jedoch die Spanier bald die Festungsarbeiten, sowie auch die regelmäßige Löhnung der Besatzung vernachlässigten, gerieth die Insel vollständig in die Hände der Genueser Familie Lomellini, die sich nach dem Berichte eines die Insel 1724 besuchenden Reisenden noch um jene Zeit behauptete. Die damalige Besatzung bestand aus 100 Soldaten, und die Zahl der mit ihren Familien in Tabarca lebenden Korallenfischer betrug 350, während die Zahl sämmtlicher ständiger oder zeitweiliger Bewohner etwa 1500 betrug. Als 1741 der Krieg zwischen Frankreich und Tunesien ausbrach, kam die Insel in die Hände des Beys von Tunis. Etwa 500 Einwohner flohen damals nach La Calle, von wo aus sie sich nach der südwestlich von Sardinien gelegenen, damals noch unbewohnten Insel San Pietro wandten, woselbst ihre noch heutzutage den Namen Tabarcini tragenden Nachkommen den Korallenfischfang betreiben, wie einstmals ihre Vorfahren in Tabarca gethan. Daß Tabarca aber auch vor Karl V. schon ein befestigter Ort war, berichtet der bereits im zwölften Jahrhundert lebende Geograph Scherif al Edrisi, indem er hinzufügt, daß elende Araber die Gegend unsicher machten. Leider erfreuen deren Nachkommen sich noch immer nicht des besten Rufes. So raubten sie ein heute noch als Wrack sichtbares Schiff, das vor zehn Jahren eine Meile vom Lande gestrandet war, vollständig aus, und Reisende müssen im Bereich mit ihnen, besonders beim Einkauf von Mundvorräthen und dergleichen, besonders auf ihrer Hut sein.

Das alte Tabarca war, wie man aus den in der Ebene zerstreut liegenden Ruinen (S. Abbildung 2) — z. B. aus den Thermen, trotz ihres ganz zerfallenen Zustandes — sehen kann, eine ziemlich wohlhabende und wichtige Stadt. Erwähnt wird sie bei Plinius, Juvenal, Claudian und namentlich bei den christlichen Schriftstellern, welche von den daselbst befindlichen Klöstern berichten. Im Norden schaut man das erst zwischen Insel und Festland eingezwängte, bald aber sich erweiternde und bis an den unendlichen Horizont reichende Meer; im Osten, jenseits eines kleinen Flusses — der alten Tuëca — eine hie und da mit Gebüsch bewachsene, einförmige Ebene, welche sich bis an die benachbarten Hügel erstreckt und nach Süden und Westen hin sich verbreitert fortsetzt. Auf dem anderen Flußufer, etwa 500 Meter von den Bädern entfernt, steht ein Gebäude, welches bei den Eingeborenen die „Kirche" heißt. Die daselbst vorgenommenen Ausgrabungen ergaben Mosaiken mit schönen christlichen Inschriften.

Am nächsten Morgen fuhren die Reisenden hinüber nach der Insel Tabarca und unternahmen den ziemlich beschwerlichen Aufstieg zur alten Festung (S. Abbildung 3). Früher führte eine Straße hinauf, deren Pflasterung stellenweise noch sichtbar ist, und welche sie in der Hoffnung auf etwas Belangreiches zu stoßen, einschlugen. Halbwegs erblickten sie die Ueberreste einer kleinen Kirche, die jedoch weit mehr zerstört ist, als die römischen Bauten auf dem Festlande. Von da ab führt der Weg erst ein Stück weiter, um dann, noch bevor er die Festung erreicht, jäh abzubrechen, weil der Felstheil, über den er weiterführte, ins Meer hinabgestürzt ist. Zahlreiche See- und andere Vögel sind jetzt die einzigen Bewohner der Festung. Die inneren Räume waren so mit Trümmern angefüllt, daß dadurch das Emporsteigen sehr erschwert wurde. So sind die Trümmer einiger Thürme und die schadhaften Mauern eines herrlich gelegenen Schlosses die einzigen Ueberbleibsel von der Herrschaft Karls V. und der Genueser. Beim Abstieg wurden noch die wenigen Hütten in Augenschein genommen, in denen frühere die Korallenfischer gewohnt haben, und welche noch weit elender sind, als die gegenwärtigen Behausungen der Araber. Was alles hat nicht dieser Strand erlebt von der Zeit ab, wo phönizische Schiffe Früchte oder Kunsterzeugnisse aus Spanien, Sardinien, Tyrus und den entlegensten Ländern des Orients zum Hafen von Tabarca brachten! —

Von Tabarca begaben sich die Reisenden durch das Thal der Tuëca wieder zurück nach dem Lager von Ain-Draham und von da über Fernana nach Sak-el-Arba, wo sie die Nacht zubrachten, um am nächsten Morgen Darradschi — das alte Bulla Regia — zu besuchen. Obgleich dieser Name auf numidischen Ursprung hindeutet, sind doch die von einstigem Wohlstand zeugenden Ueberreste rein römischer Herkunft. Ungefähr in der Mitte der Ruine sprudelt eine laue Quelle hervor, welche bereinst mehrere Becken gefüllt, aber bei dem schlechten Zustande der alten Leitungen sich eigene Auswege gebahnt und einen Abfluß nach der Ebene zu gebildet hatte, bis die französischen Genietruppen sie neuerdings wieder gefaßt und in unterirdischen Röhren den Bewohnern von Sak-el-Arba, die sich bis dahin mit dem ungefunden Wasser der Medscherda begnügen mußten, zugeführt haben. Unlängst noch floß dieser Bach durch einen Triumphbogen, welcher sich wie eine Brücke über ihn hinweg wölbte. Unglücklicherweise waren aber inzwischen Arbeiter hierhergekommen, denen die Steine desselben zur Pflasterung eines Weges geeigneter schienen als die massenhaft umherliegenden Trümmer; und so ist es gekommen, daß dieses Bauwerk, das achtzehn Jahrhunderten getrotzt, und das sogar die Vandalen verschont hatten, ohne Noth zerstört worden ist. Die einzige Erinnerung daran bildet die 1887 aufgenommene Photographie, nach der unser Bild gezeichnet ist (S. Abbildung 4).

Das zweite, theils aus Quader- theils aus Füllsteinen errichtete Bauwerk, in welchem man auf Mosaiken stieß, und welches anscheinend ein Bad war, ist zur Hälfte eingestürzt, doch läßt sich der Plan des mittleren Theiles deutlich erkennen. Welch gewaltige Erschütterung muß es gewesen sein, die dieses Riesengebäude zum Sturz brachte! Waren es Bandalen oder Araber, welche diese Mauern untergruben, oder soll man dem Gerücht glauben, daß ein roher Europäer dieselben sprengen ließ? Oder tragen die furchtbaren Erdbeben, welche Afrika schon im Alterthum erschütterten, Schuld daran? Der einzige erwähnenswerthe Fund auf der ganzen Trümmerstätte war ein ziemlich schönes, byzantinisches Säulenkapitäl aus weißem Marmor, mit fast noch unverletztem Blattwerk.

Unweit der alten Quelle in der Nähe eines kleinen Gehölzes, über welches eine schlanke Palme ihr stolzes Haupt erhebt, erblickt man die Trümmer des Theaters, dessen Bühne an der Rückseite 33 Meter mißt, von dem aber nur das untere Stockwerk erhalten ist.

In einem verlassenen, von den Ruinen der Bäder umgebenen arabischen Fondaco, dessen Mauerrisse und Fensteröffnungen aber erst nothdürftig mit Gepäckstücken verlegt und mit Zeltleinwand verhangen werden mußten, übernachteten die Reisenden. — Wie sie von früher wußten, bietet der Weg von Sak-el-Arba nach Kef nichts bemerkenswerthes, da die Ebene der Medscherda ebenso eintönig als fruchtbar ist, und die kleinen Lehmhäuser, die ihren Bewohnern als Winterbehausungen dienen, dieselbe nicht genügend beleben. Den nach dreiviertelstündigem Marsche erreichbaren, erst unlängst mit großer Beschwerde bei Kef überschrittenen Wadi Mellegue mit seinem hier weniger eingeengten und leicht passirbaren, sandigen Bett haben starke Regengüsse zur Zeit zu einem reißenden Strome umgewandelt, der sie vielleicht tagelang anhalten würde, wie er die Postverbindung nach Kef zuweilen acht Tage unterbricht.

Digitized by Google

Vom jenseitigen Ufer aus sind die im Süden das Meyscherdathal begrenzenden Höhen in einer Stunde zu erklimmen, obgleich zahlreiche und tiefe Regenbäche die kaum erst von den Franzosen angelegte Straße, um deren Erhaltung die nachlässigen Araber sich nicht im geringsten kümmern, vielfach schon so gerissen haben, so daß man nur mühsam weiter kommt.

Die Richtung nach Kef weiter verfolgend, gelangt man bald an das auf einem runden Hügel hübsch gelegene, ziemlich große Dorf Nebeur, dessen freundliche Olivengärten von einem durchfließenden Bach hinreichend bewässert werden. Das Dorf selbst ist zum großen Theil aus den Trümmern einer jenseits des Baches liegenden alten römischen Burg erbaut worden, von welcher selbst, außer einigen im Gestrüpp versteckten Inschriften, keine Spur mehr zu sehen ist. Der Weg nach Kef führt dann weiter mitten durch die Berge. Rechts erhebt sich der kahle Felsenkamm, während links tiefe, theils von Regen ausgewaschene, theils auch wohl durch Erdsenkungen gebildete Schluchten gähnen. Ein schnelles Vorwärtskommen ist dort unmöglich, da die am Abhange entspringenden Quellen den Weg sehr schlüpfrig machen. Nirgends erblickt man eine lebende Seele, bis endlich die Stadt Kef mit ihren Minarets erreicht ist. Das ist der wenig verlockende Weg, auf den die Reisenden früher angewiesen waren, um zu den großen Ruinen an der Straße von Kef nach Karthago zu gelangen. Nunmehr stand ihnen die Eisenbahn zur Verfügung, um sich dergleichen zeitraubende und dabei undankbare Umwege zu ersparen. Sie zogen daher auch vor, dieselbe am nächsten Morgen zu benutzen, um zunächst das von der Bahnlinie nördlich liegende Beschia, und dann das südlich davon gelegene Tebursuk zu besuchen.

La-Tène-Gräber in der Pfalz.

Von Dr. C. Mehlis.

(Mit zwei Abbildungen.)

Flachgräber der La-Tène-Zeit, d. h. solche Gräber, deren Skelette nicht in Tumulis, sondern in flachen, in den Erdboden eingelassenen Gräbern beigesetzt sind, gehörten bisher am Mittelrhein zu den Seltenheiten. In der Gegend von Worms hat Dr. Köhl deren mehrere bei Wiesoppenheim, Heppenheim, Offstein, Mölsheim und Osthofen entdeckt. Der Verfasser und Dr. Harster haben im Jahre 1884 solche bei Leimersheim in der Südpfalz konstatirt (Vergl. „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns", VI. Band, 1., 2. und 3. Heft, Aufsätze von Dr. C. Mehlis S. 55 bis 59, und Dr. Harster, S. 79 bis 82, mit Abbildungen). Das Bindeglied zwischen der Gegend von Worms und Germersheim wurde nun in den letzten Wochen des Jahres 1888 bei Frankenthal aufgefunden und zwar einige Kilometer südöstlich davon bei Oppau, in unmittelbarer Nähe des Rheinstromes.

Unmittelbar neben der von Oppau über Edigheim nach Frankenthal führenden Straße stieß man im August 1888 in der Tiefe von 1,50 m auf ein 1,60 m langes Skelett, das fast ganz zerfallen war. Es war von Nord nach Süd orientirt, so daß der längliche Kopf nach Norden schaute. Diese Lage ist eine höchst altertümliche!

Auch die der neolithischen Zeit angehörigen Skelette von Monsheim und Kirchheim a. d. Eck lagen von Nord nach Süd. Bei dieser — weiblichen — Leiche lagen sechs Bronzeringe und zwar vier an den Armen, zwei an den Beinen. Je zwei haben dieselbe Gestalt; alle aber trugen an den Enden die zwei für die La-Tène-Zeit, d. h. für die Periode der vorrömischen gallischen Zeit, charakteristischen Verschaftknöpfe. Am einfachsten gehalten sind die zwei runden Fußringe von 7,5 cm Durchmesser im Lichten. Der 3 mm starke Bronzedraht ist an den zwei Enden gekehlt und zu einem Knopfe verdickt. Die an den Handknöcheln befindlichen zwei zierlichen ovalen Reifen von nur 5,5 und 4,2 cm Durchmesser bestehen aus einem 4 mm starken Bronzedraht und gleichen in ihrer Bildung den vorigen Reifen, nur sind die Knöpfe entsprechend stärker. Reich dekorirt dagegen sind die zwei ovalen Armstreifen von 6 und 5 cm Durchmesser (Vergl. Fig. 1). Der Bronzedraht verstärkt sich von hinten nach vorn von 3 zu 5 mm Stärke. Auf beiden Seiten sind je 4 cm des Ringes ornamentirt mit eingestanzten oder eingegossenen Doppelrauten, deren Enden ausgezogen sind. Diesen folgen je drei knopfartige Wulsten, getrennt durch Perlringe. An den letzten Perlring schließt sich auf jeder Seite der Verschaftknopf an. Die ganze Zeichnung macht einen hübschen Eindruck. — In unmittelbarer Nähe lag ein zweites Skelettgrab in gleicher Tiefe. Der runde Kopf lag wieder gegen Norden, Arme gekreuzt, Beine über einander, so daß eine hockende Stellung vorauszusetzen ist. Die Knochen waren ebenfalls ganz mürbe. Beigaben fanden sich nicht vor. — Offenbar gehören diese zwei Flachgräber zusammen und bilden einen Bestandtheil eines größeren Grabfeldes der älteren La-Tène-Zeit.

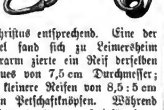
Nächst verwandt sind die Funde von Leimersheim, deren Bronzereife dasselbe Rautenornament aufweisen (Vergl. „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns", VI. Bd., XII. Tafel, Fig. 1). Die hierbei gefundenen

Fibeln mit freiem, zurückgeschlagenen Endgliede (Vergl. Text S. 80) gehören nach Tischler's Gliederung der älteren La-Tène-Zeit, und folglich sind derselben Epoche die Funde von

Digitized by Google

Oppau einzufügen. — Die sechs Bronzeringe gelangten als Geschenk vom Lehrer Krebs zu Oppau in das Museum zu Dürkheim.

Diesem Funde schließt sich ein weiterer, vom Verfasser selbst kontrollirter an. Im Januar 1889 stieß man zu Mußbach, vier Kilometer nördlich von Neustadt a. d. Hart, nördlich von dem Dorfe und östlich von der Staatsstraße Mußbach-Deidesheim in einer Tiefe von 2 m beim Kellergraben auf eine Grabstätte. Das Skelett lag wie zu Oppau von Süd nach Nordwest, der Kopf am Südostpunkte. Den Hals der weiblichen Leiche umgab ein Torques aus glattem, cylindrischem Bronzedraht von 3 mm Stärke, welcher sich an den beiden Enden zu 6 mm dicken Petschaftsknöpfen verdickt. Der Halsring hat 12 : 11 cm Durchmesser. Den Schmuck der Brust bildete eine Fibel und zwar mit zwei Spiralen, dazwischen ringförmigen Bügel und zurückgeschlagenem Fuße. Den Kopf des letzteren bildet ein deutlicher, hübsch gearbeiteter Schlangenkopf (Fig. 2). Länge = 4,5 cm, Höhe = 1,5 cm. Diese Fibel gilt nach Tischler's Eintheilung als Charakteristikum der Früh-La-Tène-Zeit, etwa dem 5. bis 3. Jahrhundert vor Christus entsprechend. Eine der Form nach identische Fibel fand sich zu Leimersheim (Vergl. oben). Den Oberarm zierte ein Reif derselben Konstruktion mit der Torques von 7,5 cm Durchmesser; die Armknöchel zwei etwas kleinere Reifen von 8,5 : 5 cm Durchmesser, mit denselben Petschaftknöpfen. Während diese vier Reifen aus Bronzedraht von kreisförmigem Durchschnitt bestehen, zeigt ein fünfter Reif von 5 cm Durchmesser und ohne Knopfbildung (er ist leider nur in zwei Stücken erhalten) einen bogenförmigen Durchschnitt (5 mm Dicke) = D auf; nach oben und unten gehen scharfe Kanten. Auch beim Grabfunde von Naudiezweiler stieß man auf einen ähnlichen Reif. Sollten diese besonderen Reifen als Brustschmuck gedient haben? — Scherben ꝛc. fanden sich zu Mußbach nicht vor; Schädel und Knochen waren fast ganz zerfallen. — Auch zu Abtheim a. d. Eis, nordöstlich von Grumstadt, stieß man im vorigen Jahre (1888) im Süden des Ortes auf ein Flachgrab, in welchen neben dem Kinderskelette zwei kleine Bronzereifen (Durchmesser 3,5 cm) mit verdickten Petschaftknopfenden als Armschmuck lagen. Auch dies Flachgrab gehört der Früh-La-Tène-Zeit an. Schon früher konstatirte Referent zu Abtheim Flachgräber der La-Tène-Zeit mit denselben Fibeln, wie zu Mußbach und Leimersheim; außerdem kobaltblaue Perlen (Vergl. „Studien", VII. Abth., S. 22 bis 23 in Taf. Fig. 1 c). Die Mußbacher und Altenbeimer Funde sind im Privatbesitze.



Von Leimersheim, dem Süden der Pfalz, sind somit über Oppau, Mußbach, Abtheim a. d. Eis Flachgräber der Früh-La-Tène-Zeit festgestellt, mit Beerdigung der Skelette, Orientirung von Nord nach Süd, Beigaben von Fibeln mit zurückgeschlagenem Fuße, Bronzereifen verschiedener Größe, Petschaftknopf, Gürtelkrappen aus Eisen, Glasperlen u. s. w. Auffallend ist der Mangel an Waffen jeder Art. — Durch diese weiteren Thatsachen wird die früher ausgesprochene Ansicht des Verfassers bestätigt: Den La-Tène-Hügelgräbern der gebirgigen Westpfalz (Eisenberg, Mamsen, Stumpfwald), mit denselben Petschaftknopfringen, entsprechen in dem Flachlande des Mittelrheinlandes Flachgräber derselben Zeit: 5. bis 3. Saeculum ante Christum. Nicht die Zeit hat diesen Unterschied der Bestattungsform veranlaßt, sondern Lage und Ort. Dort im Gebirge bot der zerfallene Buntsandstein das Material mühelos zur Errichtung hochragender Tumuli, hier fehlte dies — man bestattete die Todten tief unten im Lehm, ohne einen Mahlhügel zu errichten.

Noch ein Wort über das Volk, welchem diese Todten angehören. Julius Caesar (De bell. gallico IV, 1 c) nennt als Rheinanwohner noch die Sequaner, und vor den links und rechts der Mosel sitzenden Treveri die Mediomatrici, die später von germanischen Einwanderern veranlaßt wurden, sich hinter die Vogesen zurückzuziehen. Weder Tacitus (Germania 28) noch Plinius (Nat. hist. IV, 17) kennen die Mediomatrici noch als Rheinanwohner. Bevor jedoch nach Strabo (IV, 193) am Mittelrhein im Gebiete der Mediomatrici sich die Tribocher angesiedelt hatten, war sicherlich das Land zwischen Lauter und Pfrimm ein Gebietstheil der gallischen Mediomatrice, mithin gehören auch die hier gefundenen La-Tène-Flachgräber des 5. bis 3. Jahrhunderts vor Chr. diesem Volksstamme an, der seinen Hauptsitz später an der mittleren Saar und Mosel hatte und dessen südliches Centrum Divodurum (Metz) gebildet hat. Sollten jedoch die Tribocher schon sehr früh den Rhein überschritten — etwa als Klienten der Mediomatricier — und soweit nach Norden bis zur Pfrimm und Eis sich angesiedelt haben, so möchten diese Bronzereifen, deren Einfachheit im Gegensatze steht zu den reichen Beigaben derselben La-Tène-Zeit an der mittleren Saar und Mosel auch germanische Glieder geschmückt haben. Doch erscheint die gallische Provenienz als die wahrscheinlichere.

Aus Persien.

Von **A. J. Ceyp.**

III. (Fortsetzung aus Nr. 14.)

Persien, dessen jetziger Herrscher Schah Nasr-eddin seine Kultur- und Reformbestrebungen zu wiederholten malen bewieß, wie zum Beispiel durch Berufung einer größeren Anzahl deutscher und österreichischer Offiziere zur Reformirung seines Heeres, Einrichtung des Postwesens nach österreichischem Muster, Verbesserung der Münze und dergleichen, hat erst seit zwei Jahrzehnten mehr von sich reden gemacht. Die in den Jahren 1868 und 1873 stattgefundenen Europareisen und der von dem Schah in dem gegenwärtigen Jahre unternommene Besuch der bedeutendsten Staaten Europas, um deren Industrie und Handel aus eigener Anschauung kennen zu lernen und diese Wahrnehmungen für sein Reich nutzbringend zu verwerthen, endlich die Einführung der deutschen, italienischen und nordamerikanischen Gesandtschaften in Teheran, haben die Aufmerksamkeit wieder auf Persien gelenkt.

Der regierende König von Persien, ein Nachkomme Chadsche Mehmed Aga's, des Begründers der Kadscharen-Dynastie, ist nahezu 59 Jahre alt. Er war von seinem Vater nicht geliebt und hat daher fern vom Hofe seine sehr

Digitized by Google

sorgfältige Erziehung genossen. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als derselbe hohe Naturanlagen und geistige Befähigung hatte, und als ihm in jenem Alter wo er die Thatkraft gehabt hätte, Gutes für sein Reich zu schaffen, die richtige Erkenntniß desselben fehlte, was einem wohlgeordneten Staate unerläßlich ist, sowie auch der Mittel, um eingewurzelten Mißständen abzuhelfen. Erst im reiferen Alter, wo bei jedem Orientalen die physische und moralische Widerstandskraft im Abnehmen ist, trachtete der Schah durch fleißiges Studium orientalischer und fremder Wissenschaften das Versäumte nachzuholen. Die bereits erwähnten Reisen nach Europa, die er nicht ohne große Hindernisse ins Werk setzen konnte, überzeugten ihn noch mehr als altes Studium davon, daß im Reiche „der Sonne“ nicht Alles so gut war, als ihm seine Günstlinge und Gouverneure berichteten. Zu seiner Ehre sei es wiederholt, daß er viele Versuche zur Verbesserung der Lage seiner Unterthanen machte, beseelt von der Absicht, die in Verfall gerathene Industrie zu heben und den unter dem Drucke einer schlechten Verwaltung und Rechtspflege leidenden Einwohnern Gerechtigkeit und bessere Existenz zu schaffen. Doch was vermag der Wille eines Einzigen, wenn auch noch so Hochstehenden, wenn er in seinem weiten Reiche auch nicht einen Gesinnungsgenossen zur Ausführung seiner Ideen findet. Für die fortgesetzten Versuche, europäische Einrichtungen im Lande durchzuführen, kann man das Eine gelten lassen, daß die Bevölkerung dadurch immer mehr mit Europa und seiner Kultur vertraut wird, daß doch dort und da etwas davon hängen bleibt und zur Saat für spätere Zeiten werden wird. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die Unterstützung europäischer Mächte zu billigen, welche dem Schah durch Ueberlassung von Beamten und Offizieren zu Kulturzwecken geleistet wird. Abgesehen jedoch von besagten Versuchen auf dem Gebiete westländischer Civilisation ist noch zu wenig geschehen, wodurch eine radikale Reform in der Civilverwaltung, der Rechtspflege, im Schulwesen und in den gesellschaftlichen Verhältnissen hätte erzielt werden können. Trotz der beträchtlichen Ausgaben, welche die zum Unterricht nach europäischen Hauptstädten geschickte Jugend gekostet hatte, blieb doch so ziemlich Alles beim Alten. Die im Westen herangebildete Jugend verlor gar bald die Ansichten und Lehren der abendländischen Gesittung, und was Nasr-eddin selbst anbelangt, so hat seine gründliche Ueberzeugung von den Vorzügen unserer Kultur gegenüber dem Fanatismus und der Ignoranz der persischen Geistlichkeit wenig oder gar nichts auszurichten vermocht.

Obwohl schon im 17 Jahrhundert von unseren politischen Missionen und Kaufleuten aufgesucht, blieb Persien doch immer ein versiegeltes Buch, und was Chardin von der Macht des Saffariden-Reiches und von der Pracht des gigantischen Ispahân erzählte, blieb lange Zeit vom Schimmer orientalischer Wundersagen umhüllt. Das 18. Jahrhundert brachte über das Perserreich unheilvolle Bürgerkriege, Ruinen und Elend, und als im Beginn des jetzigen Jahrhunderts Napoleon I. das Netz seiner für die damalige Zeit noch phantastischen Pläne über ganz Iran ausbreitete, da fanden die europäischen Gesandten nur noch die erbärmlichen Schatten vergangener Herrlichkeit vor. Der Begründer der heute regierenden Kadscharen-Dynastie war, so zu sagen, das letzte Ebenbild altasiatischer Despoten, er mordete, raubte und eroberte nach Herzenslust, und sein Nachfolger, Schah Fâth Ali, der Mann mit dem längsten Bart im Lande und mit den herrlichsten Juwelen auf der Königsmütze, hätte sich ganz bequem auf dem breiten Königsthrone ausstrecken können, wenn die von Norden sich herabsenkenden Schatten der Russenmacht ihm nicht hie und da in gleichem Maße den Blick getrübt hätten, in welchem die vom Süden aufwärts strebenden Lichtstrahlen englischer Erfolge in Ostindien ihm die Augen in unliebsamer Weise geblendet hatten. Persien wurde daher frühzeitig der Spielball dieser beiden europäischen Kolosse, deren Rivalität ihm gewaltige Verlegenheiten bereitete, und durch die es sozusagen auf die Schulbank gedrängt wurde — natürlich nicht aus Liebe zur Sache, sondern nur in der Hoffnung auf eine günstige Abwehr europäischer Kultur.

Die politischen Ereignisse der letzten Zeit sowohl in dem nordöstlichen Theile seines Reiches als auch in Afghanistan scheinen auf Schah Nasr-eddin auch in der Richtung eine heilsame Wirkung auszuüben, daß er sich noch mit größerem Eifer als früher der Reorganisation seiner Landarmee und Flotte zuzuwenden anschickt. Die bis jetzt gänzlich vernachlässigte Flotte wird vorläufig um drei Kriegsschiffe vermehrt, zu welchem Zwecke der Schah der Kriegsverwaltung als erste Rate 200 000 Tomâns anweisen ließ.

Wenn man auch in Betracht ziehen muß, daß dem Schah — wie jedem Orientalen — viele Schwächen und Mängel von Kindheit auf anhaften, Fehler, die mit der Muttermilch eingesogen werden und nimmermehr loszubringen sind, als da sind: eine unseren Rechtsbegriffen bis vor kurzem noch diametral entgegengesetzte Anschauung vom Eigenthumsrechte seiner Unterthanen, von der Berechtigung zur Geschenkannahme für Gnadenbezeugungen, Aberglaube und religiöse Vorurtheile, der Fatumsglaube, und endlich auch die mit den Jahren wachsende orientalische Gleichgiltigkeit und Liebe zur Ruhe, so kann man entschieden behaupten, daß trotz aller Hindernisse in absehbarer Zeit eine Aera des Aufschwunges, wenn auch nur schrittweise, anbrechen werde.

Nasr-eddin, eine schöne, interessante Erscheinung, residirt im Winter in Teherân in seinem Palaste. Er verläßt denselben häufig, um militärischen Exerzitien beizuwohnen, Ausflüge nach seinen nahen Schlössern oder auf Jagden zu machen. Den Tag verbringt er im „birûn“ (den Männergemächern) mit Regierungsgeschäften und Audienzen, Abends zieht er sich zum Diner ins „enderûn“ (die Weibergemächer) zurück, wo er bis gegen 9 Uhr früh bleibt. Im Frühjahr zieht er als echter Nomadensprößling beim Erwachen der Natur aus der Stadt, von einem Schlosse und Garten zum anderen, überall einige Wochen Hof haltend. Im Hochsommer geht er dann höher ins Gebirge hinauf, meistens in das Laar-Thal oder nach Sherîsiaueth im Elburz-Gebirge, dem Lagerplatze für den königlichen Hof. Größere Reisen ins Innere des Reiches wenden zwar fast alle Jahre geplant, dann aber meist wieder aufgegeben, weil die dadurch bedrohten Gouverneure mit Provinzen dagegen Vorstellungen erheben, indem sie durch den Einfall von so vielen Hundert Begleitern des allerhöchsten Hofes, welche sie verpflegen müßten, zu stark in Mitleidenschaft gezogen würden. Die Vergnügungen des Königs sind hoch höchst bescheiden, und die Jagd ist wohl seine größte Passion. Großartige Pferderennen veranstaltet er im Frühjahr und militärische Manöver im Spätherbste. Militärmusik und Feuerwerk giebt es bei zahlreichen Anlässen. Von anderen Festen bei Hofe habe ich nie gehört. Wenn der König zu Pferde oder zu Wagen den Palast verläßt, wird dies eine halbe Stunde vorher durch einen Kanonenschuß angezeigt. Meist fährt er dabei in einem mit sechs arabischen Pferden bespannten Glaswagen bis vor das Stadtthor und besteigt dann dort ein Reitpferd.

Der königliche Harem soll aus vier legitimen Frauen (Prinzessinnen) bestehen, welche Zahl jeder Schiite ehelichen kann, dann aus 80 bis 100 Frauen niederer Kategorie und aus einem Dienstpersonale von wenigstens 100 Köpfen; ich sage ausdrücklich „soll“, weil ich

Digitized by Google

darüber nichts ganz Verläßliches erfahren konnte. Die Frauen europäischer Würdenträger sind schon öfters in den Harems geladen worden und haben dort die königlichen Frauen in ihrem Weben und Leben gesehen. Die Harems-Weiber sind daheim sehr geputzt, mit Schmuck reich behangen und zeigen auch nur für das Interesse, was die Europäerinnen an sich tragen. Irgend eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit, Einrichtung oder Ausstattung ist jedoch nicht zu sehen, und machen die Inwohnerinnen den Besuch auch nicht interessanter, weil sie doch zu wenig gebildete Geschöpfe sind.

Der Schah hat drei Söhne, die jetzt im Alter von 36 bis 42 Jahren stehen und bis vor kurzem sämmtlich Gouverneure verschiedener Provinzen waren. Der Thronfolger Muzaffäreddin, in Täbriz residirend, ist eine mittelgroße, elegante Erscheinung, mit auffallend feinen und schönen Gesichtszügen. Man verspricht sich aber von dessen Regierung nichts Gutes. Vom Schah wird er nicht sehr geliebt und fast immer fern gehalten. Der zweite Sohn, Zill-es-saltän, vor einigen Monaten noch Gouverneur von Ispahän, mag 38 bis 39 Jahre zählen. Dieser Prinz ist wohl der aufgeweckteste, er macht den Eindruck eines geistig sehr begabten, aber überenergischen, ja rücksichtslos despotischen Mannes. Wegen seiner Vergnügungssucht und Abenteuerlust heißt er der Lutti-Prinz. Die Luttis sind eine in allen Städten Persiens und besonders in der alten lustigen Stadt Ispahän gebeihende Bande von Thunichtguts, welche auf anderer Leute Kosten flott lebt und sich die Mittel dazu durch allerlei Streiche, nöthigenfalls auch durch Gewalt, verschafft. Durch und durch englisch und deutsch gesinnt — um seine Sympathie für Deutschland auch äußerlich zu beweisen, ließ er den unter seinem unmittelbaren Kommando stehenden Theil der persischen Armee gänzlich nach dem deutschen Muster adjustiren —, hat Zill-es-saltän den Grimm Rußlands in solch hohem Grade erregt, daß eine Drohung mit sofortigem Einmarsch russischer Truppen in die Provinz Khuräsän nach Teherän — gelangt ist, die den Schah in solche Furcht versetzt haben mag, daß er diesen tüchtigen Prinzen von der Statthalterschaft Ispahäns abgesetzt hat. Wie lange Rußland sich mit diesem Erfolge seiner Einschüchterungsmethode gegenüber Persien zufrieden geben wird, hängt von den in nicht zu ferner Zeit zu erwartenden Ereignissen in Afghanistan ab. Der dritte Sohn, Nasib-e-Saltänäh, ist 36 Jahre alt und Kriegsminister. Wäre er von mütterlicher Seite von fürstlicher Blute, so würde der Schah ihn zu seinem Nachfolger bestimmen. Unzweifelhaft wird es nach dem Tode des Schah — wenn nicht schon früher — zu blutigen Kämpfen zwischen diesen drei Söhnen Nasreddin's kommen. Ein Thronwechsel in Persien, selbst wenn er nicht durch die Empörung eines Nebenbuhlers des regierenden Fürsten gewaltsam herbeigeführt wird, pflegt, wie uns die Geschichte lehrt, stets von Unruhen und blutigen Kämpfen begleitet zu sein. Obgleich die Thronfolge durch einen festen Brauch geregelt ist, fühlt sich jedes Mitglied des regierenden Hauses berufen und berechtigt, bei passender Gelegenheit nach der Krone zu greifen.

Der Hofstaat des Schahs ist sehr bedeutend. Dem Schah zunächst steht an der Spitze des Ministeriums der Sadder Azäm (Ministerpräsident). Ihm zur Seite steht der Nizäm u Douläh (Ordner des Staats oder Finanzminister); diesen Posten bekleidet zur Zeit Eminäh Sattäh. Dann sind in der Beamten-Hierarchie der Sipäh Salär i Azäm (Kriegsminister) und der Minister des Kultus, der Minen und Telegraphen. Auf die Minister folgen die Munshi ul mümälik's (Staatssekretäre), weiter kommen die Mästufi's, welche den Vorsitz in der Dustär khänäh (Urkundenkammern) führen. Alle diese Staatsbeamten bilden mit den Mudjtehid's (den obersten geistlichen Richtersitzende) den Divän-khänäh (den hohen Gerichtshof), dem der Schah präsidirt. Der einfache Titel des Königs, den er auf seinem Siegel führt, ist Schah von Irän. Das Wappen des persischen Reiches ist ein Löwe mit hinter ihm aufsteigender Sonne, und man findet dieses Wappen über den Thoren der königlichen Paläste, auf allen öffentlichen Gebäuden, auf den Militär-Fahnen, sowie auf den Ordensmedaillen.

Die bemerkenswerthesten Sommersitze des Schah sind der Kulkei Frengi zu Sattaniäh, der Sommerpalast zu Tacht Katthär, der Tshin Alt und andere. Der königliche Winterpalast ist, wie alle persischen Gebäude der Großen, ein Konglomerat von einzelnen, je nach vorübergehender Laune rasch und leicht aufgeführten, anzusammenhängenden und im Style nicht harmonirenden Bauliebhabereien. An prachtvollen Bausteinen hat Persien keinen Mangel, und in Steinmetzarbeiten sind die Perser von alters her sehr gewandt; man sieht daher einige Hallen mit kühnen Gewölben auf imposanten Säulen, wie z. B. die Salämshalle, den Marmor-Thronsaal und den Pfauensaal. Die breite Steintreppe zum Zeremonien-Saal ist wahrhaft überwältigend. Die Wände der Innenräume sind mit großen weißen Marmorplatten belleidet, in welche Koransprüche in Goldbuchstaben eingravirt sind. Gleich daneben und dazwischen sind wieder Bauwerke aus Lehmziegeln, zu denen unglaublich ungeschickte Stiegen mit riesig hohen, schmalen Stufen führen. Zwischen allen Gebäuden sind Gartenanlagen mit prachtvollen Platanen, Bassins und kunstvoll angelegten Wasserkanälen. Diese Bassins sind mit grünen Fayence-Ziegeln ausgelegt, die das darüber rieselnde Wasser smaragdgrün färben. Die Verbindungsmauern zwischen den Gebäuden, die zugleich Abschlußmauern der einzelnen Höfe bilden, sind mit Fayence-Mosaik belleidet, welche ganz schreckliche Soldaten und andere undefinirbare Figuren darstellen. Das gleiche Gemisch von Schönem und Geschmacklosem findet man auch im Inneren der Gemächer: alte persische Möbel, Thronstühle in Form von hohen Bettgestellen, Armsessel aus Ebelmetall, mit Edelsteinen aller Farben besät, Teppiche von höchstem Werthe, Galanterie-Waaren, und an den Wänden Oelgemälde von fragwürdigem Werthe in reichen Goldrahmen. Mehrere ganz gute Zeichnungen und kolorirte Bilder von der Hand des Schah sind erwähnenswerth. Drei Salons sind Zimmer in vollständig modernem europäischer Ausstattung mit Tapeten und Parquetboden; sie sind aber vollgepfropft mit all den tausend Raritäten, welche der Schah selbst angekauft oder von europäischen Potentaten zum Geschenk erhalten hat. Die größere Anzahl der Bilder sind Portraits europäischer Herrscher der Gegenwart und Vergangenheit, sowie auch Scenen aus den Kriegen des großen Korsen. Diese Gemächer machen vollständig den Eindruck eines Museums, in dem keine Ordnung herrscht. Im Empfangssaale und Arbeitszimmer des Schah sieht es ebenso bunt aus. Neben diesen zwei Gemächern ist ein großer Musiksalon, in dem pêle-mêle mehr als zwanzig Klaviere, Orgeln, Spieluhren, Dosen und dergleichen Spielereien stehen. Vor etwa zehn Jahren war eine hier abenteuernde Französin, welche die Aufgabe erfüllte, auf diesen Klavieren zu spielen. Seit kurzem wird dieses Amt von der sammt ihren fünf Kindern zum Schiitismus übergetretenen Frau eines in persischen Diensten stehenden Militär-Instruktors besorgt. — Die Schatzkammer ist im wahren Sinne des Wortes eine Kammer — nicht über zehn Fuß hoch. Da liegen die unschätzbaren Reichthümer auf den Tischen offen herum, und die mit Diamanten, Perlen und Smaragden besetzten Röcke des Schah, die man in Europa zu bewundern Gelegenheit hatte,

Digitized by Google

sind nicht einmal in gesperrten Kasten verwahrt. In der Mitte dieses Raumes steht ein einfacher Tisch mit Schubladen und einfacher Sperre. Aus solch einer Lade zog man den größten Diamanten heraus, den „karia i nár“, tafelartig geschliffen, welcher unter die größten derartigen Stücke der Welt eingereiht wird. An den Wänden hängen in unverschlossenen Wandkästen die „Kulás“ mit Diamantagraffen, die reichbesetzten Säbelgarte und Scheiden, Reitgeschirre ꝛc. Es herrscht an diesem Orte eine Vertrauensseligkeit, die gänzlich unfaßlich erscheint. Man hätte leicht unbemerkt einen Griff machen können in eine der aufgestellten goldenen Schalen, die insgesammt mit Edelsteinen voll gefüllt waren. Im Pfauen- oder Krönungssaale ist außer dem Portrait des Kaisers Franz Josef I. von Oesterreich noch ein Unikum zu sehen. Dies ist ein Globus von beträchtlicher Größe aus Edelmetall, auf dem die Meere und Erdtheile aus mosaikartig eingesetzten Edelsteinen verschiedener Farben dargestellt sind. Aber nicht nur die Erdtheile, sondern auch die einzelnen Reiche sind durch verschiedenfarbige Steine dargestellt, sowie auch die Hauptstädte durch sich abhebende Edelsteine markirt sind. Es ist schwer, im engen Rahmen eine detaillirte Beschreibung dieses bizarren Kunstwerkes zu geben, aber nur der Ueberfluß an Edelsteinen, wie ihn asiatische Herrscher besitzen, kann eine solche Idee gebären. Alte Bücher, geschriebene und gemalte Koran-Exemplare, findet man in einem besonderen Raume. Jeder Herrscher, von den frühesten Zeiten ab, hielt es für seine Pflicht, einige mal den Koran von den hervorragendsten Künstlern seiner Zeit schreiben und malen zu lassen. Es giebt Bücher, die über 1000 Jahre alt sein sollen, desgleichen Drude, deren Herstellung weit vor die Erfindung der Buchdruckerkunst in Europa fällt. Doch diese Technik ging verloren, bis erst vor kürzerer Zeit eine Staatsdruckerei eingerichtet wurde, die jetzt den persischen Büchermarkt versorgt. Die Literatur sämmtlicher Sekten des Islam beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem Koran. Alles, was zu wissen nöthig und gut ist, steht in demselben, alles andere ist vom Uebel.

Staatliche oder kommunale Volksschulen giebt es im Lande nicht. Die Perser unterhalten eine ziemlich große Anzahl Seminare in den großen Städten, durch milde Stiftungen und Geschenke, allein diese Schulen sind wahre Brutstätten des Lasters und der Trägheit. Das Volk lernt im allgemeinen weder lesen noch schreiben. Irgend ein Mirza (ein des Lesens und Schreibens Kundiger) miethet sich ein Lokal und eröffnet so als Privatunternehmen eine Schule. Er gewinnt eine Anzahl Schüler und lehrt sie nun hauptsächlich den Koran. Schon von ferne hört man das Geschrei einer solchen Kinderschule, denn ein solcher Schüler schreit, indem er laut unter Bewegungen des Oberkörpers den ihm vorgeschriebenen Ablatz herplappert. Dann lehrt man sie auch die rituellen Gebete und Waschungen — für einen wahren Muselmann die wichtigste Lebensaufgabe. — Ein systematischer Schulunterricht dürfte vieles auch im Charakter der Perser ändern. Die Reichen halten sich gewöhnlich einen Schriftgelehrten als Hauslehrer ihrer Kinder, d. h. ihrer Söhne, denn Mädchen lernen nur ausnahmsweise lesen, schreiben und Koran. Aus diesem Grunde ergiebt sich nur die eine Schlußfolgerung, daß die eigentlichen Reformen auf dem Gebiete des Schulwesens und in der Eindämmung der Mälä-Herrschaft begonnen werden müßten. Zuerst muß die Jugend heraugebildet werden, die Fackel der Aufklärung muß die Pfade des modernen Weltbürgers beleuchten. Aberglaube und Vorurtheile müssen weichen; nur dann kann von gesunden Reformen auf dem Gebiete der Verwaltung und des Staatslebens die Rede sein. Mein Leser wird gewiß erstaunt sein, zu erfahren, daß in Persien (Teheran) zwei Universitäten bestehen. Er wird sich aber beruhigen, wenn er erfährt, daß man hier unter Universität etwas ganz anderes versteht als in Europa. Es sind dies Schulen mit vielem Beiwerk, in denen alles, wie z. B. Militärwissenschaften, fremde Sprachen, Medizin gelehrt und gelernt wird, in denen man sogar doctores medicinae creirt, die aber in ihren Gesammtleistungen keinem Obergymnasium in Europa gleichkommen.

Kürzere Mittheilungen.

Oklahoma.

Der Theil des Unionsgebietes, welcher vor wenigen Wochen der freien Besiedelung geöffnet worden ist, und welcher die von uns erwähnte große Völkerwanderung (Vergl. S. 303) hervorgerufen hat, liegt inmitten des sogenannten Indianergebietes, zwischen dem Lande der Creeks (im Osten), der Chickasaws (im Süden), der Arapahoes und Cheyennes (im Westen) und der Cherokesen (im Norden). Sein Name ist indianisch und bedeutet so viel wie „schönes Land“, seine Ausdehnung beziffert sich auf zwei Millionen Acres (d. i. etwa auf den 20. Theil des Indianer Gebietes), und seine Grenzen werden im wesentlichen durch den Canadian River und Cimmarron River (die Red Fork des Arkansas) gebildet, während der Rabbit Ear Creek (die North Fork des Canadian) mitten durch das Gebiet hindurch fließt. Bis zum nordamerikanischen Secessionskriege war Oklahoma von den Seminolen besetzt, aber weil sich dieser Stamm zu den „Rebellen“ schlug, wurde er nach Niederwerfung derselben seiner Rechte für verlustig erklärt — unter Gewährung einer Geldentschädigung —, und seither ist das Land „publie land“ geblieben. Die ursprüngliche Absicht der Unionsregierung, es einem anderen Indianerstamme zuzuweisen, wurde niemals ausgeführt, und die eigenmächtigen Versuche David Payne's (1880) und anderer Abenteurer, es in Beschlag zu nehmen und zu besiedeln, wurden durch die Unionstruppen vereitelt. Auf diese Weise wurde das Land nur seitens der westlichen Viehzüchter, die sich seine Weiden durch Verträge mit den Indianern zugänglich zu machen wußten, theilweise in Nutzung genommen, und diese Leute waren wohl auch die Hauptursache davon, daß ein definitiver Beschluß in der Oklahoma-Frage so lange nicht zu Stande kam. — Die klimatischen Verhältnisse liegen in Oklahoma ganz ähnlich wie im westlichen Texas, so daß der Ackerbau nur in sehr beschränkten Distrikten aussichtsvoll ist. Es fällt daselbst zwar noch eine beträchtliche Niederschlagsmenge (etwa 60 cm), aber dieselbe vertheilt sich äußerst ungleichmäßig über das Jahr, und während an einzelnen Tagen ungemein heftige, wolkenbruchartige Güsse niedergehen, so bleiben dannach wieder Monate ohne einen Tropfen Regen. Der Wasserstand der Ströme und die Ausgiebigkeit der Quellen ist infolgedessen auch starken Wechseln ausgesetzt, und der größte Theil des

Digitized by Google

Landes eignet sich nur zur Viehzucht. — So weit sich das Gebiet durch seine Besiedelung — die nunmehr mit einem einzigen Schlage bewirkt worden ist — in einem höheren Grade entwickeln wird, so weit ist auch bereits dafür gesorgt, daß seiner Produktion Absatzkanäle zu Gebote stehen. Der Arkansas ist zwar nur bis zur Grenze des Indianer-Territoriums gut schiffbar. Die Texas- und Missouri-Pacificbahn durchschneidet aber das letztere östlich von Oklahoma in seiner ganzen Breite von Nord nach Süd, und die Trace der im Bau begriffenen Atlantic- und Pacificbahn (von St. Louis über Red Fork, Albuquerque und Mojave nach San Franzisko) ist sogar durch Oklahoma selbst hindurch gelegt. E. D.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die S. 255 erwähnte Expedition, welche vom Ministerium der Reichsdomänen ausgerüstet und nach dem nördlichen Rußland entsendet wurde, hat die Aufgabe, geologische Arbeiten vorzunehmen, und vor allem die mineralogischen Reichthümer jenes Landstriches zu untersuchen. Führer derselben ist Herr Tschernyschef, der mit seinen Mitarbeitern den ungeheuren Raum von den Wasserscheiden der Wytschegda, der Jschma und der dem Petschoraſystem angehörigen Mylwa bis zum nördlichen Eismeer zu durchforschen hat. Nach dem nördlichen Ural geht gleichzeitig eine andere Expedition, die unter Leitung der Geologen Fedorof und Jwanof steht. Unabhängig hiervon wird ein anderes Mitglied der Petersburger Geographischen Gesellschaft, Herr Jstomin, die Petschora-Gegenden zum Zweck ethnographischer Studien und Untersuchungen bereisen. Endlich mag im Anschluß hieran erwähnt sein, daß zu den S. 255 gleichfalls berührten Beobachtungen über magnetische Anomalien noch andere zur Bestimmung der Schwerkraft in Lipezk, Orel und Saratof hinzutreten werden, mit deren Ausführung ein Herr Willigk, der ähnliche Beobachtungen früher auf Nowaja Semlja und in Archangelsk angestellt hat, betraut worden ist.

— Der Gesammthandel Portugals belief sich im Jahre 1888 auf 343 Millionen Mark (gegen 309 Millionen Mark im Jahre 1887). Die Ausfuhr betrug 140 Millionen und erstreckte sich besonders auf Wein (reichlich 54 Millionen Mark), Korkholz, Früchte, Erze, Vieh und Fische; die Einfuhr dagegen, besonders in Jndustrieerzeugnissen bestehend, 203 Millionen Mark (1887 nur 189 Millionen). — Der Haupthafen Lissabon vermittelte reichlich 60 Prozent des Gesammthandels.

Asien.

— Herr Nobarof hielt jüngst einen Vortrag über seine Beobachtungen im Süd-Ussuri-Lande. Danach ist jetzt die russische Einwanderung dort stärker als früher, wenn auch die gesammte russische Bevölkerung immer noch nicht mehr als 35 000 Seelen betragen wird. Die Ziffer der chinesischen Bevölkerung ist allmählich zurückgegangen und dürfte gegenwärtig nicht mehr als 8500 Seelen ausmachen. Etwas höher ist die Zahl der Koreaner zu veranschlagen, welche gern nach dem russischen Gebiete auswandern, indessen wegen ihrer Trägheit und Apathie nichts weniger als einen erwünschten Zuwachs bilden. So sucht man sie jetzt auch möglichst fern zu halten oder durch Ausweisungen sich ihrer zu entledigen. Auch den Chinesen, die ein thätiges, namentlich im Handel und Gewerbe beschäftigtes Volkselement darstellen, wird seit dem Jahre 1886 der Zugang möglichst erschwert. Während man nämlich früher ihren Personalien nicht sehr nachfragte, erhält jetzt auf russischem Boden kein Chinese Aufnahme, der nicht mit den gehörigen Legitimationspapieren seiner heimathlichen Behörden versehen ist. Daß infolgedessen der Zuzauf der Chinesen stockt, giebt einen Fingerzeig dafür, welcher Art die bisherigen Einwanderer wohl waren. Auch die ungünstige Charakterisirung der Koreaner scheint darauf zu deuten, daß in den letzten Zeiten unlautere Elemente unter ihnen das Uebergewicht erlangt haben. Ganz anders lautete vor 20 Jahren das Urtheil Pschewalski's über die damaligen Koreaner im Ussuri-Lande, er rühmte sie als artige, gefällige, fleißige Leute. Oder sollte das eine der beiden hier angeführten Zeugnisse zu Unrecht gegeben sein, und welches?

— Die Zeitschrift „China's Millions" bringt eine Beschreibung der Reise des Missionärs Polhill-Turner nach der tibetanischen Grenze Chinas, die wir an dieser Stelle kurz wiedergeben wollen. Nach einer dreitägigen Reise von Kwun-ting befindet man sich bereits ausschließlich unter Tibetanern. Die Landschaft ist schön, der Boden hauptsächlich Weideland, außer die und da in den Thälern, wo etwas Ackerbau getrieben wird. Der Reisende kam an einer Anzahl Dörfern vorüber, deren Häuser aus einem Stockwerke und einem flachen Dache bestanden, worauf zuweilen ein zweiter, kleinerer Raum angebracht war. Diese Häuser sind aus Lehm und im Viereck gebaut, mit einem Hofe in der Mitte. Auf jedem Hofe steht eine lange Stange, an welcher ein Streifchen Leinwand mit einem darauf geschriebenen Gebet befestigt ist. — Die tibetanischen Frauen scheinen einen großen Theil der Feldarbeit zu verrichten, während die Männer zu Hause bleiben, doch ist diese Sitte möglicherweise nur eine lokale. Dieselben lieben grelle Farben und tragen die Haare in einer Menge kleiner Zöpfe, an deren Enden sie Perlen und Muscheln binden. Die Mehrzahl von ihnen verstümmelt sich nicht die Füße und bewegt sich auf der Straße nach Belieben, ohne auf die strenge Etiquette der chinesischen Frauen zu achten. Die Männer rasiren sich nach chinesischem Muster den Kopf. — Die Versuche des Reisenden, unter den Einwohnern dieser Gegend Obdach zu finden, blieben meist ohne Erfolg, da sie sich vor der in Kwun-ting herrschenden Rinderpest fürchteten, und er mußte mit seinen Begleitern vielfach im Freien übernachten. In Tsabo, einer mohammedanischen Stadt an den Ufern des Koko-Nor, zeigten sie sich jedoch sehr freundlich, und in der kleinen Stadt Kwei-teh legten sie lebhaftes Interesse für die Europäer an den Tag, besonders für die Frau des Reisenden, die wahrscheinlich die erste Europäerin ist, welche die Grenze Tibets überschritten hat. Von Kwei-teh führt eine Straße durch tibetanisches Gebiet gegen den Südosten nach Ba-ngan — eine Reise von drei Tagen — und nach weiteren drei Tagen erreicht man das Kloster von Lah-rang. Eine zweite Straße führt durch eine wilde Gegend nach Si-tschuen (Sung-pan).

— Am 19. April (n. St.) traten mit der Eisenbahn in Tscharbschui die beiden Brüder Grum-Grshimailo ein, die eine große Expedition nach dem östlichen Thianschan,

Digitized by Google

dem Lob-See und dem Altyn Tag beabsichtigen, von der sie erst im nächsten Jahre zurückzukehren gedenken. Eine sehr erhebliche Beihülfe hat die militär-topographische Abtheilung des Großen Generalstabes zu St. Petersburg den beiden Forschern dadurch geleistet, daß sie dieselben mit allen nöthigen Instrumenten versehen hat, und man darf nun so mehr auf interessante Resultate dieses Unternehmens gefaßt sein, da es sich vielfach auf bisher unbetretenen Pfaden bewegen, so z. B. vom Ostende des Thianschan aus den Südabhang dieses Gebirges verfolgen wird, bis von irgend einer Stelle sodann die Gaschun'sche Gobi in der Richtung zum Lob quer durchschnitten werden kann.

Afrika.

— Der „Centralverein für Handelsgeographie", der unter seinem rührigen Vorsitzenden, Dr. R. Jannasch, nunmehr ein volles Jahrzehnt unablässig und mit sichtlichem Erfolge bemüht gewesen ist, die wirthschaftspolitischen Beziehungen Deutschlands zu dem Auslande zu fördern, hat in seinem Vereinsorgane „Export" einen Aufruf erlassen, betreffend die wirthschaftliche Erforschung Marokkos. Indem der Aufruf darauf hinweist, daß es den Anstrengungen des Vereins gelungen sei, eine direkte deutsch-marokkanische Dampferlinie ins Leben zu rufen — die demnächst ihre Fahrten von Hamburg aus beginnen wird — betont er, daß es im Interesse der deutschen Handelsbeziehungen geboten sei, alle diejenigen Einflüsse, welche für die ökonomische Entwickelung von Marokko von Bedeutung sind, in methodischer, wissenschaftlicher Weise zu erforschen und die Ergebnisse dieser Forschung in Deutschland zu verbreiten. Um diesen Zweck zu erreichen, sollen fürs erste folgende Maßregeln ergriffen werden: 1) eine geeignete Persönlichkeit soll mindestens auf ein Jahr nach Marokko gesandt werden, um auf Grund eingehender Untersuchungen und unbehinderter unter Berücksichtigung der vorliegenden kulturellen Zustände Vorschläge zu machen, durch deren Realisirung die wirthschaftlichen Beziehungen und Interessen Deutschlands in Marokko vielseitigere und vortheilhaftere zu werden vermögen, als sie es bisher gewesen sind; 2) es sollen in den vier bedeutendsten Hafenstädten der marokkanischen Westküste Stationen eingerichtet werden, um namentlich die für die Schiffahrt wichtigen meteorologischen und ozeanischen Erscheinungen zu beobachten; 3) es sollen Handwerker nach Marokko geschickt werden, um die daselbst auf die Verbesserung handwerkerlicher Technik vorhandenen Bestrebungen zu unterstützen, sowie deutsche Handwerkzeuge und Apparate einzuführen und zum Gebrauche derselben anzuleiten. — Da die natürlichen Hülfsquellen Marokkos mindestens eben so bedeutende sind, als diejenigen Algeriens — das heute eine Aufsenhandelsbewegung von 360 Millionen Mark aufweist —, und da seit dem letzten deutsch-französischen Kriege unter den Marokkanern keine europäische Station so freundlich angesehen wird wie die deutsche, so halten wir das Unternehmen für sehr aussichtsreich. Eine große Zahl angesehener deutscher Geographen und Kaufleute hat ihm auch bereits seine Unterstützung zugesichert.

— Der Verkehr durch den Suezkanal (1888) weist gegen das Vorjahr eine weitere Steigerung um 303 Schiffe oder 737 810 Tonnen auf, und zugleich war er auch der stärkste, der sich in irgend einem Jahre durch den Kanal hindurch bewegte. Hinsichtlich der Nationalität der Schiffe ist es bemerkenswerth, daß sich die deutsche Flagge nunmehr im Suezkanal-Verkehre den vierten Rang erobert hat, während die französische Flagge in einem auffälligen Zurückweichen begriffen gewesen ist — von 6,51 Prozent Antheilnahme an der gesammten Tonnenzahl auf 5,83 Prozent. Der englische Antheil an dieser Zahl betrug 78,65 Prozent (gegen 78,31 Prozent im Jahre 1887 und 84 Prozent im Jahre 1882).

Nordamerika.

— Wie uns Herr A. Jacobsen mittheilt, ist in den Gewässern von Britisch-Columbia der Fang eines neuen Fisches, des sogenannten „black cod" (des „schwarzen Stockfisches") seit kurzem in hohen Aufschwung gekommen. Der betreffende Fisch lebt in Tiefen von 250 bis 300 Faden (also bedeutend tiefer als der Stockfisch Neufundlands und Norwegens) und sein Fleisch ist so wohlschmeckend, daß es auf den Märkten Britisch-Columbiens und der pacifischen Unionsstaaten einen breifach so hohen Preis erzielt als der gewöhnliche „cod". Mit seiner Verschiffung sind bereits eine große Anzahl Dampfer beschäftigt, und es steht zu erwarten, daß der Fisch sich rasch ein noch viel größeres Absatzgebiet erobern wird. Ein Herr Helgelen aus Norwegen hat das Verdienst, zuerst auf ihn aufmerksam gemacht zu haben.

Bücherschau.

— E. H. Cornill, Entstehung des Volkes Israel und seiner nationalen Organisation. (Sammlung gemeinv. Vorträge von Virchow-Holtzendorff, N. F., III, 60.) — Eine interessante Zusammenstellung der Resultate, welche bei dem Versuch, die Angaben der Bibel über die Geschichte des Volkes Israel historisch zu deuten, erhalten worden sind. Der Autor hält Abraham für eine historische Persönlichkeit, so gut wie Alarich oder Rurik der Waräger. Jakob ist „der Nachzügler" — der Nachschub aus der Heimath Haran, welcher den durch Absplaltung von Edom geschwächten Abrahamiten neuen Halt gab; die Bildung der zwölf Stämme wird wenigstens in ihren Anfängen in die vorägyptische Zeit gesetzt. Von hohem Interesse ist die Darstellung der Eroberung Kanaans und der deshalb unternommenen Vorstöße der einzelnen Stämme und Stammesgruppen. Ob aber die Behauptung, Israel habe nie eine Mythologie gehabt und Jehova sei sein einziger Gott gewesen, sich im vollen Umfang aufrecht erhalten läßt, möchten wir doch bezweifeln. Ko.

Karte von Afrika. Bearbeitet von F. Handtke, revidirt und ergänzt von O. Herkt. 31. Auflage. Glogau 1889. — Karte von Australien. Von denselben. 15. Auflage. Glogau 1889. — Die wohlbekannten Handtke'schen Karten erweisen sich auch in ihrer vorliegenden neuen Bearbeitung für das allgemeine Bedürfniß als recht brauchbare Orientirungsmittel. Die Ausführung ist sauber, der Farbendruck deutlich und in die Augen springend, und die Namen sind nur an einzelnen Stellen durch die Gebirgsschraffen schwer lesbar. Besondere Berücksichtigung haben durch Nebenkarten die deutschen Schutz- und Interessengebiete erfahren, und ebenso sind auch die deutschen Dampferlinien nebst ihren Fahrzeiten vollständiger verzeichnet als diejenigen der konkurrirenden Nationen.

Inhalt: Dr. Franz Diederich: Zur Beurtheilung der Bevölkerungsverhältnisse Inner-Westafrikas. (Fortsetzung.) — Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien. XVIII. (Mit vier Abbildungen.) — Dr. C. Mehlis: La Tène-Gräber in der Pfalz. (Mit zwei Abbildungen.) — A. J. Copp: Aus Persien. III. — Kürzere Mittheilungen: Oklahoma. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 18. Mai 1889.)

Redakteur: Dr. O. Dedert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Reiseeindrücke und Studien aus Mexiko.

Von Dr. Emil Deckert.

II.

(Mit einem hypsometrischen Profil und zwei Abbildungen.)

Indem wir uns vermittelst des „Ferrocarril Central Mexicano“ von Paso del Norte nach Chihuahua und Mapimi und von da weiter nach Zacatecas begeben, geht unsere Fahrt zuerst zwischen materischen Bergzügen über die sanft ansteigende Bodenschwelle von Gallego hinweg, sodann hinab in ein ausgedehntes flaches und einförmiges Gelände, in dem die Berge unseren Blicken vielfach vollkommen verschwinden, und endlich wieder höher und höher anwärts, bis wir uns in einem letzten steilen Aufstiege der berühmten Silberstadt Zacatecas nähern. Wir erkennen dabei, daß das ganze binnenländische Nordmexiko — das Gebiet der drei großen mexikanischen Staaten Chihuahua, Coahuila und Durango nebst den anstoßenden Theilen von Nuevo Leon, San Luis Potosí und Zacatecas — in orographischer Beziehung eine große Mulde darstellt, die rings von höheren Erhebungen umrandet ist. Die Sohle dieser Mulde liegt bei Mapimi und Lerdo etwa 1100 m über dem Meeresspiegel, die Ränder dagegen steigen bei Gallego 1660, bei Saltillo 1830, bei Zacatecas 2600 und bei Jesus María (westlich von Chihuahua) sogar gegen 3000 m auf.

Im Grunde genommen handelt es sich bei den Rändern der Mulde nur um zwei große Gebirgssysteme, die sich im Nordwesten sowie im Südosten der Mulde in bogenförmiger Krümmung einander nähern, und die beide in ziemlich steilen Terrassen zum Küstenstaude im Osten und Westen hinabstürzen. Die alten spanisch-mexikanischen Priestergeographen haben dieselben seltsamerweise beide „Sierra Madre“ — „Mutter-Gottes-Gebirge“ — genannt, und man muß sie daher heute als „Sierra Madre del Este“ und als „Sierra Madre del Oueste“ von einander unterscheiden. Die Sierra Madre del Oueste kann man füglich als eine Fortsetzung der kalifornischen Sierra Nevada ansehen, und die Sierra Madre del Este ebenso als eine Fortsetzung der Gebirge von Colorado und Neu-Mexiko, wie denn die Ketten des letzteren Systems von den texanisch-neumexikanischen Ketten auch nur durch die enge und tiefe Cañon-Schlucht des Rio Grande del Norte getrennt sind. Die Sierra Madre del Oueste bildet ein dicht gedrängtes Gefüge hoher nach Nordwest streichender Bergzüge, die in den verschiedenen Gegenden verschiedene Namen führen — westlich von Chihuahua die Namen „Sierra Metates“ und „Sierra Tarahumare“, westlich von Mapimi die Namen „Sierra de la Candela“ und „Sierra de San Francisco“ westlich von Durango und Zacatecas die Namen „Sierra de Nayarit“, „Sierra de Corales, Sierra de Jerez“ ꝛc. — und sie erscheint als ein imposanter Gebirgswall allenthalben, wo wir uns auf unserem Wege über das Plateau ihr nähern; erhebt sie sich doch westlich von Chihuahua und westlich von Jimulco nahezu 2000 m über das Niveau, auf dem wir uns an der mexikanischen Centralbahn befinden. Das Gefüge der Bergzüge, welche die Sierra Madre del Este bilden, ist viel loser, die Ketten sind auch meist nicht so hoch, und außerdem ist ihre Streichungsrichtung eine viel freiere und launischere; die Mehrzahl richtet sich zwar ebenfalls nach Nordwest, eine

Digitized by Google

ganze Reihe aber verläuft rein nach West, oder rein nach Nord; als zusammenhängender Wall stellt sie sich einem nur dar, wenn man von der atlantischen Küste her an sie herantritt.

Zahlreiche Borketten und Ausstrahlungen treten übrigens von beiden Systemen her bis mitten in die große Mulde — in das „Great Basin" von Nordmexiko — hinein, um die Monotonie derselben zu unterbrechen und sie in eine Reihe von Theil-Mulden oder Theil-Becken zu gliedern — in den Llano del Chilicote, am unteren Conchos-Flusse, den Llano de los Gigantes, westlich von Santa Rosalia, den Bosson de Mapimi ꝛc.

Geologisch sind die umrandenden Gebirge sowie das von ihnen eingeschlossene Land noch sehr mangelhaft untersucht, so daß man über den inneren Schichtenbau nur wenig zu sagen vermag. Archaische Kerne scheinen in der Sierra Madre del Este nicht zu fehlen, treten aber in viel mächtigerer Entwickelung in der Sierra Madre del Oueste auf, und in dem ersteren Systeme lagern ihnen kretaceische und tertiäre (sowie jurassische?), in dem letzteren aber silurische, devonische, carbonische und triassische Gesteinsschichten auf. Die weitaus dominirenden geologischen Bildungen sind indeß vulkanischer Art — Porphyre, Trachyte, Basalte und Andesite, die aus zahllosen älteren und jüngeren Verwerfungsspalten an das Tageslicht emporgedrungen sind und sich über den sedimentären Gesteinen aufgethürmt haben.

Am Aguanaval.

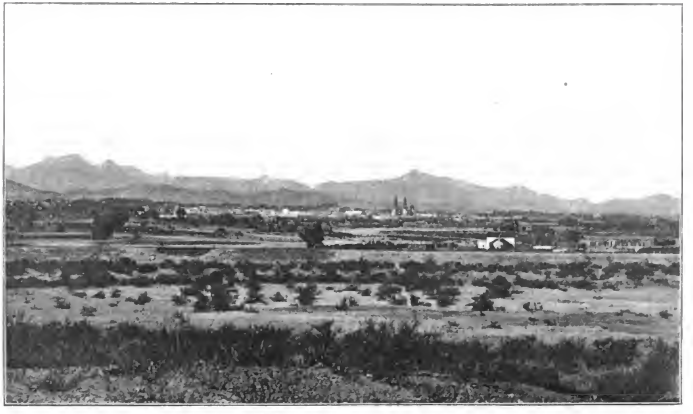
Es besteht in dieser Beziehung wieder eine augenfällige Analogie zwischen dem mexikanischen Plateaulande und den daran anstoßenden Felsengebirgsgegenden — besonders dem „Great Basin" und dem Colorado-Plateau —, und vielleicht überragen die vulkanischen Ketten und Massen ihre Umgebung in Nordmexiko zu einem großen Theile aus demselben Grunde, wie es die „Zeugen" Duttons in Arizona thun: weil ihr Gestein fester war und den zerstörenden Angriffen der gewaltigen mexikanischen Atmosphärilien besser Widerstand leistete. In beiden Gebirgen, namentlich aber in der Sierra Madre del Oueste geht übrigens mit der inneren Zerspaltenheit der Schichten und mit ihrer Durchsetztheit von vulkanischen Gängen und Massen auch ein ähnlicher Erzreichthum Hand in Hand wie im Felsengebirge.

Daß ein so streng umgrenztes Gebiet wie die große nordmexikanische Mulde auch noch in anderer Weise geographisch individualisirt sein muß, versteht sich von selbst. Indem wir sie im Monat März das erste mal in der Richtung ihrer Hauptachse durchmessen, macht sie uns vor allen Dingen — ganz ähnlich wie das „Große Becken" zwischen dem Wahsatch-Gebirge und der Sierra Nevada — den Eindruck ziemlich vollkommener Wüstenhaftigkeit. In der Nacht leuchtet der Vollmond in wunderbarer Klarheit vom wolkenlosen Himmel auf uns herab, die wildgezackten vulkanischen Berge rechts und links von uns hell und scharf beleuchtend, und ebenso entfalten die Sterne einen Glanz und ein Gefunkel, wie wir es uns herrlicher in der afrikanischen Sahara auch nicht denken können; am Tage aber

Digitized by Google

giebt es von dem stahlblauen Firmamente nichts als heiße Sonnengluth, und im März ist dieselbe bereits nahezu von der gleichen Intensität wie in Deutschland im August. Der Boden erscheint in den meisten Gegenden von der herrschenden Dürre hartgebacken wie eine Tenne, an anderen Orten bedeckt ihn an der Oberfläche knietiefer Staub, und etwa 70 Kilometer südlich von Paso del Norte befinden wir uns inmitten eines ausgedehnten Distriktes von hohen, blendendweißen Flugsandhügeln — den sogenannten Medanos —, die an die Schilderungen der Lybischen Wüste gemahnen. Daß wir es da mit den Anfängen wirklicher Wüstenbildung zu thun haben, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Erhebt sich ein stärkerer Wind, so jagt derselbe den Sand und Staub in ungeheuren Massen vor sich her, er wirbelt ihn Hunderte von Metern empor in die Lüfte, und es entstehen durch sein Spiel jene Sand- und Staubsäulen — „remolinos“ —, welche der nordmexikanischen Mulde so charakteristisch sind. Die Medanos zwischen Paso del Norte und Gallego weisen bei dem daselbst vorherrschenden Nordost- und Nordwestwinde auf den Rio Grande del Norte als auf ihre Quelle zurück: sie sind nichts als aus dem trockenen Bette desselben herbeigewehter Triebsand. Anderwärts in den Staaten Chihuahua und Coahuila mögen sie vielleicht zum Theil aus von der Küste des Atlantischen Ozeans herbeigetragenem Dünensande bestehen.

Das Vegetationskleid Nordmexikos gewährt natürlich in der Zeit, in der wir es zum ersten male mustern, ein überaus trauriges Bild. Dürres, dorniges Mezquitegesträuch nur (Algarobilla glandulosa) und stachlicher Nopal (Opuntia Nopal) — die vorherrschenden Pflanzenformen des sogenannten „Chaparral“ — starren uns allerwärts entgegen, und indem wir botanisirend zwischen ihnen hin



Die Stadt Chihuahua und ihre Umgebung.

und her wandern, erspähen wir nur ab und zu noch ein anderes zwerghaftes Blüthenpflänzchen aus den Familien der Synantheren oder der Papilionaceen, unter ihrem Schutze und Schatten kümmerlich ihr Leben fristend.

Etwa einen Monat später, wo wir Coahuila, Durango und Chihuahua zum zweiten male betreten, zeigt uns die Gegend freilich eine ganz andere Physiognomie. Unter furchtbarem Blitz und Donner ergießt sich da bei Santa Rosalia und Chihuahua aus schwarzem Gewölk eine wahre Sündfluth über uns, die Ebene um uns herum wird zu einem See, und die Wirkungen des so überaus ungestüm niedergehenden Regens werden an den Pflanzen sozusagen augenblicklich sichtbar: die Mezquitesträucher treiben in wenigen Tagen frischgrüne Fiederblätter, und dem harten grauen Boden entsprießen gelbe, rothe und blaue Blumen der verschiedensten Art, so daß wir uns mit dem Anblicke des „Chaparral“ versöhnen. Auch mit den Staubwolken und „Remolinos“ ist es nun wenigstens für einige Zeit zu Ende. Wir befinden uns auf der Schwelle von der Trockenzeit — dem „tiempo de seca“ — zu der Regenzeit — dem „tiempo de agua“ —, und obzwar die letztere ihren Höhepunkt in der fraglichen Gegend erst in den Monaten Juni, Juli und August erreicht, auf die etwa 80 Prozent der jährlichen Niederschlagsmenge zu rechnen sind, so tümmelt sie sich doch bereits im April und Mai durch gelegentliche heftige Gewittergüsse an. Bei Paso del Norte beträgt die jährliche Regenhöhe allerdings insgesammt nur etwa 30 cm, was zu einer ausgiebigen Quellenbildung und Befruchtung des Bodens unbedingt nicht ausreicht, je weiter man südwärts kommt, und je mehr sich der nordamerikanische Kontinent in Mexiko verschmälert, desto günstiger gestalten sich aber im allgemeinen die Niederschlagsverhältnisse; so fallen bei

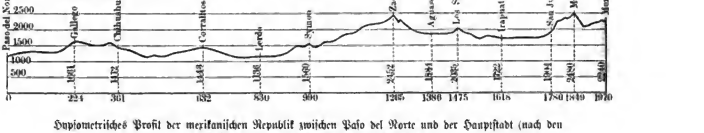
Digitized by Google

Chihuahua wieder mehr als 60 cm Regen und bei Zacatecas sogar 80 cm[1]).

Nur die Periodicität der Niederschläge ist an allen Punkten der nordmexikanischen Mulde eine streng ausgesprochene, und nur die Verdunstung des zu Boden gefallenen Wassers ist in der Plateauluft überall eine außerordentlich starke, so daß die Vegetation sich nur ausnahmsweise über die Formen des Chaparral hinaus entwickeln kann. Der Passatwind vom mexikanischen Golfe her, der dem Lande den Regen zu bringen hat, ist eben nur im Hochsommer stark genug mit Feuchtigkeit gesättigt, um bei seinem Aufsteigen auf das Plateau zu stärkeren Niederschlägen zu führen.

Aus dem Gesagten ergiebt sich aber, daß man in Nordmexiko zwar von den Anfängen wirklicher Wüstenbildung reden kann, nicht aber von einer vollkommenen Ausgestaltung derselben. Zu Zeiten ist geradezu ein Ueberfluß an befruchtendem Naß vorhanden, und wo sich dasselbe durch einen glücklichen Zufall von Natur derart aufspeichert, daß es auch in der Trockenzeit nicht vollkommen fehlen kann, oder wo es dem Menschen gelingt, diesen Effekt zu erzielen, da fließen wir inmitten des Chaparral auf grünende Weizenfelder und blühende Obstgärten. Hier überschatten dann auch die dichten Laubkronen der Alamos (Populus monilifera) die Straßen und Häuser der Ortschaften. Am ärmsten an solchen „Oasen“ ist die Landschaft zwischen Paso del Norte und Chihuahua, im Süden von der letztgenannten Stadt dagegen werden sie ziemlich zahlreich — namentlich entlang den Strömen, die von der Sierra Madra del Oueste herabfließen.

Hierbei haben wir noch einer weiteren Haupteigenschaft der nordmexikanischen Mulde zu gedenken, nämlich ihrer ziemlich vollkommenen Abflußlosigkeit. Der Rio Conchos ist die



Hypsometrisches Profil der mexikanischen Republik zwischen Paso del Norte und der Hauptstadt (nach den Aufnahmen der mexikanischen Centralbahn).

Horizontale Abstände in Kilometern, verticale in Metern.

einzige Wasserader, die sich von dem Innern der Mulde her in den Rio Grande del Norte ergießt, um mit diesem Strome vereinigt die östliche Gebirgsumrandung zu durchbrechen und auf diese Weise den Weg zum Meere zu finden. Alle anderen Ströme endigen in abgeschlossenen Binnenseen oder Sümpfen und verursachen dadurch die fortschreitende Versalzung derselben sowie auch zum Theil die Versalzung des an sie anstoßenden Landes — ganz wie es in den centralen Theilen Asiens und Nordafrikas der Fall ist[2]). So mündet der Rio de Casas Grandes in die Laguna de Guzman, der Rio de Santa Maria in die Laguna de Santa Maria, der Rio de Carmen in die Laguna de Patos, der Rio de Nazas in die Laguna de San Nicolas und der Rio de Aguanaval (S. Abbildung 1) in die Laguna de Parras.

Infolge ihrer großen Wildheit zur Zeit der Regen neigen die Ströme übrigens sämmtlich sehr zu Flußlaufänderungen, und so kommt es, daß manche alte Lagune plötzlich trocken gelegt wird, während in näherer oder fernerer Nachbarschaft davon eine neue entsteht. Ein solcher Fall liegt beispielsweise in der großen Laguna de Tlahualila sowie in der Laguna del Cayman, östlich von Mapimi, vor, deren Boden heute eine Salzsteppe bildet, die nur noch in der Regenzeit gelegentlich überfluthet wird, während sie einst der stattliche Rio de Nazas mit Wasser gefüllt erhielt. In besonders feuchten Perioden mag es vorkommen, daß die Laguna de San Nicolas ostwärts überläuft, und einen Abfluß zum Rio Pesqueeto, und dadurch zum Rio Grande del Norte sendet. In der Trockenzeit erreichen aber die meisten nordmexikanischen Flüsse nicht einmal ihre End-Lagune, sondern sie werden lange vorher entweder von den Menschen zur Bewässerung ihrer künstlichen Oasen verbraucht, oder von der trockenen Luft und dem ausgedörrten Boden aufgelogen.

[1]) Bei Chihuahua nach einer dreijährigen Beobachtungsreihe 65 cm, bei Zacatecas nach einer zehnjährigen 82 cm.

[2]) Vergl. die Aufsätze des Verfassers über die mongolische Wüste und den Kuku-Nor, „Globus“, Bd. 54, S. 17 u. 341.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

XIX.

(Mit zwei Abbildungen.)

Beicha liegt auf dem Abhange eines Hügels, welcher die erste Erhebung eines ziemlich hohen Plateaus bildet (Bergl. Abbildung 1). Trotzdem der steil ansteigende Weg zur Stadt ziemlich schlecht ist, braucht man nicht ängstlich zu sein, da man von den leicht lenkbaren zweirädrigen maltesischen Wagen nichts weiter zu fürchten hat, als hie und da ein wenig geschüttelt zu werden; denn an besonders schwierigen Stellen wird ausgestiegen, und wo die Pferde

Digitized by Google

nicht vorwärts wollen, gewähren die umwohnenden Araber Vorspann. Weißgetünchte Steinwälle umgürten die aus Olivengrün hervorschimmernde Stadt, die auf den ersten Blick größer und schöner erscheint als die meisten übrigen tunesischen Städte, z. B. Kef und Teburfuk. Doch je näher man kommt, um so mehr schwindet die Täuschung, und bald wird man gewahr, daß Beschа namentlich in Bezug auf Schmutz und Verfall eine ganz arabische Stadt ist. Nichtsbesoweniger verdient sie in hohem Grade unsere Aufmerksamkeit, denn sie ist das in der Geschichte so berühmte Vacca oder Vaga, das schon in den punischen Kriegen erwähnt wird, wo es dem großen karthagischen Feldherrn Hilfe gegen die Römer sandte. Zur Zeit des jugurthinischen Krieges war es eine reiche und mächtige Stadt, welche sogar von zahlreichen italischen Kaufleuten besucht und bewohnt wurde; es war, wie Sallust berichtet, der besuchteste Marktplatz des ganzen Königreiches. Von Jugurtha aufgereizt, erschlugen jedoch die vorher freiwillig römisch gewordenen Bewohner die römische Besatzung, worauf die Stadt schonungslos ausgeplündert und zum Theil zertrümmert wurde; denn Strabon schildert sie als eine fast zerstörte Stadt. Wahrscheinlich erstand sie jedoch bald wieder aus ihren Ruinen, so daß sie aufs neue die ihr als Hauptort eines so ergiebigen und leichtbestellbaren Landes entsprechende Bedeutung errang.

Namentlich unter den Kaisern erreichte sie wieder einen großen Wohlstand, und sie erhielt zur Zeit des Septimius Severus den Namen einer Kolonie. Zu Ehren der Kaiserin Theodora, der Gemahlin Justinians, der die Vandalen wieder verdrängt und die Stadt mit Festungswerken versehen hatte, gaben ihr die dankbaren Bewohner den Namen Theodoriada. Die vielfach erneuerte Mauer des Justinian ist noch heute zu sehen. Unter der arabischen Herrschaft wußte Beschа, wie man aus der, von kleinen orientalischen Uebertreibungen allerdings nicht ganz freien Schilderung El-Bakris sieht, noch lange seinen Rang als Hauptmarkt zu behaupten. Beschа, sagt der arabische Geschichtsschreiber, besitzt fünf von schönen Quellen gespeiste Bäder, zahlreiche gute Karawanenherbergen und drei Marktplätze zum Verkauf von Eßwaaren. Blühende, reichbewässerte Gärten umgeben die Stadt. In dem schwarzen, lockeren Boden gedeihen alle möglichen Getreidearten. Bohnen und Kichererbsen, wie die von Beschа sieht man nur selten. Nicht mit Unrecht heißt es die Kornkammer von Afrikiya, denn der Boden ist hier in der That so fruchtbar, daß Getreide so schön und die Ernte so reich, daß der Preis der Lebensmittel jedenzeit ein sehr niedriger ist, gleichviel ob in anderen Ländern Hungersnoth oder Ueberfluß herrscht. Wenn der Getreidepreis in Kairwan fällt, so ist in Beschа der Weizen so billig, daß man eine ganze Kameellast davon für zehn Dirhems (ungefähr 1 Frc.) erhält. Ueber tausend Kameele und andere Lasthiere langen täglich hier an, um Getreide auszuführen, und dennoch hat dies keinen Einfluß auf den Preis der Lebensmittel, so reichlich sind diese vorhanden. Aehnlich verhält es sich auch heute noch mit der Fruchtbarkeit des Landes und der Billigkeit des Getreides und der Lebensmittel in Beschа, die in Tunis ungleich theurer sind. Daher bildet auch der Ackerbau noch heutzutage die Hauptbeschäftigung der Bewohner; und zur Erntezeit, wo die Arbeitskräfte nicht ausreichen, strömen aus allen Theilen des Landes, namentlich aber aus dem weniger fruchtbaren Süden, Fremde herbei, die ihren Lohn in Naturalien erhalten.

Die Hauptmoschee der Stadt, welche die Bewohner des Landes für eine der ältesten — wenn nicht die älteste — von Tunesien halten, ist dem Sidna-Aissa, das heißt „Unserem Herrn Jesus Christus“ geweiht, den die Muselmänner bekanntlich für den heiligsten und erhabensten Gesandten Gottes nach Mohammed halten, und der die Moschee durch seine Gegenwart geweiht haben soll.

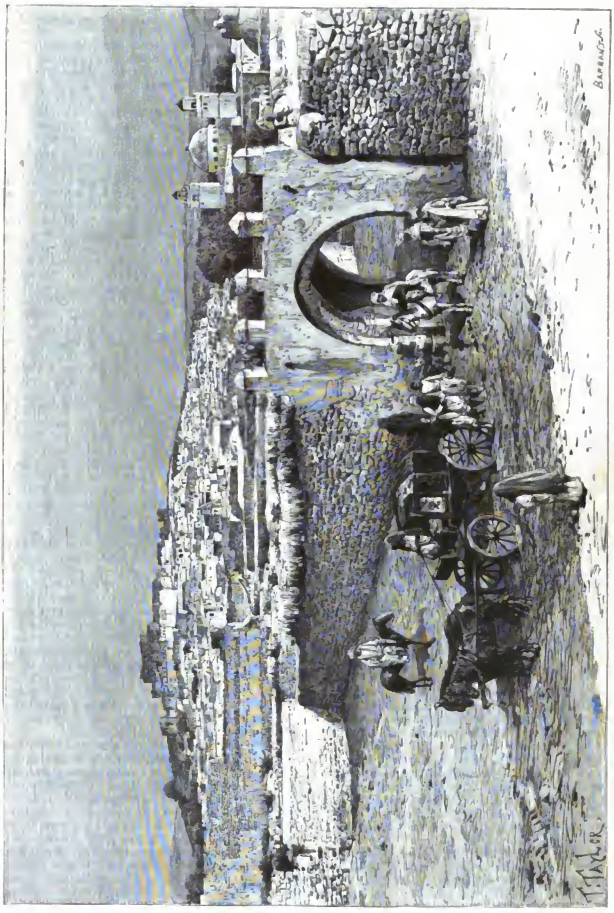
Die von Hauptmann Vincent, einem Veteranen afrikanischer Archäologie, in Beschа vorgenommenen Ausgrabungen waren in Folge der kurz gemessenen Zeit nicht besonders ergebnißreich. Von Belang ist nur folgende wichtige Entdeckung.

Ein ungefähr 1800 m von den Thoren der Stadt entfernter Hügel, Bu Humba genannt, schien den französischen Truppen zur Anlage eines gesunden, luftigen Lagers besonders geeignet. Bei Anlegung eines Kanales stieß man auf ein Grabgewölbe mit menschlichen Knochen, und die dadurch veranlaßten weiteren Nachgrabungen führten zur Auffindung von 150 ähnlichen Gräbern, welche alle die gleiche, für phönizische Grabstätten charakteristische Anlage zeigten. Die in den meisten vorgefundenen Gebeine ließen erkennen, daß die auf dem Rücken liegenden Todten das Gesicht dem Osten und die Füße dem Eingange zugekehrt hatten. Um die Skelette herum lagen und standen Vasen und Urnen der verschiedensten Form. Mit Ausnahme einer goldenen Fibula und einer bronzenen Nadel fand man jedoch in den Gräbern keinen anderen Schmuck und kein anderes Geld als punische und numidische Münzen.

Am nächsten Morgen fuhren die Reisenden mit demselben maltesischen Wagen zurück nach dem Bahnhofe, woselbst kurze Rast gehalten wurde, um den Abriß einer im Jahre 29 unter Tiberius gebauten Brücke über den Wadi Beschа aufzunehmen, und der Augenblick hätte in der That nicht günstiger getroffen werden können, um das Bild charakteristisch zu beleben. Ueber die Brücke jagende Malteser eilten auf ihren Karatanen thronend dem Bahnhof zu; denn der eben ankommende Zug soll ihnen Reisende und Waaren zuführen. Gleichzeitig zieht aber auch eine Karawane über die Brücke, und die teuflische Geschwindigkeit der mageren Renner bildet einen gar seltsamen Gegensatz zu der unerschütterlichen Ruhe der langsam dahinschreitenden Kameele. Als die Zeichnung vollendet und das Bahngeleis nach Durchfahrt des Zuges wieder frei war, begaben sich die Reisenden über dasselbe zur nahen Medscherda, die wieder einmal durchschritten werden mußte, diesmal aber ohne alle Gefahr und Beschwerde, denn der Fluß war ruhig, und seine gelblichen Fluthen füllten gleichmäßig und stillstießend sein Bett. Majestätischen Schritts zog eben auch eine Heerde Rinder durch den Strom, von welchen die einen mit erhobenem Kopfe die Fremden nach ihrer Weise durch mächtiges Brüllen freundlich neugierig begrüßten, die anderen aber mit sich beschäftigt, tiefgesenkten Hauptes über den Nutzen des Wassers — besonders des reinen — nachzudenken schienen. Statt aber am jenseitigen Ufer der gehörnten Schaar weiter zu folgen, schlugen die Reisenden mit Ausnahme Ali's, der mit dem Gepäckwagen auf dem Fahrwege bleiben mußte, den weit kürzeren und schöneren, wenn auch etwas unbequemeren arabischen Fußpfad nach Teburfuk ein, der sie überdies an der Ruine Maätria vorüberführte.

Sie näherten sich der Nordseite eines mit Gebüsch und Strauchwerk bedeckten Bergabhanges, den sie langsam ersteigen, während die beständig umherspürenden Hunde von Zeit zu Zeit schwerfällige Rebhühner aufscheuchten und ihnen damit bald zu einem vortrefflichen Frühstück verhalfen. Nach dreistündigem Steigen war die Spitze des Berges erklommen, von wo sie ein Bild von ganz eigenartigem Reize, ein von Menschenhand unberührtes Stück Natur vor sich erblickten. So weit das Auge reichte, keine Stadt, kein Dorf, kein Haus, nur einförmig grüne Wiesen, hie und da ein wenig Gebüsch, bis zum fernen Horizonte verlaufende, melancholisch braune Brachfelder, und nur im Süden

Digitized by Google



Ansicht von Biskra.

ein Chaos von malerischen Formen, welche zurücktretend einander überragten und einen geradezu bedeutenden Anblick darboten. Kaum wahrnehmbare Spuren deuten den Weg nach Theburſak an, und mehr als einmal mußten die Pferde beim Abſtieg harte Proben ihrer Ausdauer und Gewandtheit ablegen. Bald ging es durch ſchattige Gründe, bald durch ſteile, von Wespen und blauen Hähern durchſchwärmte Schluchten, bis endlich die Ruinen von Maâtria anſtauchten. Dieſe bedecken nur einen kleinen Flächenraum zwiſchen dem Wege und einem kleinen, zur Zeit ausgetrockneten Wadi von nordweſtlicher Richtung und beſtehen nur aus unbedeutenden Ueberreſten eines korinthiſchen Tempels, in welchem einige Araber ſoeben ihre Zelte aufgeſchlagen hatten, um ſich aus den umherliegenden Trümmern eine Hütte zu bauen. Etwas weiter links ſtanden noch einige Mauerreſte, welche die Ueberbleibſel eines ganz ähnlichen gewölbten Chores wie in Sidi-Mohammed-el-Gebioni ſind und gar keine Spur von Skulptur oder irgend welcher architektoniſcher Verzierung tragen. Der Weg dahin führt über einen Theil der Todtenſtätte des alten Dorfes, in welcher man zahlreiche, theils umgeſtürzte, theils noch ſtehende Halbſäulen fand, deren viele noch deutlich lesbare Inſchriften tragen.

Der in ſüdlicher Richtung nach Theburſak weiter verfolgte Weg führt durch kleine vom Wadi Sekka und Wadi el-Haneſch gebildete Thäler. Alſo das eine halbe Stunde von Theburſak gelegene Ahmed-bu-Saâda erreicht war, kamen ſechs Araber herangeſprengt, um im Auftrage des Kaid von Theburſak das Gepäck der Reiſenden zu unterſuchen, und bald darauf nahte ihnen auch der Khalif, ein würdiger, weißbärtiger Greis mit gemeſſenen, majeſtätiſchen Bewegungen. Da er jedoch einäugig war, erregte er den Aerger des abergläubiſchen Mohammed. Der Khalif machte den Reiſenden die Mittheilung, daß ſein Vorgeſetzter, der Kaid, bis zum nächſten Morgen in Theburſak bleibe und ſie in ſeinem Hauſe erwarte.

Das Haus des Kaid Si Haſſuna Dſchuini, eines äußerſt liebenswürdigen Tuneſiers, ſteht in dem höher gelegenen Stadttheile; denn Theburſak liegt, wie die Mehrzahl der bewohnten Städte dieſer Gegend, auf dem Abhange eines Hügels. Die Reiſenden ſanden den Kaid in ſeinem Empfangszimmer, einem kleinen, viereckigen Raume, mit zwei in einer Mauervertiefung befindlichen Lagerſtätten, vor. Die Aufnahme, welche den Fremden zu Theil wurde, war eine außerordentlich freundliche. Zunächſt wurde Kaffee gereicht und ſpäter eine Art Orangeſyrup von ſehr angenehmem Geſchmack. Si Haſſuna iſt ein Mann von einigen dreißig Jahren, mit feinem, klugem Geſicht und ſpitz gedrehtem Schnurrbart, was ſeinem Anſehen etwas Vornehmes, ſorgfältig Gepflegtes verleiht. Sein ungezwungenes Weſen und ſeine Bewegungen, in welchen ſich orientaliſche Schlauheit mit edler, wahrer Würde miſcht, geben ihm mehr das Gepräge eines Türken als eines Arabers und mehr daſjenige eines Hofmanns als eines Kriegers und Reiters. Es giebt überhaupt wenige ſo intelligente, für alles ſo empfängliche Kaids.

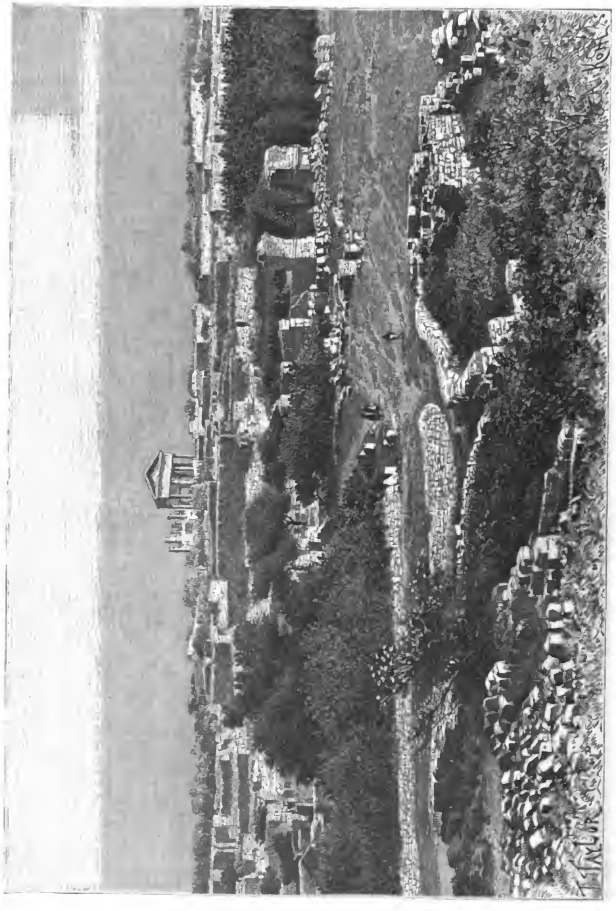
Nachdem die Reiſenden ſich erfriſcht, geleitete ſie ihr freundlicher Wirth, da er ſeine Frauen bei ſich hatte, in das Haus des Khalifen. Das ihnen dort angewieſene geräumige Zimmer hatte zwei Fenſter, eine Thür und einen Kamin. Der daſſelbe zierende Spiegel wies zahlreiche Sprünge auf. An der Thür hing ein arabiſches, ſonderbar geſchnitztes und leidlich gemaltes Wandgeſtell, auf dem ſich allerlei europäiſche Seltenheiten befanden, wie z. B. eine weiße, ſchwerfällig mit Goldblumen bemalte Blumenvaſe, wie man ſie bei uns auf Dorfjahrmärkten gewinnen kann, ferner eine ihr würdige Genoſſin in Geſtalt einer Zuckerdoſe, nebſt zwei nicht weniger ſtylvollen Taſſen, und dazu Krüge, Gläſer und dergleichen mehr. Selbſt Photographien fehlten nicht an der Wand, von denen die eine ziemlich roth geworden eine derbfriſch lächelnde Negerin in genügend ausgeſchnittenem Anzuge, und die andere einen franzöſiſchen Soldaten vom 41. Linienregiment — alſo Mars neben Venus — darſtellt u. ſ. w.

Am Abend wurde, nachdem auch das Gepäck angelangt war, ein ſtarker Grog gebraut, dem Ali und Mohammed, trotz des Propheten und ſeiner Vorſchriften, fleißig zuſprachen, da der Prophet, wie Mohammed meinte, weder Thee noch Grog gekannt, daher auch nicht verboten hatte. Inzwiſchen hatte der am Abend eingetretene Regen wieder aufgehört, und ein reich geſtirnter Himmel erleuchtete die dunkle Nacht. Auch das Hundegebell war jetzt verſtummt, und nur aus den letzten Häuſern der Stadt, wo eine Negerhochzeit gefeiert wurde, hörte man ſchwach den einförmigen rhythmiſchen Ton der Darbuka.

Theburſak (Thibuſricum Bure im Gegenſatz zu einem anderen in Algerien gelegenen Thibuſricum Numidarum) war ehemals, obgleich es in der Geſchichte gar nicht erwähnt wird, eine ziemlich wichtige Stadt. Inſchriften bekunden, daß es nach und nach entſtanden, erſt ein einfaches, von Ackerbauern bewohntes Dorf, dann eine Stadt, welche gewiſſe Gemeinderechte genoß, und endlich im Anfange des dritten Jahrhunderts eine römiſche Municipalſtadt war, alſo ein gleiches Schickſal hatte, wie alle wichtigen Städte des römiſchen Afrika. Es blühte zur Zeit der römiſchen Herrſchaft, wurde dann gleich dem übrigen Land zur Zeit des Vandalen-Einfalls zerſtört, und von Juſtinian in der Mitte des ſechſten Jahrhunderts befeſtigt. Ueber dem Hauptthore der Stadt ſtand folgende Inſchrift, welche genau die Zeit der Befeſtigung angiebt (der rechte Theil der Inſchrift befindet ſich noch auf ſeinem Platze): „Zum Heile unſerer Herrſcher, der hochchriſtlichen und unbeſiegbaren Imperatoren Juſtin II. und Sophie, hat Thomas, der ausgezeichnete Praefect, dieſe Feſtung glücklich erbaut“ [1]). Der niedere Stadttheil liegt vollſtändig innerhalb dieſer Befeſtigung. Die Wälle, an deren innerem und äußerem Rande ſich überall Häuſer anklammern, über deren Terraſſen man ſtellenweiſe hinwegſchreiten muß, ſind faſt überall noch unverſehrt erhalten. Auf beiden Seiten befinden ſich kleine Moſcheen. Bogengänge umſchließen einen kleinen Platz, welcher ſich in einem „Suk“ bis zum Mittelpunkt der Stadt fortſetzt, wo Händler und Krämer das zum Leben Nöthige feil bieten. Doch gelang es z. B. den Reiſenden nicht, in ganz Theburſak auch nur einen einzigen Teller aufzutreiben. Die Waſſerverhältniſſe der alten Stadt waren, wie es auch noch diejenigen der heutigen ſind, ſehr günſtige. Eine in dem oberen Stadttheile entſpringende Quelle wird von einem geräumigen, feſten Becken aufgefangen, um von dort aus nicht nur die ganze Stadt mit Trinkwaſſer zu verſehen, ſondern auch die daran ſtoßenden Gärten zu bewäſſern. Ein Theil der Leitung führt in die Mitte der Stadt, wo er in ein noch aus römiſcher Zeit ſtammendes Gewölbe mündet. Die franzöſiſchen Soldaten hatten während ihres Aufenthaltes in Theburſak hier eine Pumpe gebaut, ſo daß man das ſchöne Trinkwaſſer mühelos gewinnen konnte, während das andere Becken dem Vieh überlaſſen wurde. Die Araber zeigten ſich erſt zwar ſehr erſtaunt über die Pumpe, doch machten ſie bald von derſelben Gebrauch. Als jedoch das franzöſiſche Bataillon die Stadt verlaſſen, kam ſie außer Gebrauch, verfiel, und da kein Menſch an ihre Ausbeſſerung dachte, kommen jetzt, wie in alter Zeit, Menſchen und Vieh an

[1]) Salvis dominis nostris christianissimis et invictissimis imperatoribus Justino et Sofia augustis hanc munitionem Tomas excellentissimus praefectus feliciter aedificavit.

Digitized by Google



Ansicht von Dougga.

Digitized by Google

einer Quelle unter freiem Himmel wieder zusammen. — Will man in der meist stillen und unbelebten Stadt einmal ein recht buntes, bewegtes und echt arabisches Straßenbild sehen, so muß man am „Suk" die Heimkehr der Heerden abwarten. Da giebt es dann ein Drängen und Stoßen von Ziegen, Schafen, Eseln, Kühen, Ochsen und Menschen, ein Meckern, Mähen, Schreien, Brüllen und Durcheinanderrufen, ein Gemisch von Formen, Farben und Schmutz, wie es sich anziehender nicht denken läßt, wenn man nämlich das Glück hat, es gemächlich von oben und aus einiger Ferne beobachten zu können. Vollständig aber wird das Bild erst, wenn zufällig noch einige hoch über das Gewimmel hervorragende und gelassen auf dasselbe herabschauende Kamele, mit Kisten und Packen bethürmt, sich nebst ihren auf Mauleseln reitenden Begleitern Bahn durch dieses oft minutenlang stockende Würgen zu brechen suchen. Nach dem Inneren der Stadt zu vertheilen sich die Thiere in die einzelnen Straßen und verschwinden hinter den sich öffnenden niederen Thüren der Häuser. Folgt man ihnen, so sieht man den umfriedigten Hofraum, den sie betreten, plötzlich in einen Stall verwandelt, und nur durch den Schmutz und die Pfützen desselben gelangt man in die daran stoßenden Wohnräume der Besitzer. Aber nur ausnahmsweise wird man als Fremder freundlich darin aufgenommen.

Nur ein alter Araber ließ die Reisenden die antiken Mauern seines etwas weniger schmutzigen Hauses, worin sie sich umsonst nach Inschriften und Denkmälern umsahen, betrachten und sie sogar einen Blick in ein großes Zimmer werfen, in welchem gerade drei Frauen mit Aufräumen beschäftigt waren. Obgleich schon alt und häßlich, breiten sie sich doch, beim Eintreten der Fremden sofort zur leuchten Hülle des Schleiers zu greifen. Das schmutzige Aussehen dieser durch schwere Mühen und Krankheiten verunstalteten armen Wesen entsprach im übrigen dem elenden Zustande des von kahlen Wänden umgebenen und von altem werthlosen Gerumpel umstellten Wohnraumes. — Das sind die Herrlichkeiten, die der Prophet den Seinen verkündigte, dahin ist es mit dem so glänzend und verheißungsvoll beginnenden Islam mit seinem Fatalismus und seinem engherzigen Formalismus gekommen. In allen Ländern findet man daher die gleiche Nachlässigkeit, denselben Mangel an aller persönlichen Thatkraft und das nämliche Erschlaffen alles Lebens und Strebens, wodurch der Einfluß der türkischen Herrschaft sich in trauriger Weise kund giebt. Und ebenso begegnet man in allen mohammedanischen Ländern der gleichen mangelhaften, meist sogar grauenvollen Verwaltung, derselben Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit der Beamten, der gleichen Unordnung und Ungesetzmäßigkeit im Steuerwesen, wodurch das Emporblühen eines allgemeinen Wohl- und Bildungsstandes unmöglich gemacht wird. Vollständige Verarmung und Verkommenheit, die durch die oft noch hinzutretenden, theils verschuldeten, theils unverschuldeten Mißernten und Seuchen vielfach beschleunigt werden, sind die nothwendigen Folgen all dieser furchtbaren Uebelstände. Gerade Tunesien kann davon erzählen, denn das ganze Land ist gleichsam ein stummer trauriger Bericht von der Verwahrlosung, die Jahrhunderte lang hier herrschte und von den Greueln, die noch in neuester Zeit hier verübt wurden. Als vor kaum 20 Jahren das Land durch innere Kriege, Hungersnoth, Typhus und Cholera ein Drittel seiner Bewohner verloren hatte, und die Uebrigen infolge mehrjährigen Mißwachses ihre Abgaben nicht bezahlen konnten, durchzog der Bey an der Spitze seines kleinen Heeres das Land, und überall, wo er die Steuern nicht erhielt, ließ er die Bewohner züchtigen, ihr Getreide verbrennen, ihre Oelvorräthe auf die Straße schütten, ihre Oelbäume umhauen, ihre Gärten verheeren und sie selbst zuletzt erschlagen.

Darum wird auch die von den Großen des Landes verwünschte französische Eroberung von den Armen als eine Art Erlösung betrachtet, und schon jetzt das milde Joch der natürlich als Christen und Eindringlinge gehaßten Feinde lieber, als die grausame Herrschaft der eigenen Herren ertragen. Die weitere Entwickelung des ganzen Landes und namentlich auch das Verhältniß zu seinen Bewohnern wird daher wesentlich von der Art und Weise abhängen, wie die Franzosen die mit Tunis übernommene neue schwere Kulturaufgabe auffassen und lösen. Vor Allem werden sie sich hüten müssen, dasselbe einzig und allein als eine neue Quelle nationalen Reichthums zu betrachten und dabei nur industriell auszunutzen, ohne den Wohlstand des Landes selbst irgendwie im Auge zu behalten. Wenn z. B. Städte, wie Teburssut — die wegen ihrer Entfernung von der Bahn und vom Meere trotz ihres Oel- und Viehreichthums von den französischen Kaufleuten und Unternehmern schwerlich aufgesucht werden — ganz sich selbst überlassen bleiben, so wird es noch lange dauern, ehe sie wieder einen wohlthuenden Anblick gewähren.

Da von Teburssut aus die Rückreise nach Tunis auf dem kürzesten Wege erfolgen sollte, beschloß man zuvor noch einige im Südwesten von Teburssut und am Gorzha liegende wichtige Punkte zu besuchen und das schwere Gepäck einstweilen zurücklassen.

Das nächste Ziel war Dugga. Der Weg dahin führt durch theils unbebautes, mit Gestrüpp überzogenes, theils mit gesegneten Getreidefeldern bedecktes Hügelland. Beim Verlassen der weitreichenden, prächtigen Oelgärten der Stadt erzählte Ali die Bürgergeschichte von dem weißen Felsengrabe, das man in der Ferne erblickte. Ein Marabut begrub dort ein von ihrem Bruder sträflicher Beziehungen zu einem jungen Hirten gezogenes und im Zorn getödtetes unschuldiges Mädchen und sorgt für das alljährlich frischweiße Aussehen des Grabes. Das schon ziemlich reife Getreide wurde von den gefräßigen Vögeln, die das Land in ungeheuren Schaaren durchziehen, so heimgesucht, daß die Besitzer sich ihrer kaum erwehren konnten. Alle zehn Minuten begegnet man daher einem Feldhüter, der die leichtbeschwingten Feinde von Stein- oder Erdhaufen aus durch Steinwürfe verscheuchte, bis seine nicht minder wachsamen Nachbarn sie ihm wieder zujagten.

Dugga liegt malerisch auf einem Hügel, 7 km südsüdwestlich von Teburssut (S. Abbildung 2). Die steilabfallende Nordnordwestseite des von Oliven umgürteten Kef-Dugga (Fels von Dugga) hat die Steine zu der alten Stadt geliefert, deren Umfang etwa drei mal größer war als das gegenwärtige arabische Dorf.

Digitized by Google

Zur Beurtheilung der Bevölkerungsverhältnisse Inner-Westaustraliens.

Von Dr. **Franz Diederich.**

(Fortsetzung.)

Alle die angegebenen Vortheile, dieses vom kulturtreibenden Menschen wahrgenommene Entgegenkommen der Pflanzenwelt, hat der eingeborene Australier nicht zu erkennen und auszunutzen vermocht. Der Versuch Thiere zu züchten und Heerden auf den Grassteppen zu halten würde allerdings wohl gescheitert sein, denn hier wäre das geologische Mißgeschick, welches den Kontinent bezüglich seiner Thierwelt in ganz besonderem Grade auf eine zu anderen Erdregionen arme Stufe gestellt hat, verneinend in die Schranken getreten. Australien ist bezüglich seiner Säugethierwelt — diese kommt hier in Betracht — auf der Anfangsstufe der Entwickelung stehen geblieben. Es wurde zu früh der Zusammenhang mit den anderen Erdtheilen gelöst, die Landbrücke, welche ins thierformenreiche Asien hinüberführte, wurde zu früh zur Inselkette zersprengt, und die Einflüsse einer höheren Entwickelung der Thierwelt, die sich dort, von kleinen verschiedenen Centren ausgehend, in großen und immer größeren Kreisen befruchtend durchkreuzten, konnten ihre Wellen nicht über den australischen Erdtheil fluthen lassen: er blieb in seiner Lebewelt auf unterer Stufe zurück, auf der Stufe der Beutelthiere, die sich hier auf sich selbst angewiesen zu einer eigenen, zwar äußerlich vielgestaltigen Thiergruppe weiter differenzirten, geistig aber tief unten blieben. „Die Unvollkommenheit, Rohheit und Plumpheit der Beutelthiere“, sagt Alfred Brehm [1]), „offenbart sich namentlich, wenn man die geistigen Fähigkeiten in Betracht zieht. Aus dem Auge, mag es auch groß und klar sein, spricht geistige Oede und Leere, und die eingehendste Beobachtung kraft diesen Eindruck nicht Lügen. Gleichgültigkeit gegen die Umgebung, so weit es sich nicht um eine vielleicht zu bewältigende Beute handelt, also soweit der Magen nicht ins Spiel kommt, Theilnahmslosigkeit gegenüber den verschiedenartigsten Verhältnissen, Mangel an Zuneigung, Liebe und Freundschaft, scheinen allen Beutelthieren gemeinsam zu sein. Von einem Sichfügen in die Verhältnisse, von einem An- und Eingewöhnen bemerkt man bei diesen rückständigen Geschöpfen wenig oder nichts. Niemals würde es möglich gewesen sein, aus dem Beutelwolfe ein Menschenthier zu schaffen, wie der Hund es ist; kein einziger anderer Beutler überhaupt würde zum Hausthiere sich eignen.“ Und das eben ist ein großes Mißgeschick des Australiers gewesen, daß er hier keines passenden Zucht- oder Hausthieres habhaft werden konnte, daß ihm die geistig hoch entwickelten Sänger, und deren Reihen der Mensch der übrigen Erdtheile seine nutzbaren Wesen wählte, durchaus mangelten. Zwar würde nicht überall das Halten der Heerden möglich gewesen sein, auch würde es durchaus nicht die Seßhaftigkeit zur Folge gehabt haben, da der Ertrag der Wiesen ja ein dauernd ungewisser blieb, den eine einzige längere Trockenzeit vernichten konnte. Es würde vermuthlich sogar, wie es bei den Lappen und anderen arktischen Völkerschaften der Fall ist, die mit ihren Renthieren von einem rasch abgenagten Flechtenrasen zum anderen wechseln müssen, auch hier in vielen Gebieten gerade der Heerdenbesitz das Nomadisiren fordern. Immerhin aber gäbe es Strecken, welche dauernden Ansässigsein kein Hinderniß bereiten, und vor allen Dingen würde die Viehzucht einen Schritt vorwärts in der Civilisation bedeuten und zwar einen wichtigen, nämlich den, der das Dasein des Naturvolkes auf die Bahn der Naturvölker hingewiesen hätte.

Aber die Möglichkeit, daß eine Kultur sich unter den Australiern entwickelte, wurde besonders durch eines in weite Fernen gerückt — durch die allzu ungünstige Lage des Erdtheiles. Nicht nur, daß seiner Thierwelt, vor allem der bodenbewohnenden, der Zufluß höherer Formen von außen abgeschnitten wurde, nein, auch der Menschheit blieb die Befruchtung von außen versagt, und daran trug Schuld die so unglückliche Lage am Rande der bewohnten Erdfläche, der Oekumene. Isolirt nimmt Australien seinen Platz als meerumschlungener südöstlicher Anhang Asiens und der malayischen Inselketten, nach dem eisigen Südpol schauend, ein. Von hier aus konnte geistige Anregung ihm nicht zu theil werden, und gerade nach dieser Seite hin schaute sein klimatisch mit am meisten begünstigter Bestandtheil hin. An allen anderen Seiten war der Erdtheil einerseits zu weit von kulturbestzenden Ländern, wie Südamerika, entfernt, um durch etwaigen Verkehr mit ihnen in einen Kreis geistigen Schaffens hineingezogen zu werden, und andererseits waren die näher gelegenen Inseln, wenn Menschen sie überhaupt besiedelt hatten, vermuthlich von solchen Völkerschaften in Besitz genommen, von denen kulturelle Einflüsse nicht ausströmen konnten. Die Bewohner der mit tropischer Fülle reichgesegneten malayischen Inseln schwangen sich, aus immer bereitem Ueberfluß schöpfend, eigentlich kaum über die Kenntniß der Befriedigung der nothwendigsten menschlichen Bedürfnisse hinaus, und ihre Kolonisation der nördlichen Theile des australischen Festlandes überstieg deshalb den Einfluß einer Vermischung des malayischen Blutes mit dem der Aboriginer nicht. Vielleicht hatten die ersten Menschen, welche Australien überhaupt betraten und zur Heimath erkoren, vorher selbst in tropischem Reichthume geschwelgt, nichts erdacht und erfunden, und waren ungeübten Geistes außer Stande, die Erzeugnisse, welche der neubetretene, der ursprünglichen Heimath gegenüber ärmliche Boden ihrer Benutzung bot, sich durch vernünftige Pflege und Zucht in reicherer, andauernder Menge zugängig zu machen. Sie wollten, wie in ihrer tropischen Heimath, aus der Hand in den Mund leben, ohne daß es großer Mitverwaltung bedurfte, und des bedingte natürlich ein Schamschmiegen an die Naturverhältnisse, denen ihr neues Heim und nun auch sie selbst unterworfen waren. Es ist kaum anders denkbar, als daß die Stammeltern der heutigen Australier aus Gegenden kamen, welche besser als der australische Kontinent situirt waren. Wohlverstanden denke ich dabei aber nicht an eine Abstammung von heutigen Bewohnern des malayischen Archipels oder Mikronesiens.

[1]) Thierleben, Säugethiere, II S. 543.

Digitized by Google

Wenn wir also dem oben geäußerten Einwurfe begegnen, warum nicht da und dort der Australker höher entwickelt sei, wo die Naturzustände der Möglichkeit, eine höhere Stufe der Kultur den Menschen erklimmen zu lassen, keinen Stein in den Weg legen — wenn wir diesem Einwurfe begegnen, so bietet sich uns als Antwort, daß dem Australier die Anregung von außen, zufolge der ungünstigen Randlage seiner Heimath, fehlte, und dann, daß er eine ursprüngliche Anlage, geistig zu wachsen, wohl nicht besaß.

In dem Sichanschmiegen an die australischen Naturverhältnisse lag aber eine Verirrung, eine Beschränkung alles dessen, worin die Tropen ein schrankenloseres Thun und Lassen erlauben. Die ärmere Natur drückte die Gewohnheit des Aus-dem-Vollen-Schöpfens zur bescheidenen Genügsamkeit herab, die Genügsamkeit war schließlich kein Zwang mehr, den der Mensch fühlte, und heute bezeichnen wir sie als den Charakterzug der Bedürfnißlosigkeit.

Nicht in der Nahrung allein, sondern auch sonst — wie in den zur Beschaffung dieser gebräuchlichen Geräthen, in der Kleidung, in allem — spricht dieselbe sich aus. Ueber das Wasserbedürfniß der Eingeborenen ließ ich mich bereits aus. Was die feste Nahrung anbetrifft, so giebt es eine Wahl unter dem, was sich bietet, nicht. Ekel vor gewissen und mit Abscheu erfüllenden Speisen ist ihnen vollkommen unbekannt. Neben Känguruhs, Emus, Wallabis werden Mäuse, Ratten, Fledermäuse, Eidechsen, Schlangen, Frösche und Würmer, selbst aasfressende Vögel [1]) mit dem besten Appetit verzehrt. Es würde auch im höchsten Grade thöricht sein, bei der Armuth, besonders des inneren Landes, wo auf einem weiten Umkreise die größeren Beutler, ich meine besonders das rothe Känguruh (Macropus major), zu fehlen scheinen, oder höchstens ganz selten sind, es würde thöricht sein, hier erst noch wählen zu wollen. Das erklärt auch die Thatsache mit, daß die Menschenfresserei etwas ganz gewöhnliches ist, ja, daß selbst die eigenen Todten nicht immer bestattet werden, sondern ebenfalls zur Nahrung der Hinterbliebenen dienen. Forrest hörte von Eingeborenen selbst, daß es oft geschieht [2]). Derselbe Forscher theilt uns aber auch mit, daß die Eingeborenen auch zum Hungern gewappnet sind. Das ist der Unsicherheit der Nahrungsquellen ganz entsprechend. Bei nassem Wetter nämlich gehen die Eingeborenen oft einen oder zwei Tage lang ohne Speise, da sie nicht gern bei der Nässe jagen [3]).

Die Geräthe der Australier beziehen sich in der Hauptsache auf den Nahrungserwerb und sind von einfacher Gestalt, werden aber mit großem Geschick gehandhabt. Art und Messer — wir erinnern uns, daß die Völker Australiens mit jenseits der Grenze liegen, innerhalb welcher Eisen gefertigt und verwandt wird [4]) — bestehen in der Regel aus Stein, besonders Quarz, oder auch aus Knochen. Speer, Keule und Wurfstock, der berühmte im Verschwinden begriffene Bumerang, sind ebenfalls einfache Jagdgeräthe. Zum Spießen der Fische, die nicht nur an der Küste und in wasserhaltigeren Abschnitten der größeren Ströme, sondern auch im Inlande in kleinen Seen entdeckt wurden [5]), sind die Speere mit vier bis fünf spitzen Känguruhzähnen oder zugespitzten Beinknochen behaftet worden. Diese genannten Jagdwaffen dienen natürlich auch als Schutzwehr, und dann gesellt ein Schild sich hinzu. Netze zum Fange kleinerer Thiere, wie der Wallabis, fertigt man aus dem Baste eines Baumes oder den Haaren des Opossums und anderer Thiere. Auch Taschen, aus gleichem Stoff gearbeitet, werden benutzt, um darin Pflanzensamen aufzubewahren. Eine Kleidung kennen die Eingeborenen des Inneren, von denen ich hier spreche, nicht. „Männer, Weiber und Kinder haben keine Idee von Kleidertragen und sind so nackt als an dem Tage, da sie geboren wurden [1])." Auch Hütten sind als Behufstätte keine Regel. Man schläft in einer Vertiefung des Bodens, zu beiden Seiten ein Feuer entsachend, als einzigen Schutz gegen die Kälte, welche nachts der am Tage herrschenden starken Erhitzung des Bodens folgt. Nur bei sehr nassem Wetter baut der Eingeborene Hütten von Holz und bedeckt sie mit Gras. Kleidung ist bei der Hitze im Inneren überflüssig, und die regelmäßige Benutzung von Hütten würde mit großen Mühseligkeiten verknüpft sein. Wer sollte den Transport besorgen? Denn die Nothwendigkeit desselben träte ein, da schwerlich das zu mehreren Hütten erforderliche Baumaterial im Innern auf jeder Grasfläche sich finden ließe. Es giebt keine Zucht-, keine Hausthiere, und das möchte ich als schwer in die Wage fallenden Grund für die Hüttenlosigkeit in den Vordergrund stellen. Die in Küstengebieten lebenden Eingeborenen besitzen Hütten, die außerdem eine bessere Bauart aufweisen, und das ist neben der anderen Thatsache, daß sie besser genährt und von kräftigerem Aussehen sind, einmal ein Zeichen größeren Reichthums dieses Wohngebietes dem im Inneren gegenüber, dann aber auch vielleicht ein Zeichen geringer ausgeprägten Nomadenthums, längeren Verweilens an einer Stätte, was durch die günstigeren Verhältnisse ja ermöglicht ist.

Ich deutete bereits an, daß die Eingeborenen ihre primitiven Waffen und Geräthe mit hoher Geschicklichkeit zu verwenden gelübt sind. Die Beuteleratte erliegt trotz ihrer Kleinheit dem Wurfe des Bumerang sicher auch auf weite Entfernungen hin. Besonders staunenerregend und merkwürdig ist das Verfahren, wie die Australier dem Opossum bis in die höchsten Bäume ohne anderes Werkzeug als mit einer Schlingpflanze oder Steinaxt nachjagen. Meister sind sie im Aufspüren von Spuren. „Durch bloßes Betrachten einer Spur können sie angeben, welcher ihrer Freunde dahingegangen ist" [2]). Ihre Beweglichkeit ist groß, ihre List sich im Scrub zu verstecken, liest man oft hervorgehoben, und ebenso ihre bewundernswerthe Ortskenntniß. Aber das alles sind Eigenschaften, welche sie auch unbedingt zur Fristung ihres Daseins besitzen müssen. Die Jagd auf flinke Beuteltiere, das Aufspüren sowohl als Erlegen derselben, erfordert List und Beweglichkeit. Das Wandern von Oase zu Oase verlangt bei der von nennenswerthen Erhöhungen des Erdbodens in seinen einzelnen Gebieten nicht gekennzeichneten Scrub- und Spinifex-Vegetation einen besonders scharfen Richt- und Ortssinn. Aber über diese nothwendigen Eigenschaften des Geistes, ohne die sie verhungern und verdursten müßten, geht ihr geistiges Können auch nicht hinaus, selbständig weiter denkend sind sie nicht.

Bei solchem Stande ihrer geistigen Entwickelung kann man eine staatliche Form, welche weit über die der Familie hinausgreift, nicht bei ihnen suchen wollen. Zu viel aber dürfte gesagt sein, ihnen mangele jede Organisation. Es muß etwas derartiges herrschen, nur wird es äußerst vereinfacht sein, weil die Bedürfnisse einförmig und einfach sind. Es

[1]) Journ. Anthr. Inst., V, p. 318.
[2]) Journ. Anthr. Inst., V, p. 320.

[1]) Friedr. Müller, Allgemeine Ethnographie, S. 209.
[2]) Journ. Anthr. Inst., V, p. 319.
[3]) Journ. Anthr. Inst., V, p. 318.
[4]) Friedr. Ratzel, Ueber die Anwendung des Begriffes „Oekumene" auf geographische Probleme der Gegenwart. Ber. d. königl. sächs. Ges. d. Wissensch., 1888, S. 151.
[5]) Unter anderem traf Stuart westnordwestlich von der Davenport-Kette im Bonney-Creek, welcher ausgedehnte tiefe Wasserstrecken aufwies, 4 bis 5 Zoll lange Fische. Er sagte damals: „Die Fische in dem Creek lassen mich vermuthen, daß er entweder an der Nordwestküste oder in einen See mündet. Ich kann kaum glauben, daß er sich wie die anderen kürzlich polsirten in der Ebene verliert." Geographische Mittheil., 1861, S. 182.

Digitized by Google

giebt eine ganze Reihe fester Gebräuche — besonders die Eheschließungen. Der Unterschied zwischen höher und minder hoch angesehenen Personen, nach den vollbrachten Thaten abgeschätzt, ist vorhanden; größere Feste, Corroberies, werden gefeiert und vor allen Dingen giebt es ein gewisses Besitzrecht. Die einzelnen Stämme — in eine Unzahl solcher zerfällt die eingeborene Bevölkerung — erheben festen Anspruch je auf ein bestimmtes Jagd- und Pflanzenrevier [1]). Solchem auf einem umgrenzten Gebiete stattfindenden Zusammenhalten muß eine gewisse, wenn auch ganz niedere Organisation zu Grunde liegen. Man ließ vielfach, daß die Zahl der auf einmal angetroffenen Eingeborenen an 100 betragen habe, und der Eingeborene, welcher Forrest 1869 begleitete, sagte, daß die am Lake Barlee Corrobery feiernden Schwarzen „so zahlreich wie eine Schafsheerde" gewesen seien [2]). Dabei kann man nicht mehr an ein bloßes Familienzusammenhalten glauben, darin liegt eine Stufe mehr als das. Die Vertheilung des Besitzes innerhalb eines solchen Stammes scheint hier wie bei den Eskimos eine gleichmäßige zu sein. Jedem steht das gleiche Recht zu, auf einem Gebiete zu jagen, von einem Wasservorrathe Erquickung zu ziehen: es herrscht Gütergemeinschaft. Persönliches Eigenthum ist nur das wenige, was man mit sich herumträgt: Waffen sowie Aufbewahrungsgegenstände für Pflanzensamen und andere Nahrungsmittel.

Allem Anscheine nach unterstützt die Natur des Landes besonders in minder reichen Strichen die rasche Bildung neuer Stämme, indem sich hier die einzelnen Paare leichter trennen und für sich leben, weil größere Mengen bei einander schwer zu gleicher Zeit sich würden ernähren können. Die gewaltigen Scrubmassen, welche kaum durch Feuer zu vertilgen sind und oft eine Höhe erreichen, daß „Roß und Reiter" darin verschwinden, und an manchen Stellen ein nur wenige Ellen weites Ausschauen ermöglichen [3]), dürften diese Stammbildung wirksam unterstützen. In der gewaltigen Ausdehnung, in welcher wir ihre Bestände oft den Boden beherrschen sehen, kommen sie Gebirgsketten gleich, die nur an einzelnen wenigen Punkten — Pässen — gefahrlos überschritten bar sind, und diese Pässe sind hier die lichten Grasgungen, welche sich in den Scrub hinein erstrecken, oder die Creeks, welche ihn unterbrechen. Der Scrub wirkt hier also verkehrthemmend, er stärkt die Abgeschlossenheit der einzelnen Bestandtheile der Bevölkerung, seien es nun zahlreichere Stämme oder nur Familien. Die niedrigen, gebirgigen, hügeligen Gebilde werden kaum als Grenzmittel dienlich sein, weil sie einmal zu niedrig, zu wenig wirksam sind, und dann als wasserführende Oasen wohl meist in die Mitte der einzelnen Stammesbesitzthümer zu liegen kamen, um ihres unangetasteten Besitzes sicherer zu sein. Es fehlt den Australiern völlig das, was den asiatischen Steppenvölkern den für sie so charakteristischen Trieb zum Umherschweifen und vor allem zum Erobern einprägte, der weite schrankenlose Raum. Auch in Afrika vermochten solche Völker sich nicht zu entwickeln, denn dort sind die Steppen ebenfalls eng bemessen, ziehen sich nur als Saum an den Wüsten hin und leiten bald ins Waldland hinüber, ganz ähnlich wie es hier in Australien der Fall ist, wo, wie geschildert, das Grasland nur kleine Zähne in die dichten Scrubmassen einzuschlagen vermocht hat und andererseits auch bald mit Waldland ins Besitz des Bodens tauscht. Eine freiere Bewegung wird vollständig gehemmt, würde auch durch Reitthiere nicht viel aufzuheben sein. Dieses Hemmniß empfängt noch eine nicht zu unterschätzende Kräftigung durch das Fehlen von Flußwegen, die sich bei der Vereinigung anderer Völker stets so wirksam erwiesen. Die Creeks sind von zu geringer Ausdehnung, um Naturstraßen für ansehnlicheren Verkehr abgeben zu können. Sie führen außerdem so wenig Wasser und sind bei dürftigem Wassergehaltes so unsicher, so daß sie schon deshalb, abgesehen davon, daß sie kein zusammenhängendes Netz bilden, zur Beförderung von Waaren völlig untauglich sich erweisen. Zu diesen natürlichen Hemmnissen des Verkehrs gesellt sich alsdann das auch hier wieder hervorzuhebende Fehlen der zur Uebernahme des Transports geeigneten Hausthiere. Eine natürliche Folge dieser schlechten Verkehrsmittel ist eben die Abgeschlossenheit, so daß Eingeborene, welche Stuart z. B. 1862 bei Trews Watershole traf, ihm nur nach einer Richtung, nach Westen, Auskunft zu geben vermochten, aber von dem nördlich gelegenen Lande keine Kunde zu haben schienen [4]). Alles dies zusammengehalten ergiebt einen weiteren Gesichtspunkt zur Beurtheilung und Erklärung des Naturzustandes der Australier, insofern als thatsächlich kein darauf hinwirkendes Mittel in der Gestaltung des Bodens gelegen war, den einzelnen Stamm dem anderen zu nähern, sondern vielmehr alles danach angethan scheint, eine möglichst weitgehende Zersplitterung des Volkes in Stämme zu unterstützen, zu begünstigen, und sie dadurch nicht selbst auf den kulturbedeutenden Gedanken gegenseitiger Hilfe und Unterstützung zu führen. Je mehr natürlich heute die Dichtigkeit des Volkes abnimmt, um so ferner rückt die Möglichkeit, daß dies je geschieht.

Bei den einzelnen Stämmen prägte sich nun das Recht auf alleinige Ausnutzung eines bestimmten Gebietes in einer so starken Form aus, daß selbst mit den Waffen für dasselbe eingetreten wird. Das Wasser wird noch den Australiern als das Vertheidigenswerthe eines Gebietes erscheinen. Wasser ist ja die Hauptvorbedingung für organisches Leben. Wo Wasser ist, fehlt in der Regel auch die übrige Nahrung, pflanzliche sowohl als thierische, nicht. Kennedy, welcher in den vierziger Jahren eine Expedition am Victoria leitete, berichtet, daß eines Tages fünf Eingeborene den Spuren desselben gefolgt und, ehe man noch an einem Wasserplatze die Zelte aufgeschlagen, hinzugetreten seien mit dem Befehl, das Wasser zu verlassen [5]). Wie Gosse am Moses Creek, so hatten noch andere Erforscher den Angriff der Eingeborenen, und meist in der Nähe von Wasserplätzen, zu erdulden. Wenn man liest, daß ein ganzer Trupp Eingeborener keinen Tropfen Wasser herbeizuschaffen vermocht hätte, wie Forrest es berichtet [6]), so klingt das unglaublich, und war vielleicht nur eine Nothlüge, die in Australien in der Trockenheit der Mitte des September nicht nur wohl entschuldbar, sondern ganz berechtigt ist. Die Gegend war vielleicht wasserarm, und das wenige vorhandene Wasser wollten die Eingeborenen sich, indem sie es anderen überwiesen, nicht selbst rauben. Forrest selbst fand bald darauf in einer kleinen Hügelkette Felslöcher mit Wasser gefüllt, wodurch es nur wahrscheinlicher wird, daß die Eingeborenen hier durch List ihr kostbares Naß retten wollten. Besonders ein Fall beweist, daß dergleichen Listen angewandt worden. John Roß traf 1874 einmal in trockener Zeit Eingeborene und sagt von ihnen [7]): „Ich versuchte alles mögliche, um von ihnen zu erfahren, wo andere Wasserplätze wären, aber vergebens." Wenn Eingeborene „bereitwilligst", wie Gosse es am Marryat-Creek nennt [8]), Wasservorräthe wiesen, so läßt sich daraus hinwiederum vielleicht ein Schluß auf reichere Gegenden folgern.

[1]) Friedr. Müller, Allg. Ethnographie, S. 210.
[2]) Geogr. Mittheil., 1870, S. 146 und 147.
[3]) Proc. Geogr. Soc., 1863, p. 292.
[4]) Proc. Geogr. Soc., 1863, p. 290.
[5]) Proc. Geogr. Soc., 1849, p. 196.
[6]) Geogr. Mittheil., 1872, S. 231.
[7]) Geogr. Mittheil., 1875, S. 418.
[8]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 369.

Digitized by Google

Die Verhandlungen des Achten Deutschen Geographentages.

(Schluß aus Nr. 20.)

In der 4. Sitzung sprach zuerst der Landesgeologe Dr. Wahnschaffe aus Berlin über „die Bedeutung des Baltischen Höhenrückens für die Eiszeit“. Nachdem zuerst Leopold von Buch und Friedrich Hoffmann die Ansicht ausgesprochen hatten, daß die Hauptgrundzüge in der Gliederung des norddeutschen Flachlandes durch Erhebungslinien des älteren Gebirges bedingt seien, sind ihnen darin fast alle Geologen gefolgt und haben namentlich auch das Streichen des Baltischen Höhenrückens zu dem Streichen des älteren Gebirges in Beziehung gebracht. Nach dieser Auffassung soll die Nordsüdrichtung des Höhenrückens der jütischen Halbinsel dem rheinischen, die Südostrichtung in Holstein, Mecklenburg und der Uckermark dem herzynischen, dagegen die Nordostrichtung des pommerschen und preußischen Höhenrückens dem erzgebirgischen Systeme entsprechen. Als Torrel's Glacialtheorie allgemeine Anerkennung erfuhr, war man dagegen geneigt anzunehmen, daß die Oberflächengestaltung der baltischen Schwelle nur in seltenen Fällen mit dem Aufragen des älteren Gebirges in Beziehung steht, sondern daß sie vielmehr in der Hauptsache als ein Ergebniß der Eiszeit selbst anzusehen ist. Für die wesentlichen Grundzüge der Gestaltung des Höhenrückens könnte immerhin das vordiluviale Gebirge maßgebend sein, obgleich noch eine Reihe von Beobachtungen, vorzüglich durch Bohrversuche, nothwendig ist, um diesen Satz hinsichtlich der ganzen Seenplatte zu bestätigen. In Mecklenburg haben die Arbeiten von Geinitz den Beweis erbracht, daß der dortige Theil des Höhenrückens allerdings durch mehrere parallele Erhebungen des Flötzgebirgs-Untergrundes die charakteristischen Merkmale seiner Gestaltung erhalten hat. Ebenso kann man schon jetzt auch für den pommerschen und preußischen Abschnitt des Höhenrückens ein Anschwellen des älteren Gebirges unter der diluvialen Bedeckung annehmen, was natürlich aber nicht so zu verstehen ist, als ob überall unter weniger mächtigem Diluvium nothwendig älteres Gebirge getroffen werden müßte. — Die vielfach erörterte und für die Auffassung der Vorgänge während der Vergletscherung Nordeuropas schwerwiegende Frage nach der Entstehung der Ostsee, läßt sich aus mancherlei Gründen dahin beantworten, daß das baltische Becken schon in präglacialer Zeit eingesenkt war, daß es damals aber erheblich tiefer war und erst durch die Ablagerung der glacialen Schuttmassen diese Tiefe einbüßte. Jedenfalls ragten vor Beginn der großen Vereisung die vordiluvialen Ablagerungen des Höhenrückens, sowie die Kreideberge auf Rügen, Usedom und Wollin nebst den jurassischen Schichten Hinterpommerns als hoher Uferwall empor, welcher die skandinavischen Eisströme aus ihrer ursprünglichen Nordsüdrichtung nach Westen ablenkte. Dabei übte das Inlandeis, als es nach Ausfüllung der Ostsee gegen deren Südrand heranfluthete, infolge des Widerstandes, den die Baltische Landschwelle ausübte, eine zertrümmernde, erodirende, denudirende und zusammenschiebende Wirkung auf den Untergrund aus, so daß die obersten Schichten der vordiluvialen Ablagerungen vielfach gefaltet, mitgeschleppt und überschoben wurden. Prächtige Belege hierfür bieten die großartigen Störungen der Kreide auf Möen, Rügen, Wollin, bei Finkenwalde u. s. w. Aber auch die dem Eise vorgelagerten Moräneprodukte — die fluvio-glacialen Grande, Sande, Thone oder Mergelsande — erfuhren durch den Schub des Inlandeises eine Faltung und Emporpressung, was vornehmlich an denjenigen Sanden erkennbar ist, welche unter dem oberen Geschiebemergel liegen, und diesen häufig in hohen Rücken oder vereinzelten Hügeln von kuppenförmigem Aufbau durchragen. Während beider Vereisungen hat also die Konfiguration des Baltischen Rückens die weitgehendsten Veränderungen erlitten. Erscheinungen wie die holsteinschen Föhrden haben — obwohl vielleicht in ihrer frühesten Anlage auf Mulden im Sinne des erzgebirgischen Systems zurückzuführen — erst durch Mitwirkung der ersten und zweiten Glacialperiode ihre gegenwärtige Gestalt erhalten. Die Gletschermassen der letzten Vereisung benutzten bei ihrem Vorrücken diese Föhrden; das Eis, welches sich allen Unebenheiten des Terrains anschmiegte, unterlag durch die allmähliche, landeinwärts zu stattfindende Verengung der schmalen Buchten einer Zusammenpressung, und wirkte dadurch zusammenschiebend und stauchend sowohl auf die Föhrden-Ränder als auch auf das Hinterland ein. Auf diese Weise wurden die diluvialen Schichten westlich der Föhrden zu jenen hohen Wällen aufgestaucht, welche den Kamm des schleswig-holsteinschen Höhenrückens bilden. Dieser Umstand war wiederum von großer Bedeutung für die Richtung der Wasserläufe, welche dadurch zum Theil, wie beispielsweise die Eider, einen entgegengesetzten Lauf erhielten, und nun nicht mehr in die Ostsee, sondern in die Nordsee einmündeten. Merklich beeinflußt wurde der Charakter des baltischen Geländes ferner durch die in den Abschmelzungszeiten in Menge entstehenden Gletscherflüsse oder Bäche, deren Aufschüttungen stets unregelmäßige Oberflächenformen im Gefolge haben und von Anfang an ein hügeliges Aufsehen der Landschaft bedingen. Diese Unregelmäßigkeiten steigerten sich noch, als das Eis der zweiten Vergletscherung seine Grundmoräne über dieses Hügelland hinwegschob, Aufpressungen und Stauchungen hervorrief, durch unmittelbare Glacialerosion schon vorhandene Rinnen vertiefte oder auch durch Anhäufung von Grundmoränenmaterial theilweise ausfüllte. Dergestalt bildeten sich zahllose natürliche Bodeneinsenkungen, welche beim Abschmelzen des Eises Veranlassung zur Entstehung von Seen gaben, deren Dasein auf diese Weise eine einfache Erklärung findet. Doch muß man sich hüten, diese Erkenntniß sofort zu verallgemeinern, was leicht zu bedenklichen Irrungen Anstoß geben kann, da die Entscheidung über die Art der Seen nur von Fall zu Fall getroffen werden darf, und neben den „Grundmoränen-Seen“, von denen eben die Rede war, noch andere Typen, wie die „Stau-Seen“ 2c. zu beachten sind. — Die Bedeutung des Baltischen Höhenrückens für die Eiszeit läßt sich nach allem Gesagten dahin zusammenfassen, daß „er erstens in seinem älteren Kern ein Hinderniß für die Eismassen darstellte und mindestens zweimal — beim Beginn der ersten Vereisung und während der zweiten — eine Ablenkung nach Westen hervorrief, und daß er sodann Veranlassung gab zu beträchtlichen glacialen Ablagerungen und Schichtenstörungen. Durch diese Aufschüttungen und Aufpressungen, welche bei Ueberwindung des Hindernisses durch die Eismassen veranlaßt wurden, entstand die vorzugsweise an den Höhenrücken gebundene Grundmoränenlandschaft, während die Endmoränen zwar ebenfalls für den Höhenrücken charakteristisch sind, jedoch sich auch über dieses Gebiet hinaus fortsetzen“.

Digitized by Google

Den nächsten Vortrag hielt Dr. F. A. Schenk über die „Glacialerscheinungen in Südafrika", seine vorwiegend geologischen Ausführungen durch eine interessante Sammlung von Gesteinsstücken veranschaulichend.

Danach sprach Dr. von Drygalski aus Berlin über „die Bewegungen der Kontinente zur Eiszeit und ihren Zusammenhang mit den Wärmeschwankungen der Erdrinde". Nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung, in welcher der Redner auf die Anschauungen eines Celsius und Linné, sowie auf die „Elevations-Theorie" L. von Buchs einging, kam er auf Ed. Sueß und die neuere Forschung zu reden und legte endlich seine eigenen Ansichten dar. Mehrfache Anzeichen deuten darauf hin, daß in der präglacialen Zeit die Temperatur eine weit höhere war, als heute. Als nun die Erkaltung des Bodens begann, mußte eine Kontraktion und ein Sinken eintreten, wahrscheinlich noch verstärkt durch die Last der ungeheuren Eismassen, welche, wie zu unserer Zeit nur in Grönland, damals bedeutende Gebiete des Erdballes überdeckten. Mit dem Abschmelzen der Gletscherdecke erfolgte wieder eine Durchwärmung der Grundes, und damit auch eine neue Ausdehnung und Erhebung der Scholle, die um so beträchtlicher sein mußte, als zugleich der auf ihr lastende Druck wich.

Der vierte Redner der Sitzung, Dr. Hotz-Linder aus Basel sprach über die „Verwerthung der Schulausflüge". Interessant waren darin namentlich die Nachrichten über die Organisation der geographischen Schulausflüge an den schweizerischen höheren Lehranstalten. Das Realgymnasium zu Basel besitzt ein Vermögen, dessen Zinsen zu dem genannten Zwecke verwandt werden. Dort zieht öfters ein Lehrer mit den Schülern in die Alpen hinaus — auf acht bis vierzehn Tage sogar —, führt Wirthschaft mit seinen Zöglingen, die dabei meist von Milch und Brot leben, und durchstreift mit ihnen Berg und Thal, wobei sich selbst ein wenig Ethnologie treiben läßt. Endlich wies Professor Penck noch in aller Kürze auf die „Nothwendigkeit geographischer Bildersammlungen" hin, von denen wir zur Zeit zwar schon eine ganze Reihe besitzen, aber nur sehr wenige, die allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügen. Als ein Musterwerk legte der Redner die Arbeit seines Amtsvorgängers in Wien, des Professor Friedrich Simonis, vor, der die ganze Dachsteingruppe in prachtvollen Photographien aufgenommen hat, die jetzt zu einem Buche vereinigt sind. Wünschenswerth seien förmliche geographische Bildermuseen.

In der 5. Sitzung erklärte zunächst Dr. Giese zu dem Vortrage des Geh. Rathes Neumayer, daß die von diesem Redner angedeuteten Aenderungen im magnetischen Verhalten der Erde nach seiner Ansicht noch nicht so bedeutend seien, daß sie eine Erweiterung der Gauß'schen Theorie bezw. ein Mehr der Konstanten erforderten.

Darauf ergriff das Wort Prof. Dr. Reyer aus Wien über „Typen der Eruptivmassen und Gebirgstypen, erläutert durch Experimente und Modelle". Redner unterstützte seinen Vortrag durch Vorführung einer stattlichen Zahl großer geologischer Profile, Karten, Photographien und Wandbilder, und seine Experimente mit plastischem Thon oder feuchten Seifenfladen veranschaulichen die Pressungen, Verwerfungen und Faltungen der Gebirgsmassen in vorzüglicher Weise.

Sodann folgte der Vortrag des Oberbergrath Huiser „über den jetzigen Stand der Untersuchungen bezüglich der Wärme im Erdinnern". Gestützt auf das werthvolle Material, welches die Tiefbohrungen der letzten 20 Jahre geliefert haben — man ist in Preußen bis zu 1273 m, 1293 m, 1338 und 1748 m eingedrungen — scheint eine Korrektion der alten Annahme geboten, welche die geothermische Tiefenstufe mit 40 m für je einen Grad R. berechnet. Aus einer genauen Beschreibung der Bohrversuche ging hervor, mit welchen Zufälligkeiten man bei Wärmemessungen der Erdrinde zu kämpfen hat. Bald strömen kältere oder wärmere Quellen ins Bohrloch und stören das Resultat, und bald befindet man sich in guten, bald in schlechten Wärmeleitern, da sich die Mineralien hinsichtlich ihrer Leitungsfähigkeit sehr abweichend verhalten. Steinsalz z. B. ist ungemein wärmedurchlässig, weshalb das Bohrloch von Sperenberg, das ganz in diesem Mineral liegt, eine geothermische Stufe von nur 40 m für einen Grad R. ergiebt. Das Bohrloch von Schladebach dagegen, fast durchweg in schlechten Leitern, weist erst eine Tiefenstufe von 46,9 m auf; ein anderes Bohrloch eine solche von 45,83 m. Aehnliche Verhältnisse sind bei neuerdings mehrfach beobachtet worden, so daß Redner für eine Erhöhung der Stufen von 40 m auf 45 bis 46 m für einen Raumumgrad Wärmezunahme im Erdinnern eintritt.

Hiernach referirte Professor Dr. Jordan aus Hannover über „die Methoden und Ziele der verschiedenen Arten der Höhenmessung", und zwar beschrieb er unter Beibringung zahlreicher historischer Notizen erstens das Nivellement, zweitens die trigonometrische und drittens die barometrische Höhenmessung. Als die zuverlässigste, wenn auch umständlichste Art, muß immer das Nivelliren gelten, welches man neuerdings durch die Einführung kurzer Zielweiten zu großer Schärfe und Sicherheit ausgebildet hat. Bei der im Juni bis September 1835 auf Veranlassung des späteren Generallieutenants Beyer bewirkten Vermessung der Strecke Berlin-Swinemünde bediente man sich noch der langen Zielweiten, wodurch das Resultat leicht mit störenden Fehlern behaftet wird. Für die trigonometrische Methode hält die terrestrische Refraktion, die schon Snellius bekannt war, schwer ins Gewicht, da durch sie, namentlich bei beträchtlichen Entfernungen, unangenehme Irrungen in den Ergebnissen veranlaßt werden. Die leichteste, bequemste, aber auch die ungenauste Art der Höhenmessung ist die barometrische, weil sie in ihren Resultaten von zu vielen Nebeneinflüssen abhängig ist, und zwar die Messung durch Aneroide noch weit mehr, als die durch das Quecksilberbarometer. Für Forschungsreisende wird indeß die letztgenannte Art noch auf lange Zeit hinaus das einzige Mittel bleiben, um sich über die Erhebungsverhältnisse unbefannter Länder zu unterrichten, und die Wissenschaft ist es gern zufrieden, wenn diese Arbeiten nur mit der nöthigen Vorsicht und unter gewissenhafter Beobachtung der seither gewachten Erfahrungen ausgeführt werden. Bei militär-topographischen und landwirthschaftlichen Zwecken ebenfowie bei der Anlage von Eisenbahnen und Kunststraßen, wo es sich um die größtmögliche Sicherheit handelt, muß man aber unbedingt das Nivellement zur Anwendung bringen.

Den Schlußvortrag der Sitzung sowie der ganzen Tagung überhaupt hielt Dr. Böhm aus Wien, der sich unter Vorlegung einer graphischen Darstellung in Kürze über „die Genauigkeit orometrischer Messungen" verbreitete.

Professor Dr. Credner aus Greifswald nahm von seinem Vortrage über „unperiodische Wasserstandsveränderungen in der Ostsee" mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Zeit Abstand.

Aus der sechsten und letzten Sitzung heben wir an dieser Stelle nur hervor, daß auf Antrag des Professor Dr. Wagner in Göttingen verschiedene Statutenänderungen erfolgten, wonach namentlich in Zukunft eine Versammlung nur alle zwei Jahre stattfinden wird. Zum nächsten Versammlungsorte wurde Wien erwählt. Ausflüge nach Rüdersdorf und nach Chorin, zur Inaugenscheinnahme der dasigen Glacialerscheinungen, beschlossen die diesjährige Tagung.

Digitized by Google

Kürzere Mittheilungen.

Die Niederschlagsverhältnisse Mexikos.

Zur klimatologischen Charakteristik der mexikanischen Republik und zur Ergänzung unserer „Studien“ (S. oben) entnehmen wir dem „Boletin mensual“ des mexikanischen Central-Observatoriums (T. I, p. 151 ff.) die folgenden Angaben über die jährlichen Niederschlagsmengen:

Name der Stationen	Höhe über dem Meere	Zahl der Beobachtungsjahre	Regenhöhe in mm
Aguascalientes	1861,0	5	591,0
Campeche	8,4	1	833,2
Carmen (Staat Puebla)	—	1	564,1
Colima	507,3	12	1052,9
Cordoba (Staat Veracruz)	838,0	5	2798,5
Cuernavaca (Morelos)	1556,5	3	1105,4
Guadalajara (Jalisco)	1566,9	6	863,7
Guadalcazar (S. Luis Potosi)	?	1	1194,8
Guanajuato	2060,8	6	859,5
Guaymas (Sonora)	?	1	711,2
Huehuetoca (Mexiko)	2292,0	2	2282,9
Huejutla (Hidalgo)	376,0	4	**466,1**
Iztacomitan (Chiapas)	175,7	1	**4718,5**
Lagos (Jalisco)	1932,0	1	866,6
Leon (Guanajuato)	1798,6	10	728,3
Llano Grande (Guerrero)	71,0	1	865,9
Matamoros (Tamaulipas)	40,0	1	815,4
Mazatlan (Sinaloa)	74,0	8	822,2
Merida	—	1	913,0
Mexiko	2282,5	11	607,4
Mirador (Veracruz)	1097,1	12	2130,5
Monterey (Nuevo Leon)	401,0	1	744,0
Morelia (Michoacan)	1940,0	1	648,4
Oaxaca	1546,0	3	715,3
Orizaba (Veracruz)	1227,0	6	2510,0
Pabellon (Aguascalientes)	1924,4	19	506,6
Patzcuaro (Michoacan)	2138,0	2	1158,6
Pinos (Zacatecas)	2419,0	3	1007,0
Puebla	2169,7	10	932,9
Queretaro	1850,0	17	?
Saltillo (Coahuila)	1632,8	3	554,1
S. Juan del Rio (Queretaro)	1976,0	3	500,6
San Luis Potosi	1890,0	10	393,4
San Nicolas Buenavista (Bundesdistrikt)	—	21	584,7
Tejuitlan (Puebla)	1982,0	5	1530,9
Tiuaja (San Luis Potosi)	7	1	766,0
Tlacotalpam (Veracruz)	3,5	2	1823,7
Toluca (Mexiko)	2625,0	2	678,0
Turpan (Veracruz)	—	5	1532,0
Veracruz	7,0	1	1319,1
Zacatecas	2496,0	10	819,1

Da auf der großen Mehrzahl der Stationen erst ganz kurze Zeit beobachtet worden ist, und da die Schwankungen von Jahr zu Jahr gerade in Mexiko sehr große sind, so können die angegebenen Ziffern natürlich nicht als absolut zuverlässige gelten. Immerhin helfen sie auf der allgemeinen Regenkarte der Erde eine schwer empfundene Lücke ausfüllen.

Was die Schwankungen von Jahr zu Jahr betrifft, so fielen in San Nicolas de Buenavista (Xochimilco) 1860 nur 355,3 mm Regen, 1865 aber 924,1 mm; in Pabellon 1884 nur 262,1 mm, 1870 aber 841,5 mm; in Colima 1877 nur 755,4 mm, 1869 aber 1453,6 mm; in Guanajuato 1884 503,8 mm, 1885 aber 1070,7 mm; in Queretaro 1884 285,8 mm, 1876 aber 718,0 mm; in San Luis Potosi 1884 189,9 mm, 1887 aber 506,8 mm. Die Schwankungen betragen also zum Theil mehr als 200 Prozent.

Es ist bekannt, daß Mexiko ganz in der Weise der echten Tropenländer einen regenlosen — oder doch sehr regenarmen — Winter und einen regenreichen Sommer aufweist. So fällt in der Stadt Mexiko im November, Dezember, Januar und Februar des öfteren kein Tropfen Regen, und im März fällt wenigstens in der Regel nur eine ganze minimale Menge. (1882 ausnahmsweise einmal 50,9 mm, 1880 und 1881 aber nur 0,7 mm); dagegen gehen im Mai, Juni, Juli, August und September gewaltige Mengen nieder (im August 1878 345,6 mm, im September 1880 205,1 mm, im September 1886 199 mm); April und Oktober bilden die Uebergangsmonate zwischen den beiden Jahreszeiten, letzterer im allgemeinen mit beträchtlicheren Regenhöhen als ersterer. — Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse anderwärts im Lande, und in Leon kamen beispielsweise von den 97 Regentagen des Jahres 1886 allein 72 auf die Monate Juni bis September, während der Dezember gar keinen und der November einen einzigen Regentag hatten. — Die stärksten Regengüsse eines Tages (in dem Zeitraum von 1877 bis 1888) brachten in der Stadt Mexiko 63,5 mm (14. August 1863, in 11 Stunden) und 62 mm (20. Juli 1878, in 2 Stunden 10 Minuten).

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Die deutsche Kamerun-Expedition hat durch den Tod des Zoologen Dr. Bernhard Weißenborn, über dessen Forschungen der „Globus“ seiner Zeit (Bd. 54, S. 316 f.) ausführlicher berichtet hat, einen schweren Verlust erlitten. Die ganz besonders harte Pionirarbeit, die der genannte Reisende zusammen mit den anderen Mitgliedern der Expedition zu leisten hatte, macht es mehr als begreiflich, daß er dem klimatischen Fieber erlag.

— Der bekannte englische Reisende F. C. Selous hat sich wieder nach Südafrika begeben, um seine Streifzüge im Zambesi-Gebiete weiter fortzusetzen und womöglich über Garenganze, westlich vom Bangweolo-See, bis zu den Lualaba-Quellen und dem Kongo auszudehnen. Maschona-Land hält er auf Grund seiner daselbst gewonnenen Anschauungen für sehr geeignet zu europäischer Kultivation. Das Land erhebt sich etwa 900 bis 1200 m über den Meeresspiegel,

Digitized by Google

ist von zahlreichen Tributär-Strömen des Zambesi — dem Hanyane, dem Mazoe ꝛc. — bewässert, und sein fruchtbarer Boden würde bei zweckmäßiger Wasserwirthschaft vor allen Dingen auch den Weizenbau sehr gut gestatten. Der Südostpassat, der auf dem Plateau herrscht, ist kühl und im Winter sogar kalt, so daß auch die gesundheitlichen Verhältnisse für die Europäer günstig liegen. — In gewissen Districten hat sich die alte Maschonabevölkerung der Matabele-Invasion gegenüber erhalten.

Nordamerika.

— Bezüglich der Wetterprognosen und Sturmwarnungen sind die Amerikaner uns Europäern bekanntlich immer einen erheblichen Schritt voraus gewesen — zum Theil ohne ihr besonderes Verdienst, da die meteorologischen Verhältnisse in ihrem Welttheile ungleich einfachere und durchsichtigere sind, als bei uns, und da westlich von ihrem Hauptkulturgebiete keine so vollkommene meteorologische „terra incognita“ liegt, wie westlich von Europa. Auf dem Atlantischen Oceane giebt es ja keine meteorologischen Stationen, die telegraphisch mit uns kommuniziren, wie es im nordamerikanischen Felsengebirge ꝛc. der Fall ist. Eine wesentliche Lücke in dem Systeme der amerikanischen Prognosen bestand indeß bisher bezüglich der furchtbaren Orkane (Hurricanes), die von Westindien her so häufig die Golfküste sowie die offene atlantische Küste der Union berühren, und denen alljährlich eine große Anzahl von Fahrzeugen und Menschenleben zum Opfer fallen. Um diese Lücke auszufüllen, hat die Leitung des „United States Hydrographic Office“ eine intimere Beziehung zwischen den meteorologischen Beobachtungsstationen Westindiens und denjenigen der Union anzubahnen gesucht, und es scheint, daß ihre Bemühungen von gutem Erfolge begleitet gewesen sind. Das Telegraphennetz, welches dazu nothwendig ist, hat in der fraglichen Richtung bereits eine ziemliche Vollständigkeit erlangt, und von den Antillen ebenso wie von der südamerikanischen und mexikanischen Küste werden die erforderlichen Angaben über den Luftdruck ꝛc. auf diese Weise leicht zu erlangen sein (Vergl. „Science“, Vol. VIII, p. 254 f.).

Australien und Polynesien.

— Wie aus Tahiti berichtet wird, sind die Inseln Rurutua (Ruruta) und Rimatara, von denen wir bereits auf S. 96 dieses Bandes handelten, nunmehr dem französischen Protektorate unterstellt worden. Damit ist nun der ganze kleine Tubuai- oder Austral-Archipel dem französischen Kolonialreiche in der Südsee einverleibt, und das letztere hat dadurch zugleich in der östlichen Südsee eine gewisse Abrundung erhalten. Der Keil, den die englische Kolonialpolitik durch ihre jüngsten Annexionen — der Cook-Inseln, der Suworoff-Inseln und der Inseln Penrhyn, Christmas und Fanuing — zwischen die östliche westliche Südsee-Kolonialprovinz Frankreichs hineingetrieben verstanden hat, erscheint dadurch freilich nicht im geringsten in seiner Bedeutung abgeschwächt. Die beiden Inselchen sind ja vollkommen basenlos und eignen sich durch ihren fruchtbaren vulkanischen Boden lediglich zu einem beschränkten Plantagenbau. Rurutua ist nur etwa 7 km lang, sein vulkanischer Hauptgipfel erhebt sich aber 400 m über den Meeresspiegel, während Rimatara in seiner längsten Erstreckung nicht viel über 3 km mißt und nur bis 100 m emporsteigt.

Allgemeines.

— Der Zehnte Internationale Anthropologen-Kongreß wird in den Tagen vom 19. bis 26. August in Paris zusammentreten. Das Lokalkomité, welches sich in dieser Stadt unter dem Vorsitz von A. de Quatrefages gebildet hat, schlägt vor, namentlich über folgende Gegenstände zu verhandeln: 1) über Erosion und Thal- und Höhlenausfüllung mit Bezug auf das Alter der Menschheit; 2) über die Periodicität der Vergletscherungen; 3) über Kunst und Gewerbe der Höhlen und des Alluviums; 4) über die Chronologie des Stein-, Bronze- und Eisenalters; 5) über die Beziehungen der Kulturen Hallstatts und der anderen Donaustationen zu denjenigen Mycenä's, Turin's, Italiker's und des Kaukasus; 6) über die quaternären Schädel- und Knochenfunde der letzten 15 Jahre; 7) über ethnologische Ueberbleibsel in West- und Mitteleuropa; 8) über archäologische und ethnographische Analogien als Beweise von Völkerverwandtschaft und von vorhistorischen Wanderungen.

— Der englische Postdampfer „Aramo“, von der Albion-Linie, hat in den Monaten April und Mai dieses Jahres die kürzeste Fahrt zwischen Neuseeland und Plymouth bewirkt, indem er den ungeheuren Weg in 36 Tagen 11 Stunden 48 Minuten zurücklegte. Die wirkliche Fahrzeit betrug, da das Schiff in Rio und Teneriffe anlegte, nur 34 Tage 23 Stunden 18 Minuten.

Bücherschau.

— Paul Standinger, Im Herzen der Haussa-Länder. Berlin 1889. Adolf Landsberger. 758 S. — Das vorliegende Buch enthält eine große Fülle wichtiger Mittheilungen über die Sultanate Saria, Kano, Katschena, Samfara, Sokoto, Gandu, die uns beweisen, daß die Flegel'sche Niger-Benue-Expedition wenigstens wissenschaftlich nicht unfruchtbar geblieben ist. Kolonialpolitisch ist ihr ja bekanntlich der Erfolg, den sie nach dem durch Flegel und seine Genossen aufgewendeten Anstrengungen verdient hätte, nicht geworden, da sich Deutschland von der wichtigen Niger-Benue-Schiffahrtsstraße hat abdrängen lassen. Der Inhalt des Buches zerfällt in zwei Theile: die Beschreibung der Reise, die die zwei ersten Drittel (491 S.), und die Zusammenstellung der wissenschaftlichen Ergebnisse, die das letzte Drittel (267 S.) einnimmt. Wir können diese Gliederung nur gut heißen, da sich auf diese Weise jeder das einige am bequemsten herausnehmen kann. Die Reiseschilderung macht den Eindruck photographischer Treue, und da die Haussa-Länder den wenigstbetretenen afrikanischen Gebieten zuzählen, so ist sie der Natur der Sache nach zugleich auch sehr interessant. Hinsichtlich der wissenschaftlichen Ergebnisse aber war der Reisende nun so mehr in der Lage, die älteren Clapperton'schen und Barth'schen Forschungen in wesentlichen Stücken zu ergänzen, als er naturwissenschaftlich geschult war. Einen klaren Einblick erhalten wir namentlich in das politische Verhältniß der einzelnen Haussastaaten zu dem Ober-Sultanat Sokoto, in die Eigenart der einzelnen ethnologischen Elemente und ihre Beziehungen zu einander, in die Fauna und Flora des Gebietes, sowie auch in die wirthschaftspolitischen Aussichten, die dasselbe gewährt.

Inhalt: Dr. Emil Deckert: Reiseeindrücke und Studien aus Mexiko. II. (Mit einem hypsometrischen Profil und zwei Abbildungen.) — Gagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien. XIX. (Mit zwei Abbildungen.) — Dr. Franz Diederich: Zur Beurtheilung der Bevölkerungsverhältnisse Innerafrikas. (Fortsetzung.) — Die Verhandlungen des Achten Deutschen Geographentages. (Schluß aus Nr. 20.) — Kürzere Mittheilungen: Die Niederschlagsverhältnisse Mexikos. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Nordamerika. — Australien und Polynesien. — Allgemeines. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 26. Mai 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

XX.

(Mit fünf Abbildungen.)

Die Reisenden wurden in Dugga durch den von ihrer Ankunft benachrichtigten Scheik freundlichst begrüßt und in einem der vornehmsten Häuser in unmittelbarer Nähe des Theaters untergebracht. Das ihnen angebotene landesübliche, aus Eiern und Granaten bestehende Frühstück wurde aus dem eigenen Vorrath durch Wein, Kaffee und Sardinen vervollständigt, während Ali und Mohammed sich einen Napf Oel, worin rothe Fetfel- oder Pfefferkörner schwammen, und wozu sie Kümmelbrot verzehrten, wie immer vortrefflich schmecken ließen. Nachdem darauf die nöthigen Vorkehrungen zur Betreibung der selbst in den besten Häusern Tunesiens vorhandenen ungebetenen, mehr fühlbaren, als sichtbaren Mitbewohner getroffen waren, begann die Durchwanderung des Ortes.

Vor allem suchte man das punische Mausoleum auf, das einst die jetzt im Britischen Museum befindliche doppelsprachige (libysch-punische) Inschrift trug, nach welcher man mehrere vorher zweifelhafte Buchstaben der lybischen Schrift erst richtig zu bestimmen vermochte. Leider haben die vom englischen Konsul Sir Thomas Read mit der Herausnahme des Steines beauftragten ungeschickten und bequemen Araber dabei den ganzen oberen Theil des Mausoleums, dieses vielleicht einzigen bis auf unsere Zeit fast unverletzt erhaltenen punischen Baudenkmals, zerstört. Ob wir aber die arabischen Arbeiter dafür verantwortlich machen dürfen, möchten wir den britischen Konsul fragen. Zum Glück hatte ein anderer Engländer, Caterwood, lange vorher (1832) wenigstens noch eine Zeichnung davon aufgenommen, nach der sich ein ziemlich genaues Bild vom Ganzen entwerfen läßt. — Die bewunderungswürdigste Ruine von Dugga bilden die Ueberreste des herrlichen Tempels, welchen Marc Aurel und sein Mitkaiser Lucius Verus dem Jupiter, der Juno und der Minerva erbauen ließen. Der noch ziemlich unversehrt gebliebene Vordertheil des Tempels mit seinen edlen, feingeriefelten Säulen und prächtigen Gebälken, mit seinen langen, die Erbauer verherrlichenden Friesen, mit seinen reichen und sorgfältig ausgeführten Bildwerken, seinem hochragenden Giebelfeld, geschmückt mit dem Kaiseradler, der mit ausgebreiteten Flügeln auf seinem Rücken die vergöttlichte Gestalt des römischen Herrschers trägt, kurz mit allen seinen Einzelheiten, legt Zeugniß von seiner einstigen Schönheit und Größe ab. Es verursachte nur große Schwierigkeiten, die richtigen Maßverhältnisse zu bestimmen, da die zum Erklimmen des Giebels nöthigen Leitern in Dugga nicht vorhanden waren und mit Mühe und Noth erst aus Teburfuk beschafft werden mußten. Von der Cella selbst ist wenig mehr zu sehen, doch lassen die noch vorhandenen Bruchstücke erkennen, daß sie mit Stuck bekleidet waren, woran korinthische Säulen, wie die der Vorhalle, dargestellt waren. Auch von der Hinterwand der Cella sind einige deutliche Stücke wieder zum Vorschein gekommen, obgleich fast das ganze Gebäude zur byzantinischen Zeit schonungslos einem Festungswerk einverleibt worden war.

Ueberall, wo man das Dorf und die dahinter befindlichen, bis zum steilen Felsabfall sich ausdehnenden Gärten durchwandert, stößt man auf halbverfallene römische Mauern, und mitten im arabischen Mauerwerk auf Steine mit alten Inschriften und andere Ueberreste der Vorzeit. Die merk-

Digitized by Google

würdigsten davon sind außer den hier entdeckten Steinaltären noch die zahlreichen alten Cisternen und die in deren Nähe bemerkbaren Spuren der unterirdischen Wasserleitung, welche der alten Stadt Thugga das Wasser der benachbarten Berge zuführte. Eine besondere Ueberraschung bereitet den Reisenden noch ein in den nordwestlichen Gärten von Dugga befindliches altes Thor, das sogenannte Thor der Christin (Bal-er-Rumia), das obwohl längst seines Säulenschmuckes beraubt, doch in der natürlichen Umrahmung stattlicher Olivenbäume einen höchst malerischen Anblick gewährt. Auch von Ueberresten bei zahlreichen, die Stadt umgebenden größeren Begräbnißstätten fesseln außer dem bereits erwähnten Mausoleum noch viele unsere besondere Aufmerksamkeit, da selbst die einfachsten Grabsteine oft höchst beachtenswerthe Inschriften tragen. Von den umfangreichsten vier Friedhöfen befand sich einer vor dem Bab-er-Rumia, ein anderer an der östlichen Citadelle, einer im Norden und einer im Süden der Stadt. Merkwürdig ist es, daß Thugga, trotzdem es an Größe und Bedeutung dem oft erwähnten nahen Sicca Veneria (dem heutigen Kef) sicher kaum nachstand, in der Geschichte fast gar nicht genannt wird. Nur bei Procopios ist gelegentlich der von Justinian auf dem höchsten Punkte des Felsens erbauten Feste flüchtig davon die Rede.

Welch schönen Gesammtanblick aber das einstige Stadtbild mit seinen am Bergabhange sanft ansteigenden Straßen und Häuserreihen und seinem vornehm darauf herabschauenden Tempel dargeboten haben muß, zeigt deutlich unser Bild (Seite 344); und wenn auch seine Denkmäler an Größe denjenigen von Haidra und Sbeitla nachstehen, so übertreffen sie dieselben doch bei weitem an Vollendung.

Die jetzigen Bewohner der Stadt scheinen etwas regsamer und darum auch etwas wohlhabender zu sein, als die übrigen Araber; denn ihre Heerden sind gut gepflegt, ihre Wohnungen verhältnißmäßig geräumig und aus mehreren Gebäuden zusammengesetzt, und ihre Oelgärten, die Hauptquelle ihres Einkommens, ganz außergewöhnlich fruchtbar. Ihrem Aussehen nach ist es wahrscheinlich, daß etwas Berber- und vielleicht auch ein wenig Vandalenblut in ihren Adern fließt, denn man begegnet einer großen Anzahl blonder Araber mit mehr europäischen Gesichtszügen, mit rothen Wangen und etwas gebogener Nase. Nur die arabische Unsauberkeit, Zudringlichkeit und Neugierde haben sie sich bewahrt, und nachdem sie zuvor die Reisenden eine zeitlang staunend begafft, setzen sie sich in Gruppen auf den Erdboden und beginnen endlose Unterhaltungen über die stets gleichen Dinge. „Wie viel kostet das wohl?“ fragen die einen. „Das kostet so und so viel Soldis, Riakets (etwa 50 Pfg.) Duros“ (4 Mk.) u. s. w. antworten die anderen, und dann folgen auf Gebärden des Staunens neue Fragen, neue Ausrechnungen u. s. w. Im übrigen wird die ihnen meist eigene Höflichkeit durch den ihnen nicht weniger eigenen Schmutz kaum vermindert, und der Gebrauch von Wasser und Seife scheint im ganzen Lande nicht besonders beliebt zu sein.

Die Straße nach dem 10 km entfernten Fondako Ain-Hedscha, wohin die Reisenden sich nach zweitägigem Aufenthalt in Dugga wendeten und den sie in nicht ganz zwei Stunden erreichten, ist einförmig und nichtsbietend. Die alte römische Stadt, in deren Ruinen der Fondako erbaut wurde, hieß Aqbia, und die Citadelle, an deren Wälle sich einige der zum arabischen Bau benutzten Gewölbe lehnen, ist das einzige noch stehende Bauwerk dieser Stadt. Nicht weit von der daselbst aus der alten Wasserleitung hervorsprudelnden Quelle, die der Ruine ihren Namen gab, hat sich ein reicher Tunesier aus den umherliegenden, mit Inschriften und Bildwerken versehenen Steinen einen Bordsch errichten lassen.

An der Thür des Fondako geht die altherkömmte und jetzt noch wichtige Straße von Tunis nach Kef vorüber, an der sich als erfreuliches Zeichen größerer Kulturnähe bereits Telegraphenstangen erheben, so daß man sich plötzlich nach Europa versetzt glauben könnte, wenn nicht die daherstehende kleine Kubba des Sidi-bu-Aïla, eines großen Heiligen seines Glaubens, daran erinnerte, daß man sich noch auf arabischem Boden befindet. Etwas näherhin von dieser Kubba erblickt man auf einem Hügel Kern-el-Kebsch, die Ruinengruppe des alten municipium Aunobaritanum, an der jedoch nur ganz kurzer Halt gemacht wurde, um den nächsten Rastplatz, den in der ganz ebenen Gegend schon von weitem sichtbaren Marabut Sidi-Abd-er-Rebbu bald zu erreichen. Zu flüchtiger Weile sah man sich unterwegs nur veranlaßt durch den freundlichen Gruß eines alten italienischen Ehepaares und durch den Anblick der ihrem Hause gegenüberliegenden Begräbnißstätte, die bereits zur vormaligen römischen Stadt, deren Ruinen man sehen wollte, gehören.

Arabische Tätowirung.

Der im Marabut ruhende Heilige liegt in einem viereckigen Zimmer, umschlossen von einem hochstehenden, mit frommen Gaben bedeckten Kasten. Zwei oder drei weithin sichtbare Tarusbäume, die im Laude eine Seltenheit sind, schauen auf das Heiligthum herab, und die ausgedehnten Ruinen des alten Musti, von dessen Pracht und Größe leider nur wenig übrig ist, umgeben dasselbe. Das einzige noch nicht ganz zerfallene Denkmal der Trümmerstätte Mest (Henschir-Mest, wie die Eingeborenen, den alten Namen ins Gedächtniß rufend, zuweilen heute noch sagen) ist ein Triumphbogen, oder richtiger ein am Eingange der Stadt befindliches Thor, zu dem sich dereinst ein zweites, leider jetzt bis auf die Grundsteine zerstörtes, am anderen Ende derselben gestellte. Das Eigenthümliche des ersteren, von dem freilich auch nur die Seitenpfeiler in ziemlich mangelhaftem Zustande noch erhalten sind, bestand darin, daß jeder dieser Pfeiler mit nur einer frei davor stehenden korinthischen Säule von ziemlich guter Arbeit geschmückt war. Die Straße, an deren Seiten die Stadt lag, ist die schon genannte alte Hauptstraße von Tunis nach Kef.

Während die Reisenden am anderen Morgen mit dem Untersuchen der Alterthümer, und besonders mit dem Abschreiben von Inschriften beschäftigt waren, kamen die nicht gerade als sehr ehrlich und gastfreundschaftlich bekannten Bewohner des benachbarten Duar herbei, um sie bei dieser Arbeit aufmerksam zu beobachten. Doch war es wohl

Digitized by Google

weniger die bloße Neugierde, als vielmehr die Habsucht, welche sie herbeilockte; denn sie glaubten, die Fremden wären vielleicht im Stande, mit Hilfe der räthselhaften Schriftzeichen, die sie abschrieben, Schätze zu heben.

Was aber umgekehrt die Aufmerksamkeit der Franzosen auf diese lästigen Besucher lenkte, das waren die eigenthümlichen bläulichen Zeichen und Figuren, die man an ihnen in die Haut eingeätzt bemerken konnte. Hatten die Einen das Gesicht mit Kreuzen und Strichen bemalt (S. Abbildung 1), so schienen die Arme Anderer wie mit Spitzenkrausen, oder die Knöchel wie mit Schnürschuhen verziert zu sein, oder an den Beinen sah man Eidechsen, Schildkröten u. s. w. abgebildet; am häufigsten gewahrte man diese Tätowirung bei den Frauen. Zwar hatten die Reisenden auch früher schon Aehnliches gesehen, aber bei der gebräunteren Hautfarbe der südlicher wohnenden Araber war es ihnen noch nie so aufgefallen. Sie erinnerten sich nun auch wieder an alle die verwandten Bräuche, die sie auf ihren Wanderungen schon angetroffen hatten, an das Brandmarken von Thieren zu Sahel, an das Einbrennen solcher Zeichen an Thüren oder Thürschwellen zu Kerman, an die mehrfarbigen Bemalungen der Ofenbewohner zu Dscherid u. s. w. Der ursprüngliche Zweck aller dieser Zeichen war natürlich, ihren Trägern Schutz gegen schädliche Einflüsse zu gewähren. Merkwürdig ist nur das sonderbare Gemisch von ursprünglich unvereinbaren Symbolen, die man oft friedlich vereinigt findet, und die zugleich auf das hohe Alter dieser Sitte hinweisen. Da verträgt sich der türkische Halbmond mit dem christlichen Kreuz, und beide dulden um sich die Schildkröten und Krokodile der Phönizier und Aegypter.

Am nächsten Tage begaben sich die Reisenden nach Bordsch-el-Messüudi, einem elenden schmutzigen Fondako, in dessen Nähe die ziemlich ausgedehnten Ruinen der alten Stadt Thacia liegen.

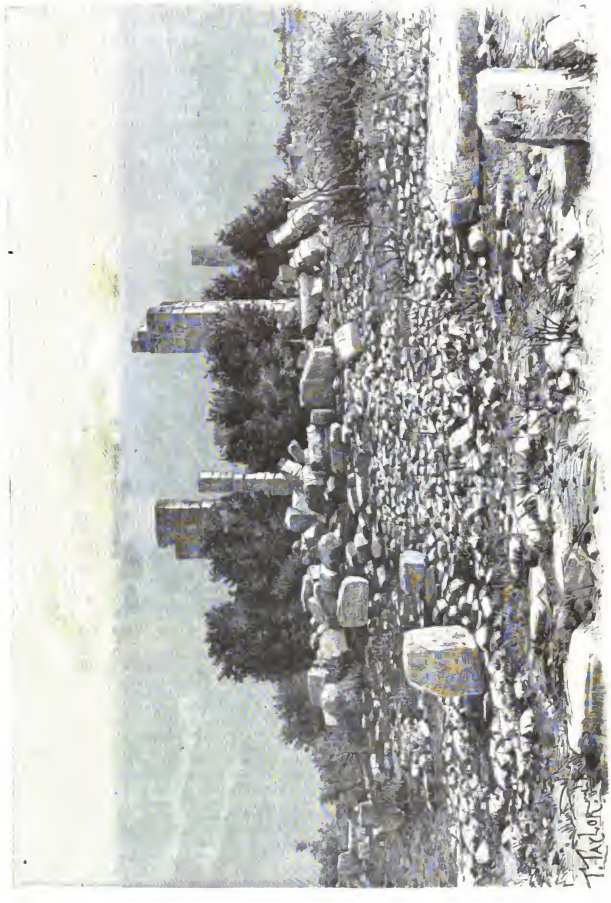
Römisches Haus zu Henschir Schett.

Unglücklicherweise hatte man diesmal vergessen, die ständigen Kleinbewohner des Zimmers zu verjagen, weshalb diese in der Nacht die Fremden vertrieben und sie zwangen, ihr Lager im Freien vor der Thür des Fondako aufzuschlagen. Die Lage von Thacia war übrigens eine vorzügliche. Vor dem Nordwind geschützt durch die gewaltigen Bergrücken des Gorrha und seiner Ausläufer, vor dem glühenden Südwind bewahrt durch die gewaltigen Berge der Ghorfa, beherrschte es von seiner mäßigen Felsenhöhe aus die vor ihm liegende fruchtbare Ebene. Jetzt ist es nur noch ein wüster, mit wilden Oelbäumen und Dornen überwachsener Trümmerhaufen, und nur ein einziges, etwas abseits davon an der Straße gelegenes Denkmal — das kleine Mausoleum des Cornelius Nufus, von den Arabern, gleich vielen Grabmälern, Hamut el-Hadschem (Barbierstube?) genannt — hat der Zerstörung getrotzt. Als man es besuchte und zeichnete, zog eben eine Karawane auf Kef zu vorüber. Wie seltsam, dieses bunte Durcheinander von Männern, Frauen, Kindern, Mördern, Hunden, Kameelen und Eseln an einer Telegraphenleitung dahinwogen zu sehen!

Oestlich von Bordsch-el-Messüudi giebt es auch ein tunesisches Küssnacht, Khanget-el-Kebim genannt, das an den Aufstand von 1861 erinnert, wo der vom Bey zur Unterdrückung des Aufruhrs in Kef ausgesandte Bote in diesem Hohlweg ermordet, und zur Strafe dafür dann das ganze Land und namentlich Kef schonungslos geplündert und verwüstet wurde. Einige in dieser Gegend an der Straße aufgefundenen Alterthümer (mehrere Mosaikböden und zwei ziemlich schöne und gut erhaltene Marmorstandbilder) lassen vermuthen, daß daselbst sich vielleicht das Sommerhaus eines reichen Römers befand.

Indessen sahen die sich nach Tunis Zurückbegebenden davon ab, diese Punkte noch aufzusuchen und wandten sich endlich dem Gorrha, der ihnen immer zur Seite geblieben

Digitized by Google



Der Tempel von Ain Tunga.

war, selbst zu. Auf beschwerlichem Wege, der fortwährend große Bogen und Zickzacklinien beschrieb und nach einander mehrere kleine Zuflüsse des Wadi Akra (eines Nebenflusses des der Medscherda zuströmenden Wadi Tessa) durchschnitt, gelangten sie nach Henschir-Dumiss, d. h. der Ruine der unterirdischen Gewölbe (wie diese andere so genannt von den großen am Bergabhange befindlichen Cisternen). Innerhalb der alten Mauern, die jedoch kaum noch ihre ursprüngliche Bestimmung erkennen lassen, erhebt sich die Kubba des Sidi-Mohammed-es Salah, welche Ali und Mohammed zur Nachtherberge diente, während ihre Herren im Reisezelt übernachteten. Das einzige erkennbare Denkmal aus der Römerzeit ist außer den byzantinischen Festungsmauern ein dem Triumpfbogen des Konstantin in Sbeitla ähnliches Thor. Der Name der Stadt, wie ihn einige am alten Forum stehende große, wahrscheinlich einst Bildsäulen tragende Steine angeben, war Uei-Majus.

An diesem einsamen Orte erfuhren die Reisenden auch, daß seit ihrer Abreise von Dugga daselbst ein großes Verbrechen verübt worden war. Ein über den Ehebruch seiner Frau erzürnter Araber hatte den zwölfjährigen Sohn des gleichfalls verheiratheten Verführers beim Begegnen auf der Straße mit dem Steigbügel betäubt und darauf sein unschuldiges Opfer im Galopp auf dem steinigen und dornigen Bergpfade zu Tode geschleift. Nach vollbrachter That hatte er sich dann, ohne die geringste Reue zu zeigen, ruhig festnehmen lassen.

Der am nächsten Tage unternommene mühsame Aufritt zum Henschir-Schett gestaltete sich durch ein plötzlich hereinbrechendes Gewitter, welches jede unbedeutende Wasserrinne in einen reißenden Sturzbach verwandelte, so anstrengend und gefährlich, daß man von nicht geringem Glück sagen konnte, als man das Ziel schließlich gesund und wohlbehalten erreichte.

Die Ruine Schett liegt dicht am Hauptgipfel des Gorrha. In einem daselbst befindlichen Hause, welches den hochklingenden Namen „Bordsch“ (Festung) trägt, hoffte man für die Nacht ein leidliches Unterkommen zu finden. Diese, einem verlassenen Adlernest gleichende Behausung gehört Abd-el-Melek, der in Tunis von den Zinsen seines Vermögens lebt und auf dem Gorrhagipfel nur einen Pächter hat. Doch in welches Schmutzloch war man gerathen! Eine Heerde Kühe verlieh eben, tief im Kothe watend, ihren Augiasstall — den Hof — um auf die Weide zu ziehen. Die armen Thiere, welche die ganze Nacht und auch einen Theil des Morgens in diesem verpesteten Raume zubringen, müssen, wenn sie nicht stehend schlafen wollen, sich auf den dicken Koth strecken. Wenn aber dazu noch, wie oft auf der Höhe, Regen fällt, wird das Uebel nur um so größer, und so hatte das eben erst vorübergezogene Gewitter den Hof in einen übelriechenden Sumpf verwandelt, den es jetzt zu durchschreiten galt. Man hatte vor sich ein großes, viereitiges, an den Ecken durch Strebepfeiler befestigtes altrömisches Haus, in dessen unterem Stockwerk sich eine Oelmühle und Räume für die Wächter befanden, wohin man aber wegen des zu Fuß kaum passirbaren Hofes nicht eindringen wagte (S. Abbildung 2). Dahingegen stand im ersten Stockwerk ein vom gegenwärtigen Besitzer neugebauter und wohnlich gestalteter Raum zur Verfügung, in den jedoch, da er keine Thür hatte, die Miasmen des Hofes ungehindert eindringen konnten. Das von ziemlich hohen Bäumen umgebene alterthümliche Gebäude gewährt jedoch einen ziemlich malerischen Anblick, und unwillkürlich schweifen die Gedanken zurück in jene Zeit, wo diese Gegend noch von den Ackerbau und Viehzucht treibenden Berbern bewohnt war, welche, unbekümmert um die Ereignisse jenseits des Mittelmeeres, von der Weltstadt nichts weiter wußten, als daß sie ihnen Jahrhunderte lang Schutz gewährte, und sie dafür Steuern an dieselbe zu zahlen hatten. Früher gehörte das durch den jetzigen arabischen Anbau an der einen Seite vermuthlich alterirte Haus zu einer wichtigen römischen Burg, von deren sonstigen Banten nur noch große Massen auseinandergehäufter Steine und einige große Inschriften übrig sind. Nicht weit davon fließt eine reiche Quelle in einen aus römischen Steinen hergestellten Behälter, und dem Gipfel des Gorrha etwas näher gerückt, erblickt man inmitten eines schönen Olivenhaines, welcher die alte Begräbnißstätte birgt, noch die Ueberreste eines ansehnlichen Mausoleums, dessen etwas eigenthümliche Anlage Erwähnung verdient. Der Hauptheil desselben hatte zwei Stockwerke, wovon das obere, aus Füllsteinen errichtete, jetzt mit Erde und Gras bedeckt ist, während das untere einen länglichen Saal mit eingehauenen Nischen für die Todtenurnen enthält. Drei gewölbte Thüren führten in eine Art Vorhof, welcher jetzt halb mit Trümmern bedeckt ist und früher wohl überdacht sein mochte.

Arabisches Weib von Ain-Tuang.

Hinter dem Hause der Sidi Abd-el-Melek führt über Moos und niederes Gesträuch von der Höhe des Gorrha ein Wasserfall herab, dem man in andern Ländern kaum

Beachtung schenken würde, der in Tunesien aber, schon seiner Seltenheit wegen, der Landschaft einen eigenen Reiz verleiht. Als man bei hereinbrechendem Abend das schützende Dach aufsuchte, erwies sich die Wirklichkeit weit unangenehmer noch als alle Befürchtungen; denn wollte man nicht außerhalb des Hauses in der fiebererzeugenden Nebelluft schlafen, so war man gezwungen, den aus dem noch halbgrünen Feuerholze aufsteigenden Qualm zu ertragen, der, statt hinauszuziehen, vom Wind ins Zimmer hinein getrieben wurde.

Da der direkte Weg nach Teburſuk zu schlecht war, sah man sich, um dahin zurückzukehren, gezwungen, den Gipfel des Gortha im Westen zu umgehen. Große Raubvögel, die in den Spalten der rechts über den Bergrücken emporragenden Felsenthürn horsteten, zogen, aus der gleichmäßigen Ruhe ihrer Einsamkeit aufgescheucht, hoch in den Lüften, für jede Kugel unerreichbar, ihre gewaltigen Kreise; und tief unten in weiter Ferne erblickte man, so bald der westlichste Theil des Berges überschritten war, wieder die von zahlreichen Wasseradern gegliederte, endlos scheinende Ebene der Medſcherda, deren wichtigste, nördlich fließende der Wadi Tibar iſt. Hie und da wahrnehmbare, winzig kleine Punkte deuten auf eine Kubba oder einen Dorfſch.

Nach kurzem Weilen begann der Abſtieg nach dem arabiſchen Dorfe Dſchebba, wo wieder ein Waſſerfall iſt. In der Nähe deſſelben, in ziemlicher Höhe an den Felſen gleichſam angeklebt, bemerkt man ein jetzt vollſtändig unerreichbares Häuschen, das ſeiner Bauart nach aus der Römerzeit zu ſtammen ſcheint, und deſſen Zugang wahrſcheinlich über einen durch Waſſer oder Erdbeben herabgeſtürzten Felsabhang führte. Unter den Bewohnern des Landes geht die Sage, daß daſelbſt ſeit 300 Jahren ſechs Männer und ein Hund ſchlafen. Obwohl ſie niemand geſehen, wird doch alljährlich vor dieſer ſagenhaften Behauſung ein Ochſe geſchlachtet. Auf eine ähnliche Sage, die der Seba-Rgud, d. h. der „Sieben-Schläfer“ war man ſchon in Tegaſch geſtoßen.

Zur Zeit der Römer wurde in Dſchebba ſilberhaltiges Blei gewonnen, doch laſſen die offen zu Tage liegenden Gänge nur auf Raubbau ſchließen. Vor etwa 20 Jahren

Anſicht des Bardo.

ſuchte eine Geſellſchaft das Bergwerk wieder in Gang zu ſetzen, aber in Folge der geringen Ergiebigkeit der Erze und ihrer ſchwierigen Beförderung ſtehen die beiden zu dieſem Zwecke errichteten mächtigen Gebäude ſammt ihrer ganzen Einrichtung verlaſſen da und vermehren ſo nur die Ruinen aus dem Alterthum.

Der von Dſchebba am Nordabhange des Gortha nach Teburſuk herabführende Weg iſt verhältnißmäßig nicht beſchwerlich und führt an der Ruine Kirchbatia vorbei. Die ſofort beabſichtigte Weiterreiſe nach Tunis erlitt jedoch einen unliebſamen Aufſchub, indem der Gepäckfuhrmann der Reiſenden, des Wartens müde, ohne Nachrichten zu hinterlaſſen, weiter gefahren war, ſo daß ſie den Khalifen bitten mußten, ihnen für den nächſten Morgen zwei Kameele zur Verfügung zu ſtellen, was dieſer auch verſprach. Als aber am anderen Morgen die Sonne ſchon ziemlich hoch am Himmel ſtand und die verſprochenen Kameele noch immer nicht erſcheinen wollten, wurde Ali zum Khalifen geſchickt, um ihn an ſein Verſprechen zu erinnern. Dieſer ſpielte erſt den Unſchuldigen, verſicherte dann, daß er die Thiere ſelbſt brauche, und erſt nach endloſem Hin- und Herreden, eingeſchüchtert durch die Drohungen der Franzoſen, bei dem Kaid oder noch höheren Orts Klage zu führen, bequemte er ſich ſie herzugeben.

Indem man endlich von Teburſuk Abſchied nahm, bewunderte man nochmals ſeine wegen ausgezeichneter Früchte bekannten und daher ein vorzüglich klares Oel ſpendenden herrlichen Olivengärten, und erreichte darauf ſchnell die bald durch grüne, bald durch unbebaute und unbewohnte Thäler, bald über Höhen rechts am nordweſtlichen ſteilen Abhange des Dſchebel El-Waſch führende Hauptſtraße nach Tunis, zu deren linken Seite ſich die tiefen Thäler, welche den El-Waſch vom Dſchebel Bu-Dabbus trennen, erſtreckten. Je weiter man kam, deſto ſchöner und überraſchender wurde die Landſchaft. Mächtige Felswände, an deren ſchroffen Abhängen Wachholderbüſche und Maſtixbäumchen wucherten, unterbrachen die hohe Berglehne zur Rechten, und nachdem der Weg zum dritten male den Wadi Khalled, an dem Teburſuk liegt, überſchritten, ſteigt er ſelbſt plötzlich ſteil zum Bergrücken empor.

Digitized by Google

Da erblickten die Reisenden auf einmal vor sich eine Reihe Wagen, welche in dem durch mehrtägigen Regen erweichten Boden nicht vorwärts kamen, weil die Pferde trotz aller Flüche und Peitschenhiebe ihrer Lenker und trotz aller durch Schieben und Zügelergreifen geleisteten Hilfe den Dienst versagten. Ali und Mohammed näherten sich neugierig ihren Landsleuten und erfuhren bald, daß in den vier dichtverhangenen Wagen die Frauen einflußreicher Persönlichkeiten aus Tunis saßen, welche gemeinschaftlich einer großen Hochzeit in Kef beigewohnt hatten und am Morgen von Teburfut, wo sie Freunde besucht, nach der Hauptstadt aufgebrochen waren. Die Damen lachten und schwatzten in ihren Wagen, und ohne im geringsten über die Verzögerung ihrer Reise betrübt zu sein, oder gar auszusteigen, ließen sie ruhig die armen Thiere, sammt der aus Negern, Arabern und Mulatten bestehenden bunten Dienerschaar sich ganz gehörig abmühen. Ohne sich weiter um die Wagen zu kümmern, erreichten die Franzosen rasch die Spitze des Berges, von wo aus sie in der Ferne schon die an einem sanften Bergabhange gelegenen Ruinen der byzantinischen Citadelle Ain-Tunga erblickten, welche im Abendsonnenglanze einen überaus herrlichen Anblick boten.

Die noch vorhandenen Festungsmauern und Thürme, welche zur Zeit, als das byzantinische Reich das seiner Macht sich entwindende Afrika mit Burgen bedeckte, in aller Eile errichtet worden waren, lassen aus der Beschaffenheit ihrer Steine, aus Bruchstücken von Inschriften und allerlei Bauzierrathen, wie Gesimsen, Architraven, geriefften Pilastern u. s. w. darauf schließen, daß ihre Materialien der antiken Stadt (Thigniea) entnommen worden waren. Auch die französischen Truppen, welche lange Zeit in Ain-Tunga kampirten, haben rings um die alte Festung deutliche Spuren zurückgelassen und besonders auch die Quelle, nach welcher der Ort Ain-Tunga heißt, gefaßt, weiter geleitet und einen Brunnen mit einer Art Tränke angelegt.

Länger waren die Reisenden schon unter Dach und Fach, als endlich auch die vier Wagen mit den vornehmen Damen der Hauptstadt ankamen, um gleichfalls hier Nachtrast zu halten — die Pferde und Maulthiere in den Ställen, die Damen in ihren Wagen und die Dienerschaft irgendwo. Während mehrere grellgekleidete Negerinnen die Kinder versorgten oder dieselben spazieren führten, und andere das Abendbrot bereiteten, begann es langsam zu dunkeln: bald brannten die Feuer und die Schatten der Nacht erhöhten die Eigenthümlichkeit dieses fremdartigen Bildes.

Nur wenige Ruinen erheben sich außer der Citadelle noch über all' die Haufen behauener Steine und gestürzter Mauern, auf die man überall stößt: hier nur ein vereinsamter Bogen, dort die kaum bemerkbaren Grundformen eines Theaters, daneben die viereckige mit runden Chören verbundene Halle einer christlichen Kirche, und dort oben, noch heute am deutlichsten sichtbar, die ehrfurchtgebietenden Mauerreste eines von dichtverwachsenen Bäumen umrauschten Tempels, von dessen verschwundener Pracht die weithin verstreuten Trümmer dem weilenden Forscher erzählen (S. Abbildung 3).

Auf klassischen Steinen im Schatten eines alten wilden Olivenbaumes sitzend, weilte man eben beim Frühstück, als eine Schaar arabischer Nomaden vorüberkam, um ein neues Lager zu beziehen. Man benutzte die Gelegenheit, um bei ihnen womöglich größere Speisevorräthe einzukaufen, konnte jedoch vom Scheik der Horde nur Eier, klares Honiggras, eine Henne und etwas Gemüse erhalten, da Wild oder anderes Geflügel in dieser Gegend eine Seltenheit sind. Während der Handel abgeschlossen wurde, gelang es den Franzosen, eine arabische Schönheit, welche die Truppe begleitete und einen Säugling auf dem Rücken trug, zu photographiren (S. Abbildung 4). Dem sehr treuen Bilde würde es aber wohl niemand ansehen, daß das Original erst 25 Jahr alt war.

Der am nächsten Morgen eingeschlagene Weg nach Tekur gleicht bis zur Silianа, die einige Kilometer von ihrer Mündung in die Medscherda, in der Nähe einer alten herabgestürzten Brücke überschritten wurde, dem von Teburfut. Nachdem man dann eine vier Kilometer lange Ebene durchwandert hatte, erblickte man die Minarets der von Olivenhainen umgebenen und zur Rast ausersehenen Stadt. Der Khalif, welcher durch Ali von der Ankunft der Reisenden benachrichtigt worden war, empfing dieselben am Stadthore und geleitete sie durch die Hauptstraße nach einem zweistöckigen maurischen Kaffeehause, dessen unteres Stockwerk, wie bei allen ähnlichen Gebäuden, aus einem viereckigen Raume mit mattenbelegten Banken bestand, während das den Reisenden überlassene Obergeschoß nur einen großen leeren Raum mit Balkon aufwies. Da die Treppe zum Hinaufschaffen des Gepäckes zu schmal war, beförderte man es über den Balkon hinauf. Von den Fenstern des Balkonzimmers aus schaute man herab auf den mit Buden besetzten Marktplatz. Die meisten Buden und Kaufhäuser waren jedoch wegen der Feiertagsheiligung der Gläubigen geschlossen. Nur einige Juden und Christen, deren Läden Sonnabends, bezw. Sonntags geschlossen bleiben, boten ihre Waaren feil. Rechts erhebt sich das Minaret der großen Moschee mit seinen grellbunten Farben, worunter Weiß, Grün und Schwarz die vorherrschenden sind, und ohne gerade originell zu sein, macht das ganze doch einen feinen, reichen Eindruck. Den Hintergrund des Bildes bildet ein hoher Berg, dessen theils kahle, theils bebolzte Abhänge bis zur Stadt herantreichen.

Die alten Wälle sind vollständig verschwunden, und die Steine hat man zum Bau des jetzigen Dorfes benutzt. Die geringe Anzahl antiker Trümmer läßt darauf schließen, daß Tekur niemals im Alterthume eine wichtige Rolle gespielt hat. Die beiden Inschriften am Minaret und am Judenkirchhof sind, gleich anderen Bausteinen, aus dem großen Steinbruch der Ruinen von Thignica herbei geholt worden.

Der allgemeinen Ueberlieferung gemäß stammen die heutigen Bewohner von Tekur von einer aus Andalusien vertriebenen Maurenansiedlung ab.

Die Stadt selbst liegt am rechten Ufer der Medscherda, während links davon nur dazu gehörige Gärten sich befinden, die in Ermangelung einer Brücke bei Hochwasser gar nicht zu erreichen sind.

Nach Medsches-el-Bab, dem nächsten Tagesziele, gelangte man auf der großen nach Tunis führenden Straße. Kurz nach dem Ausgange der Stadt bemerkte man rechts auf einem Oelbaumhügel die weiße Kuppel einer Kubba — das Grabmahl der Heiligen Lalla Sohra —, und bald darauf wurde eine arabische Spitzbogenbrücke überschritten, die den Verkehr beider Ufer zu jeder Zeit ermöglicht. Einige Kilometer geht der Weg dann dicht am Ufer der Medscherda, durch Mastix- und Oleandergebüsch hin, bis nach anderthalbstündigem Marsche sich am jenseitigen Ufer das Dorf Slugia zeigt. Man folgte Ali, welcher die Furt genau kannte, und langte bald wohlbehalten an. Nicht so schnell wollten aber die mitten im Strome, trotz aller Anstrengungen der Treiber halsstarrig stehen bleibenden Kameele nachkommen. Sie schienen vielmehr Lust zu haben, sammt den Kisten, die sie trugen und vor allem, sammt den kostbaren photographischen Platten, ein für die letzteren sehr wenig wünschenswerthes Bad zu nehmen. Da sie weder durch Zureden noch Zuschlagen von der Stelle zu bringen waren, mußte man sich zuletzt entschließen, sie von einem Theile ihrer Bürde zu befreien —, und das eben

Digitized by Google

war es, worauf die schlauen, nun vergnügt dem Ufer zuschreitenden Thiere nur gewartet hatten. Doch ließ man ihnen zur Strafe dafür nicht Zeit zum Ausruhen, sondern trieb sie, nachdem alles Gepäck wieder auf ihren Rücken geladen, vorwärts.

Slugia ist ein kleines Dorf und liegt sehr schön auf einer nicht unbedeutenden Anhöhe; doch stehen die letzten Häuser so dicht am steilen Uferrande, daß der Strom sie eines Tages sammt der schon unterwaschenen Uferbank in seine Fluthen herabreißen kann. Die einzige Zierde des Ortes ist das ziemlich reichgeschmückte, weithin sichtbare Minaret der Moschee.

Halbwegs zwischen Slugia und Medsches-el-Bab liegt der ziemlich große Henschir-el-Welbscha-el-Trabelsia mit der gegenüberliegenden Kubba des Sidi-Ali-ben-Mohammed. Beim Besuche der antiken Stadt, deren Boden zu dieser Jahreszeit mit hohem Gras und großen Blattpflanzen bedeckt war, stürzte einer der Reisenden, ohne daß es von den anderen bemerkt wurde, in eine Cisterne. Zum Glück war dieselbe jedoch zum großen Theil verschüttet, so daß es leicht war, seinen Hilferuf zu vernehmen und ihn mit Hilfe eines 4 bis 5 m langen Seiles wieder ans Tageslicht zu ziehen.

Das am rechten Ufer der Medscherda gelegene Medsches-el-Bab hat ungefähr 1500 Einwohner, doch sind, wie in Kef, Tebursuk und anderen Städten des Landes die Häuser zumeist halbe Ruinen. Ihren Namen („Thor-Furt") verdankte die Stadt einem vor zwanzig Jahren noch vorhandenen antiken Triumphbogen, welcher vor einer längst zertrümmerten Brücke errichtet war.

Anstatt der römischen Brücke steht hier eine gegen 200 Schritt lange, achtbogige arabische Brücke, eine der schönsten, welche die Reisenden in Tunesien gesehen. Zum Bau derselben hat man alles, was irgend an Steinen erlanghar war, benutzt, sogar die Grabplatten des alten Kirchhofes. Medsches-el-Bab gilt für das antike Membressa, unter dessen Mauern Belisar den Rebellen Stoza schlug.

Die Reisenden konnten es nicht günstiger treffen, denn die dicht mit Menschen gefüllte Stadt trug gerade ihr höchstes Feiertagsgepräge, und alles war eben in Bewegung, das Fest des Sidi-Reiß, des höchsten Heiligen der Stadt zu feiern. Der vorüberziehenden Prozession voran schritten zwei Bannerträger mit einer großen grünen und rothen Fahne, während in der Mitte andere Bannerträger mit kleineren roth-, grün- oder gelbfeidenen Fahnen ein Mann folgte, welcher einen brennenden Lampenstock trug. Alle diese Träger, ebenso auch wie die dem Zuge sich anschließenden Araber sangen mit näselnder Stimme religiöse Hymnen, die sie von Zeit zu Zeit unterbrachen, um ein unharmonisches Geschrei anzustoßen. Den Fahnenträgern folgten Trommelschläger, welche in gleichmäßigem Takte ihre Instrumente bearbeiteten. An der Spitze des Zuges führte ein kleiner Araber an den Hörnern einen Widder zum Opfer, dessen Fleisch später von den Gläubigen verzehrt werden sollte. An manchen Stellen waren selbst die Dächer der Häuser mit Zuschauern besetzt, welche laut in das zuweilen durch Trommelwirbel unterbrochene Geschrei der Vorüberziehenden mit einstimmten. Unwillkürlich dachte man bei diesem noch ganz antiken Aufzuge an die Dyonysosfeste des alten Griechenlands.

Beim Morgengrauen wurde am folgenden Tage aufgebrochen. Obgleich man von der nur einen Kilometer entfernten Station aus die Eisenbahn hätte benutzen können, zog man es doch vor, die Reise bis Teburba noch zu Pferde fortzusetzen. Auf dem Wege dahin liegt das kleine, durch eine arabische Ruine bemerkenswerthe Dorf Khrich-el-Wadi. Früher führte über den kleinen, in die Medscherda fließenden Wadi el-Ahmar eine dreibogige Brücke, heute jedoch bietet der Ort nur den Anblick des traurigsten Verfalles. Doch läßt manches noch auf seine frühere Größe und Wohlhabenheit schließen, so ein fast noch unversehrter Brunnen, von dem uns eine arabische Inschrift kund giebt, daß derselbe von einem von Fes nach Mekka wanderuden Pilger angelegt worden war, der auf seiner Pilgerfahrt in Khrich-el-Wadi ohne Wasser war und daher zum Wohlthäter des Ortes wurde. Dazu soll er auch noch der Gründer der Moschee sein. Nach einer neuentdeckten Inschrift hieß die alte römische Stadt nicht Chisidno, sondern Thisidno.

Anstatt der nach Teburba weiter am rechten Ufer der Medscherda entlang laufenden Straße, schlug man einen mitten über den Tschebel Sbatil und den Tschebel Sidi-Sid führenden Saumpfad ein, auf welchem man bald nach El-Bathan, einem großen, jetzt unbewohnten Gebäude gegenüber Teburba gelangte. Die Beys hatten hier eine Tuchfabrik errichtet, deren Arbeiter zumeist Europäer waren. Hergestellt wurde freilich nur ein sehr mittelmäßiges Tuch, und zwar hauptsächlich jenes rothe, aus welchem die Schescheia, die nationale Kopfbedeckung der Araber und Orientalen gemacht wird. Die Fabrik war jedoch infolge schlechter Verwaltung und der ausgebrochenen Revolutionen eingegangen.

Eine große Brücke über die Medscherda verbindet El-Bathan mit Teburba. Zwischen der Brücke und dem Dorfe dehnen sich herrliche Olivenpflanzungen aus, denn dasselbe ist ganz von Oelgärten umgeben, welche den einzigen Reichthum des Landes bilden. Von welcher Seite aus man sich darnm auch dem Dorfe nähern mag, überall bietet es einen schmucken Anblick. Was seinen Baustyl anlangt, so ist dieser ein Gemisch von arabischer und moderner Bauart. Dicht neben der Kubba und dem Minaret steht ein ganz europäisches Haus, neben einer weiß getünchten Terrasse erhebt sich ein rothes Ziegeldach, kurz man merkt den kosmopolitischen Einfluß des nahen Tunis.

Auf dem Platze inmitten der Stadt empfängt der Khalif in einem „Pavillon" — einer Art Rathhaus — die Fremden und bewirthet sie mit Kaffee, indem er sich dabei liebenswürdig auf ein Gespräch über die Alterthümer des Ortes einläßt. Da entwickelt sich auf dem Platz vor ihnen ein ganz charakteristisches Schauspiel. Die Straßenjungen, im Alter von 6 bis 15 Jahren, beginnen in zwei Heerlager getrennt und mit krummgebogenen Stöcken bewaffnet, eben ein großes Ballspiel. Während die einen den Ball so weit als möglich zu schleudern suchen, müssen die andern ihn auffangen, und die wild durcheinanderlaufenden, lachenden, weinenden und schreienden Knaben gewähren dem Khalifen, dem lange keine so angenehme Zerstreuung geboten worden war, ungeheures Vergnügen. Da fällt der Ball plötzlich zu Füßen der Reisenden und wird von ihrem Jagdhunde erfaßt, so daß keiner der Jungen ihn zurückzufordern wagt. Mohammed verspricht ihn demjenigen zurückzugeben, der sich die Ohren abschneiden läßt, welche geistvolle Bemerkung die ungetheilte Bewunderung aller umstehenden Araber erregt u. s. w.

Teburba ist das alte Thuburbo Minus. Der Haupttheil der antiken Stadt war auf einem Hügel südlich vom heutigen Dorf gelegen. Heute steht nur noch die ganz mit Dorngestrüpp überzogene Rundung eines Amphitheaters, und außerdem befinden sich hier einige Cisternen, welche vom arabischen Kirchhof bedeckt sind. In der eigentlichen Stadt stieß man auf zwei oder drei Steine mit Inschriften, deren einer als Bank vor einem Hause benutzt worden ist. In einem Hofe fand man ein weißes, kunstvoll gearbeitetes Mormorbildniß, das jedenfalls eine Nachbildung des Bacchus oder Apollo ist und ganz auffällig einer der Statuen glich, welche die Reisenden bei dem Herrn Irisson in Monastir gesehen hatten.

Digitized by Google

In Tebrsul bestieg man endlich den Zug, der langsam genug fuhr, um ihnen ein ziemlich deutliches und ruhiges Bild der berühmten Landschaft zu gewähren. Auf der Haltestelle Tschebeida, wo man die Medscherda-Ebene verläßt, wurden ihnen Apfelsinen und in Oel gebackene Kuchen angeboten, welche auf einem Brette liegend, frei auf dem Kopfe getragen werden. Die Gegend ist reich und gut angebaut. Zahlreiche, von wohlhabenden Tunesiern erbaute Lusthäuser und schöne Gärten erinnern immer mehr an die Nähe der Hauptstadt. Einige Kilometer von Tschebeida durchschneidet die Eisenbahn die antike Wasserleitung, welche das Quellwasser des Tschebel Dschugar nach Karthago führte, und ihre Röhren fanden sogar noch Verwendung, als man das heutige Tunis mit Trinkwasser versah.

Manuba, die letzte Station vor Tunis, besteht aus lauter Palästen und Lusthäusern, deren größtes dem Khereddin, dem berühmten tunesischen Minister gehört, dessen Name bei Gelegenheit der französischen Belagerung viel genannt wurde. Halbwegs zwischen Manuba und Tunis berührt die Bahn endlich die Residenz des Beys, den bekannten Bardo (S. Abbildung 5), welcher halb Palast, halb Festung, rechts und links von einer Batterie Kanonen umgeben ist, und vor dessen Eingang ein einsamer Palmbaum von ziemlich zweifelhafter Gestalt steht. Dies ist seit vielen Jahren der Schauplatz so vieler theils tragischer, theils heiterer Ereignisse gewesen, welche das Loos Tunesiens bestimmten. Bald zeigten sich die ersten Häuser von Tunis, die Ausdehnungen des Salzsees El-Bahira machten sich bemerklich, und der in den Bahnhof einlaufende Zug brachte die Reisenden nach sechsmonatlichen Streifzügen aus den oft menschenleersten und vergessensten Theilen des Landes, nach unzähligen Entbehrungen und Mühseligkeiten wieder in eine volkreiche und alle Bequemlichkeiten des heutigen Kulturlebens bietende Stadt, von wo bald ein brausender Dampfer sie zum nicht mehr fernen Heimathlande tragen konnte.

Zur Beurtheilung der Bevölkerungsverhältnisse Inner-Westaustraliens.

Von Dr. Franz Diederich.

(Schluß.)

Wahrscheinlich ist es, daß sich je nach der Kopfzahl der einzelnen Stämme die Größe des von ihnen beherrschten Gebietes — und zwar die Größe nach der Zahl der in einem Gebiete findbaren Quellen, Creeks, Wasserlöcher, kurz der Oasen abgeschätzt — bemißt. Die Angabe Giles, daß er bei Pigeon Rocks (29° 58′ 4″ südl. Br. und 119° 15′ 3″ östl. L.) unter den Eingeborenen einige, mit denen er weiter östlich kurz zuvor bei Mlarring gerade nicht friedlich sich beschäftigt hatte, wiedererkannt zu haben glaubte [1]), giebt schon einen Anhalt dafür, daß die Gebiete von ziemlicher Ausdehnung sein können. Sie werden natürlich bei dem Fehlen von Reit- und Transporthieren niemals so große Räume umfassen, wie es etwa bei den nomadisirenden Tungusen am Olenek möglich ist, welche alljährlich zwischen Wilsui und dem Syrunga-See vermittelst ihrer Pferde Hunderte von Werst mit ihren Rennthierherden zurücklegen im stande sind [2]). Solche Transportmittel erlauben die reichere Ausnützung eines Gebietes neben der Vertheilung der Bevölkerung über eines von viel größerem Umfange, wodurch je im Verhältniß — wie der Umfang zunimmt — die Anforderungen, welche eine Menschenzahl an das Leistungsvermögen eines bestimmten Bodenraumes stellt, herabgeschraubt werden, d. h. die Ernährung des Einzelmenschen eine leichtere und bessere wird. Eine solche weitgehende Verbesserung seines Zustandes bleibt dem Australier indessen versagt, weil derartige Verkehrsmittel ihm fehlen und, wie bereits angedeutet, soweit es das Pferd betrifft, wohl stets fehlen werden, da Pferde weder längeren Durstes noch längerer Futterlosigkeit fähig sind, wie die verschiedenen Expeditionen erwiesen, bei denen sie Verwendung fanden. So also werden die australischen Stämme immer, wo sie nicht etwa in trockenen Zeiten nach der Küste ziehen, auf einen engeren Raum beschränkt bleiben. Dort haben sich dann, um der Nahrungsnoth vorzubeugen, sowohl bei ganzen Stämmen als auch bei dem Einzelnen Gebräuche herausgebildet, welche bei näherem Zusehen die deutliche Tendenz erkennen lassen, einer Ueberbürdung sowohl des Einzelnen mit Nahrungssorgen als des ganzen Gebietes mit zu großen Leistungsansprüchen aus dem Wege zu gehen, d. h. einer Verderben bringenden Uebervölkerung vorzubeugen [1]). So wird der Ueberschreitung der Grenzen eines Stammes durch einen anderen bewaffnet entgegengetreten, was auch mit die Thatsache verursacht, daß von Nachbarländern jede Kunde fehlt, wie Stuart es bei Trews Waterhole erlebte. Selbst ein Durchzug durch ein fremdes Gebiet bedarf erst der Erlaubniß. Es liegt darin ein gutes Zeichen, daß die Eingeborenen die Ertragsfähigkeit ihres Besitzes kennen und sich vor der Schmälerung desselben zu wahren suchen. Reicheren Kindersegen streben die Australier zu umgehen und zwar durch den weitverbreiteten Kindermord, der durch gewisse Gebräuche

[1]) Dieser Trieb, dem einzelnen Individuum nicht mehr Arbeit zuzumuthen, als es wirklich zu leisten im stande ist, hat auch im Thierreich, bei einer Gruppe der Vögel (den Megapodiden oder Großfußhühnern) eine hochinteressante Anpassung in der Lebensweise verursacht. „Ihre Eigenthümlichkeit“, sagt Wallace, „besteht darin, daß sie enorme Eier (im beträchtlichen Zeitintervallen) legen und sie entweder in den losen, heißen Sand des Ufers oder der Hochwasserlinie vergraben oder in enorme Hügel von Blättern, Stöcken, trockener Erde und Abfall aller Art, den diese Vögel, deren Füße und Klauen vergrößert und zu dieser Arbeit geeignet sind, zusammenbringen. Die Wärme dieser fermentirenden Masse brütet die Eier aus; die jungen Vögel arbeiten sich heraus und sorgen gleich für sich selbst, denn sie sind im stande, schnell zu laufen und selbst kurze Strecken zu fliegen, sowie sie ausgetrocknet sind“. Die Henne ist also hier des Brütens entheben, und auch die fertigen, flugfähig ausgekrochenen Jungen sind wie ihre Mutter, wenn sie etwa selbst brüten müßte, nicht auf einen Ort beschränkt, was bei der Knappheit der Nahrung leicht das Verhungern nach sich ziehen könnte. Es ist dies in der That eine vollendet schöne Anpassung an die australischen Verhältnisse oft lang andauernder Trockenheit und der Spärlichkeit im Wasserzufluß.

[1]) Geogr. Mittheil., 1876, S. 258.

[2]) Ratzel, Ortsmene, S. 161.

Digitized by Google

sanktionirt zu sein scheint. Schon durch die Heirathsgesetze ist die Nachkommenschaft einer Beschränkung ausgesetzt. Die älteren Männer heirathen, weil sie mehr persönliches Ansehen besitzen, mehr Thaten aufzuweisen im Stande sind, jüngere Frauen, und zwar unterliegt die Zahl derselben eigentlich keiner Beschränkung gelegentlicher Abweichungen, übersteigt aber meist nicht den Satz von zwei oder drei, da die Ernährung eine zu schwierige sein würde. In dem Mißverhältniß des Alters der ehelichlebenden Personen liegt schon der Grund zu einer zügellosen Ehe, welche die Kinderzahl beeinträchtigen muß. Die Ernährung und Behandlung der Frau ist ferner derartig, daß ein schnelles Altern und Unfruchtbarwerden derselben eintritt. Dazu scheint sogar erhofft zu werden, denn geschieht es nicht, so werden die Kinder, besonders die Mädchen oder gar Zwillinge, eben aus Rücksicht auf bessere, leichtere Ernährung der Geschwister sofort bei der Geburt getödtet. Aus demselben Grunde wohl bestattet man das Kind einer Frau, welche in der Säuglingsperiode stirbt, mit dieser — ein Gebrauch, den wir auch bei Grönländern wiederfinden. Alle diese Sitten oder Unsitten, wenn man so will, zielen darauf hin, der Natur mit seinen Wünschen nicht über den Kopf zu wachsen, nicht mehr von ihr verlangen zu müssen, als sie gerade bereit zum Geben hat.

Ich erwähnte bereits, daß an der Meeresküste und an den Flüssen, wo die Quellen der Ernährung reichlicher fließen, größere und kräftigere Individuen als in den regenarmen, trockenen, sandigen Gegenden des Innern anzutreffen seien, wie sie auch schon bezüglich ihrer Hütten einen besseren Eindruck machen. Sicherlich wird hier, wenn die das so wie so vorhandene Aussterben beschleunigende Colonisation der Europäer ihre Reihen nicht schon zu stark gelichtet hat, auch die Zahl eine bedeutendere als im Innern sein. Ja vielleicht wird, wie es dauernde Trockenzeiten oder große Dürren unbedingt veranlassen, im Innern in der heißen trockenen Jahreszeit diese Zahl auf ein Minimum herabgedrückt, indem größere, ganz erkleckliche Wanderungen stattfinden. John Roß, der 1874 zur Zeit starken Wassermangels gleich westlich von Lake Torrens und Lake Gairdner reiste, erzählt[1]), die wenigen Eingeborenen, die er getroffen, seien jedesmal auf der Wanderung zur Seeküste begriffen gewesen. Es war das etwa Ende Juli, also ziemlich am Schlusse der weniger heißen Jahreszeit. Die Withdeit der Eingeborenen, welche die Expedition nicht auf Sprechweite an sich herankommen ließ, schrieb sich, wie ich vermuthe, vielleicht daher, daß sie den Durchzug durch ihnen nicht gehöriges Gebiet ausführten, und sich deshalb in volle Kriegsbereitschaft gesetzt hatten, um einer etwaigen Abwehr von seiten der Herren des Bodens sofort gewappnet begegnen zu können. In der Oase Appatinna stieß Goße auf etwa dreißig Schwarze, die fast alle Englisch sprachen und zwar einige darunter ganz gut[2]). Das deutet auf längeren oder öfteren Aufenthalt derselben in den kolonisirten Küstenstrichen. Vielleicht allerdings hatte man es hier nur mit Kulturflüchtern zu thun. Bei Trews Waterhole wiesen die Eingeborenen nach Westen als nach der Gegend, wo sie den Bambus zu ihren Speeren und auch Wasser erlangten[3]). Bei Nash's Spring, wenig nördlicher, bezeichneten sie ebenfalls den Westen als die Gegend, wo das große Wasser sich befände[4]). Vermuthlich darf auch das auf eine größere Wanderung, nicht nur bis an den Viktoriafluß, sondern bis an die Küste bezogen werden. Beim Versuche an den Daloverfluß vorzudringen, stieß Warburton auf ein Lager der Eingeborenen, in welchem zwei große Seemuscheln, ein alter eiserner Tomahawk und ein Stück von einem Karrenradreifen gefunden wurden[1]) — Gegenstände, die sich wohl als Zeichen eines stattgefundenen Verkehrs betrachten lassen. Vermögen diese Beispiele nun auch nicht durchaus als beweisend für stattfindende Wanderungen, derart wie ich sie andeutete, zu sein, so sind sie doch immerhin geeignet der aprioristischen, ganz berechtigten Vermuthung, wie ich denke, auch einigen positiven Halt zu verleihen. Wenn solche Wanderungen periodisch regelmäßig geschehen sollten, so würden sie in den Anfang der heißen Jahreszeit, also etwa in den September oder Oktober fallen — vielleicht noch einen Monat früher —, und eine Rückkehr könnte vielleicht im Februar und März statt, wo die ausdörrende Hitze nicht mehr über dem Lande lagert. So traf Goße die Quellen in den sonst so paradiesischen Tomkinson-Ketten ziemlich dem Versiegen nahe, als er anfangs Oktober dorthin kam. Es dürfte das Grund genug zum Auswandern sein, wodurch natürlich nicht durchaus das Land entblößt zu werden braucht, sondern gewissermaßen nur der durch periodische Verarmung des Landes entstehende Ueberschuß der Bevölkerung entweicht und eine geringere Zahl — vielleicht vor allem die zu weiten Wanderungen unfähigen belagteren Eingeborenen — zurückbleibt. Auf diese Weise würde periodisch — aber nur das, nicht dauernd — eine in hohem Grade geringe Dichtigkeit der Bevölkerung im Innern herrschen. Ein Grund zu überhaupt spärlicher Bevölkerung könnten außer den durch Dürre verursachten Entleerungen eines Gebietes im Innern noch die oft ausgedehntesten Salzwiesen sein, an denen kein reines Wasser zu erlangen ist. Hier will ich aber auch wiederum darauf aufmerksam machen, daß solche Salzgegenden nicht einen großen zusammenhängenden Bestand, sondern ein von undurchsalzenen, wenn auch kleinen Strecken unmittelbar begrenztes oder unterbrochenes Gebiet darstellen. Goße fand ganz in der Nähe des Amadeus-Sees inmitten eines schönen Grasstrecke südwestlich vom Winnall Ridge einen Brunnen der Eingeborenen, den Kamean-Brunnen (24° 50' 50" südl. Br.), dessen Inhalt ausreichte, um Kameele und Pferde zu tränken[2]), also für Inneraustralien ein ganz ansehnlicher war. Uns ist es interessant, dieses Zeichen des Aufenthaltes Eingeborener so unmittelbar an einem Salzgebiet liegen zu wissen.

Wir sehen im Innern Australiens ein Gebiet, über dessen wirkliche Beschaffenheit die wunderbarsten Ansichten eine die andere gedrängt haben. Oxley hielt sich an die Idee eines großen Binnenmeeres. Stuart wollte beim Anblick der nach ihm benannten steinigen Wüste in dieser den trockenen Kanal irgend einer alten ozeanischen Strömung erkennen. Eyre lebte der Ueberzeugung, das Innere sei nichts als eine dürre und trockene Wüste. Eine nach der anderen sind diese Meinungen ins Reich der Illusionen verwiesen, und wir wissen heute, daß thierisches sowohl wie menschliches Leben sich den Verhältnissen der centralen Ebene angepaßt hat. Und doch begegnen wir noch heute dem Glauben des Unbewohntseins derselben seitens des Menschen. Ich setze das aus der von Gerland entworfenen Karte der Vertheilung der Völker Ozeaniens[3]) im physikalischen Atlas von Berghaus. Ein großer Flächenraum im Inneren Westaustraliens ist auf dieser Karte von der Farbe unbedeckt gebliebem, mit welcher die Aboriginer des australischen Festlandes bezeichnet worden sind. Dieser Raum fällt in seinem südlichen Theile im allgemeinen zwischen die Längen-

[1]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 429.
[2]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 370.
[3]) Proc. Geogr. Soc., 1863, p. 290.
[4]) Proc. Geogr. Soc., 1863, p. 292.

[1]) Favence, l. c., S. 258.
[2]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 365.
[3]) Berghaus' physik. Atlas, Karte 70.

Digitized by Google

grade 122,5 und 130,5, geht hier nicht über 29,5° südl. Breite hinaus und greift mit seinem nordöstlich vorspringenden nördlichsten Ausläufer in schmalem Zipfel in das undurchforschte Gebiet zwischen Stuart-Creek und Victoriafluß einerseits und der Telegraphenlinie andererseits hinein, nicht den 18. Breitengrad überschreitend. Der Grenzlinie, — dem Zweck entsprechend, welcher ihr doch beigelegt wurde — durch möglichst genauen Verlauf den Anspruch auf irgend welche Ausführlichkeit geben zu wollen, scheint nicht in der Absicht Gerlands gelegen zu haben, denn größere Gebiete, von denen uns bis jetzt jede Kunde fehlt, weil ihre Unwirthlichkeit den Versuchen der Forscher einzudringen, eine wirksame Klippe zum Scheitern entgegengesetzte, sind außer dem Bereich desselben gelassen.

Sehen wir uns den Verlauf der Grenzlinie einmal etwas näher an, wie er sich nach Uebertragen auf die Petermann'sche Uebersichtskarte von Australien (Blatt 73 in Stieler's Hand-Atlas) darstellt. Im Nordwesten schneidet die Grenze die Punkte, an denen im Februar beziehungsweise März 1856 am oberen Victoriafluß und am Stuart-Creek Gregory's Vorstoß ins Innere am weitesten gedieh. In leichtem, nach Westen geschwungenen Bogen verläuft sie alsdann nach Südwesten, schneidet Giles' Route von 1876 gleich westlich der kleinen in 123° L. gelegenen Seebetten, und Forrest's Route von 1874 zwischen Mt. Moore und Mt. Bates, berührt den fernsten von Forrest am 2. Juli 1869 erreichten Punkt gleich östlich von Mt. Weld und biegt dann schnell, nirgends Giles' Route von 1875 erreichend, sondern immer fast einen Breitegrad davon entfernt verlaufend, nach Osten um. In ostnordöstlicher Richtung streicht sie bei 130,5° östl. L., welcher Grad in ungefähr 27,5° Breite erreicht wird, geht dann nördlich und schneidet die Amadeus-Senke etwa am Kreuzungspunkte des 130. Längen- und des 25. Breitengrades. Sie verläuft nach Norden, etwas westlich vom 130° abbiegend, und kreuzt denselben wieder gleich westlich von den Waterloo Wells auf Warburton's Route. Die gleiche Richtung innehaltend, erreicht sie den 132° östl. L. und geht nicht über den 18° südl. Br. nach Norden hinaus. Im Consequent gezogen zu sein, mußte die Grenze aber die noch undurchforschten Gebiete einmal — z. B. westlich der Stuart'schen mehrfachen Reiseroute von Davenport Range bis zu den Alsburton Bergen hinauf — und dann zweitens die südlich von Warburtons Marschroute zwischen Stuart-Creek und Oakover mit umschließen. Ich wüßte nicht, welcher Grund es rechtfertigen sollte, daß es nicht geschehen.

In das laut Gerland's Karte bewohnte, diesen nach ihr unbewohnten Theil umschließende Gebiet ist eine Reihe kleiner Zeichen eingetragen, welche auf entdeckte Lagerstätten Eingeborener hinzuweisen die Bestimmung haben. Diesem besonders hervorgehobenen Merkmal nach hat es den Anschein, als ob Gerland seine Ansicht von dem unbewohnten Gebiet darauf aufgebaut hätte, weil aus diesem von keinem der Forscher Lagerstätten berichtet worden. Sehen wir zunächst davon ab, daß solche gar wohl entdeckt worden sind. Bei der Beurtheilung, ob ein Gebiet bewohnt oder unbewohnt sei, hängt doch die Entscheidung nicht allein an der An- oder Abwesenheit von Lagerstätten, oder überhaupt menschlichen Wohnplätzen. Gerland bezeichnet laut seiner Karte die Sahara als durchweg bewohnt. Und doch wissen wir, daß in der Sahara große Striche keine festen Wohnsitze umschließen, sondern nur vorübergehend von Karawanen und umherstreifenden Eingeborenen berührt werden. So wie hier entscheidet auch in Inneraustralien das Vorhandensein von Spuren, mögen sie noch so nomadisch flüchtiger Natur sein, über die Frage des Bewohntseins. Es kommt nicht darauf an, nur Wohnstätten zu finden, es kommt darauf an, Spuren nachzuweisen, daß die Natur hier entweder längere Zeit die Ernährung und Erhaltung des Menschen mit ihren Gaben ermöglichte, oder auch, daß sie ihm etwa nur als Weg, als Straße von einem Ziel zum anderen diente, kurz, daß das Gebiet dem Menschen irgendwie von Nutzen war.

Wenn Forscher wie Stuart, Gregory (1856), Forrest (1869), Giffe (1873) und Andere sich durch grausigen Scrub, durch endlose Spinifexsteppen, Sandflächen, überhaupt durch das mit Wasserlosigkeit drohende Aussehen der Ferne zurückschrecken ließen, so ist damit noch nicht endgültig festgestellt, daß hier ein Eingeborener nicht Rath weiß, einzudringen. Erzählt uns doch Stuart selbst, daß die Eingeborenen, mit denen er bei Rafe's Spring zusammentraf, ihm vom Vorhandensein von Wasser im Westen Mittheilung machten und durch Zeichen mit einer Schaufel andeuteten, sie müßten sich unterwegs Wasser ergraben, wenn sie dorthin gelangen wollten[1]). Stuart selbst gab es nach wenigen englischen Meilen auf, die dichte Vegetation zu besiegen. Das Maß der Schwierigkeiten und die Erfolglosigkeit der Unternehmen in einem zu erforschenden Lande seitens darin unbekannter Menschen beweist in dieser Hinsicht ebensowenig, daß dort Menschen nicht weilen könnten, wie etwa das plötzliche Seltenerwerden und Verschwinden eines Nahrungsmittels auf größere Ausdehnungen hin — eines Nahrungsmittels, von welchem die Existenz der Eingeborenen sonst in hervorragendem Maße abhängig ist, wie z. B. vom großen rothen Känguruh (Macropus major), dessen Erscheinen der Ausdruck fruchtbarer, grasreicher Ebenen ist. Ein Stück der Grenze desselben im Südwesten Australiens verläuft, nach Nordost gerichtet, von Lake Anstin bis Mt. Burges[2]). Insbesondere im Norden und Nordosten Australiens breitet sich dieses Beutelthier über die weiten Grasebenen aus, während es das steppenhafte, wasserarme Innere durchaus vermeidet. Mit seinem Fehlen hier schwindet allerdings eine wichtige Kost der Eingeborenen, denn wat hier noch an Warmblütlern lebt, ist nur von geringer Körpergröße. Aber der Eingeborene hat sich in diese Nahrungsverhältnisse ebensowohl zu schicken gewußt wie in das Leben inmitten des Scrub-Dickichts. Die Winzigkeit der Beutelthiere erhöht nur die Mühe des Fanges und damit der Ernährung, und zieht vielleicht besonders hier jene größere Menge von Thieren, wie ich sie oben namhaft machte, in den Bereich der Nahrungsmittel, um so den Verlust des großen Beutelwolfes auszugleichen, aber sie ist darum nie ein Grund für den Menschen geworden, die inneren Striche unausgenutzt zu lassen, und seinem Ernährungszwecke nicht dienstbar zu machen. Die Bedürfnisse sind hier, ich wiederhole es nachdrücklich, aufs äußerste vereinfacht. „Was ein Eingeborener gutes Land nennt, ist jede Stelle, wo er einen Trunk Wasser und einen Burrong erhalten kann, und einen Grasfleck von der Größe eines Ackers beschreibt er als sehr ausgedehntes Grasland“[3]). Wo der Europäer vor der Wüstenei eines Sandlandes schaudert, seufzet der Eingeborene tagaus tagein sein Dasein, ohne den Unterschied gegen das in besseren Ländern Wohnender zu fühlen. Winneke durchwanderte auf der Grenze des Nordterritoriums und Queenslands zwischen 27° und 24,5° südl. Br. eine ausgedehnte Sandwüste, welche er zum größten Theile so trocken fand, daß er den Versuch nicht wagen mochte, Pferde dorthin mitzunehmen. Und doch traf er mehrere Trupps von Eingeborenen[4]). Es hält in der

[1]) Proc. Geogr. Soc., 1863, S. 292.
[2]) Geogr. Mittheil., 1869, Karte 23.
[3]) Geogr. Mittheil., 1870, S. 151.
[4]) Geogr. Mittheil., 1884, S. 163.

Digitized by Google

That schwer, sich in die Möglichkeit einer Existenz unter solchen Verhältnissen hineinzudenken, aber das liegt auch nicht zum geringsten Theile mit an dem Uebelstande, daß unsere Kenntniß vom Leben der Thierwelt im australischen Innern eine noch ungemein lückenhafte ist. Was wissen wir denn über die Wohnweise der Beutelthiere? Welches sind ihre Schlupfwinkel, auf deren Kenntniß es ja doch dem Jäger vornehmlich ankommen muß? Sie sind uns noch sehr in Dunkel gehüllt, und nur soviel wissen wir, daß sie im dichtesten Gestrüpp an dunkelster Stelle angelegt, ungemein schwierig aufzuspüren sind. Es ist gewiß vorellig von Giles, wenn er über die Umgegend des kleinen Dammes (29° 19′ 4″ Br. und 128° 38′ 16″ östl. L.), wo er 1875 lagerte, sagt[1]): „Jagdbares Wild giebt es hier, so zu sagen, gar nicht“, und später einmal von einer westlicheren Gegend[2]): „Ebenso fehlt jeder menschliche und thierische Bewohner, keine Spur von einem Beutelthier, Emu, oder wilden Hund ließ sich erblicken, und wie es schien, waren wir in eine Gegend vorgedrungen, die dem Menschen gänzlich unbekannt geblieben und von Gott ganz und gar vergessen war.“ Giles wird doch gewußt haben, daß die Beutelthiere sich nicht gern dem Sonnenbrande auszusetzen pflegen, daß sie zumeist nächtlich lebende Wesen sind und tags sich in ihren Schlupfwinkeln versteckt halten. Warburton gesteht ehrlich[3]): „Ich habe die Wallabis in den Händen des Eingeborenen gesehen, aber nie sah ich eins laufen.“

Auch das Durchwandern einer größeren Strecke, ohne Eingeborene gesehen zu haben, beweist die Menschenleere der Gegend nicht. Stuart sah auf seiner zweiten Reise ins Innere vom 1. Januar bis zum 23. Mai 1861 keinen einzigen Eingeborenen und begegnete auch nur sehr wenigen Spuren derselben. Wo die Eingeborenen in kleinen Trupps oder gar einzeln sich aufhalten, verstecken sie sich nämlich gern, furchtwoll, wie sie sind, im Scrub oder sonst an günstigen, von der Vegetation gebotenen Plätzen, und darin sind sie Meister. Gregory sah einmal acht Schwarze und ritt mit seinen Genossen auf sie los, aber sie verbargen sich im hohen Gras und in Büschen, ohne wieder entdeckt zu werden[4]). Warburton erzählte von einem Mädchen, welches gefangen wurde, aber wieder entrann und trotz sofort ihr nachgeschickter Sucher doch nicht wieder entdeckt werden konnte[5]). Wie oft sah man Spuren der Eingeborenen auf dem Boden und konnte doch niemand finden! John Roß traf 1874 einmal Fußspuren der Eingeborenen und erzählte darüber[6]): „Als wir am anderen Morgen den Fußspuren weiter folgten, kamen wir nach acht englischen Meilen zu einer Stelle, wo die Eingeborenen die vergangene Nacht zugebracht hatten, und es sah aus, als wenn sie eben erst weggegangen wären. Suchen nach Wasser blieb erfolglos. Indem wir den Spuren weiter folgten, sahen wir, daß die Eingeborenen gelaufen waren und sich zerstreut hatten. Wir waren also von ihnen gesehen worden.“ Einen Grund, daß die Eingeborenen sich verstecken, mag ihr Aberglaube bilden, der die weißen Menschen für überirdische, und als andersfarbige, wie das auch sonst wie z. B. bei Negerstämmen angetroffen wird, für böse Geister, für Teufel hält. Auch den Kameelen darf man die Schuld des Verschenchens mit zuschieben. Man empfahl sie sogar neben der schätzbaren Eigenschaft großer Ausdauer mit aus diesem Grunde zur Benutzung bei Forschungsreisen im Innern Australiens[1]). Sie schrecken durch ihre ungewohnte Gestalt feindlich gesinnte Eingeborene vom Angriffe zurück.

Der Wassermangel, der so oft als Grund des Umkehrens oder Abschwenkens aus einer Richtung in die andere von unseren Forschern angegeben wird, muß auch mit Vorsicht als Grund des Unbewohntseins eines Gebietes aufgenommen werden. Zunächst schon deshalb, weil, wie wir sahen, auch die in Pflanzenwurzeln verborgene Feuchtigkeit als hinreichender Ersatz gilt, und dann, weil es so ungemein schwer hält, die Wasserplätze einer Gegend aufzuspüren. Nicht nur kleinere wurden zufällig im Scrub versteckt entdeckt, auch größere feeartige Ansammlungen entgingen dem Sucher anfangs. So kam Stuart innerhalb zweier englischer Meilen am Newcastle Water vorbei, ohne es zu bemerken[2]). Zahlreiche Lagerseer von Eingeborenen sagten Forrest auf seinem Ritt 1879 zur Telegraphenstation im Norden, daß Wasser vorhanden sein mußte, und trotzdem entdeckte er keine Spur davon[3]). Gregory z. B. waren im Jahre 1856 Lagerseer ein vorzügliches Mittel, sich in den Besitz von Wasser zu bringen[4]). Stuart entdeckte 1862 bei Nash's Spring, daß die Eingeborenen, wahrscheinlich nun den Weg zu Wasserplätzen in der Wildniß nicht zu verfehlen, die Bäume mit Zeichen, die in diesem Falle schon großes Alter zeigten, versehen, und er hatte ganz recht kalkulirt, denn schon nach ungefähr zwei englischen Meilen kam er an einen Brunnen mit Wasser[5]). Emus, welche nur in der Nähe ihnen durchaus nothwendigen Wassers nisten, gaben mit ihren Spuren den sichersten Hinweis darauf, wie wir es bei Forrest lesen, der, sich durch sie leiten lassend, zu den Witkie Springs (129½° östl. L.) gelangte[6]). Auch die Richtung, welche abends von Vogelschaaren im Fluge eingehalten wurde, deutete in oft grenzenlos trockenen Gebieten auf die Existenz von Feuchtigkeit, wohin sie sich zur Tränke begaben. Warburton hatte allerdings nicht den Erfolg, durch dieses Zeichen dem Wasser auf die richtige Spur zu kommen, obgleich er mehr als einmal in seinem Tagebuche angiebt, daß wilde Gänse über sein Lager geflogen seien.

Warburton's Reise war überhaupt eine erfolglose, die wenig über die Kenntniß des durchpilgerten Landes heimbrachte, auch nicht heimbringen konnte, da zunächst wegen des unökonomischen Verbrauches der Provisionen keine Zeit blieb, das Land zur Seite des Weges zu recognosciren, und da man vor allem, um die Kameele, das einzige Rettungsmittel, zu schonen, nur nachts wanderte. Die Giles'sche Reise von 1876 ist bis jetzt leider außer in einem kurzen Bericht noch nicht eingehender beschrieben worden, wohl aber die dritte der Durchquerungen, die von Forrest im Jahre 1874. Was im Jahre zuvor die Reise Gosse's an Aufschlüssen über das bereits Land so werthvoll machte — das eifrige Recognosciren einer Vorhut, wenn ich so ausdrücken darf — das setzte auch seiner Reise die Krone auf, und diese besonders liefert uns das Material, um das Bewohntsein Inner-Westaustraliens mit schlagenden Thatsachen zu erhärten. Eines macht diese Reise gerade für unseren Zweck um so geeigneter, nämlich, daß sie mitten durch daseinige Gebiet führte, welches die unsicherste und geringste Niederschlagsmenge erfährt.

Ich will in kurzer Uebersicht die wichtigen Funde für den Beweis der Existenz und Existenzmöglichkeit des Menschen in den Gebieten, in welchen Gerland sie anzweifelt, hier zusammengestellt bringen, und beziehe mich in meinem Citat

[1]) Geogr. Mittheil., 1876, S. 183.
[2]) Geogr. Mittheil., 1876, S. 186.
[3]) Proc. Geogr. Soc., 1875, p. 50.
[4]) Proc. Geogr. Soc., 1858, p. 54.
[5]) Proc. Geogr. Soc., 1875, p. 44.
[6]) Geogr. Mittheil., 1875, S. 421.

[1]) Zeitschr. d. Ver. f. Erdk., Berlin, 1875, S. 337.
[2]) Geogr. Mittheil., 1862, S. 64.
[3]) Geogr. Mittheil., 1881, S. 129.
[4]) Proc. Geogr. Soc., 1858, p. 64.
[5]) Proc. Geogr. Soc., 1863, p. 291.
[6]) Journ. Geogr. Soc., 1875, S. 285.

Digitized by Google

auf das Tagebuch Forrest's im Journal of the Geographical Society of London, Vol. 1875, p. 266 bis 288. Welche Beobachtungen mir geeignet schienen, diesen Beweis zu erbringen, habe ich in meinen vorherigen Ausführungen bereits zwischen den Zeilen angedeutet. Es sind zunächst die auf Spuren und wirkliche Begegnungen, was kaum hervorgehoben zu werden braucht, bezüglichen. Unter Spuren reihe ich natürlich Brunnen und die oben besprochenen Felswasserlöcher ein. Alsdann führe ich andere Wasserbehälter, wie Creeks und Thonpfannen auf, sowie schließlich Aufzeichnungen über Thier- und Pflanzenwelt, soweit sie dem Eingeborenen nach unserer Kenntniß von Nutzen sind.

Tagerlage der Gegend	Datum des Aufenthalts	Beobachtung von Eingeborenen	Beobachtung von Spuren Eingeborener	Beobachtungen aus der Thier- und Pflanzenwelt, von Wasser rc.
123½° bis 123°	25. bis 29. Juni	Ein Eingeborener am Augusta-See.		Schwäne und Enten auf dem Augusta-See, Känguruh erlegt. Quelle und Teich mit herrlichem Wasser. Am 25. Juni Abends: Regen mehr als je zuvor.
123° bis 124°	30. Juni bis 4. Juli		Einige Feuer der Eingeborenen. Ein Felswasserloch.	Murrong und Drosima erlegt. Wenig Wasser, aber täglich auf der Recognoscirung gefunden. Auch etwas Futter.
124° bis 125°	5. bis 17. Juli	Am 12. viele Feuer in jeder Richtung. Am 13. Am 14. zahlreiche Eingeborene den Syenen nach Norden folgend, aber keiner gesehen. Sie hatten den Kessel fortgenommen, den sie verunvorsichtiger Weise in seinem Bunde bei einem Wasserplatze zurückließ. Gesehen wurde allerdings keiner.	Am 13. viele Feuer in jeder Richtung. Zwei Gräber bei der Alexandra-Quelle. Zahlreiche Felswasserlöcher, zwei mit über 100, eins mit wenigstens 250 Gallonen Wasser. Am 15. Juli: „Abundance of water also in rock-holes."	Bei der Alexandra-Quelle ein Emu erlegt. Thonpfannen mit Wasser. Quellen. Am 7. Juli ein Platz mit zwei bis drei Hecken lang erscheinen Wasser fiel die Gesellschaft. Grasplatz mitten in Sandwüste. Von der Alexandra-Quelle sagt Forrest: „I have no doubt water is always here."
125° bis 126°	18. bis 26. Juli und 31. Juli bis 6. August	Am 26. mehreren Eingeborenen begegnet. Eine Frau nebst Kind gefangen. Am 31. Eingeborene mit Frau und zwei Kindern. Am 4. August zwei Eingeborene gesehen.	Viele Felswasserlöcher, eins mit 100 Gallonen.	Am 2. August gegen 20 Emus gesehen. „Furies" gesichtet. Am 18. Juli Wasser für einen Monat gefunden. Am 22. kein Platz, der Wasser für mehr als einen oder zwei Tage enthalten hätte. Am 4. August leichte Regenschauer.
126° bis 127°	29. und 30. Juli und 7. bis 12. August	Am 11. zwei gesehen, am 12. vor im Lager.	In den Todt-Bergen am 29. und am 30. ein altes Lager entdeckt; am 8. August ein Feuerwerfer in der Mortimer-Kette; am 11. Spuren der Eingeborenen bei dem Feuerwerfer und ein am Feuer rastender Känguruh. Ein Brunnen in der Mortimer-Kette. Felswasserlöcher mehrfach. In den Todt-Bergen sieben große, aber leer; zwei an 700 bis 800 Gallonen, eins an 1000, drei wenigstens 3000 bis 4000 Gallonen haltend.	Murrong am 9. August erlegt. Thonpfannen mit Wasser. Frischer Nachtregen am 29. Juli.
127° bis 128°	12. bis 17. August	Am 16. August bei Eingeborenen; am 17. ein Eingeborener.	Am 13. ein Reisbenest, von dem allem Anschein nach die Buc genommen waren. Merkwürdig große und tiefe Felswasserlöcher mit Wasser.	Emus und Känguruhs. Viele platypoda und reiche Früchte. Quellen, z. B. bei Fr. Muller.
128° bis 129°	19. bis 22. August		Spuren von Eingeborenen, am 22. zwei frische Felswasserlöcher.	Aufenthalt in den schenzwälligen Tomkinson-Hügeln am 21. Emuspuren. Murrong. Quelle.
129° bis 130°	27. bis 31. August	Am 28. begegnet der Gesellschaft den ersten Spuren 20 herumschießen Eingeborenen. Am 29. drei Meilen Grillen fünf gesehen.	Am 28. Spuren. Mehrere führen an einen „white-gum-gully". Brunnen der Eingeborenen. Am 31. in den Mann-Bergen ein großes und neues Lager der Eingeborenen, wo etwa 100 die Woche zuvor gelagert haben mochten.	Am 27. mehrere Quellen: „In a good season these flats must look magnificent." Gewother Spring. Am 31. vier Quellen und halbe englische Meile von einander. Ueberfluß an Wasser. In den Tomkinson-Hügeln hunderte von Känguruhs in jeder Richtung. Bei Gewother Spring Emus und Känguruhs sehr zahlreich.
130° bis 131°	1. bis 3. September	Am 3. September 100 Eingeborene beim Känguruhsessen überrascht. Angeblich „Natives are very numerous in this country, as fires and camps are seen in many places, besides well-beaten tracks."	Am 1. an zwei Plätzen am Fuße der Mann-Hügel große und neue Lager gesehen.	Große Wasserlöcher; Felswasserlöcher, von Eingeborenen gegraben. Viel Tanden erlegt.

Worte der Deutung brauche ich dieser Uebersicht nicht mehr hinzuzufügen. Auf dem letzten Theile seiner Reise gelangte der energisch kühne Forrest in die schon von Gosse im Jahre vorher bereisten Gebiete und fand dort auch Spuren der Anwesenheit Giles'. Gosse's Erlebnisse und Erfahrungen bestätigen nur, was obige Uebersicht uns lehrt. Die Tomkinson-Höhen erfreuten auch ihn damals durch die zwischen ihren Granitrücken liegenden, trefflich bewaffenen Thalebenen mit üppigem Gras, 50 Fuß hohen Bäumen, sogar fließenden Bächen, Känguruhs, Emus und den Spuren einer zahlreichen eingeborenen Bevölkerung [1]). Unseren des Moses Creek, der südlich des Sturmiß-Hügels sich hinzieht, in etwa 128°/° östl. L., hatte die Expedition einen Angriff von 40 Schwarzen mit den Feuerwaffen abzuschlagen [2]): also auch hier bewiesende Thatsachen von der Anwesenheit Eingeborener. Die wenig nördlicher parallel der Forrest'schen verlaufende Reiseroute Giles' vom Jahre 1876 liefert im allgemeinen die Erweiterung der von Forrest gewonnenen Resultate auch für diesen Theil des australischen Inneren. Die Karte zeigt uns eine ganze Reihe in die Rawlinson- und Petermann-Hügel fallende Creeks. Auch ein trockenes Seebett entdeckte Giles. Ein kleiner Creek, „Bujoe's Grab" getauft [1]), weil hier das Kameel Bujoe starb, war von weißen Gummi-Bäumen eingefaßt; Krähen, kleine Habichte, einige Kakadus und zahlreiche bronzeflügelige Tauben beobachtete man hier. Gelegentlich traf man einige Mally-Bäume. Das Wallabi, sagt der Forscher, ist durch die ganze Wüste verbreitet. Eingeborene kamen vom Mt. Gould bis zu den Petermann-Bergen nicht zu Gesicht. Hier aber fehlten sie nicht und benahmen sich freundlich. Unterwegs hatte man sonst wohl hie und da Spuren von

[1]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 366.
[2]) Ibid., S. 367.

[1]) Geogr. Mittheil., 1877, S. 207.

Digitized by Google

ihnen bemerkt. Permanentes Wasser gab es auf einer Strecke von 400 engl. Meilen nicht. Es hatte zuvor geregnet, und die Thompsonnen lieferten die nothwendige Flüssigkeit [1]). Warburton schließlich hatte, während die eben genannten Reisenden besonders Spinifexgegenden durchquerten, mit dem entsetzlichen Scrub zu kämpfen. Aber er fand eine ganze Reihe von Brunnen, an denen einem — etwa gerade auf der Gerlandschen Grenze gelegen, an den Waterloo Wells — er sich mit seinen zahlreichen Kameelen, deren er anfangs 17 besaß, über einen Monat aufhielt, womit sich ein Maßstab bietet für die Größe, welche der Brunneninhalt für die Eingeborenen gehabt haben muß. Auch sonst begegnete Warburton Brunnen der Eingeborenen, und von dem Vorhandensein von Wasser gaben die vielen Gänse, welche mehr als einmal über des Reisenden Lager hinwegflogen, Zeugniß genug.

Die Hinfälligkeit der durch seine Karte versinnlichten Ansicht Gerland's dürfte mit diesen Thatsachen hinlänglich erwiesen sein. Das central-australische Gebiet muß ebenso wohl mit dem farbigen Ton gedeckt werden als das umgebende, denn es wohnen in diesem armen Gebiete ebenso wohl Eingeborene wie im übrigen Australien, weil dieses Gebiet im Stande ist, sie zu ernähren.

Wenn man einmal so weit gelangt sein wird, die Kopfzahlen zu wissen, welche auf die einzelnen Bezirke dieses Erdtheils vertheilen, und wenn man nach diesen eine Karte der Bevölkerungsdichtigkeit entworfen wird, dann allerdings wird das innere westliche Gebiet, so lange man bei der heute üblichen Darstellungsweise helleren und dunkler schattirter Gebiete verharrt, mit einem helleren Tone gegen seine Nachbarländer abstechen. Das Innere Australiens stellt den schwächst bevölkerten Theil dieses Raubgebietes der Oekumene dar. Der unglückliche orographische Bau, seine hydrographischen Zustände als Folge desselben helfen den Ausdruck der Schwäche, welcher den Menschen des Raubzonen unseres Planeten als ihr natürliches Erbtheil genommen anhaftet, hier bis zur höchsten Potenz verstärken, und so sehen wir die australische Völkerschaft im getreuen Einklange mit der traurigen Natur ihrer Heimath dahinleben, ein verdorrender Zweig am Stamme der Menschheit.

[1]) Zeitschr. d. Ver. f. Erdk., Bd. XII, S. 26.

Kürzere Mittheilungen.

Der Theebau in China.

Dem „Ostasiatischen Lloyd" entnehmen wir folgende Ausführungen über den chinesischen Theebau:

Die Theestaude wird in China ausschließlich in kleinen Gärten gezogen, die das Eigenthum der Bebauer des Landes — gewöhnlich Personen, die fast gar kein Capital besitzen — sind. Die bei weitem größere Anzahl dieser Gärten ist in hügeligen Distrikten angelegt, die einen fast durchweg schlechten Boden haben, oftmals wenig besser als Sand. Der drei bis fünf Fuß hohe Strauch ist im allgemeinen der Myrthe ähnlich, sein Holz ist äußerst hart und zäh und hat, wenn frisch geschnitten, einen unangenehmen Geruch. Die gezackten Blätter sind lederartig, glatt und von dunkelgrüner Farbe. Die Staude wird stets vom Samen gezogen, und die Sprößlinge werden von manchen Pflanzern umgepflanzt, wenn sie etwa drei Monate alt sind. Der Strauch wird weder gedüngt noch bewässert, überhaupt zollt man ihm nur wenig Sorgfalt, doch wird darauf gesehen, daß die Pflanzen nicht im Schatten stehen. Die ersten Blätter pflückt man, wenn die Staude etwa drei Jahre alt ist, doch ist sie erst in ihrem siebenten oder achten Jahre ausgewachsen und kommt mitunter bis zu ihrem zwanzigsten Jahre fort. Man erntet gewöhnlich nur zweimal, da eine dritte Ernte die Staude zu sehr schwächt, ausgenommen, wenn der Boden ein ungewöhnlich reicher ist. Die erste und verhältnißmäßig kleinste Ernte beginnt gegen Mitte April und liefert die feinsten Theesorten, die zweite findet Ende Mai oder Anfang Juni statt und ist die Haupternte. Der Ertrag einer einzelnen Pflanze variirt so bedeutend, daß es schwer hält, ein Mittel zu nennen, doch soll man etwa $2^1/_2$ Pfund grüne Blätter von den besten Stauden ernten, während die gewöhnlichen nur 1 bis $1^1/_2$ Pfund ergeben. Auf einem Mu (ca. 1000 Quadratfuß) Land zieht man im Mittel 300 bis 400 Sträucher. Das Wetter übt natürlich einen großen Einfluß auf die Qualität der Blätter aus. Hat es zu viel geregnet, so werden die Blätter gelb und schimmelig, regnet es nicht genug, so bleiben sie klein und sprossen nur spärlich. Es ist höchst wichtig, daß die Blätter zur rechten Zeit und bei schönem Wetter gepflückt werden. Für gewöhnlich wird das Pflücken der Blätter von der Familie des Besitzers des Theegartens ohne andere Mithilfe besorgt, und ein gewandter Sammler ist im Stande, etwa zwölf bis fünfzehn Pfund an einem Tage zu pflücken.

Der erste Schritt zur Zubereitung für den Markt ist das sogenannte Trocknen. Die grünen Blätter werden auf flachen Bambus-Mulden zwei oder drei Stunden lang in die Sonne zum Verwelken gelegt. Während die Blätter auf diesen Mulden liegen, reibt und rollt man sie vorsichtig, bis sich auf ihnen rothe Flecken zeigen, dann packt man sie lose in baumwollene Säckchen und legt diese in hölzerne Kisten, durch deren Seiten zahlreiche Löcher gebohrt sind. Ein Mann stellt sich hierauf auf die Säcke und preßt und knetet sie mit seinen Füßen. Dieser Proceß hat das Austrocknen der Feuchtigkeit, die das Blatt enthält und die als eine klebrige, grünliche Flüssigkeit durch die Löcher der Kiste abfließt, zum Zwecke. Ohne dieses Pressen würde das Blatt zu bitter sein, das Tannin wird aber auf diese Weise theilweise entfernt. Der nächste Schritt in der Zubereitung ist die Fermentation, d. h. der Thee wird in Körbe gelegt, die mit baumwollenen oder Filzmatten bedeckt werden, damit die Wärme beibehalten wird und die Gährung somit schneller von statten geht. In diesen Körben bleibt der Thee etwa zwei bis drei Stunden, er wird sodann herausgenommen und wieder auf etwa vier Stunden in die Sonne gelegt. Das Blatt hat dann 75 Prozent seines ursprünglichen Gewichtes verloren, oder mit anderen Worten: vier Pfund grüner Blätter geben ein Pfund getrocknten (aber noch nicht gedörrten) Thee. Die Blätter werden dann zum Verkauf ausgeboten und werden in diesem Stadium von den chinesischen Händler für den „Hong" gekauft.

Der Unterschied zwischen grünem und schwarzem Thee besteht nicht, wie häufig angenommen wird, in der Verschiedenheit der Art der Theestaude, sondern nur in dem Zubereitungsprozesse. Bei dem grünen Thee (Thea viridis) werden

Digitized by Google

die Blätter nach dem Trocknen in heißen Pfannen gedörrt und dann mit der Hand so lange gedrückt, bis die Feuchtigkeit entfernt ist, bei dem schwarzen Thee (Thea Bohea) werden sie vor dem Dörren, das in ganz ähnlicher Weise wie es bei dem grünen Thee geschieht, erst in der Luft hin und her geworfen und mit der Hand leicht geschlagen, bis sie vollständig welk geworden sind.

Wie bereits angedeutet, hat der Theepflanzer mit der Zubereitung des Blattes für den Markt nur wenig zu thun. Er pflückt daſselbe, trocknet, rollt und dörrt es oberflächlich, während der chinesische Kaufmann selbst die weitere Zubereitung zu besorgen hat. Dieser beginnt sich gegen Ende März ins Innere des Landes, sein Kapital — ausschließlich Kupfer-Cash (Sapeken) — mit sich führend. Er hat seinen „Hong“ (Geschäfts-Bureau) und seinen Speicher in einer Lokalität, von welcher aus er die Waare bequem nach einem zur Verschiffung gelegenen Hafen versenden kann. Er schickt eine Anzahl Leute nach verschiedenen Richtungen ins Land, die wiederum in den Theedistrikten Nebenstationen zum Ankauf und Sammeln des Artikels errichten. Die Theepflanzer kommen zu diesen mit ihrer Waare und verkaufen sie daselbst. Wenn sie eine hinreichende Quantität Thee zusammen haben, wird derselbe durch Männer, die ihn in Säcken auf ihren Schultern tragen, nach dem „Hong“ geschafft. Diese Arbeit nimmt oft mehrere Tage in Anspruch, obwohl die Träger sowohl bei Tag wie bei Nacht marschiren. Im Hong angelangt, wird der Thee sortirt, und häufig werden die Blätter von verschiedenen Theegärten gemischt. Der Thee geht durch den oben erwähnten zweiten Zubereitungsprozeß und wird für den Export zurechtgestellt.

Der Preis, den der chinesische Käufer dem Pflanzer für den Thee zahlt, hängt natürlich von der Güte des Blattes ab. In der Regel schwankt derselbe zwischen 6000 und 18000 Sapeken — etwa 6 bis 18 Dollars. Nun aber kommen erst die verschiedenen Steuern, Arbeiterlohn ꝛc. hinzu. Die erste Steuer, die der Käufer zahlen muß, ist die sogenannte „Schan-li“, und dieselbe beträgt etwa 760 Sapeken per Picul (= 133⅓ Pfund). Weitere Steuern erhöhen dann die Kosten, so daß der Picul Thee, der für den billigsten Preis (6 Dollars) vom Pflanzer eingekauft ist, sich, wenn er auf dem chinesischen Markt zum Verkauf kommt, auf rund 17 Dollars beläuft. Ehe dieser Picul Thee auf den Londoner Markt kommt, haben sich die Kosten durch Zollsteuer, Fracht, Kommissionen, Speicher und andere Ausgaben natürlich um ein recht Bedeutendes vermehrt, so daß sie zuletzt ungefähr 27 Dollars betragen werden. Wie erheblich die Aus- und Einfuhr von Thee zu den Staatseinnahmen beiträgt, erhellt aus nachstehenden Ziffern: Die Gesammteinnahmen aus dieser Quelle für den chinesischen und englischen Staatsschatz ergeben für die letzten zwanzig Jahre für China 367 650 000 und für England ca. 1 340 000 000 Mark.

Die britische Kolonie Sierra Leone.

Die britische Kolonie Sierra Leone, welche ihre Entstehung dem am Ende des vorigen Jahrhunderts sich geltend machenden Bestreben nach Befreiung der Negersklaven verdankt, bestand ursprünglich nur aus einem kleinen Stück Land, welches jetzt die Hauptstadt Freetown trägt und im Jahre 1786 von der damaligen Afrikanisch-Englischen Gesellschaft an der Westküste Afrikas angekauft worden war. Im Jahre 1807 von der englischen Krone übernommen, wuchs das Besitzthum durch nachgefolgte Erwerbungen zu seiner gegenwärtigen Ausdehnung an, die allerdings sehr verschieden angegeben sind; bald findet man 1000 engl. Quadratmeilen, bald 3000; am glaubwürdigsten erscheint die Berechnung der „Statistical abstract for the several Colonial and other Possessions of the U. K.“, welches 468 engl. Quadratmeilen (1212 qkm) anführt. Die Verschiedenheit der Arealangaben erklärt sich aus dem Umstande, daß die Grenze nach dem Innern zu bislang noch nicht genau festgestellt ist. Anders steht es im Süden und Norden. Im Süden nämlich wurde durch Vertrag mit Liberia der Fluß Mannah als Grenze ausgemacht; im Norden, gegen die französische Besitzung am Rio Nuñez, vertritt der Scarcieséfluß diese Stelle. Die gesammte Küstenausdehnung von Sierra Leone wird zu 233 km berechnet.

Da gemäß ihrer Bestimmung die Kolonie hauptsächlich mit befreiten Negern bevölkert wurde, und nicht nur alle diejenigen Sklaven, welche die englischen Kreuzer an Bord der angebrachten Sklavenschiffe gefunden hatten, hierher gebracht, sondern auch viele der auf Jamaika befindlichen Maroonneger wegen ihrer Neigung zu Unruhen nach Sierra Leone verpflanzt wurden, so ist es begreiflich, daß die Negerbevölkerung der Kolonie ein wunderbares Gemisch der verschiedensten Stämme der afrikanischen Westküste darstellt. Verhältnißmäßig am reinsten haben sich die Maroons gehalten, welche ihren aus Amerika stammenden Namen auch jetzt noch tragen und eine Art engerer Gemeinschaft den anderen Bevölkerungen gegenüber bilden. Die Gesammtbevölkerung der Kolonie, welche im Jahre 36 880 Köpfe — darunter 107 Weiße — betrug, war im Jahre 1881 auf 60 746 — darunter 271 Weiße — gestiegen, was mit Rücksicht auf das berufene Klima, daß zu den ungesundesten Westafrikas, wenigstens für Weiße, zählt, immerhin bemerkenswerth ist. Allerdings behauptet man, daß der Aufenthalt in Sierra Leone gegenwärtig schon erträglicher sei, als er früher war, und daß eine weitere Besserung von der rationeller werdenden Anlage und Einrichtung der Häuser sowie von anderen sanitären Maßregeln erwartet werden dürfe.

Der Boden der Kolonie, von durchaus fruchtbarer Beschaffenheit, läßt mancherlei Pflanzen gedeihen, deren Stoffe bloß des Einsammelns bedürfen, um zur Grundlage eines lebhaften gewinnbringenden Handels zu werden, aber er wird nur in geringem Maße seitens der schwarzen Bewohner mit etwas Mais, Kassava, Bataten und Reis bebaut. Etwas beträchtlicher ist der Fischfang. Aber der Ertrag dieser Thätigkeiten deckt das vorhandene Nahrungsbedürfniß so wenig, daß, wenn das Land etwa auf drei Monate von der Verbindung mit Europa und Nordamerika abgeschnitten wäre, es in den Zustand von Hungersnoth gerathen würde. Der Hauptverwerthszweig ist eben der Handel — vorzugsweise auf Palmöl, Gummi, Palmkerne, Bennisamen, Elfenbein, sowie auf etwas Thierfelle und Gold — den die Eingeborenen auf sehr ansehnliche Entfernungen mit dem Innern treiben. Früher wurden auch beträchtliche Mengen Hols ausgeführt, aber zur Zeit ist dies nicht mehr möglich, weil die der Küste nahegelegenen Wälder fast vollständig abgeschlagen sind, der Transport aus den entfernteren Gegenden aber nicht lohnt.

Der Handelsverkehr mit dem Auslande liegt fast ausschließlich in englischen Händen, insbesondere in denen der „West African and Niger Company“. Daneben kommt auch noch die Filiale der französischen „Compagnie du Sénégal et de la Côte occidentale de l'Afrique“ in Betracht. Deutsche Waaren werden wohl eingeführt, aber es giebt in Sierra Leone kein ansässiges deutsches Handelshaus.

Der Werth des Gesammtumsatzes hat in den Decennium 1874 bis 1883 wohl ziemlich beträchtlich geschwankt, — Minimum: 11,6 Millionen Mark, Maximum: 18,7 Millionen Mark — aber doch im Laufe der Jahre keine dem Wachsthume der Bevölkerung entsprechende Steigerung erfahren. Als Hauptgrund dieser Erscheinung sieht man die beständigen Kriege mit den Binnenstämmen an, welche das Aufrechterhalten geregelter Verkehrsbeziehungen mit dem Innern

Digitized by Google

erschweren, ja zeitweise unmöglich machen. Daneben kommt aber auch das Schwanken der Preise für die Ausfuhrprodukte in Betracht.

Im Gegensatz zu dem Gesammtumsatze hat der Schiffsverkehr im Decennium 1874 bis 1883 trotz einiger Schwankungen fortschreitend zugenommen. Die Tonnenzahl der ein- und ausgelaufenen Schiffe betrug nämlich 1874 282669 Tonnen, 1883 dagegen 386292 Tonnen. Nur der kleinere Theil derselben entfällt auf die regelmäßige Dampferverbindung, welche seitens der „West African Steamship Company“ monatlich zweimal ausgeführt wird.

Was die allgemeinen Bildungsverhältnisse der Neger von Sierra Leone anbetrifft, so sind dieselben, wenigstens in Freetown, wesentlich besser, als in den meisten anderen europäischen Besitzungen der afrikanischen Westküste. In Freetown giebt es nämlich nur wenige Leute, die des Lesens und Schreibens unkundig sind. Neger und Mulatten nehmen mitunter die einflußreichsten Stellungen ein; man findet unter ihnen Advokaten, Aerzte, Geistliche, Lehrer und Lehrerinnen, welche ihre Studien in England mit gutem Erfolge gemacht haben. Die Anbahnung solcher Zustände ist zum großen Theile das Verdienst der Mission, die aber auch hier, wie anderwärts, durch Sektenzersplitterung ihre Wirksamkeit schmälert. Indem begegnen ihr, im Binnenlande zumal, auch dadurch Schwierigkeiten, daß von Osten her mehr und mehr der Islam vordringt und nicht nur unter den Heiden, sondern auch unter den Negerchristen leicht willige Anhänger findet.

A. O.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Zahl der Blinden in Rußland ist nach den Untersuchungen des statistischen Komitès bei den verschiedenen Volksstämmen ganz auffallend verschieden. Am geringsten ist sie in Polen, wo auf 10000 Personen nur 8 Blinde kommen, dann folgt Litthauen mit 10, die Juden mit 10, die Russen und Letten mit 19, die Esthen mit 22, dagegen finden wir bei den Baschkiren 35, den Mordwinen 41, den Tartaren und Tscheremissen 51, den Tschuwaschen 63, den Wotjaken 83. Die finnisch-ugrischen Stämme sind also dem Erblinden viel mehr ausgesetzt, als die Arier und Semiten. Etwa ein Achtel aller Erblindungen wird durch die Pocken verursacht, mindestens die Hälfte durch äußere Erkrankungen des Auges.

— Der Bestand der deutschen Fluß-, Kanal-, Haff- und Küstenschiffe bezifferte sich nach einem der letzten Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reiches im Jahre 1887 auf 19237 Segel- und 1153 Dampfschiffe (gegen 17083 Segel- und 570 Dampfschiffe im Jahre 1877). Die Tragfähigkeit der Segelschiffe betrug 1887 2057000 Tonnen (gegen 1361000 Tonnen im Jahre 1877).

Afrika.

— Der französische Reisende, Hauptmann Binger, ist nach seiner erfolgreichen Reise im Westsudan Ende März glücklich in Grand Bassam angekommen, und mit ihm zugleich auch Herr Treich-Laplène, dem es schließlich doch noch gelungen war, über Buntuku hinaus bis Kong vorzudringen und in letzterer Stadt mit Hauptmann Binger zusammenzutreffen. Der kolonialpolitische Hauptertolg, den die Binger'sche Expedition errungen hat, beruht darin, daß es ihr gelungen ist, den König von Kong zur Annahme des französischen Protektorates zu bewegen (Vergl. S. 191).

— Der offizielle Bericht über den Handel des Kongostaates giebt die gesammte Ausfuhr für das Jahr 1888 auf 7⅞ Millionen Francs an, wovon aber nur 2½ Millionen auf Erzeugnisse des Freistaates zu rechnen sind. Den Hauptausfuhrartikel bildete nach wie vor das Elfenbein (für reichlich 2 Millionen Francs, wovon die größere Hälfte aus dem Staatsgebiete selbst herstammte); Palmnüsse wurden für 1¼ Millionen Francs ausgeführt (davon für ¾ Millionen Francs aus dem Staatsgebiete); Palmöl für 7/10 Millionen Francs (davon für 465000 Francs aus dem Staate); Kautschuk für 2 Millionen Francs (davon für 250000 Francs aus dem Staate). Kaffee, Faserstoffe, Wachs, Häute ꝛc. bildeten fast nur Gegenstände des Durchgangshandels.

Bücherschau.

— Koloniales Jahrbuch. Herausgegeben von Gustav Meinecke. 1. Jahrgang. Berlin 1889. (Heymann's Verlag.) — Der Herausgeber der Deutschen Kolonialzeitung hat sich die Aufgabe gestellt, alles was auf dem Gebiete unserer Kolonialpolitik geschaffen und erstrebt worden ist, in Jahresübersichten zusammenzustellen, um dadurch „das Interesse an unseren Kolonien zu vertiefen“. In dem vorliegenden ersten Bande erscheint uns diese Aufgabe in der That als eine sehr dankbare. Freilich war darin Gelegenheit geboten, zusammenfassende Rückblicke auf einen größeren Zeitraum zu werfen. Besonders interessirt haben uns die Aufsätze über Mission in den deutschen Schutzgebieten (von P. E. Wallroth) und über überseeische Waldwirthschaft (von O. Kersten).

— Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln. Herausgegeben von Dr. Alwin Oppel und Arnold Ludwig. Breslau. — Mit der vorliegenden dritten Abtheilung seines völkerkundlichen dritten Theiles hat das große Hirt'sche Bilderwerk seinen Abschluß gefunden, nachdem es seinen Herausgebern eine nennjährige Arbeit gekostet hat. Die Auswahl und Ausführung der Bilder ist auch in dieser letzten Abtheilung durchgängig eine sehr geschickte, und man erhält durch sie einen prächtigen Einblick in die Kulturphysiognomie der Länder und Völker Afrikas und Amerikas. In der Hand eines guten Lehrers wird das Werk nicht verfehlen können, den geographischen Unterricht in einem hohen Grade zu befruchten und zu beleben, weshalb es nach unserer Meinung in keiner Schulbibliothek fehlen sollte.

Inhalt: Gagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien. XX. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. Franz Diederich: Zur Beurtheilung der Bevölkerungsverhältnisse Inner-Westaustraliens. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Der Thorbau in China. — Die britische Kolonie Sierra Leone. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 2. Juni 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Die Gletscher Neuseelands.

Von Dr. R. v. Lendenfeld.

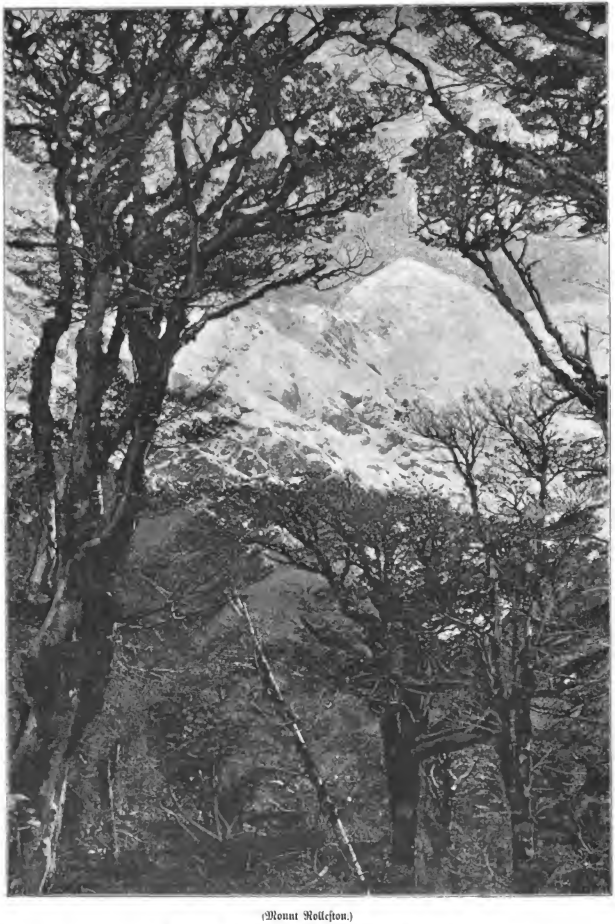
(Mit zwei Abbildungen.)

Die Südinsel von Neuseeland wird der Länge nach von einem von SW nach NO streichenden Gebirge durchzogen. Dasselbe besteht aus gefalteten Sedimentgesteinen des palaeozoischen Zeitalters und ist demnach als ein altes Alpengebirge anzusehen. Zwischen 42° und 45° südl. Br. erhebt sich sein Hauptkamm zu bedeutender Höhe, und eine Reihe von Gipfeln übersteigen hier 3000 m. Der höchste Punkt ist Mount Cook, 3768 m über dem Meere. Dieser höchste, centrale Theil der Alpen Neuseelands liegt also in derselben geographischen Breite wie die südlichen Seealpen und der nördliche Appenin — dem Aequator um einige Grade näher als die Central- und Ostalpen. Der Höhe nach ließe sich das Gebirge mit der Ortler- oder Glocknergruppe vergleichen. Es ist um rund 1000 m niedriger als der Montblanc. Steil, gleich einer Mauer, erhebt sich das Gebirge aus dem Weltmeere.

Neuseeland liegt in dem Mittelpunkt der Hemisphäre der größten Wasserfläche, und nirgends finden wir bedeutendere Flächen trockenen Landes in der Nähe der schmalen Insel, welcher das Gebirge entragt. Die Winde, welche an die Neuseeländischen Alpen prallen, haben daher alle ihren Weg über eine weite Strecke des Meeres zurückgelegt und sind reich an Wasserdampf, mehr oder weniger mit Feuchtigkeit gesättigt. Besonders gilt dies von einem der häufigsten Winde, dem von Nordwesten kommenden Antipassat; denn dieser kommt aus wärmeren Regionen und hat noch keine Gelegenheit gehabt, das in den tropischen und subtropischen Regionen des Pacifischen Oceans aufgenommene Wasser wieder abzugeben. Er weht nahezu senkrecht gegen die Längsrichtung der Alpenkette und wird durch sie aufgehalten und in höhere Regionen abgelenkt. Feucht und warm kommt dieser Wind an die Küste. Er beginnt zu steigen, der Luftdruck nimmt ab, und die Luft, die der Wind hinaufstreibt über die Hänge, dehnt sich aus. Die Ausdehnung bedingt aber eine Abkühlung, und diese eine Herabsetzung der Feuchtigkeitskapacität. Das Wasser wird theilweise ausgeschieden, und der Regenfall ist deshalb an der Nordwestküste sehr bedeutend (287 m in Hokitika). Immer höher steigt die Luft und immer kälter wird sie. Die Niederschlagsmenge nimmt daher gegen den Kamm hin noch zu: oft ist es heiter an der Küste, aber böses Wetter am Nordwestabhange des Hochgebirges. Hier oben fällt der Niederschlag meist in Gestalt von Schnee, denn die Luft hat sich während des Anstieges unter 0° abgekühlt.

Durch die Verflüssigung, beziehungsweise Verfestigung (Schnee) des in der Luft aufgelösten Wassers wird die beim Verdunsten desselben gebundene Wärme wieder frei, und es ist deshalb der Wind, der über den Hauptkamm streicht, bedeutend wärmer, als er sein würde, wenn dieses Freiwerden latenter Wärme nicht theilweise die Abkühlung bei dem Ansteigen und der Ausdehnung der Luft kompensiren würde. Jenseits des Hauptkammes senkt sich die Luft hinab in die südöstlichsten Alpenthäler. Beim Herabsteigen verdichtet sie sich und gewinnt dadurch an Temperatur ebensoviel als sie beim Aufsteigen durch Ausdehnung verloren hatte. Die frei gewordene latente Wärme erscheint jetzt als positiver Zuwachs der Temperatur, und es ist deshalb der Wind, der von den Bergen kommt, wärmer als er war, als er auf die

Digitized by Google



(Mount Rolleston.)

Waldbild vom Südostabhange der Neuseeländischen Alpen.

Digitized by Google

Berge hinanwehte. Die Temperatur des Nordwestwindes ist an der Südwestküste Neuseelands um 4° bis 8° höher als an der Nordwestküste. Dieser Wind ist auch trockener; nicht nur weil er wärmer ist und daher eine höhere Feuchtigkeitskapacität besitzt, sondern auch absolut, weil er thatsächlich weniger Wasser führet als derselbe Wind an der Nordwestküste: der Regenfall in Lincoln in der Nähe der Südostküste und gerade gegenüber von Hokitika beträgt nur 0,66 m, weniger wie ein Viertel von dem Niederschlag an der Westküste.

Die Niederschlagsmenge nimmt vom Hauptkamme nach Südosten sehr rasch ab, und dies dokumentirt sich in dem Charakter der Vegetation. Nirgends findet man südöstlich von der Alpenkette so einen Wald wie am Nordwestabhange. Einige Kilometer vom Hauptkamm, in der Umgebung der Gletscherzungen findet man niedrige Dickichte und in den Hochthälern hie und da einen kleinen Bestand der neuseeländischen Weißbuche (Fagus Cliffortiones [, Abbildung 1), aber schon 15 km vom Hauptkamm entfernt giebt es im allgemeinen keine Bäume und Sträucher mehr, und besonders die große Canterbury-Ebene, welche sich am Südostfuße der Alpen ausbreitet, ist eine trockene, dammlose Prairie.

Trotzdem daß der Nordwestabhang des Gebirges der Sonnenbestrahlung viel mehr ausgesetzt ist wie der Südostabhang, ist doch die dort fallende Schneemenge eine so viel größere, daß die Schneegrenze am Nordwestabhange etwa bei 1700, am Südostabhange aber durchschnittlich bei 2000 m liegt. (Heim, Gletscherkunde, S. 449, giebt den Unterschied der Schneelinien am Südost- und Nordwestabhange zu nur 100 m an, dies ist Haast's Angaben und meiner Meinung nach unrichtig.) Unter der Schnee- oder Firngrenze ist die Abnahme des Schneefalls an dem Südostabhange eine rascher als am Nordwestabhange, und zugleich die Zunahme der Trockenheit und Wärme der Luft mit abnehmender Höhe eine bedeutendere, so daß die Gletscher der Südostflanke des Gebirges nicht so weit herabreichen wie jene des Nordwestabhanges.

Dieses hat aber noch eine andere Ursache. Es ist nämlich der Nordwestabhang des Gebirges steiler wie der Südostabhang und zwar vorzüglich deshalb, weil der Hauptkamm von der Nordwestküste nur 30 km, von der Südostküste aber 130 bis 140 km entfernt ist.

Der Tasmangletscher, der größte Eisstrom Neuseelands, liegt auf der Südostseite des Gebirges. Sein Gletscherthor befindet sich in einer Höhe von 730 m. Andere große Gletscher des Südostabhanges enden zwischen 780 und 1000 m, die kleineren höher. Die großen Gletscher der Nordwestseite aber reichen viel tiefer herab, und das Ende des Franz-Josefs-Gletschers liegt in einer Höhe von 215 m. In ähnlichem Niveau endet auch der Prince-Alfred-Gletscher.

Dieses außerordentlich tiefe Herabreichen der Gletscher Neuseelands ist gewiß an sich schon eine sehr auffallende Erscheinung, wenn wir bedenken, daß die Alpen Neuseelands niedriger sind als die europäischen und dem Aequator näher liegen. Es wird aber noch eigenthümlicher, wenn wir in Betracht ziehen, daß die Mitteltemperatur an den Küsten in nächster Nähe der großen Gletscher 10° beträgt — das ist die Temperatur am Nordufer unserer europäischen Alpen — und daß die Alpen Neuseelands überaus schmal und steil sind, so daß nirgends größere Plateaus über der Firngrenze vorkommen.

Um eine richtige Vorstellung von der Ausdehnung und den Eigenthümlichkeiten der neuseeländischen Gletscher zu gewinnen, wollen wir sie mit den europäischen vergleichen und den größten Gletscher Neuseelands — den Tasman und den größten Gletscher unserer Alpen — den Aletsch, neben einander stellen. Zu diesem Zwecke will ich die Maße der beiden neben einander aufführen. Jene für den Aletsch sind (abgerundet) Heim's Gletscherkunde, S. 73, jene des Tasman meiner Karte desselben im Ergänzungshefte Nr. 75 der Petermann'schen Mittheilungen entnommen.

		Tasman	Aletsch
Höhe der Firnlinie	m	2000[1])	2750
Sammelgebiet	km	61	100
Eisstromfläche	„	77	30
Gesammtfläche	„	138	130
Gesammtlänge	„	28	24
Länge unter der Firnlinie	„	24	16,5
Höhe des Endes	m	730	1350
Tiefe desselben unter der Firnlinie	„	1270	1400
Maximalbreite des Firnbeckens	km	8	12
Breite der Zunge unterhalb des letzten Zuflusses	„	2,6	2

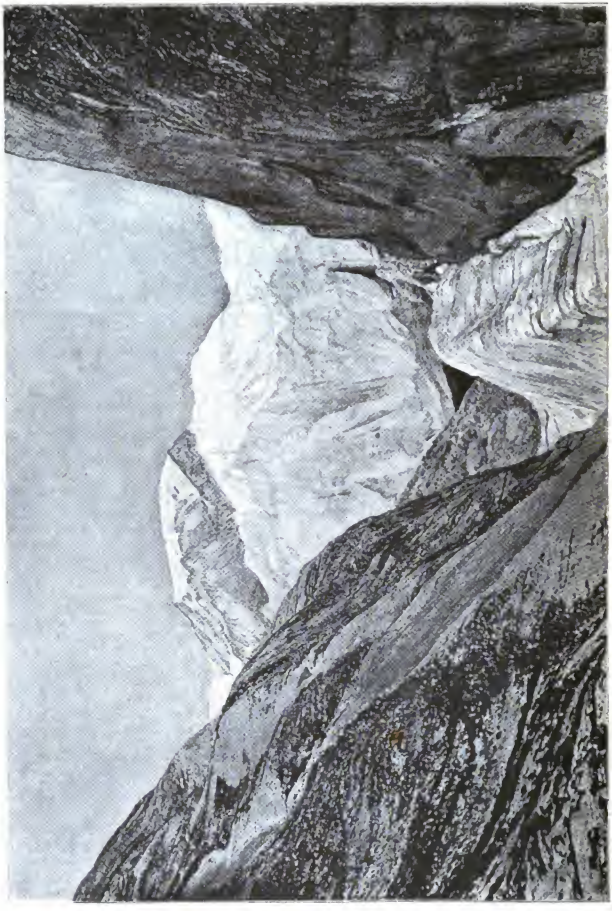
Wenn wir diese Zahlen betrachten, noch mehr aber, wenn wir die Karten des Tasman- und Aletsch-Gletschers neben einander legen und vergleichen, wird uns in erster Linie der große Unterschied in dem Verhältniß der Ausdehnung des Firnsammelgebietes oberhalb der Schneegrenze zu der Ausdehnung der Eisströme unterhalb derselben in den beiden Gletschern auffallen. Beide haben nahezu dieselbe Ausdehnung — siehe oben „Gesammtfläche“ — und die Ausdehnung der Thalgebiete der beiden — oberen Tasmanthal etwa 160 und oberes Aletschthal etwa 170 Quadratkilometer — sind auch so ziemlich die gleichen. Beim Aletsch haben wir nun ein Verhältniß der Eisstromfläche zur Firnfläche von 3:10, beim Tasman aber von 7:6. Alle übrigen Unterschiede sind nebensächlicher Art und gehen hieraus hervor, wie z. B. die größere Länge und geringere Breite des Tasman, die größere Breite der Tasmanzunge u. s. w. Der Aletsch geht tiefer unter die Firngrenze herab als der Tasman, vorzüglich weil das Aletschthal steiler ist.

Wir kommen nun auf den Hauptunterschied zurück. Warum ist wohl die Eisstromfläche des Tasman im Verhältniß mehr als doppelt so groß wie jene des Aletsch?

Meine Temperaturbeobachtungen haben ergeben, daß die Temperatur in den Neuseeländischen Alpen mit zunehmender Höhe etwas rascher abnimmt, wie in den europäischen, weil die Alpen Neuseelands viel schmaler sind. Ich fand für den März, d. i. für die Zeit, welche dem September der nördlichen Hemisphäre entspricht, für eine Höhe von 1437 Meter am Tasman eine Mitteltemperatur von nur 4° 41°. In entsprechenden Breiten und Höhen ist es in der nördlichen Hemisphäre viel wärmer. Es ist jedoch dies allein kein hinreichender Grund, um die so große Differenz im Verhalten des Aletsch und Tasman zu erklären. Ich bin vielmehr der Ansicht, daß der wesentliche Faktor, der hier im Spiele ist, das gleichförmige ozeanische Klima Neuseelands, dem kontinentalen der europäischen Alpen gegenüber sein dürfte. Der Einfluß eines ozeanischen Klimas auf die Größe eines Eisstromes wird sofort klar, wenn wir bedenken, daß die Winterkälte den Gletscher nicht vergrößert, daß aber wohl die Sommerwärme ihn stark verkleinert. In Gebieten mit derselben Mitteltemperatur werden also stets doch die Gletscher — ceteris paribus — die größte Ausdehnung erreichen, wo die Temperaturschwankungen im Laufe des Jahres geringe sind. Dies wirkt in erster Linie auf die Länge des Eisstromes und auf das Verhältniß seiner Größe zur Ausdehnung der Firnfelder, die ihn nähren.

[1]) Ich habe an vielen Punkten des Südostabhanges des Hauptkammes und an den Nebenkämmen weiter östlich die Lage der Schneegrenze bestimmt und habe als Mittelwerthe erlangt: für die Südostflanke des Hauptkammes 1930 m und für den Malteburn-Kamm 2100 m. (Der Malteburn-Kamm bildet die östliche Begrenzung des Tasmangletschers.)

Digitized by Google



Stirn des Franz-Josefs-Gletschers.

Digitized by Google

Ich stehe also nicht an zu behaupten, daß der oben angeführte große Unterschied zwischen dem Tasman und Alesch nichts anderes ist als ein Ausdruck des Unterschiedes zwischen dem kontinentalen Klima in den europäischen und dem ozeanischen in den Neuseeländischen Alpen.

Wie sich in diesen Beziehungen die noch viel weiter hinabreichenden Gletscher des Nordwestabhanges der Alpen Neuseelands verhalten, ist nicht bekannt, da noch nie jemand ihre höheren Theile besucht hat, aber es scheint, daß dort ähnliche Verhältnisse vorliegen. Daß hat auf beiden Seiten des Hauptkammes die Schneegrenze viel zu hoch angenommen und für den Nordwestabhang auf 2100 Meter angegeben. Richtiger wäre nach meiner Anschauung 1700 Meter. Wir hätten dann eine Höhendifferenz zwischen Schneegrenze und Gletscherstirn von etwa 1500 Metern, was der Länge dieser Eisströme und der Neigung der Thäler, durch welche sie hinabziehen, entsprechen dürfte.

Im allgemeinen haben wir also in den Alpen Neuseelands eine ganz andere Entwickelung der Gletscher vor uns als in den Alpen Europas. Auch mit dem Vergletscherungsmodus von Norwegen und Grönland hat die Vereisung Neuseelands nichts gemein. Charakterisirt sind die Gletscher Neuseelands in erster Linie durch die große Ausdehnung der Eisströme, welche verursacht wird durch das ozeanische Klima.

Um die außerordentliche Wirkung des Seeklimas in dieser Hinsicht deutlich zu machen, will ich annehmen, daß die europäischen Alpen einem solchen Klima ausgesetzt würden, wie das neuseeländische ist. Die Gletscher würden dann mächtig anwachsen, die Hauptthäler erfüllen und weit hinaus strömen über die Seen, welche die Alpen umgürten, und würden eine Ausdehnung erreichen, welche jener der Gletscher der letzten „Eiszeit“ nicht wesentlich nachstehen dürfte.

Es zeigt sich also, daß lokale klimatische Einflüsse hinreichen dürften um in Europa eine Eiszeit zu erzeugen, und daß diese Einflüsse in Neuseeland in der That eine solche Wirkung erzielt haben. Wir können wohl sagen, Neuseeland sei heute einer Eiszeit unterworfen. Das gleiche gilt auch für Patagonien und die südliche Hemisphäre überhaupt, welche sich, im Vergleich mit der nördlichen, jetzt auch in einer Eiszeit befindet. Die Mitteltemperatur der südlichen Hemisphäre ist nicht niedriger wie jene entsprechender Breiten der nördlichen (Vergl. Hann, Klimatologie), und die gegenwärtige südliche Eiszeit wird daher einzig und allein durch die größere Ausdehnung der Wasserfläche auf derselben bedingt. Diese wirkt in zweifacher Weise vergletschernd auf die Gebirge, welche ihr entragen: erstens wird die Luft der südlichen Hemisphäre dadurch feuchter, und zweitens wird das Klima gleichmäßiger.

Wir dürfen aber nicht etwa annehmen, daß Neuseeland in früheren Zeiten nicht in noch viel ausgedehnterem Maße vergletschert war, wie es heute ist. Im Gegentheil findet man überall Spuren einer einstigen viel ausgedehnteren Vergletscherung. Die alte Moräne vor dem Ende des Tasmangletschers und die vorzüglich erhaltenen Gletscherschliffe am Ende des Franz-Josefs-Gletschers (S. Abbildung 2) geben Zeugniß eines Rückganges der Gletscher sowohl der Nordwest- wie der Südostabdachung des Gebirges in neuester Zeit.

Viel ausgedehnter und großartiger sind noch die Spuren einer längst vergangenen Vergletscherung, welche zeigen, daß im südwestlichen Theile der Südinsel die Eisströme einstens durch tiefe Fjorde bis Meer erreichten und daß die Gletscher des Südostabhanges der Alpenkette im centralen Theile der Insel sich zu jener Zeit weit im flachen Lande ausbreiteten.

Reiseeindrücke und Studien aus Mexiko.

Von Dr. **Emil Deckert.**

III.

(Mit drei Abbildungen.)

Wie die geographische Eigenart der nordmexikanischen Mulde im allgemeinen nur ein dürftiges Pflanzenleben aufkommen lassen will, so hat sie sich auch dem Gedeihen eines höheren Kulturlebens nicht sehr günstig erwiesen, und in jedem Falle ist sie in dieser Beziehung anderen Theilen des mexikanischen Plateaulandes bei weitem nicht gleichwerthig gewesen. Ebenso wie in den unmittelbar anstoßenden Gegenden der Nordamerikanischen Union — in Neumexiko und Arizona — so entstanden wohl Oasen und da in Nordmexiko, wo die Quellen und Bäche auch in der Trockenzeit reichlich Wasser spendeten, bereits in den Zeiten vor der Conquista zerstreute Kulturinseln oder Kulturoasen; dieselben waren aber immer sehr eng umgrenzt, es haftete ihnen die Eigenschaft großer Isolirtheit an, und rings umher umtoste sie wildeste Barbarei. Hierin lag aber natürlich ein großes Hemmniß ihres weiteren Aufblühens. Daß sich die Kulturinseln gegen ihre wilde Umgebung zu vertheidigen suchten, beweisen die alten Festungsanlagen der sogenannten „casas grandes“, aber im ganzen genommen fristeten sie im Kampfe mit der Unkultur doch höchstens ihr Dasein; mit einander traten sie nicht in engere Beziehung, um sich wechselseitig zu fördern und zu befruchten, und die Entwickelungsstufe, bis zu der sie gelangten, blieb auf diese Weise eine niedrige.

Ferdinand Cortez und seine Nachfolger brachten auch für Nordmexiko eine tiefgreifende kulturelle Umgestaltung. Durch die Einführung rationellerer Bewässerungsmethoden wurden die künstlichen Oasen an verschiedenen Stellen vergrößert und der Zahl nach vermehrt. Der Bergbau auf Edelmetall, der alsbald in hohem Schwung kam, bewirkte es, daß die Kultur auch in die unwirthlichsten Gebirgswildnisse eindrang und sich daselbst starke Positionen eroberte. Und der straffen spanischen Staatsverwaltung im Vereine mit dem nicht weniger straffen römischen Priesterthume gelang es zugleich auch, die Kulturinseln durch Herstellung geregelter Kommunikationen einander näher zu bringen, und das ganze Kulturleben in einem höheren Grade zu centralisiren. Das Reich der Unkultur wurde auf diese Weise ohne Zweifel auch in Nordmexiko erheblich geschmälert und zurückgedrängt. Daß der Sieg der Kultur ein vollständiger gewesen sei, kann man aber nicht behaupten. Der weitaus größte Theil der schwer zugänglichen Gebirge und

Digitized by Google

der Chaparral-Ebene blieb ein Tummelplatz der „Indios bravos“, die sich weder durch das Schwert noch durch das Kreuz bändigen ließen, und nach wie vor stürmten die Wilden periodisch auf die Kulturstätten herein, um sie durch Mord und Brand ihrer Wüste gleich zu machen. Die Geschichte der Städte und Missionen, welche die Spanier in Nordmexiko gründeten, weiß von solchen Indianereinfällen mancherlei zu erzählen.

Als die spanische Herrschaft sodann in den beiden ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts gestürzt wurde, da griff in Nordmexiko die Anarchie noch viel mehr Platz als in den anderen Gegenden des Landes. Freischaarenhorden und Räuberbanden bemächtigten sich seiner Städte und Hacienden und sengten und mordeten mit den Indianern um die Wette. Es mußte beinahe scheinen, als ob alle Kulturkeime, welche die spanischen Priester und Kavaliere ausgesäet hatten, wieder von Grund aus vernichtet werden sollten. Wein- und Obstgärten lernten brach liegen, Irrigationskanäle füllten sich mit Schutt und vegetabilischer Masse, Bergwerksschächte wurden verlassen und der Ueberfluthung anheimgegeben, und das ganze Kulturbild Nordmexikos wurde in jeder Beziehung wieder ein recht trostloses. Vergebens bemühten sich wohlgesinnte Regenten von der Hauptstadt aus, alles wieder zum besseren zu wenden.

Da ist nun vor kurzem abermals eine neue Aera für Mexiko heraugebrochen. Es sind Kulturelemente aus England und den Vereinigten Staaten, sowie vor allem auch aus Deutschland, herbeigeströmt, und diese Elemente haben dem Lande neben anderen wichtigen Neuerungen namentlich auch diejenige der Eisenbahnen gebracht, deren Bedeutung als Kulturinstrument dasselbst bei dem Mangel natürlicher Wasserstraßen doppelt hoch angeschlagen werden muß.

Die Plaza und der Munizipalpalast von Chihuahua.

Nordmexiko ist durch zwei Schienenstraßen mit dem großen „amerikanischen“ Kulturgebiete, von wo ein Geist gewaltiger Initiative ausströmt, in enge Verbindung gesetzt worden, und ebenso auch mit dem Hauptkulturgebiete des eigenen Landes, das jenseits der hohen Bodenschwelle von Zacatecas, weiter im Süden liegt, und das seinen Einfluß nunmehr ebenfalls in einer viel kräftigeren Weise geltend machen kann. Die Kulturinseln der großen Mulde aber sind zu einem großen Theile einander sehr nahe gerückt worden, so daß man von der einen zur anderen kaum noch so viele Stunden braucht als vordem Tagereisen. Muß es einem da nicht bedünken, als ob das weite Land, von dem hier die Rede ist, der Kultur nunmehr endgültig und vollständig gewonnen sei! Noch durchschweifen den Chaparral und die Gebirge Horden des unbändigsten aller Indianerstämme — des Apachen-Stammes, der den Blaßgesichtern mehr als jeder andere Haß und Tod geschworen hat —, aber es scheint, als ob seine Stunden gezählt seien. Seine Niederlagen im Kampfe mit den mexikanischen und amerikanischen Truppen — mit den letzteren, wenn sie ihrer Gewohnheit gemäß aus dem einen Staatsgebiete in das andere flüchten — sind bedeutendere und bedenklicher geworden, und die Zahl seiner Glieder ist dadurch sehr zusammengeschmolzen. An ein Ueberfallen der Städte und Haciendas können die Wilden heute nicht mehr denken, und sogar die Viehdiebstähle von den Rauchos, die ihnen bisher neben den Mezquitebohnen und süßen Eicheln den Hauptlebensunterhalt lieferten, werden ihnen mehr und mehr zur Unmöglichkeit gemacht. Und fragen wir uns, warum es den Apachen in solcher Weise ergeht, und warum sie raschen Schrittes ihrem Aussterben entgegengehen, so werden wir wieder auf die Schienenwege hingewiesen, die das Land heute durchschneiden, sowie auf das Dampfroß, das es durchreilt. Auch die letzten Schlupfwinkel in den Barrancas der Sierra Madre sind

Digitized by Google

ihren weißen Feinden und Verfolgern dadurch verhältnißmäßig leicht nahbar geworden, und rasch sind ihnen dieselben allerwärts auf den Fersen.

Daß der Chaparral sich in der neuen Aera in einen einzigen ungehenern Weizen- und Maisacker umwandeln lassen werde, und daß die kahlen Felsengehänge daneben sich allerwärts mit einem grünen Waldkleide überziehen werden, darf man ja nicht glauben. Ist es aber nicht schon als ein großer Erfolg zu betrachten, wenn der Chaparral und die Gebirge nicht mehr Horde der Barbarei sind? Daß die Kulturoasen in der Nähe der Ströme unter den veränderten Umständen — bei der erhöhten Leichtigkeit des Absatzes der Produkte und bei der erhöhten Sicherheit des Besitzes — einer sehr beträchtlichen weiteren Ausdehnung fähig sein werden, ist uns an den Stellen, die wir in Augenschein genommen haben, nicht sehr zweifelhaft gewesen. Und ebenso haben wir auch die Ueberzeugung gewonnen, daß der nordmexikanische Bergbau noch lange nicht erschöpft ist, und daß man von ihm gleichfalls einen neuen Aufschwung erwarten darf. Große Anstrengungen werden freilich aufgeboten werden müssen, und daß jede Unternehmung glücken werde, wollen wir keineswegs prophezeihen.

Um unsere kulturgeographischen Betrachtungen über die nordmexikanische Mulde aber etwas weiter auszuführen und zu begründen, und die Aussichten, welche das Land in dieser Hinsicht bietet, in einem etwas konkreteren Lichte zu zeigen, schildern wir unter Hinweis auf unsere Abbildungen die Physiognomie der Hauptorte, die wir auf unserer Reise berührten, noch etwas mehr ins einzelne.

Zu diesen Orten gehören vor allen Dingen Chihuahua und Zacatecas, die Hauptstädte der gleichnamigen Staaten, von denen die eine in erster Linie den Typus einer nordmexikanischen Flußoasenstadt, die andere aber den Typus einer reinen Bergstadt zur Anschauung bringt. Es läßt sich an ihnen ganz besonders deutlich sehen, was die Spanier in dem Lande geschaffen haben, und was die Kräfte, die heute am Werke sind, erreichen wollen und können.

Betrachtet man die Lage Chihuahuas vom naturästhetischen Standpunkte aus, so wird man nicht umhin können, derselben das Prädikat „prachtvoll schön" beizulegen. Die vielgestaltigen vulkanischen Bergzüge, die die Stadt im Osten und Westen umgeben und die nur eine geräumige Thalebene an dem Chubisca-Flusse, sowie eine breite Passage für die Eisenbahn zwischen sich frei lassen, sind überaus malerisch, und der breizackige „Coronel" insbesondere, dem man seiner Gestalt nach noch tagtäglich einen neuen Ausbruch glutflüssiger Massen zutrauen könnte, erhebt sein Haupt ebenso stattlich unmittelbar über Chihuahua wie der Besuv das seinige über Neapel. Zu der Alleghany-Landschaft mit ihren ungegliederten, gleichförmigen Mauern und mit ihren langgestreckten, flachen Rücken steht diese mexikanische Berglandschaft in dem denkbar schroffsten Gegensatze. Man sieht ihr auf den ersten Blick an, daß die geologischen Agentien in ganz anderer Weise an ihr gearbeitet haben müssen: die Bodenschichten nicht vorwiegend in ruhige, regelmäßige Falten legend, sondern sie steil aufrichtend und regellos verwerfend, sie mit gewaltsamen Aschen- und Lava-Eruptionen durchbrechend, und die so entstandenen Erhebungen in der Zeit der Regen — unbeirrt und ungehemmt von einem dichten Pflanzenkleide — in allen denkbaren Richtungen zerwühlend und zerreißend. Es ist ein Bild, das einen Künstler unbedingt begeistern muß. Im höchsten Grade malerisch und zugleich im höchsten Grade exquisend erscheint einem auch das Baumgrün des Alamos, in das die Stadt hineingebaut ist, namentlich wenn man das Thal von dem Abhange des genannten Berges überblickt.

Wirthschaftsgeographisch ist das Bild im allgemeinen viel weniger tröstlich. Zur Entstehung reicher Fruchtlandschaften — wie es anderweit auf Erden in der Nachbarschaft von Feuerbergen der Fall zu sein pflegt in Italien, in Deutschland ꝛc. — hat der Vulkanismus in dieser Gegend freiwillig nicht geführt. Die Berggehänge, an denen wir emporsteigen, sind fast absolut kahl, und allenthalben starrt uns der graue, tode Fels — vorherrschend Andesit und Andesit-Tuff — entgegen. Derselbe ist zwar an der Oberfläche sehr morsch und bröckelig, und er zeigt uns durch diese Eigenthümlichkeit deutlich genug, daß auch das nordmexikanische Klima eine bedeutende Verwitterungskraft besitzen muß, aber eine nennenswerthe Vegetation irgend welcher Art trägt er nicht. Soweit er in den Schluchten — den sogenannten Barrancas —, die ihn kreuz und quer durchsetzen, bereinst etwa niederes Lebensreichen- und Kiefergestrüpp getragen haben sollte, so ist dasselbe durch den Brennholzbedarf der Hüttenwerke und der Haushaltungen in der Nähe der Stadt gründlich ausgerottet worden. Auch der graubraune Boden der Ebene aber, der sich aus den Zersetzungsprodukten der vulkanischen Felsen gebildet hat, ist während der langen Trockenzeit von den heißen Sonnenstrahlen so hart gebrannt worden wie Adobe, und wenn man ihn anschaut und anfühlt, so glaubt man nicht, daß daraus jemals pflanzliches Leben hervorsprießen kann. Die Esel und Maulthiere, die wir darauf ihr Futter suchen sehen, möchten wir auf das tiefste bemitleiden. Indessen trägt der Thalboden doch einen ziemlich dichten Wuchs von dornigen Mimosen und Euphorbiaceen, sowie von Cacteen und Opuntien, und auch an allerlei zierlichen Blümchen, die sich unter dem Dornengesträuch verstecken — wir legen namentlich eine Reihe von Synantheren, Papilionaceen und Labiaten in unser Herbarium ein —, fehlt es nicht vollständig. Und sobald die Gewittergüsse der Regenzeit beginnen und die steinharte oberflächliche Schicht des Bodens durch die Einwirkung der warmen Fluth aus den Wolken aufgeweicht wird, so genügen wenige Tage, um die Zahl der letzteren auch hier zu einer sehr gewaltigen zu machen und dem grünen Gesträuch einen sehr ungewöhnlich farbenreichen Untergrund zu geben. Alles in allem dürfte man das Gebiet des Conchos und seiner Nebenflüsse bezüglich der natürlichen Produktionskraft doch vielleicht noch höher zu stellen haben, als das westliche Texas. Die stärkere Verschmälerung des Kontinentes und die reichere vertikale Gliederung, sowie auch die größere Aequatornähe verstehen eben bezüglich der Reichlichkeit und Regelmäßigkeit der Niederschläge nicht, ihre günstige Wirkung geltend zu machen. Nur den perennirenden Gewächsen ist die Existenz auch in dem Conchos- und Chubisca-Gebiete auf das äußerste erschwert, und von ihnen überdauern die lange Trockenzeit, die an der fraglichen Gegend des öfteren acht Monate anhält, nur einige besonders organisirte Arten —, wenn anders der Mensch sie nicht in seine sorgsame Pflege nimmt und sie auch in der Zeit der Dürre mit Wasser versorgt.

Die Stadt Chihuahua selbst macht auf den Fremden einen sehr merkwürdigen Eindruck durch die niedere Bauart ihrer Häuser. Dieselben besitzen beinahe ausnahmslos nur ein Erdgeschoß, weil die Lage der Wohnräume zu ebener Erde in dem halbtropischen nordmexikanischen Klima die einzig zweckmäßige ist weil zugleich auch das vorherrschende Baumaterial — die sogenannte Adobe (d. i. lufttrockene Lehmziegel) — nicht das Aufführen hoher Paläste gestattet. Die Häufigkeit der Erdbeben in dem vulkanischen Lande ist wohl nur eine Nebensache dabei. Die Dächer der Häuser sind durchgängig flach und mit einer großen Zahl weit hervorspringender Regenabflußröhren versehen, was bei den ständfluthartigen Gewittergüssen, die in der nassen Jahreszeit — dem verhängnißvollen „tiempo de

Digitized by Google

aguas“ — auf sie herabstürzen, wohl sehr nothwendig sein mag. Die Gemächer führen ohne Ausnahme auf den innern Hof — den „patio“ —, der in den besseren Häusern mit Palmen und Blattpflanzen geschmückt ist und gleichzeitig als Garten dient, und in das Ganze ist nur durch einen Haupteingang, der mit einem schweren Thore versehen ist, hineinzugelangen. Jedes Haus ist eine kleine Festung, könnte man sagen, und das gemahnt uns an unser europäisches Mittelalter. Wie sollten die Besitzer von Geld und Gut bei der ewigen Bürgerkriegs- und Banditennoth, von der Mexiko während der letzten 75 Jahre heimgesucht worden ist, und unter der namentlich Chihuahua wiederholt schwer gelitten hat, nicht ängstlich darauf bedacht sein, sich gegen unerwartete Ueberfälle zu sichern! Soweit die Häuser überhaupt nach der Straße hinaus Fenster haben, so weit sind dieselben mit starken Eisengittern versehen, und auch dies hat ohne Zweifel seine triftigen Gründe. Um die öffentliche Sicherheit war es eben bislang in Mexiko nicht sehr glänzend bestellt. Der Fußboden des Patio, sowie auch derjenige der Zimmer ist in den besseren Häusern mit Steinplatten belegt, was sie im Verein mit der Erdgeschoßlage verhältnißmäßig kühl hält. In den Häusern der Aermeren besteht der Fußboden dagegen aus demselben Material, wie die Wände. Holz schont man beim Baue der Häuser ebenso wie bei ihrer inneren Einrichtung, und wenn man die kahle Landschaft rings um die Stadt anschaut, so nimmt einen das nicht wunder.

Die Umgebung von Zacatecas.

Den Glanzpunkt bildet in Chihuahua — wie in sämmtlichen anderen mexikanischen Städten — die Kathedrale, deren Erbauung gegen $3^1/_2$ Millionen Mark gekostet haben soll. Man darf diese stolze Kirche, die anderweit in einer Stadt von 25 000 Einwohner kaum denkbar wäre, und deren Thürme und Portale auf das reichste mit Arabesken und Statuen geschmückt sind, als ein Symbol der allgewaltigen Priesterherrschaft ansehen, die einst auf dem ganzen mexikanischen Gemeinwesen lastete. Daß die Priester auch heute noch, wo ihnen ein liberales Regiment in einem sehr konsequent geführten „Kulturkampfe“ die Spitze zu bieten sucht, einen großen Einfluß auf das Volk besitzen, verräth uns die große Zahl der Andächtigen, die beständig durch die Pforten der Kirche ein- und ausgehen. Gleichzeitig finden wir die Kirchenpforten freilich auch hier von Bettlern und Bettlerinnen, die in schmutzige Lumpen gehüllt sind, stark belagert, und auch manchem Kirchgänger und mancher Kirchgängerin möchten wir den Rath ertheilen, sich vor dem Beten zu waschen.

Nebenbei veranschaulicht uns die chihuahuensische Kirchenpracht übrigens zugleich die Reichthümer, die seiner Zeit aus den Silberminen von Santa Eulalia, von Santo Domingo, von Cosihuirachi, von Urigua, von Batopecachi, von Morelos, von Batopilas und von Parral zu Tage gefördert worden sind. Heute liegt der Bergbau dieser Distrikte, die sämmtlich in der chihuahuensischen Sierra Madre gelegen sind, im allgemeinen sehr im argen — mehr durch das in die Schächte eingedrungene Wasser als durch die

Digitized by Google

Erschöpfung der Gruben —, und heute würde man schon aus diesem Grunde einen ähnlichen Kirchenbau nicht ausführen können.

Vor der Kathedrale breitet sich die „Plaza“ aus (S. Abbildung 1) — eine Art Lustgarten, der mit Rosen, Akazien und anderem Strauchwerke bepflanzt und mit einem Springbrunnen sowie mit einem Musikpavillon geziert ist, und auf dem sich am Abend Arm und Reich zu ergehen pflegt. Hier findet man reiche Gelegenheit, mexikanische Volkstypen zu studieren: Damen in schwarzseidenen Spitzenmantillas und arme Frauen in blaukattunenen Rebozos, ihre Zigaretten rauchend, Landleute und Bürger in reichverzierten Mangas (Mänteln) und Sombreros (Hüten), Leperos (Vagabunden) in zerrissenen Frazadas (wollenen Decken) ꝛc. Freilich nimmt die europäische Kleidung heutzutage unter der Stadtbevölkerung mächtig überhand, und streng halten eigentlich nur noch die Frauen und die Proleten an der malerischen Nationaltracht fest. Eines sehr starken Zuspruches erfreuen sich bei dem abendlichen Korso-Schleudern auf der Plaza die Limonaden- und Pulqueverkäufer, die an den verschiedenen Ecken ihre Stände haben; denn das „tiempo de seca“ empfindet natürlich auch die menschliche Zunge.

Gegenüber der Kathedrale befindet sich an der Plaza der Municipalpalast — das Rathhaus — der ebenso wie die anderen Häuser Chihuahuas nur ein Erdgeschoß besitzt, der aber nichtsdestoweniger mit seinem Arkadenvorbau einen

Zacatecas.

recht stattlichen Eindruck macht. Ebendasselbe läßt sich auch von dem Bankgebäude und von den Häusern der reichen Privatleute, die die beiden anderen Seiten der Plaza einnehmen, behaupten.

Außer diesen Bauten sind in der Hauptstraße namentlich noch der neue Regierungspalast, in dem der Gouverneur des Staates haust, und die Münze — die „Casa de Moneda“ — erwähnenswerth. In der letzteren wurde Miguel Hidalgo, der Befreier Mexikos, von den Spaniern gefangen gehalten, und nahe dem ersteren erfolgte am 31. Juli 1811 seine Hinrichtung, so daß sich an beide Gebäude zugleich auch große historische Erinnerungen knüpfen.

Die genannten chihuahuenſischen Prachtbauten sind übrigens nicht aus Adobe, sondern aus einem Andesit-Tuff, der nahe bei der Stadt gebrochen wird, aufgeführt.

Sonst finden wir namentlich noch interessant den von hohen Mauern umschlossenen Markt — den „mercado“ —, in dem rauchende Indianerfrauen Früchte, Gemüse, getrocknetes Fleisch u. s. w. zum Verkaufe ausbieten, sowie den großen Aquaedukt, der die Wasserversorgung der Stadt von dem Chubisca her vermittelt. Die Aquaedukte sind neben den Kathedralen begreiflicherweise immer die hervorragendsten Bauten in den mexikanischen Städten.

Unmittelbar hinter der Stadt befindet sich eine große Allee von stattlichen Alamo-Bäumen — die sogenannte „Alameda“ —, und entlang dieser Allee fließt und plätschert das künstlich herbeigeleitete Wasser, daß es eine wahre Freude ist. Hier liegen auch — gleichfalls durch den großen Aquaedukt gespeist — die öffentlichen Bäder, und

Digitized by Google

wir würden sehr geneigt gewesen sein, uns in dieselben hinein zu stürzen, wenn sie nicht so schrecklich unsauber ausgesehen hätten.

Nahe bei dem Chubisca-Flusse, welcher in einiger Ferne an Chihuahua vorüberfließt, sehen wir in einem tief eingegrabenen Thale eine größere Schaar Männer unter starker Militärbedeckung an der Besserung einer Straße arbeiten, und auf Befragen erfahren wir, daß es Insassen des chihuahuenischen Zuchthauses sind, die auf diese Weise heilsam und nützlich an der freien Luft beschäftigt werden. Wahre Galgengesichter erblicken wir genug darunter, denen begegnet man in Mexiko zuweilen aber auch noch anderweit. Die lange Bürgerkriegszeit hat ja in schrecklicher Weise demoralisirend auf die Bevölkerung eingewirkt. Würde man alle einfangen und in ähnlicher Weise behandeln, so könnte man damit vielleicht noch manches andere öffentliche Werk sehr wirksam fördern — insbesondere vielleicht auch noch ausgedehntere Bewässerungsanlagen schaffen. Die Eisenbahnfrage ist mit der Stadt durch eine Pferdebahn verbunden, die gleich der Eisenbahn eine Yankee-Stöpfung ist. In Yankee-Hand liegt außerdem auch noch manche andere moderne Institution Chihuahuas, vor allem das Hotelwesen und der Buchhandel, so weit davon in der Stadt überhaupt die Rede ist.

Um uns einen Einblick in die Wunder zu verschaffen, welche die künstliche Bewässerung in der Chaparralgegend Chihuahuas hervorzubringen vermag, haben wir unsere Aufmerksamkeit insbesondere noch auf die großen Haciendas zu lenken, die in größerer und geringerer Entfernung um die Stadt herumliegen. Zu diesem Zwecke wenden wir uns ohne weitere Umstände an den größten der nordamerikanischen Hacendados, der auf spanisch Don Henrique Müller, auf deutsch aber Herr Heinrich Müller heißt, und der uns eine hübsche Illustration zu der Thatsache liefert, daß deutscher Fleiß und deutscher Unternehmungsgeist in den transozeanischen Ländern unter einigermaßen günstigen Verhältnissen manches vor sich zu bringen vermag. Der besagte Herr Müller besitzt nicht bloß in der Stadt das schönste und besteingerichtete Privathaus an der Plaza, sondern draußen vor den Thoren nennt er ganze Gebirgsketten und Stromsysteme sein eigen, und insgesammt verfügt er über Land und Leute auf nicht weniger als 15 000 qkm — also auf einer Fläche, die diejenige des Königreichs Sachsen noch sehr beträchtlich übertrifft. Da es sich bei seinen Besitzungen in der Hauptsache um Dornenstrauch-Wüste und um Flugsandstrecken, sowie um öden Felsengebirge handelt, so sagt die angegebene Zahl allerdings bei weitem nicht so viel, als sie zu sagen scheint, immerhin ist der Besitz des Herrn Müller aber auch seiner Qualität nach respektabel genug, und man darf denselben ganz wohl einem kleinen deutschen Fürstenthume vergleichen. In der Nähe von Chihuahua hat Herr Müller Tausende von Morgen mit Weizen bestellt, und auf den Weidegründen am Rio de Santa Clara und Rio de Santa Maria läßt er Tausende und aber Tausende von Rindern, Pferden und Schafen grasen. Mit Hilfe seiner Hirten — den bekannten „Vaqueros" — hat er auch gegen die Apachen, die seine Heerden bedrohen, öfters förmliche kleine Kriege auf seine eigene Hand zu führen. Daß er an den nordmexikanischen Silberbergwerken ebenfalls einen sehr hervorragenden Antheil hat, ist selbstverständlich.

Wir sind zwar mit keinerlei Einführungs- und Empfehlungsschreiben an den genannten Herrn versehen, aber wir rechnen darauf, daß er mexikanische Gastfreundschaft üben und nebenbei auch etwas landsmännische Gesinnung bewahrt haben wird. Und wir haben uns nicht getäuscht. Auf unser Klopfen öffnet sich die schwere Thür seines Hauses, und nachdem wir unsere Karte abgegeben haben, erscheint der nordmexikanische Grandseigneur ohne Verzug, und wir werden unter den Arkaden seines palmengeschmückten „Patio" beim Dufte einer Havanna-Zigarre mit ihm alsbald in eine äußerst instruktive Unterhaltung über nordmexikanische Natur- und Kulturverhältnisse verwickelt. Da Herr Müller nahezu ein Menschenalter in Mexiko wohnt, und da er sich lediglich durch seine Intelligenz und Thatkraft zu dem emporgearbeitet hat, was er ist, so bewährt er sich uns als ein vorzüglicher Kenner und Beurtheiler des Landes, und wir schulden ihm für das, was er uns mittheilte, dauernden Dank. Persönlich ist es dem genannten Herrn nicht ganz so wohl zu muthe, als man seinem Reichthume nach glauben möchte. Einer seiner erwachsenen Söhne ist bereits an der Lungenschwindsucht gestorben, und ein anderer — der letzte — geht augenscheinlich der schönen Palmen des Patio im Lehnstuhle liegend durch dieselbe schreckliche Krankheit sichtbar seiner Auflösung entgegen. Herr Müller meint, daß das nordmexikanische Klima daran schuld sei. Von plötzlichen Temperaturstürzen durch hereinbrechende „Northeres" bleibt ja auch Chihuahua nicht verschont, und die Staubstürme sind daselbst in der Trockenzeit geradezu furchtbar. Dazu kommt noch die geringe Dichtigkeit der Plateauluft. In Folge des Letzteren, der über seinem Hause waltet, ist auch der alte Herr nichts weniger als Optimist hinsichtlich seines Adoptiv-Vaterlandes. Trotzdem lautet aber das, was wir über die Kulturfähigkeit desselben aus seinem Munde vernehmen, im allgemeinen sehr ermuthigend und hoffnungsvoll. Wenn die Ruhe und Ordnung, die unter Porfirio Diaz herrschen gelernt hat, eine definitive ist, so kann ein höherer Aufschwung nicht ausbleiben, meint er.

Da wir in dem fremden Lande im allgemeinen noch lieber die Dinge selbst sehen als von ihnen reden hören, so ist es uns sehr angenehm, daß wir im Laufe des Gespräches von Herrn Müller aufgefordert werden, mit ihm zusammen eine kleine Inspektionsreise nach einem Theile seiner Besitzungen und Kulturen zu unternehmen. Wir finden uns zur festgesetzten Stunde ein, wir besteigen einen bereit stehenden „Buggy" von amerikanischer Art — ein weiteres bemerkenswerthes Stück „Amerika" auf dem mexikanischen Boden, wie wir glauben —, und auf ungemein staubiger Landstraße geht es in flotter Fahrt hinaus nach der Müller'schen Haupt-Hacienda, die etwa 12 km von der Stadt abseits liegt.

Das erste, was wir auf unserer Expedition in Augenschein nehmen, ist der große Bewässerungskanal, der von dem Chubisca-Flusse hinüber führt nach der weiten Thalbucht, die es zu besuchen gilt. Derselbe ist gegen 15 km lang, und er führt in reichlicherer Menge klares Wasser, als die Dürre ringsherum voraussetzen läßt. Da das letztere seine befruchtende Kraft aber in unvollkommener Weise bereits in den Kanalbette geltend macht, so sehen wir eine große Zahl indianischer und halbindianischer Arbeiter damit beschäftigt, Algen und andere Wasserpflanzen, die in ihm wuchern, und die ihn in kurzer Zeit zu verstopfen drohen, daraus zu entfernen. Herr Müller lobt uns die Leute ebenso wie seine übrigen Feldarbeiter als tüchtig und fleißig, und er zahlt ihnen für die Regel einen Tagelohn von 4 Realen (ungefähr 2 Mark), wobei sie sich aber selbst zu beköstigen haben. Unsere Frage, ob er die Indianerarbeit der Negerarbeit — mit der er von Missouri her wohl vertraut ist — vorzieht, bejaht er. Der Bewässerungskanal, an dem das ganze Wohl und Wehe der Landschaft hängt, ist übrigens nicht von seinem gegenwärtigen Besitzer, sondern von den Jesuiten, die die Hacienda einst besaßen, und die ihren Erben außer manchem Uebel auch manches Gute hinterlassen haben, angelegt worden. Seine Instandhaltung nur fällt jenem zur

Digitized by Google

Last, und dieselbe ist durch das üppige Wuchern der Wasserpflanzen, sowie durch das Hineinschwemmen von Sand- und Schlammmassen während der Regenzeit keineswegs leicht. Sie zu bewerkstelligen kann nur durch den Aufwand bedeutender Mittel gelingen, und mexikanische Landwirthe, die nicht Millionäre sind wie Herr Müller, werden sich aus diesem Grund bezüglich der Wasserökonomie immer zu größeren Verbänden zusammen zu thun haben. Von dem „Reservoir-System", durch das ohne Zweifel noch viel größere Mengen von Wasser für die Trockenzeit aufgespeichert werden können, das wir aber bei Chihuahua noch nirgends in Anwendung gebracht sahen, würde ganz dasselbe gelten. Sollten sich auf dem mexikanischen Plateau, das rings von hohen Gebirgen umgeben ist, und das in regelmäßigen Perioden so reichlich von Niederschlägen benetzt wird, übrigens nicht auch artesische Brunnen ebenso gut bewähren wie in Algerien? Die Friedens- und Ordnungs-Aera, die gegenwärtig über das Land hineingebrochen zu sein scheint, wird hoffentlich auch in dieser Beziehung ihre guten Früchte tragen. Unser Gewährsmann ist gleich uns der Meinung, daß der modernen Technik hinsichtlich der künstlichen Irrigation Nordmexikos noch ein sehr weites und aussichtsvolles Feld offen stehe. Die Reservoire, von denen wir reden, und die sich auf dem Plateau von Dethan so ausgezeichnet bewähren, müßten angesichts der Wucht, mit der die Gewittergüsse der Regenzeit eintreten, freilich ungeheuer fest gebaut werden. Immerhin scheint uns ihre Anlage in der Südhälfte des Staates Chihuahua sowie in Coahuila, Durango, Sonora u. s. w. viel thunlicher als in West-Texas — besonders der reicheren Gliederung des Bodens wegen. Neigen ja doch die nordmexikanischen Ströme zu einem großen Theile schon von Natur dazu, Seen zu bilden! Und gilt es doch eigentlich nur, die vorhandenen Barrièren und Dämme, die dem Wasser den allzu raschen Abfluß nach dem Meere wehren, an gewissen Punkten zu vervollständigen!

Das Hauptgebäude der Müller'schen Hacienda ist neu und aus einem ähnlichen vulkanischen Tuffgestein aufgeführt wie die früher genannten Gebäude der Stadt. Mehr noch als diese scheint es aber durch seine Bauart — durch seine stattlichen Schießrume und durch seinen festungsähnlichen inneren Hof — darauf berechnet zu sein, allenfalls auch einen feindlichen Sturm und eine Belagerung aushalten zu können, und wenn man bedenkt, daß die besser situirte mexikanische Landbevölkerung den Brandschatzungen von Freischärler- und Räuberbanden bis vor kurzem in einem noch viel höheren Grade ausgesetzt war als die Stadtbevölkerung, so findet man dies wohl begreiflich. Von den Apachen, mit denen Herr Müller anderweit mehr als einmal in unliebsame Berührung gekommen ist, und von denen er uns mancherlei zu erzählen weiß, steht an diesem Punkte, der hart an der Eisenbahn gelegen ist, nichts mehr zu befürchten.

In einiger Entfernung von dem burgähnlichen Herrenhause stehen die ausgedehnten Wirthschaftsgebäude sowie die kleinen Arbeiter- und Beamtenwohnungen, und der ganze Gebäudekomplex trägt auf diese Weise eine ähnliche aristokratische Gliederung zur Schau, wie wir sie bei unseren Rittergütern zu beobachten gewöhnt sind.

Die rückhaltloseste Bewunderung zwingt uns die große Gartenanlage unmittelbar neben dem Hauptgebäude ab. Dieselbe steht unter einem Gärtner aus Ostpreußen, der seine Schuldigkeit in der wackersten Weise zu thun scheint, und es werden in ihr die mannigfaltigsten Akklimatisationsversuche mit edlen Obstsorten und Handelsgewächsen aus Nord- und Süd-Europa gemacht, an denen Herr Müller das eingehendste Interesse nimmt. Eine ganze Reihe von den Versuchen scheint auch recht gut zu glücken, wenngleich sich über die Mehrzahl derselben der Jugend der Anlage wegen zunächst nichts Endgültiges sagen läßt. Am wenigsten wollte bisher die Kultur des Weinstockes gelingen, besonders weil ein kleiner Kerf regelmäßig seine jungen Blüthen und Triebe und ein anderer Insekt seine Blüthen zerstörte. Die Bewässerung der Pflanzen geschieht in dem Garten nach einer ähnlichen Methode, wie man sie in der lombardischen Ebene anwendet. Man läßt das Wasser durch kleine Seitenkanäle aus dem Hauptkanale täglich ein- oder zweimal über die einzelnen Beete dahin rieseln. Nebenbei arbeiten der Gärtner und seine Gehilfen aber auch eifrig mit dem Schlauche und der Spritze. Bei der herrlichen Baumblüthe und bei dem Blumenflor, der unser Auge erfreut, gedenken wir unwillkürlich des gefeierten Dresdener Thalfestes.

Was die Weizen-, Gersten- und Bohnenfelder betrifft, die sich unabsehbar hinter der Häusergruppe der Hacienda ausbreiten, so prangen diese auf dieselbe Art wie der Garten, im frischesten Grün, und Herr Müller versichert uns, daß sie ihm einen sicheren und reichen Ertrag zu gewähren pflegen. Ihre Bestellung geschieht zum Theil mit Hilfe von amerikanischen Maschinen.

Wir gestehen, daß uns das Stück Kulturarbeit, das wir da in Nordmexiko von deutschen Landsleuten verrichtet sahen, mit einem hohen Grade von freudiger Genugthuung erfüllte. Würden andere Deutsche in ähnlicher Weise auf dem mexikanischen Hochplateau vorgehen — mit großen Mitteln und mit genauer Berücksichtigung der Landesnatur — so dürfte man ihnen unfehlbar ähnliche schöne Erfolge mit ziemlicher Sicherheit voraussagen. Würden sie den Göttern für das Glück, das ihnen blüht, auch ähnliche schwere Opfer darzubringen haben, wie unser Gastfreund?

Auf dem Rückwege nach der Stadt begegnen uns zahlreiche Arbeiter — Männer und Frauen —, die auf Eseln und Maulthieren nach Hause reiten, nachdem sie ihr Tagewerk vollbracht haben. Dieselben grüßen uns in spanischer Sprache, und von einigen läßt sich Herr Müller kurzen Bericht über den Stand der Arbeiten erstatten. Aus zwei leichten Wägelchen, die an uns vorüberfahren, tönt uns dagegen zu unserer Verwunderung vertrauter deutscher Gruß entgegen, und wir erfahren von Herrn Müller, daß die Insassen deutsche Kaufleute sind, die ebenfalls in Chihuahua wohnhaft sind, und die in dieser Weise ihre Kundschaft auf dem platten Lande heimsuchen, um ihre Schnittwaaren und Kurzwaaren unter sie zu vertreiben. Auch sie sollen mit dem Gange ihrer Geschäfte zufrieden sein, und in guten Verhältnissen leben.

Auf unserer Fahrt von Chihuahua nach Süden liegt draußen vor den Fenstern ebenso öde Dornenwüste, wie wir sie rings um Chihuahua kennen gelernt haben, und dieselbe erscheint uns um so trostloser, als die schönen vulkanischen Berge südlich von dem chihuahuensischen Kessel weiter und weiter aus einander weichen, bis sie endlich unseren Blicken vollkommen entschwinden. Alles in der Landschaft ist grau in grau gefärbt: der Porphyrtuff und Kalkstein, der in der Ebene geradezu nackt und hart zu Tage steht wie an den Berggehängen, der Staub und der lockere Boden, der den Fels hie und da überdeckt, und ebenso das niedere Mimosen-Gestrüpp, die Kaktusgewächse und die Yuccas, die in dem Boden wurzeln. Nur der Himmel, der sich über allem wölbt, ist blau.

Ab und zu kreuzen wir auf eisernen Brücke einen Strom, der von der Sierra Madre herabkommt — den Pedro, den Conchos, den Florido —, und dann gewahren wir auch regelmäßig die deutlichsten Spuren von der lebenschaffenden Kraft des Wassers. Das Grün der Weizenfaaten leuchtet dann aus dem allgemeinen Grau doppelt freundlich heraus, und die Alamos erheben ihre Kronen doppelt stattlich empor. Wie schade, daß das Bild des Lebens immer ein sehr eng

Digitized by Google

umrahmtes ist, und daß es immer sehr schnell wieder dem Bilde des Todes Platz macht! Die genannten Ströme ähneln in ihrem Charakter durchaus dem Rio Grande: sie haben ein ungeheuer breites Bett, dasselbe ist aber in der Hauptsache nur mit grobem Steingeröll gefüllt, und die Wasserader, die in der Mitte oder an der Seite gen Osten hinrinnt, ist in der Trockenzeit eine außerordentlich spärliche und dünne. In der Regenzeit gewähren die Ströme ohne Zweifel einen ganz andern Anblick, das sagen die Geröllmassen vernehmlich genug. Welche gewaltige Menschenkraft würde aber wohl erforderlich sein, die Unbändigen alsdann zu zähmen und sie zu zwingen, statt kulturverheerend kulturfördernd zu wirken! Stauende Dämme von gewöhnlicher Stärke würden sie zerbrechen wie Kinderspielzeug.

Die Ortschaften, an denen wir vorbeikommen — Ortiz, Santa Rosalia und Jimenez — sehen ebenfalls nicht gerade nach wirthschaftlichem Wohlstande und nach kulturellem Aufschwunge aus. Sie bestehen sämmtlich aus niederen Adobe-Hütten, und an die Stattlichkeit von Chihuahua reichen sie nicht von ferne heran. Wie viel die genannten Städtchen von dem fließenden Wasser fürchten, und wie wenig sie davon für ihr Gedeihen erhoffen, das scheinen sie uns vor allen Dingen dadurch zu bekunden, daß sie sämmtlich von den genannten Strömen weit abseits liegen. Die künstlichen Bewässerungsanlagen sind bei Santa Rosalia, das im Thale des Rio de Conchos liegt, am ausgedehntesten, und dort fehlt es infolgedessen auch nicht an blühenden Fruchtgärten. Ob unter den obwaltenden Verhältnissen die heißen Quellen, die bei Santa Rosalia dem Boden entquellen, jemals dazu führen werden, dasselbe zu einem besuchten Badeorte zu machen, möchten wir aber bezweifeln. Dergleichen Nachwirkungen des Vulkanismus sind in Mexiko gar zu häufig, und zum Theil liegen sie in viel besseren Gegenden.

Daß die Stationsgebäude der genannten Städte keine Paläste sind, sondern rohe Bretterschuppen und baufällig gewordene, abgetakelte Waggons, begreift man, und ebenso auch, daß die Mahlzeiten, die uns darin serviert werden — im allgemeinen à l'américaine, und nur hie und da von mexikanischen „Frijoles" (Bohnen) und „Chile" (spanischem Pfeffer) begleitet — von sehr mittelmäßiger Qualität sind.

Auch das Volksleben endlich, das sich an den Zug heranbrängt, giebt uns Anlaß, den Aufschwung Mexikos in der neuesten Aera nicht zu sanguinisch zu beurtheilen. Schon das däucht uns bedenklich, daß so viele Leute Muße finden, herbeizueilen, sobald der Zug in die Station einläuft — und zwar herbeizueilen, ohne mitfahren zu wollen. Was treibt sie denn her? Zum Theil spähen sie nach einer Gelegenheit, die Fremden zu bestehlen, und der Kondukteur verschließt den Wagen nicht umsonst so sorgfältig, sobald wir ihn auf eine Viertelstunde verlassen. Im Norden des Rio Grande ist man solche Vorsicht ganz und gar nicht gewöhnt! Zum Theil wollen sie betteln, und um ihres Erfolges sicher zu sein, stellen sie uns in aufdringlichster Weise ihre Krankheiten und Gebrechen sowie ihren Schmutz und ihre Lumpen zur Schau. Zum Theil bieten sie Eßwaren und allerlei kleinen Tand, — Flechtwerk, Thonfiguren, Schmucksachen u. s. w. — feil, um daran einen Quartillo ($^1/_4$ Real) zu verdienen. Zum Theil endlich ist es nichts als Neugierde und Hang zum Nichtsthun, wenn sie ihr Tagewerk verlassen. — Bunt und interessant ist das Bild natürlich, und Figuren, die für Mexiko typisch sind, beobachten wir auch bei dieser Gelegenheit wieder die Menge: Leperos (Bettler), Arreros (Maulthiertreiber), Rancheros (Farmer), sanftmüthige Indianermädchen mit dampfenden Zigaretten im Munde u. s. w.

Reicheres Land und reichere Leute erwarten wir zu sehen, sobald wir bei Corallitos die Bodenschwelle überschritten haben, die das Conchosbecken von dem sogenannten Laguna-Distrikte scheidet. In der Nachbarschaft der Salzseen, nach denen diese Gegend benannt ist — der Laguna de San Nicolas und der Laguna de Parras — finden sich ja sowohl die bedeutendsten Baumwollenkulturen als auch der bedeutendste Weinbau Nordmexikos. Auf dem weitaus größten Theile der Fläche, die wir von Mapimi aus überschauen, hat die lange Trockenzeit aber auch hier alles Pflanzenleben ertödtet und verlengt, und was wir auf dem Boden gewahren, ist Soda und Salz sowie eine Art natürliches Heu aus Alkalipflanzen, das freilich keinem Hausthiere als Futter dienen kann. Zur Zeit der Regen füllen sich die genannten Lagunen aber zum Ueberlaufen, und dann sproßt aus dem dürren Wurzelwerk der überschwemmten Ebene neues Grün hervor. Die abgestorbenen Pflanzen können ebenso zur Sodabereitung dienen wie die direkten Ausblühungen des Bodens, und in einem gewissen Umfange wird diese Industrie thatsächlich betrieben, wenngleich der mexikanische Seifenbedarf im allgemeinen kein sehr starker sein kann. Namhaftere Kulturen finden sich auch in dem Lagunendistrikte nur oasenartig, und am zahlreichsten sind dieselben bei Lerdo, das an dem bedeutendsten Flusse, der die Lagunen speist — am Rio de Nazas — gelegen ist.

Von dieser Station aus steigt das Terrain wieder stärker und stärker, um endlich bei Zacatecas — 436 km weiter — eine der bedeutendsten Höhen zu erreichen, die die nordamerikanisch-mexikanische Schienenstraße zu erklimmen hat. Lerdo liegt nur 1136 m über dem Meeresspiegel, Zacatecas dagegen 2452 m, und es gilt also im Durchschnitt etwa 3 m Steigung auf jedem Kilometer zu überwinden. Trotzdem war auch auf dieser Strecke der Eisenbahnbau leicht, und vor allen Dingen war auch selbst hier nicht eine einzige Tunnelrung zu bewerkstelligen.

Im übrigen gehört der ganze Plateauhang noch vollständig der abflußlosen Region Mexikos an — ebenso wie der Lagunendistrikt —, und die Sterilität der Gegend ist eine so ausgesprochene, als sie nur sein kann. Die Charakterpflanzen der mexikanischen Dornenwüste — der Mezquite, der Nopal, der Bayonettbaum (die Yucca) und die verschiedenen Kaktusarten — werden daselbst aber allmählich höher und baumartiger, und wir merken daran, daß wir uns ihrer eigentlichen Heimath genähert haben. Zugleich gesellen sich ihnen auch hie und da — namentlich in der Nähe der Ortschaften, und wegen der festen Fasern und der Getränke, die sie liefern, künstlich von den Menschen gehegt — riesige Agaven zu (S. Abbildung 2). Die Yuccas sind hie und da wohl 10 oder 15 m hoch.

Kulturgeographische Lichtblicke bietet der Boden auch in dieser Gegend an seiner Oberfläche wenige, und falls eine kommende Generation nicht Riesenkräfte aufbietet, um die Wasserfrage zum besten der Kultur wirksamer als bisher zu lösen, so wird dieselbe vielleicht noch unbedingter als andere Gegenden des Landes zu ewiger Armseligkeit verurtheilt sein. Die Bewohner mögen sich dann nach wie vor über ihr Elend hinweg zu täuschen suchen, indem sie Pulque und Mezcal — die bekannten alkoholischen Agavengetränke — schlürfen!

Unendliche Schätze schlummern aber in dieser unfruchtbaren Wüstenei in der Tiefe, und bei Fresnillo und Zacatecas fallen uns auch allenthalben die Spuren davon in das Auge, daß die Menschen sich daselbst bereits dreihundert Jahre lang eifrig bemüht haben, diese Schätze zu heben: Bergwerkshalden, Pingen, Grubenbauten, Amalgamirwerke ꝛc. ꝛc. Das zacatecanische Erzgebirge ist in seinem inneren Baue anderen Erzgebirgen außerordentlich ähnlich. Vulkanische Massen — Porphyre und Trachyte — haben das azoische Gestein in den verschiedensten Richtungen durchsetzt und durchbrochen, und mit ihnen vergesellschaftet

Digitized by Google

finden sich jene reichen Silber- und Bleiglanz-Lagerstätten, die Mexiko lange Zeit zum ersten Silberlande der Erde gemacht haben. Soll dasselbe ja doch in den kolonialen Zeiten allein (bis 1821) für mehr als acht Milliarden Mark Silber gefördert haben! Einst standen die blanken Gänge bei Fresnillo und Zacatecas bis herauf an das Tageslicht, im Laufe der Zeit hat man aber auch hier hinab steigen müssen in bedeutende Tiefen, und man hat schwierige Stollen und Schächte in das feste Gestein hinein sprengen müssen. Die Förderungskosten sind dadurch allmählich sehr hoch geworden, und vielfach will die Ausbeute nicht mehr recht gestatten, daß man sie aufwendet. Einst führte auch wüster Raubbau zum Ziele, jetzt sind dagegen rationelle und wissenschaftliche Betriebsmethoden nothwendig geworden. Man hat da nun wohl fremde Bergbau-Ingenieure — namentlich deutsche — ins Land gerufen, die den Bergbau reorganisiren und die besseren Methoden zur Geltung bringen sollten. Dieselben haben aber an vielen Orten erkennen müssen, daß es ein übles Ding ist, auf einem schlechten Fundamente ein gutes Gebäude aufzuführen. Die frühere Methode hat ihnen einfach ihr Spiel in vielen Beziehungen von vornherein verdorben. Man lese da nur, was der gründlichste Kenner des mexikanischen Bergwesens, der vortreffliche Burkart, hierüber sagt[1])! Das Schlimmste aber ist, daß es in Mexiko außer der oberirdischen auch an dieser Stelle eine unterirdische Wasserfrage giebt. Auch beim Bergbau kommt das Ungestüm der mexikanischen Regengüsse in der empfindlichsten Weise zur Geltung. Oben am Tageslichte ist es der rasche Abfluß des atmosphärischen Wassers und der darauf folgende Mangel daran, der als die Hauptplage des Landes gelten muß, und unten in den Schächten ist es dagegen die nicht weichen wollende Ueberfülle, an der man laborirt. Die Gruben von Fresnillo sind sammt und sonders „ersoffen", wie der Bergmann zu sagen pflegt, und die Abflußstollen und Pumpwerke, die man zur Lösung der Wässer angelegt hat, haben sich bisher als völlig unzureichend erwiesen. Nicht ganz so schlimm liegen die Verhältnisse bei Zacatecas, das neben Guanajuato noch immer als die wichtigste mexikanische Bergbaustadt zu gelten hat, immerhin ist aber auch dort die Lösung und Hebung der Grubenwässer die Hauptschwierigkeit, an welcher der daselbst betriebene Bergbau krankt — von der Konkurrenz der ausländischen Silberförderung, die selbstredend ebenfalls berücksichtigt werden muß, zu geschweigen. Die amerikanischen Gesellschaften, die neuerdings auch in den hier in Frage stehenden Distrikten eine große Zahl von Minen in ihre Hand gebracht haben, sind auch thatsächlich in erster Linie darauf bedacht, diese Schwierigkeit zu beseitigen. Sie haben zu diesem Zwecke große Dampfmaschinen herbeigebracht, und wenn denselben noch andere folgen, so steht wohl zu hoffen, daß sie damit eine Reihe von schönen Erfolgen erzielen werden.

[1]) Vergl. Joseph Burkart, Reisen in Mexiko. Stuttgart 1834.

Erweisen die unter Wasser stehenden Schächte nicht übrigens nebenbei auch ganz prächtig, daß eine In-Banden-Legung der mexikanischen Wildwasser unter Umständen möglich ist? Wie viele Gärten von der Art des Müller'schen bei Chihuahua ließen sich wohl von den Schächten Fresnillos aus während der langen Dürreperiode bewuchten, wenn die geeigneten Apparate dazu geschaffen würden?

Was die Stadt Zacatecas betrifft, so ist das Bild derselben sehr dazu angethan, sich dem Auge unauslöschlich einzuprägen (S. Abbildung 3). Ringsum nackte graue Felsen, in deren Spalten nur ganz zerstreut ein Kugelkaktus oder eine Opuntie wächst; alle diese Felsen wild zerrissen von den Regengüssen und von den periodischen Strömen, und nicht minder wild durchwühlt von der Menschenhand; über alle emporragend, und die Kapelle eines wundertätigen Marienbildes tragend, die scharfzackige Trachyttrone der erzreichen „Bufa", die den nagenden Atmosphärilien besser als die anderen Felsen widerstanden hat; und in der tiefen Schlucht dazwischen endlich ein großes Gemeinwesen, das 75000 Seelen zählt, und das eine ganze Reihe von prächtigen Bauwerken aufzuweisen hat. Daß das letztere auf eine einzige Hilfsquelle, die in der Tiefe verborgen sein muß, begründet ist, sieht man auf den ersten Blick, zugleich sieht man aber auch, daß diese Hilfsquelle eine außerordentlich reiche gewesen sein muß. Um das Trinkwasser für die zahlreiche Bevölkerung herbeizuleiten, hat man einen Aquadukt gebaut, der noch viel gewaltigere Dimensionen aufweist, als der chihuahuensische. Im übrigen hat man aber die durch den Silberbergbau erzeugten Kapitalien ganz wie in jener Stadt vor allen Dingen in stattlichen Kirchen- und Klosterbauten fixirt. Die Kathedrale insbesondere gilt mit gutem Grunde als eine der schönsten des Landes. Unter den weltlichen Bauten aber ragen außer dem Aquadukt namentlich wieder die Casa de Moneda (die Münze), die Aduana (das Zollgebäude), die Casa del Estado (der Regierungspalast) und die Casa del Gobierno (der Palast des Gouverneurs) hervor. Zacatecas ist offenbar in allen Stücken von ganz demselben Geiste beherrscht gewesen wie Chihuahua. Zur Belustigung des Volkes hat man mit Hilfe der Wasserleitung auch in Zacatecas eine kleine Promenade geschaffen, die sehr bezeichnend „Plazuela de Rosales" — Rosenstock-Plätzchen — heißt, und auf der in den Abendstunden öfters Militärmusik ertönt. Zu einer schattigen Alamos-Avenue, wie sie Chihuahua besitzt, reichte das Wasser aber offenbar nicht zu. Von der Eisenbahnstation hinab nach der Stadt führt selbstverständlich auch bei Zacatecas ein „horsecar", man darf dieses moderne Vehikel, das im Gefolge des „Ferrocarril Central Mexicano" einhergegangen ist, aber auch bei dieser Stadt nicht ohne weiteres als ein Zeichen davon ansehen, daß das Mittelalter schon völlig daraus entwichen ist. Die unteren Volksklassen erscheinen uns in Zacatecas zwar nicht ganz so bettelhaft wie in den genannten kleineren Städten, immerhin aber noch bettelhaft genug.

Die chinesische Frau.

Nach einem Vortrage des Professors C. Arendt vor dem Orientalischen Seminar zu Berlin gestaltet sich das Bild der chinesischen Frau etwa wie folgt: Die Stellung der Frau in dem „Himmlischen Reiche" war von jeher eine sehr niedrige und aus der älteren chinesischen Litteratur gewinnen wir ein graufiges Bild ihrer Behandlung in jenen längst verflossenen Zeiten. Im Laufe der Jahrtausende haben zwar allmählich mildere Anschauungen und menschlichere Gesetze Eingang gefunden, aber auch jetzt noch spielt sich in China das Walten des Weibes in einer außerordentlich beschränkten Sphäre ab.

Schon bei der Geburt wird das Mädchen weniger bewillkommnet als der Knabe, wenn auch nur aus dem Grunde, daß die für das Heil der Vorfahren so nothwendigen Ahnen-

Digitized by Google

opfer, die dem Volke das Heiligste und Theuerste bei seinem Kultus sind, nur von den Söhnen dargebracht werden können. Früher fand die Entthätigung der Eltern häufig genug durch das Aussetzen des unwillkommenen Töchterchens Ausdruck, heutzutage aber ist der Mädchenmord durch Aussetzen, obwohl noch kein Gesetz gegen ihn existirt, viel seltener geworden, was hauptsächlich wohl dem günstigen Einflusse der Mandschu-Dynastie auf das Chinesenthum zuzuschreiben ist. Schon die Sprache deutet an, wie geringschätzend der Chinese das ihm geborene Töchterlein betrachtet, nämlich als „betsien-puo“ (verhinderungende Waare); häufig genug findet freilich auch die elterliche Liebe einer der schönsten Charakterzüge der Chinesen, in den Benennungen tsien-tsin (tausend Goldstücke) und „ling-ai“ (hochgeachtete Lieblinge) ihren Ausdruck.

Bis zum 12. oder 13. Jahre gilt das Mädchen als Kind, erfreut sich ruhig seiner Freiheit und darf sich sogar auf der Straße zeigen; lang herabwallende Zöpfe sind seine Zierde bis zum 15. Lebensjahre, wo dieselben einer der wunderlichen chinesischen Haartrachten weichen müssen. Bis zum 10. Jahre geben die Mädchen vielfach in Knabenkleidung, besonders in Peking, und allgemein in Familien, denen Knaben versagt sind. Sie werden auch bei den dienenden Klassen zu Fleiß und Sittsamkeit sowie in den Pflichten des Haushaltes erzogen, und die Ausstattung, die sie später ihren Männern mitbringen, ist meist von ihren eigenen Händen gearbeitet. Aber schon während dieses ersten heiteren Lebensabschnittes erfährt die Tochter das erste Unrecht seitens ihrer Eltern: sie wächst — mit seltenen Ausnahmen — ohne allen Unterricht auf, an Lesen und Schreiben oder gar Kenntniß der Litteratur ist kein Gedanke. Die Ausnahmen sind in der Regel in denjenigen Familien zu finden, welchen keine Söhne beschert sind, und die allgemeine Unwissenheit der chinesischen Frauen bleibt trotz der Dichterinnen und Schriftstellerinnen, von denen man in China öfters gehört hat, eine unumstößliche Thatsache.

Für die ausblühende Jungfrau beginnt mit dem 12. oder 13. Jahre eine fremdose Zeit. Sie wird dann völlig aus der Gesellschaft verbannt: das Mädchen im Kämmerlein“, das „im Hause sitzende Mägdelein“ lauten die charakteristischen chinesischen Bezeichnungen für das Mädchen in diesem Alter. Mit keinem männlichen Wesen, selbst nicht mit den älteren Brüdern, darf sie verkehren; nur in dichtverschlossener Sänfte darf sie das Haus verlassen, und wenn ein Mann dem Hause naht, muß sie sich verbergen. Wird sie Braut, so wird sie einem ihr unbekannten, nie gesehenen Manne verlobt, zu dem sie keinerlei Zuneigung besitzt, dessen Liebe sie aber erwerben, den sie sich gewinnen soll, und falls ihr dies wirklich gelingt, den sie dann möglicherweise mit anderen Frauen theilen muß. Da ist es kein Wunder, daß die Jungfrau vor der Ehe zurückschreckt, daß sie den Tod den langen Leiden einer unglücklichen Verbindung vorzieht. Und daß dies vielfach der Fall ist, daß die chinesische Jungfrau nicht der Trostlosigkeit ihrer Lage unbewußt ist, weil sie nichts besseres kennt, wie öfters von europäischen Beobachtern behauptet worden ist, das beweist das häufige Vorkommen von Selbstmord unter chinesischen Mädchen, die Braut geworden sind. In der Nähe von Kanton wird z. B. das „Jungfrauen-Grab“ gezeigt, wo in den 40er Jahren unseres Jahrhunderts 15 Jungfrauen, die zu gleicher Zeit verlobt waren, sich gemeinsam enträrnten, um ihrem unglücklichen Loose zu entgehen, und noch im Jahre 1873 haben acht junge Mädchen bei Kanton aus derselben Ursache sich in ähnlicher Weise das Leben genommen.

Die Verlobten sehen sich erst dann, wenn sie vermählt werden, wenigstens gilt diese Regel sehr streng für die besser situirten Stände —, Mädchen aus niederen Ständen müssen allerdings oft auf die Straße, so daß junge Männer aus ihren Kreisen Gelegenheit finden, sie zu sehen. In solchen Fällen kommen also Neigungsheirathen vor, aber selbst da sind sie selten, weil die Kinder von den Eltern in einem Alter verheirathet werden, wo des Jünglings oder des Mädchens Herz sich der Liebe noch nicht hat erschließen leenen. Auch fehlt dem Chinesen jener sentimentale, beziehungsweise gemüthvolle Zug, ohne den wir uns das aufkeimende Gefühl der ersten Liebe nicht denken können.

Dieser über tausendjährige Gebrauch der Verheirathung in frühester Jugend ist zum Glaubensartikel des Volkes geworden, und es besteht nicht die geringste Aussicht, ihn zu ändern. Etwas anders liegen die Verhältnisse nur auf dem Lande, wo Ackerbau getrieben wird. Dort erfreuen sich die Mädchen vollkommener Freiheit, so daß die Wünsche der jungen Leute von den Eltern berücksichtigt werden können. Aber meist werden sie auch dort schon als Kinder ehelich verbunden, und zwar in der Weise, daß das Mädchen im Alter von sieben bis acht Jahren in das Haus der Schwiegereltern aufgenommen wird, und dann dort zur Familie gehört; im 15. Lebensjahre des Mädchens findet die Heirath statt. Der Jüngling erhält also seine Braut aus den Händen der Eltern ohne Wahl, aber diese Wahl seitens der Eltern wird nicht ganz selbständig vorgenommen, sondern sie bedienen sich dabei einer besondern Klasse von Menschen — der „Zwischenträgerinnen“, öfters auch wohl männlicher Vermittler. Dieses Amt ist kein besonders ehrenhaftes, und in Peking emanzipirt man sich in letzter Zeit etwas von diesen Leuten; die Verbindung der Paare wird dann durch Verwandte vermittelt und nur beim Kauf der „Nebenfrauen“ bedient man sich der Zwischenträgerinnen.

Behufs der Abschließung der Ehe findet nun zunächst die Personalinspektion der Braut („yankan“) durch die Eltern des Bräutigams statt. Sind sie mit dem Ergebniß dieser Besichtigung zufrieden, so folgt die Verlobung („lanting“), bei welcher Gelegenheit die Braut zwei Ringe und zwei Armbänder, mit einem rothen Fädchen verbunden, sowie einen Federschmuck für den Kopf und einen Fächer von den Eltern des Bräutigams erhält. Sobald nun der Hochzeitstag festgesetzt ist, folgt seitens der letzteren die Uebersendung der Hochzeitsgeschenke, die aus sechs verschiedenartigen Dingen bestehen müssen — darunter die Brautkleider, ein Kopfschmuck, acht Schafe, acht Gänse und acht Krüge Reisbranntwein; bei den ärmeren Familien genügt auch weniger, wenn nur die sechs Arten vertreten sind. Die Schafe und Gänse sind rosa gefärbt, und in Peking z. B. sehen so gefärbte Thiere auf den Märkten immer zum Verkauf. Die letzte der Trauungszeremonien bildet die Ueberführung der Ausstattung der Braut in das Haus des Bräutigams; auch das Kleid, das dieser zu der Hochzeit tragen soll oder — wenn er schon Mandarin ist —, die Uniform seines Ranges, wird ihm seitens der Braut geschickt. Zur Einleitung der Hochzeit begiebt sich eine ältere Frau zu der Braut, welche ihrer harrt und zum Andenken an ihre Kindheit ihre Zöpfe lang ausgerollt hat; über den Kopf schlägt sie ein Tuch („keitan“) und besteigt dann mit jener Frau die Sänfte, welche dicht verschlossen und verhängt wird. Im heißen Sommer kommt es öfters vor, daß die Braut wegen der dichten Verhüllung der Sänfte und der dadurch bewirkten Abspererung der Luft auf dem Wege zu ihrem Gemahl erstickt. Endlich langt der Zug am Hause des Bräutigams an; im Hofe erhebt sich ein Tisch als Altar, auf dem Weihrauch angezündet wird; Braut und Bräutigam fallen nieder und berühren mit der Stirn die Erde, um die Gottheit zu ehren. Dann treten sie ins Haus ein, dessen Schwelle mit Aepfeln („peng“) und Sätteln („an“) bedeckt ist — eine Sitte,

Digitized by Google

die bei der Bielbeutigkeit der chinesischen Wörter durch ein Wortspiel tiefere Bedeutung zeigt, denn „peng“ bedeutet auch Friede und „an“ Eintracht. Dann nimmt der Bräutigam der Braut den Schleier ab und sieht sie zum ersten male, während sie ihn durch graziöse Handbewegungen und Verneigungen, in denen die Chinesinnen die vollendetste Anmuth entfalten können, begrüßt. Die beiden anwesenden Mütter laden nunmehr die Neuvermählten zum Genusse der aufgetragenen Gerichte ein. Am folgenden Tage erhält die junge Frau eine neue Haartour, und aus den Locken zur Seite der Schläfen wird ihr je ein Stück herausgeschnitten, durch welche Haartracht man die Frauen von den unverheiratheten weiblichen Personen unterscheidet. Sodann erfolgen die wichtigen Ahnenopfer, an denen die Frau theilnimmt, und das junge Paar erweist den beiderseitigen Eltern durch Niederfallen seine Verehrung.

Dem chinesischen Volke ist der Glaube an höhere Mächte, welche den Abschluß der Ehe herbeiführen, nicht fremd, aber die Gottheit, welche die Herzen zusammenführt, wird nicht als rosiger Knabe, sondern als Greis mit wallendem Barte gedacht — „der Alte unter dem Monde“ wird er von den Chinesen genannt.

Hat nun „der Alte unter dem Monde“ der jungen Frau eine gute Stätte bereitet, und genießt sie seitens ihres Mannes eine gute Behandlung, so läßt sich annehmen, daß sich im Laufe der Zeit wachsende Neigung, selbst Liebe einstellt. Aber eine ihren vorzüglichen Eigenschaften entsprechende Stellung hat die junge Frau im besten Falle nicht gefunden. Seit ihrer Kindheit klingt ihr immer und immer wieder das eine Wort in den Ohren — Gehorche! Als Tochter hat sie den Eltern, als Frau ihren Schwiegereltern zu gehorchen, und seitens der Schwiegermutter hat sie oft eine grausame Behandlung zu erdulden. Im Laufe der Jahre gestalten sich zwar die Verhältnisse für sie oft günstiger, der Mann wird vielleicht versetzt, und die Frau wird dann nach ihm die erste im Hause, niemals aber repräsentirt sie das Haus. Für immer ist sie vom geselligen Leben geschieden, keine Vergnügungsorte, Theater u. s. w. sind ihr zugänglich, sie vermag nicht durch Lesen sich die Zeit zu verkürzen, den klugen Gesprächen der zum Besuche kommenden Freunde ihres Mannes darf sie nicht folgen, sondern sie muß bei solchen Gelegenheiten einsam in ihrem Kämmerlein sitzen. Diese Ausschließung der Frau vom geselligen Leben ist es, welche die Verwilderung der Sitten bei den Chinesen zum größten Theile verschuldet; es genügt hier anzudeuten, daß im chinesischen Theater die Grenzen des Glaublichen oft überschritten werden.

Aber man muß sich die chinesische Frau trotz alledem nicht gerade als Gefangene denken. Zunächst kann sie Besuche ihrer Freundinnen empfangen und erwidern. Ferner hat die Frau meistens einen kleinen Garten am Hause zu ihrer Verfügung, und im Sommer macht sie mit ihrem Gatten Ausflüge aufs Land und in die Berge, wo der Etikettenzwang und die Absperrung gegen Fremde etwas weniger streng ist.

Derjenige Spielraum, der der Frau für ihre Bewegungen gegeben ist, wird aber wesentlich erweitert, sobald sie Mutter ist und im glücklichen Kreise ihrer Kinder thätig sein kann. Erst als Mutter ist sie die vollberechtigte Gattin ihres Mannes, denn wenn ihr Wunsch nach Kindern nicht erfüllt wird, so hat der Mann das Recht, sich von ihr scheiden zu lassen. Ist sie aber mit Kindern gesegnet, so ist sie die beste aller Mütter, und ihr Name „die Liebevolle“, wie sie bei den Kindern heißt, enthält fast immer ein verdientes Lob. Durch treue Erfüllung ihrer Mutterpflichten kann die Frau auch zum Ziele der Herrschaft im Hause gelangen, wofür sie in ausgezeichneter Weise beanlagt ist.

Es existirt in China eine modifizirte Form der Polygamie, die aber nicht häufig ist, da der Chinese nur eine wirkliche Gemahlin haben kann, und nur in dem Falle, daß diese ihm keine Kinder gebirt, sich eine zweite Gemahlin bei Lebzeiten der ersten sich antrauen lassen darf. „Nebenfrauen“ dagegen, die unter seiner Gemahlin stehen, kann der Chinese so viele nehmen, wie er will; dies geschieht häufig und ohne Trauungsceremonien. Eifersucht seitens seiner Gemahlin giebt es ja nicht, die ist gesetzlich verboten. Die Kinder der Gattin und die der Nebenfrauen sind vollkommen gleichberechtigt; die Nebenfrauen selbst sind aber nur die Dienerinnen der Gemahlin und die Mägde des Mannes.

Trotz der Möglichkeit, Nebenfrauen zu nehmen, finden sich doch häufig Beispiele ehelicher Treue, und wie sehr die Chinesen Gattentreue und Mädchentugend zu würdigen wissen, das beweisen die vielen Ehrenbogen im Lande, welche Frauen und Jungfrauen zum Denkmal errichtet worden sind. Welch ein Widerspruch liegt ferner nicht darin, daß die Stellung der Frau in China eine so gedrückte ist, und daß trotzdem die Kaiserinnen das Recht der Ausübung der Regentschaft haben. In unseren Tagen haben wir ja eine nahezu 30jährige Regentschaft von zwei Frauen auf dem chinesischen Kaiserthrone erlebt, ein Zeichen, welches Zutrauen die Chinesen zum Verstande und zur Tugend der Frauen hegen. Eine sehr schöne Sitte ist es weiter, daß den Müttern großer Staatsmänner von der kaiserlichen Regierung Ehrentafeln mit im Guß geschriebener Widmung zugelandt werden, welche die Anerkennung dafür aussprechen, daß sie die Erziehung ihrer Söhne in so vortrefflicher Weise geleitet haben.

Nach dem Tode des Gatten sich wieder zu vermählen, gilt in China für die Frau als eine Schande.

Nach dem Gesetze muß sie dann dem ältesten Sohne gehorchen — in Wirklichkeit gestaltet sich dieses Verhältniß aber vielfach zu einem überaus idealen und würdigen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach „Nature“ sind die archäologischen Untersuchungen in Norwegen im letztvergangenen Jahre bis 70°-15′ nördl. Br. ausgedehnt worden. Die dabei gemachten Funde von Pfeilspitzen, Messern, Meißeln 2c. scheinen zu beweisen, daß die Küste schon in vorhistorischer Zeit bis in diese Gegend ziemlich stark bevölkert war, daß aber die Bodenkultur erst später begann. Bronzegegenstände wurden in dem nördlichen Norwegen nirgends gefunden, woraus man vorläufig schließen müßte, daß die Menschen der dortigen Steinzeit unmittelbar mit Menschen der frühen Eisenzeit in Berührung kamen, und von diesen den Gebrauch eiserner Geräthe und Waffen annahmen, ohne ein Bronze Alter durchzuleben. Aus Feuerstein fanden sich ebenfalls keinerlei Gegenstände.

Digitized by Google

Asien.

— In der Mai-Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde hielt unser Mitarbeiter, Herr Ernst Hartert, einen Vortrag über Assam. Das betreffende Land besteht im wesentlichen aus dem Flußthale des Brahmaputra zwischen dem Grenzposten Sadiya und dem Orte Dhubri (an der großen Biegung dieses Stromes), und nur im Süden ist es gebirgig. Der Himalaya, der hier sehr unzugänglich ist, und nur von einzelnen Punditen überschritten wurde, gehört nicht dazu. Die Stromebene ist namentlich in ihrem unteren Theile mit Jute, Reis und Zuckerrohr angebaute, alluviales Schwemmland, und der Strom übertrifft an Stattlichkeit den Mississippi ebenso wie den Niger. Vielfach ist er in mehrere Arme getheilt, und diese Arme werden theilweise auch in der trockenen Jahreszeit von Raddampfern benaen befahren — bis gegen Dibrugarh aufwärts. Zu Tezpur und Gauhati zeugen stattliche Ruinen von einer alten, hohen Kultur, die durch feindliche Invasionen — besonders aus Birmah — zu Grunde ging. Heute ist Assam von einem sehr bunten Völkergemisch bewohnt — von Khampits in der Ebene, Miri oberhalb Bisnath, Bär-Khamptis in den östlichen Bergen, Nagas südlich vom Tibsing, Duns, Kotsch, Mischmi ꝛc. — Die Hauptkultur Assams ist gegenwärtig die Theekultur. In dem Patkoi-Gebirge wird eine Schwarztee abgebaut, und bei Margherita hat man Petroleumquellen in Angriff genommen.

— Aus Batavia wird unterm 20. April d. J. mitgetheilt, daß Professor Wichmann von Roti nach Makassar zurück gekommen ist. Seit November v. Js. hat er Buru, Flores, Timor Kupang, Roti und verschiedene andere Inseln besucht, um die Geologie derselben zu studiren, und er soll mit dem Ergebniß, namentlich betreffs Roti, sehr zufrieden sein. Professor Wichmann wollte nun noch das Tengerische Gebirge im Osten von Java besuchen, sich dann noch einige Zeit in Buitenzorg aufhalten, und Ende Mai nach Holland zurückkehren.

— Nach dem „Chinese Recorder“ sind gegenwärtig nicht weniger als 40 verschiedene protestantische Missionsgesellschaften bemüht, das Christenthum in China zu verbreiten. Die älteste darunter ist die „London Missionary Society“, die seit dem Jahre 1807 am Werke ist (heute mit 65 Missionären und 80 eingeborenen Helfern), und die größte die „China Inland Mission“ (mit 316 Missionären und 130 eingeborenen Helfern). Die Zahl der protestantischen Konvertiten kann freilich nicht groß genannt werden, denn die ersgenannte Gesellschaft zählt gegenwärtig nur 3695 Kommunikanten und 1987 Schulbesucher, und die zweite nur 2415 Kommunikanten und 153 Schulbesucher. Erfolgreicher scheint die protestantische Mission in Japan zu sein, wo die neueste statistische Aufstellung (für 1888) 443 Missionäre (133 presbyterianische, 101 methodistische, 81 congregationalistische, 76 episkopalische und 43 baptistische), 25514 Kommunikanten und 9698 Schulbesucher angiebt.

Afrika.

— Während über Tippoo-Tib wieder sehr bedenkliche Nachrichten laut werden, äußern sich der stellvertretende Generalgouverneur des Kongo-Staates Ledegank und der Kommandeur von Leopoldville, Lieutenant Liebrecht, die vor kurzem nach Brüssel zurückgekehrt sind, über die Lage am Kongo sehr günstig. Bei Leopoldville sollen die Fortschritte der Kultivation bedeutende sein, und eine große Strecke um die Station soll nunmehr mit Nutzgewächsen der verschiedensten Art bebaut sein. Bei Stanley Pool ist die Autorität der Regierung nicht weiter angefochten, und die Stammesfehden haben gänzlich aufgehört. Der Dampferverkehr auf dem Stromne hat sich sehr vervollkommnet. Das feste Lager am Aruwimi ist nahezu fertig, und auch diese fernste Gegend sieht unter dem unbestrittenen Einflusse der staatlichen Gewalten. — An Verlusten hat der Kongo-Staat neuerdings namentlich den Tod Swinburne's, des ehemaligen Sekretärs von Stanley, zu verzeichnen.

— Bezüglich der Tschinde-Mündung des Zambesi bestätigen die neueren portugiesischen Angaben die von uns (S. 320) geäußerte Vermuthung. Der betreffende Stromarm findet sich auf der Karte Affonso Sacramento's als Inhaombe eingetragen, und die Natur seiner Barre ist den Regierungsingenieuren seit lange ebenso bekannt wie diejenigen der übrigen Delta-Arme. Sämmtliche Barren sind beständigen starken Wechseln unterworfen und verändern ihre Lage und Fahrwasserliefe bisweilen im Verlaufe weniger Stunden von Grund aus. Sogar Inseln bilden sich in ungläublich kurzer Zeit aus ihnen. Die beste Mündung, die seit Jahrhunderten die Tiefe von 21/2 Faden beibehalten hat, war die Cuaqua-Mündung bei Quilimane, und wenn man den Zambesi in eine gute Schiffahrtsstraße verwandeln will, so wird man zwischen dem oberen Cuaqua und dem Zambesi einen Kanal anlegen müssen.

Nord- und Mittelamerika.

— Lord Hugh Cecil Lonsdale hat im vergangenen Jahre eine ausgedehnte Reise in dem arktischen Nordamerika unternommen, über die amerikanische Blätter Folgendes berichten: Im Februar 1888 von England ausfahrend, wandte sich der Reisende zunächst über Montreal nach Winipeg und dann nach dem mittleren Saskatchewan und nach dem Green Lake. Hierauf ging er mit Hundeschlitten — der letztere Schneedecke halber meist bei Nacht reisend — nach dem Büffel-See (Buffalo Lake) und nach Fort Mc Murray, an der Vereinigung des Clear Water mit dem Athabaska. Nach dem Ausbruche der Eisdecke — am 4. Mai — wurde die Reise auf dem letzteren Strome nordwärts weiter fortgesetzt, zum Theil unter großen Beschwerden und Entbehrungen wegen des Eisganges. Dann wurde der Friedensfluß und der Sklavensee befahren, und ebenso der Mackenzie und der Große Bärensee, auf welch letzterem das Eis erst am 19. Juli aufgebrochen war. Endlich ging es den Mackenzie hinab nach Kap Bathurst und Banks-Land, und dann den Porkupine und Yukon abwärts nach Alaska, von wo der Reisende über San Francisco zurückkehrte. Die größte ausgestandene Kälte betrug 61° F. (ca. 53° C.).

— Nachrichten aus New-York besagen, daß der Dampfer „Alvena“ im Mai dieses Jahres nach Greytown abgefahren ist, um das Personal und den nöthigen Apparat zur Inangriffnahme des Nicaragua-Kanales dahin überzuführen. Die Arbeiten, mit denen unmittelbar begonnen werden soll, beziehen sich vor allem auf die Hafenanlagen von Greytown. Die üble Lage des Panamakanales, wo die Arbeiten gegenwärtig vollkommen ruhen, und wo das bereits Erreichte durch die klimatischen Einflüsse wieder vernichtet zu werden droht, hat die Amerikaner also nicht abgeschreckt, sondern vielmehr ermuntert, an die Ausführung ihres Konkurrenzprojektes zu gehen.

Inhalt: Dr. R. v. Lendenfeld: Die Gletscher Neuseelands. (Mit zwei Abbildungen.) — Dr. Emil Deckert: Reiseerinnerungen und Studien aus Mexiko. III. (Mit drei Abbildungen.) — Die chinesische Frau. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nord- und Mittelamerika. (Schluß der Redaktion am 8. Juni 1889.)

Redakteur: Dr. G. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

DATE DUE

AUG 1 6 2002

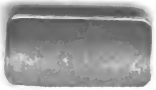
AUG 1 6 2002

Digitized by Google

3 9015 05360 9247

Digitized by Google

3 9015 05360 9247



Digitized by Google